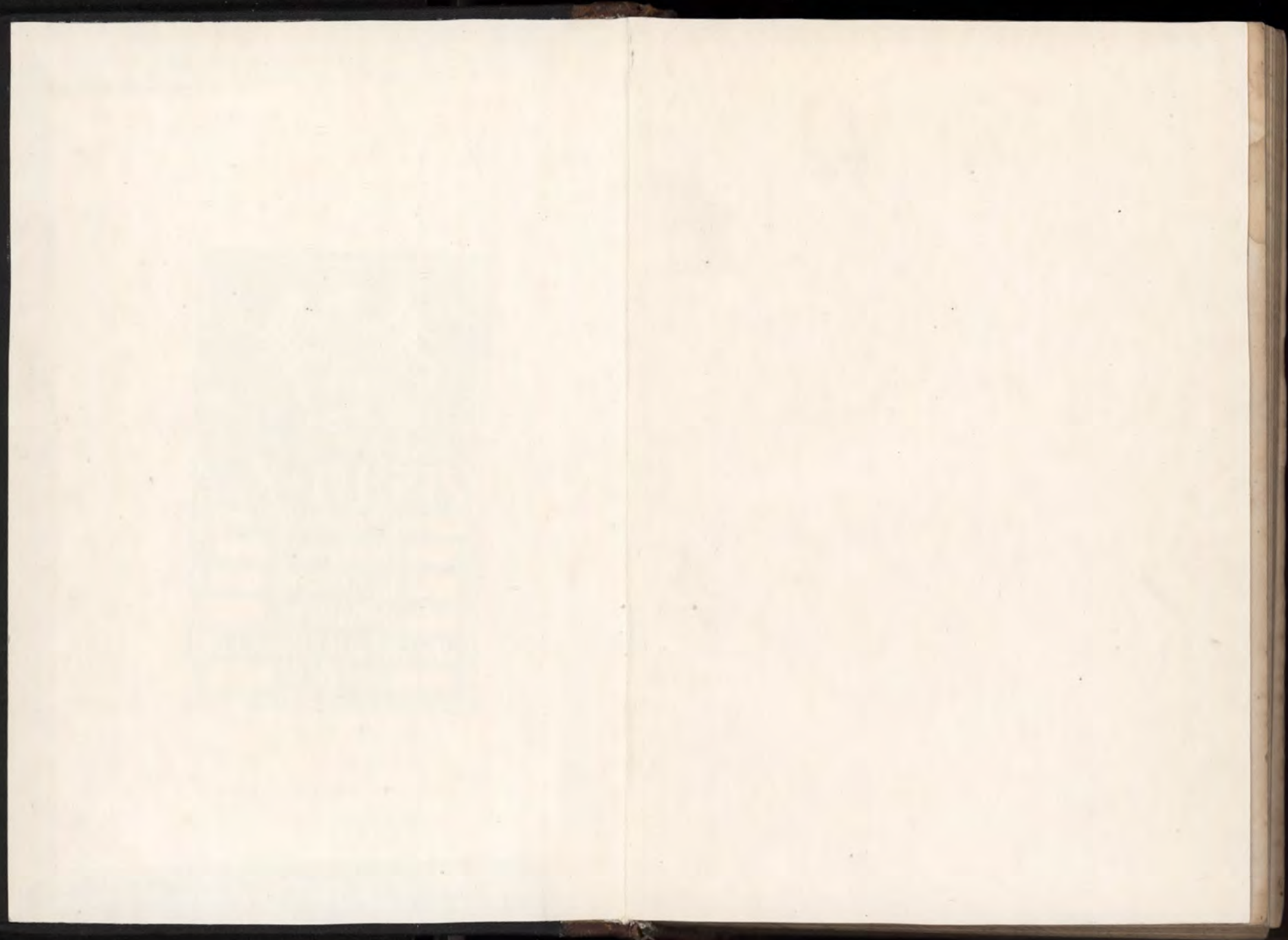
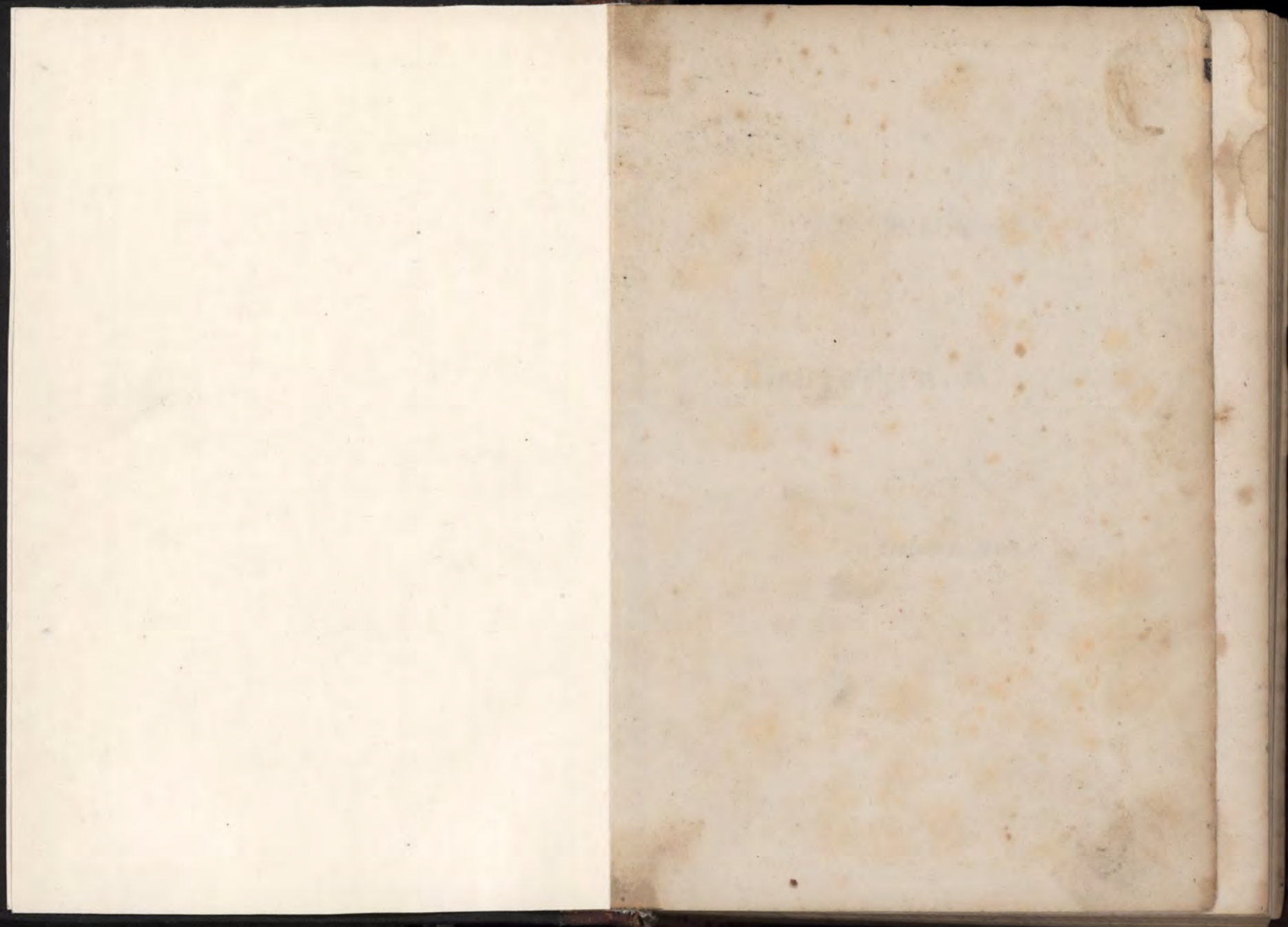








Bibliothek

der

Deutschen Klassiker.

~~~~~  
Fünftehnter Band.



1811

1812

Christophen Albrecht  
Christophen Albrecht

1813

1814



*D. G. Fischer.*

Bibliothek



# Deutschen Klassiker.

Mit literargeschichtlichen Einleitungen, Biographien und Porträts.

*BIBLIOTHEK der UNIVERSITÄT JENA*

Fünftehrter Band.

Periode der Romantiker.

Zweiter Theil.

Hildburghausen.

Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

1861.





4080 S

4079/XV

830(091)

**ZBIORY ŚLĄSKIE.**

Akc U Nr 278 / 70 / S

**Johann Gottlieb Fichte.**

## Johann Gottlieb Fichte.

(Geb. 19. Mai 1762. Gest. 29. Jan. 1814.)

In Fichte tritt uns einer unserer größten Denker und energischsten Charaktere entgegen. Der Einfluß, den er auf seine Zeit, auf die Bildung der Nation, ausübte, ist unberechenbar, und die Nachwirkungen desselben dauern noch bis in die Gegenwart fort. Dieser Einfluß beruhte auf der geistigen Unabhängigkeit, der aufopfernden Hingabe an die Idee, auf der stolzen Freiheitsliebe und Manneswürde, die er in seinen Schriften bekundete, aber nicht allein hier bekundete, sondern auch durch sein eigenes Leben mit furchtloser Konsequenz bethätigte. Gerade aus dieser Vereinigung der Idee und der That, dieser Durchdringung des Wissens und Handelns, entsprang die hohe geistige Macht, die von Fichte, dem Apostel des festen sittlichen Willens, der einsam stand unter einem gesinnungslosen und frivolen Geschlechte, ausging, und die er nur mit Schiller theilt, den man treffend als sein poetisches Gegenbild bezeichnet hat. In beiden war, nach den Worten eines gewiegten Kritikers, die Idee zur Person geworden. Fichte wollte die absolute Freiheit im Wahren wie im Guten zum Princip erheben; die Theorie sollte bei ihm zur Praxis werden. „Auf mein Thun“, sagt er, „muß alles mein Denken sich beziehen — außerdem ist es ein leeres, zweckloses Spiel.“ Was Schiller durch das poetische Wort verkündete, forderte und zu vermitteln strebte: die Erhebung des Menschen zur Menschheit durch die Freiheit, dasselbe suchte Fichte durch die Wissenschaft zu bewirken. Sein Leben und Streben war



dem hohen Ziel geweiht: das Zeitalter der Schwäche über sich selbst hinauszuhoben, die geistige Thatkraft in ihm zu wecken und zu nähren, dem sittlichen Bewußtsein, der freien Idee, Willen und Macht zu vermitteln über das gemeine Interesse, über die Geistessträgheit und den philiströsen Quietismus, in denen er die Urfeinde aller Menschenbildung, aller volksthümlichen freien Entwicklung erkannte. Auf Grund dieser ideal-ethischen Weltanschauung errichtete er sein philosophisches Lehrgebäude; sie war das Panier, unter dem sich zu schaairen zu gemeinsamem Streben, er herbei rief Alle, die da berufen sind, zur Bildung der Menschheit mitzuwirken: den Staatsmann wie den Gelehrten, den Erzieher wie den Dichter und Künstler. Und er selbst kämpfte unter diesem Panier mit aller Schärfe seines durchdringenden Verstandes, mit tiefer Einsicht in die Aufgabe der Zeit, mit einem Eifer und Ernst sittlicher Strenge und einer Erhabenheit der Gesinnung, die sein Streben adelt, selbst wo es einseitig wird oder die Forderungen übertreibt.

Das Leben dieses außerordentlichen Mannes war der Ausdruck seiner geistigen Selbstständigkeit, ein unablässiger Kampf mit widerstrebenden Umständen, denen er den Sieg der sittlichen Freiheit abzurufen strebte. Sein Vater war ein Tuchweber zu Rammenau in der Oberlausitz, und Armuth saß an der Wiege des Knaben. Doch aus dem Gewerbestande, aus dem er hervorging, brachte er auch Fleiß und tüchtigen Sinn zu den Studien mit, für welche er (Durch Vermittlung eines vornehmen Gönners) zunächst in Schulpforta die gediegenste Nahrung fand. Wohl ausgerüstet mit klassischen Kenntnissen widmete er sich seit 1780 zu Jena, dann zu Leipzig theologischen und philosophischen Studien (besonders des Spinoza) und lebte dann einige Zeit als Hauslehrer in Zürich, wo er sich verlobte. Im Jahr 1790 finden wir ihn wieder in Leipzig, unbefriedigt und mannichfach getäuscht, jetzt bemüht, sich zum vollendeten Ranzelredner auszubilden, dann in verschiedenen Zweigen der Schriftstellerei sich versuchend, bis er sich endlich mit aller Kraft auf die Kantische Philosophie warf, die ihn gänzlich fesselte. Nach einer zweiten, sehr kurzen

Hofmeisterepisode, die in Warschau spielte, begab sich der arme Kandidat, jugendlicher Begeisterung voll, direkt nach Königsberg, um den verehrten Meister persönlich kennen zu lernen. Es gelang und Fichte erhielt nun von Kant die eigentliche Weihe des philosophischen Denkens. Dieses Verhältniß hatte sichtbaren Einfluß auf seine erste Schrift: „Versuch einer Kritik aller Offenbarung“, die 1793 anonym erschien und allgemein für ein kantisches Werk galt, bis Kant selbst den Verfasser nannte. Es führte diesen einer ehrenvollen Stellung entgegen. Fichte hatte sich eben verheiratet und befand sich noch zu Zürich im Hause seines Schwiegervaters, als er (Ende 1793) durch Goethe die Berufung nach Jena als Professor der Philosophie erhielt.

Während seines Aufenthaltes in Zürich hatte Fichte zwei höchst merkwürdige Schriften veröffentlicht: die „Beiträge zur Berichtigung des Urtheils über die französische Revolution“ (1793) und die „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europa's“ (1793). Während er in der letztern die Sache der Gedankenfreiheit, der Lehr- und Pressfreiheit, als der alleinigen Gewähr rechter Menschheit, mit unerhörter Kühnheit vertritt und mit den Worten schließt: „Rein ihr Völker, Alles, Alles gebt hin, nur nicht die Denkfreiheit! Dieses vom Himmel stammende Palladium der Menschheit, dieses Unterpfand, daß ihr noch ein anderes Loos bevorstehe, als dulden, tragen und zerknirscht werden — behauptet!“ — wird in der erstern Schrift dargethan, es sei philosophisch demonstribel, daß es keine absolut unabänderliche Staatsverfassung geben könne, weil keine absolut vollkommen sei; wird nachgewiesen, daß die Prerogative des Adels und der Kirche in den aus dem Mittelalter stammenden Staatsverfassungen eine genauere Prüfung nach philosophischen Grundsätzen nicht aushalten, daß das allgemeine Recht der Vernunft jeder Bevorrechtung durchaus widerspreche. Beide Werke machten außerordentliches Aufsehen und beweisen eine Tiefe der Ueberzeugung für das Recht des freien Geistes, die für alle Zeiten als Vorbild gelten kann.



In Jena traf Fichte im Mai 1794 ein, vom lauten Jubel der Studirenden empfangen. Jetzt erst trat er in die Reihe der selbständigen Philosophen ein, und erbaute sein eigenes System. Es ist der oft verkannte sogenannte „absolute Idealismus“, wie er hauptsächlich in seiner „Wissenschaftslehre“ dargelegt ist. Näher darauf einzugehen ist hier nicht der Ort. Der Zudrang zu dem neuen Lehrer, dem kühnen Vertheidiger der Menschenrechte, war außerordentlich, und sein klarer anregender Vortrag, die Macht seiner Gedanken, das Feuer seiner Rede und die Frische seiner Darstellung auf dem Katheder, rissen unwiderstehlich fort. Um aber neben der Pflege seiner Wissenschaft auf die Gesinnung der Jugend noch direkter einzuwirken, eröffnete er seine Vorlesungen „Ueber die Bestimmung des Gelehrten“, in denen er sie für die höheren geistigen Interessen, für Vaterland und Menschenrechte, für die Fortschritte des Lebens und der Erkenntniß zu erwärmen strebte. Mit allen bedeutenden Geistern, die in und um Jena damals, in seiner glänzendsten Zeit, versammelt waren, mit Goethe, Schiller, W. v. Humboldt, den Schlegeln, Tieck, Schelling, Reinhold, kam er in nahen und anregenden Verkehr, und er fühlte sich in seiner Stellung sehr glücklich. Allein der Sturm blieb nicht aus, der seinen Frieden trüben sollte. Allgemach blickte man von gewissen Seiten mit Mißtrauen auf Fichte's freiere Ansichten in Religion und Politik; eine Abhandlung „Ueber den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung“ zog ihm endlich eine Befehdung zu von Seiten der Geistlichkeit und der strengen Glaubensfreunde, die ihn des Atheismus anklagten; es wurde eine Untersuchung über ihn verhängt, und da er in derbem und abweisendem Tone seiner Regierung die Verantwortung verweigerte, seine Entlassung ausgesprochen (1799).

Fichte fand im preussischen Staate freundliche und ehrenvolle Aufnahme. Im Geiste des großen Friedrich hatte der König auf verdächtigende Zuflüsterungen geäußert: „Ist es wahr, daß Fichte mit dem lieben Gott in Feindseligkeit begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen, mir thut das nichts!“ Einige Jahre

in Berlin privatisirend, schrieb Fichte sein Werk „Ueber die Bestimmung des Menschen“ (1800), folgte dann 1805 einem Ruf nach Erlangen als Professor der Philosophie, begab sich aber schon nach zwei Jahren über Königsberg nach Berlin zurück. Hier begann nun, während der Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands und Preußens, der zweite und noch glorreichere Theil seiner Wirkamkeit. Er wurde der ideale Mittelpunkt der nationalen Wiedergeburt Preußens und Deutschlands. Mit der ganzen Wucht seiner geistigen Kraft und im Bunde mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Umgebung, trat er an die Spitze der Bestrebungen, welche das patriotische Selbstbewußtsein im Volke aus seinem langjährigen Schlafe zu erwecken und die Erhebung des Vaterlandes einzuleiten und zu verwirklichen suchten. Zu diesem Zweck hielt er im Winter 1807–8 seine berühmten „Reden an die deutsche Nation“, im Anschluß an früher gehaltene Vorlesungen, den „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters“ (1806), in denen er das Wesen und den Verfall der Zeit, mit demosthenischer Kraft und nicht ohne herben Rigorismus, erläutert und dargestellt hatte. Diese Reden, die von der Ueberzeugung ausgingen, daß die treue Hingebung einer Nation an ihre eigene Kraft und sittliche Tugend die alleinige Wurzel ihrer Wohlfahrt und ihrer Freiheit sei, und somit der festeste Stützpunkt der Menschheit selbst — waren, mit J. Hillebrand zu reden, ein mächtiges Wetterleuchten, das aus der Ferne in die Nacht der Gegenwart herüberflamnte. Die ernste Stimme, die Fichte früher im Interesse der Revolution erhoben hatte, weil er diese für die Geburtsstunde der Freiheit hielt, ließ er jetzt nur noch lauter vernehmen, um unser Volk und dessen Führer hinzuweisen an die Ehre und den Muth des eigenen Selbst. Rings umdroht von den Werkzeugen der fremden Herrschergewalt wagte er es, „unter allen deutschen Männern und Schriftstellern der Einzige“, die Vaterlandsfreunde um sich zu versammeln und ihnen das kühne Wort der Mahnung an die Pflicht des Patriotismus zuzurufen. Wie oft auch der Drang der Umstände den Redner bald über die Grenze sei-



nes gehaltenen Wortes hinaustreiben, bald in überspannte Urtheile über unsere und fremde Nationen verwickeln mag — der Kern ist gediegen, die Begeisterung edel, die Sprache rein, der ganze Styl (einige Breiten abgerechnet) würdig und voll klassischer Bildung. Der Verfasser (sagt Jean Paul) hat in seinem Style viele Federn aus Luthers Flügeln. In der Geschichte unseres Vaterlandes bilden diese Reden ein Ereigniß; Hoffnung und Muth erweckend hallten sie bald in allen deutschen Gauen und Herzen wieder und legten die Saat eines erhabenen Patriotismus in die Gemüther des Volks, die in der Schwüle des fremden Drucks keimte und aufwuchs; sie waren der erste Sieg Deutschlands über den allgewaltigen Eroberer.

Nach Errichtung der Universität in Berlin, wozu Fichte persönlich mitwirkte, erhielt er an derselben die Professur der Philosophie, die er mit ungeschwächter Kraft des Denkens und Charakters bis an sein Ende verwaltete. Als 1813 der König von Preußen sein Volk unter die Waffen rief gegen Napoleon, sah Fichte endlich den großen Zweck erreicht, den er mit unablässiger Arbeit seit Jahren verfolgt hatte. Von neuer Jugendkraft erfüllt, trug er sich mit dem Plan eines Werkes, in dem er seine Lehre in einer letzten vollendeten Form darstellen wollte, als ein plötzlicher Tod ihn hinwegnahm, ein Tod für das Sittlichgute und Menschliche, für das er gelebt und gewirkt hatte. Seine edle Gattin hatte sich in der Zeit des Kampfes auf seine Bitte und ihres eigenen Herzens Aufforderung der Sorge für die Verwundeten in den überfüllten Militärhospitälern gewidmet. Ein böses Nervenfieber (Der Lazarethtyphus) warf sie auf's Krankenbett. Sie genas wieder, aber der pflegende, von ihr angestreekte Gatte erlag.

„Mit Fichte starb ein großer deutscher Mann“, — ruft eine achtungswürdige Stimme. „Ehren wir sein Andenken, wir haben keinen Ueberfluß an Seinesgleichen.“

## Reden an die deutsche Nation.

(Gehalten zu Berlin im Winter 1807–1808.)

### Erste Rede.

#### Vorerinnerung und Uebersicht des Ganzen.

Als eine Fortsetzung der Vorlesungen, die ich im Winter vor drei Jahren allhier an derselben Stätte gehalten, und welche unter dem Titel „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“ gedruckt sind, habe ich die Reden, die ich hier beginne, angekündigt. Ich hatte in jenen Vorlesungen gezeigt, daß unsere Zeit in dem dritten Hauptabschnitte der gesammten Weltzeit stehe, welcher Abschnitt den bloßen sinnlichen Eignen zum Antriebe aller seiner lebendigen Regungen und Bewegungen habe; daß diese Zeit in der einzigen Möglichkeit des genannten Antriebes sich selbst auch vollkommen verstehe und begreife, und sie durch diese klare Einsicht ihres Wesens in diesem ihren lebendigen Wesen tief begründet und unerschütterlich befestiget werde.

Mit uns gehet, mehr als mit irgend einem Zeitalter, seitdem es eine Weltgeschichte gab, die Zeit Riesenschritte. Innerhalb der drei Jahre, welche seit dieser meiner Deutung des laufenden Zeitabschnitts verlossen sind, ist irgendwo dieser Abschnitt vollkommen abgelaufen und beschloffen. Irgendwo hat die Selbstsucht durch ihre vollständige Entwicklung sich selbst vernichtet, indem sie darüber ihr Selbst und dessen Selbständigkeit verloren, und ihr, da sie gutwillig keinen andern Zweck, denn sich selbst, sich setzen wollte, durch äußerliche Gewalt ein solcher anderer und fremder Zweck aufgedrungen worden.

Was seine Selbständigkeit verloren hat, hat zugleich verloren das Vermögen, einzugreifen in den Zeitfluß und den Inhalt desselben frei zu bestimmen; es wird ihm, wenn es in diesem Zustande verharrt, seine Zeit und es selber mit dieser seiner Zeit abgewickelt durch die fremde Gewalt, die über sein Schicksal gebietet; es hat von nun an gar keine eigene Zeit mehr, sondern zählt seine Jahre nach den Begebenheiten und Abschnitten fremder Völkerschaften und



Reiche. — So Deutschland. Es könnte sich erheben aus diesem Zustande, in welchem die ganze bisherige Welt seinem selbstthätigen Eingreifen entrückt ist, und in dieser ihm nur der Ruhm des Gehorchens übrig bleibt, lediglich unter der Bedingung, daß ihm eine neue Welt aufginge, mit deren Erschaffung es einen neuen und ihm eigenen Abschnitt in der Zeit begänne, und mit ihrer Fortbildung ihn ausfüllte; doch müßte, da es einmal unterworfen ist fremder Gewalt, diese neue Welt also beschaffen sein, daß sie unvernommen bliebe jener Gewalt, und ihre Eiferjucht auf keine Weise erregte, ja, daß diese durch ihren eigenen Vortheil bewegt würde, der Gestaltung einer solchen kein Hinderniß in den Weg zu legen. Falls es nun eine also beschaffene Welt, als Erzeugungsmittel eines neuen Selbst und einer neuen Zeit, geben sollte, für ein Geschlecht, das sein bisheriges Selbst und seine bisherige Zeit und Welt verloren hat, so käme es einer allseitigen Deutung selbst der möglichen Zeit zu, diese also beschaffene Welt anzugeben.

Nun halte ich meines Orts dafür, daß es eine solche Welt gebe, und es ist der Zweck dieser Reden, Ihnen das Dasein und den wahren Eigenthümer derselben nachzuweisen, ein lebendiges Bild derselben vor Ihre Augen zu bringen, und die Mittel ihrer Erzeugung anzugeben. — Bevor ich jedoch dieses Geschäft beginne, muß ich Sie ersuchen voranzusehen, also daß es Ihnen niemals entfalle, und einverstanden zu sein mit mir, wo und inwiefern dies nöthig ist, über die folgenden Punkte:

1) Ich rede für Deutsche schlechtweg, von Deutschen schlechtweg, nicht anerkennend, sondern durchaus bei Seite setzend und wegworfend alle die trennenden Unterscheidungen, welche unselige Ereignisse seit Jahrhunderten in der einen Nation gemacht haben. Sie, E. V., sind zwar meinem leiblichen Auge die ersten und unmittelbaren Stellvertreter, welche die geliebten Nationalzüge mir vergegenwärtigen, und der sichtbare Brennpunkt, in welchem die Flamme meiner Rede sich entzündet; aber mein Geist versammelt den gebildeten Theil der ganzen deutschen Nation, aus allen den Ländern, über welche er verbreitet ist, um sich her, bedenkt und beachtet unser Aller gemeinsame Lage und Verhältnisse, und wünscht, daß ein Theil der lebendigen Kraft, mit welcher diese Reden vielleicht Sie ergreifen, auch in dem stummen Abdrucke, welcher allein unter die Augen der Abweisenden kommen wird, verbleibe, und aus ihm athme, und an allen Orten deutsche Gemüther zu Entschluß und That entzünde. Bloß von Deutschen und für Deutsche schlechtweg, sagte ich. Wir werden zu seiner Zeit zeigen, daß jedwede andere Einheitsbezeichnung oder Nationalband entweder niemals Wahrheit und Bedeutung hatte, oder, falls es sie gehabt hätte, daß diese Vereinigungspunkte durch unsere dermalige Lage vernichtet und uns entrisen sind und niemals

wiederkehren können; und daß es lediglich der gemeinsame Grundzug der Deutschtum ist, wodurch wir den Untergang unserer Nation im Zusammenfließen derselben mit dem Auslande abwehren, und worin wir ein auf ihm selber ruhendes und aller Abhängigkeit durchaus unfähiges Selbst wiederum gewinnen können. Es wird, so wie wir dieses Lektüre einsehen werden, zugleich der scheinbare Widerspruch dieser Behauptung mit anderweitigen Pflichten und für heilig gehaltenen Angelegenheiten, den vielleicht dermalen Mancher fürchtet, vollkommen verschwinden.

2) Ich setze voraus solche deutsche Zuhörer, welche nicht etwa mit Allem, was sie sind, rein aufgehen in dem Gefühle des Schmerzes über unsern Zustand, und in diesem Schmerze sich wohlgefallen, und an ihrer Untrostlichkeit sich weiden, und durch dieses Gefühl sich abzufinden gedenken mit der an sie ergehenden Aufforderung zur That; sondern solche, die selbst über diesen gerechten Schmerz zu klarer Besonnenheit und Betrachtung sich schon erhoben haben, oder wenigstens fähig sind, sich dazu zu erheben. Ich kenne jenen Schmerz, ich habe ihn gefühlt wie einer, ich ehre ihn; die Dumpsheit, welche zufrieden ist, wenn sie Speise und Trank findet, und kein körperlicher Schmerz ihr zugesügt wird, und für welche Ehre, Freiheit, Selbständigkeit, dazu da, um zu Besinnung, Entschluß und That uns anzusporren; dieses Endzwecks verfehlend, beraubt er uns der Besinnung und aller uns noch übrig gebliebenen Kräfte, und vollendet so unser Elend, indem er noch überdies, als Zeugniß von unserer Trägheit und Feigheit, den sichtbaren Beweis gibt, daß wir unser Elend verdienen. Keinesweges aber gedenke ich Sie zu erheben über diesen Schmerz durch Bertröstungen auf eine Hülfe, die von außen her kommen solle, und durch Verweisungen auf allerlei mögliche Ereignisse und Veränderungen, die etwa die Zeit herbei führen könne; denn, falls auch nicht diese Denkart, die lieber in der wankenden Welt der Möglichkeiten schweifen, als auf das Nothwendige sich heften mag, und die ihre Rettung lieber dem blinden Ohngefähr, als sich selber, verdanken will, schon an sich von dem sträflichsten Leichtsinne und der tiefsten Verachtung seiner selbst zeugte, so wie sie es thut, so haben auch noch überdies alle Bertröstungen und Verweisungen dieser Art durchaus keine Anwendung auf unsre Lage. Es läßt sich der strenge Beweis führen, daß kein Mensch und kein Gott und keines von allen im Gebiete der Möglichkeit liegenden Ereignissen uns helfen kann, sondern daß allein wir selber uns helfen müssen, falls uns geholfen werden soll. Vielmehr werde ich Sie zu erheben suchen über den Schmerz, durch klare Einsicht in unsre Lage, in unsre noch übrig gebliebene Kraft, in die Mittel unsrer Rettung. Ich werde darum allerdings einen gewissen Grad der Besinnung, eine gewisse Selbstthätigkeit und



einige Aufopferung anmuthen, und rechne darum auf Zuhörer, denen sich so viel anmuthen läßt. Uebrigens sind die Gegenstände dieser Anmuthung insgesammt leicht, und setzen kein größeres Maß von Kraft voraus, als man, wie ich glaube, unserm Zeitalter zutrauen kann; was aber die Gefahr betrifft, so ist dabei durchaus keine.

3) Indem ich eine klare Einsicht der Deutschen, als solcher, in ihre gegenwärtige Lage hervorzubringen gedenke, setze ich voraus Zuhörer, die da geneigt sind, mit eigenen Augen die Dinge dieser Art zu sehen, keineswegs aber solche, die es bequemer finden, ein fremdes und ausländisches Sehwerkzeug, das entweder absichtlich auf Täuschung berechnet ist, oder das auch natürlich, durch seinen andern Standpunkt, und durch das geringere Maß von Schärfe, niemals auf ein deutsches Auge paßt, bei Betrachtung dieser Gegenstände sich untergeschoben zu lassen. Ferner setze ich voraus, daß diese Zuhörer in dieser Betrachtung mit eigenen Augen den Muth haben, redlich hin zu sehen auf das, was da ist, und redlich sich zu gestehen, was sie sehen, und daß sie jene häufig sich zeigende Neigung, über die eigenen Angelegenheiten sich zu täuschen, und ein weniger unerfreuliches Bild von denselben, als mit der Wahrheit bestehen kann, sich vorzubalten, entweder schon besiegt haben, oder doch fähig sind, sie zu besiegen. Jene Neigung ist ein feiges Entweichen vor seinen eigenen Gedanken und kindischer Sinn, der da zu glauben scheint, wenn er nur nicht sehe sein Elend, oder wenigstens sich nicht gestehe, daß er es sehe, so werde dieses Elend dadurch auch in der Wirklichkeit aufgehoben, wie es aufgehoben ist in seinem Denken. Dagegen ist es mannhafte Kühnheit, das Uebel fest in's Auge zu fassen, es zu nöthigen, Stand zu halten, es ruhig, kalt und frei zu durchdringen, und es aufzulösen in seine Bestandtheile. Auch wird man nur durch diese klare Einsicht des Uebels Meister, und geht in der Bekämpfung desselben einher mit sicherem Schritte, indem man, in jedem Theile das Ganze übersehend, immer weiß, wo man sich befinde, und durch die einmal erlangte Klarheit seiner Sache gewiß ist, dagegen der Andere, ohne festen Leitfaden, und ohne sichere Gewisheit, blind und träumend herumtappt.

Warum sollten wir uns denn auch scheuen vor dieser Klarheit? Das Uebel wird durch die Unbekanntheit damit nicht kleiner, noch durch die Erkenntniß größer; es wird nur heilbar durch die letztere; die Schuld aber soll hier gar nicht vorgerückt werden. Rühmte man durch bittere Strafrede, durch beißenden Spott, durch schneidende Verachtung die Trägheit und die Selbstsucht, und reize sie, wenn auch zu nichts Besserem, doch wenigstens zum Hass und zur Erbitterung gegen den Erinnerer selbst, als doch auch einer kräftigen Regung an, — so lange die nothwendige Folge, das Uebel, noch nicht vollendet ist, und von der Besserung noch Rettung oder

Milderung sich erwarten läßt. Nachdem aber dieses Uebel also vollendet ist, daß es uns auch die Möglichkeit, auf diese Weise fortzuschündigen, benimmt, wird es zwecklos, und sieht aus wie Schadenfreude, gegen die nicht mehr zu begehende Sünde noch ferner zu scheitern; und die Betrachtung fällt sodann aus dem Gebiete der Sittenlehre in das der Geschichte, für welche die Freiheit vorüber ist, und die das Geschehene als nothwendigen Erfolg aus dem Vorhergegangenen ansieht. Es bleibt für unsere Reden keine andere Ansicht der Gegenwart übrig, als diese letzte, und wir werden darum niemals eine andere nehmen. —

Diese Denkart also, daß man sich als Deutschen schlechtweg denke, daß man nicht gefesselt sei durch den Schmerz, daß man die Wahrheit sehen wolle, und den Muth habe, ihr in's Auge zu blicken, setze ich voraus und rechne auf sie bei jedem Worte, das ich sagen werde. — Dies sei hiemit gesagt für immer und abgethan, und ich gehe nun an das andere Geschäft, Ihnen den Grundinhalt aller folgenden Reden in einer allgemeinen Uebersicht vorzulegen.

Jegendwo, sagte ich im Eingange meiner Rede, habe die Selbstsucht durch ihre vollständige Entwicklung sich selbst vernichtet, indem sie darüber ihr Selbst, und das Vermögen, sich selbständig ihre Zwecke zu setzen, verloren habe. Diese nunmehr erfolgte Vernichtung der Selbstsucht war der von mir angegebene Fortgang der Zeit; sie wäre somit unsere eigentliche Gegenwart, an welche unser neues Leben in einer neuen Welt, deren Dasein ich gleichfalls behauptete, unmittelbar angeknüpft werden müßte, sie wäre daher auch der eigentliche Ausgangspunkt meiner Reden, und ich hätte vor allen Dingen zu zeigen, wie und warum eine solche Vernichtung der Selbstsucht aus ihrer höchsten Entwicklung nothwendig erfolge.

Bis zu ihrem höchsten Grade entwickelt ist die Selbstsucht, wenn, nachdem sie erst mit unbedeutender Ausnahme die Gesamtheit der Regierten ergriffen, sie von diesen aus sich auch der Regierenden bemächtigt, und deren alleiniger Lebenstrieb wird. Es entsteht aus einer solchen Regierung zuvörderst nach außen die Vernachlässigung aller Bande, durch welche ihre eigene Sicherheit an die Sicherheit anderer Staaten geknüpft ist, das Aufgeben des Ganzen, dessen Glied sie ist, lediglich darum, damit sie nicht aus ihrer trägen Ruhe aufgestört werde, und die traurige Täuschung der Selbstsucht, daß sie Frieden habe, so lange nur die eigenen Grenzen nicht angegriffen sind; sodann nach innen jene weiche Führung der Zügel des Staats, die mit ausländischen Worten sich Humanität, Liberalität und Popularität nennt, die aber richtiger in deutscher Sprache Schlaffheit und ein Betragen ohne Würde zu nennen ist.

Wenn sie auch der Regierenden sich bemächtigt, habe ich gesagt. Ein Volk kann durchaus verdorben sein, d. i. selbstständig, denn die



Selbstsucht ist die Wurzel aller andern Verderbtheit, — und den noch dabei nicht nur bestehen, sondern sogar äußerlich glänzende Thaten verrichten, wenn nur nicht seine Regierung eben also verdirbt; ja, die letztere sogar kann auch nach außen treulos und pflicht- und ehrvergeßlich handeln, wenn sie nur nach innen den Muth hat, die Zügel des Regiments mit straffer Hand anzuhalten, und die größere Furcht für sich zu gewinnen. Wo aber alles eben Genannte sich vereinigt, da gehet das gemeine Wesen bei dem ersten ernstlichen Angriffe, der auf dasselbe geschieht, zu Grunde, und so, wie es selbst erst treulos sich ablöste von dem Körper, dessen Glied es war, so lösen jetzt seine Glieder, die keine Furcht vor ihm hält, und die die größere Furcht vor dem Fremden treibt, mit derselben Treulosigkeit sich ab von ihm, und gehen hin, ein jeder in das Seine. Hier ergreift die nun vereinzelt stehenden abermals die größere Furcht, und sie geben in reichlicher Spende, und mit erzwungen fröhlichem Gesichte dem Feinde, was sie karglich und äußerst unwillig dem Vertheidiger des Vaterlandes gaben; bis späterhin auch die von allen Seiten verlassen und verrathenen Regierenden gezwungen werden, durch Unterwerfung und Folgsamkeit gegen fremde Pläne ihre Fortdauer zu erkaufen; und so nun auch diejenigen, die im Kampfe für das Vaterland die Waffen wegwarfen, unter fremden Panieren lernten, dieselben gegen das Vaterland tapfer zu führen. So geschieht es, daß die Selbstsucht durch ihre höchste Entwicklung vernichtet, und denen, die gutwillig keinen andern Zweck, denn sich selbst, sich setzen wollten, durch fremde Gewalt ein solcher anderer Zweck aufgedrungen wird.

Keine Nation, die in diesen Zustand der Abhängigkeit herabgesunken, kann durch die gewöhnlichen und bisher gebrauchten Mittel sich aus demselben erheben. War ihr Widerstand fruchtlos, als sie noch im Besitze aller ihrer Kräfte war, was kann derselbe sodann fruchten, nachdem sie des größten Theils derselben beraubt ist? Was vorher hätte helfen können, nämlich wenn die Regierung derselben die Zügel kräftig und straff angehalten hätte, ist nun nicht mehr anwendbar, nachdem diese Zügel nur noch zum Scheine in ihrer Hand ruhen, und diese ihre Hand selbst durch eine fremde Hand gelenkt und geleitet wird. Auf sich selbst kann eine solche Nation nicht länger rechnen; und eben so wenig kann sie auf den Sieger rechnen. Dieser mußte eben so unbesonnen, und eben so feige und verzagt sein, als jene Nation selbst erst war, wenn er die errungenen Vortheile nicht fest hielt, und sie nicht auf alle Weise verfolgte. Oder wenn er einst, im Verlaufe der Zeiten, doch so unbesonnen und feige würde, so würde er zwar eben also zu Grunde gehen, wie wir, aber nicht zu unserm Vortheile, sondern er würde die Beute eines neuen Siegers, und wir würden die sich von selbst

verstehende, wenig bedeutende Zugabe zu dieser Beute. Sollte eine so gesunkene Nation dennoch sich retten können, so müßte dies durch ein ganz neues, bisher noch niemals gebrauchtes Mittel, vermittelt der Erschaffung einer ganz neuen Ordnung der Dinge geschehen. Lassen Sie uns also sehen, welches in der bisherigen Ordnung der Dinge der Grund war, warum es mit dieser Ordnung irgend einmal nothwendig ein Ende nehmen mußte, damit wir an dem Gegentheile dieses Grundes des Untergangs das neue Glied finden, welches in die Zeit eingefügt werden mußte, damit an ihm die gesunkene Nation sich aufrichte zu einem neuen Leben.

Man wird in Erforschung jenes Grundes finden, daß in allen bisherigen Verfassungen die Theilnahme am Ganzen geknüpft war an die Theilnahme des Einzelnen an sich selbst, vermittelt solcher Bande, die irgendwo so gänzlich zerrissen, daß es gar keine Theilnahme für das Ganze mehr gab, — durch die Bande der Furcht und Hoffnung für die Angelegenheiten des Einzelnen aus dem Schicksale des Ganzen, in einem künftigen und in dem gegenwärtigen Leben. Aufklärung des nur sinnlich berechnenden Verstandes war die Kraft, welche die Verbindung eines künftigen Lebens mit dem gegenwärtigen, durch Religion, aufhob, zugleich auch andere Ergänzungs- oder stellvertretende Mittel der sittlichen Denkart, als da sind Liebe zum Ruhm und Nationalehre, als täuschende Trugbilder begriff; die Schwäche der Regierungen war es, welche die Furcht für die Angelegenheiten des Einzelnen aus seinem Betragen gegen das Ganze, selbst für das gegenwärtige Leben, durch häufige Straflosigkeit der Pflichtvergeßlichkeit aufhob, und eben so auch die Hoffnung unwirksam machte, indem sie dieselbe gar oft, ohne alle Rücksicht auf Verdienste um das Ganze, nach ganz andern Regeln und Bewegungsgründen, befriedigte. Bande solcher Art waren es, die irgendwo gänzlich zerrissen, und durch deren Zerreißen das gemeine Wesen sich auflöste.

Immerhin mag von nun an der Sieger das, was allein auch er kann, emsiglich thun, nämlich den letzten Theil des Bindungsmittels, die Furcht und Hoffnung für das gegenwärtige Leben, wieder um anknüpfen und verstärken; damit ist nur ihm geholfen, keineswegs aber uns; denn so gewiß er seinen Vortheil versteht, knüpft er an dieses erneute Band zu allererst nur seine Angelegenheit, die unsrige aber nur in so weit, inwiefern die Erhaltung unserer, als Mittel für seine Zwecke, ihm selbst zur Angelegenheit wird. Für eine so verfallene Nation ist von nun an Furcht und Hoffnung völlig aufgehoben, indem deren Leitung ihrer Hand entfallen ist, und sie zwar selber zu fürchten hat und zu hoffen, vor ihr aber von nun an kein Mensch sich weiter fürchtet, oder von ihr etwas hofft; und es bleibt ihr nichts übrig, als ein ganz anderes und neues, über



Furcht und Hoffnung erhabenes Bindungsmittel zu finden, um die Angelegenheit ihrer Gesamtheit an die Theilnahme eines Jeden aus ihr für sich selber anzuknüpfen.

Ueber den sinnlichen Antrieb der Furcht oder Hoffnung hinaus, und zunächst an ihn angrenzend, liegt der geistige Antrieb der sittlichen Billigung oder Mißbilligung und der höhere Affect des Wohlgefallens oder Mißfallens an unserer und Anderer Zustände. So wie das an Keinlichkeit und Ordnung gewöhnte äußere Auge durch einen Flecken, der ja unmittelbar dem Leibe keinen Schmerz zufügt, oder durch den Anblick verworren durch einander liegender Gegenstände dennoch gepeinigt und geängstet wird, wie vom unmittelbaren Schmerze, indem der des Schmutzes und der Unordnung Gewohnte sich in demselben recht wohl befindet: eben also kann auch das innere geistige Auge des Menschen so gewöhnt und gebildet werden, daß der bloße Anblick eines verworrenen und unmordentlichen, eines unwürdigen und ehrlösen Daseins seiner selbst und seines verbrüdereten Stammes, ohne Rücksicht auf das, was davon für sein sinnliches Wohlfühlen zu fürchten oder zu hoffen sei, ihm innig wehe thue, und daß dieser Schmerz dem Besitzer eines solchen Auges, abermals ganz unabhängig von sinnlicher Furcht oder Hoffnung, keine Ruhe lasse, bis er, so viel an ihm ist, den ihm mißfälligen Zustand aufgehoben, und den, der ihm allein gefallen kann, an seine Stelle gesetzt habe. Im Besitz eines solchen Auges ist die Angelegenheit des ihn umgebenden Ganzen, durch das treibende Gefühl der Billigung oder Mißbilligung, an die Angelegenheit seines eigenen erweiterten Selbst, das nur als ein Theil des Ganzen sich fühlt, und nur im gefälligen Ganzen sich ertragen kann, unabtrennbar angeknüpft; die Selbstbildung zu einem solchen Auge wäre somit ein sicheres und das einzige Mittel, das einer Nation, die ihre Selbstständigkeit, und mit ihr allen Einfluß auf die öffentliche Furcht und Hoffnung verloren hat, übrig bliebe, um aus der erduldeten Vernichtung sich wieder in's Dasein zu erheben, und dem entstandenen neuen und höheren Gefühle ihre Nationalangelegenheiten, die seit ihrem Untergange kein Mensch und kein Gott weiter bedent, sicher anzuvertrauen. So ergibt sich denn also, daß das Rettungsmittel, dessen Anzeige ich versprochen, bestehe in der Bildung zu einem durchaus neuen und bisher vielleicht als Ausnahme bei Einzelnen, niemals aber als allgemeines und nationales Selbst, dagesessenen Selbst, und in der Erziehung der Nation, deren bisheriges Leben erlösen und Zugabe eines fremden Lebens geworden, zu einem ganz neuen Leben, das entweder ihr ausschließendes Besitzthum bleibt, oder, falls es auch von ihr aus an andere kommen sollte, ganz und unverringert bleibt bei unendlicher Theilung; mit einem Worte, eine gänzliche Veränderung des bisherigen Erziehungswesens ist es, was ich als das

einzige Mittel, die deutsche Nation im Dasein zu erhalten, in Vorschlag bringe.

Daß man den Kindern eine gute Erziehung geben müsse, ist auch in unserm Zeitalter oft genug gesagt, und bis zum Ueberdruß wiederholt worden, und es wäre ein Geringes, wenn auch wir unseres Ortes dies gleichfalls einmal sagen wollten. Vielmehr wird uns, so wir ein anderes zu vermögen glauben, obliegen, genau und bestimmt zu untersuchen, was eigentlich der bisherigen Erziehung gefehlt habe, und anzugeben, welches durchaus neue Glied die veränderte Erziehung der bisherigen Menschenbildung hinzufügen müsse.

Man muß, nach einer solchen Untersuchung, der bisherigen Erziehung zugestehen, daß sie nicht ermangelt, irgend ein Bild von religiöser, sittlicher, geselliger Denkart, und von allerhand Ordnung und guter Sitte vor das Auge ihrer Zöglinge zu bringen, auch daß sie hier und da dieselben getreulich ermahnt habe, jenen Bildern in ihrem Leben einen Abdruck zu geben; aber mit höchst seltenen Ausnahmen, die somit nicht durch diese Erziehung begründet waren, indem sie sodann an allen durch diese Bildung hindurch Gegangenen, und als die Regel, hätten eintreten müssen, sondern die durch andere Ursachen herbeigeführt worden, — mit diesen höchst seltenen Ausnahmen, sage ich, haben die Zöglinge dieser Erziehung insgesammt nicht jenen sittlichen Vorstellungen und Ermahnungen, sondern sie haben den Antrieben ihrer, ihnen natürlich und ohne alle Beihilfe der Erziehungskunst erwachsenden Selbstsucht gefolgt; zum unwiderprechlichen Beweise, daß diese Erziehungskunst zwar wohl das Gedächtniß mit einigen Worten und Redensarten, und die kalte und theilnehmungslose Phantasie mit einigen matten und blassen Bildern anzufüllen vermocht, daß es ihr aber niemals gelungen, ihr Gemälde einer sittlichen Weltordnung bis zu der Lebhaftigkeit zu steigern, daß ihr Zögling von der heißen Liebe und Sehnsucht dafür, und von dem glühenden Affekte, der zur Darstellung im Leben treibt, und vor welchem die Selbstsucht abfällt, wie welches Laub, ergriffen worden; daß somit diese Erziehung weit davon entfernt gewesen sei, bis zur Wurzel der wirklichen Lebensregung und Bewegung durchzugreifen, und diese zu bilden, indem diese vielmehr, unbeachtet von der blinden und ohnmächtigen, allenthalben wild aufgewachsen sei, wie sie gekonnt habe, zu guter Frucht bei wenigen durch Gott Begeisterten, zu schlechter bei der großen Mehrzahl. Auch ist es dermalen vollkommen hinlänglich, diese Erziehung durch diesen ihren Erfolg zu zeichnen, und kann man sich für unsern Behuf des mühsamen Geschäfts überheben, die innern Säfte und Adern eines Stammes zu zergliedern, dessen Frucht dermalen vollständig reif ist und abgefallen, und vor aller Welt Augen liegt, und höchst deutlich und verständlich ausspricht die innere Natur ihres Erzeugers. Der



Strenge nach wäre, dieser Ansicht zu Folge, die bisherige Erziehung auf keine Weise die Kunst der Bildung zum Menschen gewesen, wie sie sich denn dessen auch eben nicht gerühmt, sondern gar oft ihre Ohnmacht, durch die Forderung, ihr ein natürliches Talent oder Genie als Bedingung ihres Erfolgs voraus zu geben, freimüthig gestanden; sondern es wäre eine solche Kunst erst zu erfinden, und die Erfindung derselben wäre die eigentliche Aufgabe der neuen Erziehung. Das ermangelnde Durchgreifen bis in die Wurzel der Lebensregung und Bewegung hätte diese neue Erziehung der bisherigen hinzuzufügen, und wie die bisherige höchstens etwas am Menschen, so hätte diese den Menschen selbst zu bilden, und ihre Bildung keinesweges, wie bisher, zu einem Besitzthume, sondern vielmehr zu einem persönlichen Bestandtheile des Zöglings zu machen.

Ferner wurde bisher diese also beschränkte Bildung nur an die sehr geringe Minderzahl der eben daher gebildet genannten Stände gebracht, die große Mehrzahl aber, auf welcher das gemeine Wesen recht eigentlich ruht, das Volk, wurde von der Erziehungskunst fast ganz vernachlässigt, und dem blinden Ohngefähr übergeben. Wir wollen durch die neue Erziehung die Deutschen zu einer Gesamtheit bilden, die in allen ihren einzelnen Gliedern getrieben und belebt sei durch dieselbe eine Angelegenheit; so wir aber etwa hierbei abermals einen gebildeten Stand, der etwa durch den neu entwickelten Antrieb der sittlichen Billigung belebt würde, absondern wollten von einem ungebildeten, so würde dieser letztere, da Hoffnung und Furcht, durch welche allein noch auf ihn gewirkt werden könnte, nicht mehr für uns, sondern gegen uns dienen, von uns abfallen und uns verloren gehen. Es bleibt sonach uns nichts übrig, als schlechthin an alles ohne Ausnahme, was deutsch ist, die neue Bildung zu bringen, so daß dieselbe nicht Bildung eines Standes, sondern daß sie Bildung der Nation schlechthin als solcher, und ohne alle Ausnahme einzelner Glieder derselben, werde, in welcher, in der Bildung zum innigen Wohlgefallen am Nächten nämlich, aller Unterschied der Stände, der in andern Zweigen der Entwicklung auch fernerhin statt finden mag, völlig aufgehoben sei und verschwinde; und daß auf diese Weise unter uns keineswegs Volkserziehung, sondern eigenthümliche deutsche Nationalerziehung entstehe.

Ich werde Ihnen darthun, daß eine solche Erziehungskunst, wie wir sie begehren, wirklich schon erfunden ist und ausgeübt wird, so daß wir nichts mehr zu thun haben, als das sich uns Darbietende anzunehmen, welches, so wie ich dies oben von dem vorzuschlagenden Rettungsmittel versprach, ohne Zweifel kein größeres Maß von Kraft erfordert, als man bei unserem Zeitalter billig voraussetzen kann. Ich fügte diesem Versprechen noch ein anderes bei, daß

nämlich, was die Gefahr anbelange, bei unserm Vorschlage durchaus keine sei, indem es der eigene Vortheil der über uns gebietenden Gewalt erfordere, die Ausführung jenes Vorschlags eher zu befördern, als zu hindern. Ich finde zweckmäßig, sogleich in dieser ersten Rede über diesen Punkt mich deutlich auszusprechen.

Zwar sind so in alter wie in neuer Zeit gar häufig die Künste der Verführung und der sittlichen Herabwürdigung der Unterworfenen als ein Mittel der Herrschaft mit Erfolg gebraucht worden; man hat durch lügenhafte Erfindungen und durch künstliche Verwirrung der Begriffe und der Sprache die Fürsten vor den Völkern, und diese vor jenen verleumdete, um die Entzweiten sicherer zu beherrschen, man hat alle Antriebe der Eitelkeit und des Eigennutzes listig aufgereizt und entwickelt, um die Unterworfenen verächtlich zu machen, und so mit einer Art von gutem Gewissen sie zu zertreten: aber man würde einen sicher zum Verderben führenden Irrthum begehen, wenn man mit uns Deutschen diesen Weg einschlagen wollte. Das Band der Furcht und der Hoffnung abgerechnet, beruht der Zusammenhang desjenigen Theils des Auslandes, mit dem wir dermalen in Berührung gekommen, auf den Antrieben der Ehre und des Nationalruhms; aber die deutsche Klarheit hat vorläufigst bis zur unerschütterlichen Ueberzeugung eingesehen, daß dieses leere Trugbilder sind, und daß keine Wunde und keine Verfrümmelung des Einzelnen durch den Ruhm der ganzen Nation geheilt wird; und wir dürften wohl, so nicht eine höhere Ansicht des Lebens an uns gebracht wird, gefährliche Prediger dieser sehr begreiflichen und manchen Reiz bei sich führenden Lehre werden. Ohne darum noch neues Verderben an uns zu nehmen, sind wir schon in unsrer natürlichen Beschaffenheit eine unheilbringende Beute; nur durch die Ausführung des gemachten Vorschlages können wir eine heilbringende werden: und so wird denn, so gewiß das Ausland seinen Vortheil versteht, dasselbe durch diesen selbst bewegt, uns lieber auf die letzte Weise haben wollen, denn auf die erste.

Insbefondere nun wendet mit diesem Vorschlage meine Rede sich an die gebildeten Stände Deutschlands, indem sie diesen noch am ersten verständlich zu werden hofft, und trägt zu allernächst ihnen an, sich zu den Urhebern dieser neuen Schöpfung zu machen, und dadurch theils mit ihrer bisherigen Wirksamkeit die Welt auszusöhnen, theils ihre Fortdauer in der Zukunft zu verdienen. Wir werden im Fortgange dieser Reden erleben, daß bis hierher alle Fortentwicklung der Menschheit in der deutschen Nation vom Volke ausgegangen, und daß an dieses immer zuerst die großen Nationalangelegenheiten gebracht und von ihnen besorgt und weiter befördert worden; daß es somit jezo zum ersten Male geschieht, daß den gebildeten Ständen die ursprüngliche Fortbildung der Nation ange-



tragen wird, und daß, wenn sie diesen Antrag wirklich ergriffen, auch dies das erste Mal geschehen würde. Wir werden sehen, daß diese Stände nicht berechnen können, auf wie lange Zeit es noch in ihrer Gewalt stehen werde, sich an die Spitze dieser Angelegenheit zu stellen, indem dieselbe bis zum Vortrage an das Volk schon beinahe vorbereitet und reif sei, und an Gliedern aus dem Volke geübt werde, und dieses nach kurzer Zeit ohne alle unsere Beihilfe sich selbst werde helfen können, woraus für uns bloß das erfolgen werde, daß die jetzigen Gebildeten und ihre Nachkommen zum Volke werden, aus dem bisherigen Volke aber ein anderer höher gebildeter Stand empor komme.

Nach allem ist es der allgemeine Zweck dieser Reden, Muth und Hoffnung zu bringen in die Zerfahrenen, Freude zu verkündigen in die tiefe Trauer, über die Stunde der größten Bedrängniß leicht und sanft hinüber zu leiten. Die Zeit erscheint mir wie ein Schatten, der über seinem Leichname, aus dem so eben ein Heer von Krankheiten ihn heraus getrieben, steht und jammert, und seinen Blick nicht loszureißen vermag von der ehemals so geliebten Hülle, und verzweifelt alle Mittel versucht, um wieder hinein zu kommen in die Behausung der Seuchen. Zwar haben schon die belebenden Lüfte der andern Welt, in die die abgeschiedene eingetreten, sie aufgenommen in sich, und umgeben sie mit warmem Liebeshauche, zwar begrüßen sie schon freudig heimliche Stimmen der Schwefelsterne, und heißen sie willkommen, zwar regt es sich schon und dehnt sich in ihrem Innern nach allen Richtungen hin, um die herrlichere Gestalt, zu der sie erwachsen soll, zu entwickeln; aber noch hat sie kein Gefühl für diese Lüfte, oder Gehör für diese Stimmen, oder, wenn sie es hätte, so ist sie aufgegangen in Schmerz über ihren Verlust, mit welchem sie zugleich sich selbst verloren zu haben glaubt. Was ist mit ihr zu thun? Auch die Morgenröthe der neuen Welt ist schon angebrochen und vergoldet schon die Spitzen der Berge, und bildet vor den Tag, der da kommen soll. Ich will, so ich es kann, die Strahlen dieser Morgenröthe fassen, und sie verdichten zu einem Spiegel, in welchem die trostlose Zeit sich erblicke, damit sie glaube, daß sie noch da ist, und in ihm ihr wahrer Kern sich ihr darstelle, und die Entfaltungen und Gestaltungen desselben in einem weisagenden Gesichte vor ihr vorüber gehen. In diese Anschauung hinein wird ihr denn ohne Zweifel auch das Bild ihres bisherigen Lebens versinken und verschwinden, und der Todte wird ohne übermäßiges Weheklagen zu seiner Ruhestätte gebracht werden können.

## Zweite Rede.

### Vom Wesen der neuen Erziehung.

Das von mir vorgeschlagene Erhaltungsmittel einer deutschen Nation überhaupt, zu dessen klarer Einsicht diese Reden zunächst Sie, und nebst Ihnen, die ganze Nation führen möchten, gehet als ein solches Mittel hervor aus der Beschaffenheit der Zeit, so wie der deutschen Nationaleigenthümlichkeiten, so wie dieses Mittel wiederum eingreifen soll in Zeit und Bildung der Nationaleigenthümlichkeiten. Es ist somit dieses Mittel nicht eher vollkommen klar und verständlich gemacht, als bis es mit diesen, und diese mit ihm zusammen gehalten, und beide in vollkommener gegenseitiger Durchdringung dargestellt sind, welche Geschäfte einige Zeit erfordern, und so die vollkommene Klarheit nur am Ende unsrer Reden zu erwarten ist. Da wir jedoch bei irgend einem einzelnen Theile anfangen müssen, so wird es am zweckmäßigsten sein, zuvörderst jenes Mittel selbst, abgesondert von seinen Umgebungen in Zeit und Raum, für sich in seinem innern Wesen zu betrachten, und so soll denn diesem Geschäfte unsere heutige und nächstfolgende Rede gewidmet sein.

Das angegebene Mittel war eine durchaus neue, und vorher noch nie also bei irgend einer Nation dagewesene Nationalerziehung der Deutschen. Diese neue Erziehung wurde schon in der vorigen Rede zur Unterscheidung von der bisher üblichen also bezeichnet: die bisherige Erziehung habe zu guter Ordnung und Sittlichkeit höchstens nur ermahnt, aber diese Ermahnungen seien unfruchtbar gewesen für das wirkliche Leben, welches nach ganz andern, dieser Erziehung durchaus unzugänglichen Gründen sich gebildet habe. Im Gegensatz mit dieser müsse die neue Erziehung die wirkliche Lebensregung und Bewegung ihrer Zöglinge, nach Regeln sicher und ohne Fehlbar bilden, und bestimmen können.

So nun etwa hierauf Jemand also gesagt hätte, wie denn auch wirklich diejenigen, welche die bisherige Erziehung leiten, fast ohne Ausnahme also sagen: Wie könnte man denn auch irgend einer Erziehung mehr anmuthen, als daß sie dem Zöglinge das Rechte zeige, und ihn getreulich zu demselben anmahne; ob er diesen Ermahnungen folgen wolle, das sei seine eigne Sache, und wenn er es nicht thue, seine eigne Schuld; er habe freien Willen, den keine Erziehung ihm nehmen könne: so würde ich hierauf, um die von mir gedachte neue Erziehung noch schärfer zu bezeichnen, antworten, daß gerade in diesem Anerkennen, und in diesem Rechnen auf einen freien Willen des Zöglings der erste Zerthum der bisherigen Erziehung, und



das deutliche Bekenntniß ihrer Ohnmacht und Nichtigkeit liege. Denn indem sie bekennet, daß nach aller ihrer kräftigsten Wirksamkeit der Wille dennoch frei, d. i. unentschieden schwankend zwischen Gutem und Bösem bleibe, bekennet sie, daß sie den Willen, und da dieser die eigentliche Grundwurzel des Menschen selbst ist, den Menschen selbst zu bilden durchaus weder vermöge, noch wolle oder begehre, und daß sie dies überhaupt für unmöglich halte. Dagegen würde die neue Erziehung gerade darin bestehen müssen, daß sie auf dem Boden, dessen Bearbeitung sie übernehme, die Freiheit des Willens gänzlich vernichtete, und dagegen strenge Nothwendigkeit der Entschliessungen, und die Unmöglichkeit des Entgegengesetzten in dem Willen hervorbrächte, auf welchen Willen man nunmehr sicher rechnen und auf ihn sich verlassen könnte.

Alle Bildung strebt an die Hervorbringung eines festen, bestimmten und beharrlichen Seins, das nun nicht mehr wird, sondern ist, und nicht anders sein kann, denn so wie es ist. Strebte sie nicht an ein solches Sein, so wäre sie nicht Bildung, sondern irgend ein zweckloses Spiel; hätte sie ein solches Sein nicht hervorgebracht, so wäre sie eben noch nicht vollendet. Wer sich noch ermahnen muß, und ermahnt werden, das Gute zu wollen, der hat noch kein bestimmtes und stets bereit stehendes Wollen, sondern er will sich dieses erst jedesmal im Falle des Gebrauchs machen; wer ein solches festes Wollen hat, der will, was er will für alle Ewigkeit, und er kann in keinem möglichen Falle anders wollen, denn also, wie er eben immer will; für ihn ist die Freiheit des Willens vernichtet und aufgegangen in der Nothwendigkeit. Dadurch eben hat die bisherige Zeit gezeigt, daß sie von Bildung zum Menschen weder einen rechten Begriff noch die Kraft hatte, diesen Begriff darzustellen, daß sie durch ermahnende Predigten die Menschen bessern wollte, und verdrüsslich ward, und schalt, wenn diese Predigten nichts fruchteten. Wie konnten sie doch fruchten? Der Wille des Menschen hat schon vor der Ermahnung vorher, und unabhängig von ihr, seine feste Richtung; stimmt diese zusammen mit deiner Ermahnung, so kommt die Ermahnung zu spät, und der Mensch hätte auch ohne dieselbe gethan, wozu du ihn ermahnest; steht sie mit derselben im Widerspruch, so magst du ihn höchstens einige Augenblicke betäuben; wie die Gelegenheit kommt, vergift er sich selbst und deine Ermahnung, und folgt seinem natürlichen Gange. Willst du etwas über ihn vermögen, so mußt du mehr thun, als ihn bloß anreden, du mußt ihn machen, ihn also machen, daß er gar nicht anders wollen könne, als du willst, daß er wolle. Es ist vergebens, zu sagen, fliege — dem, der keine Flügel hat, und er wird durch alle deine Ermahnungen nie zwei Schritte über den Boden empor kommen; aber entwicke, wenn du kannst, seine geistigen Schwungfedern, und lasse ihn

dieselben üben und kräftig machen, und er wird ohne alle dein Ermahnen gar nicht anders mehr wollen oder können, denn fliegen.

Diesen festen und nicht weiter schwankenden Willen muß die neue Erziehung hervorbringen nach einer sichern und ohne Ausnahme wirksamen Regel; sie muß selber mit Nothwendigkeit erzeugen die Nothwendigkeit, die sie beabsichtigt. Was bisher gut geworden ist, ist gut geworden durch seine natürliche Anlage, durch welche die Einwirkung der schlechten Umgebung überwogen wurde; keinesweges aber durch die Erziehung, denn sonst hätte alles durch dieselbe hindurch Gegangene gut werden müssen: was da verdarb, verdarb eben so wenig durch die Erziehung, denn sonst hätte alles durch sie hindurch Gehende verderben müssen, sondern durch sich selber und seine natürliche Anlage; die Erziehung war in dieser Rücksicht nur nichtig, keinesweges verderblich, das eigentliche bildende Mittel war die geistige Natur. Aus den Händen dieser dunklen und nicht zu berechnenden Kraft nun soll hinfüro die Bildung zum Menschen unter die Botmäßigkeit einer besonnenen Kunst gebracht werden, die an allem, ohne Ausnahme, was ihr anvertraut wird, ihren Zweck sicher erreiche, oder, wo sie ihn etwa nicht erreichte, wenigstens weiß, daß sie ihn nicht erreicht hat, und daß somit die Erziehung noch nicht geschlossen ist. Eine sichere und besonnene Kunst, einen festen und unfehlbaren guten Willen im Menschen zu bilden, soll also die von mir vorgeschlagene Erziehung sein, und dieses ist ihr erstes Merkmal.

Weiter — der Mensch kann nur dasjenige wollen, was er liebt; seine Liebe ist der einzige, zugleich auch der unfehlbare Antrieb seines Wollens und aller seiner Lebensregung und Bewegung. Die bisherige Staatskunst, als Selbsterziehung des gesellschaftlichen Menschen, setzte als sichere und ohne Ausnahme geltende Regel voraus, daß Jedermann sein eigenes sinnliches Wohlsein liebe und wolle, und sie knüpfte an diese natürliche Liebe durch Furcht und Hoffnung künstlich den guten Willen, den sie wollte, das Interesse für das gemeine Wesen. Abgerechnet, daß bei dieser Erziehungsweise der äußerlich zum unschädlichen oder brauchbaren Bürger Gewordene dennoch innerlich ein schlechter Mensch bleibt, denn darin eben besteht die Schlechtigkeit, daß man nur sein sinnliches Wohlsein liebe, und nur durch Furcht oder Hoffnung für dieses, sei es nun im gegenwärtigen, oder in einem künftigen Leben, bewegt werden könne; — dieses abgerechnet, haben wir schon oben gesehen, daß diese Maßregel für uns nicht mehr anwendbar ist, indem Furcht und Hoffnung nicht mehr für uns, sondern gegen uns dienen, und die sinnliche Selbstliebe auf keine Weise in unsern Vortheil gezogen werden kann. Wir sind daher sogar durch die Noth gebrungen, innerlich und im Grunde gute Menschen bilden zu wollen, indem nur in solchen die



deutsche Nation noch fortbauern kann, durch schlechte aber nothwendig mit dem Auslande zusammenfließt. Wir müssen darum an die Stelle jener Selbstliebe, an welche nichts Gutes für uns sich länger knüpfen läßt, eine andere Liebe, die unmittelbar auf das Gute, schlechtweg als solches, und um sein selbst willen gehe, in den Gemüthern aller, die wir zu unsrer Nation rechnen wollen, setzen und begründen.

Die Liebe für das Gute schlechtweg als solches, und nicht etwa um seiner Nützlichkeit willen für uns selber, trägt, wie wir schon gesehen haben, die Gestalt des Wohlgefallens an demselben: eines so innigen Wohlgefallens, daß man dadurch getrieben werde, es in seinem Leben darzustellen. Dieses innige Wohlgefallen also wäre es, was die neue Erziehung als festes und unwandelbares Sein ihres Zögling's hervorbringen müßte; worauf denn dieses Wohlgefallen durch sich selbst den unwandelbar guten Willen desselben Zögling's als nothwendig begründen würde.

Ein Wohlgefallen, das da treibet, einen gewissen Zustand der Dinge, der in der Wirklichkeit nicht vorhanden ist, hervorzubringen in derselben, setzt voraus ein Bild dieses Zustandes, das vor dem wirklichen Sein desselben vorher dem Geiste vorzeichnet, und jenes zur Ausführung treibende Wohlgefallen auf sich ziehet. Somit setzt dieses Wohlgefallen in der Person, die von ihm ergriffen werden soll, voraus, das Vermögen, selbstthätig dergleichen Bilder, die unabhängig seien von der Wirklichkeit, und keinesweges Nachbilder derselben, sondern vielmehr Vorbilder, zu entwerfen. Ich habe jetzt zu allernächst von diesem Vermögen zu sprechen, und ich bitte, während dieser Betrachtung ja nicht zu vergessen, daß ein durch dieses Vermögen hervorgebrachtes Bild eben als bloßes Bild, und als dasjenige, worin wir unsre bildende Kraft fühlen, gefallen könne, ohne doch darum genommen zu werden als Vorbild einer Wirklichkeit, und ohne in dem Grade zu gefallen, daß es zur Ausführung treibe; daß dies letztere ein ganz anderes, und unser eigentlicher Zweck ist, von dem wir später zu reden nicht unterlassen werden, jenes nächste aber lediglich die vorläufige Bedingung enthält zu Erreichung des wahren letzten Zwecks der Erziehung.

Jenes Vermögen, Bilder, die keinesweges bloße Nachbilder der Wirklichkeit seien, sondern die da fähig sind, Vorbilder derselben zu werden, selbstthätig zu entwerfen, wäre das erste, wovon die Bildung des Geschlechts durch die neue Erziehung ausgehen müßte. Selbstthätig zu entwerfen, habe ich gesagt, und also, daß der Zögling durch eigne Kraft sie sich erzeuge, keinesweges etwa, daß er nur fähig werde, das durch die Erziehung ihm hingeebene Bild leidend aufzufassen, es hinlänglich zu verstehen, und es, also wie es ihm gegeben ist, zu wiederholen, als ob es nur um das Vorhandensein eines

solchen Bildes zu thun wäre. Der Grund dieser Forderung der eignen Selbstthätigkeit in diesem Bilden ist folgender: nur unter dieser Bedingung kann das entworfen Bild das thätige Wohlgefallen des Zögling's an sich ziehen. Es ist nämlich ganz etwas anderes, sich etwas nur gefallen zu lassen, und nichts dagegen zu haben, dergleichen leidendes Gefallenlassen allein höchstens aus einem leidenden Hingeben entstehen kann; wiederum aber etwas anderes, von dem Wohlgefallen an etwas also ergriffen werden, daß dasselbe schöpferisch werde, und alle unsre Kraft zum Bilden anrege. Von dem ersten, das in allewege in der bisherigen Erziehung wohl auch vorkam, sprechen wir nicht, sondern von dem letzten. Dieses letzte Wohlgefallen aber wird allein dadurch angezündet, daß die Selbstthätigkeit des Zögling's zugleich angereizt, und an dem gegebenen Gegenstande ihm offenbar werde, und so dieser Gegenstand nicht bloß für sich, sondern zugleich auch als ein Gegenstand der geistigen Kraftäußerung gefalle, welche letztere unmittelbar, nothwendig, und ohne alle Ausnahme wohlgefällt.

Diese im Zöglinge zu entwickelnde Thätigkeit des geistigen Bildens ist ohne Zweifel eine Thätigkeit nach Regeln, welche Regeln dem Thätigen kund werden, bis zur Einsicht ihrer einzigen Möglichkeit in unmittelbarer Erfahrung an sich selber; also, diese Thätigkeit bringt hervor Erkenntniß, und zwar allgemeiner und ohne Ausnahme geltender Gesetze. Auch in dem von diesem Punkte aus sich hebenden freien Fortbilden ist unmöglich, was gegen das Gesetz unternommen wird, und es erfolgt keine That, bis das Gesetz befolgt ist; wenn daher auch diese freie Fortbildung anfangs von blinden Versuchen ausginge, so müßte sie doch enden mit erweiterter Erkenntniß des Gesetzes. Diese Bildung ist daher in ihrem letzten Erfolge Bildung des Erkenntnißvermögens des Zögling's, und zwar keinesweges die historische an den stehenden Beschaffenheiten der Dinge, sondern die höhere und philosophische an den Gesetzen, nach denen eine solche stehende Beschaffenheit der Dinge nothwendig wird. Der Zögling lernt.

Ich setze hinzu: der Zögling lernt gern und mit Lust, und er mag, so lange die Spannung der Kraft vorhält, gar nichts lieber thun, denn lernen, denn er ist selbstthätig, indem er lernt, und dazu hat er unmittelbar die allerhöchste Lust. Wir haben hieran ein äußeres, theils unmittelbar in's Aug fallendes, theils untrügliches Kennzeichen der wahren Erziehung gefunden, dies, daß ohne alle Rücksicht auf die Verschiedenheit der natürlichen Anlagen und ohne alle Ausnahme jedweder Zögling, an den diese Erziehung gebracht wird, rein um des Lernens selbst willen, und aus keinem andern Grunde, mit Lust und Liebe lerne. Wir haben das Mittel gefunden, diese reine Liebe zum Lernen anzuzünden, dies, die unmittelbare



Selbstthätigkeit des Zöglings anzuregen, und diese zur Grundlage aller Erkenntniß zu machen, also, daß an ihr gelernt werde, was gelernt wird.

Diese eigne Thätigkeit des Zöglings in irgend einem uns bekannten Punkte nur erst anzuregen, ist das erste Hauptstück der Kunst. Ist dieses gelungen, so kommt es nur noch darauf an, die angeregte von diesem Punkte aus immer im frischen Leben zu erhalten, welches allein durch regelmäßiges Fortschreiten möglich ist, und wo jeder Fehlgriff der Erziehung auf der Stelle durch Mißlingen des Beabsichtigten sich entdeckt. Wir haben also auch das Band gefunden, wodurch der beabsichtigte Erfolg untrennlich angeknüpft wird an die angegebene Wirkungsweise, das ewige und ohne alle Ausnahme waltende Grundgesetz der geistigen Natur des Menschen, daß er geistige Thätigkeit unmittelbar anstrebe.

Sollte Jemand, durch die gewöhnliche Erfahrung unserer Tage irre geleitet, sogar gegen das Vorhandensein eines solchen Grundgesetzes Zweifel hegen, so merken wir für einen solchen zum Ueberflusse an, daß der Mensch von Natur allerdings bloß sinnlich und selbstsüchtig ist, so lange die unmittelbare Noth und das gegenwärtige sinnliche Bedürfnis ihn treibt, und daß er durch kein geistiges Bedürfnis, oder irgend eine schonende Rücksicht sich abhalten läßt, dieses zu befriedigen; daß er aber, nachdem nur diesem abgeholfen ist, wenig Neigung hat, das schmerzhaft Bild desselben in seiner Phantasie zu bearbeiten und es sich gegenwärtig zu erhalten, sondern daß er es weit mehr liebt, den losgebundenen Gedanken auf die freie Betrachtung dessen, was die Aufmerksamkeit seiner Sinne reizt, zu richten, ja daß er auch einen dichterischen Ausflug in ideale Welten gar nicht verschmäht, indem ihm von Natur ein leichter Sinn bewohnt für das Zeitliche, damit sein Sinn für das Ewige einigen Spielraum zur Entwicklung erhalte. Das letzte wird bewiesen durch die Geschichte aller alten Völker und die mancherlei Beobachtungen und Entdeckungen, die von ihnen auf uns gekommen sind; es wird bewiesen bis auf unsere Tage durch die Beobachtung der noch übrigen wilden Völker, falls nämlich sie von ihrem Klima nur nicht gar zu stiefmütterlich behandelt werden und durch die unsrer eignen Kinder; es wird sogar bewiesen durch das freimüthige Geständniß unserer Eiferer gegen Ideale, welche sich beklagen, daß es ein weit verdrießlicheres Geschäft sei, Namen und Jahreszahlen zu lernen, denn aufzusiegen in das, wie es ihnen vorkommt, leere Feld der Ideen, welche sonach selber, wie es scheint, lieber das zweite thäten, wenn sie sich's erlauben dürften, denn das erste. Daß an die Stelle dieses naturgemäßen Leichtsinns der schwere Sinn trete, wo auch dem Gesättigten der künftige Hunger und die ganzen langen Reihen aller möglichen künftigen Hungers, als das einzige seine Seele füllende, vor-

schweben und ihn immerfort stacheln und treiben, wird in unserm Zeitalter durch Kunst bewirkt, beim Knaben durch Züchtigung seines natürlichen Leichtsinns, beim Manne durch das Bestreben, für einen klugen Mann zu gelten, welcher Ruhm nur demjenigen zu Theil wird, der jenen Gesichtspunkt keinen Augenblick aus den Augen läßt; es ist daher dies keinesweges Natur, auf die wir zu rechnen hätten, sondern ein der widerstrebenden Natur mit Mühe aufgedrungenes Verderben, das da wegfällt, so wie nur jene Mühe nicht mehr angewendet wird.

Diese unmittelbar die geistige Selbstthätigkeit des Zöglings anregende Erziehung erzeugt Erkenntniß, sagten wir oben; und dies gibt uns Gelegenheit, die neue Erziehung im Gegensatz mit der bisherigen, noch tiefer zu bezeichnen. Eigentlich nämlich und unmittelbar geht die neue Erziehung nur auf Anregung regelmäßig fortschreitender Geistes-thätigkeit. Die Erkenntniß ergibt sich, wie wir oben gesehen haben, nur nebenbei, und als nicht außenbleibende Folge. Ob es daher nun zwar wohl diese Erkenntniß ist, in welcher allein das Bild für das wirkliche Leben, das die künftige ernstliche Thätigkeit unsers zum Manne gewordenen Zöglings anregen soll, erfährt werden kann; die Erkenntniß daher allerdings ein wesentlicher Bestandtheil der zu erlangenden Bildung ist, so kann man dennoch nicht sagen, daß die neue Erziehung diese Erkenntniß unmittelbar beabsichtige, sondern die Erkenntniß fällt derselben nur zu. Im Gegentheil beabsichtigte die bisherige Erziehung geradezu Erkenntniß und ein gewisses Maß eines Erkenntnißstoffes. Ferner ist ein großer Unterschied zwischen der Art der Erkenntniß, welche der neuen Erziehung nebenbei entsteht, und derjenigen, welche die bisherige Erziehung beabsichtigte. Jener entsteht die Erkenntniß der die Möglichkeit aller geistigen Thätigkeit bedingenden Gesetze dieser Thätigkeit. Z. B. wenn der Zögling in freier Phantasie durch gerade Linien einen Raum zu begrenzen versucht, so ist dies die zuerst angeregte geistige Thätigkeit desselben. Wenn er in diesen Versuchen findet, daß er mit weniger denn drei geraden Linien keinen Raum begrenzen könne, so ist dieses letztere die nebenbei entstehende Erkenntniß einer zweiten ganz andern Thätigkeit des, das zuerst angeregte freie Vermögen beschränkenden Erkenntnißvermögens. Dieser Erziehung entsteht sonach gleich bei ihrem Beginnen eine wahrhaft über alle Erfahrung erhabene, übersinnliche, streng nothwendige und allgemeine Erkenntniß, die alle nachher mögliche Erfahrung schon im Voraus unter sich befaßt.

Dagegen ging der bisherige Unterricht in der Regel nur auf die stehenden Beschaffenheiten der Dinge, wie sie eben, ohne daß man dafür einen Grund angeben könne, seien, und geglaubt und gemerkt werden mußten; also auf ein bloß leidendes Auffassen durch das



lediglich im Dienste der Dinge stehende Vermögen des Gedächtnisses, wodurch es überhaupt gar nicht zur Abnung des Geistes, als eines selbstständigen und uranfänglichen Principes der Dinge selber, kommen konnte. Es vermeine die neuere Pädagogik ja nicht durch die Berufung auf ihren oft bezeugten Abscheu gegen mechanisches Auswendiglernen, und auf ihre bekannten Meisterstücke in sokratischer Manier, gegen diesen Vorwurf sich zu decken; denn hierauf hat sie schon längst wo anders den gründlichen Bescheid erhalten, daß diese sokratischen Raisonnements gleichfalls nur mechanisch auswendig gelernt werden, und daß dies ein um so gefährlicheres Auswendiglernen ist, da es dem Zöglinge, der nicht denkt, dennoch den Schein gibt, daß er denken könne; daß dies bei dem Stoffe, den sie zur Entwicklung des Selbstdenkens anwenden wollte, nicht anders erfolgen konnte, und daß man für diesen Zweck mit einem ganz andern Stoffe anheben müsse. Aus dieser Beschaffenheit des bisherigen Unterrichts erhellet, theils warum in der Regel bisher der Zögling ungern, und darum langsam und spärlich lernte, und in Ermangelung des Reizes aus dem Lernen selber fremdartige Antriebe untergelegt werden mußten, theils geht daraus hervor der Grund von bisherigen Ausnahmen von der Regel. Das Gedächtniß, wenn es allein, und ohne irgend einem andern geistigen Zwecke dienen zu sollen, in Anspruch genommen wird, ist vielmehr ein Leiden des Gemüths, als eine Thätigkeit desselben, und es läßt sich einsehen, daß der Zögling dieses Leiden höchst ungern übernehmen werde. Auch ist die Bekanntschaft mit ganz fremden, und nicht das mindeste Interesse für ihn habenden Dingen, und mit ihren Eigenschaften, ein schlechter Ersatz für jenes ihm zugefügte Leiden; deswegen mußte seine Abneigung durch die Vertröstung auf die künftige Nützlichkeit dieser Erkenntnisse, und daß man nur vermittelst ihrer Brod und Ehre finden könne, und sogar durch unmittelbar gegenwärtige Strafe und Belohnung überwunden werden; — daß somit die Erkenntniß gleich von vornherein als Dienerin des sinnlichen Wohlseins aufgestellt wurde, und diese Erziehung, welche in Absicht ihres Inhalts oben als bloß unträftig für Entwicklung einer sittlichen Denkart aufgestellt wurde, um nur an den Zögling zu gelangen, das moralische Verderben desselben sogar pflanzen und entwickeln, und ihr Interesse an das Interesse des Verderbens anknüpfen mußte. Man wird ferner finden, daß das natürliche Talent, welches als Ausnahme von der Regel in der Schule dieser bisherigen Erziehung gern lernte, und deshalb gut, und durch diese in ihm waltende höhere Liebe das moralische Verderben der Umgebung überwand und seinen Sinn rein erhielt, durch seinen natürlichen Hang, jenen Gegenständen ein praktisches Interesse abgewann, und daß es, von seinem glücklichen Instincte geleitet, vielmehr darauf

ausging, dergleichen Erkenntnisse selbst hervorzubringen, denn darauf, sie bloß aufzufassen; sodann, daß in Absicht der Lehrgegenstände, mit denen, als Ausnahme von der Regel, es dieser Erziehung noch am allgemeinsten und glücklichsten gelang, dieses insgesammt solche sind, die sie thätig ausüben ließ, so wie z. B. diejenige gelehrte Sprache, in der bis auf's Schreiben und Reden derselben ausgegangen wurde, beinahe allgemein ziemlich gut, dagegen diejenige andere, in der die Schreibe- und Uebungen vernachlässigt wurden, in der Regel sehr schlecht und oberflächlich gelernt und in reiferen Jahren vergessen worden. Daß daher auch aus der bisherigen Erfahrung hervorgeht, daß es allein die Entwicklung der geistigen Thätigkeit durch den Unterricht sei, die da Lust an der Erkenntniß, rein als solcher, hervorbringe, und so auch das Gemüth der sittlichen Bildung offen erhalte, dagegen das bloß leidende Empfangen eben so die Erkenntniß lähme und tödte, wie es ihr Bedürfniß sei, den sittlichen Sinn in Grund und Boden hinein zu verderben.

Um wieder zurückzukehren zum Zöglinge der neuen Erziehung: es ist klar, daß derselbe, von seiner Liebe getrieben, viel, und da er alles in seinem Zusammenhange faßt, und das gefasste unmittelbar durch ein Thun übt, dieses viele richtig und unvergeßlich lernen werde. Doch ist dieses nur Nebensache. Bedeutender ist, daß durch diese Liebe sein Selbst erhöht und in eine ganz neue Ordnung der Dinge, in welche bisher nur wenige von Gott begünstigte von ohngefähr kamen, besonnen und nach einer Regel eingeführt wird. Ihn treibt eine Liebe, die durchaus nicht auf irgend einen sinnlichen Genuß ausgeht, indem dieser, als Antrieb, für ihn gänzlich schweigt, sondern auf geistige Thätigkeit, um der Thätigkeit willen, und auf das Gesetz derselben, um des Gesetzes willen. Ob nun zwar nicht diese geistige Thätigkeit überhaupt es ist, auf welche die Sittlichkeit geht, sondern dazu noch eine besondere Richtung jener Thätigkeit kommen muß, so ist dennoch jene Liebe die allgemeine Beschaffenheit und Form des sittlichen Willens; und so ist denn diese Weise der geistigen Bildung die unmittelbare Vorbereitung zu der sittlichen; die Wurzel der Unsittlichkeit aber rottet sie, indem sie den sinnlichen Genuß durchaus niemals Antrieb werden läßt, gänzlich aus. Bisher war dieser Antrieb der erste, der da angeregt und ausgebildet wurde, weil man außerdem den Zögling gar nicht bearbeiten und einigen Einfluß auf denselben gewinnen zu können glaubte; sollte hinterher der sittliche Antrieb entwickelt werden, so kam derselbe zu spät und fand das Herz schon eingenommen und angefüllt von einer andern Liebe. Durch die neue Erziehung soll umgekehrt die Bildung zum reinen Wollen das erste werden, damit, wenn späterhin doch die Selbstsucht innerlich erwachen oder von außen angeregt



werden sollte, diese zu spät komme, und in dem schon von etwas anderm eingenommenen Gemüthe keinen Platz für sich finde.

Wesentlich ist schon für diesen ersten, so wie für den demnächst anzugebenden zweiten Zweck, daß der Zögling von Unbeginn an ununterbrochen, und ganz unter dem Einflusse dieser Erziehung stehe, und daß er von dem Gemeinen gänzlich abgesondert und vor aller Berührung damit verwahrt werde. Daß man um seiner Erhaltung und seines Wohls willen im Leben sich regeln und bewegen könne, muß er gar nicht hören, und eben so wenig, daß man um deswillen lerne, oder daß das Lernen dazu etwas helfen könne. Es folgt daraus, daß die geistige Entwicklung in der oben angegebenen Weise, die einzige sein müsse, die an ihn gebracht werde, und daß er mit derselben ohne Unterlaß beschäftigt werden müsse, daß aber keinesweges diese Weise des Unterrichts mit demjenigen, der des entgegengesetzten sinnlichen Antriebs bedarf, abwechseln dürfe.

Ob nun aber wohl diese geistige Entwicklung die Selbstsucht nicht zum Leben kommen läßt und die Form eines sittlichen Willens gibt, so ist dies doch darum der sittliche Wille noch nicht selbst; und falls die von uns vorgeschlagene neue Erziehung nicht weiter ginge, so würde sie höchstens treffliche Bearbeiter der Wissenschaften erziehen, deren es auch bisher gegeben hat, und deren es nur wenige bedarf, und die für unsern eigentlichen menschlichen und nationalen Zweck nicht mehr vermögen würden, als dergleichen Männer auch bisher vermocht haben: ermahnen, und wieder ermahnen, und sich anstaunen und nach Gelegenheit schmähen zu lassen. Aber es ist klar, und ist auch schon oben gesagt, daß diese freie Thätigkeit des Geistes in der Absicht entwickelt worden, damit der Zögling mit derselben frei das Bild einer sittlichen Ordnung des wirklich vorhandenen Lebens entwerfe, dieses Bild mit der gleichfalls schon in ihm entwickelten Liebe erfasse, und durch diese Liebe getrieben werde, dasselbe in und durch sein Leben wirklich darzustellen. Es fragt sich, wie die neue Erziehung sich den Beweis führen könne, daß sie diesen ihren eigentlichen und letzten Zweck an ihrem Zöglinge erreicht habe?

Zuvörderst ist klar, daß die schon früher an andern Gegenständen geübte geistige Thätigkeit des Zöglings angeregt werden müsse, ein Bild von der gesellschaftlichen Ordnung der Menschen, so wie dieselbe nach dem Vernunftgesetze schlechtthin sein soll, zu entwerfen. Ob dieses vom Zögling entworfene Bild richtig sei, ist von einer Erziehung, die nur selbst im Besitze dieses richtigen Bildes sich befindet, am leichtesten zu beurtheilen, ob dasselbe durch die eigene Selbstthätigkeit des Zöglings entworfen, keinesweges aber nur leidend aufgefäßt, und der Schule gläubig nachgejagt werde, ferner ob es zur gehörigen Klarheit und Lebhaftigkeit gesteigert sei, wird die Erziehung auf dieselbe Weise beurtheilen können, wie sie früher

in derselben Rücksicht bei andern Gegenständen ein treffendes Urtheil gefällt hat. Alles dies ist noch Sache der bloßen Erkenntniß, und verbleibt auf dem in dieser Erziehung sehr zugänglichen Gebiete dieser. Eine ganz andere und höhere Frage aber ist die, ob der Zögling also von brennender Liebe für eine solche Ordnung der Dinge ergriffen sei, daß es ihm, der Leitung der Erziehung entlassen, und selbständig hingestellt, schlechterdings unmöglich sein werde, diese Ordnung nicht zu wollen, und nicht aus allen seinen Kräften für die Beförderung derselben zu arbeiten; über welche Frage ohne Zweifel nicht Worte, und in Worten anzustellende Prüfungen, sondern allein der Anblick von Thaten entscheiden können.

Ich löse die durch diese letzte Betrachtung uns gestellte Aufgabe also: Ohne Zweifel werden doch die Zöglinge dieser neuen Erziehung, obwohl abgesondert von der schon erwachsenen Gemeinheit, dennoch untereinander selbst in Gemeinschaft leben, und so ein abgesondertes und für sich selbst bestehendes Gemeinwesen bilden, das seine genau bestimmte, in der Natur der Dinge gegründete, und von der Vernunft durchaus geforderte Verfassung habe. Das allererste Bild einer geselligen Ordnung, zu dessen Entwerfung der Geist des Zöglings angeregt werde, sei dieses der Gemeine, in der er selber lebt, also, daß er innerlich gezwungen sei, diese Ordnung Punkt für Punkt gerade also sich zu bilden, wie sie wirklich vorgezeichnet ist, und daß er dieselbe in allen ihren Theilen, als durchaus notwendig aus ihren Gründen verstehe. Dies ist nun abermals bloßes Werk der Erkenntniß. In dieser gesellschaftlichen Ordnung muß nun im wirklichen Leben jeder Einzelne um des Ganzen willen immerfort gar vieles unterlassen, was er, wenn er sich allein befände, unbedingt thun könnte; und es wird zweckmäßig sein, daß in der Gesetzgebung und in dem darauf zu bauenden Unterrichte über die Verfassung, jedem Einzelnen alle die übrigen mit einer zum Ideal gesteigerten Ordnungsliebe vorgestellt werden, welche also vielleicht kein einziger wirklich hat, die aber alle haben sollten; und daß somit diese Gesetzgebung einen hohen Grad von Strenge erhalte, und der Unterlassungen gar viele auflege. Diese, als etwas, das schlechtthin sein muß, und auf welchem das Bestehen der Gesellschaft beruht, sind auf den Nothfall sogar durch Furcht vor gegenwärtiger Strafe zu erzwingen; und muß dieses Strafgesetz schlechtthin ohne Ausnahme und Ausnahme vollzogen werden. Der Sittlichkeit des Zöglings geschieht durch diese Anwendung der Furcht, als eines Triebes, gar kein Eintrag, indem hier ja nicht zum Thun des Guten, sondern nur zur Unterlassung des in dieser Verfassung Bösen getrieben werden soll; überdies muß im Unterrichte über die Verfassung vollkommen verständlich gemacht werden, daß der, welcher der Vorstellung von der Strafe, oder wohl gar der Anfrischung dieser Vor-



stellung durch die Erduldung der Strafe selbst noch bedürfe, auf einer sehr niedrigen Stufe der Bildung stehe. Jedemoch ist bei allem diesen klar, daß, da man niemals wissen kann, ob, da wo gehorcht wird, aus Liebe zur Ordnung, oder aus Furcht vor der Strafe gehorcht werde, in diesem Umkreise der Zögling keinen guten Willen nicht äußerlich darthun, noch die Erziehung ihn erweisen könne.

Dagegen ist der Umkreis, wo ein solches Ermessen möglich ist, der folgende. Die Verfassung muß nämlich ferner also eingerichtet sein, daß der Einzelne für das Ganze, nicht bloß unterlassen müsse, sondern daß er für dasselbe auch thun und handelnd leisten könne. Außer der geistigen Entwicklung im Lernen finden in diesem Gemeinwesen der Zöglinge auch noch körperliche Uebungen, und die mechanischen, aber hier zum Ideale veredelten Arbeiten des Ackerbaues, und die von mancherlei Handwerken Statt. Es sei Grundregel der Verfassung, daß jedem, der in irgend einem dieser Zweige sich hervorthut, zugemuthet werde, die andern darin unterrichten zu helfen, und mancherlei Aufsichten und Verantwortlichkeiten zu übernehmen; jedem, der irgend eine Verbesserung findet, oder die von einem Lehrer vorgeschlagene zuerst und am klarsten begreift, dieselbe mit eigner Mühe auszuführen, ohne daß er doch darum von seinen ohnedies sich verstehenden persönlichen Aufgaben des Lernens und Arbeitens losgesprochen sei; daß jeder dieser Anmuthung freiwillig genüge, und nicht aus Zwang, indem es dem Nichtvollenden auch frei steht, sie abzulehnen; daß er dafür keine Belohnung zu erwarten habe, indem in dieser Verfassung alle in Beziehung auf Arbeit und Genuß ganz gleich gesetzt sind, nicht einmal Lob, indem es die herrschende Denkart ist in der Gemeine, daß daran jeder eben nur seine Schuldigkeit thue, sondern daß er allein genieße die Freude an seinem Thun und Wirken für das Ganze, und an dem Gelingen desselben, falls ihm dieses zu Theil wird. In dieser Verfassung wird sonach aus erworbener größerer Geschicklichkeit, und aus der hierauf verwendeten Mühe nur neue Mühe und Arbeit folgen, und gerade der Tüchtigere wird oft wachen müssen, wenn andere schlafen, und nachdenken müssen, wenn andere spielen.

Die Zöglinge, welche, ohnerachtet ihnen dieses alles vollkommen klar und verständlich ist, dennoch fortgesetzt, und also, daß man mit Sicherheit auf sie rechnen könne, jene erste Mühe, und die aus ihr folgenden weitem Mühen freudig übernehmen, und in dem Gefühle ihrer Kraft und Thätigkeit stark bleiben und stärker werden, — diese kann die Erziehung ruhig entlassen in die Welt; an ihnen hat sie diesen ihren Zweck erreicht; in ihnen ist die Liebe angezündet, und brennt bis in die Wurzel ihrer lebendigen Regung hinein, und sie wird von nun an weiter alles ohne Ausnahme ergreifen, was an

diese Lebensregung gelangen wird; und sie werden in dem größeren Gemeinwesen, in das sie von nun an eintreten, niemals etwas anderes zu sein vermögen, denn dasjenige, was sie in dem kleinen Gemeinwesen, das sie jetzt verlassen, unverrückt und unwandelbar waren.

Auf diese Weise ist der Zögling vollendet für die nächsten und ohne Ausnahme eintretenden Anforderungen der Welt an ihn, und es ist geschehen, was die Erziehung im Namen dieser Welt von ihm verlangt. Noch aber ist er nicht in sich und für sich selber vollendet, und es ist noch nicht geschehen, was er selbst von der Erziehung fordern kann. So wie auch diese Forderung erfüllt wird, wird er zugleich tüchtig, den Anforderungen, die eine höhere Welt im Namen der gegenwärtigen in besondern Fällen an ihn machen dürfte, zu genügen.

### Dritte Rede.

#### Fortsetzung der Schilderung der neuen Erziehung.

Das eigentliche Wesen der in Vorschlag gebrachten neuen Erziehung, inwiefern dieselbe in der vorigen Rede beschrieben worden, bestand darin, daß sie die besonnene und sichere Kunst sei, den Zögling zu reiner Sittlichkeit zu bilden. Zu reiner Sittlichkeit, sagte ich; die Sittlichkeit, zu der sie erziehet, stehet als ein erstes, unabhängiges und selbständiges da, das aus sich selber lebet sein eigenes Leben; keinesweges aber, so wie die bisher oft beabsichtigte Gesetzmäßigkeit angeknüpft ist, und eingepfist, einem andern nicht sittlichen Triebe, dessen Befriedigung es diene. Sie ist die besonnene und sichere Kunst dieser sittlichen Erziehung, sagte ich. Sie schreitet nicht planlos und auf gutes Glück, sondern nach einer festen und ihr wohl bekannten Regel einher, und ist ihres Erfolges gewiß. Ihr Zögling geht zu rechter Zeit als ein festes und unwandelbares Kunstwerk dieser ihrer Kunst hervor, das nicht etwa auch anders gehen könne, denn also, wie es durch sie gestellt worden, und das nicht etwa einer Nachhülfe bedürfe, sondern das durch sich selbst nach seinem eigenen Gesetze fortgeht.

Zwar bildet diese Erziehung auch den Geist ihres Zöglings; und diese geistige Bildung ist sogar ihr erstes, mit welchem sie ihr Geschäft anhebt. Doch ist diese geistige Entwicklung nicht erster und selbständiger Zweck, sondern nur das bedingende Mittel, um



sittliche Bildung an den Jüngling zu bringen. Inzwischen bleibt auch diese nur gelegentlich erworbene geistige Bildung ein aus dem Leben des Jünglings unaustilgbarer Besitz, und die ewig fortbrennende Leuchte seiner sittlichen Liebe. Wie groß auch, oder wie geringfügig die Summe der Erkenntnisse sein möge, die er aus der Erziehung mitgebracht; einen Geist, der sein ganzes Leben hindurch jedwede Wahrheit, deren Erkenntnis ihm nothwendig wird, zu fassen vermag, und welcher eben so der Belehrung durch andere empfänglich, als des eignen Nachdenkens fähig ohn' Unterlaß bleibt, hat er von derselben sicherlich mit davon gebracht. So weit waren wir in der Beschreibung dieser neuen Erziehung in der vorigen Rede gekommen. Wir bemerkten am Schlusse derselben, daß durch dieses alles sie dennoch noch nicht vollendet sei, sondern noch eine andere, von den bis jetzt aufgestellten verschiedenen Aufgabe zu lösen habe; und wir gehen jetzt an das Geschäft, diese Aufgabe näher zu bezeichnen.

Der Jüngling dieser Erziehung ist ja nicht bloß Mitglied der menschlichen Gesellschaft hier auf dieser Erde und für die kurze Spanne Leben, die ihm auf derselben vergönnt ist, sondern er ist auch, und wird ohne Zweifel von der Erziehung anerkannt für ein Glied in der ewigen Kette eines geistigen Lebens überhaupt, unter einer höhern gesellschaftlichen Ordnung. Ohne Zweifel muß auch zur Einsicht in diese höhere Ordnung eine Bildung, die sein ganzes Wesen zu umfassen sich vorgenommen hat, ihn anführen, und so wie sie ihn leitete, ein Bild jener sittlichen Weltordnung, die da niemals ist, sondern ewig werden soll, durch eigne Selbstthätigkeit sich vorzeichnen, eben so muß sie ihn leiten, ein Bild jener übersinnlichen Weltordnung, in der nichts wird, und die auch niemals geworden ist, sondern die da ewig nur ist, in dem Gedanken, zu entwerfen, mit gleicher Selbstthätigkeit, und also, daß er innigst verstehe und einsehe, daß es nicht anders sein könne. Er wird, richtig geleitet, mit den Versuchen eines solchen Bildes zu Ende kommen, und an diesem Ende finden, daß da nichts wahrhaftig da sei, außer das Leben, und zwar das geistige Leben, das da lebt in dem Gedanken; und daß alles Uebrige nicht wahrhaftig da sei, sondern nur da zu sein scheine, welches Scheines aus dem Gedanken hervorgehender Grund er gleichfalls, sei es auch nur im Allgemeinen, begreifen wird. Er wird ferner einsehen, daß jenes allein wahrhaft daseiende geistige Leben, in den mannichfaltigen Gestaltungen, die es nicht durch ein Ohngefähr, sondern durch ein in Gott selber gegründetes Gesetz erhielt, wiederum Eins sei, das göttliche Leben selber, welches göttliche Leben allein in dem lebendigen Gedanken da ist und sich offenbar macht. So wird er sein Leben, als ein ewiges Glied in der Kette der Offenbarung des göttlichen Lebens, und jedwedes andere geistige Leben, als eben ein solches Glied, erkennen, und heilig halten

lernen; und nur in der unmittelbaren Berührung mit Gott und dem nicht vermittelten Ausströmen seines Lebens aus jenem, Leben und Licht, und Seligkeit; in jeder Entfernung aber aus der Unmittelbarkeit, Tod, Finsterniß und Elend finden. Mit Einem Worte: diese Entwicklung wird ihn zur Religion bilden; und diese Religion des Einwohnens unsers Lebens in Gott soll allerdings auch in der neuen Zeit herrschen, und in derselben sorgfältig gebildet werden. Dagegen soll die Religion der alten Zeit, die das geistige Leben von dem göttlichen abtrennte, und dem erstern nur vermittelt eines Abfalls von dem zweiten das absolute Dasein zu verschaffen wußte, das sie ihm zugedacht hatte, und welche Gott als Faden brauchte, um die Selbstsucht noch über den Tod des sterblichen Leibes hinaus in andere Welten einzuführen, und durch Furcht und Hoffnung in diesen die für die gegenwärtige Welt schwach gebliebene, zu verstärken, — diese Religion, die offenbar eine Dienerin der Selbstsucht war, soll allerdings mit der alten Zeit zugleich zu Grabe getragen werden; denn in der neuen Zeit bricht die Ewigkeit nicht erst jenseits des Grabes an, sondern sie kommt ihr mitten in ihre Gegenwart hinein, die Selbstsucht aber ist sowohl des Regiments, als des Dienstes entlassen, und zieht demnach auch ihre Dienerschaft mit ihr ab.

Die Erziehung zur wahren Religion ist somit das letzte Geschäft der neuen Erziehung. Ob in der Entwerfung eines hierzu erforderlichen Bildes der übersinnlichen Weltordnung der Jüngling wahrhaft selbstthätig verfahren sei; und ob das entworfene Bild allenthalben richtig, und durchaus klar und verständlich ist, wird die Erziehung leicht, auf dieselbe Weise wie bei den übrigen Gegenständen der Erkenntnis, beurtheilen können; denn auch dies bleibt auf dem Gebiete der Erkenntnis.

Bedeutender aber ist auch hier die Frage, wie die Erziehung er-messen, und sich die Gewährung leisten könne, daß diese Religions-kenntnisse nicht todt und kalt bleiben, sondern daß sie sich ausdrücken werden im wirklichen Leben ihres Jünglings; welcher Frage die Beantwortung einer andern Frage vorauszuschicken ist, der folgenden: wie, und auf welche Weise zeigt sich die Religion überhaupt im Leben.

Unmittelbar, im gewöhnlichen Leben, und in einer wohlgeordneten Gesellschaft, bedarf es der Religion durchaus nicht, um das Leben zu bilden, sondern es reicht für diese Zwecke die wahre Sittlichkeit vollkommen hin. In dieser Rücksicht ist also die Religion nicht praktisch, und kann und soll gar nicht praktisch werden, sondern sie ist lediglich Erkenntnis: sie macht bloß den Menschen sich selber vollkommen klar, und verständlich, beantwortet die höchste Frage, die er aufwerfen kann, löset ihm den letzten Widerspruch auf, und bringt so vollkommene Einigkeit mit sich selbst, und durchgeführte



Klarheit in seinen Verstand. Sie ist seine vollständige Erlösung und Befreiung von allem fremden Bande; und so ist sie ihm denn die Erziehung, als etwas, das ihm schlechtweg, und ohne weiteren Zweck gebührt, schuldig. Ein Gebiet, um als Antrieb zu wirken, erhält die Religion nur entweder in einer höchst unsittlichen, und verdorbenen Gesellschaft, oder wenn die Wirkungssphäre des Menschen nicht innerhalb der gesellschaftlichen Ordnung, sondern über dieselbe hinausliegt, und dieselbe vielmehr immerfort neu zu erschaffen, und zu erhalten hat, wie beim Regenten, welcher in vielen Fällen ohne Religion sein Amt gar nicht mit gutem Gewissen führen könnte. Von dem letztern Falle ist in einer auf alle, und auf die ganze Nation berechneten Erziehung nicht die Rede. Wo in der ersten Rücksicht bei klarer Einsicht des Verstandes in die Unverbesserlichkeit des Zeitalters dennoch unablässig fortgearbeitet wird an demselben; wo muthig der Schweiß des Säens erduldet wird, ohne einige Aussicht auf eine Erndte; wo wohlgethan wird auch den Undankbaren, und geeignet werden mit Thaten, und Gütern diejenigen, die da fluchen, und in der klaren Vorhersicht, daß sie abermals fluchen werden; wo nach hundertfältigem Mißlingen dennoch ausgeharrt wird im Glauben und in der Liebe: da ist es nicht die bloße Sittlichkeit, die da treibt, denn diese will einen Zweck, sondern es ist die Religion, die Ergebung in ein höheres uns unbekanntes Gesetz, das demüthige Verstummen vor Gott, die innige Liebe zu seinem in uns ausgebrochnen Leben, welches allein und um sein selbst willen gerettet werden soll, wo das Auge nichts anderes zu retten sieht.

Auf diese Weise kann die erlangte Religionseinsicht der Zöglinge der neuen Erziehung in ihrem kleinen Gemeinwesen, in dem sie zunächst aufwachsen, nicht praktisch werden, noch soll sie es auch. Dieses Gemeinwesen ist wohlgeordnet, und in ihm gelingt das geschickt unternommene immer; auch soll das noch zarte Alter des Menschen erhalten werden in der Unbefangenheit, und im ruhigen Glauben an sein Geschlecht. Die Erkenntniß seiner Tücken bleibe vorbehalten der eignen Erfahrung des gereiften und befestigten Alters.

Nur in diesem gereiften Alter sonach, und in dem ernstlich gemeinten Leben, nachdem die Erziehung längst ihn sich selber überlassen hat, könnte der Zögling derselben, falls seine gesellschaftlichen Verhältnisse aus der Einfachheit zu höhern Stufen fortschreiten sollten, seiner Religionskenntniß, als eines Antriebes, bedürfen. Wie soll nun die Erziehung, welche über diesen Punkt den Zögling, so lange er unter ihren Händen ist, nicht prüfen kann, dennoch sicher sein können, daß, wenn nur dieses Bedürfnis eintreten werde, auch dieser Antrieb ohnsehbar wirken werde? Ich antworte: dadurch, daß ihr Zögling überhaupt so gebildet ist, daß keine Erkenntniß, die

er hat, in ihm todt und kalt bleibt, wenn die Möglichkeit eintritt, daß sie ein Leben bekomme, sondern jedwede nothwendig sogleich eingreift in das Leben, so wie das Leben derselben bedarf. Ich werde diese Behauptung sogleich noch tiefer begründen, und dadurch den ganzen in dieser und der vorigen Rede behandelten Begriff erheben, und einfügen in ein größeres Ganzes der Erkenntniß, welchem größeren Ganzen selber ich aus diesem Begriffe ein neues Licht, und eine höhere Klarheit geben werde, nachdem ich nur vorher das wahre Wesen der neuen Erziehung, deren allgemeine Beschreibung ich so eben geschlossen habe, bestimmt werde angegeben haben.

Diese Erziehung erscheint nun nicht mehr, so wie im Anfange unsrer heutigen Rede, bloß als die Kunst, den Zögling zu reiner Sittlichkeit zu bilden, sondern sie leuchtet vielmehr ein, als die Kunst, den ganzen Menschen durchaus und vollständig zum Menschen zu bilden. Hierzu gehören zwei Hauptstücke, zuerst in Absicht der Form, daß der wirkliche lebendige Mensch, bis in die Wurzel seines Lebens hinein, keinesweges aber der bloße Schatten und Schemen eines Menschen gebildet werde, sodann in Absicht des Inhalts, daß alle nothwendige Bestandtheile des Menschen ohne Ausnahme und gleichmäßig ausgebildet werden. Diese Bestandtheile sind Verstand, und Willen, und die Erziehung hat zu beabsichtigten die Klarheit des ersten, und die Reinheit des zweiten. Zur Klarheit des ersten aber sind zu erheben zwei Hauptfragen: zuerst was es sei, das der reine Wille eigentlich wolle, und durch welche Mittel dieses Gewollte zu erreichen sei, durch welches Hauptstück die übrigen dem Zöglinge beizubringenden Erkenntnisse befaßt werden; sodann, was dieser reine Wille in seinem Grunde und Wesen selber sei, wodurch die Religionskenntniß befaßt wird. Die genannten Stücke nun, entwickelt bis zum Eingreifen in's Leben, fordert die Erziehung schlechtweg, und gedenkt keinem das mindeste davon zu erlassen, denn jeder soll eben ein Mensch sein; was jemand nun noch weiter werde, und welche besondre Gestalt die allgemeine Menschheit in ihm annehme, oder erhalte, geht der allgemeinen Erziehung nichts an, und liegt außerhalb ihres Kreises. — Ich gehe jetzt fort zu der versprochenen tiefern Begründung des Satzes, daß im Zöglinge der neuen Erziehung gar keine Erkenntniß todt bleiben könne, und zu dem Zusammenhang, in den ich alles gesagte erheben will, vermittelst folgender Sätze.

1) Es gibt zufolge des Gesagten zwei durchaus verschiedene und völlig entgegengesetzte Klassen unter den Menschen in Absicht ihrer Bildung. Gleich zuvörderst ist alles, was Mensch ist, und so auch diese beiden Klassen, darin, daß den mannichfaltigen Aeußerungen ihres Lebens ein Trieb zum Grunde liegt, der in allem Wechsel un-



verändert beharret, und sich selbst gleich bleibt. — Im Vorbeigehen; das Sichverstehen dieses Triebes, und die Uebersetzung desselben in Begriffe erzeugt die Welt, und es gibt keine andere Welt, als diese auf diese Weise in dem, jedoch keinesweges freien, sondern nothwendigen Gedanken sich erzeugende Welt. Dieser, immer in ein Bewußtsein zu übersehende Trieb, worin somit abermals die beiden Klassen einander gleich sind, kann nun auf eine doppelte Weise, nach den zwei verschiedenen Grundarten des Bewußtseins, in dasselbe überfetzt werden, und in dieser Weise der Uebersetzung und des sich selbst Verstehens sind die beiden Klassen verschieden.

Die erste, zu allererst der Zeit nach sich entwickelnde Grundart des Bewußtseins ist die des dunklen Gefühls. Mit diesem Gefühle wird am gewöhnlichsten und in der Regel der Grundtrieb erfasst als Liebe des Einzelnen zu sich selbst, und zwar gibt das dunkle Gefühl dieses Selbst zunächst nur als ein solches, das da leben will, und wohl sein. Hieraus entsteht die sinnliche Selbstsucht, als wirklicher Grundtrieb und entwickelnde Kraft eines solchen, in dieser Uebersetzung seines ursprünglichen Grundtriebes befangenen Lebens. So lange der Mensch fortfährt, also sich zu verstehen, so lange muß er selbstsüchtig handeln, und kann nicht anders; und diese Selbstsucht ist das einige beharrende, sich gleichbleibende, und sicher zu erwartende in dem unaufhörlichen Wandel seines Lebens. Als außergewöhnliche Ausnahme von der Regel kann dieses dunkle Gefühl auch das persönliche Selbst überspringen, und den Grundtrieb erfassen, als ein Verlangen nach einer dunkel gefühlten andern Ordnung der Dinge. Hieraus entspringt das, an andern Orten von uns fasssam beschriebene Leben, das da, erhaben über die Selbstsucht, durch Ideen, die zwar dunkel sind, aber dennoch Ideen, getrieben wird, und in welchem die Vernunft als Instinkt waltet. Dieses Erfassen des Grundtriebes, überhaupt nur im dunklen Gefühle, ist der Grundzug der ersten Klasse unter den Menschen, die nicht durch die Erziehung, sondern durch sich selbst gebildet wird, und welche Klasse wiederum zwei Unterarten in sich faßt, die durch einen unbegreiflichen, der menschlichen Kunst durchaus unzugänglichen Grund geschieden werden.

Die zweite Grundart des Bewußtseins, welche in der Regel sich nicht von selbst entwickelt, sondern in der Gesellschaft sorgfältig gepflegt werden muß, ist die klare Erkenntniß. Würde der Grundtrieb der Menschheit in diesem Elemente erfasst, so würde dies eine zweite, von der ersten ganz verschiedene Klasse von Menschen geben. Eine solche, die Grundliebe selbst erfassende Erkenntniß läßt nun nicht, wie eine andere Erkenntniß dies wohl kann, kalt, und untheilnehmend, sondern der Gegenstand derselben wird geliebt über alles, da dieser Gegenstand ja nur die Deutung und Uebersetzung unserer

ursprünglichen Liebe selbst ist. Andere Erkenntniß erfasst fremdes, und dieses bleibt fremd, und läßt kalt; diese erfasst den Erkennenden selbst und seine Liebe, und diese liebt er. Ohnerachtet es nun bei beiden Klassen dieselbe ursprüngliche nur in anderer Gestalt erscheinende Liebe ist, die sie treibt, so kann man dennoch, von jenem Umstande absehend, sagen, daß dort der Mensch durch dunkle Gefühle, hier durch klare Erkenntniß getrieben werde.

Daß nun eine solche klare Erkenntniß unmittelbar antreibend werde im Leben, und man hierauf sicher zählen könne, hängt, wie gesagt, davon ab, daß es die wirkliche und wahre Liebe des Menschen sei, die durch dieselbe gedeutet werde, auch daß ihm unmittelbar klar werde, daß es also sei, und mit der Deutung zugleich das Gefühl jener Liebe in ihm angeregt und von ihm empfunden werde, daß daher niemals die Erkenntniß in ihm entwickelt werde, ohne daß zugleich die Liebe es werde, indem im entgegengesetzten Falle er kalt bleiben würde, und niemals die Liebe, ohne daß die Erkenntniß zugleich es werde, indem im Gegentheile sein Antrieb ein dunkles Gefühl werden würde; daß daher mit jedem Schritte seiner Bildung der ganze vereinigte Mensch gebildet werde. Ein von der Erziehung also als ein untheilbares Ganzes immerfort behandelter Mensch wird es auch fernerhin bleiben, und jede Erkenntniß wird ihm nothwendig Lebensantrieb werden.

2) Indem auf diese Weise statt des dunkeln Gefühls die klare Erkenntniß zu dem allerersten, und zu der wahren Grundlage, und Ausgangspunkte des Lebens gemacht wird, wird die Selbstsucht ganz übergangen, und um ihre Entwicklung betrogen. Denn nur das dunkle Gefühl gibt dem Menschen sein Selbst als ein Genußbedürftiges und Schmerzschauendes; keinesweges aber gibt es ihm also der klare Begriff, sondern dieser zeigt es als Glied einer sittlichen Ordnung, und es gibt eine Liebe dieser Ordnung, welche bei der Entwicklung des Begriffs zugleich mit angezündet und entwickelt wird. Mit der Selbstsucht bekommt diese Erziehung gar nichts zu thun, weil sie die Wurzel derselben, das dunkle Gefühl, durch Klarheit erstickt; sie bestreitet sie nicht, eben so wenig, als sie dieselbe entwickelt, sie weiß gar nicht von ihr. Wäre es möglich, daß diese Sucht später dennoch sich regen sollte, so würde sie das Herz schon angefüllt finden von einer höhern Liebe, die ihr den Platz versagt.

3) Dieser Grundtrieb des Menschen nun, wenn er in klare Erkenntniß überfetzt wird, geht nicht auf eine schon gegebene und vorhandene Welt, welche ja nur leidend genommen werden kann, wie sie eben ist, und in der eine zu ursprünglich schöpferischer Thätigkeit treibende Liebe keinen Wirkungskreis für sich fände; sondern er geht, zur Erkenntniß gesteigert, auf eine Welt, die da werden soll, eine apriorische, eine solche, die da zukünftig ist, und ewig fort zukünftig



bleibt. Das aller Erscheinung zu Grunde liegende göttliche Leben tritt darum niemals ein als ein stehendes und gegebenes Sein, sondern als etwas, das da werden soll, und nachdem ein solches, das da werden sollte, geworden ist, wird es abermals eintreten als ein werdendes in alle Ewigkeit, daß daher jenes göttliche Leben niemals eintritt in den Tod des stehenden Seins, sondern immerfort bleibet in der Form des fortfließenden Lebens. Die unmittelbare Erscheinung und Offenbarung Gottes ist die Liebe; erst die Deutung dieser Liebe durch die Erkenntniß setzt ein Sein, und zwar ein solches, das ewig fort nur werden soll, und dieses, als die einzige wahre Welt, in wiefern an einer Welt überhaupt Wahrheit ist. Dagegen ist die zweite gegebene und von uns als vorhanden vorgefundene Welt nur der Schatten und Schemen, aus welchem die Erkenntniß ihrer Deutung der Liebe eine feste Gestalt und einen sichtbaren Leib erbaut; diese zweite Welt das Mittel und die Bedingung der Anschaulichkeit der für sich selbst unsichtbaren höhern Welt. Nicht einmal in diese letztere höhere Welt tritt Gott unmittelbar ein, sondern auch hier nur vermittelt durch die Eine, reine, unwandelbare und gestaltlose Liebe, in welcher Liebe allein er unmittelbar erscheint. Zu dieser Liebe tritt hinzu die anschauende Erkenntniß, welche aus sich selber ein Bild mitbringt, in das sie den an sich unsichtbaren Gegenstand der Liebe kleidet; widersprochen jedoch jedesmal von der Liebe, und darum fortgetrieben zu neuer Gestaltung, welcher abermals eben also widersprochen wird; wodurch allein nun die Liebe, welche rein für sich Eins ist, des Fortfließens, der Unendlichkeit und der Ewigkeit durchaus unfähig, in dieser Verschmelzung mit der Anschauung auch ein ewiges und unendliches wird, so wie diese. Das so eben erwähnte, aus der Erkenntniß selbst hergegebene Bild, für sich allein und noch ohne Anwendung auf die deutlich erkannte Liebe dasselbe genommen, ist die stehende und gegebene Welt, oder die Natur. Der Wahn, daß in diese Natur Gottes Wesen auf irgend eine Weise unmittelbar, und anders, als durch die angegebenen Zwischenglieder vermittelt, eintrete, stammt aus Finsterniß im Geiste, und aus Unheiligkeit im Willen.

4) Daß nun das dunkle Gefühl, als Auflösungsmittel der Liebe, in der Regel ganz übersprungen, und an die Stelle desselben die klare Erkenntniß als das gewöhnliche Auflösungsmittel gesetzt werde, kann, wie schon erinnert, nur durch eine besonnene Kunst der Erziehung des Menschen geschehen, und ist bisher nicht also geschehen. Da nun, wie wir gleichfalls ersehen haben, auf die letzte Weise eine von den bisherigen gewöhnlichen Menschen durchaus verschiedene Menschenart eingeführt, und als die Regel gesetzt wird, so würde durch eine solche Erziehung allerdings eine ganz neue Ordnung der Dinge und eine neue Schöpfung beginnen. Zu dieser neuen Gestalt

würde nun die Menschheit sich selber durch sich selbst, eben indem sie als gegenwärtiges Geschlecht, sich selbst, als zukünftiges Geschlecht, erzieht, erschaffen; auf die Weise, wie sie allein dies kann, durch die Erkenntniß, als das einzige gemeinschaftliche und frei mitzutheilende, und das wahre, die Geisterwelt zur Einheit verbindende Licht und Lust dieser Welt. Bisher wurde die Menschheit, was sie eben wurde und werden konnte; mit diesem Werden durch das Ohngefähr ist es vorbei; denn da, wo sie am allerweitesten sich entwickelt hat, ist sie zu Nichts worden. Soll sie nicht bleiben in diesem Nichts, so muß sie von nun an zu allem, was sie noch weiter werden soll, sich selbst machen. Dies sei die eigentliche Bestimmung des Menschengeschlechts auf der Erde, sagte ich in den Vorlesungen, deren Fortsetzung diese sind, daß es mit Freiheit sich zu dem mache, was es eigentlich ursprünglich ist. Dieses Sichselbstmachen, im allgemeinen mit Besonnenheit, und nach einer Regel, muß nun irgendwo und irgendwann im Raum und in der Zeit einmal anheben, wodurch ein zweiter Hauptabschnitt der freien und besonnenen Entwicklung des Menschengeschlechts an die Stelle des ersten Abschnitts einer nicht freien Entwicklung treten würde. Wir sind der Meinung, daß, in Absicht der Zeit, diese Zeit eben jetzt sei, und daß dormalen das Geschlecht in der wahren Mitte seines Lebens auf der Erde, zwischen seinen beiden Hauptepochen stehe; in Absicht des Raums aber glauben wir, daß zu allernächst den Deutschen es anzumuthen sei, die neue Zeit, vorangehend und vorbildend für die übrigen, zu beginnen.

5) Dennoch wird auch sogar diese ganz neue Schöpfung nicht durch einen Sprung erfolgen aus dem vorhergehenden, sondern sie ist die wahre natürliche Fortsetzung und Folge der bisherigen Zeit, ganz besonders unter den Deutschen. Sichtbar, und wie ich glaube, allgemein zugestanden, ging ja alles Regen und Streben der Zeit darauf, die dunklen Gefühle zu verbannen und allein der Klarheit und der Erkenntniß die Herrschaft zu verschaffen. Dieses Streben ist auch insofern vollkommen gelungen, daß das bisherige Nichts vollkommen enthüllt ist. Keinesweges soll nun dieser Trieb nach Klarheit ausgerottet oder das dumpfe Verhüllen beim dunkeln Gefühle wieder herrschend werden; jener Trieb soll nur noch weiter entwickelt und in höhere Kreise eingeführt werden, also, daß nach der Enthüllung des Nichts auch das Etwas, die bejahende und wirklich etwas setzende Wahrheit, ebenfalls offenbar werde. Die aus dem dunklen Gefühle stammende Welt des gegebenen und sich durch sich selbst machenden Seins ist versunken und sie soll versunken bleiben; dagegen soll die aus der ursprünglichen Klarheit stammende Welt des ewig fort aus dem Geiste zu entbindenden Seins aufstrahlen und anbrechen in ihrem ganzen Glanze.



Zwar dürfte die Weissagung eines neuen Lebens in solchen Formen der Zeit sonderbar dünken, und es dürfte diese kaum den Muth haben, diese Verheißung sich zuzueignen; wenn sie lediglich auf den ungeheuren Abstand ihrer herrschenden Meinungen über die so eben zur Sprache gebrachten Gegenstände von dem, was als Grundsätze der neuen Zeit ausgesprochen worden, sehen sollte. Ich will von der Bildung, welche, jedoch als ein nicht gemein zu machendes Vorrecht, bisher in der Regel nur die höhern Stände erhielten, die von einer übersinnlichen Welt ganz schwieg, und lediglich einige Geschicklichkeit für die Geschäfte der sinnlichen zu bewirken strebte, als von der offenbar schlechteren, nicht reden, sondern nur auf diejenige sehen, welche Volksbildung war, und in einem gewissen sehr beschränkten Sinne auch Nationalerziehung genannt werden könnte, die über eine übersinnliche Welt nicht durchaus Stillschweigen beobachtete. Welches waren die Lehren dieser Erziehung? Wenn wir, als allererste Voraussetzung der neuen Erziehung aufstellen, daß in der Wurzel des Menschen ein reines Wohlgefallen am Guten sei, und daß dieses Wohlgefallen so sehr entwickelt werden könne, daß es dem Menschen unmöglich werde, das für gut erkannte zu unterlassen, und statt dessen das für böse erkannte zu thun; so hat dagegen die bisherige Erziehung nicht bloß angenommen, sondern auch ihre Zöglinge von früher Jugend an belehrt, theils, daß dem Menschen eine natürliche Abneigung gegen Gottes Gebote bewohne, theils, daß es ihm schlechthin unmöglich sei, dieselben zu erfüllen. Was läßt von einer solchen Belehrung, wenn sie für Ernst genommen wird und Glauben findet, anderes sich erwarten, als daß jeder Einzelne sich in seine nun einmal nicht abzuändernde Natur ergebe, nicht versuche zu leisten, was ihm nun als einmal unmöglich vorgestellt ist, und nicht besser zu sein begehre, denn er und alle übrigen zu sein vermögen; ja, daß er sich sogar die ihm angemuthete Niederträchtigkeit gefallen lasse, sich selbst in seiner radikalen Sündhaftigkeit und Schlechtigkeit anzuerkennen, indem diese Niederträchtigkeit vor Gott ihm als das einzige Mittel vorgestellt wird, mit demselben sich abzufinden: und daß er, falls etwa eine solche Behauptung, wie die unsrige, an sein Ohr trifft, nicht anders denken könne, als daß man bloß einen schlechten Scherz mit ihm treiben wolle, indem er allgegenwärtig fühlt in seinem Innern und mit den Händen greift, daß dieses nicht wahr, sondern das Gegentheil davon allein wahr sei? Wenn wir eine von allem gegebenen Sein ganz unabhängige und vielmehr diesem Sein selbst das Gesetz gebende Erkenntniß annehmen, und in diese gleich vom Anbeginn jedes menschliche Kind eintauchen, und es von nun an in dem Gebiete derselben immerfort erhalten wollen, wogegen wir die nur historisch zu erlernende Beschaffenheit der Dinge als eine geringfügige Nebensache, die von selbst sich ergibt, betrachten, so treten die

reiffen Früchte der bisherigen Bildung uns entgegen und erinnern uns, daß es ja bekanntermaßen gar keine a priorische Erkenntniß gebe, und daß sie wohl wissen möchten, wie man erkennen könne, außer durch Erfahrung. Und damit diese übersinnliche und a priorische Welt auch sogar an derjenigen Stelle sich nicht verrathe, wo es gar nicht zu vermeiden schien — an der Möglichkeit einer Erkenntniß von Gott, und selbst an Gott nicht die geistige Selbstthätigkeit sich erhöhe, sondern das leidende Hingeben alles in allem bliebe, hat gegen diese Gefahr die bisherige Menschenbildung das kühne Mittel gefunden, das Dasein Gottes zu einem historischen Factum zu machen, dessen Wahrheit durch ein Zeugenverhör ausgemittelt wird.

So verhält es sich wohl freilich; dennoch aber wolle das Zeitalter darum nicht an sich selber verzagen. Denn diese und alle andere ähnliche Erscheinungen sind selber nichts selbstständiges, sondern nur Blüthen und Früchte der wilden Wurzel der alten Zeit. Gebe nur das Zeitalter sich ruhig hin der Einimpfung einer neuen edlern und kräftigern Wurzel, so wird die alte ersticken, und die Blüthen und Früchte derselben, denen aus jener keine weitere Nahrung zugeführt wird, werden von selbst verwelken und abfallen. Jetzt vermag es das Zeitalter noch gar nicht, unsern Worten zu glauben, und es ist nothwendig, daß ihm dieselben vorkommen, wie Märchen. Wir wollen auch diesen Glauben nicht: wir wollen nur Raum zum Schaffen und Handeln. Nachmals wird es sehen, und es wird glauben seinen eigenen Augen.

So wird z. B. Jedermann, der mit den Erzeugnissen der letzten Zeit bekannt ist, schon längst bemerkt haben, daß hier abermals die Sätze und Ansichten ausgesprochen werden, welche die neuere deutsche Philosophie seit ihrer Entstehung gepredigt hat und wiederum gepredigt, weil sie eben nichts weiter vermochte, denn predigen. Daß diese Predigten fruchtlos verhallen sind in der leeren Luft, ist nun hinlänglich klar, auch ist der Grund klar, warum sie also verhallen mußten. Nur auf Lebendiges wirkt Lebendiges; in dem wirklichen Leben der Zeit aber ist gar keine Verwandtschaft zu dieser Philosophie, indem diese Philosophie ihr Wesen treibet in einem Kreise, der für jene noch gar nicht aufgegangen, und für Sinneswerkzeuge, die jener noch nicht erwachen sind. Sie ist gar nicht zu Hause in diesem Zeitalter, sondern sie ist ein Vorgriff der Zeit und ein schon im Voraus fertiges Lebenselement eines Geschlechts, das in demselben erst zum Lichte erwachen soll. Auf das gegenwärtige Geschlecht muß sie Verzicht thun, damit sie aber bis dahin nicht müßig sei, so übernehme sie dormalen die Aufgabe, das Geschlecht, zu welchem sie gehört, sich zu bilden. Erst wie dies ihr nächstes Geschäft ihr klar geworden, wird sie friedlich und freundlich zusammen leben können mit einem Geschlechte, das übrigens ihr nicht gefällt. Die Er-



ziehung, die wir bisher beschrieben haben, ist zugleich die Erziehung für sie; wiederum kann in einem gewissen Sinn nur sie die Erzieherin sein in dieser Erziehung; und so mußte sie ihrer Verständlichkeit und Annehmbarkeit zuvorseilen. Aber es wird die Zeit kommen, in der sie verstanden und mit Freunden angenommen werden wird; und darum wolle das Zeitalter nicht an sich selbst verzagen.

Höre dieses Zeitalter ein Gesicht eines alten Sebers, das auf eine wohl nicht weniger beklagenswerthe Lage berechnet war. So sagt der Seher am Wasser Chebar, der Tröster der Gefangenen nicht im eigenen, sondern im fremden Lande: „Des Herrn Hand kam über mich, und führte mich hinaus im Geiste des Herrn, und stellte mich auf ein weit Feld, das voller Gebeine lag, und er führte mich allenthalben herum, und siehe, des Gebeines lag sehr viel auf dem Felde, und siehe, sie waren sehr verdorret. Und der Herr sprach zu mir: du Menschenkind, meinst du wohl, daß diese Gebeine werden wieder lebendig werden? Und ich sprach: Herr, das weißest nur du wohl. Und er sprach zu mir: Weissage von diesen Gebeinen, und sprich zu ihnen: ihr verdorrtten Gebeine, höret des Herrn Wort. So spricht der Herr von euch verdorrtten Gebeinen, ich will euch durch Fleisch und Sehnen wieder verbinden, und Fleisch lassen über euch wachsen; und euch mit Haut überziehen, und will euch Odem geben, daß ihr wieder lebendig werdet, und ihr solltet erfahren, daß ich der Herr sei. Und ich weissagte, wie mir befohlen war, und siehe, da rauschte es, als ich weissagte, und regte sich, und die Gebeine fügten sich wieder aneinander, ein jegliches an seinen Ort, und es wuchsen darauf Aern und Fleisch, und er überzog sie mit Haut; noch aber war kein Odem in ihnen. Und der Herr sprach zu mir: Weissage zum Winde, du Menschenkind, und sprich zum Winde: so spricht der Herr: Wind komm herzu aus den vier Winden und blase an diese Getödteten, daß sie wieder lebendig werden. Und ich weissagete, wie er mir befohlen hatte. Da kam Odem in sie, und sie wurden wieder lebendig und richteten sich auf ihre Füße, und ihrer war ein sehr großes Heer.“ Lasset immer die Bestandtheile unsres höhern geistigen Lebens eben so ausgedorret, und eben darum auch die Bande unserer National-Einheit eben so zerrissen und in wilder Unordnung durcheinander zerstreut herumliegen, wie die Todtengebeine des Sebers; lasset unter Stürmen, Regengüssen und sengendem Sonnenscheine mehrerer Jahrhunderte dieselben gebleicht und ausgedorret haben; — der belebende Odem der Geisterwelt hat noch nicht aufgehört zu wehen. Er wird auch unsers Nationalkörpers erstorbene Gebeine ergreifen und sie aneinanderfügen, daß sie herrlich dastehen in neuem und verklärtem Leben.

### Sechste Rede.

#### Darlegung der deutschen Grundzüge in der Geschichte.

Welche Hauptunterschiede sein würden zwischen einem Volke, das in seiner ursprünglichen Sprache sich fortgebildet, und einem solchen, das eine fremde Sprache angenommen, ist in der vorigen Rede auseinander gesetzt. Wir sagten bei dieser Gelegenheit: was das Ausland betreffe, so wollten wir dem eignen Urtheile jedweden Beobachters die Entscheidung überlassen, ob in demselben diejenigen Erscheinungen wirklich eintreten, die zufolge unsrer Behauptungen darin eintreten müßten; was aber die Deutschen betrifft, machten wir uns anheischig darzulegen, daß diese sich wirklich also geäußert, wie unsrer Behauptungen zufolge das Volk einer Ursprache sich äußern müsse. Wir gehen heute an die Erfüllung unsers Versprechens, und zwar legen wir das zu erweisende zunächst dar an der letzten großen, und in gewissem Sinne vollendeten Weltthat des deutschen Volkes, an der kirchlichen Reformation.

Das aus Asien stammende, und durch seine Verderbung erst recht asiatisch gewordene, mir stumme Ergebung und blinden Glauben predigende Christenthum war schon für die Römer etwas fremdartiges und ausländisches; es wurde niemals von ihnen wahrhaft durchdrungen und angeeignet, und theilte ihr Wesen in zwei nicht an einander passende Hälften; wobei jedoch die Anfügung des fremden Theils durch den angestammten schwermüthigen Aberglauben vermittelt wurde. An den eingewanderten Germaniern erhielt diese Religion Zöglinge, in denen keine frühere Verstandesbildung ihr hinderlich war, aber auch kein angestammter Aberglaube sie begünstigte, und so wurde sie denn an dieselben gebracht, als ein zum Römer, das sie nun einmal sein wollten, eben auch gehöriges Stück, ohne sonderlichen Einfluß auf ihr Leben. Daß diese christlichen Erzieher von der alt-römischen Bildung und dem Sprachverständnisse, als dem Behälter derselben, nicht mehr an diese Neubekehrten kommen ließen, als mit ihren Absichten sich vertrug, versteht sich von selbst; und auch hierin liegt ein Grund des Verfalls und der Erstödnung der römischen Sprache in ihrem Munde. Als späterhin die ächten und unverfälschten Denkmale der alten Bildung in die Hände dieser Völker fielen, und dadurch der Trieb, selbstthätig zu denken und zu begreifen, in ihnen angeregt wurde, so mußte, da ihnen theils dieser Trieb neu und frisch war, theils kein angestammtes Erschrecken vor den Göttern ihm das Gegengewicht hielt, der Widerspruch eines blinden Glaubens und der sonderbaren Dinge, welche im Verlaufe der Zeiten zu Gegenständen desselben geworden waren, dieselben



weit härter treffen, denn sogar die Römer, als an diese zuerst das Christenthum kam. Einleuchten des vollkommenen Widerspruchs aus demjenigen, woran man bisher treuherzig geglaubt hat, erregt Lachen; die, welche das Räthsel gelöst hatten, lachten und spotteten, und die Priester selbst, die es ebenfalls gelöst hatten, lachten mit, gesichert dadurch, daß nur sehr wenigen der Zugang zur alterthümlichen Bildung, als dem Lösungsmittel des Zaubers, offen stehe. Ich deute hiemit vorzüglich auf Italien, als den damaligen Hauptsitz der neu-römischen Bildung, hinter welchem die übrigen neu-römischen Stämme in jeder Rücksicht noch sehr weit zurück waren.

Sie lachten des Truges, denn es war kein Ernst in ihnen, den er erbittert hätte; sie wurden durch diesen ausschließenden Besitz einer ungemainen Erkenntniß um so sicherer ein vornehmer und gebildeter Stand, und mochten es wohl leiden, daß der große Haufe, für den sie kein Gemüth hatten, dem Truge ferner Preis gegeben, und so auch für ihre Zwecke folgamer erhalten bliebe. Also nun, daß das Volk betrogen werde, der Vornehmere den Betrug nütze und sein lache, konnte es fortbestehen; und es würde wahrscheinlich, wenn in der neuen Zeit nichts vorhanden gewesen wäre, außer Neu-Römer, also fortbestanden haben bis an's Ende der Tage.

Sie sehen hier einen klaren Beleg zu dem, was früher über die Fortsetzung der alten Bildung durch die neue, und über den Antheil, den die Neu-Römer daran zu haben vermögen, gesagt wurde. Die neue Klarheit ging aus von den Alten, sie fiel zuerst in den Mittelpunkt der neu-römischen Bildung, sie wurde daselbst nur zu einer Verstandes-Einsicht ausgebildet, ohne das Leben zu ergreifen und anders zu gestalten.

Nicht länger aber konnte der bisherige Zustand der Dinge bestehen, sobald dieses Licht in ein in wahren Ernste und bis auf das Leben herab religiöses Gemüth fiel, und, wenn dieses Gemüth von einem Volke umgeben war, dem es seine ernstere Ansicht der Sache leicht mittheilen konnte, und dieses Volk Häupter fand, welche auf sein entschiedenes Bedürfnis etwas gaben. So tief auch das Christenthum herabsinken mochte, so bleibt doch immer in ihm ein Grundbestandtheil, in dem Wahrheit ist, und der ein Leben, das nur wirkliches und selbständiges Leben ist, sicher anregt; die Frage: was sollen wir thun, damit wir selig werden. War diese Frage auf einen erstorbenen Boden gefallen, wo es entweder überhaupt an seinen Ort gestellt blieb, ob wohl so etwas, wie Seligkeit im Ernste möglich sei, oder, wenn auch das erste angenommen worden wäre, dennoch gar kein fester und entschiedener Wille, selbst auch selig zu werden, vorhanden war, so hatte auf diesem Boden die Religion gleich anfangs nicht eingegriffen in Leben und Willen, sondern sie war nur als ein schwankender und blasser Schatten im Gedächtnisse und in

der Einbildungskraft behangen geblieben; und so mußten natürlich auch alle fernere Aufklärungen über den Zustand der vorhandenen Religionsbegriffe gleichfalls ohne Einfluß auf das Leben bleiben. War hingegen jene Frage in einen ursprünglich lebendigen Boden gefallen, so daß im Ernste geglaubt wurde, es gebe eine Seligkeit, und der feste Wille da war, selig zu werden und die von der bisherigen Religion angegebenen Mittel zur Seligkeit mit innigem Glauben und redlichem Ernste in dieser Absicht gebraucht worden waren, so mußte, wenn in diesen Boden, der gerade durch sein Ernstnehmen dem Lichte über die Beschaffenheit dieser Mittel sich länger verschloß, dieses Licht zuletzt dennoch fiel, ein gräßliches Entsetzen sich erzeugen vor dem Betrüge um das Heil der Seele und die treibende Unruhe, dieses Heil auf andere Weise zu retten, und was als in ewiges Verderben stürzend erschien, konnte nicht scherzhaft genommen werden. Ferner konnte der Einzelne, den zuerst diese Ansicht ergriffen, keinesweges zufrieden sein, etwa nur seine eigne Seele zu retten, gleichgültig über das Wohl aller übrigen unsterblichen Seelen, indem er, seiner tiefern Religion zufolge, dadurch auch nicht einmal die eigne Seele gerettet hätte, sondern mit der gleichen Angst, die er um diese fühlte, mußte er ringen, schlechthin allen Menschen in der Welt das Auge zu öffnen über die verdammliche Täuschung.

Auf diese Weise nun fiel die Einsicht, die lange vor ihm sehr viele Ausländer wohl in größerer Verstandesklarheit gehabt hatten, in das Gemüth des deutschen Mannes, Luther. An alterthümlicher und feiner Bildung, an Gelehrsamkeit, an andern Vorzügen übertrafen ihn nicht nur Ausländer, sondern sogar viele in seiner Nation. Aber ihn ergriff ein allmächtiger Antriebe, die Angst um das ewige Heil, und dieser ward das Leben in seinem Leben, und setzte immerfort das Lehte in die Wage, und gab ihm die Kraft und die Gaben, die die Nachwelt bewundert. Mögen andere bei der Reformation irdische Zwecke gehabt haben, sie hätten nie gesiegt, hätte nicht an ihrer Spitze ein Anführer gestanden, der durch das Ewige begeistert wurde; daß dieser, der immerfort das Heil aller unsterblichen Seelen auf dem Spiel stehen sah, allen Ernstes allen Teufeln in der Hölle furchtlos entgegen ging, ist natürlich und durchaus kein Wunder. Dies nun ist ein Beleg von deutschem Ernst und Gemüth.

Daß Luther mit diesem rein menschlichen, und nur durch jeden selbst zu besorgenden, Anliegen an alle, und zunächst an die Gesamtheit seiner Nation sich wendete, lag, wie gesagt, in der Sache. Wie nahm nun sein Volk diesen Antrag auf? Blieb es in seiner dumpfen Ruhe, gefesselt an den Boden durch irdische Geschäfte, und ungestört fortgehend den gewohnten Gang, oder erregte die nicht alltägliche Erscheinung gewaltiger Begeisterung bloß kein Gekächter? Keinesweges, sondern es wurde wie durch ein fortlaufendes



Feuer ergriffen von derselben Sorge für das Heil der Seele, und diese Sorge eröffnete schnell auch ihr Auge der vollkommenen Klarheit, und sie nahmen auf im Fluge das ihnen Dargebotene. War diese Begeisterung nur eine augenblickliche Erhebung der Einbildungskraft, die im Leben, und gegen dessen ernsthafte Kämpfe und Gefahren nicht Stand hielt? Keinesweges, sie entbehrten alles, und trugen alle Martern, und kämpften in blutigen zweifelhaften Kriegen, lediglich damit sie nicht wieder unter die Gewalt des verdammlichen Papstthums geriethen, sondern ihnen und ihren Kindern fort das allein seligmachende Licht des Evangeliums schiene; und es erneuten sich an ihnen in später Zeit alle Wunder, die das Christenthum bei seinem Beginnen an seinen Bekennern darlegte. Alle Aeußerungen jener Zeit sind erfüllt von dieser allgemein verbreiteten Besorgtheit um die Seligkeit. Sehen Sie hier einen Beleg von der Eigenthümlichkeit des deutschen Volkes. Es ist durch Begeisterung zu jedweder Begeisterung, und jedweder Klarheit, leicht zu erheben, und seine Begeisterung hält aus für das Leben, und gestaltet dasselbe um.

Auch früher, und anderwärts hatten Reformatoren Haufen des Volks begeistert, und sie zu Gemeinen versammelt, und gebildet; dennoch erhielten diese Gemeinen keinen festen, und auf dem Boden der bisherigen Verfassung gegründeten Bestand, weil die Volkshäupter und Fürsten der bisherigen Verfassung nicht auf ihre Seite traten. Auch der Reformation durch Luther schien Anfangs kein günstigeres Schicksal bestimmt. Der weise Kurfürst, unter dessen Augen sie begann, schien mehr im Sinne des Auslandes als in dem deutschen weise zu sein; er schien die eigentliche Streitfrage nicht sonderlich gefast zu haben, einem Streite zwischen zwei Mönchsorden, wie ihm es schien, nicht viel Gewicht beizulegen, und höchstens blos um den guten Ruf seiner neu errichteten Universität besorgt zu sein. Aber er hatte Nachfolger, die, weit weniger weise, denn er, von derselben ernstlichen Sorge für ihre Seligkeit ergriffen wurden, die in ihren Völkern lebte, und vermittelt dieser Gleichheit mit ihnen verschmolzen bis zu gemeinsamen Leben oder Tod, Sieg oder Untergange.

Sehen Sie hieran einen Beleg zu dem oben angegebenen Grundzuge der Deutschen, als einer Gesamtheit, und zu ihrer durch die Natur begründeten Verfassung. Die großen Rational- und Weltangelegenheiten sind bisher durch freiwillig auftretende Redner an das Volk gebracht worden, und bei diesem durchgegangen. Mochten auch ihre Fürsten anfangs aus Ausländerei, und aus Sucht vornehm zu thun und zu glänzen, wie jene, sich absondern von der Nation, und diese verlassen oder verrathen, so wurden sie doch später leicht wieder fortgerissen zur Einstimmigkeit mit derselben,

und erbarmten sich ihrer Völker. Daß das erste stets der Fall gewesen sei, werden wir tiefer unten noch an andern Belegen darthun; daß das letztere fortdauernd der Fall bleiben möge, können wir nur mit heißer Sehnsucht wünschen.

Ohnerachtet man nun bekennen muß, daß in der Angst jenes Zeitalters um das Heil der Seelen, eine Dunkelheit und Unklarheit blieb, indem es nicht darum zu thun war, den äußeren Vermittler zwischen Gott und den Menschen nur zu verändern, sondern gar keines äußern Mittlers zu bedürfen, und das Band des Zusammenhanges in sich selber zu finden; so war es doch vielleicht nothwendig, daß die religiöse Ausbildung der Menschen im Ganzen durch diesen Mittelzustand hindurch ginge. Luther selbst hat sein redlicher Eifer noch mehr gegeben, denn er suchte, und ihn weit hinausgeführt über sein Lehrgebäude. Nachdem er nur die ersten Kämpfe der Gewissensangst, die ihm sein kühnes Vorreißen von dem ganzen bisherigen Glauben verursachte, bestanden hatte, sind alle seine Aeußerungen voll eines Jubels und Triumphs über die erlangte Freiheit der Kinder Gottes, welche die Seligkeit gewiß nicht mehr außer sich und jenseit des Grabes suchten, sondern der Ausbruch des unmittelbaren Gefühls derselben waren. Er ist hierin das Vorbild aller künftigen Zeitalter geworden, und hat für uns alle vollendet. — Sehen Sie auch hier einen Grundzug des deutschen Geistes. Wenn er nur sucht, so findet er mehr, als er suchte; denn er geräth hinein in den Strom lebendigen Lebens, das durch sich selbst fortrümt, und ihn mit sich fortreißt.

Dem Papstthume, dieses nach seiner eignen Gesinnung genommen, und beurtheilt, geschehe durch die Weise, wie die Reformation dasselbe nahm, ohne Zweifel unrecht. Die Aeußerungen desselben waren wohl größtentheils aus der vorliegenden Sprache blind herausgegriffen, asiatisch rednerisch übertreibend, gelten sollend, was sie könnten, und rechnend, daß mehr als der gebührende Abzug wohl ohne dies werde gemacht werden, niemals aber ernstlich ermaßen, erwogen, oder gemeint. Die Reformation nahm mit deutschem Ernste sie nach ihrem vollen Gewichte; und sie hatte recht, daß man alles also nehmen solle, unrecht, wenn sie glaubte, jene hätten es also genommen, und sie noch anderer Dinge, denn ihrer natürlichen Flachheit und Ungründlichkeit, bezüchtigte. Ueberhaupt ist dies die stets sich gleich bleibende Erscheinung in jedem Streite des deutschen Geistes gegen das Ausland, ob dieses sich nun außer Landes oder im Lande befinde, daß das letztere gar nicht begreifen kann, wie man über so gleichgültige Dinge, als Worte und Redensarten sind, ein so großes Wesen erheben möge, und daß sie, aus deutschem Munde es wieder hörend, nicht gesagt haben wollen, was sie doch gesagt haben, und sagen, und immerfort sagen werden, und über Verleum-



ding, die sie Konsequenzmacherei nennen, Klagen, wenn man ihre Äußerungen in ihrem buchstäblichen Sinne, und als ernstlich gemeint, nimmt, und dieselben betrachtet als Bestandtheile einer folgebefähigen Denkreihe, die man nun rückwärts nach ihren Grundsätzen, und vorwärts nach ihren Folgen herstellt; indeß man doch vielleicht sehr entfernt ist, ihnen für die Person klares Bewußtsein dessen, was sie reden, und Folgebefähigkeit, beizumessen. In jener Annuthung, man müsse eben jedwedes Ding nehmen, wie es gemeint sei, nicht aber etwa noch darüber hinaus das Recht zu meinen, und laut zu meinen, in Frage ziehen, verräth sich immer die noch so tief versteckte Ausländerei.

Dieser Ernst, mit welchem das alte Religionslehrgebäude genommen wurde, nöthigte dieses selbst zu einem größeren Ernste, als es bisher gehabt hatte, und zu neuer Prüfung, Umdeutung, Befestigung der alten Lehre, so wie zu größerer Behutsamkeit in Lehre und Leben für die Zukunft: und dieses, so wie das zunächstfolgende, sei Ihnen ein Beleg von der Weise, wie Deutschland auf das übrige Europa immer zurückgewirkt hat. Hierdurch erhielt für das allgemeine die alte Lehre wenigstens diejenige unschädliche Wirksamkeit, die sie, nachdem sie nun einmal nicht aufgegeben werden sollte, haben konnte; insbesondere aber ward sie für die Vertheidiger derselben Gelegenheit und Aufforderung zu einem gründlicheren und folgegemaßeren Nachdenken, als bisher statt gehabt hatte. Davon, daß die in Deutschland verbesserte Lehre auch in das neulateinische Ausland sich verbreitet, und daselbst denselben Erfolg höherer Begeisterung hervorgebracht, wollen wir hier, als von einer vorübergehenden Erscheinung schweigen: wiewohl es immer merkwürdig ist, daß die neue Lehre in keinem eigentlich neulateinischen Lande zu einem vom Staate anerkannten Bestande gekommen: indem es scheint, daß es deutscher Gründlichkeit bei den Regierenden, und deutscher Gutmüthigkeit beim Volke, bedurft habe, um diese Lehre verträglich mit der Obergewalt zu finden, und sie also zu machen.

In einer andern Rücksicht aber, und zwar nicht auf das Volk, sondern auf die gebildeten Stände, hat Deutschland durch seine Kirchenverbesserung einen allgemeinen und dauernden Einfluß auf das Ausland gehabt; und durch diesen Einfluß dieses Ausland wieder zum Vorgänger für sich selbst, und zu seinem eigenen Anreger zu neuen Schöpfungen sich zubereitet. Das freie und selbstthätige Denken, oder die Philosophie, war schon in den vorhergehenden Jahrhunderten unter der Herrschaft der alten Lehre häufig angeregt und gelibt worden, keinesweges aber, um aus sich selbst Wahrheit hervorzubringen, sondern nur, um zu zeigen, daß, und auf welche Weise die Lehre der Kirche wahr sei. Dasselbe Geschäft in Beziehung auf ihre Lehre erhielt zunächst die Philosophie auch bei den

deutschen Protestanten, und ward bei diesen Dienerin des Evangeliums, so wie sie bei den Scholastikern die der Kirche gewesen war. Im Auslande, das entweder kein Evangelium hatte, oder das dasselbe nicht mit unvermischt deutscher Andacht und Tiefe des Gemüths gefaßt hatte, erhob das durch den erhaltenen glänzenden Triumph angefeuerte freie Denken sich leichter und höher, ohne die Fessel eines Glaubens an Uebersinnliches; aber es blieb in der sinnlichen Fessel des Glaubens an den natürlichen, ohne Bildung und Sitte aufgewachsenen Verstand; und weit entfernt, daß es in der Vernunft die Quelle auf sich selbst beruhender Wahrheit entdeckt hätte, wurden für dasselbe die Aussprüche dieses rohen Verstandes dasjenige, was für die Scholastiker die Kirche, für die ersten protestantischen Theologen das Evangelium war; ob sie wahr seien, darüber regte sich kein Zweifel, die Frage war bloß, wie sie diese Wahrheit gegen bestreitende Ansprüche behaupten könnten.

Indem nun dieses Denken in das Gebiet der Vernunft, deren Gegenfreit bedeutender gewesen sein würde, gar nicht hineinkam, so fand es keinen Gegner, außer der historisch vorhandenen Religion, und wurde mit dieser leicht fertig, indem es sie an den Maßstab des vorausgesetzten gesunden Verstandes hielt, und sich dabei klar zeigte, daß sie demselben eben widerspräche; und so kam es denn, daß, so wie dieses alles vollkommen in's Reine gebracht wurde, im Auslande die Benennung des Philosophen und die des Irreligiösen und Gottesleugners, gleichbedeutend wurden, und zu gleicher ehrenvoller Auszeichnung gereichten.

Die versuchte gänzliche Erhebung über allen Glauben an fremdes Ansehen, welche in diesen Bestrebungen des Auslandes das richtige war, wurde den Deutschen, von denen sie vermittelt der Kirchenverbesserung erst ausgegangen war, zu neuer Anregung. Zwar jagten untergeordnete und unselbständige Köpfe unter uns diese Lehre des Auslandes eben nach — lieber die des Auslandes, wie es scheint, als die eben so leicht zu habende ihrer Landsleute, darum, weil ihnen das erste vornehmer dünkte — und diese Köpfe suchten, so gut es gehen wollte, sich selber davon zu überzeugen; wo aber selbständiger deutscher Geist sich regte, da genügte das sinnliche nicht, sondern es entstand die Aufgabe, das, freilich nicht auf fremdes Ansehen zu glaubende, Uebersinnliche in der Vernunft selbst aufzusuchen, und so erst eigentliche Philosophie zu erschaffen, indem man, wie es sein sollte, das freie Denken zur Quelle unabhängiger Wahrheit machte. Dahin strebte Leibniz, im Kampfe mit jener ausländischen Philosophie; dies erreichte der eigentliche Stifter der neuen deutschen Philosophie, nicht ohne das Geständniß, durch eine Aeußerung des Auslandes, die inzwischen tiefer genommen worden, als sie gemeint gewesen, angeregt worden zu sein. Seitdem ist un-



ter uns die Aufgabe vollständig gelöst, und die Philosophie vollendet worden, welches man indessen sich begnügen muß, zu sagen, bis ein Zeitalter kommt, das es begreift. Dies vorausgesetzt, so wäre abermals durch Anregung des durch das neu-römische Ausland hindurch gegangenen Alterthums im deutschen Mutterlande die Schöpfung eines vorher durchaus nicht dagewesenen neuen erfolgt.

Unter den Augen der Zeitgenossen hat das Ausland eine andere Aufgabe der Vernunft und der Philosophie an die neue Welt, die Errichtung des vollkommenen Staats, leicht, und mit feuriger Kühnheit ergriffen, und kurz darauf dieselbe also fallen lassen, daß es durch seinen jetzigen Zustand genöthiget ist, den bloßen Gedanken der Aufgabe als ein Verbrechen zu verdammen, und alles anwenden müßte, um, wenn es könnte, jene Bestrebungen aus den Jahrbüchern seiner Geschichte auszutilgen. Der Grund dieses Erfolgs liegt am Tage: der vernunftgemäße Staat läßt sich nicht durch künstliche Vortehrungen aus jedem vorhandenen Stoffe aufbauen, sondern die Nation muß zu demselben erst gebildet, und heraufgezogen werden. Nur diejenige Nation, welche zuvörderst die Aufgabe der Erziehung zum vollkommenen Menschen, durch die wirkliche Ausübung, gelöst haben wird, wird sodann auch jene des vollkommenen Staats lösen.

Auch die zuletzt genannte Aufgabe der Erziehung ist seit unserer Kirchenverbesserung vom Auslande geistvoll, aber im Sinne seiner Philosophie, mehrmals in Anregung gebracht worden, und diese Anregungen haben unter uns für's erste Nachtreter und Uebertreiber gefunden. Bis zu welchem Punkte endlich in unsern Tagen abermals deutsches Gemüth diese Sache gebracht, werden wir zu seiner Zeit ausführlicher berichten.

Sie haben an dem Gesagten eine klare Uebersicht der gesammten Bildungsgegeschichte der neuen Welt, und des sich immer gleich bleibenden Verhältnisses der verschiedenen Bestandtheile der letzten zur ersten. Wahre Religion, in der Form des Christenthums, war der Keim der neuen Welt, und ihre Gesamtaufgabe die, diese Religion in die vorhandene Bildung des Alterthums zu versetzen, und die letzte dadurch zu vergeistigen und zu heiligen. Der erste Schritt auf diesem Wege war, das die Freiheit raubende äußere Ansehen der Form dieser Religion von ihr abzuschneiden, und auch in sie das freie Denken des Alterthums einzuführen. Es regte an zu diesem Schritte das Ausland, der Deutsche that ihn. Der zweite, der eigentlich die Fortsetzung und Vollendung des ersten ist, der, diese Religion, und mit ihr alle Weisheit in uns selber aufzufinden. Auch ihn vorbereitete das Ausland, und vollzog der Deutsche. Der drittmalen in der ewigen Zeit an der Tagesordnung sich befindende Fortschritt ist die vollkommene Erziehung der Nation zum Menschen.

Ohnedies wird die gewonnene Philosophie nie ausgedehnte Verständlichkeit, vielweniger noch allgemeine Anwendbarkeit im Leben finden; so wie hinwiederum ohne Philosophie die Erziehungskunst niemals zu vollständiger Klarheit in sich selbst gelangen wird. Beide greifen daher in einander, und sind, eins ohne das andere, unvollständig und unbrauchbar. Schon allein darum, weil der Deutsche bisher alle Schritte der Bildung zur Vollendung gebracht, und er eigentlich dazu aufbewahrt worden ist in der neuen Welt, kommt ihm dasselbe auch mit der Erziehung zu; wie aber diese einmal in Ordnung gebracht ist, wird es sich mit den übrigen Angelegenheiten der Menschheit leicht ergeben.

In diesem Verhältnisse also hat wirklich die deutsche Nation zur Fortbildung des menschlichen Geschlechts in der neuen Zeit bisher gestanden. Noch ist über eine schon zweimal fallen gelassene Bemerkung über den naturgemäßen Hergang, den diese Nation hiebei genommen, daß nämlich in Deutschland alle Bildung vom Volke ausgegangen, mehr Licht zu verbreiten. Daß die Angelegenheit der Kirchenverbesserung zuerst an das Volk gebracht worden, und allein dadurch, daß es derselben Angelegenheit geworden, gelungen sei, haben wir schon gesehen. Aber es ist ferner darzutun, daß dieser einzelne Fall nicht Ausnahme, sondern daß er die Regel gewesen.

Die im Mutterlande zurückgebliebenen Deutschen hatten alle Tugenden, die ehemals auf ihrem Boden zu Hause waren, beibehalten, Treue, Biederkeit, Ehre, Einfalt; aber sie hatten von Bildung zu einem höhern und geistigen Leben nicht mehr erhalten, als das damalige Christenthum und seine Lehrer an zerstreut wohnende Menschen bringen konnten. Dies war wenig, und sie standen so gegen ihre ausgewanderten Stammverwandten zurück, und waren in der That zwar brav und bieder, aber dennoch halb Barbaren. Es entstanden unter ihnen indessen Städte, die durch Glieder aus dem Volke errichtet wurden. In diesen entwickelte sich schnell jeder Zweig des gebildeten Lebens zur schönsten Blüthe. In ihnen entstanden, zwar auf Kleines berechnete, dennoch aber treffliche bürgerliche Verfassungen und Einrichtungen, und von ihnen aus verbreitete sich ein Bild von Ordnung und eine Liebe derselben erst über das übrige Land. Ihr ausgebreiteter Handel half die Welt entdecken. Ihren Bund fürchteten Könige. Die Denkmäler ihrer Baukunst dauern noch, haben der Zerstörung von Jahrhunderten getrotzt, die Nachwelt steht bewundernd vor ihnen und bekennt ihre eigene Ohnmacht.

Ich will diese Bürger der deutschen Reichsstädte des Mittelalters nicht vergleichen mit den andern ihnen gleichzeitigen Ständen, und nicht fragen, was indessen der Adel that und die Fürsten; aber in Vergleich mit den übrigen germanischen Nationen, einige Striche Italiens abgerechnet, hinter welchen selbst jedoch in den schönen



Künsten die Deutschen nicht zurückblieben, in den nützlichen sie übertrafen und ihre Lehrer wurden, — diese abgerechnet, waren nur diese deutschen Bürger die gebildeten, und jene die Barbaren. Die Geschichte Deutschlands, deutscher Macht, deutscher Unternehmungen, Erfindungen, Denkmale, Geistes, ist in diesem Zeitraume lediglich die Geschichte dieser Städte, und alles übrige, als da sind Länderverpfändungen und Wiedereinlösungen u. dgl., ist nicht des Erwähnens werth. Auch ist dieser Zeitpunkt der einzige in der deutschen Geschichte, in der diese Nation glänzend und ruhmvoll, und mit dem Range, der ihr als Stammvolf gebührt, dasteht; sowie ihre Blüthe durch die Habucht und Herrschucht der Fürsten zerstört und ihre Freiheit zertreten wird, sinkt das Ganze allmählig immer tiefer herab, und geht entgegen dem gegenwärtigen Zustande; wie aber Deutschland herabsinkt, sieht man das übrige Europa eben also sinken, in Rücksicht dessen, was das Wesen betrifft, und nicht den bloßen äußern Schein.

Der entscheidende Einfluß dieses in der That herrschenden Standes auf die Entwicklung der deutschen Reichsverfassung, auf die Kirchenverbesserung, und auf alles, was jemals die deutsche Nation bezeichnete, und von ihr ausging in das Ausland, ist allenthalben unverkennbar, und es läßt sich nachweisen, daß alles, was noch jetzt ehrwürdiges ist unter den Deutschen, in seiner Mitte entstanden ist.

Und mit welchem Geiste brachte hervor, und genoß dieser deutsche Stand diese Blüthe? Mit dem Geiste der Frömmigkeit, der Ehrbarkeit, der Bescheidenheit, des Gemeinsinnes. Für sich selbst bedurften sie wenig, für öffentliche Unternehmungen machten sie unermesslichen Aufwand. Selten steht irgendwo ein einzelner Name hervor, und zeichnet sich aus, weil alle gleichen Sinnes waren, und gleicher Aufopferung für das Gemeinsame. Ganz unter denselben äußern Bedingungen, wie in Deutschland, waren auch in Italien freie Städte entstanden. Man vergleiche die Geschichten beider; man halte die fortwährenden Unruhen, die innern Zwiste, ja Kriege, den beständigen Wechsel der Verfassungen, und der Herrscher, in den ersten, gegen die friedliche Ruhe und Eintracht in den letztern. Wie konnte klarer sich aussprechen, daß ein innerlicher Unterschied in den Gemüthern der beiden Nationen gewesen sein müsse? Die deutsche Nation ist die einzige unter den neu-europäischen Nationen, die es an ihrem Bürgerstande schon seit Jahrhunderten durch die That gezeigt hat, daß sie die republikanische Verfassung zu ertragen vermöge.

Unter den einzelnen und besondern Mitteln, den deutschen Geist wieder zu heben, würde es ein sehr kräftiges sein, wenn wir eine begeisternde Geschichte der Deutschen aus diesem Zeitraume hätten, die da National- und Volksbuch würde, so wie Bibel oder Gesangbuch

es sind, so lange, bis wir selbst wiederum etwas des Aufzeichnens werthes hervorbrächten. Nur müßte eine solche Geschichte nicht etwa chronikenmäßig die Thaten und Ereignisse aufzählen, sondern sie müßte uns, wunderbar ergreifend, und ohne unser eigenes Zutun oder klares Bewußtsein, mitten hinein versetzen in das Leben jener Zeit, so daß wir selbst mit ihnen zu gehen, zu stehen, zu beschließen, zu handeln schienen, und dies nicht durch kindische und tändelnde Erdichtung, wie es so viele historische Romane gethan haben, sondern durch Wahrheit; und aus diesem ihren Leben müßte sie die Thaten und Ereignisse, als Belege desselben, hervorblühen lassen. Ein solches Werk könnte zwar nur die Frucht von ausgebreiteten Kenntnissen sein und von Forschungen, die vielleicht noch niemals angestellt sind, aber die Ausstellung dieser Kenntnisse und Forschungen müßte uns der Verfasser ersparen und nur lediglich die gereifte Frucht uns vorlegen in der gegenwärtigen Sprache, auf eine jedweden Deutschen ohne Ausnahme verständliche Weise. Außer jenen historischen Kenntnissen würde ein solches Werk auch noch ein hohes Maß philosophischen Geistes erfordern, der eben so wenig sich zur Schau ausstellte; und vor allem ein treues und liebendes Gemüth.

Jene Zeit war der jugendliche Traum der Nation in beschränkten Kreisen von künftigen Thaten, Kämpfen und Siegen: und die Weissagung, was sie einst bei vollendeter Kraft sein würde. Verführerische Gesellschaft und die Lockung der Eitelkeit hat die heranwachsende fortgerissen in Kreise, die nicht die ihrigen sind, und indem sie auch da glänzen wollte, steht sie da mit Schmach bedeckt und ringend sogar um ihre Fortdauer. Aber ist sie denn wirklich veraltet und entkräftet? Hat ihr nicht auch seitdem immerfort und bis auf diesen Tag die Quelle des ursprünglichen Lebens fortgequollen, wie keiner andern Nation? Können jene Weissagungen ihres jugendlichen Lebens, die durch die Beschaffenheit der übrigen Völker und durch den Bildungsplan der ganzen Menschheit bestätigt werden, — können sie unerfüllt bleiben? Nimmermehr. Bringe man diese Nation nur zuvörderst zurück von der falschen Richtung, die sie ergriffen, zeige man ihr in dem Spiegel jener ihrer Jugendträume ihren wahren Gang und ihre wahre Bestimmung, bis unter diesen Betrachtungen sich ihr die Kraft entfalte, diese ihre Bestimmung mächtig zu ergreifen. Möchte diese Aufforderung etwas dazu beitragen, daß recht bald ein dazu ausgerüsteter deutscher Mann diese vorläufige Aufgabe löse!



## Siebente Rede.

Noch tiefere Erfassung der Ursprünglichkeit, und  
Deutschtum eines Volkes.

Es sind in den vorigen Reden angegeben und in der Geschichte nachgewiesen die Grundzüge der Deutschen, als eines Urvolks und als eines solchen, das das Recht hat, sich das Volk schlechtweg, im Gegensatz mit andern von ihm abgerissenen Stämmen zu nennen, wie denn auch das Wort Deutsch in seiner eigentlichen Wortbedeutung das so eben gesagte bezeichnet. Es ist zweckmäßig, daß wir bei diesem Gegenstande noch eine Stunde verweilen, und uns auf den möglichen Einwurf einlassen, daß, wenn dies deutsche Eigenthümlichkeit sei, man werde bekennen müssen, daß dormalen unter den Deutschen selber wenig Deutsches mehr übrig sei. Indem auch wir diese Erscheinung keinesweges leugnen können, sondern sie vielmehr anzuerkennen und in ihren einzelnen Theilen sie zu übersehen gedenken, wollen wir mit einer Erklärung derselben anheben.

Das war im Ganzen das Verhältniß des Urvolks der neuen Welt zum Fortgange der Bildung dieser Welt, daß das erstere durch unvollständige und auf der Oberfläche verbleibende Bestrebungen des Auslandes erst angeregt werde zu tiefem, aus seiner eignen Mitte heraus zu entwickelnden Schöpfungen. Da von der Anregung bis zur Schöpfung es ohne Zweifel seine Zeit dauert, so ist klar, daß ein solches Verhältniß Zeiträume herbeiführen werde, in welchen das Urvolk fast ganz mit dem Auslande verslossen, und demselben gleich erscheinen müsse, weil es nämlich gerade im Zustande des bloßen Angeregtseins sich befindet, und die dabei beabsichtigte Schöpfung noch nicht zum Durchbruche gekommen ist. In einem solchen Zeitraume befindet sich jetzt nun gerade Deutschland in Absicht der großen Mehrzahl seiner gebildeten Bewohner, und daher rühren die durch das ganze innere Wesen und Leben dieser Mehrzahl verslossenen Erscheinungen der Ausländerei. Die Philosophie, als freies, von allen Fesseln des Glaubens an fremdes Ansehen erledigtes Denken, sei es, wodurch dormalen das Ausland sein Mutterland anregte, haben wir in der vorigen Rede gesehen. Wo es nun von dieser Anregung aus nicht zur neuen Schöpfung gekommen, welches, da die letzte von der großen Mehrzahl unvernommen gelieben, bei äußerst wenigen der Fall ist: da gestaltet sich theils noch jene, schon früher bezeichnete Philosophie des Auslandes selber zu andern und andern Formen; theils bemächtigt sich der Geist derselben auch der übrigen an die Philosophie zunächst grenzenden Wissenschaften, und sieht an dieselben aus seinem Gesichtspunkte;

endlich, da der Deutsche seinen Ernst und sein unmittelbares Eingreifen in das Leben doch niemals ablegen kann, so fließt diese Philosophie ein auf die öffentliche Lebensweise, und auf die Grundsätze und Regeln derselben. Wir werden dies Stück für Stück darthun.

Zuvörderst und vor allen Dingen: der Mensch bildet seine wissenschaftliche Ansicht nicht etwa mit Freiheit und Willkür, so oder so, sondern sie wird ihm gebildet durch sein Leben, und ist eigentlich die zur Anschauung gewordene innere, und übrigens ihm unbekannte Wurzel seines Lebens selbst. Was du so recht innerlich eigentlich bist, das tritt heraus vor dein äußeres Auge, und du vermöchtest niemals etwas anderes zu sehen. Solltest du anders sehen, so müßtest du erst anders werden. Nun ist das innere Wesen des Auslandes, oder der Richtsprünglichkeit der Glaube an irgend ein lehtes, festes, unveränderlich stehendes, an eine Grenze, dießseit welcher zwar das freie Leben sein Spiel treibe, welche selbst aber es niemals zu durchbrechen, und durch sich flüßig zu machen, und sich in dieselbe zu verflößen vermöge. Diese undurchdringliche Grenze tritt ihm darum irgendwo nothwendig auch vor die Augen, oder es kann nicht anders denken oder glauben, außer unter Voraussetzung einer solchen, wenn nicht sein ganzes Wesen umgewandelt, und sein Herz ihm aus dem Leibe gerissen werden soll. Es glaubt nothwendig an den Tod, als das ursprüngliche und letzte, den Grundquell aller Dinge, und mit ihnen des Lebens.

Wir haben hier nur zunächst anzugeben, wie dieser Grundglaube des Auslandes unter den Deutschen dormalen sich ausspreche.

Er spricht sich aus zuvörderst in der eigentlichen Philosophie. Die dormalige deutsche Philosophie, in wiefern dieselbe hier der Erwähnung werth ist, will Gründlichkeit und wissenschaftliche Form, ungeachtet sie dieselbe nicht zu erschwingen vermag, sie will Einheit, auch nicht ohne frühern Vorgang des Auslandes, sie will Realität und Wesen — nicht bloße Erscheinung, sondern eine in der Erscheinung erscheinende Grundlage dieser Erscheinung, und hat in allen diesen Stücken recht, und übertrifft sehr weit die herrschenden Philosophien des dormaligen auswärtigen Auslandes, indem sie in der Ausländerei weit gründlicher und folgebefähiger ist, denn jenes. Diese der bloßen Erscheinung unterzuliegende Grundlage ist ihnen nun, wie sie sie auch etwa noch fehlerhaft weiter bestimmen mögen, immer festes Sein, das da ist, was es eben ist, und nichts weiter, in sich gefesselt, und an sein eigenes Wesen gebunden: und so tritt denn der Tod, und die Entfremdung von der Ursprünglichkeit, die in ihnen selbst sind, auch heraus vor ihre Augen. Weil sie selbst nicht zum Leben schlechtweg, aus sich selber heraus, sich aufzuschwingen vermögen, sondern für freien Ausflug stets eines Trägers und einer



Stütze bedürfen, darum kommen sie auch mit ihrem Denken, als dem Abbilde ihres Lebens, nicht über diesen Träger hinaus: das, was nicht Etwas ist, ist ihnen nothwendig Nichts, weil zwischen jenem in sich verwachsenen Sein und dem Nichts ihr Auge nichts weiter sieht, da ihr Leben da nichts weiter hat. Ihr Gefühl, worauf auch sie sich berufen können, erscheint ihnen als untrüglich; und so Jemand diesen Träger nicht zugibt, so sind sie weit entfernt von der Voraussetzung, daß er mit dem Leben allein sich begnüge, sondern sie glauben, daß es ihm nur an Scharfsinn fehle, den Träger, der ohne Zweifel auch ihn trage, zu bemerken, und daß er der Fähigkeit, sich zu ihren hohen Ansichten aufzuschwingen, ermangle. Es ist darum vergeblich und unmöglich, sie zu belehren; machen müßte man sie, und anders machen, wenn man könnte. In diesem Theile ist nun die dermalige deutsche Philosophie nicht deutsch, sondern Ausländerei.

Die wahre, in sich selbst zu Ende gekommene und über die Erscheinung hinweg wahrhaft zum Kerne derselben durchgedrungene Philosophie hingegen geht aus dem Einen, reinen, göttlichen Leben, — als Leben schlechweg, welches es auch in alle Ewigkeit, und darin immer Eines bleibt, nicht aber als von diesem oder jenem Leben; und sie sieht, wie lediglich in der Erscheinung dieses Leben unendlich fort sich schließt und wiederum öffne, und erst diesem Gehebe zufolge es zu einem Sein und zu einem Etwas überhaupt komme. Ihr entsteht das Sein, was jene sich vorausgeben läßt. Und so ist denn diese Philosophie recht eigentlich nur deutsch, d. i. ursprünglich; und umgekehrt, so Jemand nur ein wahrer Deutscher würde, so würde er nicht anders denn also philosophiren können.

Jenes, obwohl bei der Mehrzahl der deutsch philosophirenden herrschende, dennoch nicht eigentlich deutsche Denksystem greift, ob es nun mit Bewußtsein als eigentliches philosophisches Lehrgebäude aufgestellt sei, oder ob es nur unbewußt unserm übrigen Denken zum Grunde liege, — es greift, sage ich, ein in die übrigen wissenschaftlichen Ansichten der Zeit; wie denn dies ein Hauptbestreben unserer durch das Ausland angeregten Zeit ist, den wissenschaftlichen Stoff nicht mehr bloß, wie wohl unsere Vorfahren thaten, in das Gedächtniß zu fassen, sondern denselben auch selbstdenkend und philosophirend zu bearbeiten. In Absicht des Bestrebens überhaupt hat die Zeit recht; wenn sie aber, wie dies zu erwarten ist, in der Ausführung dieses Philosophirens von der todgläubigen Philosophie des Auslandes ausgeht, wird sie unrecht haben. Wir wollen hier nur auf die unsern ganzen Vorhaben am nächsten liegenden Wissenschaften einen Blick werfen, und die in ihnen verbreiteten ausländischen Begriffe und Ansichten auffuchen.

Daß die Errichtung und Regierung der Staaten als eine freie

Kunst angesehen werde, die ihre festen Regeln habe, darin hat uns ohne Zweifel das Ausland, es selbst nach dem Muster des Alterthums, zum Vorgänger gedient. Worein wird nun ein solches Ausland, das schon an dem Elemente des Denkens und Wollens, seiner Sprache, einen festen geschlossenen und todten Träger hat, und alle, die ihm hierin folgen, diese Staatskunst setzen? Ohne Zweifel in die Kunst, eine gleichfalls feste und todte Ordnung der Dinge zu finden, aus welchem Tode das lebendige Leben der Gesellschaft hervorgehe und also hervorgehe, wie sie es beabsichtigt; alles Leben in der Gesellschaft zu einem großen und künstlichen Druck- und Räderwerke zusammen zu fügen, in welchem jedes einzelne durch das Ganze immerfort genöthigt werde, dem Ganzen zu dienen; ein Rechenerempel zu lösen aus endlichen und benannten Größen zu einer nennbaren Summe, aus der Voraussetzung, Jeder wolle sein Wohl, zu dem Zwecke, eben dadurch Jeden wider seinen Dank und Willen zu zwingen, das allgemeine Wohl zu befördern. Das Ausland hat vielfältig diesen Grundsatz ausgesprochen, und Kunstwerke jener gesellschaftlichen Maschinenkunst geliefert; das Mutterland hat die Lehre angenommen, und die Anwendung derselben zu Hervorbringung gesellschaftlicher Maschinen weiter bearbeitet, auch hier, wie immer, umfassender, tiefer, wahrer, seine Muster bei weitem übertreffend. Solche Staatskünstler wissen, falls es etwa mit dem bisherigen Gange der Gesellschaft stöck, dies nicht anders zu erklären, als daß etwa eines der Räder derselben ausgelaufen sein möge, und kennen kein anderes Heilmittel, denn dies, die schadhafte Räder heraus zu heben und neue einzusetzen. Je eingewurzelter Jemand in diese mechanische Ansicht der Gesellschaft ist, je mehr er es versteht, diesen Mechanismus zu vereinfachen, indem er alle Theile der Maschine so gleich als möglich macht, und alle als gleichmäßigen Stoff behandelt, für einen desto größern Staatskünstler gilt er mit Recht in dieser unserer Zeit; — denn mit den entschieden schwankenden und gar keiner festen Ansicht fähigen ist man noch übler dran.

Diese Ansicht der Staatskunst prägt durch ihre eiserne Folgemäßigkeit und durch einen Anschein von Erhabenheit, der auf sie fällt, Achtung ein; auch leistet sie, besonders wo alles nach monarchischer, und immer reiner werdender monarchischer Verfassung drängt, bis auf einen gewissen Punkt gute Dienste. Angekommen aber bei diesem Punkte, springt ihre Ohnmacht in die Augen. Ich will nämlich annehmen, daß ihr eurer Maschine die von euch beabsichtigte Vollkommenheit durchaus verschafft hätte, und daß in ihr jedwedes niedere Glied unausbleiblich und unwiderstehlich gezwungen werde durch ein höheres, zum Zwingen gezwungenes Glied, und so fort bis an den Gipfel, wodurch wird denn nun euer letztes Glied,



von dem aller in der Maschine vorhandene Zwang ausgeht, zu seinem Zwingen gezwungen? Ihr sollt schlechtthin allen Widerstand, der aus der Reibung der Stoffe gegen jene letzte Triebfeder entstehen könnte, überwunden und ihr eine Kraft gegeben haben, gegen welche alle andere Kraft in Nichts verschwinde, was allein ihr auch durch Mechanismus könnt, und sollt also die allerkräftigste monarchische Verfassung erschaffen haben; wie wollt ihr denn nun selbst diese Triebfeder in Bewegung bringen, und sie zwingen, ohne Ausnahme das Rechte zu sehen und zu wollen? Wie wollt ihr denn in euer zwar richtig berechnetes und gefügtes, aber stillstehendes Räderwerk das ewig bewegliche einsetzen? Soll etwa, wie ihr dies auch zuweilen in eurer Verlegenheit äußert, das ganze Werk selbst zurückwzelen, und seine erste Triebfeder anregen? Entweder geschieht dies durch eine selbst aus der Anregung der Triebfeder stammende Kraft, oder es geschieht durch eine solche Kraft, die nicht aus ihr stammt, sondern die in dem Ganzen selbst, unabhängig von der Triebfeder, statt findet; und ein Drittes ist nicht möglich. Nehmet ihr das erste an, so befindet ihr euch in einem alles Denken und allen Mechanismus aufhebenden Zirkel; das ganze Werk kann die Triebfeder zwingen, nur in wiefern es selbst von jener gezwungen ist, sie zu zwingen, also, in wiefern die Triebfeder, nur mittelbar, sich selbst zwingt, zwingt sie aber sich selbst nicht, welchem Mangel wir ja eben abhelfen wollten, so erfolgt überhaupt keine Bewegung. Nehmt ihr das zweite an, so bekennet ihr, daß der Ursprung aller Bewegung in euren Werke von einer in eurer Berechnung und Anordnung gar nicht eingetretenen und durch euren Mechanismus gar nicht gebundenen Kraft ausgehe, die ohne Zweifel ohne euer Zuthun nach ihren eigenen euch unbekannten Gesetzen wirkt, wie sie kann. In jedem der beiden Fälle müßt ihr euch als Stümper und ohnmächtige Prahler bekennen.

Dies hat man denn auch gefühlt, und in diesem Lehrgebäude, das, auf seinen Zwang rechnend, um die übrigen Bürger unbeforgt sein kann, wenigstens den Fürsten, von welchem alle gesellschaftliche Bewegung ausgeht, durch allerlei gute Lehre und Unterweisung erziehen wollen. Aber, wie will man sich denn versichern, daß man auf eine der Erziehung zum Fürsten überhaupt fähige Natur treffen werde; oder, falls man auch dieses Glück hätte, daß dieser, den kein Mensch nöthigen kann, gefällig und geneigt sein werde, Zucht annehmen zu wollen? Eine solche Ansicht der Staatskunst ist nun, ob sie auf ausländischem oder deutschem Boden angetroffen werde, immer Ausländerei. Es ist hier jedoch zur Ehre deutschen Geblüts und Gemüths anzumerken, daß, so gute Künstler wir auch in der bloßen Lehre dieser Zwangsberechnungen sein mochten, wir dennoch, wenn es zur Ausübung kam, durch das dunkle Gefühl, es müsse

nicht also sein, gar sehr gehemmt wurden, und in diesem Stücke gegen das Ausland zurückblieben. Sollten wir also auch genöthigt werden, die uns zugedachte Wohlthat fremder Formen und Gesetze anzunehmen, so wollen wir uns dabei wenigstens nicht über die Gebühr schämen, als ob unser Wib unfähig gewesen wäre, diese Höhen der Gesetzgebung auch zu erschwingen. Da, wenn wir bloß die Feder in der Hand haben, wir auch hierin keiner Nation nachstehen, so möchten für das Leben wir wohl gefühlt haben, daß auch dies noch nicht das Rechte sei, und so lieber das alte haben stehen lassen wollen, bis das vollkommene an uns käme, anstatt bloß die alte Mode mit einer neuen eben so hinfälligen Mode zu vertauschen.

Anders die ächte deutsche Staatskunst. Auch sie will Festigkeit, Sicherheit und Unabhängigkeit von der blinden und schwankenden Natur, und ist hierin mit dem Auslande ganz einverstanden, nur will sie nicht, wie diese, ein festes und gewisses Ding, als das erste, durch welches der Geist, als das zweite Glied, erst gewiß gemacht werde, sondern sie will gleich von vorn herein, und als das allererste und einzige Glied, einen festen und gewissen Geist. Dieser ist für sie die aus sich selbst lebende, und ewig bewegliche Triebfeder, die das Leben der Gesellschaft ordnen und fortbewegen wird. Sie begreift, daß sie diesen Geist nicht durch Strafreden an die schon verwaorloste Erwachsenen, sondern nur durch Erziehung des noch unverdorbenen Jugendalters hervorbringen könne; und zwar will sie mit dieser Erziehung sich nicht, wie das Ausland, an die schroffe Spitze, den Fürsten, sondern sie will sich mit derselben an die breite Fläche, an die Nation wenden, indem ja ohne Zweifel auch der Fürst zu dieser gehören wird. So wie der Staat an den Personen seiner erwachsenen Bürger die fortgesetzte Erziehung des Menschengeschlechts ist, so müsse, meint die Staatskunst, der künftige Bürger selbst erst zur Empfänglichkeit jener höheren Erziehung heraufgezogen werden. Hierdurch wird nun diese deutsche und allerneueste Staatskunst wiederum die allerälteste; denn auch diese bei den Griechen gründete das Bürgerthum auf die Erziehung, und bildete Bürger, wie die folgenden Zeitalter sie nicht wieder gesehen haben. In der Form dasselbe, in dem Gehalte mit nicht engherzigem und ausschließendem, sondern allgemeinem und weltbürgerlichem Geiste, wird hinfüro der Deutsche thun.

Derselbe Geist des Auslandes herrscht bei der großen Mehrzahl der unrigen auch in ihrer Ansicht des gesammten Lebens eines Menschengeschlechts, und der Geschichte, als dem Bilde jenes Lebens. Eine Nation, die geschlossene und erstorbene Grundlage ihrer Sprache hat, kann es, wie wir zu einer andern Zeit gezeigt haben, in allen Redekünsten nur bis zu einer gewissen, von jener Grundlage, verstatteten Stufe der Ausbildung bringen, und sie wird ein goldenes



Zeitalter erleben. Ohne die größte Bescheidenheit und Selbstverleugnung kann eine solche Nation von dem ganzen Geschlechte nicht füglich höher denken, denn sie selbst sich kennt; sie muß daher voraussetzen, daß es auch für dieses ein letztes, höchstes, und niemals zu übertreffendes Ziel der Ausbildung geben werde. So wie das Thiergeschlecht der Biber, oder Bienen noch jetzt also baut, wie es vor Jahrtausenden gebaut hat, und in diesem langen Zeitraume in der Kunst keine Fortschritte gemacht hat, eben so wird es nach diesen sich mit dem Thiergeschlechte, Mensch genannt, in allen Zweigen seiner Ausbildung verhalten. Diese Zweige, Triebe und Fähigkeiten werden sich erschöpfend übersehen, ja vielleicht an ein Paar Gliedmaßen sogar dem Auge darlegen lassen, und die höchste Entwicklung einer jeden wird angegeben werden können. Vielleicht wird das Menschengeschlecht darin noch weit übler daran sein, als das Biber- oder Bienengeschlecht, daß das letztere, wie es zwar nichts zulernet, dennoch auch in seiner Kunst nicht zurückkommt, der Mensch aber, wenn er auch einmal den Gipfel erreichte, dennoch zurückgeschleudert wird, und nun Jahrhunderte oder Tausende sich anstrengen mag, um wiederum in den Punkt hinein zu gerathen, in welchem man ihn lieber gleich hätte lassen sollen. Dergleichen Scheitelpunkte seiner Bildung und goldene Zeitalter wird, diesen zufolge, das Menschengeschlecht ohne Zweifel auch schon erreicht haben; diese in der Geschichte aufzusuchen, und nach ihnen alle Bestrebungen der Menschheit zu beurtheilen, und auf sie sie zurückzuführen, wird ihr eifrigstes Bestreben sein. Nach ihnen ist die Geschichte längst fertig, und ist schon mehrmals fertig gewesen; nach ihnen geschieht nichts Neues unter der Sonne, denn sie haben unter und über der Sonne den Quell des ewigen Fortlebens ausgetilgt, und lassen nur den immer wiederkehrenden Tod sich wiederholen und mehrere Male leben.

Es ist bekannt, daß diese Philosophie der Geschichte vom Auslande aus an uns gekommen ist, wiewohl sie dormalen auch in diesem verhalet, und fast ausschließlich deutsches Eigenthum geworden ist. Aus dieser tiefen Verwandtschaft erfolgt es denn auch, daß diese unsere Geschichtsphilosophie die Bestrebungen des Auslandes, welches, wenn es auch diese Ansicht der Geschichte nicht mehr häufig ausspricht, noch mehr thut, indem es in derselben handelt, und abermals ein goldenes Zeitalter verfertigt, so durch und durch zu verstehen, und ihnen sogar weissagend den fernern Weg vorzuzeichnen und sie so aufrichtig zu bewundern vermag, wie es der Deutschdenkende nicht eben also von sich rühmen kann. Wie könnte er auch? Goldene Zeitalter in jeder Rücksicht sind ihm eine Beschränkttheit der Erstorbenheit. Das Gold möge zwar das Edelste sein im Schooße der erstorbenen Erde, meint er, aber des lebendigen Geistes Stoff

sei jenseit der Sonne und jenseit aller Sonnen, und sei ihre Quelle. Ihm widelt sich die Geschichte, und mit ihr das Menschengeschlecht, nicht aber nach dem verborgenen und wunderlichen Geseze eines Kreistanzes, sondern nach ihm macht der eigentliche und rechte Mensch sie selbst, nicht etwa nur wiederholend das schon Dagewesene, sondern in die Zeit hinein erschaffend das durchaus Neue. Er erwartet darum niemals bloße Wiederholung, und wenn sie doch erfolgen sollte, Wort für Wort, wie es im alten Buche steht, so bewundert er wenigstens nicht.

Auf ähnliche Weise nun verbreitet der ertödtende Geist des Auslandes, ohne unser deutliches Bewußtsein, sich über unsere übrigen wissenschaftlichen Ansichten, von denen es hinreichen möge, die angeführten Beispiele beigebracht zu haben; und zwar erfolgt dies deswegen also, weil wir gerade jetzt die vom Auslande früher erhaltenen Anregungen nach unserer Weise bearbeiten, und durch einen solchen Mittelstand hindurch gehen. Weil dies zur Sache gehörte, habe ich diese Beispiele beigebracht; nebenbei auch noch darum, damit Niemand glaube, durch Folgesätze aus den angeführten Grundsätzen den hier geäußerten Behauptungen widersprechen zu können. Weit entfernt, daß etwa jene Grundsätze uns unbekannt geblieben wären, oder daß wir zu der Höhe derselben uns nicht aufzuschwingen vermocht hätten, kennen wir sie vielmehr recht gut, und dürften vielleicht, wenn wir überflüssige Zeit hätten, fähig sein, dieselben in ihrer ganzen Folgemäßigkeit rückwärts und vorwärts zu entwickeln; wir werfen sie nur eben gleich von vorn herein weg, und so auch Alles, was aus ihnen folgt, dessen mehreres ist in unserm hergebrachten Denken, als der oberflächliche Beobachter leicht glauben dürfte.

Wie in unsere wissenschaftliche Ansicht, eben so fließt dieser Geist des Auslandes auch ein in unser gewöhnliches Leben und die Regeln desselben; damit aber dieses klar, und das Vorhergehende noch klarer werde, ist es nöthig, zuvörderst das Wesen des ursprünglichen Lebens oder der Freiheit mit tieferm Blicke zu durchdringen.

Die Freiheit im Sinne des unentschiedenen Schwankeus zwischen mehreren gleich möglichen genommen, ist nicht Leben, sondern nur Vorhof und Eingang zu wirklichem Leben. Endlich muß es doch einmal aus diesem Schwanke heraus zum Entschlusse und zum Handeln kommen, und erst jetzt beginnt das Leben.

Nun erscheint unmittelbar und auf den ersten Blick jedweder Willensentschluß als erstes, keinesweges als zweites, und Folge aus einem ersten, als seinem Grunde — als schlechthin durch sich da seiend, und so daseiend, wie er es ist; welche Bedeutung, als die einzig mögliche, verständige des Worts Freiheit, wir festsetzen wollen. Aber es sind in Absicht auf den innern Gehalt eines solchen Wil-



lensentschlusses zwei Fälle möglich: entweder nämlich erscheint in ihm nur die Erscheinung abgetrennt vom Wesen und ohne daß das Wesen auf irgend eine Weise in ihrem Erscheinen eintrete, oder das Wesen tritt selbst erscheinend ein in dieser Erscheinung eines Willensentschlusses: und zwar ist hierbei sogleich mit anzumerken, daß das Wesen nur in einem Willensentschlusse, und durchaus in nichts anderem, zur Entscheidung werden kann, wiewohl umgekehrt es Willensentschlüsse geben kann, in denen keinesweges das Wesen, sondern nur die bloße Erscheinung heraustritt. Wir reden zunächst von dem letzten Falle.

Die bloße Erscheinung, bloß als solche, ist durch ihre Abtrennung und durch ihren Gegensatz mit dem Wesen, sodann dadurch, daß sie fähig ist, selbst auch zu erscheinen und sich darzustellen, unabänderlich bestimmt, und sie ist darum nothwendig also, wie sie eben ist und ausfällt. Ist daher, wie wir voraussetzen, irgend ein gegebener Willensentschluß in seinem Inhalte bloße Erscheinung, so ist er in so fern in der That nicht frei, erstes und ursprüngliches, sondern er ist nothwendig, und ein zweites, aus einem höhern ersten, dem Gesetze der Erscheinung überhaupt, also wie es ist, hervorgehendes Glied. - Da nun, wie auch hier mehrmals erinnert worden, das Denken des Menschen denselben also vor ihn selber hinstellt, wie er wirklich ist, und immerfort der treue Abdruck und Spiegel seines Innern bleibt, so kann ein solcher Willensentschluß, obwohl er auf den ersten Blick, da er ja ein Willensentschluß ist, als frei erscheint, dennoch dem wiederholten und tiefern Denken keinesweges also erscheinen, sondern er muß in diesem als nothwendig gedacht werden, wie es denn wirklich und in der That ist. Für solche, deren Willen sich noch in keinen höheren Kreis aufgeschwungen hat, als in den, daß an ihnen ein Wille bloß erscheine, ist der Glaube an Freiheit allerdings Wahr und Täuschung eines flüchtigen, und auf der Oberfläche behangenen bleibenden Anschauens; im Denken allein, das ihnen allenthalben nur die Fesseln der strengen Nothwendigkeit zeigt, ist für sie Wahrheit.

Das erste Grundgesetz der Erscheinung, schlechtthin als solcher, (den Grund anzugeben unterlassen wir um so süglicher, da es anderwärts zur Genüge geschehen ist) ist dieses, daß sie zerfalle in ein Mannichfaltiges, das in einer gewissen Rücksicht ein unendliches, in einer gewissen andern Rücksicht ein geschlossenes Ganzes ist, in welchem geschlossenen Ganzen des Mannichfaltigen jedes einzelne bestimmt ist durch alle übrige, und wiederum alle übrige bestimmt sind durch dieses einzelne. Falls daher in dem Willensentschlusse des Einzelnen nichts weiter herausbricht in die Erscheinung, als die Erscheinbarkeit, Darstellbarkeit und Sichtbarkeit überhaupt, die in der That die Sichtbarkeit von Nichts ist: so ist der Inhalt

eines solchen Willensentschlusses bestimmt durch das geschlossene Ganze aller möglichen Willensentschlüsse dieses und aller möglichen übrigen einzelnen Willen, und er enthält nichts weiter, und kann nichts weiter enthalten, denn dasjenige, was nach Abziehung aller jener möglichen Willensentschlüsse zu wollen übrig bleibt. Es ist darum in der That in ihm nichts selbständiges, ursprüngliches und eigenes, sondern er ist die bloße Folge, als zweites, aus dem allgemeinen Zusammenhange der ganzen Erscheinung in ihren einzelnen Theilen, wie er denn dafür auch stets von allen, die auf dieser Stufe der Bildung sich befanden, dabei aber gründlich dachten, erkannt worden, und diese ihre Erkenntniß auch mit denselben Worten, deren wir uns so eben bedienten, ausgesprochen worden ist; alles dieses aber darum, weil in ihnen nicht das Wesen, sondern nur die bloße Erscheinung eintritt in die Erscheinung.

Wo dagegen das Wesen selber, unmittelbar und gleichsam in eigener Person, keinesweges durch einen Stellvertreter, eintritt in die Erscheinung eines Willensentschlusses, da ist zwar alles das oben erwähnte aus der Erscheinung, als einem geschlossenen Ganzen erfolgende, gleichfalls vorhanden, denn die Erscheinung erscheint ja auch hier; aber eine solche Erscheinung geht in diesem Bestandtheile nicht auf und ist durch denselben nicht erschöpft, sondern es findet sich in ihr noch ein Mehreres, ein anderer, aus jenem Zusammenhange nicht zu erklärender, sondern nach Abzug des erklärbaren übrig bleibender Bestandtheil. Jener erste Bestandtheil findet auch hier Statt, sagte ich; jenes Mehr wird sichtbar, und vermittelt dieser seiner Sichtbarkeit, keinesweges vermittelt seines innern Wesens, tritt es unter das Gesetz und die Bedingungen der Ersichtlichkeit überhaupt; aber es ist noch mehr denn dieses aus irgend einem Gesetze hervorgehendes und darum nothwendiges, und weites, und es ist in Absicht dieses Mehr durch sich selbst, was es ist, ein wahrhaft erstes, ursprüngliches und freies, und da es dieses ist, erscheint es auch also dem tiefsten, und in sich selber zu Ende gekommenen Denken. Das höchste Gesetz der Ersichtlichkeit ist, wie gesagt, dies, daß das erscheinende sich spalte in ein unendliches Mannichfaltiges. Jenes Mehr wird sichtbar, jedesmal als Mehr, denn das nun und eben jetzt aus dem Zusammenhange der Erscheinung hervorgehende, und so in's Unendliche fort; und so erscheint denn dieses Mehr selber als ein unendliches. Aber es ist ja sonnenklar, daß es diese Unendlichkeit nur dadurch erhält, daß es jedesmal sichtbar und denkbar und zu entdecken ist, allein durch seinen Gegensatz mit dem in's Unendliche fort aus dem Zusammenhange erfolgenden, und durch sein Mehrsein denn dies. Abgesehen aber von diesem Bedürfnisse des Denkens desselben ist ja dieses Mehr, denn alles in's Unendliche fort sich darstellen mögende Unendliche, von Anbeginn in reiner



Einfachheit und Unveränderlichkeit, und es wird in aller Unendlichkeit nicht mehr, denn dieses Mehr, noch wird es minder; und nur seine Erschlichkeit, als Mehr denn das Unendliche, — und auf andere Weise kann es in seiner höchsten Reinheit nicht sichtbar werden, — erschafft das Unendliche, und alles, was in ihm zu erscheinen scheint. Wo nun dieses Mehr wirklich als ein solches erschliches Mehr eintritt, aber es vermag nur in einem Willen einzutreten, da tritt das Wesen selbst, das allein ist und allein zu sein vermag und das da ist von sich und durch sich, das göttliche Wesen, ein in die Erscheinung, und macht sich selbst unmittelbar sichtbar; und daselbst ist eben darum wahre Ursprünglichkeit und Freiheit, und so wird denn auch an sie geglaubt.

Und so findet denn auf die allgemeine Frage, ob der Mensch frei sei oder nicht, keine allgemeine Antwort Statt; denn eben weil der Mensch frei ist in niederm Sinne, weil er bei unentschiedenem Schwanken und Wanken anhebt, kann er frei sein oder auch nicht frei, im höhern Sinne des Worts. In der Wirklichkeit ist die Weise, wie jemand diese Frage beantwortet, der klare Spiegel seines wahren inwendigen Seins. Wer in der That nicht mehr ist, als ein Glied in der Kette der Erscheinungen, der kann wohl einen Augenblick sich frei wähnen, aber seinem strengern Denken hält dieser Wahn nicht Stand; wie er aber sich selbst findet, eben also denkt er nothwendig sein ganzes Geschlecht. Wessen Leben dagegen ergriffen ist von dem wahrhaftigen, und Leben unmittelbar aus Gott geworden ist, der ist frei, und glaubt an Freiheit in sich und andern.

Wer an ein festes, beharrliches und todtes Sein glaubte, der glaubt nur darum daran, weil er in sich selbst todt ist; und, nachdem er einmal todt ist, kann er nicht anders denn also glauben, sobald er nur in sich selbst klar wird. Er selbst und seine ganze Gattung von Anbeginn bis an's Ende wird ihm ein zweites, und eine nothwendige Folge aus irgend einem vorauszu sehenden ersten Gliede. Diese Voraussetzung ist sein wirkliches, keinesweges ein bloß gedachtes Denken, sein wahrer Sinn, der Punkt, wo sein Denken unmittelbar selbst Leben ist; und ist so die Quelle alles seines übrigen Denkens und Beurtheilens seines Geschlechts in seiner Vergangenheit, der Geschichte, seiner Zukunft, den Erwartungen von ihm und seiner Gegenwart, im wirklichen Leben an ihm selber und andern. Wir haben diesen Glauben an den Tod im Gegensatz mit einem ursprünglich lebendigen Volke Ausländerei genannt. Diese Ausländerei wird somit, wenn sie einmal unter den Deutschen ist, sich auch im wirklichen Leben derselben zeigen, als ruhige Ergebung in die nun einmal unabänderliche Nothwendigkeit ihres Seins, als Aufgeben aller Verbesserung unsrer selbst oder andrer durch Freiheit, als Geneigtheit sich selbst und alle so zu verbrauchen wie

sie sind und aus ihrem Sein den möglichst größten Vortheil für uns selbst zu ziehen; kurz, als das in allen Lebensregungen immerfort sich abspiegelnde Bekenntniß des Glaubens an die allgemeine und gleichmäßige Sündhaftigkeit aller, den ich an einem andern Orte hinlänglich geschildert habe \*), welche Schilderung selbst nachzulesen, auch zu beurtheilen, in wiefern dieselbe auf die Gegenwart passe, ich Ihnen überlasse. Diese Denk- und Handlungsweise entsteht der inwendigen Erstorbenheit, wie oft erinnert worden, nur dadurch, daß sie über sich selbst klar wird, dagegen sie, so lange sie im Dunkeln bleibt, den Glauben an Freiheit, der an sich wahr und nur in Anwendung auf ihr dormaliges Sein Bahn ist, beibehält. Es erhellt hier deutlich der Nachtheil der Klarheit bei innerer Schlechtigkeit. So lange diese Schlechtigkeit dunkel bleibt, wird sie durch die fortdauernde Anforderung an Freiheit immerfort beunruhigt, gestachelt und getrieben, und bietet den Versuchen, sie zu verbessern, einen Angriffspunkt dar. Die Klarheit aber vollendet sie und rundet sie in sich selbst ab, sie fügt ihr die freudige Ergebung, die Ruhe eines guten Gewissens, das Wohlgefallen an sich selber hinzu: es geschieht ihnen, wie sie glauben, sie sind von nun an in der That unverbesserlich, und höchstens, um bei den Besseren den unbarmherzigen Abscheu gegen das Schlechte, oder die Ergebung in den Willen Gottes rege zu erhalten, und außerdem zu keinem Dinge in der Welt nütze.

Und so trete denn endlich in seiner vollendeten Klarheit heraus, was wir in unserer bisherigen Schilderung unter Deutschen verstanden haben. Der eigentliche Unterscheidungsgrund liegt darin, ob man an ein absolut erstes und ursprüngliches im Menschen selber, an Freiheit, an unendliche Verbesserlichkeit, an ewiges Fortschreiten unsers Geschlechts glaube, oder ob man an alles dieses nicht glaube, ja wohl deutlich einzusehen, und zu begreifen vermeine, daß das Gegentheil von diesem allen statt finde. Alle, die entweder selbst, schöpferisch und hervorbringend das neue Leben, oder die, falls ihnen dies nicht zu Theil geworden wäre, das nichtige wenigstens entschieden fallen lassen, und aufmerksam dastehen, ob irgendwo der Fluß ursprünglichen Lebens sie ergreifen werde, oder die, falls sie auch nicht so weit wären, die Freiheit wenigstens ahnen, und sie nicht hasen, oder vor ihr erschrecken, sondern sie lieben, alle diese sind ursprüngliche Menschen, sie sind, wenn sie als ein Volk betrachtet werden, ein Urvolk, das Volk schlechtweg, Deutsche. Alle, die sich darein ergeben, ein zweites zu sein, und abgestammtes, und die deutlich sich also kennen und begreifen, sind es in der That, und werden es immer mehr durch diesen ihren Glauben, sie sind ein

\*) S. Richter's Anweisung zum seligen Leben; II. Vorlesung.



Anhang zum Leben, das vor ihnen, oder neben ihnen, aus eigenem Triebe sich regte, ein vom Felsen zurücktönender Nachhall einer schon verstummen Stimme, sie sind, als Volk betrachtet, außerhalb des Urvolks, und für dasselbe Fremde und Ausländer. In der Nation, die, bis auf diesen Tag sich das Volk schlechtweg, oder Deutsche, nennt, ist in der neuen Zeit wenigstens bis jetzt ursprüngliches an den Tag hervorgebrochen, und Schöpferkraft des neuen hat sich gezeigt; jetzt wird endlich dieser Nation durch eine in sich selbst klar gewordene Philosophie der Spiegel vorgehalten, in welchem sie mit klarem Begriffe erkenne, was sie bisher ohne deutliches Bewußtsein durch die Natur ward, und wozu sie von derselben bestimmt ist; und es wird ihr von derselben der Antrag gemacht, nach diesem klaren Begriffe, und mit besonnener und freier Kunst, vollendet und ganz, sich selbst zu dem zu machen, was sie sein soll, den Bund zu erneuern und ihren Kreis zu schließen. Der Grundsatz, nach dem sie diesen zu schließen hat, ist ihr vorgelegt; was an Geistigkeit und Freiheit dieser Geistigkeit glaubt, und die ewige Fortbildung dieser Geistigkeit durch Freiheit will, das, wo es auch geboren sei, und in welcher Sprache es rede, ist unsers Geschlechts, es gehört uns an, und es wird sich zu uns thun. Was an Stillstand, Rückgang und Zirkeltanz glaubt, oder gar eine todte Natur an das Ruder der Weltregierung setzt, dieses, wo es auch geboren sei, und welche Sprache es rede, ist undeutsch und fremd für uns, und es ist zu wünschen, daß es je eher je lieber sich gänzlich von uns abtrenne.

#### Achte Rede.

Was ein Volk sei, in der höhern Bedeutung des Worts, und was Vaterlandsliebe.

Die vier letzten Reden haben die Frage beantwortet: was ist der Deutsche, im Gegensatz mit andern Völkern germanischer Abkunft? Der Beweis, der durch dieses alles für das Ganze unserer Untersuchung geführt werden soll, wird vollendet, wenn wir noch die Untersuchung der Frage hinzufügen: was ist ein Volk? welche letztere Frage gleich ist einer andern, und zugleich mit beantwortet diese andere, oft aufgeworfene, und auf sehr verschiedene Weisen beantwortete Frage, diese: was ist Vaterlandsliebe, oder, wie man sich richtiger ausdrücken würde, was ist Liebe des Einzelnen zu seiner Nation?

Sind wir bisher im Gange unserer Untersuchung richtig verfahren, so muß hiebei zugleich erhellen, daß nur der Deutsche — der ursprüngliche, und nicht in einer willkürlichen Satzung erstorbene Mensch, wahrhaft ein Volk hat, und auf eins zu rechnen befugt ist, und daß nur er der eigentlichen und vernunftgemäßen Liebe zu seiner Nation fähig ist.

Wir bahnen uns den Weg zur Lösung der gestellten Aufgabe durch folgende, für's erste außer dem Zusammenhange des bisherigen zu liegen scheinende Bemerkung.

Die Religion, wie wir dies schon in unserer dritten Rede angemerkt haben, vermag durchaus hinweg zu versetzen über alle Zeit, und über das ganze gegenwärtige und sinnliche Leben, ohne darum der Nichtigkeit, Sittlichkeit und Heiligkeit des von diesem Glauben ergriffenen Lebens den mindesten Abbruch zu thun. Man kann, auch bei der sichern Ueberzeugung, daß alles unser Wirken auf dieser Erde nicht die mindeste Spur hinter sich lassen, und nicht die mindeste Frucht bringen werde, ja, daß das göttliche sogar verkehrt, und zu einem Werkzeuge des Bösen und noch tieferer sittlicher Verderbnis werde gebraucht werden, dennoch fortfahren in diesem Wirken, lediglich, um das in uns ausgebrochene göttliche Leben aufrecht zu erhalten, und in Beziehung auf eine höhere Ordnung der Dinge in einer künftigen Welt, in welcher nichts in Gott geschehenes zu Grunde geht. So waren z. B. die Apostel, und überhaupt die ersten Christen, durch ihren Glauben an den Himmel, schon im Leben gänzlich über die Erde hinweggesetzt, und die Angelegenheiten derselben, der Staat, irdisches Vaterland und Nation, waren von ihnen so gänzlich aufgegeben, daß sie dieselben auch sogar ihrer Beachtung nicht mehr würdigten. So möglich dieses nun auch ist, und so leicht auch, dem Glauben, und so freudig auch man sich darein ergeben muß, wenn es einmal unabänderlich der Wille Gottes ist, daß wir kein irdisches Vaterland mehr haben, und hienieden ausgestoßene und Knechte seien: so ist dies dennoch nicht der natürliche Zustand, und die Regel des Weltganges, sondern es ist eine seltene Ausnahme; auch ist es ein sehr verkehrter Gebrauch der Religion, der unter andern auch sehr häufig vom Christenthume gemacht worden, wenn dieselbe gleich von vorn herein, und ohne Rücksicht auf die vorhandenen Umstände, darauf ausgeht, diese Zurückziehung von den Angelegenheiten des Staates und der Nation, als wahre religiöse Genügnung zu empfehlen. In einer solchen Lage, wenn sie wahr und wirklich ist, und nicht etwa bloß durch religiöse Schwärmerei herbeigeführt, verliert das zeitliche Leben alle Selbstständigkeit, und es wird lediglich zu einem Vorhofe des wahren Lebens, und zu einer schweren Prüfung, die man bloß aus Gehorsam und Ergebung in den Willen Gottes erträgt, und dann ist es wahr, daß, wie es



von vielen vorgestellt worden, unsterbliche Geister nur zu ihrer Strafe in irdische Leiber, als in Gefängnisse, eingetaucht sind. In der regelmäßigen Ordnung der Dinge hingegen soll das irdische Leben selber wahrhaftig Leben sein, dessen man sich erfreuen, und das man, freilich in Erwartung eines höhern, dankbar genießen könne; und obwohl es wahr ist, daß die Religion auch der Trost ist des widerrechtlich zerdrückten Sklaven, so ist dennoch vor allen Dingen dies religiöser Sinn, daß man sich gegen die Sklaverei stemme, und, so man es verhindern kann, die Religion nicht bis zum bloßen Troste der Gefangenen herabsinken lasse. Dem Tyrannen steht es wohl an, religiöse Ergebung zu predigen, und die, denen er auf Erden kein Plätzchen verstatten will, an den Himmel zu verweisen; wir andern müssen weniger eilen, diese von ihm empfohlene Ansicht der Religion uns anzueignen, und, falls wir können, verhindern, daß man die Erde zur Hölle mache, um eine desto größere Sehnsucht nach dem Himmel zu erregen.

Der natürliche, nur im wahren Falle der Noth aufzugebende Trieb des Menschen ist der, den Himmel schon auf dieser Erde zu finden, und ewig dauerndes zu verschloßen in sein irdisches Tagewerk; das unvergängliche im zeitlichen selbst zu pflanzen und zu erziehen, — nicht bloß auf eine unbegreifliche Weise, und allein durch die, sterblichen Augen undurchdringbare Kluft mit dem ewigen zusammenhängend, sondern auf eine dem sterblichen Auge selbst sichtbare Weise.

Daß ich bei diesem gemeinfächlichen Beispiele anhebe: Welcher Edel denkende will nicht und wünscht nicht, in seinen Kindern und wiederum in den Kindern dieser, sein eigenes Leben von neuem, auf eine verbesserte Weise, zu wiederholen, und in dem Leben derselben veredelt und vervollkommenet, auch auf dieser Erde, noch fortzuleben, nachdem er längst gestorben ist; den Geist, den Sinn und die Sitte, mit denen er vielleicht in seinen Tagen abschreckend war für die Verleththeit und das Verderben, befestigend die Rechtschaffenheit, aufmunternd die Trägheit, erhebend die Niedergeschlagenheit, der Sterblichkeit zu entreißen, und sie, als sein bestes Vermächtniß an die Nachwelt, niederzulegen in den Gemüthern seiner Hinterlassenen, damit auch diese sie einst eben also, verschönert und vermehrt, wieder niederlegen? Welcher Edel denkende will nicht durch Thun oder Denken, ein Samentorn streuen zu unendlicher immerfortgehender Vollkommenung seines Geschlechts, etwas neues, und vorher nie dagewesenes hineinwerfen in die Zeit, das in ihr bleibe, und nie versiegende Quelle werde neuer Schöpfungen; seinen Platz auf dieser Erde, und die ihm verliehene kurze Spanne Zeit bezahlen mit einem auch hiernieden ewig dauernden, so, daß er, als dieser Einzelne, wenn auch nicht genannt durch die Geschichte (denn Durst nach Nachruhm

ist eine verächtliche Eitelkeit), dennoch in seinem eigenen Bewußtsein und seinem Glauben offenbare, Denkmale hinterlasse, daß auch Er da gewesen sei? Welcher Edel denkende will das nicht, sagte ich; aber nur nach den Bedürfnissen der also denkenden, als der Regel, wie alle sein sollten, ist die Welt zu betrachten und einzurichten, und um ihrer willen allein ist eine Welt da. Sie sind der Kern derselben, und die andern denkenden sind, als selbst nur ein Theil der vergänglichen Welt, so lange sie also denken, auch nur um ihrer willen da, und müssen sich nach ihnen bequemen, so lange, bis sie geworden sind, wie sie.

Was könnte es nun sein, daß dieser Aufforderung und diesem Glauben des Edlen an die Ewigkeit und Unvergänglichkeit seines Wertes, die Gewähr zu leisten vermöchte? Offenbar nur eine Ordnung der Dinge, die er für selbst ewig und für fähig, ewiges in sich aufzunehmen, anzuerkennen vermöchte. Eine solche Ordnung aber ist die, freilich in keinem Begriffe zu erfassende, aber dennoch wahrhaft vorhandene, besondere geistige Natur der menschlichen Umgebung, aus welcher er selbst mit allem seinen Denken und Thun, und mit seinem Glauben an die Ewigkeit desselben hervorgegangen ist, das Volk, von welchem er abstammt, und unter welchem er gebildet wurde, und zu dem, was er jetzt ist, heraufwuchs. Denn so unbezweifelt es auch wahr ist, daß sein Wert, wenn er mit Recht Anspruch macht auf dessen Ewigkeit, keinesweges der bloße Erfolg des geistigen Naturgesetzes seiner Nation ist, und mit diesem Erfolge rein aufsteht, sondern daß es ein Mehreres ist, denn das, und in sofern unmittelbar ausströmt aus dem ursprünglichen und göttlichen Leben; so ist es dennoch eben so wahr, daß jenes mehrere, sogleich bei seiner ersten Gestaltung zu einer sichtbaren Erscheinung, unter jenes besondere geistige Naturgesetz sich fügt, und nur nach demselben sich einen sinnlichen Ausdruck gebildet hat. Unter dasselbe Naturgesetz nun werden, so lange dieses Volk besteht, auch alle fernere Offenbarungen des göttlichen in demselben eintreten, und in ihm sich gestalten. Dadurch aber, daß auch er da war und so wirkte, ist selbst dieses Gesetz weiter bestimmt, und seine Wirksamkeit ist ein stehender Bestandtheil desselben geworden. Auch hiernach wird alles folgende sich fügen, und an dasselbe sich anschließen müssen. Und so ist er denn sicher, daß die durch ihn errungene Ausbildung bleibt in seinem Volke, so lange dieses selbst bleibt, und fortdauernder Bestimmungsgrund wird aller fernern Entwicklung desselben.

Dies nun ist in höherer, vom Standpunkte der Ansicht einer geistigen Welt überhaupt genommener Bedeutung des Worts, ein Volk: das Ganze der in Gesellschaft mit einander fortlebenden und sich aus sich selbst immerfort natürlich und geistig erzeugenden



Menschen, das insgesammt unter einem gewissen besondern Gesetze der Entwicklung des göttlichen aus ihm steht. Die Gemeinsamkeit dieses besondern Gesetzes ist es, was in der ewigen Welt, und eben darum auch in der zeitlichen, diese Menge zu einem natürlichen, und von sich selbst durchdrungenen Ganzen verbindet. Dieses Gesetz selbst seinem Inhalte nach, kann wohl im Ganzen erfasst werden, so wie wir es an den Deutschen, als einem Urvolke, erfasst haben; es kann sogar durch Erwägung der Erscheinungen eines solchen Volkes noch näher in manchen seiner weitem Bestimmungen begriffen werden; aber es kann niemals von irgend einem, der ja selbst immerfort unter desselben ihm unbewußten Einflusse bleibt, ganz mit dem Begriffe durchdrungen werden; obwohl im Allgemeinen klar eingesehen werden kann, daß es ein solches Gesetz gebe. Es ist dieses Gesetz ein Mehr der Bildlichkeit, das mit dem Mehr der unbildlichen Ursprünglichkeit, in der Erscheinung unmittelbar verschmilzt; und so sind denn, in der Erscheinung eben, beide nicht wieder zu trennen. Jenes Gesetz bestimmt durchaus und vollendet das, was man den Nationalcharakter eines Volks genannt hat; jenes Gesetz der Entwicklung des ursprünglichen und göttlichen. Es ist aus dem letztern klar, daß Menschen, welche so wie wir bisher die Ausländerei beschrieben haben, an ein Ursprüngliches und an eine Fortentwicklung desselben gar nicht glauben, sondern bloß an einen ewigen Kreislauf des scheinbaren Lebens, und welche durch ihren Glauben werden, wie sie glauben, im höhern Sinne gar kein Volk sind, und da sie in der That eigentlich auch nicht da sind, eben so wenig einen Nationalcharakter zu haben vermögen.

Der Glaube des edlen Menschen an die ewige Fortdauer seiner Wirksamkeit auch auf dieser Erde gründet sich demnach auf die Hoffnung der ewigen Fortdauer des Volks, aus dem er selber sich entwickelt hat, und der Eigenthümlichkeit desselben, nach jenem verborgenen Gesetze; ohne Einmischung und Verderbung durch irgend ein fremdes, und in das Ganze dieser Gesetzgebung nicht gehöriges. Diese Eigenthümlichkeit ist das ewige, dem er die Ewigkeit seiner selbst und seines Fortwirkens anvertraut, die ewige Ordnung der Dinge, in die er sein ewiges legt; ihre Fortdauer muß er wollen, denn sie allein ist ihm das entbindende Mittel, wodurch die kurze Spanne seines Lebens hienieden zu fortdauerndem Leben hienieden ausgedehnt wird. Sein Glaube und sein Streben, unvergängliches zu pflanzen, sein Begriff, in welchem er sein eignes Leben als ein ewiges Leben erfasst, ist das Band, welches zunächst seine Nation, und vermittelt ihrer das ganze Menschengeschlecht, innigst mit ihm selber verknüpft, und ihrer aller Bedürfnisse, bis an's Ende der Tage, einführt in sein erweitertes Herz. Dies ist seine Liebe zu seinem Volke, zuvörderst achtend, vertrauend, desselben sich freuend,

mit der Abstammung daraus sich ehrend. Es ist göttliches in ihm erschienen, und das ursprüngliche hat dasselbe gewürdigt, es zu seiner Hülle und zu seinem unmittelbaren Verlöbungsmitel in die Welt zu machen; es wird darum auch ferner göttliches aus ihm hervorbereiten. Sodann thätig, wirksam, sich aufopfernd für dasselbe. Das Leben, bloß als Leben, als Fortsetzen des wechselnden Daseins, hat für ihn ja ohne dies nie Werth gehabt, er hat es nur gewollt als Quelle des dauernden; aber diese Dauer verspricht ihm allein die selbstständige Fortdauer seiner Nation; um diese zu retten, muß er sogar sterben wollen, damit diese lebe, und er in ihr lebe das einzige Leben, das er von je gemocht hat.

So ist es. Die Liebe, die wahrhaftig Liebe sei, und nicht bloß eine vorübergehende Begehrlichkeit, haftet nie auf vergänglichem, sondern sie erwacht und entzündet sich, und ruht allein in dem ewigen. Nicht einmal sich selbst vermag der Mensch zu lieben, es sei denn, daß er sich als ewiges erfasse; außerdem vermag er sich sogar nicht zu achten, noch zu billigen. Noch weniger vermag er etwas außer sich zu lieben, außer also, daß er es aufnehme in die Ewigkeit seines Glaubens und seines Gemüths, und es anknüpfe an diese. Wer nicht zuvörderst sich als ewig erblickt, der hat überhaupt keine Liebe, und kann auch nicht lieben ein Vaterland, dergleichen es für ihn nicht gibt. Wer zwar vielleicht sein unsichtbares Leben, nicht aber eben also sein sichtbares Leben, als ewig erblickt, der mag wohl einen Himmel haben, und in diesem sein Vaterland, aber hienieden hat er kein Vaterland, denn auch dieses wird nur unter dem Bilde der Ewigkeit, und zwar der sichtbaren und versinnlichten Ewigkeit erblickt, und er vermag daher auch nicht sein Vaterland zu lieben. Ist einem solchen keins überliefert worden, so ist er zu bellagen; wem Eins überliefert worden ist, und in wessen Gemüthe Himmel und Erde, unsichtbares und sichtbares sich durchdringen, und so erst einen wahren und gebiegenen Himmel erschaffen, der kämpft bis auf den letzten Blutstropfen, um den theuren Besitz ungeschmälert wiederum zu überliefern an die Folgezeit.

So ist es auch von jeher gewesen, ohnerachtet es nicht von jeher mit dieser Allgemeinheit und mit dieser Klarheit ausgesprochen worden. Was begeisterte die edlen unter den Römern, deren Gesinnungen und Denkweise noch in ihren Denkmälen unter uns leben und athmen, zu Mühen und Aufopferungen, zum Dulden und Tragen für's Vaterland? Sie sprechen es selbst oft und deutlich aus. Ihr fester Glaube war es an die ewige Fortdauer ihrer Roma, und ihre zuversichtliche Aussicht, in dieser Ewigkeit selber ewig mit fortzuleben im Strome der Zeit. In wiefern dieser Glaube Grund hatte, und sie selbst, wenn sie in sich selber vollkommen klar gewesen wären, denselben gefaßt haben würden, hat er sie auch nicht getäuscht.



Bis auf diesen Tag lebet das, was wirklich ewig war in ihrer ewigen Roma, und sie mit demselben, in unserer Mitte fort, und wird in seinen Folgen fortleben bis an's Ende der Tage.

Volk und Vaterland in dieser Bedeutung, als Träger, und Unterpfand der irdischen Ewigkeit, und als dasjenige, was hienieden ewig sein kann, liegt weit hinaus über den Staat, im gewöhnlichen Sinne des Worts, — über die gesellschaftliche Ordnung, wie dieselbe im bloßen klaren Begriffe erfäßt, und nach Anleitung dieses Begriffs errichtet und erhalten wird. Dieser will gewisses Recht, innerlichen Frieden, und daß jeder durch Fleiß seinen Unterhalt, und die Fristung seines sinnlichen Daseins finde, so lange Gott sie ihm gewähren will. Dieses alles ist nur Mittel, Bedingung und Gerüst dessen, was die Vaterlandsliebe eigentlich will, des Ausblühens des ewigen und göttlichen in der Welt, immer reiner, vollkommener und getrossener im unendlichen Fortgange. Eben darum muß diese Vaterlandsliebe den Staat selbst regieren, als durchaus oberste, letzte und unabhängige Behörde, zuvörderst, indem sie ihn beschränkt in der Wahl der Mittel für seinen nächsten Zweck, den innerlichen Frieden. Für diesen Zweck muß freilich die natürliche Freiheit des Einzelnen auf mancherlei Weise beschränkt werden, und wenn man gar keine andere Rücksicht und Absicht mit ihnen hätte, denn diese, so würde man wohl thun, dieselbe so eng als immer möglich zu beschränken, alle ihre Regungen unter eine einförmige Regel zu bringen und sie unter immerwährender Aufsicht zu erhalten. Gesezt, diese Strenge wäre nicht nöthig, so könnte sie wenigstens für diesen alleinigen Zweck nicht schaden. Nur die höhere Ansicht des Menschengeschlechts und der Völker erweitert diese beschränkte Berechnung. Freiheit, auch in den Regungen des äußerlichen Lebens, ist der Boden, in welchem die höhere Bildung keimt; eine Gesezgebung, welche diese letztere im Auge behält, wird der ersteren einen möglichst ausgebreiteten Kreis lassen, selber auf die Gefahr hin, daß ein geringerer Grad der einförmigen Ruhe und Stille erfolge, und daß das Regieren ein wenig schwerer und mühsamer werde.

Um dies an einem Beispiele zu erläutern: man hat erlebt, daß Nationen in's Angesicht gesagt worden, sie bedürften nicht so vieler Freiheit, als etwa manche andere Nation. Diese Rede kann sogar eine Schonung und Milderung enthalten, indem man eigentlich sagen wollte, sie könnte so viele Freiheit gar nicht ertragen, und nur eine hohe Strenge könne verhindern, daß sie sich nicht unter einander selber aufrieben. Wenn aber die Worte also genommen werden, wie sie gesagt sind, so sind sie wahr unter der Voraussetzung, daß eine solche Nation des ursprünglichen Lebens, und des Triebes nach solchem, durchaus unfähig sei. Eine solche Nation, falls eine solche, in der auch nicht wenige edlere eine Ausnahme von der all-

gemeinen Regel machten, möglich sein sollte, bedürfte in der That gar keiner Freiheit, denn diese ist nur für die höhere über den Staat hinaus liegenden Zwecke; sie bedarf bloß der Begünstigung und Abrihtung, damit die Einzelnen friedlich neben einander bestehen, und damit das Ganze zu einem tüchtigen Mittel für willkürlich zu setzende außer ihr liegende Zwecke zubereitet werde. Wir können unentschieden lassen, ob man irgend einer Nation dies mit Wahrheit sagen könne; so viel ist klar, daß ein ursprüngliches Volk der Freiheit bedarf, daß diese das Unterpfand ist seines Beharrens als ursprünglich, und daß es in seiner Fortdauer einen immer höher steigenden Grad derselben ohne alle Gefahr erträgt. Und dies ist das erste Stück, in Rücksicht dessen die Vaterlandsliebe den Staat selbst regieren muß.

Sodann muß sie es sein, die den Staat darin regiert, daß sie ihm selbst einen höhern Zweck sezt, denn den gewöhnlichen der Erhaltung des innern Friedens, des Eigenthums, der persönlichen Freiheit, des Lebens, und des Wohlseins aller. Für diesen höhern Zweck allein, und in keiner andern Absicht bringt der Staat eine bewaffnete Macht zusammen. Wenn von der Anwendung dieser die Rede entsteht, wenn es gilt, alle Zwecke des Staats im bloßen Begriffe, Eigenthum, persönliche Freiheit, Leben, und Wohlsein, ja die Fortdauer des Staats selbst, auf das Spiel zu sezen; ohne einen klaren Verstandesbegriff von der sichern Erreichung des beabsichtigten, dergleichen in Dingen dieser Art nie möglich ist, ursprünglich und Gott allein verantwortlich, zu entscheiden: dann lebt am Ruder des Staates erst ein wahrhaft ursprüngliches und erstes Leben, und an dieser Stelle erst treten ein die wahren Majestätsrechte der Regierung, gleich Gott um höhern Lebens willen das niedere Leben daran zu wagen. In der Erhaltung der hergebrachten Verfassung, der Geseze, des bürgerlichen Wohlstandes, ist gar kein rechtes eigentliches Leben, und kein ursprünglicher Entschluß. Umstände, und Lage, längst vielleicht verstorbene Gesezgeber, haben diese erschaffen; die folgenden Zeitalter gehen gläubig fort auf der angetretenen Bahn, und leben so in der That nicht ein eignes öffentliches Leben, sondern sie wiederholen nur ein ehemaliges Leben. Es bedarf in solchen Zeiten keiner eigentlichen Regierung. Wenn aber dieser gleichmäßige Fortgang in Gefahr geräth, und es nun gilt, über neue, nie also da gewesene Fälle zu entscheiden: dann bedarf es eines Lebens, das aus sich selber lebe. Welcher Geist nun ist es, der in solchen Fällen sich an das Ruder stellen dürfe, der mit eigener Sicherheit und Gewißheit, und ohne unruhiges Hin- und Herschwanken zu entscheiden vermöge, der ein unbezweifeltes Recht habe, jedem, den es treffen mag, ob er nun selbst es wolle oder nicht, gebietend anzumuthen, und den Widerstrebenden zu zwingen, daß er



alles, bis auf sein Leben, in Gefahr setze? Nicht der Geist der ruhigen bürgerlichen Liebe der Verfassung, und der Gesetze, sondern die verzehrende Flamme der höheren Vaterlandsliebe, die die Nation als Hülle des ewigen umfaßt, für welche der Edle mit Freuden sich opfert, und der Uedle, der nur um des ersten willen da ist, sich eben opfern soll. Nicht jene bürgerliche Liebe der Verfassung ist es; diese vermag dies gar nicht, wenn sie bei Verstande bleibt. Wie es auch ergeben möge, da nicht umsonst regiert wird, so wird sich immer ein Regent für sie finden. Lasset den neuen Regenten sogar die Sklaverei wollen (und wo ist Sklaverei, außer in der Nichtachtung, und Unterdrückung der Eigenthümlichkeit eines ursprünglichen Volkes, dergleichen für jenen Sinn nicht vorhanden ist?) — Lasset ihn auch die Sklaverei wollen, — da aus dem Leben der Sklaven, ihrer Menge, sogar ihrem Wohlstande sich Nuzung ziehen läßt, so wird, wenn er nur einigermaßen ein Rechner ist, die Sklaverei unter ihm erträglich ausfallen. Leben und Unterhalt wenigstens werden sie immer finden. Wofür sollten sie denn also kämpfen? Nach jenen beiden ist es die Ruhe, die ihnen über alles geht. Diese wird durch die Fortdauer des Kampfes nur gestört. Sie werden darum alles anwenden, daß dieser nur recht bald ein Ende nehme, sie werden sich fügen, sie werden nachgeben, und warum sollten sie nicht? Es ist ihnen ja nie um mehr zu thun gewesen, und sie haben vom Leben nie etwas weiteres gehofft, denn die Fortsetzung der Gewohnheit dazusein unter erleidlichen Bedingungen. Die Verheißung eines Lebens auch hienieden über die Dauer des Lebens hienieden hinaus, — allein diese ist es, die bis zum Tode für's Vaterland begeistern kann.

So ist es auch bisher gewesen. Wo da wirklich regiert worden ist, wo bestanden worden sind ernsthafte Kämpfe, wo der Sieg errungen worden ist gegen gewaltigen Widerstand, da ist es jene Verheißung ewigen Lebens gewesen, die da regierte und kämpfte, und siegte. Im Glauben an diese Verheißung kämpften die in diesen Neben früher erwähnten deutschen Protestanten. Wussten sie etwa nicht, daß auch mit dem alten Glauben Völker regiert, und in rechtlicher Ordnung zusammengehalten werden könnten, und daß man auch bei diesem Glauben seinen guten Lebensunterhalt finden könne? Warum beschloßen denn also ihre Fürsten bewaffneten Widerstand, und warum leisteten ihn mit Begeisterung die Völker? — Der Himmel war es, und die ewige Seligkeit, für welche sie willig ihr Blut vergossen. — Aber welche irdische Gewalt hätte denn auch in das innere Heiligthum ihres Gemüths eindringen, und den Glauben, der ihnen ja nun einmal aufgegangen war, und auf welchen allein sie ihrer Seligkeit Hoffnung gründeten, darin austilgen können? Also, auch ihre eigne Seligkeit war es nicht, für die sie kämpften;

dieser waren sie schon versichert: die Seligkeit ihrer Kinder, ihrer noch ungeborenen Enkel, und aller noch ungeborenen Nachkommenschaft war es; auch diese sollten aufgezogen werden in derselben Lehre, die ihnen als allein heilbringend erschienen war, auch diese sollten theilhaftig werden des Heiles, das für sie angebrochen war; diese Hoffnung allein war es, die durch den Feind bedroht wurde, für sie, für eine Ordnung der Dinge, die lange nach ihrem Tode über ihren Gräbern blühen sollte, verspristen sie mit dieser Freudigkeit ihr Blut. Geben wir zu, daß sie sich selbst nicht ganz klar waren, daß sie in der Bezeichnung des edelsten, was in ihnen war, mit Worten sich vergriffen, und mit dem Munde ihrem Gemüthe unrecht thaten; bekennen wir gern, daß ihr Glaubensbekenntniß nicht das einzige, und ausschließende Mittel war, des Himmels jenseits des Grabes theilhaftig zu werden: so ist doch dies ewig wahr, daß mehr Himmel diesseits des Grabes, ein muthigeres und fröhlicheres Emporblicken von der Erde, und eine freiere Regung des Geistes, durch ihre Aufopferung, in alles Leben der Folgezeit gekommen ist, und die Nachkommen ihrer Gegner eben so wohl, als wir selbst, ihre Nachkommen, die Früchte ihrer Mühen bis auf diesen Tag genießen.

In diesem Glauben setzten unsre ältesten gemeinsamen Vorfahren, das Stammvolk der neuen Bildung, die von den Römern Germanen genannten Deutschen, sich der herandrängenden Welt Herrschaft der Römer muthig entgegen. Sahen sie denn nicht vor Augen den höhern Flor der römischen Provinzen neben sich, die feinem Genüsse in denselben, dabei Gesetze, Richterstühle, Kutschenbündel, und Beile in Ueberfluß? Waren die Römer nicht bereitwillig genug, sie an allen diesen Segnungen Theil nehmen zu lassen? Erlebten sie nicht an mehreren ihrer eigenen Fürsten, die sich nur bedeuten ließen, daß der Krieg gegen solche Wohlthäter der Menschheit Rebellion sei, Beweise der gepriesenen römischen Clemenz, indem sie die Nachgibigen mit Königstiteln, mit Anführerstellen in ihren Heeren, mit römischen Opferbinden auszierten, ihnen, wenn sie etwa von ihren Landsleuten ausgetrieben wurden, einen Zufluchtsort, und Unterhalt in ihren Pflanzstädten gaben? Hatten sie keinen Sinn für die Vorzüge römischer Bildung, z. B. für die bessere Einrichtung ihrer Heere, in denen sogar ein Arminius das Kriegshandwerk zu erlernen nicht verschmähte? Keine von allen diesen Unwissenheiten, oder Nichtbeachtungen ist ihnen aufzurücken. Ihre Nachkommen haben sogar, sobald sie es ohne Verlust für ihre Freiheit konnten, die Bildung derselben sich angeeignet, in wie weit es ohne Verlust ihrer Eigenthümlichkeit möglich war. Wofür haben sie denn also mehrere Menschenalter hindurch gekämpft im blutigen, immer mit derselben Kraft sich wieder erneuernden Kriege?



Ein römischer Schriftsteller läßt es ihre Anführer also aussprechen: „ob ihnen denn etwas anderes übrig bleibe, als entweder die Freiheit zu behaupten, oder zu sterben, bevor sie Sklaven würden.“ Freiheit war ihnen, daß sie eben Deutsche blieben, daß sie fortführen ihre Angelegenheiten selbständig, und ursprünglich, ihrem eignen Geiste gemäß, zu entscheiden, und diesem gleichfalls gemäß auch in ihrer Fortbildung vorwärts zu rücken, und daß sie diese Selbständigkeit auch auf ihre Nachkommenschaft fortpflanzen: Sklaverei hießen ihnen alle jene Segnungen, die ihnen die Römer antrugen, weil sie dabei etwas anderes, denn Deutsche, weil sie halbe Römer werden mußten. Es verstehe sich von selbst, setzten sie voraus, daß jeder, ehe er dies werde, lieber sterbe, und daß ein wahrhafter Deutscher nur könne leben wollen, um eben Deutscher zu sein, und zu bleiben, und die seinigen zu eben solchen zu bilden.

Sie sind nicht alle gestorben, sie haben die Sklaverei nicht gesehen, sie haben die Freiheit hinterlassen ihren Kindern. Ihrem beharrlichen Widerstande verdankt es die ganze neue Welt, daß sie da ist, so wie sie da ist. Wäre es den Römern gelungen, auch sie zu unterjochen, und, wie dies der Römer allenthalben that, sie als Nation auszurotten, so hätte die ganze Fortentwicklung der Menschheit eine andere, und man kann nicht glauben erfreulichere Richtung genommen. Ihnen verdanken wir, die nächsten Erben ihres Bodens, ihrer Sprache, und ihrer Gesinnung, daß wir noch Deutsche sind, daß der Strom ursprünglichen und selbständigen Lebens uns noch trägt, ihnen verdanken wir alles, was wir seitdem als Nation gewesen sind, ihnen, falls es nicht etwa jezo mit uns zu Ende ist, und der letzte von ihnen abgestammte Blutstropfen in unsern Adern verstreut ist, ihnen werden wir verdanken, alles, was wir noch ferner sein werden. Ihnen verdanken selbst die übrigen, uns jetzt zum Auslande gewordenen Stämme, in ihnen unsre Brüder, ihr Dasein; als jene die ewige Roma besiegten, war noch keins aller dieser Völker vorhanden; damals wurde zugleich auch ihnen die Möglichkeit ihrer künftigen Entstehung mit erkämpft.

Diese und alle andere in der Weltgeschichte, die ihres Sinnes waren, haben gesiegt, weil das Ewige sie begeisterte, und so siegt immer und nothwendig diese Begeisterung über den, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüths ist es, welche Siege erkämpft. Wer ein begrenztes Ziel sich setzt seiner Aufopferungen, und sich nicht weiter wagen mag, als bis zu einem gewissen Punkte, der gibt den Widerstand auf, sobald die Gefahr ihm an diesen durchaus nicht aufzugebenden noch zu entbehrenden Punkt kommt. Wer gar kein Ziel sich gesetzt hat, sondern alles, und das höchste, was man hienieden verlieren kann, das Leben, daran setzt, gibt den Wi-

derstand nie auf und siegt, so der Gegner ein begrenzteres Ziel hat, ohne Zweifel. Ein Volk, das da fähig ist, sei es auch nur in seinen höchsten Stellvertretern und Anführern, das Gesicht aus der Geisterwelt, Selbständigkeit, fest in's Auge zu fassen, und von der Liebe dafür ergriffen zu werden, wie unsere ältesten Vorfahren, siegt gewiß über ein solches, das nur zum Werkzeuge fremder Herrschaft und zu Unterjochung selbständiger Völker gebraucht wird, wie die römischen Heere; denn die erstern haben alles zu verlieren, die letztern bloß einiges zu gewinnen. Ueber die Denkart aber, die den Krieg als ein Glücksspiel ansieht, um zeitlichen Gewinn oder Verlust, und bei der schon, ehe sie das Spiel anfängt, feststeht, bis zu welcher Summe sie auf die Karten setzen wolle, siegt sogar eine Grille. Denken sie sich z. B. einen Mahomet, — nicht den wirklichen der Geschichte, über welchen ich kein Urtheil zu haben bekenne, sondern den eines bekannten französischen Dichters, — der sich einmal fest in den Kopf gesetzt habe, er sei eine der ungemeinen Naturen, die da berufen sind, das dunkle, das gemeine Erdenvolk zu leiten, und dem, zufolge dieser ersten Voraussetzung, alle seine Einfälle, so dürftig und so beschränkt sie auch in der That sein mögen, dieneil es die seinigen sind, nothwendig erscheinen müssen, als große und erhabene und beseligende Ideen und alles, was denselben sich widersetzt, als dunkles gemeines Volk, Feinde ihres eigenen Wohls, übelgesinnte und hassenswürdig; der nun, um diesen seinen Eigendünkel vor sich selbst als göttlichen Ruf zu rechtfertigen, und ganz aufgegangen in diesem Gedanken mit all seinem Leben, alles daran setzen muß, und nicht ruhen kann, bis er alles, das nicht eben so groß von ihm denken will, denn er selbst, zertreten hat, und bis aus der ganzen Mitwelt sein eigener Glaube an seine göttliche Sendung ihn zurückstrahle; ich will nicht sagen, wie es ihm ergehen würde, falls wirklich ein geistiges Gesicht, das da wahr ist und klar in sich selbst, gegen ihn in die Kampfbahn träte, aber jenen beschränkten Glückspielern gewinnt er es sicher ab, denn er setzt alles, gegen sie, die nicht alles sehen; sie treibt kein Geist, ihn aber treibt allerdings ein schwärmerischer Geist, — der seines gewaltigen und kräftigen Eigendünkels.

Aus allem gehet hervor, daß der Staat, als bloßes Regiment des im gewöhnlichen friedlichen Gange fortschreitenden menschlichen Lebens, nichts erstes, und für sich selbst seiendes, sondern daß er bloß das Mittel ist für den höhern Zweck der ewig gleichmäßig fortgehenden Ausbildung des rein menschlichen in dieser Nation; daß es allein das Gesicht, und die Liebe dieser ewigen Fortbildung ist, welche immerfort auch in ruhigen Zeiträumen die höhere Aufsicht über die Staatsverwaltung führen soll, und welche, wo die Selbständigkeit des Volks in Gefahr ist, allein dieselbe zu retten vermag.



Bei den Deutschen, unter denen, als einem ursprünglichen Volke, diese Vaterlandsliebe möglich, und, wie wir jetzt zu wissen glauben, bis jetzt auch wirklich war, konnte dieselbe bis jetzt mit einer hohen Zuversicht auf die Sicherheit ihrer wichtigsten Angelegenheit rechnen. Wie nur noch bei den Griechen in der alten Zeit, war bei ihnen der Staat und die Nation sogar von einander gesondert, und jedes für sich dargestellt, der erste in den besondern deutschen Reichen und Fürstenthümern, die letzte sichtbar im Reichsverbande, unsichtbar, nicht zufolge eines niedergeschriebenen, aber eines in aller Gemüther lebenden Rechtes geltend, und in ihren Folgen allenthalben in das Auge springend, in einer Menge von Gewohnheiten und Einrichtungen. So weit die deutsche Zunge reichte, konnte Jeder, dem im Bezirke derselben das Licht anbrach, sich doppelt betrachten als Bürger, theils seines Geburtsstaates, dessen Fürsorge er zunächst empfohlen war, theils des ganzen gemeinsamen Vaterlandes deutscher Nation. Jedem war es verstattet, über die ganze Oberfläche dieses Vaterlandes hin sich diejenige Bildung, die am meisten Verwandtschaft zu seinem Geiste hatte, oder demselben angemessensten Wirkungskreis aufzusuchen, und das Talent wuchs nicht hinein in seine Stelle, wie ein Baum, sondern es war ihm erlaubt, dieselbe zu suchen. Wer durch die Richtung, die seine Bildung nahm, mit seiner nächsten Umgebung entzweit wurde, fand leicht anderwärts willige Aufnahme, fand neue Freunde statt der verlorenen, fand Zeit und Ruhe, um sich näher zu erklären, vielleicht die erzürnten selbst zu gewinnen und zu versöhnen, und so das Ganze zu einigen. Kein deutschgeborener Fürst hat es je über sich vermocht, seinen Unterthanen das Vaterland innerhalb der Berge oder Flüsse, wo er regierte, abzustechen, und dieselben zu betrachten, als gebunden an die Erdscholle. Eine Wahrheit, die an einem Orte nicht laut werden durfte, durfte es an einem andern, an welchem vielleicht im Gegentheile diejenigen verboten waren, die dort erlaubt wurden; und so fand denn, bei manchen Einseitigkeiten und Engherzigkeiten der besondern Staaten, dennoch in Deutschland, dieses als ein Ganzes genommen, die höchste Freiheit der Erforschung und der Mittheilung statt, die jemals ein Volk besessen; und die höhere Bildung war und blieb allenthalben der Erfolg aus der Wechselwirkung der Bürger aller deutschen Staaten, und diese höhere Bildung kam denn in dieser Gestalt auch allmählig herab zum größern Volke, das somit immer fortfuhr, sich selber durch sich selbst im Großen und Ganzen zu erziehen. Dieses wesentliche Unterpfand der Fortdauer einer deutschen Nation, schmälerte, wie gesagt, kein am Ruder der Regierung sitzendes deutsches Gemüth; und wenn auch in Absicht anderer ursprünglichen Entscheidungen nicht immer geschehen sein sollte, was die höhere deutsche Vaterlandsliebe wün-

schen mußte, so ist wenigstens der Angelegenheit desselben nicht geradezu entgegen gehandelt worden, man hat nicht gesucht, jene Liebe zu untergraben, sie auszurotten, und eine entgegengesetzte Liebe an ihre Stelle zu bringen.

Wenn nun aber etwa die ursprüngliche Leitung sowohl jener höhern Bildung, als der Nationalmacht, die allein für jene und ihre Fortdauer als Zweck gebraucht werden darf, die Verwendung deutschen Gutes und deutschen Blutes, aus der Notmähigkeit deutschen Gemüths in eine andere kommen sollte, was würde sodann nothwendig erfolgen müssen?

Hier ist der Ort, wo es der in unserer ersten Rede in Anspruch genommenen Geneigtheit, sich über die eigenen Angelegenheiten nicht täuschen zu wollen, und des Muthes, die Wahrheit sehen zu wollen, und sie sich zu gestehen, vorzüglich bedarf; auch ist es, so viel mir bekannt, noch immer erlaubt, in deutscher Sprache mit einander vom Vaterlande zu reden, wenigstens zu seufzen, und wir würden, glaube ich, nicht wohl thun, wenn wir aus unserer eigenen Mitte heraus ein solches Verbot verfrähten, und dem Muth, der ohne Zweifel über das Wagniß schon vorher mit sich zu Rathe gegangen sein wird, die Fessel der Zaghaftigkeit Einzelner anlegen wollten.

Mögen Sie sich also die vorausgesetzte neue Gewalt so gütig und so wohlwollend vor, als Sie irgend wollen, machen Sie sie gut, wie Gott; werden Sie ihr auch göttlichen Verstand einsetzen können? Mag sie alles Ernstes das höchste Glück und Wohlfeyn aller wollen, wird das höchste Wohlfeyn, das sie zu fassen vermag, wohl auch deutsches Wohlfeyn sein? So hoffe ich über den Hauptpunkt, den ich Ihnen heute vortragen, von Ihnen recht wohl verstanden worden zu sein, ich hoffe, daß mehrere hiebei gedacht und gefühlt haben: ich drücke nur deutlich aus und spreche aus mit Worten, wie es ihnen von jeher im Gemüthe gelegen; ich hoffe, daß es auch mit den übrigen Deutschen, die einst dieses lesen werden, sich also verhalten werde; auch haben vor mir mehrere Deutsche ohngefähr dasselbe gesagt; und dem immerfort bezeugten Widerstreben gegen eine bloß mechanische Einrichtung und Berechnung des Staats, hat dunkel jene Gesinnung zum Grunde gelegen. Und nun fordere ich alle, die mit der neuen Literatur des Auslandes bekannt sind, auf, mir nachzuweisen, welcher neuere Weise, Dichter, Gesetzgeber derselben eine diesem ähnliche Abhandlung, die das Menschengeschlecht als ein ewig fortschreitendes betrachte, und alles sein Leben in der Zeit nur auf diesen Fortschritt beziehe, jemals verrathen habe; ob irgend einer, selbst in dem Zeitpunkte, als sie am kühnsten zu politischer Schöpfung sich emporstiegen, mehr, als nur nicht Ungleichheit, inneren Frieden, äußern Nationalruhm, und, wo es auf's höchste



getrieben wurde, häusliche Glückseligkeit vom Staate gefordert habe? Ist, wie man aus allen diesen Anzeigen schließen muß, dieses ihr höchstes, so werden sie auch uns keine höheren Bedürfnisse und keine höheren Forderungen an das Leben beimesen, und, immer jene wohlthätigen Gesinnungen gegen uns und die Abwesenheit alles Eigennutzes und aller Sucht mehr sein zu wollen denn wir, vorausgesetzt, trefflich für uns gesorgt zu haben glauben, wenn wir alles das finden, was sie allein als begehrenswürdig kennen; dasjenige aber, warum der edlere unter uns allein leben mag, ist sodann ausgetilgt aus dem öffentlichen Leben, und das Volk, das für die Anregungen des Edleren sich stets empfänglich gezeigt hat, und welches man sogar nach seiner Mehrheit zu jenem Adel emporzuheben hoffen durfte, ist, so wie es behandelt wird, wie jene behandelt sein wollen, herabgesetzt unter seinen Rang, entwürdigt, ausgetilgt aus der Reihe der Dinge, indem es zusammenfließt mit dem von niedriger Art.

In wem nun jene höheren Anforderungen an das Leben, nebst dem Gefühle ihres göttlichen Rechts, dennoch lebendig und kräftig bleiben, der fühlt mit tiefem Unwillen sich zurückgedrängt in jene ersten Zeiten des Christenthums, zu denen gesagt ist: „Ihr sollt nicht widerstreben dem Uebel, sondern, so dir jemand einen Streich gibt auf den rechten Backen, dem biete den andern auch dar, und so jemand deinen Rock nehmen will, dem laß auch den Mantel;“ mit Recht das letzte, denn so lange er noch einen Mantel an dir sieht, sucht er einen Handel an dich, um dir auch diesen zu nehmen, erst wie du ganz nackt bist, entgehst du seiner Aufmerksamkeit und hast vor ihm Ruhe. Eben sein höherer Sinn, der ihn ehrt, macht ihm die Erde zur Hölle und zum Efel, er wünscht, nicht geboren zu sein, er wünscht, daß sein Auge je eher je lieber sich dem Anblicke des Tages verschließe, unverriegelte Trauer bis an das Grab erfasse seine Tage; dem, was ihm lieb ist, kann er keine bessere Gabe wünschen, denn einen dumpfen und genügsamen Sinn, damit es mit weniger Schmerz einem ewigen Leben jenseits des Grabes entgegen lebe.

Diese Vernichtung jeder etwa in's künftige unter uns ausbrechenden edlern Regung, und diese Heruntersetzung unserer ganzen Nation, durch das einzige, nachdem die andern vergeblich angewendet worden sind, noch übrig bleibende Mittel zu verhindern, tragen Ihnen diese Reden an. Sie tragen Ihnen an die wahre und allmächtige Vaterlandsliebe, in der Erfassung unsers Volks als eines ewigen und als Bürger unserer eigenen Ewigkeit, durch die Erziehung in aller Gemüther recht tief und unauslöschlich zu begründen.

## Vierzehnte Rede.

### Beschluß des Ganzen.

Die Reden, welche ich hierdurch beschließe, haben freilich ihre laute Stimme zunächst an Sie gerichtet, aber sie haben im Auge gehabt die ganze deutsche Nation, und sie haben in ihrer Absicht alles, was, so weit die deutsche Zunge reicht, fähig wäre, dieselben zu verstehen, um sich herum versammelt, in den Raum, in dem Sie sichtbarlich athmen. Wäre es mir gelungen, in irgend eine Brust, die hier unter meinem Auge geschlagen hat, einen Funken zu werfen, der da fortglimme und das Leben ergreife, so ist es nicht meine Absicht, daß diese allein und einsam bleiben, sondern ich möchte, über den ganzen gemeinsamen Boden hinweg, ähnliche Gesinnungen und Entschlüsse zu ihnen sammeln, und an die übrigen anknüpfen, so daß über den vaterländischen Boden hinweg, bis an dessen fernste Grenzen, aus diesem Mittelpunkte heraus, eine einzige fortfließende und zusammenhängende Flamme vaterländischer Denkart sich verbreite und entzünde. Nicht zum Zeitvertreibe müßiger Ohren und Augen haben sie sich diesem Zeitalter bestimmt, sondern ich will endlich einmal wissen, und jeder Gleichgesinnte soll es mit mir wissen, ob auch außer uns etwas ist, das unserer Denkart verwandt ist. Jeder Deutsche, der noch glaubt, Glied einer Nation zu sein, der groß und edel von ihr denkt, auf sie hofft, für sie wagt, duldet und trägt, soll endlich herausgerissen werden aus der Unsicherheit seines Glaubens; er soll klar sehen, ob er recht habe, oder nur ein Thor und Schwärmer sei, er soll von nun an, entweder mit sicherem und freudigem Bewußtsein seinen Weg fortsetzen, oder mit rüftiger Entschlossenheit Verzicht thun auf ein Vaterland hienieden, und sich allein mit dem himmlischen trösten. Ihnen, nicht als diesen und diesen Personen in unserm täglichen und beschränkten Leben, sondern als Stellvertretern der Nation, und hindurch durch Ihre Gehörswerkzeuge, der ganzen Nation, rufen diese Reden also zu:

Es sind Jahrhunderte herabgesunken, seitdem ihr nicht also zusammen berufen worden seid, wie heute; in solcher Anzahl; in einer so großen, so dringenden, so gemeinschaftlichen Angelegenheit, so durchaus als Nation und Deutsche. Auch wird es euch niemals wiederum also geboten werden. Merket ihr jezo nicht auf und gehet in euch, laßt ihr auch diese Reden wieder als einen leeren Rißel der Ohren, oder als ein wunderliches Ungethüm an euch vorüber gehen, so wird kein Mensch mehr auf euch rechnen. Endlich einmal höret, endlich einmal besinnt euch. Geht nur dieses mal nicht von der



Stelle, ohne einen festen Entschluß gefaßt zu haben; und jedweder, der diese Stimme vernimmt, fasse diesen Entschluß bei sich selbst, und für sich selbst, gleich als ob er allein da sei, und alles allein thun müsse. Wenn recht viele einzelne so denken, so wird bald ein großes Ganzes dastehen, das in eine einzige, eng verbundene Kraft zusammenfließt. Wenn dagegen jedweder, sich selbst ausschließend, auf die übrigen hofft, und den andern die Sache überläßt; so gibt es gar keine anderen, und alle zusammen bleiben, so wie sie vorher waren. — Fasset ihn auf der Stelle, diesen Entschluß. Saget nicht, laß uns noch ein wenig ruhen, noch ein wenig schlafen und träumen, bis etwa die Besserung von selber komme. Sie wird niemals von selbst kommen. Wer, nachdem er einmal das Gestern versäumt hat, das noch bequemer gewesen wäre zur Besinnung, selbst heute noch nicht wollen kann, der wird es morgen noch weniger können. Jeder Verzug macht uns nur noch träger, und wiegt uns nur noch tiefer ein in die freundliche Gewöhnung an unsern elenden Zustand. Auch können die äußern Antriebe zur Besinnung niemals stärker und dringender werden. Wen diese Gegenwart nicht aufregt, der hat sicher alles Gefühl verloren. — Ihr seid zusammen berufen, einen letzten und festen Entschluß und Beschluß zu fassen; keinesweges etwa zu einem Befehle, einem Auftrage, einer Anmuthung an andere, sondern zu einer Anmuthung an euch selber. Eine Entschließung sollt ihr fassen, die jedweder nur durch sich selbst und in seiner eignen Person ausführen kann. Es reicht hierbei nicht hin jenes müßige Vorjahnehmen, jenes Wollen, irgend einmal zu wollen, jenes träge Sichbescheiden, daß man sich darein ergeben wolle, wenn man etwa einmal von selber besser würde; sondern es wird von euch gefordert ein solcher Entschluß, der zugleich unmittelbar Leben sei, und unwendige That, und der da ohne Wanken oder Erhaltung fortdaure und fortwalte, bis er am Ziele sei.

Oder ist vielleicht in euch die Wurzel, aus der ein solcher in das Leben eingreifender Entschluß allein hervortreten kann, völlig ausgerottet und verschwunden? Ist wirklich und in der That euer ganzes Wesen verdünnet und zerfloßen zu einem hohlen Schatten, ohne Saft und Blut und eigene Bewegkraft; und zu einem Traume, in welchem zwar bunte Gesichter sich erzeugen und geschäftig einander durchkreuzen, der Leib aber todtähnlich und erstarrt daliegen bleibt? Es ist dem Zeitalter seit langem unter die Augen gesagt, und in jeder Einkleidung ihm wiederholt worden, daß man ohngefähr also von ihm denke. Seine Wortführer haben geglaubt, daß man dadurch nur schmähen wolle, und haben sich für aufgefodert gehalten, auch von ihrer Seite wiederum zurück zu schmähen, wodurch die Sache wieder in ihre natürliche Ordnung komme. Im übrigen hat nicht die mindeste Aenderung oder Besserung sich spüren

lassen. Habt ihr es vernommen, ist es fähig gewesen, euch zu entrichten; nun, so strafet doch diejenigen, die so von euch denken und reden, geradezu durch eure That der Lüge: zeigt euch anders vor aller Welt Augen, und jene sind vor aller Welt Augen der Unwahrheit überwiesen. Vielleicht, daß sie gerade in der Absicht, von euch also widerlegt zu werden, und weil sie an jedem andern Mittel, euch aufzuregen, verzweifeln, also hart von euch geredet haben. Wie viel besser hätten sie es sodann mit euch gemeint, als diejenigen, die euch schmeicheln, damit ihr erhalten werdet in der trägen Ruhe und in der nichts achtenden Gedankenlosigkeit!

So schwach und so kraftlos ihr auch immer sein möget, man hat in dieser Zeit euch die klare und ruhige Besinnung so leicht gemacht, als sie vorher niemals war. Das, was eigentlich in die Bervorrenheit über unsere Lage, in unsere Gedankenlosigkeit, in unser blindes Gebenlassen uns stürzte, war die süße Selbstzufriedenheit mit uns, und unserer Weise da zu sein. Es war bisher gegangen, und ging eben so fort; wer uns zum Nachdenken aufforderte, dem zeigten wir, statt einer andern Widerlegung, triumphirend unser Dasein und Fortbestehen, das sich ohne alles unser Nachdenken ergab. Es ging aber nur darum, weil wir nicht auf die Probe gestellt wurden. Wir sind seitdem durch sie hindurch gegangen. Seit dieser Zeit sollten doch wohl die Täuschungen, die Blendwerke, der falsche Trost, durch die wir alle uns gegenseitig verwirrten, zusammen gestürzt sein? — Die angeborenen Vorurtheile, welche, ohne von hier oder da auszugehen, wie ein natürlicher Nebel über alle sich verbreiteten, und alle in dieselbe Dämmerung einhüllen, sollten doch wohl nun verschwunden sein? Jene Dämmerung hält nicht mehr unsere Augen; sie kann uns aber auch nicht ferner zur Entschuldigung dienen. Jetzt stehen wir da, rein, leer, ausgezogen von allen fremden Hüllen und Umhängen, bloß als das, was wir selbst sind. Jetzt muß es sich zeigen, was dieses Selbst ist, oder nicht ist.

Es dürfte Jemand unter euch hervortreten, und mich fragen: was gibt gerade dir, dem einzigen unter allen deutschen Männern und Schriftstellern, den besondern Auftrag, Beruf, und das Vorrecht, uns zu versammeln und auf uns einzudringen? hätte nicht jeder unter den tausenden der Schriftsteller Deutschlands eben dasselbe Recht dazu, wie du; von denen keiner es thut, sondern du allein dich hervorbringst? Ich antworte, daß allerdings jeder dasselbe Recht gehabt hätte, wie ich, und daß ich gerade darum es thue, weil keiner unter ihnen es vor mir gethan hat; und daß ich schweigen würde, wenn ein anderer es früher gethan hätte. Dies war der erste Schritt zu dem Ziele einer durchgreifenden Verbesserung; irgend einer mußte ihn thun. Ich war der, der es zuerst lebendig einsah; darum wurde ich der, der es zuerst that. Es wird nach diesem



irgend ein anderer Schritt der zweite sein; diesen zu thun haben jetzt alle dasselbe Recht; wirklich thun aber wird ihn abermals nur ein einzelner. Einer muß immer der erste sein, und wer es sein kann, der sei es eben!

Ohne Sorge über diesen Umstand verweilet ein wenig mit eurem Blicke bei der Betrachtung, auf die wir schon früher euch geführt haben, in welchem beneidenswürdigen Zustand Deutschland sein würde, und in welchem die Welt, wenn das erstere das Glück seiner Lage zu benutzen, und seinen Vortheil zu erkennen gewußt hätte. Heftet darauf euer Auge auf das, was beide nummehr sind; und laßt euch durchdringen von dem Schmerz und dem Unwillen, der jeden Edlen hiebei erfassen muß. Kehret dann zurück zu euch selbst, und sehet, daß ihr es seid, die die Zeit von den Irthümern der Vorwelt losprechen, von deren Augen sie den Nebel hinweg nehmen will, wenn ihr es zuläßt; daß es euch verliessen ist, wie keinem Geschlechte vor euch, das Geschehene ungeschehen zu machen, und den nicht ehrenvollen Zwischenraum auszufüllen aus dem Geschichtsbuche der Deutschen.

Lasset vor euch vorübergehen die verschiedenen Zustände, zwischen denen ihr eine Wahl zu treffen habt. Gehet ihr ferner so hin in eurer Dummheit und Achtlosigkeit, so erwarten euch zunächst alle Uebel der Knechtschaft, Entbehrungen, Demüthigungen, der Hohn und Uebermuth des Ueberwinders; ihr werdet herumgestoßen werden in allen Winkeln, weil ihr allenthalben nicht recht und im Wege seid, so lange, bis ihr, durch Aufopferung eurer Nationalität und Sprache, euch irgend ein untergeordnetes Plätzchen erkauft, und bis auf diese Weise allmählig euer Volk auslöscht. Wenn ihr euch dagegen ermannet zum Aufmerken, so findet ihr zuvörderst eine erträgliche und ehrenvolle Fortdauer, und sehet noch, unter euch, und um euch herum, ein Geschlecht aufblühen, das euch und den Deutschen das rühmlichste Andenken verspricht. Ihr sehet im Geiste durch dieses Geschlecht den deutschen Namen zum glorreichsten unter allen Völkern erheben, ihr sehet diese Nation als Wiedergebärerin und Wiederherstellerin der Welt.

Es hängt von euch ab, ob ihr das Ende sein wollt, und die letzten eines nicht achtungswürdigen, und bei der Nachwelt gewiß sogar über die Gebühr verachteten Geschlechtes, bei dessen Geschichte die Nachkommen, falls es nämlich in der Barbarei, die da beginnen wird, zu einer Geschichte kommen kann, sich freuen werden, wenn es mit ihnen zu Ende ist, und das Schicksal preisen werden, daß es gerecht sei; oder, ob ihr der Anfang sein wollt, und der Entwicklungspunkt einer neuen, über alle eure Vorstellungen herrlichen Zeit, und diejenigen, von denen an die Nachkommenschaft die Jahre ihres Heils zähle. Bedenket, daß ihr die letzten seid, in deren Gewalt

diese große Veränderung steht. Ihr habt doch noch die Deutschen als Eins nennen hören, ihr habt ein sichtbares Zeichen ihrer Einheit, ein Reich, und einen Reichsverband, gesehen, oder davon vernommen, unter euch haben noch von Zeit zu Zeit Stimmen sich hören lassen, die von dieser höhern Vaterlandsiebe begeistert waren. Was nach euch kommt, wird sich an andere Vorstellungen gewöhnen, es wird fremde Formen, und einen andern Geschäfts- und Lebensgang annehmen; und wie lange wird es noch dauern, daß keiner mehr lebe, der Deutsche gesehen, oder von ihnen gehört habe?

Was von euch gefordert wird, ist nicht viel. Ihr sollt es nur über euch erhalten, euch auf kurze Zeit zusammen zu nehmen und zu denken, über das, was euch unmittelbar und offenbar vor den Augen liegt. Darüber nur sollt ihr euch eine feste Meinung bilden, derselben treu bleiben, und sie in eurer nächsten Umgebung auch äußern und aussprechen. Es ist die Voraussetzung, es ist unsere sichere Ueberzeugung, daß der Erfolg dieses Denkens bei euch allen auf die gleiche Weise ausfallen werde; und daß, wenn ihr nur wirklich denket und nicht hingehet in der bisherigen Achtlosigkeit, ihr übereinstimmend denken werdet; daß, wenn ihr nur überhaupt Geist euch anschaffet und nicht in dem bloßen Pflanzenleben verharren bleibt, die Einmüthigkeit und Eintracht des Geistes, von selbst kommen werde. Ist es aber einmal dazu gekommen, so wird alles übrige, was uns nöthig ist, sich von selbst ergeben.

Dieses Denken aber wird denn auch in der That gefordert, von jedem unter euch, der da noch denken kann, über etwas, offen vor seinen Augen liegendes, in seiner eigenen Person. Ihr habt Zeit dazu; der Augenblick will euch nicht überhändigen und überraschen; die Akten der mit euch gepflogenen Unterhandlungen bleiben unter euren Augen liegen. Legt sie nicht aus den Händen, bis ihr einig geworden seid mit euch selbst. Lasset, o lasset euch ja nicht lässig machen durch das Verlassen auf andere, oder auf irgend etwas, das außerhalb eurer selbst liegt; noch durch die unverständige Weisheit der Zeit, daß die Zeitalter sich selbst machen, ohne alles menschliche Zutun, vermittelt irgend einer unbekannten Kraft. Diese Reden sind nicht müde geworden, euch einzuschärfen, daß euch durchaus nichts helfen kann, denn ihr euch selber, und sie finden nöthig, es bis auf den letzten Augenblick zu wiederholen. Wohl mögen Regen und Thau, und unfruchtbare oder fruchtbare Jahre, gemacht werden, durch eine uns unbekannte und nicht unter unserer Gewalt stehende Macht; aber die ganz eigenthümliche Zeit der Menschen, die menschlichen Verhältnisse, machen nur die Menschen sich selber, und schlechthin keine außer ihnen befindliche Macht. Nur wenn sie alle insgesammt gleich blind und unwissend sind, fallen sie dieser verborgenen Macht anheim: aber es steht bei ihnen, nicht blind und



untwissend zu sein. Zwar in welchem höhern oder niedern Grade es uns übel gehen wird, dies mag abhängen theils von jener unbekannten Macht, ganz besonders aber von dem Verstande und dem guten Willen derer, denen wir unterworfen sind. Ob aber jemals es uns wieder wohl gehen soll, dies hängt ganz allein von uns ab, und es wird sicherlich nie wieder irgend ein Wohlsein an uns kommen, wenn wir nicht selbst es uns verschaffen: und insbesondere, wenn nicht jeder Einzelne unter uns in seiner Weise thut und wirkt, als ob er allein sei, und als ob lediglich auf ihm das Heil der künftigen Geschlechter beruhe.

Dies ist's, was ihr zu thun habt; dies ohne Säumen zu thun, beschwören euch diese Reden.

Sie beschwören euch Jünglinge. Ich, der ich schon seit geraumer Zeit aufgehört habe, zu euch zu gehören, halte dafür, und habe es auch in diesen Reden ausgesprochen, daß ihr noch fähiger seid eines jeglichen über das gemeine hinausliegenden Gedankens, und erregbarer für jedes gute und tüchtige, weil euer Alter noch näher liegt den Jahren der kindlichen Unschuld und der Natur. Ganz anders sieht diesen Grundzug an euch an die Mehrheit der ältern Welt. Diese klaget euch an der Annahme, des vorschnellen, vermessenen und eure Kräfte überfliegenden Urtheils, der Rechthaberei, der Neuerungsucht. Jedoch lächelt sie nur gutmüthig dieser eurer Fehler. Alles dieses, meint sie, sei begründet lediglich durch euren Mangel an Kenntniß der Welt, d. h. des allgemeinen menschlichen Verderbens, denn für etwas anders an der Welt haben sie nicht Augen. Jetzt nur, weil ihr gleichgesinnte Gehülfen zu finden hoffet, und den grimmigen und hartnäckigen Widerstand, den man euren Entwürfen des Bessern entgegen setzen werde, nicht kenntet, hättet ihr Muth. Wenn nur das jugendliche Feuer eurer Einbildungskraft einmal versflogen sein werde, wenn ihr nur die allgemeine Selbstucht, Trägheit und Arbeitsfurcht, wahrnehmen würdet, wenn ihr nur die Stüßigkeit des Fortgehens in dem gewohnten Geleise selbst einmal recht würdet geschmeckt haben, so werde euch die Lust, besser und klüger sein zu wollen, denn die andern alle, schon vergehen. Sie greifen diese gute Hoffnung von euch nicht etwa aus der Luft; sie haben dieselbe an ihrer eigenen Person bestätigt gefunden. Sie müssen bekennen, daß sie in den Tagen ihrer unverständigen Jugend eben so von Weltverbesserung geträumet haben, wie ihr jetzt; dennoch seien sie bei zunehmender Reife so zahm und ruhig geworden, wie ihr sie jetzt sähet. Ich glaube ihnen; ich habe selbst schon in meiner nicht sehr langwierigen Erfahrung erlebt, daß Jünglinge, die erst andere Hoffnung erregten, dennoch späterhin jenen wohlmeinenden Erwartungen dieses reifen Alters vollkommen entsprachen. Thut dies nicht länger, Jünglinge, denn wie könnte sonst

jemals ein besseres Geschlecht beginnen? Der Schmelz der Jugend zwar wird von euch abfallen, und die Flamme eurer Einbildungskraft wird aufhören, sich aus sich selber zu ernähren; aber fasset diese Flamme und verdichtet sie durch klares Denken, macht euch zu eigen die Kunst dieses Denkens, und ihr werdet die schönste Ausstattung des Menschen, den Charakter, noch zur Zugabe bekommen. An jenem klaren Denken erhaltet ihr die Quelle der ewigen Jugendblüthe; wie auch euer Körper altere, oder eure Kniee wanken, euer Geist wird in stets erneuerter Frischeit sich wiedergebären, und euer Charakter fest stehen, und ohne Wandel. Ergreift sogleich die sich hier euch darbietende Gelegenheit; denkt klar, über den euch zur Berathung vorgelegten Gegenstand; die Klarheit, die in Einem Punkte für euch angebrochen ist, wird sich allmählig auch über alle übrige verbreiten.

Diese Reden beschwören euch Alte. So wie ihr eben gehört habt, denkt man von euch und sagt es euch unter die Augen; und der Redner setzt in seiner eigenen Person freimüthig hinzu, daß, die freilich auch nicht selten vorkommenden und um so verehrungswürdigern Ausnahmen abgerechnet, in Absicht der großen Mehrheit unter euch man vollkommen recht hat. Gehe man durch die Geschichte der letzten zwei oder drei Jahrzehende; alles außer ihr selbst stimmt überein, sogar ihr selbst, jeder in dem Maße, das ihn nicht unmittelbar trifft, stimmt mit überein, daß, immer die Ausnahmen abgerechnet, und nur auf die Mehrheit gesehen, in allen Zweigen, in der Wissenschaft, so wie in den Geschäften des Lebens, die größere Untauglichkeit und Selbstucht sich bei dem höhern Alter gefunden habe. Die ganze Mitwelt hat es mit angesehen, daß jeder, der das bessere und vollkommnere wollte, außer dem Kampfe mit seiner eigenen Unklarheit und den übrigen Umgebungen, noch den schwersten Kampf mit euch zu führen hatte; daß ihr des festen Vorsatzes waret, es müsse nichts auskommen, was ihr nicht eben so gemacht und gewußt hättet; daß ihr jede Regung des Denkens für eine Beschimpfung eures Verstandes ansahet; und daß ihr keine Kraft ungebraucht ließt, um in dieser Bekämpfung des Besseren zu siegen, wie ihr denn gewöhnlich auch wirklich siegtet. So waret ihr die aufhaltende Kraft aller Verbesserungen, welche die gütige Natur aus ihrem stets jugendlichen Schooße uns darbot, so lange, bis ihr versammelt wurdet zu dem Staube, der ihr schon vorher waret, und das folgende Geschlecht, im Kriege mit euch, euch gleich geworden war, und eure bisherige Verrichtung übernahm. Ihr dürft nur auch jetzt handeln, wie ihr bisher bei allen Anträgen zur Verbesserung gehandelt habt, ihr dürft nur wiederum eure eitle Ehre, daß zwischen Himmel und Erde nichts sein solle, das ihr nicht schon erschafft hättet, dem gemeinsamen Wohle vorziehen, so seid ihr durch



diesen letzten Kampf alles fernern Kämpfens überhoben, es wird keine Verbesserung erfolgen, sondern Verschlimmerung auf Verschlimmerung, so daß ihr noch manche Freude erleben könnt.

Man wolle nicht glauben, daß ich das Alter als Alter verachte und herabsetze. Wird nur durch Freiheit die Quelle des ursprünglichen Lebens und seiner Fortbewegung aufgenommen in das Leben, so wächst die Klarheit und mit ihr die Kraft, so lange das Leben dauert. Ein solches Leben lebt sich besser, die Schladen der irdischen Abkunft fallen immer mehr ab, und es veredelt sich heraus zum ewigen Leben und blüht ihm entgegen. Die Erfahrung eines solchen Alters söhnt nicht aus mit dem Bösen, sondern sie macht nur die Mittel klarer und die Kunst gewandter, um dasselbe siegreich zu bekämpfen. Die Verschlimmerung durch zunehmendes Alter ist lediglich die Schuld unserer Zeit und allenthalben, wo die Gesellschaft sehr verdorben ist, muß dasselbe erfolgen. Nicht die Natur ist es, die uns verdorbt, diese erzeugt uns in Unschuld, die Gesellschaft ist's. Wer nun der Einwirkung derselben einmal sich übergibt, der muß natürlich immer schlechter werden, je länger er diesem Einflusse ausgesetzt ist. Es wäre der Mühe werth, die Geschichte anderer sehr verdorbener Zeitalter in dieser Rücksicht zu untersuchen und zu sehen, ob nicht z. B. auch unter der Regierung der römischen Imperatoren, das, was einmal schlecht war, mit zunehmendem Alter immer schlechter geworden.

Auch Alte sonach und Erfahrene, die ihr die Ausnahme macht, euch zuvörderst beschwören diese Reden, bestätigt, bestärkt, beratet in dieser Angelegenheit die jüngere Welt, die ehrfurchtsvoll ihre Blicke nach euch richtet. Euch andere aber, die ihr in der Regel seid, beschwören sie: Helfen sollt ihr nicht, störet nur dieses einzige mal nicht, stellt euch nicht wider, wie bisher immer, in den Weg mit eurer Weisheit und euren tausend Bedenkllichkeiten. Diese Sache, so wie jede vernünftige Sache in der Welt, ist nicht tausendfach, sondern einfach, welches auch unter die tausend Dinge gehört, die ihr nicht wißt. Wenn eure Weisheit retten könnte, so würde sie uns ja früher gerettet haben, denn ihr seid es ja, die uns bisher berathen haben. Dies ist nun, so wie alles andere, vergeblich, und soll euch nicht weiter vorgerückt werden. Lernet nur endlich einmal euch selbst erkennen und schweiget.

Diese Reden beschwören euch Geschäftsmänner. Mit wenigen Ausnahmen waret ihr bisher dem abgezogenen Denken und aller Wissenschaft, die für sich selbst etwas zu sein begehrt, von Herzen feind, obwohl ihr euch die Miene gabet, als ob ihr dieses alles nur vornehm verachtetet; ihr hieltet die Männer, die dergleichen trieben, und ihre Vorschläge, so weit von euch weg, als ihr irgend konntet; und der Vorwurf des Wahnsinnes, oder der Rath, sie in's Tollhaus

zu schicken, war der Dank, auf den sie bei euch am gewöhnlichsten rechnen konnten. Diese hinwiederum getrauten sich zwar nicht über euch mit derselben Freimüthigkeit sich zu äußern, weil sie von euch abhingen, aber ihres innern Herzens wahrhafte Meinung war die, daß ihr mit wenigen Ausnahmen leichte Schwächer seiet und aufgeblasene Prahler, Halbgelehrte, die durch die Schule nur hindurch gelaufen, blinde Zutapper, und Fortschleicher im alten Geleise, und die sonst nicht wollten oder könnten. Straft sie durch die That der Lüge, und ergreift hierzu die jetzt euch dargebotene Gelegenheit; legt ab jene Verachtung für gründliches Denken und Wissenschaft, laßt euch bedeuten, und höret und lernet, was ihr nicht wißt; außerdem behalten eure Ankläger Recht.

Diese Reden beschwören euch Denker, Gelehrte, Schriftsteller, die ihr dieses Namens noch werth seid. Jener Tadel der Geschäftsmänner an euch war in gewissem Sinne nicht ungerecht. Ihr ginget oft zu unbeforgt im Gebiete des bloßen Denkens fort, ohne euch um die wirkliche Welt zu bekümmern, und nachzusehen, wie jenes an diese angeknüpft werden könne; ihr beschriebet euch eure eigene Welt, und ließet die wirkliche zu verachtet und verjähmet auf der Seite liegen. Zwar muß alle Anordnung und Gestaltung des wirklichen Lebens ausgehen vom höhern ordnenden Begriffe, und das Fortgehen im gewohnten Geleise thut's ihm nicht; dies ist eine ewige Wahrheit, und drückt in Gottes Namen mit unverhohlener Verachtung jeglichen nieder, der es wagt, sich mit den Geschäften zu befassen, ohne dieses zu wissen. Zwischen dem Begriffe jedoch, und der Einführung desselben in jedwedes besondere Leben, liegt eine große Kluft. Diese Kluft auszufüllen ist sowohl das Werk des Geschäftsmanns, der freilich schon vorher so viel gelernt haben soll, um euch zu verstehen, als auch das euerige, die ihr über der Gedankenwelt das Leben nicht vergessen sollt. Hier trifft ihr beide zusammen. Statt über die Kluft hinüber einander scheel anzusehen, und herabzumwürdigen, beifere sich vielmehr jeder Theil von seiner Seite dieselbe auszufüllen, und so den Weg zur Vereinigung zu bahnen. Begreift es doch endlich, daß ihr Beide untereinander euch also nothwendig seid, wie Kopf und Arm sich nothwendig sind.

Diese Reden beschwören noch in andern Rücksichten euch Denker, Gelehrte, Schriftsteller, die ihr dieses Namens noch werth seid. Eure Klagen über die allgemeine Seichtigkeit, Gedankenlosigkeit, und Verfloffenheit, über den Klugdünkel, und das unverfügbare Geschwätz, über die Verachtung des Ernstes und der Gründlichkeit in allen Ständen mögen wahr sein, wie sie es denn sind. Aber welcher Stand ist es denn, der diese Stände insgesamt erzogen hat, der ihnen alles wissenschaftliche in ein Spiel verwandelt, und von der frühesten Jugend an zu jenem Klugdünkel und jenem Ge-



schwäche sie angeführt hat? Wer ist es denn, der auch die der Schule entwichenen Geschlechter noch immerfort erzieht? Der in die Augen fallendste Grund der Dummheit des Zeitalters ist der, daß es sich dumpf gelesen hat, an den Schriften, die ihr geschrieben habt. Warum laßt ihr dennoch immerfort euch so angelegen sein, dieses müßige Volk zu unterhalten, ohnerachtet ihr wißt, daß es nichts gelernt hat, und nichts lernen will; nennt es Publikum, schmeichelt ihm als eurem Richter, heßt es auf gegen eure Mitbewerber, und sucht diesen blinden und verworrenen Haufen durch jedes Mittel auf eure Seite zu bringen; gebt endlich selbst in euren Recensir-Anstalten und Journalen ihm so Stoff wie Beispiel seiner vorschnellen Urtheilerei, indem ihr da eben so ohne Zusammenhang, und so aus freier Hand in den Tag hinein urtheilt, meist eben so abgeschmackt, wie es auch der letzte eurer Leser könnte? Denkt ihr nicht alle so, gibt es unter euch noch bessergesinnte, warum vereinigen sich denn nicht diese bessergesinnten, um dem Unheile ein Ende zu machen? Was in's besondere jene Geschäftsmänner anbelangt; diese sind bei euch durch die Schule gelaufen, ihr sagt es selbst. Warum habt ihr denn diesen ihren Durchgang nicht wenigstens dazu benutzt, um ihnen einige stumme Achtung für die Wissenschaften einzufößen, und besonders dem hochgebornen Jünglinge den Eigendünkel bei Zeiten zu brechen, und ihm zu zeigen, daß Stand und Geburt, in Sachen des Denkens, nicht fördert? Habt ihr ihm vielleicht schon damals geschmeichelt, und ihn ungebührlich hervorgehoben, so traget nun, was ihr selbst veranlaßt habt!

Sie wollen euch entschuldigen, diese Reden, mit der Voraussetzung, daß ihr die Wichtigkeit eures Geschäfts nicht begriffen hättet; sie beschwören euch, daß ihr euch von Stund an bekannt macht mit dieser Wichtigkeit, und es nicht länger, als ein bloßes Gewerbe treibt. Lernet euch selbst achten, und zeigt in eurem Handeln, daß ihr es thut, und die Welt wird euch achten. Die erste Probe davon werdet ihr ablegen durch den Einfluß, den ihr auf die angetragene Entschließung euch geben, und durch die Weise, wie ihr euch dabei benehmen werdet.

Diese Reden beschwören euch Fürsten Deutschlands. Diejenigen, die euch gegenüber so thun, als ob man euch gar nichts sagen dürfte, oder zu sagen hätte, sind verächtliche Schmeichler, sie sind arge Verleumder eurer selbst; weist sie weit weg von euch. Die Wahrheit ist, daß ihr eben so unwissend geboren werdet, als wir andern alle, und daß ihr hören müßt, und lernen, gleichwie auch wir, wenn ihr herauskommen sollt aus dieser natürlichen Unwissenheit. Euer Antheil an der Herbeiführung des Schicksals, das euch zugleich mit euren Völkern betroffen hat, ist hier auf die mildeste, und wie wir glauben, auf die allein gerechte, und billige Weise, dar-

gelegt worden, und ihr könnt euch, falls ihr nicht etwa nur Schmeichler, niemals aber Wahrheit hören wollt, über diese Reden nicht beklagen. Dies alles sei vergessen, so wie wir andern alle auch wünschen, daß unser Antheil an der Schuld vergessen werde. Jetzt beginnt, so wie für uns alle, also auch für euch, ein neues Leben. Möchte doch diese Stimme durch alle die Umgebungen hindurch, die euch unzugänglich zu machen pflegen, bis zu euch dringen! Mit stolzem Selbstgefühl darf sie euch sagen: ihr beherrscht Völker, treu, bündsam, des Glücks würdig, wie keiner Zeit, und keiner Nation Fürsten sie beherrscht haben. Sie haben Sinn für die Freiheit und sind derselben fähig; aber sie sind euch gefolgt in den blutigen Krieg gegen das, was ihnen Freiheit schien, weil ihr es so wolltet. Einige unter euch haben späterhin anders gewollt, und sie sind euch gefolgt in das, was ihnen ein Ausrottungskrieg scheinen mußte gegen einen der letzten Reste deutscher Unabhängigkeit, und Selbständigkeit; auch weil ihr es so wolltet. Sie dulden und tragen seitdem die drückende Last gemeinsamer Uebel; und sie hören nicht auf, euch treu zu sein, mit inniger Ergebung an euch zu hangen, und euch zu lieben, als ihre ihnen von Gott verliehene Vormünder. Möchtet ihr sie doch, unbemerkt von ihnen, beobachten können; möchtet ihr doch, frei von den Umgebungen, die nicht immer die schönste Seite der Menschheit euch darbieten, herabsteigen können in die Häuser des Bürgers, in die Hütten des Landmanns, und dem stillen, und verborgenen Leben dieser Stände, zu denen die in den höhern Ständen seltner gewordene Treue und Biederkeit ihre Zuflucht genommen zu haben scheint, betrachtend folgen können; gewiß, o gewiß würde euch der Entschluß eratreifen, ernstlicher denn jemals nachzudenken, wie ihnen geholfen werden könne. Diese Reden haben euch ein Mittel der Hülfe vorgeschlagen, das sie für sicher, durchgreifend, und entscheidend halten. Lasset eure Rätthe sich berathschlagen, ob sie es auch so finden, oder ob sie ein besseres wissen, nur, daß es eben so entscheidend sei. Die Ueberzeugung aber, daß etwas geschehen müsse, und auf der Stelle geschehen müsse, und etwas durchgreifendes und entscheidendes geschehen müsse, und daß die Zeit der halben Maßregeln, und der Hinhaltungsmittel, vorüber sei; diese Ueberzeugung möchten sie gern, wenn sie könnten, bei euch selbst hervorbringen, indem sie zu eurem Biederfinne noch das meiste Vertrauen hegen.

Euch Deutsche insgesammt, welchen Platz in der Gesellschaft ihr einnehmen möget, beschwören diese Reden, daß jeder unter euch, der da denken kann, zuvörderst denke über den angeregten Gegenstand, und daß jeder dafür thue, was gerade ihm an seinem Platze am nächsten liegt.

Es vereinigen sich mit diesen Reden, und beschwören euch eure



Vorfahren. Denket, daß in meine Stimme sich mischen die Stimmen eurer Ahnen aus der grauen Vorwelt, die mit ihren Leibern sich entgegen gestemmt haben der heranströmenden römischen Welt Herrschaft, die mit ihrem Blute erkämpft haben die Unabhängigkeit der Berge, Ebenen, und Ströme, welche unter euch den Fremden zur Beute geworden sind. Sie rufen euch zu: vertrittet uns, überliefert unser Andenken eben so ehrenvoll und unbescholten der Nachwelt, wie es auf euch gekommen ist, und wie ihr euch dessen, und der Abstammung von uns, gerühmt habt. Bis jetzt galt unser Widerstand für edel, und groß, und weise, wir schienen die Eingeweihen zu sein, und die Begeisterten, des göttlichen Weltplans. Gehet mit euch unser Geschlecht aus, so verwandelt sich unsre Ehre in Schimpf, und unsre Weisheit in Thorheit. Denn sollte der deutsche Stamm einmal untergehen in das Römerthum, so war es besser, daß es in das alte geschähe, denn in ein neues. Wir standen jenem, und besiegten es; ihr seid verstäubt worden vor diesem. Auch sollt ihr nun, nachdem einmal die Sachen also stehen, sie nicht besiegen mit leiblichen Waffen; nur euer Geist soll sich ihnen gegenüber erheben, und aufrecht stehen. Euch ist das größere Geschick zu Theil worden, überhaupt das Reich des Geistes und der Vernunft zu begründen, und die rohe körperliche Gewalt insgesamt, als beherrschendes der Welt, zu vernichten. Werdet ihr dies thun, dann seid ihr würdig der Abkunft von uns.

Auch mischen in diese Stimmen sich die Geister eurer spätern Vorfahren, die da fielen im heiligen Kampfe für Religions- und Glaubensfreiheit. Rettet auch unsre Ehre, rufen sie euch zu. Uns war nicht ganz klar, wofür wir stritten; außer dem rechtmäßigen Entschlusse, in Sachen des Gewissens durch äußere Gewalt uns nicht gebieten zu lassen, trieb uns noch ein höherer Geist, der uns niemals sich ganz enthüllte. Euch ist er enthüllt, dieser Geist, falls ihr eine Sehkraft habt für die Geisterwelt, und blickt euch an mit hohen klaren Augen. Das bunte und verworrene Gemisch der sinnlichen und geistigen Antriebe durch einander soll überhaupt der Weltherrschaft entsezt werden, und der Geist allein, rein, und ausgezogen von allen sinnlichen Antrieben, soll an das Ruder der menschlichen Angelegenheiten treten. Damit diesem Geiste die Freiheit werde, sich zu entwickeln, und zu einem selbständigen Dasein empor zu wachsen, dafür floß unser Blut. An euch ist's, diesem Opfer seine Bedeutung und seine Rechtfertigung zu geben, indem ihr diesen Geist einsezt in die ihm bestimmte Weltherrschaft. Erfolgt nicht dieses als das letzte, worauf alle bisherige Entwicklung unsrer Nation zielte, so werden auch unsre Kämpfe zum vorübergehenden leeren Possenspiele, und die von uns erfochtene Geistes- und Gewissens-

freiheit ist ein leeres Wort, wenn es von nun an überhaupt nicht länger Geist oder Gewissen geben soll.

Es beschwören euch eure noch ungeborene Nachkommen. Ihr rühmt euch eurer Vorfahren, rufen sie euch zu, und schließt mit Stolz euch an an eine edle Reihe. Sorget, daß bei euch die Kette nicht abreize: machet, daß auch wir uns eurer rühmen können, und durch euch, als untadeliches Mittelglied hindurch, uns anschließen an dieselbe glorreiche Reihe. Veranlasset nicht, daß wir uns der Abkunft von euch schämen müssen, als einer niedern, barbarischen, slavischen, daß wir unsere Abstammung verbergen, oder einen fremden Namen und eine fremde Abkunft erlügen müssen, um nicht sogleich, ohne weitere Prüfung, weggeworfen und zertreten zu werden. Wie das nächste Geschlecht, das von euch ausgehen wird, sein wird, also wird euer Andenken ausfallen in der Geschichte: ehrenvoll, wenn dieses ehrenvoll für euch zeugt: sogar über die Gebühr schmähsch, wenn ihr keine laute Nachkommenschaft habt, und der Sieger eure Geschichte macht. Noch niemals hat ein Sieger Reizung, oder Rinde genug gehabt, um die Ueberwundenen gerecht zu beurtheilen. Je mehr er sie herabwürdigt, desto gerechter steht er selbst da. Wer kann wissen, welche Großthaten, welche treffliche Einrichtungen, welche edle Sitten manches Volkes der Vorwelt in Vergessenheit gerathen sind, weil die Nachkommen unterjocht wurden und der Ueberwinder, seinen Zwecken gemäß, unwillkürlich Bericht über sie erstattete.

Es beschwöret euch selbst das Ausland, in wiefern dasselbe nur noch im mindesten sich selbst versteht und noch ein Auge hat für seinen wahren Vortheil. Ja, es gibt noch unter allen Völkern Gemüther, die noch immer nicht glauben können, daß die großen Verheißungen eines Reichs des Rechts, der Vernunft und der Wahrheit, an das Menschengeschlecht, eitel und ein leeres Trugbild seien, und die daher annehmen, daß die gegenwärtige eiserne Zeit nur ein Durchgang sei zu einem bessern Zustande. Diese, und in ihnen die gesammte neuere Menschheit, rechnet auf euch. Ein großer Theil derselben stammt ab von uns, die übrigen haben von uns Religionen und jedwede Bildung erhalten. Zeite beschwören uns bei dem gemeinsamen vaterländischen Boden, auch ihrer Wiege, den sie uns frei hinterlassen haben; diese bei der Bildung, die sie von uns, als Unterpfand eines höhern Glücks, bekommen haben, — uns selbst auch für sie, und um ihrer willen zu erhalten, so wie wir immer gewesen sind, aus dem Zusammenhange des neu entsprossenen Geschlechts nicht dieses ihm so wichtige Glied herausreißen zu lassen, damit, wenn sie einst unsers Rathes, unsers Beispiels, unsrer Mitwirkung gegen das wahre Ziel des Erdenlebens hin bedürfen, sie uns nicht schmerzlich vermiffen.



Alle Zeitalter, alle Weise und Gute, die jemals auf dieser Erde geathmet haben, alle ihre Gedanken und Ahnungen eines höhern, mischen sich in diese Stimmen, und umringen euch, und heben stehende Hände zu euch auf; selbst, wenn man so sagen darf, die Vorsehung, und der göttliche Weltplan bei Erschaffung eines Menschengeschlechts, der ja nur da ist, um von Menschen gedacht, und durch Menschen in die Wirklichkeit eingeführt zu werden, beschwöret euch, seine Ehre und sein Dasein zu retten. Ob jene, die da glaubten, es müsse immer besser werden mit der Menschheit, und die Gedanken einer Ordnung und einer Würde derselben seien keine leere Träume, sondern die Weissagung und das Unterpfand der einstigen Wirklichkeit, Recht behalten sollen, oder diejenigen, die in ihrem Thier- und Pflanzenleben hinstummern, und jedes Aufstieges in höhere Welten spotten — darüber ein letztes Endurtheil zu begründen, ist euch anheim gefallen. Die alte Welt mit ihrer Herrlichkeit und Größe, so wie mit ihren Mängeln, ist versunken, durch die eigene Unwürde, und durch die Gewalt eurer Väter. Ist in dem, was in diesen Reden dargelegt worden, Wahrheit, so seid unter allen neueren Völkern ihr es, in denen der Keim der menschlichen Vervollkommenung am entschiedensten liegt, und denen der Vorschritt in der Entwicklung derselben aufgetragen ist. Geht ihr in dieser eurer Wesenheit zu Grunde, so gehet mit euch zugleich alle Hoffnung des gesammten Menschengeschlechts auf Rettung aus der Tiefe seiner Uebel zu Grunde. Hoffet nicht, und tröstet euch nicht mit der aus der Luft gegriffenen, auf bloße Wiederholung der schon eingetretenen Fälle rechnenden Meinung, daß ein zweitesmal, nach Untergang der alten Bildung, eine neue, auf den Trümmern der ersten, aus einer halb barbarischen Nation, hervorgehen werde. In der alten Zeit war ein solches Volk, mit allen Erfordernissen zu dieser Bestimmung ausgestattet, vorhanden, und war dem Volke der Bildung recht wohl bekannt, und ist von ihnen beschrieben; und diese selbst, wenn sie den Fall ihres Unterganges zu sehen vermocht hätten, würden an diesem Volke das Mittel der Wiederherstellung haben entdecken können. Auch uns ist die gesammte Oberfläche der Erde recht wohl bekannt, und alle die Völker, die auf derselben leben. Kennen wir denn nun ein solches, dem Stammvolke der neuen Welt ähnliches Volk, von welchem die gleichen Erwartungen sich fassen ließen? Ich denke, jeder, der nur nicht bloß schwärmerisch meint und hofft, sondern gründlich untersuchend denkt, werde diese Frage mit Nein beantworten müssen. Es ist daher kein Ausweg: wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung.

## Vermischte Aufsätze.

### Aus welchen Grundsätzen hat man Staatsveränderungen zu beurtheilen?

(Aus den „Beiträgen zur Berichtigung der Urtheile über die französische Revolution“.)

Bei Beurtheilung einer Revolution können nur zwei Fragen, die eine über die Rechtmäßigkeit, die zweite über die Weisheit derselben, aufgeworfen werden. In Absicht der erstern kann entweder im Allgemeinen gefragt werden: hat ein Volk überhaupt ein Recht, seine Staatsverfassung willkürlich abzuändern? — Oder insbesondere: hat es ein Recht, es auf eine gewisse bestimmte Art, durch gewisse Personen, durch gewisse Mittel, nach gewissen Grundsätzen zu thun? Die zweite sagt so viel: sind die zur Erreichung des beabsichtigten Zwecks gewählten Mittel die angemessensten? Welche der Billigkeit gemäß so zu stellen ist: waren es unter den gegebenen Umständen die besten?

Nach welchen Grundsätzen werden wir nun über diese Fragen zu urtheilen haben? An welche Gesetze werden wir die gegebenen Thatfachen halten? An Gesetze, die wir erst aus diesen Thatfachen — oder wenn auch eben nicht aus diesen, doch aus Thatfachen der Erfahrung überhaupt entwickeln werden, oder an ewige Gesetze, welche gegolten hätten, wenn es auch einmal keine Erfahrung hätte geben können, und gelten würden, wenn auch einst alle Erfahrung aufhören könnte? Wollen wir sagen, recht ist, was am öftersten geschehen ist, und die sittliche Güte durch die Mehrheit der Handlungen bestimmen lassen, wie die kirchlichen Dogmen auf den Concilien durch die Mehrheit der Stimmen? Wollen wir sagen, weise ist, was gelingt? Oder wollen wir lieber gleich beide Fragen zusammen nehmen, den Erfolg, als den Probierstein der Gerechtigkeit und der Weisheit, zugleich abwarten und dann, nach dem es kommt, den Räuber einen Held oder einen Verbrecher, den Sokrates einen Missethäter oder einen tugendhaften Weisen nennen?

Ich weiß, daß viele an dem Dasein ewiger Gesetze der Wahrheit und des Rechts überhaupt zweifeln, und gar keine Wahrheit,



als die durch die Mehrheit der Stimmen, und gar keine sittliche Güte, als die durch den lautmäßig oder stärkern Reiz der Nerven bestimmte, zugeben; ich weiß, daß sie dadurch auf ihre Geistigkeit und vernünftige Natur Verzicht thun, und sich zu Thieren machen, die der äußere Eindruck durch die Sinne, zu Maschinen, die das Eingreifen eines Rades in das andere unwiderstehlich bestimmt, zu Bäumen, in denen der Kreislauf und die Destillation der Säfte die Frucht des Gedankens hervorbringt; daß sie sich unmittelbar durch jene Behauptung zu allem diesen machen, wenn ihre Denkmachine nur richtig gestellt ist. Es ist hier gar nicht meines Vorhabens, ihre Menschheit gegen sie selbst in Schutz zu nehmen, und ihnen zu beweisen, daß sie doch nicht unvernünftige Thiere, sondern reine Geister sind. Sie können, wenn die Uhr ihres Geistes richtig geht, auf unsere Fragen gar nicht fallen, an unsern Untersuchungen gar nicht Theil nehmen. Wie sollten sie zu den Ideen der Weisheit oder des Rechts kommen?

Aber ich sehe, daß auch Andere, die solche Urgesetze der Geisteswelt entweder ausdrücklich verteidigen, oder sie doch, wenn ihre Untersuchungen bis zu dieser äußersten Grenze noch nicht vorgebrungen sind, stillschweigend annehmen und auf Resultate ihrer Ursprünglichkeit bauen, sich schon für eine Beurtheilung nach Erfahrungsgesetzen entschieden haben. Sie haben das unterrichtete Publikum, das seine Sachkunde, seine ihm so am Herzen liegende Sachkunde, gern recht vollgültig machen möchte, und das zerstreute und oberflächliche, das die Arbeit des Denkens scheut, und Alles mit seinen Augen sehen, mit seinen Ohren hören, und mit seinen Händen betasten will, die begünstigten Stände, die von der bisherigen Erfahrung ein vortheilhaftes Urtheil erwarten — sie haben Alles auf ihrer Seite; es scheint für die entgegengesetzte Meinung kein Raum mehr da zu sein. — Ich möchte gelesen werden; ich möchte Eingang in die Seele des Lesers finden. Was soll ich thun? Versuchen, ob ich nicht auf irgend eine Art mich mit dem großen Haufen vereinigen könne.

Also die Frage: ob ein Volk ein Recht habe, seine Staatsverfassung zu verändern, oder die bestimmtere: ob es ein Recht habe, es auf eine gewisse Art zu thun, soll durch Erfahrung beantwortet werden, und ihre Beantwortung wird wirklich durch Erfahrung versucht. — Auf die mehrsten Antworten, die man auf diese Fragen gegeben hat und noch täglich gibt, haben Erfahrungsgesetze, das heißt hier, im allgemeinsten Sinne des Wortes, „deutlich gedachte, oder unbemerkt unserm Urtheile zu Grunde liegende Sätze, die wir auf das bloße Zeugniß der Sinne, ohne sie auf die ersten Grundsätze alles Wahren zurückzuführen, angenommen haben“ — solche

Erfahrungsgesetze, sage ich, haben auf die Beantwortung der obigen Fragen auf zweierlei Art einen Einfluß, nämlich theils unwillkürlich, theils willkürlich und mit Bewußtsein.

Ohne unser Bewußtsein haben Erfahrungsgesetze auf das Urtheil, das wir fällen, einen Einfluß, weil wir sie nicht für Erfahrungsgesetze, nicht für Sätze halten, die wir auf Trenn' und Glauben unserer Sinne angenommen haben, sondern für reingeistige, ewig wahre Grundsätze. — Auf das Ansehen unserer Väter oder Lehrer nehmen wir ohne Beweis Sätze für Grundsätze auf, die es nicht sind, und deren Wahrheit von der Möglichkeit ihrer Ableitung von noch höhern Grundsätzen abhängt. Wir treten in die Welt, und finden in allen Menschen, mit denen wir bekannt werden, unsere Grundsätze wieder, weil auch sie dieselben auf ihrer Eltern und Lehrer Ansehen angenommen haben. Niemand macht uns durch einen Widerspruch aufmerksam auf unsern Mangel an Ueberzeugung, und auf das Bedürfnis, sie noch einmal zu untersuchen. Unser Glaube an das Ansehen unserer Lehrer wird durch den Glauben an die allgemeine Uebereinstimmung ergänzt. Wir finden sie allenthalben in der Erfahrung bestätigt, eben aus dem Grunde, weil jeder sie für ein allgemeines Gesetz hält und seine Handlungen darnach einrichtet. Wir selbst legen sie unsern Handlungen und unsern Urtheilen zum Grunde, bei jeder neuen Anwendung werden sie in uns mit unserm Ich vereint, und verweben sich endlich so mit demselben, daß sie nicht anders, als mit ihm zugleich zu vertilgen sind.

Dies ist der „Ursprung des allgemeinen Meinungssystems der Völker“, dessen Resultate man uns gewöhnlich für Aussprüche des gesunden Menschenverstandes gibt, „welcher gesunde Menschenverstand aber eben sowohl seine Moden hat, als unsere Fracks oder unsere Frisuren“. — Wir hielten vor zwanzig Jahren unausgepreßte Gurken für ungesund, und halten heut zu Tage ausgepreßte für ungesund, aus eben den Gründen, aus welchen bis jetzt noch die meisten unter uns meinen, ein Mensch könne Herr eines andern Menschen sein — ein Bürger könne durch die Geburt auf Vorzüge vor seinen Mitbürgern ein Recht bekommen — ein Fürst sei bestimmt, seine Unterthanen glücklich zu machen.

Versucht es nur — ich fordere euch Alle auf, die ihr kantische Gründlichkeit mit sokratischer Popularität vereint, — versucht es, einem ungebildeten Besitzer von Leibeigenen den ersten, oder einem ungebildeten Aristokraten den zweiten Satz zu entreißen; treibt ihn durch Fragen, durch kinderleichte Fragen in die Enge; er zieht eure Vordersätze ein, er gibt sie euch alle mit voller Ueberzeugung zu — ihr zieht jetzt den gefürchteten Schluß, und ihr erschreckt, wie der vorher so hellsehende Mann auf einmal so ganz blind ist, den greiflichen Zusammenhang eurer Folgerung mit dem Vordersatze nicht greifen



kann. Eure Folgerung ist auch wirklich wider seinen gesunden Menschenverstand.

Solche Sätze nun — untersucht, ob sie an sich richtig oder unrichtig sind, d. i. ob sie sich von den Grundsätzen, unter denen sie stehen, ableiten lassen oder ihnen widersprechen — solche Sätze sind wenigstens für den, der sie auf die Autorität seiner Lehrer, seiner Mitbürger und seiner Erfahrung angenommen hat, bloße Erfahrungsgrundsätze, und alle Urtheile, denen er sie zum Grunde legt, sind Urtheile aus der Erfahrung. Ich werde, im Verlauf dieser Untersuchung, mehre politische Vorurtheile dieser Art — Vorurtheile wenigstens für den, der sie nicht nachher untersucht hat — anführen und ihre Richtigkeit prüfen.

Dies ist eben der unbemerkte Einfluß der Sinnlichkeit, des Werkzeugs der Erfahrung, bei der vorliegenden Beurtheilung auf unsern Verstand. Einen eben so unbemerkten und mächtigen hat sie bei dieser Untersuchung auf unsern Willen, und dadurch auf unser Urtheil, vermittelt des dunkeln Gefühls unsers Interesse.

Von dem Gange unserer Neigung hängt, und besonders bei der Frage vom Rechte, sehr oft unser Urtheil ab. Ungerechtigkeiten, die uns widerfahren, scheinen uns viel härter, als eben dieselben, wenn sie einem Andern widerfahren. Ja, die Neigung verfälscht unser Urtheil öfters in einem noch weit höheren Grade. Bemüht, die Ansprüche unsers Eigennutzes Andern und endlich auch uns selbst unter einer ehrwürdigen Maske vorzustellen, machen wir sie zu rechtlichen Ansprüchen und schreien über Ungerechtigkeit, oft, wenn man nichts weiter thut, als uns verhindert, selbst ungerecht zu sein. Glaubt dann ja nicht, daß wir euch täuschen wollen; wir waren selbst längst vor euch getäuscht. Wir selbst glauben in vollem Ernste an die Rechtmäßigkeit unserer Ansprüche; wir machen an euch nicht den ersten Versuch, euch zu belügen; wir haben längst vor euch uns selbst belogen.

Willkürlich und mit Bewußtsein untersucht man die aufgegebene Frage aus Erfahrungsgrundsätzen, wenn man sie aus Thatfachen der Geschichte beantworten will. — Es ist schwer zu glauben, daß irgend Einer, der je eine solche Beantwortung versuchte, eigentlich gewußt habe, wonach gefragt werde; — doch das wird erst im Folgenden seine völlige Deutlichkeit erhalten.

Aus den angezeigten Grundsätzen also denken wir die vorliegende Frage zu beantworten? Aus Sätzen, die wir auf Treu' und Glauben aufgenommen haben? Wenn nun aber diese Sätze selbst falsch wären, so würde ja dadurch unsere auf sie gegründete Antwort nothwendig auch unrichtig. — Diejenigen, nach deren Ansichten wir unser Meinungssystem bildeten, nahmen sie freilich für wahr an. Aber wie, wenn sie irren? Unser Volk und unser Zeitalter nimmt

sie freilich mit uns für wahr an. Aber wissen wir denn nicht — wir, die wir so viele Thatfachen wissen — wissen wir denn nicht, daß in Konstantinopel gerade das allgemein für wahr anerkannt wird, was man in Rom allgemein für falsch anerkennt? Daß vor etlichen hundert Jahren in Wittenberg und Genf allgemein für richtig gehalten wurde, was man jetzt ebendasselbst eben so allgemein für einen verderblichen Irrthum hält? Wenn wir unter andere Nationen oder in ein anderes Zeitalter versetzt würden, wollten wir auch alsdann unsere jetzigen Grundsätze, die dann der allgemeinen Denkungsart widersprechen würden, diesem unserm Probeleine der Wahrheit zuwider, beibehalten; oder sollte dann für uns nicht mehr wahr sein, was bis jetzt uns wahr gewesen ist? Richtet unsere Wahrheit sich nach Zeiten und Umständen?

Was für eine Antwort suchten wir denn eigentlich? Eine solche, welche nur für unser Zeitalter, nur für die Menschen gelte, die in ihren Meinungen mit uns übereinstimmen? — Dann hätten wir uns der Nähe der Untersuchung überheben können; sie werden ohne uns sich die Frage gerade so beantworten, wie wir. — Oder wollten wir eine solche, die für alle Zeiten und Völker, die für Alles gelte, was Mensch ist? Dann müssen wir sie auf allgemein gültige Grundsätze bauen.

Unserm Interesse wollten wir einen Einfluß erlauben, wo vom Rechte die Frage ist — d. h. unsre Neigung sollte allgemeines Sittengesetz für die ganze Menschheit werden? — Es ist wahr, Ritter vom goldenen Vließ, der du nichts weiter bist, als das — es ist wahr, und Niemand leugnet es dir ab, daß es für dich sehr unbecquem sein würde, wenn die Achtung für deine hohe Geburt, für deine Titel und für deine Orden sich plötzlich aus der Welt verlöre, und du auf einmal bloß nach deinem persönlichen Werthe geehrt werden solltest; wenn alles von deinen Gütern, dessen Besitz sich auf ungerechte Rechte gründet, dir abgenommen werden sollte; — es ist wahr, daß du der verachtete und ärmste unter den Menschen wärest, daß du in das tiefste Elend versinken würdest; aber verzeihe — die Frage war auch gar nicht von deinem Elende oder Mitleide; sie war von unserm Rechte. „Was dich elend macht, kann nie recht sein,“ meinst du. — Aber siehe hier deine bisher von dir unterbrachten leibeigenen Sklaven; — es würde sie wahrhaftig sehr glücklich machen, selbst dasjenige Wenige deiner Schätze, was du mit Recht befindest, unter sich zu theilen; dich zu ihrem Sklaven zu machen, wie sie bisher die deinigen waren; deine Söhne und Töchter zu Knechten und Mägden zu nehmen, wie du bisher die ihrigen dazu nahmst; dich vor sich her das Wild treiben zu lassen, wie sie es bisher vor dir trieben; sie rufen uns zu: der Reiche, der Begünstigte gehört nicht zum Volke; er hat keinen Antheil an den allgemeinen Men-



schenrechten. Das ist ihr Interesse. „Ihre Schlüsse sind so gründlich, als die deinigens.“ Was sie glücklich macht, könne nie unrecht sein, meinen sie. Sollen wir sie hören? — Nun, so erlaube, daß wir auch dich nicht hören.

Gegen diesen geheimen Betrug der Sinnlichkeit sich zu verwehren, ist selbst bei dem besten Willen und bei dem hellsten Kopfe schwer. Kein Adliger, keine Militärperson in monarchischen Staaten, kein Geschäftsmann in Diensten eines gegen die französische Revolution erklärten Hofes sollte in dieser Untersuchung gehört werden. Wüßte sich denn der unter harten Abgaben seufzende gemeine Bürger, der unterjochte Landmann, der zerschlagene Soldat darein — oder würden wir ihn hören, wenn er es thäte? Nur der, der weder Unterdrücker noch Unterdrückter ist, dessen Hände und Erbtheil rein sind vom Raube der Nationen, dessen Kopf nicht von Jugend auf in die konventionelle Form unsers Zeitalters gepreßt wurde, dessen Herz eine warme, aber stille Ehrfurcht füllt für Menschenwerth und Menschenrecht, kann hier Richter sein.

Es ist mit der Menschheit im Ganzen, wie mit dem Individuum. Jene wird durch die Begegnisse ihrer Dauer gebildet, wie dieses. Wir haben die Begebenheiten unserer ersten Kindheitsjahre völlig vergessen. Sind sie darum für uns verloren — gründet sich darum, weil wir sie nicht wissen, weniger die ganze originelle, individuelle Richtung unsers Geistes auf sie? Bleibt uns nur diese, was gehen jene uns an? — Wir gehen über in's Knabenalter, und unsere kleinen Thaten und Leiden prägen sich dauernd in unser Gedächtniß. Indessen rückt durch sie unsere Bildung weiter, und wie sie weiter rückt, fangen wir an, uns unserer kindischen Einfälle und Thorheiten zu schämen; eben das, was uns weiser macht, wird uns, um der größern Reife willen, die es uns gibt, in der Erinnerung verhaßt, und wir möchten es gern vergessen, wenn wir könnten. Die Zeit, da wir uns desselben gleichgültig erinnern, kommt später, kommt erst alsdann, wenn jene Jahre uns fremd geworden sind, und wir uns nicht mehr als dasselbe Individuum betrachten. — Noch scheint die Menschheit nicht bis zum Alter des Schämens heraufgewachsen zu sein; sie würde sonst weniger mit ihren kindischen Heldenthaten prahlen, und einen kleinern Werth in die Aufzählung derselben setzen.

Nichts als das, was in der Menschheit als erworbenes Gut wirklich bleibt, ist wahrer Gewinn ihres Alters und ihrer Erfahrung. Wie sie dazu gekommen sei, verschlägt uns weniger, und unsere Neugier würde auch in der gewöhnlichen Geschichte wenig Belehrung darüber finden. Sie beschreiben uns mit aller Ausführlichkeit die Gerüste und das äußere Maschinenwerk; — wie ein

Stein an den andern sich fügte, konnten sie vor dem wunderbaren Gerüste nicht sehen. Das hätten wir allenfalls wohl wissen mögen, — was das Gerüste anbelangt — wenn nur das Gebäude da stünde, möchte doch das Gerüste abgetragen werden!

Soll man denn darum die Geschichte ganz eingeheßen lassen? O nein, nur aus euren Händen soll sie genommen werden, die ihr ewig Kinder bleibt, und nie etwas anders könnt, als lernen; die ihr euch nur immer geben laßt, und nie selbst hervorbringen könnt; deren höchste Schöpfungskraft nie über das Nachmachen hinaus geht; der Pflege des wahren Philosophen soll sie übergeben werden, damit dieser in dem bunten, euer Auge durch die Farben anziehenden Marionettenspiele euch den sächlichen Beweis führe, daß alle Wege versucht sind, und daß keiner zum Ziele geführt hat, auf daß ihr endlich aufhöret, seinen Weg, den Weg der Grundsätze, gegen den ewigen, den Weg des blinden Probirens, zu verschreiben; seiner Pflege soll sie übergeben werden, damit er durch sie euch in dem Alphabete, das ihr lernen sollt, einige Buchstaben roth färbe, auf daß ihr sie so lange an der Farbe kennt, bis ihr sie an ihren innern Charakteren werdet kennen lernen.

Zur Vereinerung und endlichen Befestigung der Erfahrungseelenkunde soll er sie brauchen. — Den Menschen im Ganzen, den Menschen unter gewöhnlichen Umständen kennen zu lernen, bedarf es keiner ausgebreiteten Geschichtskunde. Jedem ist sein eigenes Herz, und die Handlungsarten seiner beiden Nachbarn rechts und links ein unererschöpflicher Text. Was aber begünstigte Seelen unter außerordentlichen Umständen vermögen, das lehrt die tägliche Erfahrung nicht. Begünstigte Seelen unter Umständen, die ihr ganzes Vermögen entwickeln und darstellen, werden nicht alle Jahrhunderte geboren. Um diese, um die Menschheit in ihrem Feierkleide kennen zu lernen, bedarf es der Belehrung der Geschichte. — Wolltet ihr mir wohl vorrechnen, wie viel wir in dieser Rücksicht durch eure Behandlung derselben gewonnen haben? mir die Plutarche nennen, die ihr uns erzogen habt?

Wirklich, es hält schwer, der Bewegung seiner Galle oder seines Zwerchfells, je nachdem nun die eine oder das andere reizbarer bei uns ist, zu widerstehen, wenn man die Deklamationen unserer Sachkenner gegen die Anwendung ursprünglich vernünftiger Grundsätze im Leben, die heftigen Anfälle unserer Empiriker auf unsere Philosophen mit anhört; als ob zwischen Theorie und Praxis ein nie zu vermittelnder Widerstreit wäre. — Aber ich bitte euch, wornach treibt denn ihr eure Geschäfte im Leben? Ueberlaßt ihr sie dem ganz dem blinden Wehen des Zufalls, oder, da ihr meistens sehr fromm redet, der Leitung der Vorsehung? oder richtet auch ihr euch nach Regeln? Im erstern Falle — wozu denn eure wortreichen



Warnungen an die Völker, sich durch die Vorsepiegelungen der Philosophen doch ja nicht blenden zu lassen? Seid ihr doch ganz stille, und laßt euren Zufall walten. Werden die Philosophen gewinnen, so werden sie ja recht gehabt haben; werden sie nicht gewinnen, so werden sie unrecht gehabt haben. Es ist nicht eure Sache, sie zu widerlegen; der Zufall wird schon über sie Gericht halten. Im zweiten Falle — woher bekommt ihr denn eure Regeln? Aus der Erfahrung, sagt ihr. Aber wenn dies nicht heißt: ihr findet sie da wirklich von andern Männern vor euch in Worte verfaßt, und nehmt sie auf ihre Autorität hin — heißt es aber das, so frage ich euch: woher haben jene sie genommen? Und ihr seid um keinen Schritt weiter. — Wenn es dies aber nicht heißt, so müßt ihr ja wohl erst die Erfahrung beurtheilen, das Mannichfaltige in derselben unter gewisse Einheiten bringen, und so eure Regeln daraus folgern. Dieser Weg, den ihr geht, kann nicht wieder aus der Erfahrung abgezogen sein, sondern die Richtung und die Schritte desselben sind euch durch ein ursprüngliches Gesetz der Vernunft vorgezeichnet, das euch aus der Schule unter dem Namen Logik bekannt ist. Aber dieses Gesetz schreibt euch doch nur die Form eurer Beurtheilung, nicht den Gesichtspunkt vor, aus dem ihr die Thatfachen beurtheilen wollt. Ihr müßt das Mannichfaltige unter gewisse bestimmte Einheiten bringen, sagte ich, und ihr werdet es mir gewiß nicht ableugnen, wenn ihr diesen Ausdruck versteht. Wo nicht, so denkt ein wenig über ihn nach. Wie kommt ihr denn nun zu diesen Einheitsbegriffen? Durch Beurtheilung des in der Erfahrung gegebenen nicht, denn die Möglichkeit jeder Beurtheilung setzt sie schon voraus, wie ihr aus dem Gesagten begriffen haben müßt. Sie müssen also ursprünglich und vor aller Erfahrung vorher in eurer Seele gelegen haben, und ihr habt nach ihnen geurtheilt, ohne es zu wissen. Die Erfahrung an sich ist ein Kasten voll unter einander geworfener Buchstaben; der menschliche Geist nur ist es, der einen Sinn in dieses Chaos bringt, der hier eine Klade und dort ein Schlendrian historisches Drama aus ihnen zusammensetzt. — Ihr habt euch demnach höchlich unrecht gethan, ihr seid mehr Philosophen, als ihr es selbst glauben konntet. Es geht euch, wie Meister Jourdain in der Komödie; ihr habt euer ganzes Leben philosophirt, ohne ein Wort davon zu wissen. Verzeiht uns daher nur immer eine Sünde, die ihr mit uns zugleich begangen habt.

Wo der eigentliche Streitpunkt zwischen euch und uns liegt, kann ich euch wohl mittheilen. Ihr wollt es freilich nicht ganz mit der Vernunft, aber auch nicht ganz mit euren wohlthätigen Freunde, dem Schlendrian, verderben. Ihr wollt euch zwischen beide theilen, und gerathet dadurch, zwischen zwei so unerträglichen Gebietern, in die unangenehme Lage, es keinem zu Danke machen zu können.

Folgt doch lieber entschlossen dem Gefühle der Dankbarkeit, das euch zu dem letztern hinzieht, und wir wissen dann, wie wir mit euch daran sind.

Ihr möchtet wohl gern ein wenig vernünftig handeln, nur um's Himmels willen nicht ganz. — Recht wohl! aber warum eben bis zu der von euch festgesetzten Grenze — warum hört ihr nicht noch innerhalb derselben auf — warum geht ihr nicht noch einige Schritte weiter? Einen vernünftigen Grund könnt ihr dafür nicht anführen, da ihr hier die Vernunft verlaßt. Was wollt ihr nun auf diese Frage uns — was wollt ihr auf sie euren Verbündeten, die über die Sache selbst, nur nicht über die Grenze mit euch einig sind — was wollt ihr auf sie entschiedenen Verfechtern des Alten, so wie es ist, antworten? Ihr gerathet mit der ganzen Welt in Streit, und steht allein und ohne Antwort da.

Aber ihr bleibt dabei, unsere philosophischen Grundsätze ließen sich einmal nicht in's Leben einführen; unsere Theorien seien freilich unwiderleglich, aber sie seien nicht ausführbar. — Das meint ihr denn doch wohl nur unter der Bedingung, wenn alles so bleiben soll, wie es jetzt ist — denn sonst wäre eure Behauptung wohl zu dreist. Aber wer sagt denn, daß es so bleiben solle? Wer hat euch denn zu euerem Ausbessern und Stümpfern, zu euerem Ausflücken neuer Stücke auf den alten, zerlumpten Mantel, zu euerem Waschen, ohne einem die Haut naß machen zu wollen, gedungen? Wer hat denn gelehnet, daß die Maschine dadurch in's Stocken gerathen, daß die Risse sich vergrößern, daß der Mohr wohl ein Mohr bleiben werde? Sollen wir den Esel tragen, wenn ihr Schnitzer gemacht habt?

Aber ihr wollt, daß alles hübsch bei dem Alten bleibe; daher euer Widerstreben, daher euer Geschrei über die Unausführbarkeit unserer Grundsätze. Nun so seid wenigstens ehrlich, und sagt nicht weiter: wir können eure Grundsätze nicht ausführen, sondern sagt gerade, wie ihr's meint: wir wollen sie nicht ausführen.

Dies Geschrei über die Unmöglichkeit dessen, was euch nicht gefällt, treibt ihr nicht erst seit heute; ihr habt von jeher so geschrien, wenn ein muthiger und entschlossener Mann unter euch trat, und euch sagte, wie ihr eure Sachen klüger anfangen solltet. Dennoch ist, trotz euerem Geschrei, manches wirklich geworden, indeß ihr euch seine Unmöglichkeit bewieset. — So rief ihr vor nicht gar langer Zeit einem Manne zu, der unsern Weg ging, und bloß den Fehler hatte, daß er ihn nicht weit genug verfolgte: proposez nous donc ce, qui est faisable — das hieß: proposez nous ce, qu'on fait, antwortete er euch sehr richtig. Ihr seid seitdem durch die Erfahrung, das Einzige, was euch klug machen kann, belehrt worden, daß seine Vorschläge doch nicht so ganz unthunlich waren.



Rousseau, den ihr noch einmal über das andere einen Träumer nennt, indeß seine Träume unter euren Augen in Erfüllung gehen, verfuhr viel zu schonend mit euch, ihr Empiriker; das war sein Fehler. Man wird noch ganz anders mit euch reden, als er redete. Unter euren Augen, und ich kann zu eurer Beschämung hinzusetzen, wenn ihr es noch nicht wißt, durch Rousseau geweckt, hat der menschliche Geist ein Werk vollendet, das ihr für die unmöglichste aller Unmöglichkeiten würdet erklärt haben, wenn ihr fähig gewesen wäret, die Idee desselben zu fassen; er hat sich selbst ausgemessen. Indes ihr noch an den Worten des Berichts herum klaubt, — nichts merkt, nichts ahnet, — euch in ein Paar abgerissene Fäden desselben, wie in eine zweite Löwenhaut, einhüllt — in aller Unschuld und Unbefangenheit seinen Grundsätzen zu folgen glaubt, indem ihr die häßlichsten Verstöße dagegen macht, nähren sich vielleicht in der Stille am Geiste desselben junge kraftvolle Männer, die seinen Einfluß in das System des menschlichen Wissens nach allen seinen Theilen, die die gänzliche neue Schöpfung der menschlichen Denkungsart, die jenes Werk bewirken muß, ahnen, bis sie sie darstellen werden. Ihr werdet noch oft nöthig haben, euch die Augen zu reiben, um euch zu überzeugen, ob ihr recht seht, wenn wieder eine eurer Unmöglichkeiten wirklich geworden ist.

Wollt ihr die Kräfte des Mannes nach denen des Knaben messen? Glaubt ihr, daß der freie Mann nicht mehr vermögen werde, als der Mann in Fesseln vermochte? Beurtheilt ihr die Stärke, die ein großer Entschluß uns geben wird, nach der, die wir alle Tage haben? Was wollt ihr doch also mit eurer Erfahrung? Stellt sie uns etwas anders dar, als Kinder, gefesselte und Alltagsmenschen?

Ihr eben seid die kompetenten Richter über die Grenzen der menschlichen Kräfte! Unter das Joch der Autorität, als euer Nacken noch am biegsamsten war, eingezwängt, mühsam in eine künstlich erdachte Denkform, die der Natur widerstreitet, gepreßt, durch das stete Einengen fremder Grundsätze, das stete Schmiegen unter fremde Pläne, durch tausend Bedürfnisse eures Körpers entschloßet, für einen höhern Aufschwung des Geistes und ein starkes hehres Gefühl eures Ich verdorben, könnt ihr urtheilen, was der Mensch könne? — sind eure Kräfte der Maßstab der menschlichen Kräfte überhaupt? Habt ihr den goldenen Flügel des Genius je rauschen gehört? — nicht dessen, der zu Gesängen, sondern dessen, der zu Thaten begeistert. Habt ihr je ein kräftiges: „ich will!“ eurer Seele zugehört, und das Resultat desselben, trotz aller sinnlichen Reizungen, trotz aller Hindernisse, nach Jahre langem Kampfe hingestellt und gesagt: hier ist es? Fühlt ihr euch fähig, dem Despoten in's Angesicht zu sagen: tödten kannst du mich, aber

nicht meinen Entschluß ändern? Habt ihr, — könnt ihr das nicht, so weicht von dieser Stätte, sie ist für euch zu heilig.

Der Mensch kann, was er soll; und wenn er sagt: ich kann nicht, so will er nicht.

Es kann eine Handlung sehr klug sein, welche doch unrecht ist; wir können zu einer Sache ein Recht haben, dessen Gebrauch doch sehr unklug wäre; denn beide Richterstühle sprechen ganz unabhängig von einander, nach verschiedenen Gesetzen, und auf ganz verschiedene Fragen. Warum sollte denn das Ja oder das Nein, das auf die eine paßt, immer auch auf die andere passen? wenn wir nun unsere Frage vor beide Richterstühle gebracht hätten, in der Absicht, um unser Thun oder Lassen nach den Antworten, die wir bekommen würden, einzurichten, und der eine erlaubte oder beföhle, was der andere widerriethe, welchem müßten wir gehorchen?

Der Ausspruch der Vernunft, in sofern er die freien Handlungen geistiger Wesen betrifft, ist schlechthin gültiges, allgemeines Gesetz; was sie gebietet, muß schlechterdings geschehen; was sie erlaubt, darf schlechterdings nicht gehindert werden; die Stimme der Klugheit ist nur guter Rath; wenn wir klug sind, so werden wir ihn freilich hören; — aber wenn wir nun nicht so klug sind, als ihr, wenn wir nun eure scharfe Rechenkunst der Vortheile nicht besitzen — freilich ist das Uebel für uns — aber dürft ihr uns nöthigen, klug zu sein? Wenn also auf eine unserer Fragen das Sittengesetz uns antwortete: du darfst nicht — so müssen wir es nicht thun, und wenn die Stimme der Klugheit noch so laut rief: thue es, es ist dein höchster Vortheil; wenn du es unterlässest, so ist dein ganzes Wohl vereitelt, so versinkst du in das tiefste Elend, so stürzen die Trümmer des Weltalls über dich zusammen. Laß sie stürzen, und dich mit dem Bewußtsein, nicht unrecht gehandelt zu haben, und eines bessern Schicksals würdig zu sein, in ihrem Schooße begraben.

Wenn dir das Sittengesetz antwortet: du darfst! — dann gehe hin, und berathe dich mit der Klugheit; dann untersuche deine Vortheile, wäge sie gegen einander ab, wähle den vollwichtigsten, und genieße ihn mit gutem Gewissen, dein Herz gesegnet ihn dir.

Wenn wir aber diese Frage bloß erhoben hätten, um über die Handlung eines Andern zu urtheilen, wie hätten wir uns dann in dem Falle verschiedener Antworten des Sittengesetzes und der Klugheit zu betragen? — Hat er unrecht gehandelt, so verdient seine Handlung unsern ganzen Abscheu, und wenn seine Ungerechtigkeit uns betraf, unsere Abndung. Hat er nur unklug gehandelt, so verdient sie bloß unsern Tadel; er verdient höchstens unser Mitleid



und unsere guten Wünsche; unsere Achtung können wir ihm nicht entziehen, denn er hat das Gesetz geehrt.

Aber — o, es ist ein tiefer, verborgener, unaussprechlicher Zug des menschlichen Verderbens, daß sie immer lieber göltig als gerecht sein, lieber Almosen geben, als Schulden bezahlen wollen! Aber wir sind großmüthig, wir suchen sein eigenes Beste, und wollen ihn auf den Weg desselben, sei es auch durch gewaltthätige Mittel, zurückführen.

Wissen wir denn nun so ganz gewiß, was sein Wohl oder sein Unglück befördere? Es kann wohl sein, daß wir uns in seiner Lage höchst elend befinden würden; wissen wir denn aber, ob er, seinen besonderen Eigenschaften, Kräften, Anlagen nach sich eben so elend befinde? Wir halten und rechnen ja sehr auf die individuellen Verschiedenheiten der Menschen; warum vergessen wir denn hier unsern eigenen Grundsatz? Haben wir denn ein allgemeines Gesetz zur Beurtheilung der Glückseligkeit? Wo ist es doch anzutreffen?

Woher doch der allgemeine Zug im Menschen, die individuelle Richtung Anderer so gern nach seiner eigenen zu messen, so gern für Andere Pläne zu entwerfen, die weiter keinen Fehler haben, als den, daß sie bloß für ihn passen? Der Furchtsame zeichnet dem Kühnen, der Kühne dem Furchtsamen den Weg vor, den er selbst freilich gehen würde; aber wehe dem Armen, der auf solchen guten Rath hört! Er wird nie an seiner Stelle sein, er wird beständig eines Vormunds bedürfen, weil er ein einziges Mal unmündig war. — „Das würde ich auch thun, wenn ich Parmenio wäre“, sagte Alexander; und war in diesem Augenblicke mehr Philosoph, als vielleicht sein ganzes übriges Leben durch. Sei dir selbst alles, oder du bist nichts. — Erkennt in diesem Zuge die sinnliche Verunstaltung eines Grundzuges unserer geistigen Natur, des: — Uebereinstimmung in den Handlungsarten vernünftiger Wesen, als solcher, hervor zu bringen.

Gesetzt aber, ihr könntet beweisen, was ihr doch nie beweisen werdet, daß er sich durch seine Handlungen nothwendig unglücklich mache — ihr fühlet euch von euerm großmüthigen Herzen fortgerissen, ihn am Rande des Abgrundes zurückzubalten — wollt ihr euch nicht wenigstens so lange gedulden, bis ihr über die Rechtmäßigkeit eurer Handlungen mit euch zu Rathe gegangen seid?

Er zeigt eine Erlaubniß des einigen Gesetzes vor, welches euch, wie ihn verbindet. Ist dieses Gesetz wirklich euer gemeinschaftliches einiges, so ist seine vorgezeigte Erlaubniß für euch ein Verbot. Das Gesetz will, er soll unter keinem andern Gesetze stehen, als unter ihm. Im gegenwärtigen Falle schweigt es, und befreit ihn mithin von aller Gesetzlichkeit; und ihr wolltet ihm durch euren Zwang ein

neues Gesetz auflegen? Dann nehmt ihr ja eine Erlaubniß zurück, die das Gesetz gab; dann wollt ihr ja den gebundenen, den das Gesetz frei will; dann seid ihr ja dem Gesetze ungehorsam; dann setzt ihr ja euern Stuhl über den Stuhl der Gottheit, — denn selbst sie macht kein freies Wesen wider seinen Willen glücklich.

Nein, vernünftige Kreatur, du darfst Niemanden wider ein Recht glücklich machen, denn das ist unrecht.

O heiliges Recht, wann wird man dich doch für das, was du bist, für ein Siegel der Gottheit an unserer Stirn anerkennen, und vor dir niederfallen und anbeten; wann wirst du uns doch, wie eine himmlische Regide, unter dem Kampfe der gegen uns verschworenen Interesse der ganzen Sinnlichkeit bedecken, und durch deinen bloßen Anblick alle unsere Gegner versteinern; wann werden doch vor deiner bloßen Idee die Heere erbeben und niederfallen, und vor den Strahlen deiner Majestät dem Starcken die Waffen entsinken?

Beförderung der Civilisation ist, so sagt ihr, in den europäischen Staaten Zweck. Ist denn aber wirklich die Möglichkeit und die Reichthum unserer Kultur bei Gründung und Regierung eurer Staaten euer Endzweck gewesen? Ich sehe eure eigenen Erklärungen darüber nach, und so weit ich zurück gehen kann, höre ich euch von Behauptung eurer Rechte und eurer Ehre, und von der Rache eurer Beleidigungen reden. Hier scheint es ja fast, als ob euer Plan gar nicht auf uns, als ob er überhaupt nur auf euch angelegt wäre, und als ob wir in demselben nur als Werkzeuge für eure Zwecke aufgenommen wären. Oder, wo sich eures Mundes eine seltene Großmuth bemächtigt, redet ihr gar viel vom Wohle eurer treuen Unterthanen. Verzeiht, wenn eure Großmuth ein wenig verdächtig wird, wo ihr für uns auf einen Zweck ausgeht, den wir selbst völlig aufgeben, auf sinnlichen Genuß.

Doch, vielleicht wißt ihr euch nur nicht auszudrücken, vielleicht sind eure Handlungen besser, als eure Worte. Ich spüre demnach, so gut es durch das labyrinthische Labyrinth eurer krummen Gänge, durch die tiefe, geheimnißvolle Nacht, die ihr über sie verbreitet, möglich ist, nach einer Einheit in den Maximen bei euern Handlungen, die ich ihnen als Zweck unterlegen könnte. Ich forsche vor Gott, gewissenhaft, und finde — „Allein Herrschaft eures Willens im Innern — Verbreitung eurer Grenzen von Außen.“ Ich beziehe den erstern Zweck als Mittel auf unsern höchsten Endzweck, Kultur zur Freiheit; und ich gestehe, nicht zu begreifen, wie es unsere Selbstthätigkeit erhöhen könne, wenn Niemand selbstthätig ist, als ihr; wie es zur Befreiung unsers Willens abzwecken könne, wenn Niemand in euerm ganzen Lande einen Willen haben darf, als ihr; wie es zur Herstellung der reinen Selbstheit dienen möge, wenn ihr



die einzige Seele seid, welche Millionen Körper in Bewegung setzt. Ich vergleiche den zweiten Zweck mit jenem Endzwecke, und bin wieder nicht scharfsichtig genug, einzusehen, was es unserer Kultur verschlagen könne, ob euer Wille an die Stelle noch einiger Tausend mehr trete oder nicht. Meint ihr, daß es den Begriff von unserm Werthe um ein Großes erhöhen werde, wenn unser Besitzger recht viele Heerden besitzt?

Doch freilich kann auch dieses Alles Niemand einsehen, der nicht so glücklich ist, in die tiefen Geheimnisse eurer Politik, besonders in den Abgrund von Allem, das Geheimniß des Gleichgewichts von Europa, eingeweicht zu sein. Ihr wollt, daß euer Wille allein herrschend in euren Staaten sei, damit ihr die ganze Kraft derselben, im Falle einer Gefahr jenes Gleichgewichts, plötzlich gegen sie aufbieten könnt; ihr wollt, daß euer Staat von Innen so mächtig, von Außen so ausgebreitet sei, als möglich, damit ihr dieser Gefahr eine recht große Kraft entgegen zu setzen habt. Die Erhaltung dieses Gleichgewichts ist euer letzter Endzweck, und jene beiden Zwecke sind Mittel für die Erreichung desselben.

Also euer wirklich letzter Endzweck wäre dieser? Erlaubt mir, daran noch einen Augenblick zu zweifeln. Von wem hat denn dies Gleichgewicht so viel Schlimmes zu fürchten, als von Euresgleichen? Es muß doch also wirklich welche unter ihnen geben, die es zu stören suchen. Welches ist denn der letzte Endzweck dieser Ruhestörer? Ohne Zweifel eben das, was ihr für Mittel zu euerm höhern Endzwecke ausbeut, die unumschränkste und ausgebreitetste Alleinherrschaft.

Es muß sich doch ungefähr bestimmen lassen, wie groß die Macht eines jeden Staates sein müsse, dem die Politik die Erhaltung dieses Gleichgewichts aufträgt, wenn die Waagschale schwebend erhalten werden soll. Hier findet ihr ja eure bestimmte Grenze; geht bis zu ihr fort, und laßt den Andern auch in Ruhe bis zu ihr vorschreiten, wenn es euch wirklich sonst um nichts, als um das Gleichgewicht zu thun ist, und wenn ihr es alle ehrlich meint. — Aber der Andere hat diese Grenzen überschritten; ihr müßt sie nun auch überschreiten, damit das unterbrochene Gleichgewicht wieder hergestellt werde? — Wenn die Schalen vorher wagerecht standen, so hättet ihr ja nicht nöthig gehabt, sie ihn überschreiten zu lassen; ihr hättet es ja verhindern sollen. Ihr werdet verdächtig, es nur darum zugelassen zu haben, damit auch ihr einen Vorwand fändet, die eurigen zu überschreiten, weil ihr euch in der Stille mit der Hoffnung schmickeltet, ihn dabei zu übervorteilen, und ein Paar Schritte weiter zu thun, als er, damit auch ihr wieder an euerm Theile das Gleichgewicht stören könntet. Man hat in unsern Zeiten Verbindungen großer Mächte gesehen, welche Länder unter sich theilten, — um das Gleich-

gewicht zu erhalten. Das wäre eben so gut geschehen, wenn keiner von allen etwas genommen hätte. Warum wählten sie denn das erstere Mittel vorzüglich vor dem letztern? — Es mag freilich wahr sein, daß ihr euch begnügt, Erhalter dieses Gleichgewichts zu sein, so lange ihr nicht Kraft genug habt, zu werden, was ihr lieber wäret, Störer desselben; und daß ihr zurrieden seid, Andere zu verhindern, es aufzuheben, damit ihr es selbst einst aufheben könnt. Aber es ist eine durch Gründe a priori, und durch die ganze Geschichte bestätigte Wahrheit: „Die Tendenz aller Monarchien ist nach Innen uneingeschränkte Alleinherrschaft, und nach Außen Universalmonarchie.“ Durch die Behauptung von einem bedrohten Gleichgewichte gestehen unsere Politiker dies ja sehr naiv selbst ein, indem sie bei dem Andern sicher voraussehen, wessen sie sich selbst wohl bewußt sind. Ein Minister muß lachen, wenn er den andern ernstlich über dieses Gleichgewicht sprechen hört, und sie müssen beide lachen, wenn wir Andern, die wir dabei keinen Fuß breit Landes, und keine Pension zu gewinnen haben, unbefangen in ihre wichtigen Untersuchungen eingehen. Wenn keine der neuern Monarchien sich der Erreichung ihres Zwecks sonderlich genähert hat, so hat es wahrlich nicht am Wollen, es hat am Können gefehlt.

Aber gesetzt, dieses Gleichgewicht wäre wirklich euer letzter Endzweck, wie er es doch erweislich nicht ist, so muß er doch darum nicht der unsrige sein. Wir wenigstens werden diesen Zweck auf unsern letzten Endzweck als Mittel beziehen müssen. Wir wenigstens werden fragen dürfen: Warum soll denn auch das Gleichgewicht erhalten werden?

Sobald es umgestürzt wird, sagt ihr, wird ein schrecklicher Krieg Eines gegen Alle entstehen, und dieser Eine wird Alle verschlingen. — Also, diesen Einen Krieg fürchtet ihr so sehr für uns, der, wenn alle Völker unter einem Haupte vereinigt würden, einen ewigen Frieden gebären würde? Diesen Einen fürchtet ihr, und um uns vor ihm zu verwahren, verwickelt ihr uns in unaufhörliche? — Die Unterjochung durch eine fremde Macht fürchtet ihr für uns, und um uns vor diesem Unglück zu sichern, unterjocht ihr uns lieber selbst? O leidet uns doch nicht so ganz zuversichtlich eure Art, die Sachen anzusehen. Daß es euch lieber ist, wenn ihr es seid, die uns unterjochen, als wenn es ein Anderer wäre, ist zu glauben; warum es uns um Vieles lieber sein sollte, wüßten wir nicht. Ihr habt eine zärtliche Liebe zu unserer Freiheit; ihr wollt sie allein haben. — Die völlige Aufhebung des Gleichgewichts in Europa könnte nie so nachtheilig für die Völker werden, als die unselige Behauptung desselben es gewesen ist.

Aber wie und unter welcher Bedingung ist es denn auch wohl nothwendig, daß auf die Aufhebung des berufenen Gleichgewichts



jener Krieg, jene allgemeine Eroberung erfolge? Wer wird sie denn veranstalten? Eines der Völker, welche eurer Kriege herzlich überdrüssig sind, und sich schon gern in friedlicher Ruhe gebildet hätten? Nein, der Monarch, der nach Aufhebung des Gleichgewichts der mächtigste sein wird, wird diesen Krieg erheben. Seht also, wie ihr argumentirt, und wie wir dagegen argumentiren. — Damit nicht Eine Monarchie Alles verschlinge und unterjochte, sagt ihr, müssen mehre Monarchien sein, welche stark genug sind, sich das Gegengewicht zu halten; und damit sie stark genug seien, muß jeder Monarch sich im Innern der Alleinherrschaft zu versichern, und von Außen seine Grenzen von Zeit zu Zeit zu erweitern suchen. — Wir dagegen folgern so: dieses stete Streben nach Vergrößerung von Innen und Außen ist ein großes Unglück für die Völker; ist es wahr, daß sie es ertragen müssen, um einem ungleich größern zu entgehen, so laßt uns doch die Quelle jenes größern Unglücks aufsuchen, und sie ableiten, wenn es möglich ist. Wir finden sie in der uneingeschränkten monarchischen Verfassung: „Jede uneingeschränkte Monarchie (ihr sagt es selbst) strebt unaufhörlich nach der Universalmonarchie. Laßt uns diese Quelle verstopfen, so ist unser Uebel aus dem Grunde gehoben.“ Wenn uns Niemand mehr wird angreifen wollen, dann werden wir nicht mehr gerüstet zu sein brauchen, dann werden die schrecklichen Kriege und die noch schrecklichere stete Bereitschaft zum Kriege, die wir ertragen, um Kriege zu verhindern, nicht mehr nöthig sein; — nicht mehr nöthig sein, daß ihr so gerade hin auf die Alleinherrschaft euers Willens arbeitet. — Ihr sagt: Da uneingeschränkte Monarchien sein sollen, so muß sich das menschliche Geschlecht schon eine ungeheure Menge von Uebeln gefallen lassen. Wir antworten: Da sich das menschliche Geschlecht diese ungeheure Menge von Uebeln nicht gefallen lassen will, so sollen keine uneingeschränkten Monarchien sein.

Wenn wir aber auch unter euern politischen Verfassungen, wenn wir auch durch sie an Kultur zur Freiheit gewonnen hätten, so haben wir euch dafür nicht zu danken, denn es war nicht nur euer Zweck nicht, es war sogar gegen ihn. Ihr ginget darauf aus, alle Willensfreiheit in der Menschheit, außer der ewigen, zu vernichten; „wir kämpften mit euch um dieselbe,“ und wenn wir in diesem Kampfe stärker wurden, so geschah euch damit sicher kein Dienst. — Es ist wahr, um euch volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ihr habt einige unserer Kräfte sogar absichtlich kultivirt, aber nicht, damit wir für unsere Zwecke, sondern damit wir für die ewigen tauglicher würden. Ihr ginget mit uns ganz so um, wie wir mit uns selbst hätten umgehen sollen. Ihr unterjochtet unsere Sinnlichkeit und zwangt sie, ein Gesetz anzuerkennen. Nachdem ihr

sie unterjocht hattet, bildetet ihr sie zur Tauglichkeit für allerlei Zwecke. So weit war Alles recht, und wäret ihr hier stehen geblieben, so wäret ihr wahre Vormünder der unmündigen Menschheit geworden. Nun aber sollte eure Vernunft, und nicht die unsere, euer: Ich will! und nicht das unsere, der obere Beherrscher sein, welcher dieser gezähmten und gebildeten Sinnlichkeit ihre Zwecke bestimmte. Ihr ließet uns in mancherlei Wissenschaften unterrichten, deren Form und Inhalt schon nach euern Absichten eingerichtet waren, damit wir leutsamer für sie würden. Ihr ließet uns mancherlei Künste lehren, damit wir euch, und diejenigen, die euch umgeben, entweilen könnten, oder damit wir euch und den Werkzeugen der Unterdrückung in euern Händen, wo eure Hände selbst nicht hinreichen konnten, den Prunk verschafften, womit ihr die Augen des Pöbels blendet. Ihr unterwieset endlich Millionen, — und das ist das Meisterstück, worauf ihr euch am meisten zu gute thut — in der Kunst, sich auf einen Wink rechts und links zu schwenken, an einander geschlossen wie Mauern, sich plötzlich wieder zu trennen, und in der fürchterlichen Fertigkeit, zu würgen, um sie gegen Alles zu brauchen, was euern Willen nicht als sein Gesetz anerkennen will. Das sind, so viel ich weiß, eure absichtlichen Verdienste um unsere Kultur.

Dagegen habt ihr von einer andern Seite sie absichtlich gehindert, unsere Schritte aufgehalten, und Fußangeln auf unsere Bahn geworfen. Ich will euch nicht an die Thaten des Ideals aller Monarchien, derjenigen, die die Grundsätze derselben am festesten und folgerechtesten ausdrückte, an das Papstthum erinnern. Das ist derjenige Unfug, an welchem ihr unschuldig seid; ihr wäret damals selbst Werkzeuge in einer fremden Hand, wie wir's jetzt in der euren sind. Aber in wie weit sind denn, seitdem ihr frei seid, eure Grundsätze von den Grundsätzen euers großen Meisters, dem nur wenige unter euch die schuldige Dankbarkeit zeigen, abgewichen? — Um den letzten Keim der Selbstthätigkeit im Menschen zu zerdrücken, um ihn bloß passiv zu machen, lasse man seine Meinungen von fremder Autorität abhängen, war der Grundsatz, auf welchem diese fürchterliche Universalmonarchie aufgeführt war; ein Satz, der so wahr ist, als je der Witz der Hölle einen ersand; ein Satz, mit welchem die unumschränkte Monarchie unausbleiblich entweder steht oder fällt. Wer nicht bestimmen darf, was er glauben will, wird sich nie unterstehen, zu bestimmen, was er thun will; wer aber seinen Verstand frei macht, der wird in Kurzem auch seinen Willen befreien. — Das rettet deine Ehre bei der richtenden Nachwelt, unselblicher Friedrich, erhebt dich aus der Klasse der zertretenden Despoten, und setz dich in die ehrenvolle Reihe der Erzieher der Völker für Freiheit. Diese natürliche Folge unbemerkt sich entgehen



lassen, konnte dein hellsehender Geist nicht; doch wolltest du den Verstand deiner Völker frei; du mußt also sie selbst frei wollen; und hätten sie dir reis für die Freiheit geschienen, du hättest ihnen gegeben, wozu du unter einer, zuweilen harten Zucht sie nur bildetest. — Aber ihr Andern, was thut ihr? — Konsequent verfährt ihr freilich, vielleicht konsequenter, als ihr selbst es wißt; denn es wäre nicht das erste Mal, daß Jemanden der Instinkt richtiger geführt hätte, als seine Folgerungen. Wenn ihr herrschen wollt, so müßt ihr zuerst den Verstand der Menschen unterjochen; hängt dieser von eurer Willkür ab, so wird das Uebrige ihm ohne Mühe folgen. Neben uneingeschränkter Denkfreiheit kann die uneingeschränkte Monarchie nicht bestehen. Das wißt ihr, oder fühlt es, und nehmt eure Maßregeln darnach. So erhob sich, damit ich euch ein Beispiel anführe, aus der Mitte der Geistesflaverei ein muthiger Mann, den ihr jetzt in eure Gräfte der Lebenden einmauern würdet, wenn er jetzt käme, und entwand das Recht, über unsere Meinungen zu sprechen, der Hand des römischen Despoten, und trug es auf ein todtes Buch über. Das war für den ersten Anfang genug, besonders da jenes Buch der Geistesfreiheit einen weiten Spielraum ließ. Die Erfindung mit dem Buche gefiel euch, aber nicht der weite Spielraum. Was einmal geschehen war, ließ sich nicht ungeschehen machen; aber für die Zukunft nehmt ihr eure Maßregeln. Ihr zwängtet Jeden in den Raum ein, den bei jedem Aufschwunge der Geister der seinige eingenommen hatte, verpfälhet ihn hier, wie ein beschworenes Geipenst in seinem Banne, mit Distinktionen und Klauseln, bandet an diese Klauseln seine bürgerliche Ehre und Existenz, und sprachet: da du nun leider einmal hier bist, so wollen wir dich wohl hier lassen, aber weiter sollst du nicht kommen, als diese Pfähle gesteckt sind, und jetzt waret ihr unserer Geistesflaverei versicherter als je. Unsere Meinungen waren an einen harten, unbiegsamen Buchstaben gebunden; hättet ihr uns doch lieber den lebendigen Meinungsrichter gelassen! Durch keinen Widerspruch gereizt, wäre er wenigstens in einiger Entfernung dem Gange des menschlichen Geschlechts gefolgt, und wir wären wahrlich heute weiter. — Das war euer Meisterstück! So lange wir nicht begreifen werden, daß nichts darum wahr ist, weil es im Buche steht, sondern daß das Buch gut, heilig, göttlich, wenn wir wollen, darum ist, weil wahr ist, was darinnen steht, werdet ihr an dieser einzigen Kette uns festhalten können.

Diesem Grundsatz seid ihr hier, ihr seid ihm in Allem treu geblieben. Ihr habt nach allen Richtungen hin, die der menschliche Geist nehmen kann, Grenzpfähle, privilegierte Grundwahrheiten zu betiteln, gesteckt, und gelehrte Klopfflechter dabei gestellt, die jeden, der über sie hinaus will, zurück treiben. Da ihr nicht immer auf

die Unüberwindlichkeit dieser gemieteten Kämpfer rechnen konntet, so habt ihr zu mehrer Sicherheit einen bürgerlichen Zaun zwischen den Pfählen geflochten, und Besucher an die Pfortchen desselben gesetzt. Daß wir innerhalb dieser Umzäunung uns herum tummeln, mögt ihr dulden; werft auch wohl, wenn ihr bei guter Laune seid, einige Schaupfennige unter uns, um euch an unserer Geschäftigkeit, sie aufzufangen, zu belustigen. Aber wehe dem, der sich über diese Umzäunung hinaus wagt, der überhaupt keine Umzäunung anerkennen will, als die des menschlichen Geistes. Schlüpft ja einmal einer hindurch, so kommt das daher, weil weder ihr, noch eure Besucher etwas merken. Sonst ist Alles, was darauf abzielt, die Vernunft in ihre unterdrückten Rechte wieder einzusetzen, die Menschheit auf ihre eignen Füße zu stellen, und sie durch ihre eignen Augen sehen zu lassen, oder — damit ich euch ein Beispiel gebe, das euch auf der Stelle überzeugt, Untersuchungen, wie die gegenwärtige, vor euern Augen eine Thorheit und ein Greuel.

Dies wäre demnach unsere Abrechnung mit euch über die Fortschritte in der Kultur, die wir unter euern Staatsverfassungen gemacht haben. — Ich übergehe den Einfluß derselben auf unsere unmittelbare moralische Bildung; ich will euch hier nicht an das sittliche Verderben erinnern, das sich von euern Thronen aus rund um euch her verbreitet, und nach dessen verstärktem Anwachs man die Meilen berechnen kann, die man noch bis zu euern Residenzen zu reisen hat.

Keine Staatsverfassung ist unabänderlich, es ist in ihrer Natur, daß sie sich alle ändern. Eine schlechte, die gegen den nothwendigen Endzweck aller Staatsverbindungen streitet, muß abgeändert werden: eine gute, die ihn befördert, ändert sich selbst ab. Die erstere ist ein Feuer in faulen Stoppeln, welches raucht, ohne Licht noch Wärme zu geben; es muß ausgegossen werden. Die letztere ist eine Kerze, die sich durch sich selbst verzehrt, so wie sie leuchtet, und welche verlöschen würde, wenn der Tag anbräche.

Die Klausel im gesellschaftlichen Vertrage, daß er unabänderlich sein solle, wäre mithin der härteste Widerspruch gegen den Geist der Menschheit. Ich verspreche, an dieser Staatsverfassung nie etwas zu ändern, oder ändern zu lassen, heißt: ich verspreche, kein Mensch zu sein, noch zu dulden, daß, so weit ich reichen kann, irgend einer ein Mensch sei. Ich begnüge mich mit dem Range eines geschickten Thiers. Ich verbinde mich, und verbinde Alle, auf der Stufe der Kultur, auf die wir hinauf gerückt sind, stehen zu bleiben. So wie der Biber heute eben so baut, wie seine Vorfahren vor tausend Jahren bauten; so wie die Biene heute ihre Zellen eben so einrichtet, wie ihr Geschlecht vor Jahrtausenden, so wollen auch wir und unsere



Nachkommen nach Jahrtausenden unsere Denkart, unsere theoretischen, politischen, sittlichen Maximen immer so einrichten, wie sie jetzt eingerichtet sind. — Und ein solches Versprechen, wenn es auch gegeben wäre, sollte gültig sein? — Nein, Mensch, du darfst das nicht versprechen; du hast das Recht nicht, auf deine Menschheit Verzicht zu thun. Dein Versprechen ist rechtswidrig, mithin rechtsunkräftig.

So weit also hätte die Menschheit ihrer selbst vergessen können, daß sie das einzige Vorrecht, welches ihre Thierheit vor andern Thieren auszeichnet, das Vorrecht der Bervollkommenung in's Unendliche, aufgegeben; daß sie unter dem eisernen Joche des Despoten für ewig sogar auf den Willen Verzicht gethan hätte, es zu zerbrechen? — Nein, verlaß uns nicht, heiliges Palladium der Menschheit, tröstender Gedanke, daß aus jeder unserer Arbeiten und jedem unserer Leiden unserem Brüdergeschlechte eine neue Vollkommenheit und Bönne entspringt, daß wir für sie arbeiten und nicht vergebens arbeiten; daß an der Stelle, wo wir jetzt uns abmühen und zertreten werden, und — was schlimmer ist als das — gräßlich irren und fehlen, einst ein Geschlecht blühen wird, welches immer darf, was es will, weil es nichts will, als Gutes; indeß wir in höhern Regionen uns unserer Nachkommenschaft freuen, und unter ihren Tugenden jeden Keim ausgewachsen wiederfinden, den wir in sie legten, und ihn für den unserigen erkennen. Begeistere uns, Aussicht auf diese Zeit, zum Gefühl unserer Würde, und zeige uns dieselbe wenigstens in unsern Anlagen, wenn auch unser gegenwärtiger Zustand ihr widerspricht. Geuß Kühnheit und hohen Enthusiasmus auf unsere Unternehmungen, und würden wir darüber zerknirscht, so erquickte — indeß der erste Gedanke: ich that meine Pflicht, uns erhält — erquickte uns der zweite Gedanke: kein Samentorn, das ich streute, geht in der sittlichen Welt verloren; ich werde am Tage der Garben die Früchte desselben erblicken, und mir von ihnen unsterbliche Kränze winden.

„Jesus und Luther, heilige Schutzgeister der Freiheit,“ die ihr in den Tagen eurer Erniedrigung mit Miesentrost in den Fesseln der Menschheit herumbrachtet und sie zerknicktet, wohin ihr griff, seht herab aus höhern Sphären auf eure Nachkommenschaft, und freut euch der schon aufgegangenen, der schon im Winde wogenden Saat; bald wird der Dritte, der euer Werk vollendete, der die letzte, stärkste Fessel der Menschheit zerbrach, ohne daß sie, ohne daß vielleicht er selbst es wußte, zu euch versammelt werden. Wir werden ihm nachweinen; ihr aber werdet ihm fröhlich den ihn erwartenden Platz in eurer Gesellschaft anweisen, und das Zeitalter, das ihn verstehen und darstellen wird, wird euch danken.

### Von den begünstigten Volksklassen im Staate.

Es ist ein unveräußerliches Recht des Menschen, auch einseitig, sobald er will, jeden seiner Verträge aufzuheben; Unabänderlichkeit und ewige Gültigkeit irgend eines Vertrags ist der härteste Verstoß gegen das Recht der Menschheit an sich.

Nämlich, im Verträge ist die gegenseitige freie Willkür Grund der Rechte und der Verbindlichkeit. Daß nur über Dinge, die in unserer Willkür stehen, welche veränderlich ist, nicht aber über solche, in deren Rücksicht unser Wille durch das Sittengesetz unveränderlich bestimmt sein soll, ein Vertrag Statt finde, ist erwiesen. Daß, sobald eines von beiden Willkür über den Gegenstand des Vertrags sich geändert, die gegenseitigen Rechte und Verbindlichkeiten, mithin der Vertrag selbst, aufgehoben seien, ist unumstößlich dargethan worden. Hier also bleibt nur noch die Frage zu beantworten, ob ein Mensch nicht etwa das Recht habe, sich im Voraus zu verbinden, seine Willkür über einen gewissen Gegenstand nie zu ändern; — etwa so, wie er verbunden ist, seinen Willen, seine Pflicht zu thun, nie zu ändern. Von ihrer Beantwortung hängt die Beantwortung der aufgeworfenen Frage ab, ob die Unabänderlichkeit eines Vertrags mit dem unveräußerlichen Rechte der Menschheit vereinbar sei oder nicht? Da nämlich die Fortdauer des Rechts und der Verbindlichkeit im Verträge sich auf nichts als auf die Fortdauer der freien Willkür gründen kann, so setzt die Unabänderlichkeit eines Vertrages nothwendig das Versprechen voraus, daß man seine Willkür über den Gegenstand des Vertrags nie abändern wolle. — Ich mache einen unabänderlichen Vertrag, heißt, ich mache mich anheischig, meinen jetzigen Willen über die im Verträge begriffenen Gegenstände nie zu ändern.

Die Willkür an sich, in sofern und weil sie das ist, ist vom verbindenden Vernunftgesetze völlig befreit; ihre Richtung hängt ab von physischen Ursachen, die das Maß unserer Einsichten bestimmen. Ich ergreife die Entschließung, die mir jedes Mal die nützlichste und zuträglichste scheint, und ich habe durch die Erlaubniß des Sittengesetzes dazu das vollkommenste Recht. Meine Willkür ändert sich nothwendig, so wie meine Einsichten ab- oder zunehmen. Das Versprechen, sie nicht zu ändern, wäre ein Versprechen, seine Einsichten nicht zu vermehren und zu vervollkommen. Ein solches Versprechen aber darf kein Mensch geben. Jeder hat die Pflicht, mithin auch das unveräußerliche Recht, in's Unendliche an seiner Bervollkommenung zu arbeiten, und seinen besten Einsichten jedes Mal zu folgen. Er hat demnach auch das unveräußerliche Recht,



eine Willkür nach dem Grade seiner Vervollkommenheit abzuändern; keinesweges aber das Recht, sich zu verbinden, daß er sie nie abändern wolle. Die Klausel in einem Vertrage, von welcher Natur er auch sei, daß er unabänderlich sein solle, ist demnach völlig leer und nichts bedeutend, weil sie gegen ein unveräußerliches Menschenrecht verstößt; es ist völlig so gut, als ob sie nicht da wäre.

Dennoch steht die einseitige Aufhebung selbst des nachtheiligsten Vertrages unter den Bedingungen aller einseitigen Vertragsaufhebungen. So sehr du auch bevorthelt seiest, du hast nicht nur das Recht nicht, die Wiedererstattung desjenigen zu fordern, was der andere einmal mit deinem guten Willen in sein Eigenthum aufgenommen hat, sondern du hast sogar ihm den Schaden, in den er erweislich durch die Rechnung auf die Fortdauer deines zurückgenommenen guten Willens gekommen ist, zu ersetzen. Das Vergangene ist vergangen; für die Zukunft magst du deine Maßregeln besser nehmen. Du hast Rechte, mit denen du nichts anfangen konntest, verschentt; jetzt hast du gelernt, sie besser zu nutzen; fordere die Ausübung derselben zurück, aber abhinde nicht den Mißbrauch, den man vorher von deiner unbedachten Güte machte; du hast allein dir ihn zuzuschreiben. Du hast edle Vorzüge gegen ein Einsengericht verkauft; du bist freilich bevorthelt; — wenn du das erkennst, so nimm sie zurück, und koste keines Einsengerichts nicht mehr. Es wäre höchst ungerecht, dich zu nöthigen, ein Thor zu bleiben, weil du es einmal warest; aber es ist gar nicht ungerecht, daß du die Folgen deiner vorigen Thorheit tragest.

Sobald demnach der unbegünstigtere Bürger anfängt zu merken, daß er durch den Vertrag mit dem begünstigten bevorthelt sei, so hat er das völlige Recht, den nachtheiligen Vertrag aufzuheben. Er entbindet jenen seines Versprechens, und nimmt dagegen das seinige zurück. Er hebt entweder die Leistungen, zu denen jener sich verpflichtet hatte, ganz auf, weil er ihrer entbehren zu können glaubt, oder er denkt darauf, sie um einen wohlfeilern Preis zu haben. Er findet es etwa nicht mehr so ehrenvoll für sich, daß eine Handvoll Adeliger oder Prinzen auf seine Kosten einen glänzenden Hofstaat bilde, oder nicht mehr so zuträglich für das Heil seiner Seele, daß eine Schaar von Bonzen sich von dem Marke seiner Ländereien nüste, — oder er bietet etwa die wenigen ihm nöthigen Kriegsdienste gegen einträglichere Bedingungen aus. Wer ihm die gelindesten macht, dem wird er jene Leistungen übertragen. Wer dürfte dies dem Staate wehren?

Dem Staate, sagte ich; — und indem stehe ich vor einem mächtigen Einwurfe, dem: der Begünstigte ist auch Staatsbürger; es läßt mithin ohne seine Zustimmung über die Aufhebung seiner Privilegien nichts allgemein Verbindendes sich ausmachen. — Aber,

das ist nicht wahr; der Begünstigte, in so weit er das ist, ist sicher nicht Bürger. Er hat einen Vertrag mit den übrigen Bürgern geschlossen, sagt ihr. Konnte er das als Staatsbürger, der seinen eigenen Willen hat, und der erst in Verbindung mit allen übrigen eine moralische Person ausmacht? Er war Partei, als er seinen Vertrag schloß; er ist es, indeß dieser Vertrag durch die andere Partei aufgehoben werden soll; er wird sich gefallen lassen, zu schweigen, so lange über die Aufhebung desselben berathschlagt wird. Wenn diese Sache abgethan sein wird, dann wird er sein Stimmrecht als Staatsbürger wieder erhalten. Wenn es in Frage kommen wird, wie und auf welche Bedingungen die von ihm erledigten Verwaltungen wieder besetzt werden sollen, dann mag er seine Meinung sagen. Wenn z. B. die Frage über den Adel entstände, so darf er wohl sagen: es sollen in unserm Staate Adelige sein; aber er darf nicht sagen: ich will in unserm Staate ein Adeltiger sein.

Aber unsere Begünstigten nehmen sich anders. Zudem wir den Vertrag mit ihnen aufheben, und ihre etwaigen Leistungen auf mildere Bedingungen andern übertragen wollen, zeigen sie uns ihre persönliche Berechtigung vor, diese Leistungen ausschließend vor allen andern zu verwalten; ein Verbot für jeden andern, sich damit zu befassen, und, wenn ihnen das durchgeht, so sind wir schlimmer daran, als vorher. Wir müssen diese Leistungen fernerweitig von ihnen annehmen; wir dürfen sie nicht aufheben, denn sie sind darauf angewiesen, sie zu verrichten; wir dürfen sie keinem andern auftragen, sie sind ausschließend darauf angewiesen; wir können mit ihnen nicht markten, sie verhindern alle Konkurrenz; sie schlagen uns ihre Dienste so hoch an, als sie wollen, und wir haben nichts zu thun, als zu bezahlen. — Wir wollen z. B. keine Verzierungen an unserm Staatsgebäude mehr, die weiter nichts sind, als Verzierungen. „Nein,“ sagen sie, „solche Verzierungen müssen sein, denn wir sind dazu da, diese Verzierungen auszumachen; wenn sie nicht mehr sind, so werden auch wir nicht mehr sein.“ — Wohl, sagen wir, aber warum sollt ihr denn auch sein? „Weil Verzierungen sein müssen,“ antworten sie. — Wir wollen unnütze Dinge abschaffen. — „Nein,“ sagen sie, „diese Dinge sind gar nicht unnütz, sie sind uns nütze.“ — Ja, aber was nützt ihr denn? — „Wir nützen, um jene Dinge zu benutzen“ — und wir sind um keinen Schritt weiter mit ihnen. Wir müssen demnach wohl, ohne weiter auf sie zu hören, untersuchen, was das denn eigentlich für eine Berechtigung ist, die sie vorzeigen.

Sie, nur sie sind ausschließend berechtigt. — Wer sind denn diese Sie; durch was werden sie denn von allen andern, die nicht diese Sie sind, unterschieden? was ist denn ihr ausschließendes Kennzeichen? Nicht auf jenen vorausgesetzten Vertrag gründet es sich,



den wir aufheben wollten; ihr Recht soll ja älter, als jeder Vertrag mit ihnen sein. Es muß demnach wohl ein angeborenes, ein auf sie vererbtes Recht sein. Nun kennen wir keine angeborenen Rechte, als die allgemeinen Menschenrechte, und deren ist keines ausschließend. Ihr Recht müßte demnach doch zuletzt, wenn auch gleich nicht von ihnen, dennoch von einem andern erworben sein, der es auf sie übertragen hätte; und zwar durch Vertrag müßte es erworben sein, da kein Recht auf Personen anders erworben werden kann. — Wir wollen jetzt nicht nach diesem Vertrage suchen. Es leuchtet aus dem Obigen ein, daß wir das völlige Recht hätten, die Verbindlichkeit desselben für uns aufzuheben und zu vernichten; wir wollen jetzt nur von der sonderbaren Rechtsübertragung reden, deren rechtskräftige Gültigkeit hier vorausgesetzt wird.

Jedes Recht auf Personen beruht auf einer Verbindlichkeit des andern Theils; und hier, da von keinem natürlichen Menschen, sondern von einem erworbenen Bürgerrechte die Rede ist, auf einer Verbindlichkeit, die nicht das Vernunftgesetz, sondern die eigene freie Willkür auflegte; und es setzt demnach einen Vertrag voraus. Das Recht wird „übertragen“, heißt, „der eine Theil setzt, statt seiner, eine andere Person in den Vertrag ein.“ Daß dies wenigstens mit Wissen des verbundenen Theils geschehen müsse, ist offenbar; denn wie sollte er sonst wissen, gegen Wen er seiner Verbindlichkeit genug zu thun habe? Daß es auch mit seinem Willen geschehen müsse, folgt in unserm Systeme unmittelbar daraus, weil nur durch seinen fortdauernden Willen sogar mit dem ersten eigentlichen Contrahenten der Vertrag fortgedauert hätte; aber wir können hier dem Gegner dies völlig schenken. Wenn der eingesetzte Theil nur auf die gleichen Bedingungen in den Vertrag eingesetzt worden, so könne dies der andern Partei völlig gleichgültig sein, mag er immer sagen, so lange diese zweite Partei nur eine und eben dieselbe Person bleibt.

Aber bei der Rechtsübertragung, von welcher hier die Rede ist, bei der Rechtsvererbung in unsern Staaten bleibt sie nicht eine und eben dieselbe Person; auch der, welcher die Verbindlichkeit übernommen hat, soll einen andern an seine Stelle in den Vertrag eingesetzt haben. Wenn es wirklich ein Vertrag zwischen einer begünstigten und einer bevortheilten Partei ist, so ist völlig zu erwarten, daß der Stellvertreter des Begünstigten freiwillig und gern in den Vertrag eingetreten sei; aber ist wohl der Stellvertreter des Bevortheilten eben so freiwillig in ihn eingetreten? oder konnte der Bevortheilte ganz willkürlich seine Verbindlichkeit auf einen andern übertragen, ohne bei ihm anzufragen, ob er sie übernehmen wolle? oder, welches eben das heißt, verbindet diesen ein fremder Wille? — „Ein fremder Wille verbindet nie“; das ist der erste Grundsatz alles Vertragsrechtes. — Mag doch hier immer der Begünstigte leugnen, daß

der Bevortheilte noch während seines Lebens, sobald er wolle, seinen Vertrag aufheben dürfe; stirbt dieser Bevortheilte, so hört dann doch seine Verbindlichkeit gewiß auf, weil er ihr gar kein Genüge mehr thun kann. Wer aus der Welt der Erscheinungen herausgetreten ist, ist seiner Rechte darin verlustig und seiner Verbindlichkeiten entledigt. Verfolge ihn doch der Begünstigte in die andere Welt, und mache dort seine Ansprüche auf ihn geltend, wenn er kann; in dieser ist er einmal nicht mehr anzutreffen. — Aber den ersten, den besten zu ergreifen und ihm zu sagen: ich hatte Anforderungen auf Jemanden; er hat durch seinen Tod sich denselben entzogen; mir muß Genüge geleistet werden: komm, du sollst mir für ihn einstehen — wie sollte das angehen? — Aber er hat mich auf dich angewiesen, sagst du mir. — Dann bedaure ich, daß du dich hintergehen liehest; er hatte kein Recht, über mich zu verfügen, das hat Niemand, als ich selbst. — Aber du bist sein Sohn. — Aber darum nicht sein Eigenthum. — Er hat als Verwalter deiner Rechte, während deiner Unmündigkeit, dich in den Vertrag mit mir eingeschlossen. — Das durfte er wohl thun, bis auf den Zeitpunkt, wo ich mündig sein würde, nicht aber länger. „Jetzt bin ich mündig und Verwalter meiner Rechte selbst, und gebe dir nichts auf mich.“

Wo man sehr einleuchtende Dinge sagt, überführt man am wenigsten, sagt Montesquieu; und es ist mir keinesweges unbekannt, daß ich hier Sachen vortrage, die gegen die allgemeinen Meinungsfragmente der Völker — sonst auch mit einem ehrlichen Namen gemeiner Menschenfönn genannt — gewaltig verstoßen. Aber was kümmert das mich? Nehmt euch die Mühe, zu den Grundsätzen zurückzugehen, und stoßt diese um, oder, wenn ihr sie stehen lassen müßt, so seid versichert, daß Alles, was durch richtige Folgerungen daraus herfließt, nothwendig richtig, und eure Meinung, die ihm widerspricht, nothwendig falsch ist, und ob vom Anfange des Menschengeschlechts an bis jeho alle Menschen eurer Meinung gewesen wären. Von dem ersten gesetzgebenden Volke, das wir kennen, von den Egyptern an, ist es freilich in allen Staaten angenommen gewesen, daß der Sohn in die Verbindlichkeiten des Vaters einzutreten schuldig sei, und darum meint der nach Autoritäten sich bestimmende Uudenker, daß es doch wohl wahr sein müsse. Aber in mehreren der Staaten, welche mit ihren Gesetzen ihre Meinung auf uns fortgepflanzt haben, wurde es auch für rechtmäßig gehalten, daß der Vater sein neugeborenes Kind wegsetze, oder sein erwachsenes am Leben strafe, ohne daß irgend Jemand das Recht habe, ihn zu fragen, warum? Wie kommt es doch, daß man neben der erstern Meinung nicht auch die letztere beibehalten hat? — oder liegt nicht etwa beiden der gleiche Satz zum Grunde, daß das Kind ein Eigenthum des Vaters sei, mit welchem er nach Belieben schalten könne?



— oder ist es etwa härter, ein junges, noch gar nicht zum vollen Bewußtsein seiner selbst gekommenes Kind hilflos verderben zu lassen, das vielleicht bei seinem Tode weniger empfindet, als eine Taube, die ihr würgt, oder ein erwachsenes, allen Mühseligkeiten des Lebens durch einen schnellen Tod auf einmal zu entziehen, als es hart ist, dasselbe im vollen Gefühl seiner Kraft und seines Rechts zu nöthigen, aus Furcht des Todes ein Knecht zu sein sein Leben lang? — Aber das kommt daher — das Christenthum hat eine andere Meinung — für euch ist es nichts mehr, als Meinung — von einer unsterblichen Seele des Menschen, und von dem Einflusse seines hienieden zugebrachten Lebens, besonders seiner letzten Stunden, auf das Schicksal dieser Seele in einem andern Leben unter euch gebracht, die einer so willkürlichen Verfügung über Menschenleben widerstreitet. Dasselbe, oder vielmehr seine dem Despotismus verkauften Diener haben vergessen, eine Meinung zu verbreiten, die der willkürlichen Verfügung über Menschenfreiheit widerspräche, und der Philosoph kann einmal nicht so der Volksmeinung gebieten, wie der begeisterte göttliche Gesandte. — In Absicht des ersten Fragments eurer unzusammenhängenden Meinungen habt ihr euch durch eine sanftere, menschlichere Religion umstimmen lassen; in Absicht des zweiten bestimmt euch noch immerfort die rohe Denkungsart halber Wilden, die jetzt den ersten Schritt thaten, sich vom Menschenfleische zu entwöhnen. Kann es eine andere Denkungsart sein, als eine solche, welche von der gedrückten Lage eines Mitmenschen, der nun einmal keine gute Wahlzeit verspricht, doch allen möglichen übrigen Vortheil zu ziehen suche — die ihm das Versprechen einer lebenslänglichen Sklaverei, mit der gänzlichen Verzichtleistung auch nur auf den Wunsch der Freiheit, abfordert; und wenn der Geängstete das versprochen hat, sich die Unterthänigkeit seiner Kinder gegen die Kinder des Unterdrückers — und wenn er in der Angst seines Herzens auch das versprochen hat, sich die gleiche Unterthänigkeit für das dritte, dann für das vierte, dann für das fünfte Glied, und dann für alle mögliche Generationen in's Unendliche hinaus versprechen läßt? — und kann das Jemand versprechen, als im Angesichte des brennenden Holzstoßes und des Spießes, an welchem er geröstet werden soll? — Sehet da eure Autoritäten!

Die durch einen Vertrag zu veräußernden Rechte sind die des materiellen Eigenthums, die auf den Gebrauch unserer körperlichen Kräfte, so wie die auf unsere äußeren Handlungen.

Unsere Handlungen gehen auf Personen oder Sachen. Auf Personen üben wir entweder ein natürliches oder erworbenes Recht aus. Das erstere, das Recht der Selbstvertheidigung durch Zwang,

das Kriegerrecht, kann an einen Andern abgetreten werden; doch mit zwei Einschränkungen. Wir müssen uns das Recht vorbehalten, oder vielmehr es bleibt nothwendig, auch ohne ausdrücklichen Vorbehalt, unser, uns gegen einen schleunigen Angriff, der einen unerfesslichen Besitz, den unseres Lebens, in Gefahr bringt, und der das Erwarten fremder Hülfe unmöglich macht, selbst; — und gegen den höchsten Verteidiger unserer Rechte immer in eigener Person zu vertheidigen. Ueber das erstere dieser Rechte hat im Allgemeinen nie ein Zweifel Statt gefunden, ungeachtet es in den meisten Staaten merklich gekränkt worden durch jene Rechtsängstlichkeiten, durch jene Forderung eines Erweises vom Falle der Nothwehr, der jedem so einleuchtet, als in der Stunde der Angst uns selbst die Gefahr einleuchtet. Das zweite hat man in den meisten Staaten völlig untergeschlagen, und durch alle Mittel, besonders durch Beredungsgründe aus der christlichen Religion entlehnt, zur stummen Ertragung alles Unrechts, das unsere Verteidiger nicht rächen wollen, oder, weil sie selbst es uns zufügten, nicht rächen können, zur willigen Hingebung unter die Hand unseres Scheerers oder unseres Schlägters, uns zu überreden gesucht; aber weil es unterdrückt wurde, ist es darum nicht minder fest gegründet. — Du vertheidigst uns gegen alle Gewalt Anderer; das ist recht und gut; aber wenn du nun entweder selbst unmittelbar Gewalt gegen uns ausübst, oder dadurch, daß du die versprochene Vertheidigung unterlässest, die wir selbst nicht übernehmen dürfen, die Gewaltthätigkeiten Anderer zu deinen eigenen machst, wer soll uns dann gegen dich selbst vertheidigen? Du selbst kannst nicht dein eigener Richter sein; dürfen wir gegen dich uns nicht selbst Recht verschaffen, so haben wir das Recht der Selbstvertheidigung, in sofern es sich auf dich bezieht, völlig aufgegeben, und das durften wir nicht; denn nur die Arten, dieses Recht auszuüben, ob es z. B. durch uns selbst oder durch einen Stellvertreter geschehen solle, nicht aber das Recht selbst ist veräußerlich. Ob und wie diese Vertheidigung gegen die höchste Gewalt in einem Staate ohne Unordnung und Zerrüttung möglich sei, habe ich hier noch nicht zu untersuchen; ich hatte bloß zu zeigen, daß sie Statt finde, und nothwendig Statt finden müsse. Da übrigens diese Vertheidigung unserer Rechte gegen Andere an sich eine beschwerliche Pflicht und keineswegs ein Gewinn ist, so läßt sich nicht denken, wie derjenige, dem wir diese Sorge abnehmen, dadurch in Schaden kommen, und einen Ersatz desselben von uns verlangen könnte; er müßte uns denn jene an sich ungerechte und rechtsunkräftige Ungestraftheit seiner eigenen Gewaltthätigkeiten gegen uns, oder den nicht weniger ungerechten und rechtsunkräftigen Ueberschuß über die Schadenerstattung, den er etwa von unserm Beleidigern erpreßt, und für sich behält, für den verlorenen Gewinn



anrechnen; welches Anbringen aber eine offenbare Bütte sein würde, daß wir ihm doch erlauben möchten, auch fernerhin ungestraft ungerecht zu sein, und folglich ohne Weiteres abgewiesen wäre. Oder fürchtet er etwa die Einziehung desjenigen, was er für seine Vertheidigung von uns erhält, und was die Mühe derselben am Werthe vielleicht sehr weit überwiegt? Unmittelbar mit der Aufhebung seines Auftrags ziehen wir seinen Sold noch gar nicht ein. Wir werden auf diesen Sold in seiner Reihe zu reden kommen, und finden, was über ihn von Rechtswegen zu beschließen ist. — Einer Art der Belohnung aber müssen wir hier sogleich gedenken, weil wir unsern Planc nach im Verfolg nicht auf sie treffen werden. — Wir sagten oben, es sei kein verbindendes Versprechen möglich, daß man Jemanden lieben oder verehren wolle, weil der andere Theil nie wissen könnte, ob man seiner Verbindlichkeit Genüge leiste oder nicht. Aber es sind Beschäftigungen möglich, die ihrer Natur nach die Liebe und die Verehrung der Menschen auf sich ziehen; und fast macht nichts ehrwürdiger, als der hohe Beruf, die Wehrlosen zu vertheidigen und die Unterdrückten vor Gewaltthätigkeiten zu schützen. Die Achtung wenigstens, die mit diesem Berufe nothwendig verbunden sei, die ihm durch die Gewohnheit, sie zu genießen, zum Bedürfnis geworden, und auf deren fortdauernden Besitz zu rechnen er durch unsern Vertrag berechtigt worden, werde ihm durch Aufhebung desselben geraubt, könnte unser bisheriger Schutzherr sagen. Wir antworten ihm: Nichts schändet auch mehr, als Ungerechtigkeiten an einem solchen Plaze begangen, Unterdrückung der wehrlosen Unschuld durch eine Macht, die zur Vertheidigung derselben eingesetzt ist; haben wir ihm die Möglichkeit, die Verehrung der Nationen auf sich zu ziehen, geraubt, so haben wir ihm zugleich der Versuchung, sich vor ihrem Angesichte öffentlich zu schänden, ihr Glück und ihr Abscheu zu werden, entzogen. Gleiches gegen Gleiches hebt sich. — Aber nur Er ist seiner Unbestechbarkeit, seiner Unparteilichkeit, seines Muthes und seiner Kraft sicher; er würde sicher sich nie entehrt haben. — Wohl an, ohnedem hätte nicht sein Auftrag, sondern die treue Erfüllung seines Auftrages ihn geehrt; hätte er in ihm alles Mögliche gethan, so hätte er doch nur gethan, was wir von ihm erwarten durften, was er laut seines Auftrages zu thun schuldig war. — Freie Ausübung edler Thaten, die kein Gebot heischt, ehrt noch mehr; er ist jetzt frei; — es wird immer noch gewaltthätige Unterdrücker der Wehrlosen geben, die Menschheit wird noch immer, hier und da, leiden; — wende er jetzt seine Kraft dazu an, dem ungerechten Mächtigen kühn in's Angesicht zu widerstehen, auf seinen Schultern der Menschheit aus dem Abgrunde des Elends herauf zu helfen, und unsere Verehrung wird ihm wahrlich nicht entgehen. An Veranlassungen, sich Verehrung zu erwerben,

ben, fehlt es nie; an Männern, die unter Mühe und Anstrengung sie erringen möchten, fehlt es öfter.

Erworbene Rechte auf Personen werden durch Vertrag erworben. Wir haben das Recht, Verträge zu schließen, und können dieses Recht ganz, oder zum Theil veräußern. Ganz, sage ich; da aber diese Veräußerung selbst nur durch Vertrag möglich ist, so ist klar, daß der Veräußerung dieses Rechts wenigstens die einmalige Ausübung desselben vorhergegangen sein muß; — sonst wäre auch eine solche Veräußerung widersinnig, da, wie oben gezeigt worden, kein natürliches Menschenrecht an sich, sondern nur besondere Modifikationen desselben veräußert werden können. — Der eine Theil verspricht dem andern: Ich will, so lange ich mit dir im gegenwärtigen Verträge stehen werde, weder mit dir selbst, noch mit irgend einem Andern, einen anderweitigen Vertrag schließen. Ein solcher Vertrag ist seiner Form nach völlig rechtskräftig; seinem Inhalte nach durch seine fürchterliche Ausdehnung schrecklich, und wird er dabei als unabänderlich gedacht, wie er bei dem an das Landeigenthum geknüpften Landbauer gedacht werden soll, so wird durch ihn der Mensch völlig zum Thiere herabgesetzt. Auch ohne diese schon an sich rechtsunkräftige Unabänderlichkeit zu denken, thut der Bevortheilte auf jede Anforderung besserer Bedingungen bei dem Begünstigten, er thut auf jede Beihülfe Anderer, die ihn vielleicht milder behandeln möchten, förmlich Verzicht, so lange es ihm nicht möglich ist, sich von seinem Unterdrücker völlig unabhängig zu machen. Die Welt wird für ihn menschenleer, und ohne ein Wesen seines Gleichen. Ein Augenblick der höchsten Angst, der vielleicht nie wieder zurückkehren wird, wird in einem solchen Verträge haftig ergriffen, und so viel es vom Unterdrücker abhängt, verewigt.

Das Recht, Verträge zu schließen, wird theilweise veräußert, wenn der eine Theil verspricht, entweder nur mit gewissen Personen nicht, oder nur über gewisse Gegenstände nicht Verträge zu schließen. Ob dergleichen Versprechungen an sich rechtskräftig seien, kann keine Frage sein, da sogar dem Versprechen, überhaupt keinen Vertrag zu schließen, die Rechtskräftigkeit nicht streitig gemacht werden konnte. Ueber die Ausnahme gewisser Personen vom Rechte, einen Vertrag mit ihnen zu schließen, ist weiter nichts zu sagen. In Absicht der Gegenstände werden (außer dem Ehevertrage, der bekannter Weise allenthalben auf mannichfaltige Art eingeschränkt wird, und den der Verbeigene überhaupt nicht ohne Erlaubnis seines Gutsheeren schließen kann) Verträge geschlossen, entweder über Kräfte, der Arbeitsvertrag, oder über Sachen, der Tausch- und Handelsvertrag. In Absicht der erstern Art von Verträgen veräußert der eine Theil entweder überhaupt sein Recht, über Anwendung seiner Kräfte mit irgend Jemandem, außer dem Einen Begünstigten, einen Vertrag



zu schließen, für irgend einen Andern zu arbeiten; — oder er veräußert es nur in sofern, in wiefern sein Kontrahent seine Arbeit selbst brauchen kann; er verbindet sich, so oft er Zeit übrig habe, für einen Andern zu arbeiten, erst bei jenem anzufragen, ob er ihn nicht brauchen könne. Es kann hierbei auch noch etwas über den Lohn für die Arbeit im Voraus auf immer bedungen sein, so daß der Arbeiter gehalten sei, so oder so viel um einen gewissen Preis zu arbeiten, wenn er auch von Andern mehr bekommen könnte. Es wird hier immer voraus gesetzt, daß der eine Theil nicht schon durch den ersten Begünstigungsvertrag das Recht, über den Gebrauch seiner Kräfte überhaupt zu verfügen, aufgegeben habe; denn in diesem Falle, von welchem wir weiter unten reden werden, fände gar kein anderweitiger Arbeitsvertrag Statt. — In Absicht des Handelsvertrags kann entweder das Recht, seine Produkte oder Fabrikate an irgend Jemand, als an den einzigen Begünstigten abzugeben überhaupt, oder nur auf den Fall veräußert sein, daß der Begünstigte sie ankaufen wolle, so daß er entweder den Alleinkauf, wie mehrere Kantonsstädte Helvetiens von ihren Vandleuten, oder daß er den Vorkauf habe, wie noch manche deutsche Gutsbesitzer von ihren Unterthanen. Besonders im letztern Falle kann etwas über den Preis der Waare festgesetzt sein, so daß der Verkäufer verbunden sei, sie dem Begünstigten um ein gewisses Geld abzulassen, wenn er auch anderwärts mehr dafür bekommen könnte. Oder es kann umgekehrt abgeschlossen sein, daß der eine Theil entweder alle seine Waaren, oder diejenigen, die der Begünstigte hat, oder nur gewisse Waaren von dem Begünstigten ausschließlich kaufe; oder daß er sie um einen gewissen Preis von ihm kaufen müsse, wenn er sie anderwärts auch wohlfeiler haben könnte; so daß der Begünstigte den Alleinhandel oder den Vorhandel habe. Die grausamste und gehässigste Modifikation dieser Art des Vertrags ist die, wenn der leidende Theil verbunden ist, von einer gewissen Waare schlechterdings eine bestimmte Menge zu nehmen, und sie zu einem bestimmten Preise zu bezahlen, wie in mehren Ländern die Regierung es mit dem Salze hält, und wie Friedrich der Zweite eine Zeit lang jeden Juden nöthigte, bei seiner Verheirathung eine bestimmte Menge Porzellans zu nehmen.

Die zweite Art von Rechten, die durch unsere Verträge mit Begünstigten veräußert werden konnten, waren die Rechte auf Sachen; das Recht des Eigenthums im weitesten Sinne des Worts. Man nennt nämlich gewöhnlicher Weise nur den fortdauernden Besitz einer Sache das Eigenthum derselben; da aber nur der ausschließende Besitz eigentlicher Charakter des Eigenthums ist, so ist auch der unmittelbare Genuß eines Dinges, das nur einmal genossen wird, und durch den Genuß sich verzehrt, ein wahres Eigen-

thum; denn während irgend Jemand es genießt, sind alle übrigen ausgeschlossen.

Dieses Recht des Eigenthums nun läßt sich eben sowohl, als das Recht der Verträge, ganz oder zum Theil veräußern. Es läßt sich ganz veräußern. Das unmittelbare, alles übrige Eigenthum des Menschen begründende Eigenthum, sind seine Kräfte. Wer den freien Gebrauch dieser hat, hat schon unmittelbar an ihnen ein Eigenthum, und es kann ihm nicht fehlen, durch den Gebrauch derselben auch bald ein Eigenthum an Sachen außer sich zu bekommen. Eine gänzliche Veräußerung des Eigenthumsrechts läßt sich mithin nicht anders als so denken, daß der freie Gebrauch unserer Kräfte veräußert, daß einem Andern das Recht übertragen sei, über ihre Anwendung frei zu verfügen, und daß sie dadurch Sein Eigenthum geworden seien. Dies war dem Buchstaben des Gesetzes nach bei den alten Völkern der Fall aller Sklaven, und ist bei uns der Fall aller zum Grundeigenthume gehörigen Landbauern; wollte, oder will der Herr von seinem strengen Rechte nachlassen, so ist das Güte von ihm, aber er ist verfassungsmäßig nicht dazu verbunden. — Dennoch findet diese Veräußerung nur unter einer Bedingung Statt: der Herr muß dem Sklaven, der ihm die Verfügung über seine Kräfte überläßt, seinen Unterhalt zusichern; dies ist nicht Güte; der Unterworfenen hat das völlige Recht, es von ihm zu fordern. Jeder Mensch muß leben; das ist sein unveräußerliches Menschenrecht. Es gilt hier nicht, zu sagen: wenn ich meinen Sklaven nicht ernähre, so stirbt er mir; ich verliere ihn, und der Schade ist mein; die Klugheit wird mich wohl treiben, ihn zu erhalten. Es ist hier nicht von deinem Schaden, sondern nur von seinem Rechte, und nicht von deiner Klugheit, sondern von deiner unerläßlichen Pflicht die Rede; dein Sklav ist Mensch. Der Besitzer eines Thiers darf es unkommen lassen, wenn es die Kosten seiner Erhaltung nicht abwirft, oder es abschlachten; nicht so der Besitzer der Kräfte eines Menschen. Dieser schuldige Unterhalt ist sein Eigenthum, das er im Eigenthume seines Herrn hat, und so oft er ißt, ist das, was er ißt, sein unmittelbares Eigenthum. Also ist auch eine gänzliche Veräußerung des Eigenthums nicht möglich; wie sie denn auch nicht möglich sein konnte, da kein Menschenrecht an sich, sondern nur besondere Modifikationen desselben veräußert werden können. Außer diesem Eigenthum hat derjenige, der sich der freien Verfügung über seine Kräfte entäußerte, auf alles Eigenthum Verzicht gethan, wie an sich klar ist.

Das Eigenthumsrecht kann auch nur theilweise veräußert sein. Das Eigenthum der Kräfte kann zum Theil veräußert sein, so daß eine gewisse Portion derselben dem Begünstigten angehöre, wir mögen sie nun selbst brauchen können oder nicht, wie bei den ge-



messenen \*) Frohndiensten; oder daß der Ueberfaß derselben, dessen wir selbst nicht bedürfen, ihm bedingungsweise oder ohne Bedingung angehöre, nie bei der Einschränkung des Rechts, Arbeitsverträge zu schließen, davon wir oben redeten. — Das Eigenthum gewisser Sachen kann veräußert sein, so daß wir diese auf keine Art uns zueignen dürfen. — Dahin gehört das ausschließende Recht, zu jagen, zu fischen, Tauben zu halten u. dgl. Die Anordnung in einigen Gegenden, daß die Eiche, die auf dem Grund und Boden des Landbauers wächst, nicht dem Bauer, sondern dem Gutsherrn gehöre; die Hutungs- und Triftgerechtigkeit u. s. w.

Daß alle diese Rechte auch einseitig von der bevortheilten Partei aufgehoben werden können, darüber ist nach dem Obengesagten kein Zweifel mehr übrig. Hier ist nur die Frage von der Entschädigung, im Falle der einseitigen Aufhebung. — Bei der erstern Art der Einschränkung unsers Rechts, Verträge zu schließen; wo es ganz aufgehoben wird, läßt im Allgemeinen (auf das Besondere werden wir sogleich zu reden kommen) keine Klage des Begünstigten sich denken, als die, daß er in Hoffnung auf die Fortdauer unsers Vertrags seinerseits veräußert habe, die ihm nützlichen und vortheilhaften Verträge zu schließen. Diese aber läßt sich kurz so beantworten: Wir haben unsererseits, durch den Vertrag mit ihm dazu verpflichtet, gleichfalls veräußert, die uns nützlichen und vortheilhaften Verträge zu schließen; bis jetzt haben wir keinen geschloßen. Nun kündigt er ihm auf, er weiß von nun an, wessen er sich zu uns zu versehen hat; benutze er von nun an seine Zeit, so gut er kann; wir werden die unserige gleichfalls zu benutzen suchen, wir haben ihn nicht übertroffen, wir haben uns auf gleichen Fuß mit ihm gesetzt. — Doch, seine Klagen werden bestimmter. In Rücksicht der ausschließenden Arbeitsverträge, so wie in Rücksicht der ganz oder zum Theil veräußerten Verfügung über unsere Kräfte, wird er sich beklagen, daß er seine Arbeit nicht mehr werde besorgt bekommen, wenn wir ihm den Kontrakt zurück geben. Er hat also entweder mehr zu arbeiten, als ein Einziger bestreiten kann, oder er kann, oder will nicht selbst arbeiten. Die erstere Voraussetzung würde, so wie sie dasteht, richtig überseht so viel heißen: er hat mehr Bedürfnisse, als ihrer durch die Kräfte eines Einzigen befriedigt werden können, und er verlangt zu ihrer Befriedigung die Kräfte Anderer zu gebrauchen, welche sich so viel an ihren Bedürfnissen abbrechen

\*) Für die Wenigen, die das nicht wissen! — Der Leibeigene (globus adscriptus) hat ungemessene Frohndienste; er muß arbeiten, so viel der Gutsherr verlangt. In der Regel verlangt er sechs Tage Spanndienste auf seinem Acker, und den übrigen Vorkaufgehen, oder Führen nach der Stadt. Der freiere Bauer, an dessen Boden der Gutsherr nur einen Theil des Eigenthumsrechts hat, hat gemessene Dienste; er thut eine bestimmte Anzahl von Frohndiensten.

sollen, als sie Kraft auf die Befriedigung der seinigen verwenden. Ob eine solche Klage abzuweisen sei, das bedarf wohl keiner weitern Untersuchung. Aber er führt einen gültigern Grund an, das größere Heer seiner Bedürfnisse zu rechtfertigen. Hat er auch nicht unmittelbar mehr Kräfte, als Andere, so hat er doch das Produkt mehrerer Kräfte, das vielleicht durch eine lange Reihe von Vorfahren auf ihn fortgepflanzt worden; er hat mehr Eigenthum, zu dessen Benutzung die Kräfte Mehrerer erforderlich sind. — Wohl, dieses Eigenthum ist sein, und muß sein bleiben; bedarf er zur Benutzung desselben fremder Kräfte, so mag er zusehen, auf welche Bedingungen er ihrer habhaft werden kann; es entsteht ein freier Tauschhandel über Theile seines Eigenthums und die Kräfte derer, die er zur Bearbeitung des Ganzen dingt, wobei jeder Theil zu gewinnen sucht, so viel er kann. Wer ihm die gelindesten Bedingungen macht, dessen mag er sich bedienen. Ueberhebt er sich seiner Uebermacht über den Gedrückten in der Stunde seiner Noth, so mag er den Nachtheil tragen, daß dieser ihm den Kauf aufkündigt, sobald die drückende Noth vorüber ist; macht er ihm billige Bedingungen, so wird er den Vortheil haben, daß seine Verträge dauernder sind. — Aber er wird dann, wenn Jeder ihm seine Arbeit so hoch anschlägt, als er kann, sein Eigenthum nicht mehr so hoch nützen können, als bisher; der Werth desselben wird sich ansehnlich verringern. — Das mag wohl geschehen; aber was geht das uns an? Wir haben ihm von seinen liegenden Gründen keines Haares Breite abgepflegt; wir haben ihm von seinem baaren Gelde keinen Heller genommen. Das durften wir nicht. Aber den uns nachtheilig scheinenden Vertrag mit ihm aufheben, durften wir, und das haben wir gethan. Wird sein Erbgut dadurch geringer, so muß es doch vorher durch unsere Kräfte vermehrt worden sein, und unsere Kräfte sind einmal nicht sein Erbgut. — Und warum ist's denn auch nothwendig, daß dem, der tausend Hufen hat, jede seiner tausend Hufen so viel eintrage, als dem, der eine hat, seine einzige? — Man klagt fast in allen monarchischen Staaten über die ungleiche Vertheilung der Reichthümer; über die unermesslichen Besitzungen einiger wenigen, neben jenen Heeren von Menschen, die Nichts haben; und diese Erscheinung nimmt auch bei der jetzigen Verfassung dieser Staaten Wunder? — und ihr könnt die Auflösung des schweren Problems nicht finden, ohne Eingriff in die Rechte des Eigenthums eine gleichmäßigere Vertheilung der Güter zu bewirken? Wenn die Zeichen des Werths der Dinge sich vermehren — sie vermehren sich durch die herrschende Sucht der meisten Staaten vermittelst des Kommerzes, und der Fabriken, sich auf Kosten aller übrigen zu bereichern, durch den schwindelnden Handel unsers Zeitalters, der seinem Einfurze immer näher rückt, und alle, die auf die entfernteste Art daran Antheil haben, mit



einer gänzlichen Zerrüttung ihrer Vermögensumstände bedroht, durch den unbegrenzten Kredit, der das ausgeprägte Geld von Europa mehr verzehnfacht — wenn, sage ich, die Zeichen des Werths der Dinge sich so unverhältnißmäßig vermehren, so verlieren sie immer mehr ihren Werth gegen die Dinge selbst. Der Besitzer der Produkte, der Landeigentümer, vertheuert unablässig die Dinge, die wir haben müssen, und seine Ländereien selbst steigen eben dadurch unablässig im Werthe gegen das baare Geld. Vergrößern sich denn aber auch seine Ausgaben? Allenfalls weiß sich der Kaufmann, der ihm die Bedürfnisse des Luxus liefert, schadlos zu halten; weniger der Handwerker, der ihm das Unentbehrliche arbeitet, und der von beiden in die Enge getrieben wird — aber der Landbauer? Noch immer ist er entweder ein Stück des Grundeigentums, oder thut Frohndienste unentgeltlich, oder um einen unverhältnißmäßig geringen Lohn; noch immer dienen seine Söhne und Töchter, als Zwangsgesinde, dem Gutsherrn für ein Stück Geld, das selbst vor Jahrhunderten in keinem Verhältnisse gegen ihre Dienste stand. Er hat Nichts, und wird nie Etwas haben, als den kümmerlichen Lebensunterhalt auf den heutigen Tag. Wüßte der Gutbesitzer seinen Luxus einzuschränken, so wäre er längst — oder erleidet das jetzige Handelssystem eine Umwälzung, wie es sicher erleiden wird, so wird er dann gewiß der ausschließende Besitzer aller Reichthümer der Nation, und außer ihm wird kein Mensch etwas haben. Wollt ihr dies verhindern, so thut, was ihr ohnedies zu thun schuldig seid, gebt den Handel mit dem natürlichen Erbtheil des Menschen, mit seinen Kräften, frei; ihr werdet das merkwürdige Schauspiel erblicken, „daß der Ertrag des Grundeigentums, und alles Eigenthums in umgekehrtem Verhältnisse mit der Größe desselben stehe;“ der Boden wird ohne gewaltthätige Ackersehe, die allemal ungerecht sind, von selbst allmählig sich unter mehr vertheilen, und euer Problem wird gelöst sein. Wer Augen hat zu sehen, der sehe; ich gehe meines Weges weiter fort.

Hat der Begünstigte nicht diese gültige Ausflucht eines angeerbten Eigenthums, so muß er arbeiten, er mag wollen oder nicht. „Schuldig, ihn zu ernähren, sind wir einmal nicht.“ — Aber er kann nicht arbeiten, sagt er. Im Vertrauen, daß wir fortfahren würden, ihn durch unsere Arbeit zu ernähren, hat er es verabsäumt, seine eigenen Kräfte zu üben und zu bilden; er hat nichts gelernt, wodurch er sich ernähren könnte; und jetzt ist es zu spät, jetzt sind seine Kräfte durch den langen Müßiggang viel zu sehr geschwächt und gleichsam verrostet, als daß es noch in seiner Macht stehen sollte, etwas Nützliches zu erlernen. — Daran haben wir freilich durch unsern unklugen Vertrag Schuld. Hätten wir ihn nicht von Jugend auf glauben lassen, daß wir ihn schon ohne alle sein Zuthun

ernähren würden, so würde er freilich etwas haben lernen müssen. Wir sind demnach gehalten, und das von Rechts wegen, ihn zu ernähren, d. h. ihn zu ernähren, bis er gelernt haben wird, sich selbst zu ernähren. Aber wie sollen wir ihn ernähren? sollen wir fortfahren, das Nothwendige zu entbehren, damit er im Ueberflusse schwelgen könne; oder ist es genug, wenn wir ihm das Unentbehrliche reichen? — Und so stünden wir denn vor einer Frage, deren gründliche Beantwortung unter die Bedürfnisse unsers Zeitalters gehört.

Man hat unter uns wehmüthige Gefühle gesehen und bittere Klagen gehört über das vermeinte Elend so vieler, die aus dem größten Ueberflusse plötzlich in einen weit mittelmäßigen Zustand herabsanken — von denen sie beklagen gehört, welche in ihren glücklichsten Tagen es nie so gut hatten, als jene in ihrem größten Unsterne, und welche die geringen Ueberbleibsel vom Glücke jener für ein beneidenswerthes Glück hätten halten dürfen. Die ungeheure Verschwendung, die bisher an der Tafel eines Königs geherrscht hatte, wurde in etwas eingeschränkt, und Leute, die nie eine Tafel hatten, noch haben werden, wie jene eingeschränkte, bedauerten diesen König; eine Königin hatte eine kurze Zeit lang Mangel an einigen Kleidungsstücken, und diejenigen, welche sehr glücklich gewesen wären, wenn sie diesen Mangel hätten theilen dürfen, beklagten ihr Elend. Fehlt es auch unserm Zeitalter an manchen lobenswürdigen Eigenschaften, so scheint wenigstens die Gutmüthigkeit nicht darunter zu gehören. — Setzt man etwa bei diesen Klagen ganz unbedingt das System voraus, daß nun einmal eine gewisse Klasse von Sterblichen, ich weiß nicht, welches Recht habe, alle Bedürfnisse, die die ausschweifendste Einbildungskraft nur irgend sich erdichten könne, zu befriedigen; daß eine zweite nur nicht ganz so viele, als diese; eine dritte nur nicht ganz so viele, als die zweite u. s. w. haben müsse, bis man endlich zu einer Klasse herabkomme, die das Allerunentbehrlichste entbehren müsse, um jenen höhern Sterblichen das Allerentbehrlichste liefern zu können? oder setzt man diesen Rechtsgrund bloß in die Gewohnheit, und schließt so: weil Eine Familie bisher das Unentbehrliche von Millionen Familien verzehrt hat, so muß sie nothwendig fortfahren, es zu verzehren? Eine auffallende Folgenlosigkeit in unserer Denkungsart ist es immer, daß wir so empfindlich für das Elend einer Königin sind, die einmal kein frisches Linnen hat, und den Mangel einer andern Mutter, die dem Vaterlande auch gesunde Kinder gebär, welche sie, selbst in Lumpen gehüllt, nachend vor sich herumgehen sieht, indeß in ihren Brüsten aus Mangel an Unterhalt die Nahrung austrocknet, die das jüngstgeborne mit entkräftetem Wimmern fordert — daß wir diesen Mangel sehr natürlich finden. — Solche Leute sind es gewohnt, sie



wissen's nicht besser, sagt mit stückender Stimme der satte Bollküstling, während er seinen köstlichen Wein schlürft; aber das ist nicht wahr; an den Hunger gewöhnt man sich nie, an widernatürliche Nahrungsmittel, an das Hinschwinden aller Kräfte und alles Nuths, an Blöße in strenger Jahreszeit gewöhnt man sich nie. Daß nicht essen solle, wer nicht arbeitet, finden die Begünstigten naiv; man erlaube uns, nicht weniger naiv zu finden, daß allein der, welcher arbeitet, nicht essen, oder das Uneßbare essen solle.

Der Grund dieser Folgelosigkeit läßt sich leicht auffinden. Unser Zeitalter ist im Ganzen weit empfindlicher gegen die Bedürfnisse der Meinung, als gegen die der Natur. Das Unentbehrliche haben jene Beurtheiler so ziemlich alle, und haben es von Jugend auf gehabt; Alles, was sie davon abbrehen konnten, haben sie auf das Entbehrliche, auf die Bedürfnisse des Luxus gewendet. Diese Bedürfnisse nicht alle in dem Maße befriedigen zu können, wie es jeder wünscht, ist das allgemeine Loos. Du hast modernes Hausgeräth; aber noch mangelt dir eine Bildergallerie: du bekommst sie vielleicht; dann wird es dir noch an einem Antiquitätenkabinete fehlen. — Jener Königin mangelte nur noch das kostbare Halsband; aber sei versichert, sie litt nicht weniger dabei, als deine modische Gemahlin litt, als ihr ein Kleid von der neuesten Farbe noch abging. — Aber nicht genug, daß wir die steigenden Begierden, so wie sie steigen, nicht immer befriedigen können, wir sind sogar oft genöthigt, zurückzugehen, Bedürfnisse abzubrechen, die wir schon gewohnt sind, befriedigt zu sehen, die wir schon unter die Unentbehrlichkeiten rechneten. Dies ist ein Leiden, das wir aus Erfahrung kennen: jeder, der es fühlt, ist unser Mitbruder in der Trübsal, mit ihm sympathisiren wir innig. Unsere Einbildungskraft versetzt durch ihre Zauberkünste uns alsbald an seine Stelle. Jenem unglücklichen Könige wurde eine Anzahl seiner Gerichte abgezogen; der reiche Domherr dachte sich, ohne seinen feinen Wein, oder ohne seine Lieblingspasteten, die kleine Bürgerin, oder die wohlhabendere Bäuerin ohne ihren Milchcaffe, jedes Mitglied der feinern oder mindern feinen Welt ohne Befriedigung desjenigen Bedürfnisses, das es zuletzt errungen hatte; und wie hätte nicht Alles inniges Mitleid für ihn empfinden sollen? — Wir berechnen und unterscheiden Entbehrliches und Unentbehrliches nur nach der Gewohnheit, es zu besitzen, weil wir selbst gar wohl erfahren haben, wie durch die Gewohnheit uns manches unentbehrlich worden, das es vorher nicht war; von der wahren Verschiedenheit desselben der Art nach haben wir gar keine Vorstellung, oder hätten wir auch durch Nachdenken uns einen Begriff davon verschafft, so haben wir doch keine, durch die Einbildungskraft belebte, und unsere Empfindung in Bewegung setzende Vorstellung, weil wir selbst nie auf dieser äußersten Grenze standen,

und vor dem Anblicke anderer darauf uns von jeher sorgfältig hielten. „Das ist unnatürlich, so hungert sich's nicht,“ sagen wir mit jenem Finanzpächter beim Diderot, weil wir nie so gehungert haben. Au fort dauernden Nahrungsmangel, oder Frost, oder Blöße, oder erschöpfende Arbeit soll man sich, meinen wir, so gewöhnen, wie wir uns etwa gewöhnt haben, die reicher besetzte Tafel eines Großen, oder die prächtigere Kleidung, oder das beständige selige Farniente desselben ohne große Mühe zu entbehren; wir wissen nicht, oder fühlen nicht, daß diese Dinge nicht bloß der Grade nach, sondern daß sie der Art nach verschieden sind. — Wir vergessen, daß wir eine Menge der Dinge, die wir uns versagen, uns mit einer Art von Freiwilligkeit versagen, und daß wir sie etwa wohl auf eine Zeit lang haben könnten, wenn wir uns dem nachherigen Mangel des Unentbehrlichen aussetzen wollten; daß aber bei den Entbehrungen jener auch nicht eine Spur des freien Willens übrig ist, und daß sie alles entbehren müssen, was sie entbehren. Wir rechnen ja sonst so sehr auf den Unterschied zwischen der freiwilligen und erzwungenen Aufopferung, wo wir die Sache der Begünstigten führen, warum vergessen wir sie denn nur hier, wo von der Sache der Unterdrückten die Rede ist?

Nicht die Gewohnheit entscheidet über das an sich Entbehrliche und das an sich Unentbehrliche, sondern die Natur. Eine dem menschlichen Körper zuträglichke Nahrung in der zur Ersekung der Kräfte nöthigen Quantität, eine nach Verhältniß des Klima gesunde Kleidung und feste und gesunde Wohnung muß Jeder haben, der arbeitet; das ist Grundsatz.

Ueber diese Grenze hinaus, auf dem Felde der Dinge, die die Natur nicht für unentbehrlich erklärt, entscheidet allerdings die Gewohnheit; und hier steigt das Leiden ungefähr in dem Grade, in welchem angewöhnte Bedürfnisse nicht befriedigt werden. Ich sage bloß ungefähr, und das aus zwei Gründen: — Ein großes Heer unserer Bedürfnisse sind bloß und einzig Bedürfnisse der Einbildungskraft; wir bedürfen ihrer bloß darum, weil wir ihrer zu bedürfen glauben; sie verschaffen uns keinen Genuß, wenn wir sie haben; ihr Bedürfniß macht sich bloß durch die unangenehme Empfindung kund, wenn wir sie entbehren. Dinge dieser Art haben das ausschließende Kennzeichen, daß wir sie bloß um Anderer willen haben. Zu ihnen gehört Alles, was zur Pracht gehört, die bloß Pracht ist; Alles, was zur Mode gehört, in sofern es weder durch Schönheit, noch durch Bequemlichkeit, noch durch irgend Etwas von Dingen dergleichen Art sich auszeichnet, als dadurch, daß es Mode ist. Wir können dabei keine andere Absicht haben, als die, Andern — nicht unsern Geschmack, denn durch Schönheit sollen diese Dinge sich nicht auszeichnen — sondern bloß unsere Gefügig-



keit in die allgemeinen Formen, und unsere Wohlhabenheit bemerklich zu machen. Da diese Dinge bloß auf Andere berechnet sind, so können diese Anderen von der Verbindlichkeit, sie zu haben, uns völligt losprechen. Sie haben uns bisher die Kosten dazu beigegeben; ziehen sie diese zurück, so ist begreiflich, daß sie die Fortsetzung dieser Art des Aufwandes nicht mehr von uns fordern. Unsere Umstände sind nun weltkundig; es ist weltkundig, daß unsere Einnahme nicht mehr hinreicht, jenen Aufwand mit Ehren fortzusetzen. Verlangen wir ihn dennoch fortzusetzen, d. h. verlangen wir durch unsere Entbehrung zu glänzen? Ein solches Verlangen ist so thöricht, das Leiden über die Verjagung desselben ist so unsinnig, daß es gar keine Schonung verdient, und daß vernünftige Menschen es sich gar nicht in Rechnung können bringen lassen. „Durch Verjagung dieser Bedürfnisse wird dem, der sie weltkundig auf Kosten Anderer befriedigte, kein Leiden zugefügt,“ und sie sind beim Aufnehmen des Verhältnisses von der Summe abzuziehen. — So sofern zweitens die Befriedigung der Bedürfnisse wirklich einen grob- oder rein sinnlichen Genuß, einen Reiz der Nerven, oder eine leichtere Bewegung der Einbildungskraft verursacht, läßt sich doch nicht leugnen, daß im Grade desselben, und mithin im Grade des durch die Gewohnheit entstandenen Bedürfnisses eine große Verschiedenheit sei. Es gibt ungefähr eine äußerste Grenze der Reizbarkeit der menschlichen Natur; über diese hinaus wird sie sehr schwach und nimmerlich. Es ist wohl kein Zweifel, daß der Luxus unsers Jahrhunderts diese Grenze nicht erreicht, und hier und da sie nicht überschritten habe. Die Entbehrung dessen, was hart an dieser Grenze, vielmehr dessen, was über sie hinaus liegt, kann bei Weitem die unangenehme Empfindung nicht verursachen, welche durch unbefriedigte Begierden erregt wird, die noch innerhalb der Grenzen der größern Reizbarkeit stehen. Auch hierauf ist beim Aufnehmen des richtigen Verhältnisses zwischen Verjagungen und Leiden Rücksicht zu nehmen.

Abgezogen, was abgezogen werden muß, bleibt allerdings eine Summe von Leiden der Begünstigten übrig, die aus den Einschränkungen des gewohnten Luxus durch unsere Vertragsaufhebung für sie entstehen müssen; Leiden, an denen wir, durch unser gutmüthiges Versprechen, ihnen die Bedürfnisse eines unbegrenzten Luxus vordauernd zu liefern, allerdings die völlige Schuld haben. Wir sind verbunden, diese Leiden aufzuheben, in sofern es die Gerechtigkeit von der einen Seite zuläßt, von der andern erfordert. — In sofern sie es von der einen Seite zuläßt. Jeder muß das Unentbehrliche haben, so wie wir es oben bestimmten; das ist unveräußerliches Menschenrecht; in sofern ihr Vertrag mit uns irgend einen von uns der Möglichkeit beraubte, dieses zu haben, war er an sich rechtsunkräftig, und ohne allen Schadenersatz aufzuheben. So

lange auch nur noch Einer da ist, dem es um ihrer willen unmöglich ist, durch seine Arbeit dies zu erwerben, muß ihr Luxus ohne alles Erbarmen eingeschränkt werden. — Durch seine Arbeit es zu erwerben, sage ich; denn nur unter Bedingung der zweckmäßigen Anwendung seiner Kräfte hat er Anspruch auf sein Unentbehrliches, und es wird gar nicht gefordert, daß der Begünstigte alle Müßiggänger ernähren solle. Wer nicht arbeitet, soll nicht essen, wenden wir mit nicht geringerer Strenge auf den gemeinen Bürger an, als wir es auf den Begünstigten anwenden würden, wenn er arbeiten könnte. — In sofern es die Gerechtigkeit von der andern Seite erfordert. — Er beruft sich auf die Kraft der Gewohnheit, nichts zu arbeiten und viel zu verzehren. Sein Rechtsgrund sei auch der unsere. Sein eigentliches Uebel, die Quelle aller seiner Leiden, die wir eröffnet haben, müssen wir auch wieder verstopfen. So wie er allmählig sich zum Nichtsthun und zur Verschwendung gewöhnt hat, so muß er sich ihrer auch allmählig wieder entwöhnen. „Er muß von der Stunde der Aufhebung unsers Vertrags an seine Kräfte bilden, wozu er noch kann, und sie gebrauchen, so gut er kann.“ — Das Leiden, das diese Kraftanwendung ihm verursachen möchte, kommt gar nicht in Rechnung, denn es ist ein Leiden, das uns zu wohlthätigen Zwecken die Natur aufgelegt hat, und dessen wir gar nicht das Recht hatten, ihn zu entledigen. Kein Mensch auf der Erde hat das Recht, seine Kräfte ungebraucht zu lassen, und durch fremde Kräfte zu leben. Es muß sich ungefähr berechnen lassen, binnen welcher Zeit er es dahin bringen könne, daß der Gebrauch derselben ihm das Unentbehrliche verschaffe. Bis dahin müssen wir für seinen Unterhalt sorgen; aber dagegen haben wir auch das Recht der Aufsicht, ob er sich wirklich auch geschickt mache, sich denselben auf die Zeit hin, da wir ihn nicht mehr ernähren wollen, selbst zu erwerben. — Er muß von der Stunde der Aufhebung unsers Vertrags an sich allmählig die Befriedigung immer mehrerer Bedürfnisse versagen lernen; wir werden ihm anfangs, nach Abziehung des oben Berechneten, geben, was von seinen vorherigen Einkünften übrig bleibt; dann weniger, dann allmählig immer weniger, bis seine Bedürfnisse mit den unserigen ungefähr in's Gleichgewicht gekommen sind; und so wird er sich weder über Ungerechtigkeit, noch über unbillige Härte zu beklagen haben. „Er wird uns, wenn er durch diese Bemühungen überdies noch gut und weise werden sollte, noch einst danken, daß wir ihn aus einem verschwenderischen Müßiggänger zu einem frugalen Arbeiter, und aus einer unnützen Last der Erde zu einem brauchbaren Mitgliede der menschlichen Gesellschaft gemacht haben.“



### Der Menschenlehrer.

Wen sein heller, biegsamer Geist und sein für Menschenwerth warm schlagendes Herz nicht längst zum Menschenlehrer verordnete, den macht keine Bekation dazu; sie kann nichts weiter, als einen leeren Platz mit einem Manne besetzen, welcher, wenn er den höhern Ruf nicht längst zuvor erhalten hatte, den Würdigern verdrängt, und seine Stelle vergeblich drückt. Freie Mittheilung der Wahrheit ist das schönste Vereinigungsband, das die Welt der Geister zusammenhält; ein Geheimniß, das Niemand kennt, denn der es empfangen hat. Die Wahrheit ist ein gemeinsames Erbgut dieser höhern Welt, frei wie der Aether, und von Myriaden zugleich zu genießen, ohne sich zu verzehren. Ihr händigt mir meinen Antheil davon ein, nicht als mein Eigenthum, sondern als ein auf eure spätern Nachkommen zu überlieferndes heiliges Unterpfand. Ich werde, ich muß es abliefern; wohl mir, wenn es in meinen Händen gewuchert hat; nur dadurch kann ich meinen Platz in der Welt der Geister bezahlen. Ich bezahle allerdings eine Schuld, aber nicht an dich, o Staat; dein Reich gehört nicht zu der Welt, mit der ich in Abrechnung stehe. Du redest von Befoldung? Deine Anweisungen gelten nicht in derselben Welt, und der Lehrer der Menschheit macht sich durch eine Münze bezahlt, die du nicht ausgeprägt hast. So oft er einem Andern die Wahrheit mittheilt, fällt ihm selbst eine neue Beleuchtung darauf, und jeder Schüler, den er zu ihr bekehrt, zeigt ihm eine neue Seite an ihr. Alle Freuden und alle Belohnungen, die du ihm geben kannst, sind nichts gegen diejenigen, die er täglich erneuert schmeckt — Einmütigkeit im Denken hervorzubringen, und einen menschlichen Geist mit dem seinigen in Eins zu verschmelzen. Die Ansichten auf die kurze Spanne Leben, die du ihm eröffnen könntest, sind nichts gegen die seinigen, daß die Früchte seiner Arbeiten fortbauern werden in die Ewigkeit, und daß nichts in der unendlichen Reihe der Ursachen und Wirkungen zur Vervollkommenung des Menschengeschlechts vergehen wird, das er in sie brachte. Der Jünger ist nicht größer als sein Meister, wenn er nichts als Jünger und Lehrling ist, und nichts kann, als nachmachen; aber groß und glücklich wäre der Meister, der alle seine Schüler größer machen könnte, als er selbst war. Welch eine Saat von Menschenwerth und Menschenglück, aus dem Korne, das er warf, entsprossen, müßte vor seinem Auge dämmern! — Gehe doch mein Name verloren, und die Sylben desselben rollen nicht über die Zungen der Nachwelt, wenn nur in der großen Kette der Vervollkommenung meines Brudergeschlechts meine Existenz ein Glied ausmacht,

in welches sich Glieder schlingen, bis in die Ewigkeit hinaus; wenn es auch keiner weiß, wenn es nur so ist.

Nein, Geister der Vorwelt, deren Schatten mich unsichtbar umschweben, Griechen und Römer, an deren noch fortlebenden Schriften mein Geist sich zuerst versuchte, die ihr diese Kühnheit, diese Verachtung der List, der Gefahr und des Todes, dieses Gefühl für Alles, was stark und groß ist, unmerklich in meine Seele hauchtet — und ihr andern zum Theil noch lebenden Lehrer, an deren Hand ich noch täglich tiefer in die Natur unseres Geistes und seiner Bezüge einzudringen, und von eingewurzelten Vorurtheilen mich immer mehr zu entfesseln suche; fern sei von mir der entehrende Gedanke, daß ich alles das durch die paar armseligen Groschen bezahlt habe, die ich für eure Schriften gab. Mein Geist fliegt in dieser Minute sehnend zu euern unbekannten Gräbern, oder zu den Städten, wo ihr wohnt, und von denen Länder und Seen mich trennen, und möchte gerührt, aber männlich auf euerm Grabe danken, oder euch die Hand drücken und euch sagen: Ihr seid meine Väter, Theile von euerm Geiste sind in den meinigen übergegangen. —

### Charakteristik Napoleons.\*)

— — — Zuvörderst er ist kein Franzose. Wäre er dies, so würden die gefelligen Grundansichten Frankreichs, jene Achtung für die Meinung anderer und für etwas außer ihm selber, einige wohlthätige Schwäche und Inkonsequenz seinem Charakter beimischen, wie dergleichen sich z. B. in Ludwig XIV., meines Erachtens der schlimmsten Ausgeburt des französischen Nationalcharakters, vorfanden. Aber er ist aus einem Volk, das schon unter den Alten

\*) Im Sommer 1813 hielt Fichte in Berlin Vorlesungen über Staatslehre; er unterbrach den Zusammenhang derselben, um sich über den Begriff des wahren Kriegs auszusprechen. Das Leben ist ihm das Mittel, die Freiheit die Bedingung für unsere sittliche Aufgabe; ist die Freiheit bedroht, so muß das Leben daran gesetzt werden; das Leben ist ein Kampf um Freiheit; es geht nicht zu Grunde; und wer da fällt, dem ist der Tod, wo es das zeitliche Leben nicht sein konnte, der Befreier. Wenn des Volkes Freiheit und Selbstständigkeit angegriffen ist, dann kein Vergleich, kein Friede ohne vollständigen Sieg! Gott ist ein Gott der Freiheit; er will und kann das Gute uns nur geben durch unsere Freiheit. Wir sollen nicht erwarten, wie Gott nach seinen geheimen Wegen etwas zum besten lenken werde, sondern selbst nach unsern eigenen klaren Bezügen es zum besten wenden. „So auch in diesem Fall. Erkenne ich Gott recht und seinen Weltplan, habe ich auch die durch sein ganzes öffentliches Leben dargelegte Erscheinung unseres Feindes richtig begriffen, so ist in ihm alles Böse, gegen Gott und Freiheit Feindliche, was seit Beginn der Zeit bekämpft worden ist von allen Tugendhaften, zusammengekrängt und auf einmal erschienen, ausgestattet mit aller Kraft, die das Böse haben kann. Wozu? Auch alle Kraft des



wegen seiner Wildheit berüchtigt war, das gegen die Zeit seiner Geburt in harter Sklaverei noch mehr verwildert war, das einen verzweifeltsten Kampf gekämpft hatte, um die Fesseln zu zerbrechen, und in Folge dieses Kampfs in die Sklaverei eines nur schlauer Herrschers gefallen und um seine Freiheit betrogen worden war. Die Begriffe und Empfindungen, die aus einer solchen Lage seines Vaterlandes sich entwickelten, mögen die ersten Bildungsmittel seines aufkeimenden Verstandes gewesen sein. Unter der französischen Nation, die auf diese Weise zuerst mit ihm bekannt wurde, erhielt er seine Bildung, sie legte sich ihm dar in den Begebenheiten einer Revolution, deren innere Triebfedern zu schauen er alle Gelegenheit hatte, und er mußte bald mit innigster Klarheit dieses Volk begreifen lernen als eine höchst regsame Masse, die da fähig wäre, durchaus jedwede Richtung anzunehmen, keinesweges aber sich durch sich selbst eine bestimmte und dauernde zu geben. Konnte es anders kommen, als daß er, wie er diese Nation fand, der er selbst seine Verstandesausbildung dankte, und die er ungefähr für die erste halten mochte, so auch das ganze übrige Menschengeschlecht ansah? Von einer höhern sittlichen Bestimmung des Menschen hatte er durchaus keine Ahnung. Woher sollte er sie bekommen, da sie nicht, wie etwa bei den Franzosen, durch eine glückliche Angewöhnung ihm in früher Jugend zu Theil ward, durch deutliche Erkenntniß aber vermittelt der Philosophie oder des Christenthums seine spätere Bildung sie ihm auch nicht darbot?

Zu dieser vollkommenen Klarheit über die eigentliche Beschaffenheit der Nation, über die er sich der Oberherrschaft bemächtigte, trat ein durch seine Abstammung aus einem kräftigen Volk begründeter, und durch seinen steten, aber zu verbergenden Widerstreit gegen die Umgebungen seiner Jugend gestählter, kräftiger und unerschütterlicher Wille. Mit diesen Bestandtheilen der Menschengröße, der ruhigen Klarheit, dem festen Willen ausgerüstet, wäre er der Wohltäter und Befreier der Menschheit geworden, wenn auch nur eine leise Ahnung der sittlichen Bestimmung des Menschengeschlechts in seinen Geist gefallen wäre. Eine solche fiel niemals in ihn, und

Guten, die jemals in der Welt erschienen ist, soll sich vereinigen und es überwinden. Dies ist das große Schauspiel, welches dieser Zeit vorbehalten ist. Das Reich des Teufels ist nicht dazu da, damit es sei, und von den Menschen überleben, weder Gott noch dem Teufel Gehörigen, Herrenlosen dulden ertragen werde, sondern damit es zerstört und durch seine Zerstörung der Name Gottes verherrlicht werde. Ist dieser Mensch eine Ruthe in der Hand Gottes, so ist er es nicht dazu, daß wir ihn den entblößten Rücken hinhalten, um vor Gott ein Opfer zu bringen, wenn es recht blutet, sondern daß wir dieselbe zerbrechen." Und nun wendet sich Richte zu einer Charakteristik Napoleons, die vielleicht das Großartigste ist, was je über diesen gedacht worden, und spricht Worte, wie sie nur aus einer Heldenseele strömen können, aber nicht aus einer selbstmüthigen, sondern für das Recht begeisterten.

so wurde er denn ein Beispiel für alle Zeiten, was jene beiden Bestandtheile rein für sich und ohne irgend eine Anschauung des Geistigen geben können. Es bildete sich ihm hieraus folgendes Erkenntnißgebäude: daß die gesammte Menschheit eine blinde, entweder gänzlich stagnirende, oder doch unregelmäßig und verwirrt durch einander und mit einander streitend sich regende Masse von Kraft sei, daß weder jene Stagnation sein solle, sondern Bewegung, noch diese unordentliche, sondern nach einem Ziel sich richtende Bewegung; daß selten und durch Jahrtausende getrennt Geister geboren werden, die bestimmt seien, dieser Masse die Richtung zu geben, dergleichen einer Karl der Große gewesen sei, und er der nächste nach ihm, daß die Eingebungen dieser Geister das Einzige und wahrhaft Göttliche und Heilige und die ersten Principien der Weltbewegung seien, und daß für sie schlechthin alle andern Zwecke der Sicherheit und des Genußes aufgeopfert, für sie alle Kräfte in Bewegung gesetzt, und jedwedes Leben in Beschlag genommen werden müsse, und daß es Auflehnung sei gegen das höchste Weltgesetz, solchen Anregungen sich entgegenzusetzen. In ihm sei erschienen dieses Weltgesetz in der neuen Ordnung der Dinge, die er in dem Kulturstaat, unter seiner Oberherrschaft, ausführen wolle. Das nächste Glied dieser Ordnung sei dormalen die Freiheit der Meere, wie er es nennt, die Oberherrschaft der Meere in seinen Händen, wie er es eigentlich meint, und für diesen allernächsten durch das Weltgesetz gesetzten Zweck müsse alles Glück von Europa aufgeopfert werden, alles Blut fließen, denn dafür allein sei es da. Diesen großen Weltplan, der freilich über das Ziel eines Menschenlebens sich hinauserstreckt, soll nun nach ihm seine Dynastie fort- und ausführen, so lange bis etwa nach einem Jahrtausend ein anderer inspirirter Held wie er auftreten und mit neuer Offenbarung in seine und Karls Schöpfung eingreifen wird.

Man hat geahnt, daß es mit ihm ein anderes Beenden habe, als mit andern vorzeitigen und gleichzeitigen Herrschern. So ist es auch. Denn Herrscher sind gewohnt, sich als Vertheidiger des Eigenthums und Lebens anzusehen, als Mittel zu diesem Zweck, der darum nie aufgeopfert werden darf; dieser setzt sich als Vertheidiger eines absoluten, selbst Zweck seienden Willens, eines Weltgesetzes, in der That aber nur eines individuellen Willens, einer Grille, ausgerüstet mit der formalen Kraft des sittlichen Willens. Es ist allerdings wahr, daß alles aufgeopfert werden soll — dem Sittlichen, der Freiheit; daß alles aufgeopfert werden soll, hat er richtig gesehen, für seine Person beschlossen, und er wird sicher Wort halten bis zum letzten Athemzug, dafür bürgt die Kraft seines Willens. Seine Denkart ist mit Erhabenheit umgeben, weil sie kühn ist und den Genaiß verschmäht; darum verführt sie leicht erhabene,



das Rechte nur nicht erkennende Gemüther. Nur soll es eben nicht geopfert werden seinem eigensinnigen Entwurf; diesem aufgeopfert zu werden, ist er selbst sogar viel zu edel; der Freiheit des Menschengeschlechts sollte er sich opfern und uns alle mit sich, und dann müßte z. B. ich, und jeder, der die Welt sieht, wie ich sie sehe, freudig sich ihm nachstürzen in die heilige Opferflamme.

In dieser Klarheit und in dieser Festigkeit beruht seine Stärke. In der Klarheit: alle unbenützte Kraft ist sein, alle in der Welt gezeigte Schwäche muß werden seine Stärke. Wie der Geier schwebt über den niedern Lüften und umberschaut nach Beute, so schwebt er über dem betäubten Europa, lauschend auf alle falschen Maßregeln und Schwächen, um flugschnell herabzustürzen und sie sich zu nütze zu machen. In der Festigkeit: die andern wollen auch wohl herrschen, aber sie wollen noch so vieles anderes nebenbei, und das erste nur, wenn sie es neben diesem haben können; sie wollen ihr Leben, ihre Gesundheit, ihren Herrscherplatz nicht opfern, sie wollen bei Ehren bleiben, sie wollen wohl gar geliebt sein. Keine dergleichen Schwächen wandelt ihn an; sein Leben und alle Bequemlichkeiten desselben setzt er daran, der Hitze, dem Frost, dem Hunger, dem Kugelregen setzt er sich aus. Das hat er gezeigt, auf beschränkende Verträge, dergleichen man ihm angeboten, läßt er sich nicht ein; ruhiger Beherrscher von Frankreich, was man ihm etwa bietet, will er nicht sein, sondern ruhiger Herr der Welt will er sein, und falls er das nicht kann, gar nichts sein. Dies zeigt er jetzt, und wird er ferner zeigen. Die haben gar kein Bild von ihm, und gestalten ihn nach ihrem Bilde, die da glauben, daß auf andere Bedingungen mit ihm und seiner Dynastie, wie er sie will, sich etwas anderes schließen lasse, denn Waffenstillstände. Ehre und Treue? Er hat es freiwillig bei der Einverleibung Hollands ausgesprochen, daß ein Herrscher damit es halte, wie die Zeiten es mit sich bringen; so lange es ihm selbst zuträglich ist — ja — wenn es ihm nachtheilig wird, nicht mehr. Daher kommt auch in allen neueren Staatschriften desselben das Wort Recht gar nicht mehr vor, und fällt nach ihm heraus aus der Sprache, sondern es ist allenthalben nur die Rede vom Wohl der Nation, dem Ruhm der Armeen, den Trophäen, die er in allen Ländern erfochten.

So ist unser Gegner. Er ist begeistert und hat einen absoluten Willen; was bisher gegen ihn aufgetreten, konnte nur rechnen und hatte einen bedingten Willen. Er ist zu besiegen auch nur durch Begeisterung eines absoluten Willens, und zwar durch die stärkere, nicht für eine Grille, sondern für die Freiheit.





*Werner*

Zacharias Werner.

~~~~~


Zacharias Werner.

(Geb. 18. Nov. 1768. Gest. 17. Jan. 1823.)

Friedrich Ludwig Zacharias Werner, einer der begabtesten Dichter der neuern Zeit und eine merkwürdige, wenn auch im Ganzen unerfreuliche Erscheinung, wurde in Königsberg in Preußen geboren. Sein Vater, Professor der Geschichte daselbst, starb früh, und der einzige Sohn blieb bis zu seinem 22. Jahre unter der Leitung seiner Mutter, einer Nichte des Dichters Pietzsch. Von welcher Art der Einfluß derselben auf sein empfängliches Gemüth gewesen sein mag, läßt sich aus ihrem Ende abnehmen. Sie verfiel nämlich in eine Gemüthskrankheit, in welcher die fixe Idee sich bei ihr ausbildete, daß sie die Jungfrau Maria und ihr Sohn der Welt-Heiland sei. Diese halbreligiöse Schwärmerei dauerte bis an ihren Tod, der am 24. Februar 1804 erfolgte, ein Datum, nach welchem Werner späterhin sein berühmtestes dramatisches Gedicht benannte. In ihm selbst waltete neben bedeutenden Anlagen ein hoher Grad sinnlicher Genußsucht, ohne daß das Gewicht eines maßgebenden Willens ausgleichend hinzutrat. „Ein unseliges Auf- und Abtreiben zwischen den Interessen geistiger Bildung und geistigen Wirkens und den Ansprüchen eines wildhinstrebenden Naturtriebs war das Resultat, wodurch wiederum ein Leben bedingt wurde, das in fortwährender Selbstentzweiung ausging.“ So war es in Königsberg, wo Werner seine Studien absolvirte, so in Warschau, wo er

1795 als Kammersekretär angestellt ward, so später in Berlin und überall. In Warschau lernte er seinen spätern Biographen Hitzig kennen, und schloß mit einer Polin, die kein Wort Deutsch verstand, wie er kein Polnisch, bereits seine dritte Ehe, um auch diese, wie die früheren, nach kurzer Zeit wieder zu lösen. Schon damals bereitete sich in ihm vor, was er später wurde. Nachdem er sich etwas in der Philosophie umgesehen und den Glauben weggerissen hatte, ohne doch eine freie Ueberzeugung zu erringen, wandte er sich der Mystik der neuen romantischen Schule zu. Er schwärmte für den Katholicismus, als das „größte Meisterstück menschlicher Erfindungskraft“ und stellte ihn „auf seine Urform zurückgeführt“ über alle anderen Religionen. Die Kunstwerke sollten nach seiner Forderung den Sieg dieses „geläuterten Katholicismus“, als der Universalreligion der Zukunft, vorbereiten, und er selbst entwarf (1800) im Drange seines religiös-phantaistischen Idealismus sein erstes Drama, die „Söhne des Thals“, worin er den Untergang des Tempelordens darstellt, aus dessen Asche er phönixartig die Idee der Freimaurerei, als der Erbin und Trägerin der reinen Religionslehre, aufsteigen läßt. Die Fabel des Stücks gründet sich auf eine der Personen, in denen man die Freimaurerei auf frühere Zeiten zurückzuführen suchte. Ein schottischer Tempel (der Robert im Gedicht) sollte nach dem Fall des Ordens eine geheime Gesellschaft gestiftet haben, aus der sich nachher die Maurerei entwickelte. Nach Werners Auffassung bewahrten nun zwar die Tempel in ihren Symbolen und Mytherien den tiefsten Inhalt des Christenthums und der Menschheitsreligion, hatten aber im Lauf der Zeit über den Symbolen den Inhalt vergessen, daher man das unvollkommene Gefäß zerbrechen und opfern mußte, um der reinen Lehre eine neue und angemessene Form zu geben. Diese That überträgt er nun dem bewußten Wirken einer geheimen Gesellschaft, die er das „Thal“ nennt und die ihm die Vorsehung repräsentirt.

Nachdem Werner der Krankheit seiner Mutter wegen wieder einige Jahre in Königsberg verbracht hatte, kehrte er 1804 nach dem

Tode derselben nach Warschau zurück und dichtete hier sein „Kreuz an der Ostsee“, wozu E. Th. A. Hoffmann, an den er sich jetzt angeschlossen, eine originelle Musik schrieb. Hohe Bekanntschaften verschafften ihm bald darauf (1805) eine einträgliche Sekretärstelle in Berlin. Hier lernte er die bisher nur aus der Ferne verehrten Männer der neuen Schule, Schlegel, Schütz, Fichte, auch Iffland, J. v. Müller u. A., persönlich kennen und brachte sein drittes Drama, „Martin Luther oder die Weihe der Kraft“ (1806), auf die Bühne, das in Berlin wie in ganz Deutschland großes Aufsehen erregte; später, nach seiner „Bekehrung“, hat es der Dichter durch die „Weihe der Unkraft“ (1815) verleugnen und widerrufen wollen. Der Einzug der Franzosen trieb ihn von Berlin fort. Er durchreiste Deutschland, ward in Weimar mit Goethe bekannt, den er immer hoch verehrte, sah darauf in Berlin, wohin er auf kurze Zeit zurückkehrte, Napoleon, den Normaltyrannen, nach dessen idealisirtem Bilde er seinen „Attila, König der Hunnen“ (1808), dichtete, bereiste die Schweiz, und lernte in Coppet die Frau von Staël kennen, die seinen mystisch-ästhetischen Vorträgen mit Bewunderung zuhörte. Gleiche Anerkennung fand er in Weimar, wo er abermals einige Zeit sich aufhielt. Nachdem er sein fünftes Trauerspiel, „Wanda“, herausgegeben, begab er sich 1809 von Neuem nach Coppet zur Frau von Staël, vollendete dort die Stücke „Die heilige Kunigunde“ und „Der 24. Februar“ (erst 1815 erschienen), und unternahm dann auf den Rath seiner Freundin im November 1809 seine verhängnißvolle Reise nach Rom, wo er 1811 sein allgemach ganz zerrüttetes Gemüth in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche rettete und bis 1813 verweilte. Nach Deutschland zurückgekehrt, ließ er sich zu Aschaffenburg zum Priester weihen und begann dann in Wien zur Zeit des Kongresses seine Predigten, deren humoristisch-mystisches Pathos viel Zuhörer bezog, und die er bis kurz vor seinem Tod eifrig fortsetzte. An Dramen schrieb er in dieser Wiener Periode noch „Die Kreuzerhöhung“ (1820) und „Die Mutter der Makkabäer“ (1820). Im Januar 1823 starb er

von Fassung und dem ihm eigenen Humor bis zum letzten Augenblick nicht verlassen.

In Werner ging ein großes dramatisches Talent verloren, verloren in Lächerlichkeit, mystischer Nebel und Karfunktellei. Seine dichterische Hauptleistung bleiben die „Söhne des Thals“, die, einer gewissen Ueberzeugung und Energie des Strebens entsprungen, besonders in ihrem ersten gelungensten Theil, den „Tempeln auf Cypern“, durch dramatische Belebtheit, glückliche Charakterzeichnung, Größe des Sinnes und treffende Sprache sich auszeichnen. Seine spätern Werke sind mehr und minder reich an einzelnen Schönheiten, aber die allmählig alles überwuchernde mystische Tendenz reißt den Dichter zu oft zum Abenteuerlichen, Excentrischen und völlig Abgeschmackten hin. Am einflussreichsten ward unter seinen Dichtungen der „Vierundzwanzigste Februar“, ein Nachtstück im wahrsten Sinne des Worts und gewissermaßen die Ahnfrau der nachher auftauchenden fatalistischen Trauerspiele, aber alle seine Nachahmungen weit überragend durch erschütternde Naturwahrheit, durch strenge Haltung der poetisch-düsteren Färbung, durch kunstreiche Zusammendrängung des Stoffes und seltene Gewalt der Sprache. Der „24. Februar“ (sagt Jul. Schmidt) wird sich in der Literatur erhalten, als ein in seiner Art vollendeter Ausdruck für jenen Naturfatalismus, jenes Herabsinken des Geistes unter die blinden Kräfte der Natur, von dem damals bessere Dichter, z. B. Goethe in seinen Wahlverwandtschaften, vorübergehend erfüllt waren. — Werners Werke erschienen gesammelt in 14 Bänden (Grimma 1839—41).

Der vierundzwanzigste Februar.

Tragödie in einem Akt.

Personen.

Kuntz Kuruth, ein schweizerischer Landmann.
Trude, dessen Frau.
Kurt, ihr Sohn (als Reisender unerkannt).

(Die Handlung spielt in Schwarzbach, einem einsamen Alpenwirthshause auf dem zwischen Randersteg und Lenk gelegenen Felsen- und Bergpasse Gemmi in der Schweiz.)

Erster Auftritt.

(Bauernstube und Kammer, durch eine Seitenwand getrennt, an der eine kleine Wanduhr, eine Sense und ein großes Messer hangen. Im Hintergrunde ein Strohlager und ein alter Lehnstuhl. Die Stube ist durch eine auf dem Tische brennende Lampe erleuchtet. Es ist Nacht. Die Wanduhr schlägt eilse.)

Trude (allein, am Spinnrocken sitzend).

Schon eilf und Kuntz noch immer nicht zu Haus:
Er ging nach Lenk doch heute früh schon aus. —
Wenn er nur nicht verunglückt! — Welch Getöse
Der Föhn heut' wieder treibt! Als ob der Böse
Vom Gelliborne pfeift, es zu zerreißen,
Und es dem Gemmi nach dem Kopf zu schmeißen,
Wie Kuntz das Messer schmiß! — Was fällt mir ein! —
Ja, um die Zeit just wird's gewesen sein:
Es war ja, glaub' ich, auch im Februar,
Als Vater seliger gestorben war. —
's ist lang' schon her, und dennoch denk' ich dran,
Es überläuft mich kalt! — Wo bleibt mein Mann! —

Vielleicht — ach Gott! rih eine Schneelavine
 Ihn mit sich fort! — Mich grauselts! — Im Kamine
 Ist auch kein Spänlein Holz — kein Bissen Brod
 Im ganzen Haus — und Jammer nur und Noth!
 Sie haben uns ja fast das letzte Hemd genommen,
 Die harten Gläubiger! — Wie ist mir's heut' beklommen!
 Schwer ist der Fluch erfüllt; — es ist ein schwer Gebot,
 Das vierte! — Andre Mütter haben einen Sohn;
 Doch unser, der als Kind schon in die weite Welt entfloh,
 Verflucht vom fluchbeladenen Vater, roth
 Vom Schwesterblut — längst hieß es: er sei todt! —
 Wär' ich's nur auch erst, dann wär' ich der Qual entkommen! —
 Ich will eins singen — der Gesang soll frommen,
 Wenn mit dem Schuldbuch uns der böse Feind bedroht! —

(Singt.)

Wovon ist dir dein Schwert so roth?

Edward, Edward! —

Ich hab' geschlag'n 'nen Geier todt,

Davon ist mir mein Schwert so roth!

O weh, o weh! —

Ein garstig Lied! — Es hat 'nen dummen Schluß!
 Brr! — Welch Geräusch? — Es klopft an's Fenster! — Muß
 Doch zusehn; ganz gewiß ist es mein Mann! —

(Sie geht an's Fenster.)

'ne Gule klammert sich an's Fenster an!

Auch sie sucht Schutz vor'm Sturm! — Was das Ding glozen kann!
 Sie starrt mich an! — Weg da! — Sie steht und kreischt: komm
 mit! —

O meinst du mich, dann wär' ich sorgenquitt! —

(Sie setzt sich wieder an den Kofen.)

Die Eulen, sagt man, wittern nahe Leichen;
 Auch mir ist's leichenhaft — die Angst will nimmer weichen! —
 's ist auch so einsam auf dem Gemmi hier!
 Dies Häuschen steht allein; drei Stunden in die Runde
 Kein menschlich Wesen, als nur wir!
 Wird's Winter, siedelt Alles sich an im sichern Grunde,
 Nur wir, wie von den Geistern der Alp gefesselt schier,
 Sind hier — und heut' nur ich und meine Qual mit mir! —
 Ein munter Liedel scheucht vielleicht die düstre Stunde! —

(Singt.)

Und wenn der Bau'r ein Bauer ist,

So führt er seinen Pflug,

Und wenn er ein Hütli und Hemdli hat,

So hat er Kleider g'ung! —

Hütli auf,
 Federli drauf;
 Hirt hemdli an! —
 Bunt Bänderli dran!
 Der Bauer ist kein Edelmann,
 Der Bauer ist ein Bau'r;
 Das Leben wird ihm sau'r! —

Herr Jesus! War's dies Lied nicht, das er pfiff,
 Der Kunz, als er die Sense schliff? —

(Man hört an die Thüre klopfen.)

Es klopft! — Mach' auf ich?! —

(Zur Thür eilend und sie öffnend.)

Ha, es ist mein Mann!

Zweiter Auftritt.

(Trude, Kunz ganz beschneiet, einen Krückenstock und eine fast ausgebrannte
 Laterne in der Hand.)

Trude (indem sie dem Kunz den Schnee abklopft). Du böses Tütel,
 wie lange bleibst du dann! —

Kunz. Bin bis auf's Hemde naß! — Mach' Feu'r! —

Trude. Womit?! —

Kunz. Ja so,

Wir haben ja kein Holz! — Nun, laß das, sei nur froh! —

Trude. Froh —?

Kunz. Weil's entschieden nun mit uns ist! —

(Ein Papier aus der Tasche ziehend.)

Dies Mandat

Gab mir der Vogt zu Lent, als ich ihn knieend bat,
 Uns nur 'nen Monat lang noch Zahlungsfrist zu geben! —

Trude. Er that's —?!

Kunz (ihr das Papier gebend). Nun lies nur! —

Trude. Mensch, du machst mich beben! —

(Lesend.)

„Dieweil der abgedankte eidgenössische Soldat, vormaliger
 Wirth und dormaliger Einlieger des Wirthshauses Schwarrbach
 auf der Gemmalpe, Kunz Kuruth, die von dem Gemhirten Jo-
 hann Jagger gegen ihn eingeklagte Wechselfuld von dreihundert
 Gulden Berner Währung, der mehrmaligen ihm bewilligten Pro-
 longationen und Zahlungsfristen ohnerachtet, nicht zahlen kann,
 als wird beflagten Kunz Kuruth'schen Eheleuten angedeutet, daß

dieselben morgen den 25. Februar früh um 8 Uhr, wenn sie bis dahin den Kläger nicht klaglos gestellt haben, mit ihren irrelevanten Einwendungen nicht weiter gehört, sondern vom Gerichtsdienner ausgepfändet, ihr Haus und Wiesenstück zu Schwarzbach, nach Abzug der darauf bereits haftenden Schulden, zur Befriedigung des Wechselgläubigers an den Meistbietenden verkauft, sie selbst, beklagte Eheleute, aber zur Abarbeitung der durch ihre Habseligkeiten nicht zu tilgenden Schuldenmasse, morgen in die Frohnveste gebracht werden sollen. Wie Recht ist von Rechts wegen.

Lenz, den 24. Februar 1804.

Untervoigt und Schöppen hiesigen löblichen
Oberwallisfcher Ortsgerichts.

O Gott! — Warst du beim harten Jucker nicht,
Und batst ihn noch um eine Frist? —

Kunz. Der Wicht!
Was hab' ich nicht versucht, um ihn zu rühren:
Nur vierzehn Tage Frist uns noch zu leihn,
Umsonst! — Kein Stein kann mehr gefühllos sein,
Als dieser reiche Klotz! — „Ich hab' nichts zu verlieren,“
So sprach er, „satt bin ich der Bettelei'n;
Hab' ich bis morgen früh mein Geld nicht, wohl, so führen
Die Schergen euch in Schuldthurm ein!“

Trude. Warst bei den Nachbarn nicht, bei unsern Bettern,
Basen?

Kunz. I — alle sperren sie die Thür mir vor der Nasen!

Trude. Und das sind Blutsverwandte! —

Kunz. Ein Blutsverwandter heißt,
Der dir am letzten hilft und dich am ersten beißt!

Trude. Sie haben, als wir reich, sich oft hier satt gegessen!

Kunz. Nach der Verdauung ist so was vergessen!

Trude. So bringst du nichts mit?

Kunz. (Indem er ein halbes Brod aus der Tasche zieht und es auf den Tisch wirft.) Nichts, als dies halbe Brod!
Mir gab's der arme Heini; er kennt des Hungers Noth,
Drum brach er's mit mir! — Heute schlägt es uns noch vor'm
Tod! —

Trude. Und morgen —?!

Kunz. Wenn die Schergen kommen —
dann —

Ein Schelm erträgt mehr, als er kann! —
Dann — wie ich lebte, sterb' ich — ein freier Schweizermann! —

Trude. Du bist entsetzlich! — Hast du denn Alles schon
versucht? —

Kunz. Alles — umsonst! — Wer einmal ist verflucht,
Der bleibt's! —

Trude. Was meinst du? — Sieh mich nicht so gräßlich an! —
Drei Stunden nur von hier — gleich vorn im Randerthal. —
Wohnt doch der reiche Stäfli, der Kühe sonder Zahl
Und Käse hat, genug, die Alp damit zu pflastern,
Und Geld wie Heu! — Er lebt in Schand' und Lastern,
Ist immer Abends schon betrunken — wohnt allein —
Wie wär's — du schlichst dich heute Nacht noch bei ihm ein,
Und —? — Starr' mich nicht so an! —
Kannst ihm's ja wiedergeben,

Wenn Gott uns segnet. —

Kunz. Uns Verfluchte?!

Trude. Wie ein Leih'n
Ist solch ein Nehmen! — Diebstahl, Gott soll behüten! — Nein! —
Doch sich, im Nothfall, Ehr' und Leben
Durch solch ein — Nehmen retten, was man durch Fleiß und
Streben

Zu seiner Zeit erseht: kann das wohl Sünde sein? —

Kunz. Weib! — wagst du's, schändlich Weib, die Augen
aufzuheben?

Ich, ein gewes'ner eidgenössischer Soldat,
Der auf der Tagesagung mit gestanden hat,
Und, was er sagen half, mit Gut und Blut vertrat!
Der lesen, schreiben kann, die Chronik hat gelesen,
Und weiß, wer Tell und Winkelried gewesen,
Und was in alter Zeit für's allgemeine Wesen,
Mit eig'nem Nachtheil oft, ein jeder Schweizer that!
Ich, dem vor dreißig Jahren die Herrn vom Berner Rath
Beim Abschied gaben das Certificat:

Daß ich dem Feind allein 'ne Fahne abgenommen! —
Ich — stehlen? — Wag's mir nicht noch einmal so zu kommen! —

Trude. Um Gotteswillen, sei nur wieder gut!

Kunz. Dein Vater war ein Pfarrer, und du 'ne solche Brut,
Die — stehlen will! — Pfui, schäm' dich! —

Trude. Dein wilder Jammer thut
Mir's Herz zerreißen! — Ach, könnt' ich mit meinem Blut
Dich retten! —

Kunz. Sei du nur auf deiner eignen Hut,
Ich weiß, was mir gebührt! — Noch Keiner hieß Kuruth,
Und saß im Thurm! — Ich sollt' der Erste, sollt' allein
Der sein, der seiner Väter Namen schändet? — Nein! —
Mein Entschluß ist schon fest genommen;
Ich kann nicht anders! Wenn sie mich morgen holen kommen

Zum Schuldthurm — geh' ich mit, bis wo sich beuget ein
 Der Weg vom Lämmerngletscher über das Gestein
 Zum Daubensee — dann — mag Gott mir Sünder gnädig
 sein! —
 Dann — anders geht's nicht! — stürz' ich mich in den See
 hinein! —

Trude. Gerechter Gott! —

Kunz. 's ist besser doch zu sterben —
 Wenngleich ein solcher Tod ist hart! —
 Als auszuschlagen aus der Väter Art,
 Und stehlen, oder Schande sich erwerben!

Trude. O lebe, und wir wollen betteln gehn
 In allen fern entlegenen Kantonen,
 Ich will die Heimat nimmer wiedersehn,
 Wo solche eif'ge Menschengletscher wohnen;
 Auch da, wo nicht die Alpenlüste wehn,
 Wird man Erbarmen kennen und Verschonen!
 Komm, laß uns fliehen! Laß dies Haus des Fluchs allein,
 's ist so verschuldet ja — kein Nagel drin ist dein;
 Laß uns bei Fremden betteln — sie werden menschlich sein! —

Kunz. Jetzt — betteln gehn! — Bist du von Sinnen?
 Soll ich dein Mörder werden, Weib? —
 Das würd' ich, führt' ich jetzt im Winter dich von hinnen,
 Dich, schwächlich Wesen! Meinst du, es sei ein Zeitvertreib,
 Wenn überall die Schneelavinen rinnen,
 In jedem Alpenpaß der Wildbach losgelassen faust,
 Und, wie des Vaters Fluch, dir Tod entgegenbraust? —
 Des Vaters Fluch! — Du halfst ihn mir gewinnen,
 Ich theilt' ihn mit dir und du trugst ihn treu
 Durch achtundzwanzig Jahr' — jetzt laß mich ihn entschühnen! —
 Bist du von mir, dem Fluchbeladenen, frei,
 Kannst besser du allein dein Brod verdienen;
 Verdienen, sag' ich — nicht durch Bettelei
 Ermammern! — Nein, das Weib des braven Kuruth sei
 Verachtet nicht! —

Trude. Und du — ?!

Kunz. Ich will es mich erkühnen,
 Vor Gott zu treten — fluchentsühnt! —

Trude. Und um
 Den Fluch, den nichts entschühnt, dir zu erringen,
 Zu schänden deiner Väter Ruhm,
 Und mich, dein theu'r erkaufte Eigenthum,
 Verzweifeln in die Gruft zu bringen! —

Kunz. Du meinst, es sei ein Schimpf, sich tödten? —

Trude. Flieh' die Schlingen,
 Die dir der Böse legen thut!
 Des Wittlers Blut, es floss auch dir zu gut! —
 O nimm die Bibel; laß uns beten, singen,
 Und waschen unsre Schuld in bitterer Thränenflut!
 Wenn jeho Dunkel auch auf unsern Augen ruht,
 Kann uns zu retten doch — vielleicht uns noch gelingen! —
 Kunz. So — meinst du? Freilich, 's ist ein schwerer Schritt!
 Ich dachte nicht noch so was zu erfahren! —

Trude. Drum bet'! —
 Kunz. Das kann ich nicht seit achtundzwanzig
 Jahren,

Seitdem der Alte starb! — Bet' du nur für mich mit! —
 Trude. So hol' die Bibel! — Gott, wie ist mein Herz voll
 Bangen! —

Kunz. Ich will sie gleich herunterlangen! — (indem er eine auf
 dem Kammergestühl liegende Bibel herunternimmt und, sie Truden reichend, ein
 Blatt aus derselben fallen läßt.) Da! —

Trude. 's fällt ein Blatt heraus! —

Kunz. (das Blatt aufhebend). Es ist beschrieben gar;
 Laß sehn! —

(Das Blatt lesend.)

„Am vierundzwanzigsten Februar
 Siebzehnhundert sechsundsiebenzig um zwölf Uhr Nachts es war,
 Als, seines Alters vierundsiebenzig Jahr',
 Herr Christoph Kuruth starb, mein Vater seliger,
 Am — — — und ein großes Kreuz nun! — Sieh mal her!
 Ist's groß genug, das Kreuz, den Fluch zu decken? —

Trude. O, mein Gebein durchfährt des Todes eif'ges
 Schrecken! —

Kunz. Was für ein Datum ist denn heute? —

Trude. Laß die That
 Gethan sein! —

Kunz. Zeig' doch einmal das Mandat
 Vom Amt! —

Trude. (indem sie das Mandat vom Tische nimmt und es dem Kunz
 gibt). O bet' zu dem, der alle Schuld vertrat! —

Kunz. Bon heut ist's. —

(Das Datum des Mandats lesend.)

„Lenk, den vierundzwanzigsten Februar.“
 Heut' ist sein Sterbenstag! — Nun ist mir Alles klar! —

Trude. Auch mir! —

Kunz. Horch' auf! — Als ich heut' Abends kam gegangen
 Von Lenk, und nun den Alpenpaß gewann,

Der immer höher, steiler sich, wie Schlangen,
Im Zickzack dreht! — Du weißt: ich bin ein Mann,
Und fürchte nichts, als Schmach! — Auch hab' ich diesen Gang
Wohl tausendmal, bei Tag und Nacht, gethan;
Doch heute, wie er immer so entlang
Und wieder rückwärts ging, und stets die Felsenwand
Kein Ende nahm — da ward mir's, wie soll ich sagen, bang! —
Mein ganzes Leben drehte sich, wie ein Klippenband,
Um mich herum, wie 'n Alpenpaß der Dual,
Aus dem ich Ausweg immer suchend nimmer fand!
Es war wie ein Traum mir, wo man Schritte sonder Zahl
Mit Angst thut und doch liegen bleibt! — So kam
Ich durch die Klust zur Höhe; ich sah hinab in's Thal;
Wie mein Gewissen düster war's! — ich nahm
Den Fußpfad westwärts. — Als ich einmal auffah,
Stand in dem flockenschwangern Wolkenrahn —
Der Lämmergletscher plötzlich vor mir — nah!
Mit seinem eisbedeckten Haupt, er war
Wie Vater sel'ger, als er da saß, — da!

(Auf den Lehnstuhl zeigend.)

Im Todeschlaf blau! — Mir fiel der Februar,
Der vierundzwanzigste, auf's Herz — Im Rücken
Traf es mich, wie ein Hentersbeil! — Und klar
Glomm's auf — wie Glut, die mich wollten packen! —
So war ich über'n Daubensee gerannt,
Der, wie mein starrend Blut, zu Eis gebaden!
So wie mein Leben, war schier ausgebrannt
Das Licht in der Laterne! — Da, mit Krächzen,
Fliegt eine Dohle — wie an des See's Rand
Sie hausen — zur Latern'; als trieb' ein Lechzen
Zur Flamme sie! — Mit beiden Klauen klammert
Sie dran sich — schnarrend, wie des Vaters Lechzen,
Als er den Todeskampf nun bald hatt' ausgejammert!
Und ihren Schnabel, gelb, wie dort die Schäl'
Des Unglücksmessers —

(Auf das an der Wand hängende Messer zeigend.)

wegend, pickt und hammert
Sie am Laternenrande! — Frau, zum ersten Mal
Hab' ich gezittert, wie ein Kind! — Es klang
Wie Senfenschleifen! —

Trude. Halt! — es tödtet mich die Dual! —

Kunz. Da — tief durch meines Herzens Kammern —

drang
Der Fluchgedanke, Mörder! Und das Huhn,

Das unsern Sohn zum Mörder machte, schwang
Vor meines Geistes Aug' sich auf! —

Trude. Laß ruhn
Die Hölle. — Bete! —

Kunz. Nein! — das Frevelthun
Schleußt mir den Himmel! Mit Geschrei, mit Graus
Erfüllt des Vaters Fluch dies unheilshawngre Haus! —

(Man hört an die Thüre klopfen.)

Trude. Es klopft!

Kunz. Sein Geist ist's! —

Trude. Nein! Es scheint ein Wandersmann!
Laß ich ihn ein? —

Kunz. Und wär's der Teufel selbst — was kann
Er noch uns thun?! — Nach' auf! —

(Trude öffnet die Thür.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Kurt (in etwas abenteuerlicher, beschneider Reisefleidung: er hat eine Waidtasche umgehängt, einen Hirschfänger an der Seite, und eine Geldbörse, in der zwei Pistolen stecken, um den Leib geschnallt, in Händen hat er eine ausgebrannte Laterne und einen langen Alpenstock.)

Kurt. Gott grüß' euch!

Kunz. Nur heran!

Kurt. Wollt ihr mir wohl — ?

(Vor sich.)

Raum kann ich vor Entzücken
Mich halten, sie an mein gepreßtes Herz zu drücken! —

Kunz. Was soll ich wollen?

Kurt. Wollt ihr, für diese Nacht, Quartier

Mir gästfrei wohl vergönnen hier? —

Kunz. Quartier? — Recht gern! — Auch noch ein Bündel Stroh!

Wenn ihr euch damit wollt begnügen, so —

So könnt ihr bleiben!

Kurt. Ach, beim traulichen Ramin,
Beim herzlichen Gespräch, vergißt der Reise Mühen
Der Wanderer! —

Kunz. Herzlich Gespräch? — Recht gern! —
Auch das Ramin steht frei dem Herrn! —
Doch Feuer drin — damit kann ich nicht dienen,
Ich hab' kein Holz und auch kein' Bissen Brod,

Als dieses, kaum genug, uns heut vor'm Hungertod
Zu fristen noch! —

Kurt (vor sich). Wie mir der Eltern Noth
Das Herz zerreißt! — Wie gern möcht' ich mich ihnen
Entdecken! — Aber, nein; erst muß ich unerkannt
Sie prüfen; ob sie schon den Fluch zurückgenommen! —

Trude (leise zu Kuntz). Er scheint so gut! —

Kuntz. Scheint — Ist er's?! —

Trude (indem sie den Schnee abklopft). Wie glücklich, daß Lavinen
Euch nicht begruben, Herr, eu'r Licht ist ausgeglommen!
Seid ihr bei Nacht allein den Berg herangekommen?

Kurt. Es war noch Schneelicht! — Auch bin ich hier aus
dem Land,

Im Klettern gut geübt an steiler Alpenwand!

Kuntz. Ein Eidgenosse? Landsmann, seid willkommen! —
(Er reicht ihm die Hand.)

Kurt. O diese Hand! — O laßt mich küssen eure Hand!

Kuntz. Laßt das! — Die Hand — 's ist keine von den
frommen! —

's ist eine garst'ge, rasch zur bösen That gewandt; —
Wenn ihr noch fluchlos — meidet sie! —

Kurt (vor sich). Das Band
Der Zunge bindet fest des Vaters wildes Wort! —

Kuntz. Nun, ihr seid müde; streckt euch nieder dort,
Und hungert, friert mit uns zur Gesellschaft fort! —

Kurt. Damit hat's keine Noth! — Ich hab' den Schnapp-
sack voll!

Gebratnes und Gebäcknes — ein Fläschchen Kirschenvasser,
Zwei Flaschen wälschen Wein! —

(Er nimmt die Flaschen und Gewaaren aus seiner Waidtäsche und setzt sie auf
den Tisch.)

Kuntz. Ihr scheint ein reicher Prasser! —

Kurt. Ein Jeder nährt sich wie er kann und soll! —

Nun setzt euch! — Mutter Trude, kommt hieher! —

(Sie setzen sich alle an den Tisch.)

Trude. Wo wißt ihr meinen Namen?

Kurt. Die Kreuz und Quer

Da gibt es Truden ja die Menge.

Kuntz (vor sich). Ein wunderlicher Kauz! —

Kurt (vor sich). Wie rett' ich im Gedränge

Von Lust und Schmerz mich! —

Kuntz (vor sich). Seltsam!

Kurt (vor sich). Wie ist das Herz mir schwer! —

(Sant.)

Herr Wirth, ich trinf' euch zu! — Thut mir Bescheid! —

(Er langt drei Becher aus der Waidtäsche und schenkt sich und den Eltern ein,
was er, so oft Kuntz, der während des folgenden Gesprächs viel trinkt, einen
Becher geleert hat immer wiederholt.)

Kuntz. Nicht recht

Ist, wenn der Wirth auf Gastes Kosten zech! —

Trude. Der Herr ist gut — er gibt dir's gern — o fände
Dein Herz den Frieden drin!

Kuntz. Wohl! — Auf ein sel'ges Ende! —

Kurt. Und auf Versöhnung — drauß gebt mir die Hände! —

Trude. O wende Fluch dich! —

Kurt (vor sich). Wende Fluch dich! —

Kuntz. Wende —?

Trude. Wie sie das Herz erquickt, die lang' entwöhnte Glut
Der süßen Reben! — Wie sie wohl mir thut!

Kurt. Nun eßt auch! — Hier ist Schinken, Wurst, ein
Huhn,

Das wird dem alten Magen göttlich thun! —

Trude. Vom Huhn da eß' ich nicht! —

Kurt. Ach! ich — darf's auch nicht essen! —

Kuntz. Warum? —

Kurt. Nun langt nur zu indeffen! —

Kuntz. Nein — doch, wenn ihr's erlaubt, halt' ich mich an
den Wein;

Er wärmt! —

Kurt. Eins müßt ihr, Mütterchen, mir leihn;

Ein Messer! Mein's hab' unterwegs ich verloren.

Kuntz. Lang's 'mal herunter! —

(Trude steht auf, nimmt das große Messer vom Nagel herunter und reicht
es, indem sie sich wieder an den Tisch setzt, dem Kurt.)

Kurt. Das! — Habt ihr kein andres? —

Trude. Nein,

's ist unser ein'ges! —

Kurt (vor sich). Oh, noch immer sitzt er drein,

Der Blutfleck! — Wär' ich Unglücksel'ger nie geboren! —

Kuntz. Bemerkt ihr's auch?! —

Kurt. Den Blutfleck?! —

Kuntz. Blutfleck? — Hum!

Daß dieser Fleck ein Blutfleck — wißt ihr drum? —

Kurt. Nein — nur so röthlich scheint er! —

Kuntz. Eingeschent,

Herr Gast! — Vergangen ist vergangen! — Wer dran denkt:

Ein Thor ist's! —

Kurt. Trinkt den Frieden eurem Sohn! —
 Wenn ihr noch einen habt. —
 Trude. Oh! —
 Kurt. Mutter! —
 Kunz. G'nug davon;
 Er ist am Ziel! — Auch uns sei es beschieden,
 Das Ziel — das uns gebührt —!
 Trude. Nicht das, was wir verdient! —
 Kurt. Auf einen sel'gen Tod, der allen Fluch versüßt! —
 Kunz. Das trank ich schon! — Ihr scheint mir ein besondrer Gast;
 Mit eurem Waidmesser und Sackpistolen — laßt
 Wie 'n wilder Jäger! — Wie seid Nachts ihr hergekommen?
 Kurt. Ich komm' von Randerstäg. — Ich hatt's mir vor-
 genommen,
 Morgen in Lent zu sein; drum schritt ich sonder Last.
 Kunz. Ihm die Hand reichend, mit einem Händedruck.
 Dann gehn wir morgen früh zusammen, Landsmann!
 Kurt. Faßt
 Ihr mich doch an, so eifrig wie der Tod! —
 Kunz. Scheut ihr den?
 Kurt. Nein! — Er hat mich oft schon nah bedroht;
 Ich war Soldat —
 Kunz. Steht an, Kamrad, das Schweizercorps! —
 Ich war dabei — ich kenn's! — Ihr müßt mir was erzählen,
 So was von Kämpfen, ich muß auch zum Kampf mich stählen!
 Kurt. Ihr hattet einen Sohn?
 Kunz. Ach, laßt das! —
 Trude. Er verlor
 Als Kind sich.
 Kunz. Schweig'! — Von dem nichts!
 Kurt. Gehet mir mit Beispiel vor,
 Wenn ich erzählen soll. — Ich bin oft hier gewesen,
 In diesem Haus; — im ganzen Lenten Amt
 Gab's kein solch Wirthshaus, als zu Schwarzbäch.
 Kunz. Ei, verdammt!
 Ihr wißt ja Alles!
 Kurt. Jetzt scheint's hier ein ärmlich Wesen;
 Ihr sprecht von Dürftigkeit — von Noth!
 Kunz. Kann's euch was frommen?
 Stobt an: — der Krieg!
 Kurt. Wie seid ihr herunter so gekommen?
 Kunz. Nun, weil ihr doch so Vieles wißt — wohl! —
 Ihr war't Soldat, Kamrad, wißt, was ein Mann

Ertragen und, kommt's arg — wohl auch verschulden kann! —
 Ihr scheint so unskät auch, so 'n halber Fluchlumpen! —
 Trude. Verzeiht! Der Wein hat ihm den Kopf benommen
 Kunz. In früh ergrauten Haaren
 Bin ich ein Kerl noch! — Mehr war ich's vor Jahren.
 Ich bin Soldat gewesen —
 Im Krieg da macht man nicht viel Federlesen! —
 Hab' wacker mich gehalten,
 Und manchem Feinde wohl den Kopf gespalten;
 Drauf gab der Berner Rath
 Beim Abschied, mir gedruckt's Certificat!
 Mein Vater Christoph Kuruth —
 Gott tröst' ihn! — Er war auch so 'n wildes Blut! —
 Dies Wirthshaus war sein eigen;
 Mir gab man Abschied — nun, wir wollen davon schweigen! —
 Kurt. Dies Glas für eures Vaters Seele!
 Kunz. Nein!
 Trude. Stoß' an! — Verjöhnung!
 Kunz. Weib, wie kann das sein?!
 Der Tropfen würd' wie Feuer
 Mir glühn! — Ja, Herr, der Vater ward mir theuer! —
 Ich ging dem Kugelregen
 Oft, ohne Zittern, freudig kühn entgegen;
 Doch, wen der Fluch that rühren,
 Der zittert.
 Kurt. Laßt das!
 Kunz. Nein! — Ihr selbst sollt judigiren! —
 Als den Abschied ich bekommen,
 Hatte Vater seliger
 Mich zu sich in's Haus genommen;
 Denn die Wirthschaft war ihm schwer.
 Ich, ein Kerl von dreißig Jahren
 Damals, kraftvoll noch und roth,
 Wollte, theilend Lust und Noth,
 Mich mit einem Weibe paaren;
 Manche stand mir zu Gebot!
 Aber immer zog mein Sinn
 Mich dort zu der Trude hin!
 Sie war schön, kann schreiben, lesen;
 Beide hatten wir uns gern!
 Und ihr Vater ist gewesen
 Pfarrerherr im Kanton von Bern!
 Solche fromme Herren lassen
 Bücher nur und Kinder nach;

Sie war arm, doch Dach und Fach
Hatt' ich — konnt' ich drum sie hasßen,
Sie verlassen — weil sie schwach?! —
Herr — wer A sagt, muß auch B
Sagen! — Kurz, ich schloß die Th! —

Trude. Wider seines Vaters Willen;
Ach, das hat mich oft gequält!

Kunz. Ja, wir hätten uns vermählt,
Ohne daß er's wußt', im Stillen. —

Herr, das gab mir viel zu schaffen!

Vater war ein böser Mann;

Täglich er auf Hader sann:

Bastard nannt' er sie des Pfaffen!

Herr, das griff an's Herz mir an!

Wer schimpft euch euer Weib,

Nimmt euch mehr als Gut und Leib! —

Einst — heut' sind es akkurat

Achtundzwanzig volle Jahr',

Seit die fluchbeladne That

Sich begab — Gloc' zwölfs es war,

Mitternacht, im Februar,

Am vierundzwanzigsten; da trat

Ich in's Zimmer hier, und klar

Schien der Mond zur düstern That! —

Ich war auf der Fastnacht gewesen

Zu Lent, und fröhlich im Wuth!

Mein Weib trieb zu Hause ihr Wesen;

Der Alte voll Hader und Wuth,

Hatt' ihr das Kapitel gelesen,

Wie's täglich sein Brauch war! — Das Blut

Schoß mir in die Adern wie Flammen —

Ich ballte die Fäuste zusammen —

Sie weinte —! — Gott mag mich verdammen!

Ich weiß es, ich that nicht gut;

Doch schmähn sein Weib sehn, das hilflos geliebte, das thut

Doch weh! — was meint ihr? — Ihre Augen schwammen

In Thränen —!

Kurt. Immer muß der Mensch sein auf der Hut

Vor den Gedanken, die dem Höllenschlund entstammen —

Doch laßt —

Kunz. Ihr seid ein weiser Mann! —

D hätt' ich das bedacht! —

Doch war der Wuth ich unterthan;

Ich that, als ob ich lacht! —

Mein Vater schimpfte, kiff und schalt,

Ich, innen kochend, zeigt' mich kalt;

Der Alte wüthete! — Ich sah

Ihn lachend an, und griff nach jener Senfe da.

Bald wächst das Gras, man muß sie schleifen;"

Rief ich: „Herzätli mag nach seiner Weise reifen,

Ich mach' Musik dazu!" — Als drauß die Senf' ich schliff,

Ich mir ein Schelmenliedel pfiß:

„Hüttli auf,

Federli drauß;

Hirthemdeli an,

Bunt Bänderli dran!"

So sang ich lustig! — Der Alte zu schäumen begann,

Ein' Lärm zu machen, zu stampfen, zu toben, zu dräun! —

's war nicht zu tragen! — Mege! rief er zu meiner Frau! —

Das traf in's Herz, Herr! — Länger konnt' ich mich nicht mehr

halten! —

Das Messer — mit dem ich die Senfe geschliffen — dies Unheils-

ding — traun!

Ich warf's nach ihm, und hätt' es den Kopf ihm mögen spalten! —

Doch traf's ihn nicht! — Nicht wahr, Weib, 's traf ihn, Gott Lob,

nicht?! —

Trude.

Nein!

Kunz. Doch der Alte bekam vor Aerger das Höchste und blau

Ward er! — „Fluch dir", so rief er zuckend, „und deiner Frau,

Und eurer Leibesfrucht!" — Sie war in erster Schwangerschaft

Im dritten Monat! Und noch einmal zusammen sich rafft

Der Alte — da saß er im Lehnstuhl! — „Fluch euch und eurer

Brut!"

Heult' er — „auf sie und euch komm' eures Vaters Blut! —

Des Mörders Mörder seid — wie mich ihr morden thut!"

Da rührt' der Schlag ihn, und — die ganze Hölle

Glomm auf in mir! — Er starb dort auf der Stelle! —

Trude. Was ist euch? — Ihr verblaßt, Herr! —

Kurt. Laßt nur sein! —

Die Grauzgeschichte und — vielleicht der Wein —

Es wird schon besser! — Trinkt! — Dort über jenen Sternen

Verstummt der Fluch! —

Trude. Hörst du's?! —

Kunz. Von euch kann man was lernen! —

Ich denk' es auch! — Der Alte, es war ein grämlich Mann;

Als junger Kerl hat er wohl Aerger's noch gethan!

Er hat uns Kindern selbst im Weinrausch einst erzählt,

Daß seinen eignen Vater, der ihn oft gequält,

Er bei den Haaren hab' zur Erde hingerissen! —
 Ich hab's ihm doch nur nach dem Kopf geschmissen,
 Das Messer! — Freilich starb er; — doch, starb er denn davon?
 Er war ja alt genug — wer kann das wissen! —
 Sie sagen: wer den Vater schlägt, der Sohn,
 Dem wächst die Hand, mit der er schlug, zum Grabe
 Heraus! — 's ist dummer Wahn! — Ich habe
 Wohl tausendmal des Vaters Grab gesehen;
 Gras sah ich drauß, doch keine Hand nicht stehn! —

Kurt. Ihr wolltet vor mir sagen,
 Wie ihr die Wirthschaft hier euch habt verschlagen. —
 Kunz. Ja, seltsam war's, seit jenem Augenblick,
 Seit Vaters Tod, hatt' ich nicht Stern, noch Glück!
 Wir fuhren fort, einander treu zu lieben;
 Doch war's, als ob sein Geist — sich zwischen uns thät schieben,
 Seit er den Fluch gesprochen! —
 Nicht lang' nachher kam die da in die Wochen;
 Sie kriegte einen Sohn — daß Gott erbarm'!
 Der bracht' das Rainszeichen schon auf dem linken Arm
 Mit auf die Welt — 'ne Sense, blutigroth! —
 Wahrscheinlich hat sie sich's in Kopf genommen
 In ihrer Schwangerschaft — so hat er's denn bekommen,
 Der Bube! — Herr, mit dem, da hatt' ich einmal Noth! —
 Nun — ich verzeih's ihm! —

Kurt. Thut ihr's? —
 Kunz. Gott Lob, nun ist er todt! —
 Fünf Jahr' darauf gebor
 Mein Weib ein Mädel. — Wie ein Engel war
 Das Kind! —

Kurt (steht auf).
 Kunz. Was sucht ihr? —
 Kurt. Nichts! — Ich kann auf einer Stelle
 Nicht lange seyn! —

(Er geht während Kunzens folgender Erzählung immer auf und ab.)
 Kunz. Wie unser Kurt! — Die Hölle
 Trieb immer ihn! — Sonst war der Jung' nicht dumm,
 Auch schlecht nicht — aber immer trieb's ihn im Kreis herum,
 Unthat und flüchtig! — War das wohl der Fluch?

Kurt. Was weiß ich! — 's ist doch kalt bei euch! —
 Kunz. Genug! —

Einmal im Februar,
 Als 's Mädel just zwei Jahr alt war,
 Der Bube sieben — 's war auch grad am Sterbenstag
 Des Vaters! — Dort das Unglücksmesser lag

Am Boden — beide Kinder spielten auf der Schwelle.
 Die Alte da, die hatte eben
 Ein Huhn geschlachtet —

Trude. Ach, noch den! ich dran mit Beben!
 Entgegen kriech es mir, das Huhn,
 Wie Fluch, wie Vater, als er röchelnd nun
 Im Sterben lag! —

Kunz. Der Bube hat's gesehn:
 Das Huhnabschlachten! — „Komm“, rief er zum Schwesterlein:
 „Wir wollen Küche spielen — ich will die Köchin sein,
 Sei du das Huhn!“ — Ich seh' ihn sich nach dem Messer drehn;
 Ich spring' hinzu! — Doch — schon war es gesehn!
 Das Mädel lag im Blut — der Hals ihr abgeschnitten,
 Vom Bruder! — Weint ihr? — Ja! Viel hab' ich, Herr, gelitten!

Kurt. Da habt ihr ihn verflucht! —
 Kunz. Merkt ihr es? — Das Gerächt,
 Weil er ein Kind noch war, es straft' ihn nicht;
 Da mußt' ich denn dem Recht zu Hülfe kommen!
 Ich flucht' ihm — ja! —

Kurt. Habt ihr den Fluch zurückgenommen,
 Den raschen?! —
 Kunz. Freilich! — Gott schenk' ihm die ew'ge Ruh'! —
 Nicht wahr — dort drückt er nicht — der Fluch mehr? —
 Kurt (vor sich). Vater, du! —

(Saut.)

Und kam' der Arme reuig wieder —?

Kunz. Nein! —
 Vergeben — ja! Doch, sehn ihn — nein! —
 Kurt (vor sich). O Pein! —

(Saut.)

Ist euch seitdem von ihm nicht Kunde worden? —

Trude. Der wilde Vater wollt' im ersten Zorn ihn morden! —
 Ich wußt' nicht, was vor Angst ich sollt' beginnen;
 Um ihn zu retten, schickt' ich ihn meinem Ohm nach Thun.
 Der schrieb mir — Rektor war er — ein tiefstudirter Mann! —
 „Eu'r Sohn hat Herz und Kraft, und Kopf zum Lernen;
 Doch muß ihm was in seinen Sternen
 Konträr sein — immer treibt's ihn nach ungemess'n Fernen!
 Kein Fleiß, kein Urtheil, wüßt, zerstreut! — Und wann
 Ich's ihm verweise, hört er starr und weinend zu,
 Und sagt: die Sen' am Arm, die laß' ihm nirgends Ruh'!“ —
 So schrieb der gute Ohm mir! — Ihm hatten wir's nicht kund
 Gethan, wie Keinem, dieses Rainszeichens Grund! —

Kurt. Als er entlieh — da weintet ihr wohl? —
 Trude. Oh! —
 Kurt. (eifrig). Trude, nimm dich in Acht! — der Jäger da,
 Wie'n Herrenmeister weiß er Alles, was geschah! —
 Gott geb', daß ich dem Kerl nicht einmal komm' zu nah'! —
 Trude. Ihr wißt, daß er entlieh? —
 Kurt. Ich meinte nur so —
 Kurt. So?! —
 Trude. Ja, seines Lebens ward er nimmer froh! —
 Schon oft war aus der Schule er entsprungen;
 Mein Ohm that in die Lehr' ihn bei einem Handwerksmann,
 Auch dem entlieh er öfters — doch kam er wieder dann.
 Weil Alles nun mit ihm schien mißgelungen,
 That ihn der Ohm, zu seiner Korrektion,
 In's Arbeitshaus — da lief er ganz davon! —
 Es war gerad' am vierundzwanzigsten Februar,
 Alt war er damals, höchstens, vierzehn Jahr! —
 Drauf ist er in der Revolution —
 Wie aus Paris an meinen Ohm sie schreiben —
 Ich glaube, als Soldat — geblieben! —
 Kurt. Und kam' er wieder, der unstät' Sohn?! —
 Trude. Wer kommt von dort zurück! —
 Kurt. Ich glaub', ihr sprecht uns Hohn! —
 Ihr hört es ja — er ist ja todt! —
 Nichts mehr von ihm — beim Teufel! —
 Kurt. (der bisher immer auf- und abgegangen ist). Ja — wie kamt
 denn ihr in Noth? —
 Kurt. Was ist da dran viel zu erzählen?! —
 Mit eurem Fragen, Blicken, Laufen thut
 Ihr ordentlich 'nen Menschen quälen! —
 Die Scheune brannt' uns ab; in's Vieh da kam das Sterben;
 Die Schneelavine that das Wiesenstück verderben,
 Das große, das ich that vom Vater erben!
 Ihr saht den Schneesturz noch am Weg,
 Wenn ihr gekommen seid von Randerstäg;
 Zwei Stunden lang nur wüßtes wild Gestein,
 Sonst eine fette Alptrift — die war mein!
 Zwölf Jahr' sind's, seit vom Kinderhorn er fiel,
 Der Schneesturz. — Volk und Vieh sind dort begraben,
 Schier sonder Zahl — es war kein Kinderspiel! —
 Das und zum Ueberfluß der letzte Mißwachs haben
 Uns ganz herunter und in Schulden dann gebracht;
 Zu Bettlern hat es uns gemacht! —

Und kam ein Unfall, der das Herz traf, war
 Es stets am vierundzwanzigsten Februar! —
 Kurt. (sich wieder zu ihnen an den Tisch setzend). Wie kränkt mich
 eure Noth — könnt' ich sie lindern! —
 Na,
 Kurt. Wenn ihr viel Geld habt — borgt's uns! —
 Kurt. Geld, das — ja,
 Das hab' ich gnug — ich möcht's euch mehr als borgen! —
 Doch nun, — seid ruhig! Bis zum nächsten Morgen
 Kann Gott noch sattfam für euch sorgen! —
 Kurt. So — sattfam? — Morgen? — Gott? — Wie —
 oder gar der Teufel?! —
 Trude. Du quälst dich immer! —
 Kurt. Ja, ich hab' so meine Zweifel! —
 Ihr scheint mir so 'n Mittelding von Zauberer und von Pfaffen;
 Mit beiden, Herr, mach' ich mir gern nicht viel zu schaffen! —
 Kurt. Ach, Vater Kurt! —
 Kurt. So heiß' ich! — Nun, euer Wein ist gut! —
 Wie kommt's, daß ihr so um Mitternacht auf Felsen klettern thut?! —
 Kurt. Ach, düster ist auch meines Lebens Kunde! —
 Kurt. Das ist mir lieb — dann seid ihr mein Kumpan!
 Kurt. Als Knabe hab' ich auch, zur bösen Stunde,
 Wie euer Sohn just, einen — Mord gethan! —
 Kurt. Hoho! — Wie kam das? —
 Kurt. Nicht des Herzens Wunde
 Nicht tiefer — schon fängt sie zu bluten an! —
 Die That verfolgte mich — ich floh! — In Bern
 Nahm ich als Jockey Dienst bei einem Herrn.
 Er traute mir, ob er mich gleich nicht kannte,
 Als Landsmann auf mein ehrliches Gesicht;
 Hauptmann war er beim Schweizerregimente,
 Mit dem nachher die schreckliche Geschiht'
 Sich in Paris begab! — Zwar ungern trennte
 Er sich vom Vaterland — doch rief die Pflicht.
 Für den bedrängten König muß' er streiten! —
 Er ging — ich muß' ihn nach Paris begleiten. —
 Kurt. Da ging's wohl bunt zu? —
 Kurt. Denkt euch losgelassen
 Die Gletscher auf dem ganzen Alpenrund,
 Herunterrollen, sich einander fassen,
 Und eilig, glüh'nd, sich stürzen in den Grund;
 Und unten Hirten, welche nicht erblaffen,
 Und nahn sehn — ruhig — der Verheerung Schlund;

Und Freudenfeuer überm Abgrund wehen! —
Vereint das — und ihr habt Paris gesehen! —

Kunz. Ihr saht sie fallen, unsre Eidgenossen,
Die Gärten; saht die Tuilerienschlacht?

Kurt. Ich sah die Nacht, der so viel Dual entsprossen! —
Schwarz, sternleer war die schwüle Sommernacht,
Als habe sie die Lampen umgestoßen,
Um nur zu leuchten nicht der düstern Nacht! —
Laßt von der Nacht, die ewig wird bezeugen
Den Völkerfluch, mich Fluchbeladenen schweigen! —

Kunz. Nun —?

Kurt. Als nun unsre Brüder schön gefallen,
Fern von der Heimat und dem Vaterland,
In Königs Dienst, von dem sie nicht Vasallen,
An den nur Ehr' und Bundeßtreu' sie band,
Des Königs, der vor seiner Väter Hallen,
Volksvater selbst, durch seiner Kinder Hand
Den Tod erlitt —!

Kunz. Das kann im Menschenleben
Sich auf des Satans Antrieb wohl begeben! —

Kurt. Da wollt' mein Herr, den mir's gelang zu retten
Durch eine Seitenthür der Tuilerien, —
Ertragen konnt' er nicht des Pöbels Ketten! —
Hin in ein ander Welttheil wollt' er fliehn.
Die gleiche Noth und Heimat zog, wie Kletten,
Uns an einander; mich, die Eier zu ziehn! —
Und wär' es außerhalb der Welt gegangen,
Ihm nach hätt' mich getrieben Treu' und Bangen! —
Wir schifften uns mit dem, was er am Baaren
Beiseit' gebracht, nach San Domingo ein;
Wir kamen an, aus mancherlei Gefahren
Gerettet, ohne dessen uns zu freun! —

Kunz. Ihr seid durch's Meer — zur neuen Welt gefahren?

Trude. Da müssen wohl glücksel'ge Menschen sein! —

Kurt. Ja, wenn sie hier und hier (auf Kopf und Herz zeigend)
sich rein erhalten;

Sonst geht's in neuer Welt, wie in der alten! —
Mein Herr ward Pflanzler — ich ihm täglich lieber:
„Du Bant, das Leben“ — scherzt er oft — „den Nest!!“ —
Hätt' er nicht mich genommen mit hinüber,
Wohl lebt er noch! Ansteckend ist, wie Pest,
Der Fluch! — Mich traf das graue gelbe Fieber;
Er, heilend mich, sog ein das Pestgift! — Fest
Mich herzend, — starb er! —

Kunz. Der, da's Messer fiel,
Ward blau! — Der Maler Tod-kenn't's Farbenspiel! —

Kurt. Ach, warum hat nicht mich der Tod genommen?!
Mich, den ein Nard vom Leben schon getrennt: —
Des Herren Pflanzung war an mich gekommen;
Denn er verschrieb sie mir im Testament.

Reich war ich nun, doch immerfort bekommen! —
Wenn das Gewissen uns im Innern brennt,
Kann alles Gold — der ganzen Schöpfung Wonnen,
Sie können löschen nicht den Flammenbrunnen! —

Kunz (halbleise zu Truden). Da hörst du's! — Muß ich
nicht —?

Doch immer schreitet

Kurt. Die Hoffnung leise der Verzweiflung nach;
Und, wie die Henne ihre Flügel breitet
Auf ihre Brut, wenn durch der Geier brach,
So über uns die Gnad' entgegenspreitet
Ihr Schild dem Pfeil der immer wachen Nach! —
So kispelt's mir, daß aller meiner Sünden
Im Vaterland ich würd' Entführung finden! —
Die Schweizerseen, die Wasserfälle klangen
Aus duft'ger Fern' zu mir hinüber: „Komm!“
Die starren Gletscher — ähnlich meinem bangen
Erstarren — schrien: „Wir werden schmelzen! — Komm!“ —
Und Alpenglöcklein wunderfelig sangen:
„Wir Friedenskinder künden Frieden! — Komm!“ —
Es trieb mich heim der Sterne mildes Walten
Aus wilder neuen Welt zur frommen alten! —
So kam ich her, die Eltern zu erfreuen,
Die ich seit zwanzig Jahren nicht gesehn;
Viel Baarschaft bring' ich aus der Welt, der neuen! —
In Randerstäg ließ ich mein Maulthier stehn;
Man bringt's mir morgen; — dann will ich mit treuen
Sohnsherzen Segen mir statt Fluch ersehn!
Schon morgen dent' ich in der Aeltern Armen
Zu einem neuen Leben zu erwarmen! —

Kunz (steht vom Tische auf).

Trude (die schon früher aufgestanden ist und in der Kammer das Strohlager zurecht gemacht hat, tritt während der folgenden Reden wieder in die Stube).

Kunz. Wo sind die Eltern?

Kurt. Hier! — Nur eine Stunde
Von hier —

Kunz. So — so! — Es ist mir nicht bekannt! —
Ich dachte stets, drei Stunden in die Runde

Von hier, da gäb's nur nackte Felsenwand! —
 Nun — lassen wir's! Ihr scheint ein pfiff'ger Kunde,
 Seid viel schon in der Welt herum gerannt;
 Ihr hört die See'n schrein, die Gletscher singen! —
 Ja — Mancher kann es weit mit — Manchem bringen! —
 Trude. Ist in Paris vielleicht euch Kunde worden
 Von unserm Sohn? —
 Kurt. Vom armen Kurt Kuruth?! —
 Kunz (vor sich). Das weiß er auch! —
 Trude. Sie thaten ihn ermorden,
 Hieß es — er fiel ein Opfer auch der Wuth! —
 Kurt (vor sich). Ich muß sie prüfen! —
 (Laut) Ja! die wilden Horden
 Erwürgten ihn — hin strömt' er aus sein Blut
 In meinem Arm —
 Trude. O, wär' er noch am Leben,
 Wie gerne wollt' ich Alles ihm vergeben! —
 Kurt (wie im Begriff ihr zu Füßen zu fallen). Oh —!
 Kunz. Keine Fragen, Herr; denn wir erschrecken
 So leicht nicht! — Legt euch schlafen! — Gute Nacht! —
 Ihr könnt euch dorten in die Kammer strecken! —
 Trude. Ich hab' die Streu euch schon zurecht gemacht!
 Kurt. Wollt morgen früh ihr wohl um acht mich wecken?
 Kunz. Wenn 'ich's nicht thu', so wird es wohl die Nacht,
 Die morgen früh zum Schuldthurm mich kommt holen! —
 Kurt. Gerechter Gott! —
 Kunz. Schrie'n das euch nicht die Dohlen? —
 Kurt. Wann kommt die Nacht? —
 Kunz. Bis daß ihr ausge schlafen,
 Um acht!
 Kurt. O dann weckt mich um sieben Uhr! —
 Kunz. Ihr habt mit dem Gericht nicht gern zu schaffen? —
 War's euch vielleicht schon manchmal auf der Spur?! —
 Kurt (vor sich). O meine Nerven, wollet nicht erschaffen
 Vor Schmerz und Lust! —
 Kunz. Nun — legt euch schlafen nur! —
 Kurt. Gut' Nacht! —
 Kunz. Schon gut! —
 Kurt. Es wird sich Alles lösen,
 Der Trug, der Fluch! —
 Trude. Schlaft sanft! —
 (Sie steckt Kunzens Laterne an der auf dem Tische stehenden Lampe an und gibt
 sie dem Kurt.)
 Kunz. Und — kreuzt euch vor dem Bösen! —

Kurt (geht mit der Laterne in die Kammer)
 Trude. Er geht! —
 Kunz. Nun — räum' nur ab indeffen! —
 Das war ein rechtes Hentersmahl! —
 Nun — morgen ist's vorbei, die Thorheit und die Qual!
 (Er setzt sich in den Lehnstuhl an den Tisch.)
 Trude (indem sie das Messer vom Tische nimmt und es wieder an den
 Nagel zur Sense hängt).
 Ich kann den Fremden immer nicht vergessen! —
 Kurt (der nun immer in der Kammer bleibt und vor sich spricht).
 In einem Haus und unter'm selben Dache
 Mit ihr, die mir mein ruhslos Leben gab! —
 O brich entzwei, mein morscher Wanderstab,
 Und wende dich, du Fluch der Rache! —
 (Er entkleidet sich während des Folgenden.)
 Kunz (zu Truden, die durch die Ritze der Bretterwand guckt).
 Pfui, horchen! — Schäm' dich, Weib! — Der Horcher an der
 Wand —
 Trude. Jetzt schnallt er sich die Rache los —
 Er legt sie auf den Tisch — die ist gespickt und groß! —
 Kunz. Dem, dent' ich, thut der Kopf nicht weh, dem er sie
 ab einst band! —
 Trude. Wie meinst du das? —
 Kunz. Geh' nur zu Bette! —
 Kurt (in der Kammer). In dieser Kammer still und klein,
 Da wiegten oft als Kind mich Alpenhörner ein! —
 O, daß der goldne Traum mich nie verlassen hätte! —
 (Er wirft sich halb entkleidet in einen alten in der Kammer stehenden Strohsuhl.)
 Trude. Jetzt spricht er mit sich selbst — vom Golde! —
 Kunz. Scher' dich schlafen! —
 Trude (zu Kunzen an den Tisch tretend). Nun, sei nur nicht so
 wild! — Ich geh' ja schon! —
 Kommst du nicht auch? —
 Kunz. Noch nicht! —
 Trude. Er sprach von unserm Sohn
 So viel — so oft —
 Kunz. Gott soll mich strafen!
 Wenn du nicht schweigst — ich lauf' noch diese Nacht davon! —
 Trude. Kunz — Gott, was fällt mir ein! — Ach, wenn
 er selbst es wäre,
 Der todtegelebte Sohn — wenn er zurückgekehrt,
 Wenn er — ach, immer war er meinem Herzen werth! —
 O zürne nicht der mütterlichen Zähre! —

Kunz. Weib, länger, auf Soldatenehre,
Ertrag' ich's nicht! — Ich glaub', du thust es mir zum Hohn! —
Laßst du's gedruckt nicht, daß vom ganzen Bataillon
Der Schweizer, wo der Kurt in Dienst genommen,
Auch nicht ein einz'ger Mann entkommen;
Daß sie, in jener Nacht, bei der Revolution —
Von der der Fremde log, er sei dabei gewesen —
Ermordet all'? — Der längst im Grabe modert schon,
Der Sohn soll kommen! — Recht, als sollt' uns wieder drohn
Der Vater — wieder schrein, und wieder 's böse Wesen
Bekommen! — Nein, mein Kind! Tod ist der Sünden Lohn!
Wer über'n Alpenpaß des Grabes ist entflohn,
Hat ihn noch nie zurückerkommen! —

Kurt (in der Kammer). Was hielt mich ab, mich heut' schon zu
entdecken?! —

Wir saßen da, so traulich, so vereint! —
Wie gern hätt' ich mich heut' schon ausgeweint
An elterlicher Brust! — Doch war's, als ob das Schrecken
Der Hölle zwischen sie und mich sich drang,
Und das Geständniß, das sich oft zur Lippe rang,
Gewaltig immer rückwärts zwang! —

Trude (die sich unterdessen auf das Strohlager im Hintergrunde, wie zum
Schlafen hingeworfen hat, halb ausgerichtet auf demselben liegend). Wer er
nur war, der Fremde?! —

Kunz. Wer er war? —
Ein Kerl, an dem kein gutes Haar! —
Trude. Die Eltern, sprach er, wohnen von hier nur eine
Stunde!

Kunz. Gelogen ist's! — Hier auf dem Alpenrunde,
Zumal im Winter, wohnen nur Eulen noch und wir!

Trude. Er ist so sanft! —

Kunz. So? — schien er's dir? —
Sahst ihn nicht unstät immer hin und wieder gehn;
Mit glüh'nden Augen auf uns sehn?! —
Ich war Soldat, Weib, ich muß das verstehn!
Wie mancher Kerl ist mir begegnet,
Der fest war! ob's auch Kugeln hätt' geregnet!
So was erkennt man an dem Augendrehn,
Um immer ängstlich flücht'gen nach allen Seiten Spähn;
In so 'nem Kerl da thut der Böse leibhaft brennen.
Drum muß er immer glupen, immer rennen! —

Trude. Dort hat er auch den Wein noch lassen stehn! —
Trink' noch ein Schlückchen — 's wärmt dich! —

Kunz. Auf sein Wohlergehn! —

(Er schenkt sich ein und trinkt, was er während der folgenden Reden,
wie in Gedanken, immer wiederholt.)

Trude (indem sie sich auf das Strohlager ausstreckt, halb schon im Schlafe).
Das walte Gott, wenn Seel' und Leib sich trennen! —

(Sie schläft ein.)

Kunz. Ich möchte Amen sagen; doch, seit die That geschehn,
Die fluchbeladne, kann ich's nicht! — Wird' ich's noch einmal
können?! —

Kurt (in der Kammer). Laß mich, im Strudel der Gedanken,
Versinken nicht, du Gott der Huld!
Laß es zurück zum Abgrund wandern,
Das Bild der blut'gen Mordeschuld! —
Laß mich der Schwester Geist verfühnen,
Die jetzt vielleicht, mitleidig, auf mich schaut,
Und auf des Herzens Gletscher mir warmes Leben thaut! —
Schen schmilzt das Eis! — Gott Lob, es kommen Thränen! —

Kunz (nach der Wanduhr blickend). 's ist Zwölfe bald! —
Wenn morgen Mittag hier

Der Zeiger Zwölf zeigt, ist es aus mit mir! —
Denn morgen früh — bei, wie die Eulen schrein! —
Da heißt's: Marsch, Kuruth, in den See hinein! —
's ist seltsam! — Muß denn das so sein?! —

Trude (im Schlafe tief aufseufzend). Ah!

Kunz. Auch die stöbt da! — 's ist ein Haus der Pein,
Dies alte Fluchhaus, wo sich Sünd' an Sünden reihn,
Verfluchte Väter stets verfluchten Söhnen dräun;
Kein Wesen drin darf sich erfreun! —
Der wilde Jäger dort, der könn't's allein;
Er hat ja Gold! — Nun, hab' er's, hab' ich doch seinen Wein! —
Du Wein, du, könntest du vom Wasser mich befrein! —
Befrein? Des Jägers Gold, das könn't's — mich retten! — Nein!
Welch neuer Teufel blies mir den Gedanken ein?! —

Trude (im Schlafe singend).

„Warum ist dir dein Schwert so roth,
Edward —?“ —

Kunz. Sie singt im Schlaf — 's ist närrisch anzuhören! —
Trude (wie vor). „Ich hab' geschlag'n 'nen Geier todt!“ —

Kunz. 's ist grauerlich! — Sie athmet tief und schwer! — Es
scheint ein böser Traum — ich muß sie stören! —

Trude (wie vor). „Darum ist mir mein Schwert“ —

Kunz (laut). Trude! —

Trude (sich aus dem Schlafe ermunternd). Was — was? —

Kunz. Was fehlt dir? —
Trude. Ach — mir ist bekommen sehr! —

Kunz. Du sangst im Schlafe! —

Trude. Ja?
Kunz. Bon g'schlag'n nen Geier todt! —

Trude. Das Lied spukt mir im Kopf heut' ohne Unterlaß! —

Kunz. Ist's nicht das alte Lied, wo's heißt am Ende da:

„Ich hab' geschlag'n meinen Vater todt,
Davon ist mir mein Schwert so roth;
Daran seid ihr Schuld, Mutter?“ —

Trude. Ja — ach ja! —

Kunz. Ein dummes Lied! —

Trude. Komm' doch zu Bett, — mich graut! —

Kunz. Bald! —

Trude. Nun so steh' ich auf — kann doch nicht ruhig schlafen! —

Ach Gott, wie schwer sind doch der Sünden Strafen! —

(Sie steht weinend vom Stroklager auf.)

Kunz. Ja — Fluch das ist ein böses Kraut! —

Kurt (in der Kammer sich betend auf ein Knie niederlassend).

Wenn ich einmal soll scheiden,

So scheide nicht von mir!

Schleuß auf des Himmels Thür!

Wenn mir am allerbängsten

Wird um das Herze sein,

So reiß' mich aus den Aengsten,

Kraft deiner Angst und Pein! —

(Er bleibt wie leise fortbetend auf den Knien.)

Kunz. Ein albern Liedel das, vom rothen Schwert! —

Wie 'n Beil, das eiskalt über'n Nacken fährt! —

Mich friert! —

Trude. Mich auch! —

Kunz. Das Fieber — hätt' er's uns angethan,

Der — Golddieb! — Wüßt' ich das, er fände seinen Mann!

Im Krieg hab' ich wohl Andern den Kopf vom Rumpf getrennt!

Trude (zusammenschauend). Den Kopf vom Rumpf! —

Kunz. Dich grauselt's? denkst an Vaters Testament? —

Brr! —

(Andern sein Blick auf die Wanduhr fällt.)

Wie der Perpendikel rennt! —

Mich friert — mach' Feuer! —

Trude. Hab' ich Holz denn? —

Kunz. Nimm nur da

Die Sense — werden doch sie nicht mehr brauchen können! —

Das Unheilssding — längst hat's verdient zu brennen! —

Trude. Mich schaudert immer, komm' ich ihr zu nah!

(Sie nimmt die Sense vom Nagel herunter und macht mit dem morschen Stiele derselben, den sie zerbricht, im Kamine Feuer an.)

Kurt (in der Kammer, indem er von den Knien aufsteht).

Ich bin entführt — die Ahndung ist erfüllt;

Wie Alpenglöcklein tönt's von oben: Frieden! —

Schon naht der Schlummer mir — und tröstend hüllt

Er bald auf heim'schem Boden mich, den Wüden! —

An dieser längstersehnten Breterwand

Hat oft mein fröhlich Hirtenhorn gehangen;

Noch steckt der Nagel drin, an den ich's band! —

Mir naht die Kinderzeit mit blüh'nden Engelswangen;

Mein Schwesterchen, mit kindisch zarter Hand,!

Beut wieder Alpenröslein mir! — Das Bangen,

Beschwichtigt ist's — erreicht der Heimat Land! —

(Er hängt seine Kleider und Geräthschaften an einen Nagel der die Kammer von der Stube scheidenden Breterwand, dieser biegt sich und die Sachen fallen herunter.)

Kunz. Was fiel?! —

Trude. Ich weiß nicht —

Kunz. Seltam wird mir's schwer

Und angst! — Du, reich' doch 'mal die Bibel her! —

Trude bringt Kunzen die Bibel und geht dann wieder an das Feuer zum Kamin.)

Kurt (in der Kammer). Der Nagel will mein Kleid schon nicht mehr tragen! —

Nun — 's ist auch größer jetzt! — Komm, laß dich grade schlagen! —

Kunz (in der Bibel lesend). „Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser,

Aber der Mutter Fluch reißt sie wieder nieder.“ —

Nicht wahr! — Der Mutter Segen baut allein

Sie auf; des Vaters Fluch, der reißt sie ein! —

(Kurt hat unterdessen in der Kammer den Nagel gerade geschlagen und seine Kleider daran gehangen; von der dadurch bewirkten Erschütterung fällt das an der andern Seite der Breterwand hängende große Messer herunter und Truden vor die Füße.)

Trude (entsetzt zu Kunzen an den Tisch eilend). Ach! —

Kunz (vom Stuhle, auf dem er bisher immer gedankenvoll gesessen hat schnell aufspringend). Halt — was fällt mir ein! —

Trude. Das Messer fiel! —

Kunz. Sprach nicht der Kerl, er sei ein Mörder?! —

Trude. Nein! —

Kurt (in der Kammer sich zum Schlafengehen bereitend.)

Nun dann — Gott Lob, ich bin am Ziel! —

Mein Maulthier, das am nächsten Orte

Ich wohlbepackt zurückließ,

Bibliothek der deutschen Klassiker XV. 2.

Mein Knecht bringt's morgen früh — dann schließt mein Gold die
Pforte

Mir auf vom ird'schen Paradies! —

(Indem er die Geldbörse vom Tische nimmt und sie unter das Kopfsende des im
Hintergrunde befindlichen Strohlagers schiebt.)

Komm, liebes Gold, durch dich ist Rückkehr mir gelungen! —

Durch Gold, das in des Abgrunds Tiefen wohnt! —

Denn ehrlich hab' ich es errungen,

Und treues Streben wird belohnt! —

Aus neuer Welt bring' ich's zur alten,

Leg' es in meiner Eltern Hand;

Dann mag Gott mit uns Allen walten! —

(Sich auf's Strohlager streckend.)

Gegrüßet sei mir, Vaterland!

(Er schläft ein, das Licht in der auf dem Tische in der Kammer stehenden
Laterne verlöscht.)

Kunz. Er sprach: — er hab' 'nen Mord begangen! — Eil!

So ist der Kerl ja vogelfrei! —

Ein Jeder kann ihn plündern, ihn berauben;

Weil die Gesetze es erlauben,

Sie heißen's gar —

Trude. Um Gotteswillen, Mann! —

Kunz. Ihn tödten könnt' ich — darnach kräht kein Hahn;

Beim Mörder steht das Jedem frei! —

Trude. Um Jesu Wunden! —

Kunz. Nun,

Mach' kein Geschrei! — Ich werd' ja das nicht thun! —

Ich will ja nur — die Zeit, die thut uns eilen! —

Daß er ein Räuber ist — nun, das ist sonnenklar!

Ein Raubrer gar vielleicht! — So 'n Kerl, der bringt Gefahr

Der Edgenossenschaft! — Den Raub mit ihm zu theilen,

Nur dazu hätt' ich Lust! —

Trude. O laß' den Frevel sein! —

Kunz. So soll ich springen in den See hinein,

Und gottlos Unrecht thun; — jetzt, wo mir's Recht erlaubt,

Mich, dich zu retten, wenn ich raube, was geraubt?!

Gut, lassen wir's! — Ich kann auch sterben! —

Trude. Nein! —

Kunz. Soll ich — ?!

Trude. Du' — was — du willst! —

Kunz. So leucht' mir! —

Trude (die Lampe nehmend). Höllepein! —

Kunz. 's ist Mitternacht! — Das ist 'ne gute Stunde! —

Da hat man Muth; wenn auch der Vater blau
Vom Schlagfluß da liegt! — Nun, was zitterst, Frau? —

(Trude, in der einen Hand die Lampe haltend und sich mit der andern
an Kunz's Arm klammernd.)

Kunz (indem er, an Truden angeklammert, zur Kammerthür schleichend,
mit dem Fuße an das zuvor gefallene große Messer stößt.)

Hoho! liegst du da, alter Kunde? —

Dich nehm' ich mit! — (Er hebt das Messer auf.)

Trude. Du willst doch nicht dein Blut
Bergießen?! —

Kunz. Nein! — Sieh, das verstehst du nicht! —

Ich bin Soldat gewesen — sieh nur — da braucht man Vorsicht! —

So 'n scharfes Ding — es ist auf alle Fälle gut! —

(Indem er nebst der sich an ihn klammernden Trude in die Kammer tritt.)

Du! ist's nicht, als ob's hier nach Leichen riechen thut?!

Trude. O komm' zurück!

Kunz. Er schläft! — Wo hat er seine Kasse

Mit Gold? — Dort guckt sie vor — unter der Strohmattre!

Nun, nimm sie! —

Trude. Nein!

Kunz. Du schämst dich? — Ja, freilich, 's ist nicht fein! —

'ne Schmach ist's! — Hör', was meinst du? — Wir lassen's lieber
fein! —

Trude. O das gab dir ein Engel ein! —

Kunz (indem er das Messer in die Brusttasche steckt.) Ja — laß' uns

Schuldlos sterben! — Schuldlos? — Nein! —

(Die Wanduhr schlägt Zwölf.)

Kunz (während daß die Uhr schlägt, jeden der Schläge nachzählend).

Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieb'n, acht, neun, zehn,

Eilf, g'nug! — Zwölf! Reif' nicht, Alter, es ist einmal geschehn! —

Trude (ihn zur Thüre ziehend). O komm! —

Kunz (die Thüre leise öffnend und sie plötzlich wieder zuziehend, indem er
schaudernd zurückfährt). Vrr! —

Trude. Gott! — Was ist dir? —

Kunz. Dahinein kann ich nicht gehn! —

Trude. Warum? —

Kunz. Hast nicht den Alten im Lehnstuhl sitzen sehn,

Blau, mit gebrochnen Augen, nach mir herum sich drehn? —

Trude (die Thüre öffnend und in die Stube hineinsiehend). 's ist

nichts! —

Kunz (Truden an sich ziehend). Bleib' hier — mich graut! dicht

bei mir hier bleib' stehn! —

So! — (Indem er Trudens Arme umklammert und sie mit den seinen wie

zum Beten emporhält). Hilf mir beten! — Hilf mir! —

Trude (die Lampe auf den Boden setzend und ihre Arme mit Kungens Armen verschlungen gefaltet emporhebend). O könnt' ich uns Hülf' ersieh'n! —

Kunz. Vater unser, der mich hat verflucht!

(Zu Truden.)

Sieh — wie dort der Fremde höhnisch lacht!

Aus mich lacht er, weil nur ich verflucht

Und nicht er's ist! —

Trude (ihn zur Thüre ziehend). Flieh' die düstre Nacht! —

Kunz (noch einmal die Hände zum Gebet zusammenklammernd). Vater! —

(Zu Truden, immer noch Kurt hinschielend.)

Horch! — Sein Gold — 's ist auch verflucht! —

Komm mit! ruft's. — Komm! ruft's durch die Witternacht,

Wie ihm die Gletscher! — hörst's? —

Trude. Die Eulen schrein.

Kunz. Nein — sein Gold ist's! — Ich soll's, es will mich befreien!

Retten will mich's von der Höllepein! —

Wie er lächelt mit den rothen Wangen — er allein

Sollt', ein Schwelger, sich des Lebens freun,

Reich und unverflucht und selig sein;

Und nur ich! — Hab' ich nicht Fleisch und Bein,

Bin ich Mensch wie er nicht; stand ich tapfer nicht in Glied und

Reihn,

Wenn der feige Mörder da Nachts sich schlich auf Räuberein;

Und nun ich sollt', schmachbeladen, in den Daubensee hinein,

Blos weil ich verflucht und arm bin? — Nein!

(Sich aus Trudens Armen, die ihn umklammernd, nach der Thüre ziehen will. losarbeitend.)

Nein, mich retten muß ich — retten! Sollt's auch ewig mich gereun! —

(Aufspringend und zu Kurts Strohlager hineilend.)

Herenbold, dein Gold ist mein! —

Kurt (während das Kunz sich über ihn hinbeugt, um ihm die Geldkiste unter dem Kopfe des Strohlagers fortzuziehen, erwachend und noch schlaftrunken aufspringend). Ha Diebe! — Mörder! —

Kunz (während das Messer heraufreichend und Kurt zwei Stiche ver-
setzend). Mörder selber! Du! —

Kurt. Mich — euren Sohn — bringt ihr — zur Ruh'?! —

Trude. Mein Sohn —! —

(Kunz fährt entsetzt zurück.)

Kurt (mit letzter Kraftanstrengung vom Lager aufstehend und ein Papier unter dem Brustluge hervorziehend). Ich bin's — da lest —! —

(Er sinkt Truden in den Arm.)

Kunz (dem Kurt das Papier aus der Hand reisend, damit zu der auf der Erde stehend gebliebenen Lampe eilend und das Papier auseinanderfaltend).

Ein Paß ist's! —

(Lesend.)

„Kurt Kuruth

Aus Schwarrbach —!“ —

(Das Papier entfällt seinen Händen.)

Ha, Verfluchter! 's ist deines Sohnes Blut! —

(Er wirft das Messer mit solcher Gewalt auf den Boden, daß es zerspringt.)

Trude (dem Kurt den linken Hemdsärmel aufstreichend).

Er hat die Senf' am Arm! — Mein Sohn ist's! —

(Indem sie, den sterbenden Sohn immer im Arme haltend, ermattet auf die Kniee sinkt, zu Kunz). Bring' um's Leben

Mich auch, du Kindermörder du! —

Kurt (zu Kunz und Truden). Vergeben —

Hat euch — der Vater —! — Ihr — seid fluchentsühnt —!

Kunz (vor dem Kurt hinknien). Und du — vergibst du? —

Kurt. Ja —! —

Kunz. Und Gott — vergibt er —?! —

Kurt.

Amen! — —

Trude. Er stirbt! —

Kunz (von den Knien aufstehend). Wohlan — in Gottes

Namen! —

Ich büße gern das, was ich schwer verdient! —

Ich geh' zum Blutgericht und geh' die Mordthat an! —

Wenn ich durch's Henkersbeil bin abgethan,

Dann mag Gott richten — ihm ist Alles offenbar! —

Das war ein vierundzwanzigster Februar! —

Ein Tag ist's! Gottes Gnad' ist ewig! Amen! —

Die Templer auf Cypern.

(Erster Theil der „Söhne des Thals“.)

Personen.

Jakob Bernhard von Molay, letzter Großmeister des Tempelordens.
Hugo von Villars, gewesener Großkomthur, Seneschall des Ordens.
Robert d'Drebin, ein Schotte.
Gottfried von Salza, ein Deutscher.
Charlot von Guyonne, ein Franke,
Heribert, Cyprior von Montfaucon,
Rocco von Rossodei,
Bruder Squin, genannt Cyprianus, Ordenskapellan, Molay's Geheimschreiber.
Franz von Brienne.
Philipp, verbannter Herzog von Anjou, Molay's Vertrauter, gegenwärtig Servient und Bruder des Gartens (d. i. Gärtner).
Adalbert, sein Sohn.
Ein Troubadour.
Otto, Servient und Glöckner.
Georg, ein Servient.
Presbyter, Marichall, Landkomthur, Drapier, Ritter, Kapellane etc., Volk, worunter Konrad, nebst Weib und Kindern.

(Die Scene ist auf der Insel Cypern zu Timesol. — Die Handlung spielt im Jahre 1306, und währt zwei volle Tage.)

Erster Aufzug.

Vorhof des Tempelhofes, im Hintergrunde die Ordenskirche, an welche die Burg stößt. Es ist früher Morgen.

(Robert d'Drebin, mit Wurfspeer und Jagdtasche, einen Jagdhund an der Leine, und Gottfried kommen von verschiedenen Seiten.)

Gottfried. Gelobt sei Jesus Christ!

Robert.

In Ewigkeit!

Gottfried. Wohin so früh?

Robert.

Es ist ein schöner Morgen!

So frisch und labend!

Gottfried. Wohl zum edlen Waidwerk?

Robert. Auf Bär und Eber — kommt mir nicht in'n Wurf! —

Gottfried. Ihr neckt doch Jeden! — Aber wißt ihr auch, Daß heut' Kapitel ist? Ihr habt die Wache.

Robert. Ja, sagt ihr? — Ist der müß'ge Dienst so bald Die Reih' herum? — Sie wählen oft 'nen Andern, Heißt einer unpaß; — meldet mich als unpaß! —

Gottfried. Euch geht viel durch; ihr seid des Meisters Kiebling.

Doch — Scherz bei Seite! — wißt ihr auch, der Tunis, Der Christenfeind, so sagt man, rüstet wieder Drei Kaper; einer kreuzt schon vor der Bai.

Robert. Mein Freund! der allernächste Christenfeind Ist wohl der Tiger, der seit vierzehn Tagen Im Forste heult. Da geht zuerst hinaus! Ich lieg' ihm schon zwei Tage auf der Spur.

Gottfried. Habt ihr denn alles Neue nicht gehört?

Robert. Wenn ich mein Horn und Windgebräuse höre, So schenk' ich gern der Fama ihr Gefrächz.

Gottfried. Wißt, mit dem gestrigen Paketschiff sind Aus Frankreich wicht'ge Gilbrier' angekommen, Die auf die Ankunft der Fregatte selbst, Die heut' noch ankern soll, begierig machen.

Robert. Was gilt's? ein Brief vom Großalmosenier, Mit der erfreulichen und wicht'gen Nachricht, Wer in Paris, um Lichtmeß, unsrer Frau Die erste Fackel vortrug; oder gar Ein Trostgeschreibe von der alten Muhme, Dem Großprior aus Aix, worin er meldet, Daß unsre guten Brüder, nach wie vor, Den Dienst der lieben Christenheit — verschlafen; Und andre solche Herrlichkeiten mehr, Die man uns im Kapitel pomphaft vorliest.

Gottfried. Ihr seid ein Spötter! Aber diesmal gilt's Was Ernstes; denn — wie Charlot mir erzählt — Hat gestern mit dem Kapellan der Meister Den ganzen Tag sich, ohne Trank und Speise, Verschlössen und ihm lange Brief' diktirt, Die gestern Abend mit demselben Bootschiff Schon wieder abgegangen sind. — Man munkelt, Daß ihm sein alter Freund, der Kardinal, Von wicht'gen Dingen Wissenschaft gegeben,

Die — heißt es — zu Paris im Werke sind
Und für den Orden fast nichts Gut's bedeuten.

Robert. Man sagt! — man munkelt! — uns nichts Gut's
bedeuten! —

Ha! schämt euch! seid ihr Ritter oder Pfaff? —
Sind wir nicht Männer? — und, wenn wir es sind,
Was kann der gelbgeockte Knabe Philipp,
Was seiner Knecht' und Schranzen Heer uns schaden!

Gottfried. Die Krone Frankreich war seit alten Zeiten
Der Schirmvogt unsers Bund's — man pflegt zu sagen:
Ein aufgeregter Freund gilt sieben Freunde.

Robert. Die alte Zeit ist todt! — So schläft auch Richard,
Der mit uns grollte, längst im kühlen Grabe —
Das Löwenherz schläft nun bei Hasenherzen
Im Schooß des nimmer fatten Ungethüms,
Das nur gebiert, um wieder zu verschlingen! —
Was war, das ist nicht mehr — das fromme Häuflein
Von Ebenteuern ist jetzt ein Koloß,
Europens Schooß, der ihn erzeugte, furchtbar;
Ja — er! der list'ge Alte selber, der
Dreimal bekront in ihrem Stiesel hauset,
Mit dessen Riemen er die Welt umzieht,
Wagt's nicht mit uns; sonst hätt' er weißlich nicht
Auf ewig uns vom Interdikt befreit.

Gottfried. Wohl wahr! Doch wenn auch er uns zürnte?
Robert. Pöffen!

Er gab uns selbst die Waffen in die Hand
Und, was noch fehlt, ersetzt des Goldes Kraft,
Das wir aus dem verlorenen Palästina
Gerettet, und durch's Blut so vieler Wätern,
Durch viel verlorne Ehre, theu'r erhandelt.

Gottfried. Des Goldes? — Ach! wir brauchen Arme!

Robert. Freilich!
Und kaufen sie in dieser krüppelhaften,
Verarmten Zeit, wo alles käuflich ist! —
So trohen wir der Lüge und Liare! —
O, glaubt es mir! — der Fürsten Uebermuth —
Ihn schuf das Gold, und Gold nur kann ihn zügeln.
Mit Gold umspannen sie der Menschen Herzen;
Spinnt stärkere Fäden, und ihr reißt sie los.
Metall wird leichtlich durch Metall verdrungen;
Der Geist allein wird nur vom Geist bezwungen.

Gottfried. Sagt, Robert, nur, bei unsrer lieben Frauen,
Wo habt ihr all' das Zeug her? — Immer jagt

Ihr in den Wäldern; und doch sprecht ihr oft
Gescheidter als der Büchermurm; der Kapellan! —

Robert. Mein Freund, was man in Wäldern nicht erjagt,
Entdeckt man wahrlich in Legenden nicht!
Das Bißchen Menscheninn, es wächst fürwahr
In Wäldern mit den Cedern um die Wette,
Wie es in engen Zellen dumpfig wird. —
Allein, ihr mahnt mit Recht mich an die Waldluft.
Gehabt euch wohl!

Gottfried. Saht ihr noch nicht den Meister?
Er wird wohl schlummern auf den stürm'schen Tag.

Robert. Er schlummern! — Wann war wohl ein Tag so
stürmisch,

Daß er den Alten müde machen konnte! —
Als ich nach drei Uhr ausbrach, ging er schon
Den Steg zum Berge, wo er alle Tage
Vor Sonnenaufgang hin zu klettern pflegt.

Gottfried. Ein schnat'scher Grautopf! — Stets gesetzt und
weise

Nach Meisterart — doch wenn das Herz ihm sprudelt,
So läuft's mit ihm gleich über Stock und Block.

Robert. Das große, arme, unverständne Herz! —

Gottfried. Dort auf dem Berg — wie's alte Leute mir
Erzählt — soll Morgens er mit seinem Schutzgeist
Gespräche führen. Manche meinen gar,
Daß er nach Heidenart — Gott steh' uns bei! —
Die Sonn' anbet'. —

Robert. Herr Bruder, saht ihr je

Den großen Weltgeist? —

Gottfried. Nein.

Robert. So forscht auch nicht,
Zu wem der Meister betet! — Marsch, Packan! —

(Geht ab.)

Gottfried (ihm nachrufend). Vergesst nicht die Kapitelwacht! —
Fort ist er. —

Ein Sonderling! — Wenn er zwölf Worte spricht,
Versteht man immer fünfse nur so halb. —
Sieh' da! der Kapellan!

(Kapellan Cyprianus, aus der Kirche kommend, ein Chorknabe,
der ihm das Brevier nachträgt.)

Gottfried. Wohin des Wegs
So früh, ehrwürd'ger Herr?

Kapellan. Ich komm' vom Frühamt.
 Jetzt heißt es, missa est; man geht zu Hause.
 Gottfried. Ihr habt wohl viel zu schaffen, würd'ger Vater?
 Kapellan. Was thut man nicht für's Heil der Christenheit!
 Gottfried. Ja wohl! Im Weltslichen und Ew'gen seid
 Ihr unser Leitsmann! Gestern, zum Exempel,
 Habt ihr, man sagt's, den ganzen Tag geschrieben,
 Und Schreiben von der größten Wichtigkeit.
 Kapellan. Der Herr verlieh Verstand und Weisheit mir;
 Darum gebraucht man oftmals meiner Gaben.
 Gottfried. Die Schreiben gingen an den Kardinal:
 Nicht wahr? und an den Marschall von Brienne? —
 Kapellan. An wen? das kann ich wohl so recht nicht
 sagen.
 Gottfried. Hat sie der Meister nicht euch selbst diktirt?
 Kapellan. Diktirt? Nun ja! So was die Sätze anlangt;
 Allein die Züg' und Schnörkel sind von mir.
 Gottfried. Es standen wicht'ge Sachen drin: nicht wahr?
 Kapellan. Das weiß ich wirklich nicht mehr ganz genau,
 Indeß, so viel ich dunkel mich entsinne,
 Betraf's den Orden und die Klerisei.
 Gottfried. Ei, sagt, Ehrwürd'ger!
 Kapellan. Ja, es fällt mir jetzt
 Nichts weiter bei.
 Gottfried. Allein, ihr schreibt es ja! —
 Kapellan. Mein guter Gottfried, seht! wenn Unsererins,
 Ein Litteratus, schreibt, so summen Lettern
 Zu Tausend ihm im Kopf; er merkt es kaum,
 Was die gelehrte Feder schreiben thut. —
 Ihr schreibt zum Beispiel: Gott zum Gruß. Zwei G
 Sind leicht zu schreiben, meint ihr, wie ihr's spricht.
 Mit nichts, Gottfried! jenes G, das muß,
 Wie eine Schnecke, künstlich sich umwinden:
 Und dieses muß dem feinsten Spinngewebe
 So ähnlich sein, das U muß so subtil
 Verfließen, daß sich sonder viele Müß'
 Ein X drauß machen ließ', wenn es vonnöthen.
 Denn wenn dem Leser jenes U nicht mündet,
 Hat er die Wahl, es für ein X zu nehmen.
 Ihr selbst, der Schreiber, könnt's beliebig deuten,
 Und seid auf jeden Fall gedeckt: — nicht wahr? —
 Gottfried. Ja, das begreift sich freilich, würd'ger Vater! —
 Kapellan. Das aber ist die Kunst von allen Künsten,
 Das ist, wie mir mein sel'ger Guardian,

Der sie mich lehrte, in Vertrauen versichert,
 Die Quintessenz der Staats- und Glaubenskunst.
 Gottfried. Ich bin erstaunt.
 Kapellan. Ja, liebster Sohn in Christo!
 Drum — merkt's euch! — trachtet man absonderlich
 In Schreiben großer Herren und Prälaten
 Auf die gewundenen Lettern, welche nichts
 Für sich bedeuten und nur im Kontext
 Durch den Zusammenhang, auf manche Weise,
 Nachdem's beliebig, zu erklären sind.
 Und eine Sammlung solcher krummen Lettern,
 Wobei man weißlich, was die blinden Heiden
 Gedankenfolge nannten, sich erspart,
 Heißt, wenn ein wächsern biegsam Siegel drunter,
 Nachdem das groß ist, Friedens-Instrument,
 Bull', Urkund', Interdikt, Mandat, Restrikt,
 Auch wenn, als reservatio mentalis,
 Das Wachs gespart wird, und nur ein L. S.
 Darunter steht, so viel als gar nichts — seht ihr.
 Gottfried. Das letzte kann ich mir recht lebhaft denken.
 Kapellan. Drum, merkt ihr, daß ein Schreiber solcher
 Schriften
 Nur bloß der edlen Buchstaberkunst sich
 Befleißigt haben muß. — Das Uebrige
 Empfiehlt er glaubensvoll dem heil'gen Lucas,
 Der Skrib- und Pinsler frommem Schutzpatron,
 Und schlägt, indeß die Lettern ihm entfließen,
 Sich klüglich die Gedanken aus dem Sinn.
 Gottfried. Allein man hat doch so die alte Sage,
 Daß man bedenken müsse, was man schreibt.
 Kapellan. Nun ja, mein Freund, bei Laien mag das gelten;
 Allein die Kirch' ist — wißt ihr — inspirirt.
 Und das ist auch der Fall bei Potentaten
 Und hohen Rittersleuten, in so fern
 Sie beten, glauben und der Kirche opfern.
 Gottfried. Da seh' ich nun, Ehrwürd'ger, wie man immer
 Was lernt, wenn man mit Hochstudirten spricht!
 Und so ein Brauselof von Robert prahlt
 Nur heute noch, daß er in seinen Wäldern
 Mehr Weisheit lernt, als ihr in dem Brevier!
 Kapellan. Das sagt der Kegerhund, der Ignorant,
 Der seinen Namen kaum nur kitzeln kann?
 Der von Frakturchrift so viel weiß, als ich
 Vom Griech'schen? — (vor sich.) Holla, Bruder Cyprianus! —

(Zu dem Ghortnaben heimlich.)

Geh' mir zu Mutter Essen, daß zum Imbiß
Sie mir den Kalbskopf kochte auf den Kerger.

(Ghortnabe läuft ab.)

Gottfried. Und dennoch ist der wilde Jäger der
Vom Meister sehr gelitten; nur noch kürzlich
Hat er ein schönes Streittroß ihm geschenkt.

Kapellan. Ei! das gesteh' ich! — Ja, der gute Robert,
Er ist's auch werth. Zwar manchmal etwas Fürwiz;
Doch mit den Jahren wird sich's geben! — Zwar
Er kommt nicht oft zur Kirche — das ist schlimm!
Doch dafür labt er auch mit Speis' und Trank
Zuweilen ihre Diener — hat nur neulich
Mir einen fetten Keuler überschickt.
Und, denkt! wie spaßhaft! um den Keuler schlingt er
Ein silbern Halsband, drinnen stand gekriegt:
Der Spießgesell des fetten Kapellans.

Gottfried. Das war verwegen!

Kapellan. Thut nichts, Brüderchen!
Die Kirche sieht nur auf das Herz des Gebers;
Drum ließ ich aus dem dicken Halsband mir
Ein Relchlein machen — aß den fetten Keuler
Mit Andacht und Erbauung, und dem Robert
Gab ich auf zehn Tag' Absolution.

(Charlot kommt.)

Charlot. Gelobt sei Christ! —

Kapellan. In Ewigkeit und Amen!

Charlot. Wißt ihr denn schon die Mär' vom neuen Bruder,
Der eben eintrifft?

Kapellan. Nein, wir wissen noch
Von nichts.

Charlot. Als gestern Nachts auf meiner Rückkehr
Von der Bastei ich zu Colossa ankam; —

Kaplan! Ihr wißt ja, wo die hübsche Wirthin . . .

Kapellan. Ich? — Gott verhüte!

Charlot. Nun, so hört nur weiter!
Als ich zur Herberg' einreit', ist so eben
Ein junger Fant kurz vor mir angelangt:
Ein Sohn des alten Seneschalls von Poitou,
Des reichen Murrkopfs, der auf seiner Feste
Die Stangen Golds, die er im heil'gen Kriege
Den Türken abgejagt, in Ruh' verschmaußt. —

Ihr Herren, lang' ist so ein Bild uns nicht
In's Garn gerannt, wie dieser Junge! — Denkt!
Er führt euch zehn arab'sche Hengste, reicher
Geschmückt als unsre Frau zu Malplaquet,
Und schöner als des Meisters falber Tartar.
Zehn Knappen hat er bei sich, — straf' mich Gott!
Der Sanct Johann am Altar der Kapelle
Ist nur ein Troßbuß' gegen sie — so schön!
Er selbst, ein Bürschen so wie Milch und Blut,
Und so geschmiegelt, so voll Kett' und Schellen —
Nach ihrem Klingklang könnt' er in der Fastnacht
Euch, ohne Fiedler, die Chaconne tanzen.

Kapellan. Hört mit dem Eingang auf, und kommt einmal
Zur Sache!

Charlot. Ja, das eben ist die Sache,
Daß er Moneten hat, die uns — will's Gott —
In süßem Cyper fließend werden sollen.
Dabei hat er das treueste Bruderherz;
Unaufgefordert ließ er heute früh
Mir eine Flasche in den Schnappsack stecken.

Gottfried. Will er denn hier zum Orden?

Charlot. Ei, natürlich!

Hat alles mir vertraut. Wir waren Beide
Nicht sehr ermüdet; also zechten wir
Bis in die Nacht, und tranken auf das Wohl
Der wackern Brüder und der schmucken Schwestern.
Da hielt er mir denn traulich seine Beichte.
Sein Vater ist ein alter Kriegskumpan
Von unserm Meister, schon von Jugend auf;
Dem schickt er nun den Sohn, um ihn zum Templer
Zu stuken, und bezahlt für's rothe Kreuz
Mehr, als für hundert goldne.

Kapellan. Hat der Junge
Denn auch die Fibel inne?

Charlot. Freund Kaplan!
Das ist ein Kerl, der gibt euch was zu rathen!
Zu Rheims hat er in einer Seigerstunde
Mit zehn Doktoren disputirt! So wacker
Hat er darein gehaun — die Kerle sind
Gefallen, wie die Fliegen.

Kapellan. Es versteht sich,
Auf geist'ge Weise.

Charlot. Ja, das geist'ge Fell —
Das hat er ihnen schmählich durchgebläut!

Und an dem Hofe zu Burgund — was hat er
 Euch mit den Fraun getrieben! — Zwar, er sagt's nicht;
 Allein er gibt euch Alles zu verstehn. —
 Ein hübscher Kerl, geschmückt als wie ein Sultan,
 Reich, jung und eitel; dem kann es nicht fehlen!
 Bewacht nur eure Else, Freund Kaplan!
 Der spürt sie euch noch schneller aus als ich.

Kapell an. Geh, Frevler! lästert diese Judith nicht!

Charlot. Die ihres Holofernes dicken Kopf
 In ihrer Schürze stiehlt! — Nun, laßt es gut sein!
 Ersäuft mit mir den Groll in Cyprier! —
 Muß nur zuvor zum Meister, ihm Rapport
 Von dem Tuneser bringen.

Kapell an. Nein, nicht gut sein!
 Ich ercommunicir' euch dreifach, Frevler, . . .

Charlot. Wir wollen dafür, Poitou, El' und ich,
 Euch dreifach krönen.

Kapell an. . . . thu' euch in den Bann!

Charlot. Bannt mich nur nicht aus Elsens Lustrevier!

Gottfried. Seid still, ihr Herrn, und seht, was dorten
 wackelt!

Charlot. O weh! — da kommt der alte Schütterkopf! —

(Kompthur Hugo tritt auf, auf eine Krücke gestützt.)

Kompthur. Was steht ihr da, und maullast, wie die Weiber?
 Habt ihr denn nichts zu thun? —

Gottfried. Wir trafen
 Von ungefähr uns hier, da gab ein Wort
 Das andre.

Kompthur. Ja, an Worten fehlt's dir nicht,
 Ich kenn's wohl, aber an dem Thun, Gott besser's!

Gottfried. Ei, Robert thut ja auch nichts! — Eben trollt' er
 Mit seinem Packen sorglos in den Forst.

Kompthur. Was schiert dich Bruder Robert? — Nahmst
 du auch

Den Kaper, so wie er? Hast du dem Mameluden
 Den Kopf zerspalten? — Dennoch ist, Gott besser's!

Auch er nicht viel. Ein junger Saujowind,
 Dem man die Bügel nicht muß schießen lassen! —

Gottfried. Zudem ist die Kapitelwacht an ihm.

Kompthur. Und geht zur Jagd, der Bøe . . . ? Nun,
 Gott besser's,

Er kennt den Dienst; er wird schon wieder kommen!

Charlot. Eu'r Würden!

Kompthur. Nun? — Was hast du denn am Brustflaß
 Für ein Gespinnst von geel und rother Seide? —

Charlot. Es ist bei Hofe jezt der neuße Brauch.

Kompthur. Gott! alter Hugo! das sind die Gesellen,
 Die du zum Schutz der armen Christenheit,
 Zum Schirm des heil'gen Landes einst gestiftet!
 Sieh dieses Volk, an Ehr' und Züchten bar!
 'S ist heut' Kapitel; und der läuft zur Jagd,
 Der alsanzt sich mit bunten Schranzen-Schnörkeln,
 Und der begafft, wenn es zur Kirche geht,
 Statt unsers Herrgotts, junge Fraun und Dirnen.
 Ei! das sind seine Rittertugenden!
 Das sind die Armuth, Keuschheit, Obedienz,
 Die ihr auf's Evangelium beschworen! —
 Die Schwerter rosten, doch die Scheiden blinken;
 Des Türken stolzer Mond verhöhnt das Kreuz,
 Weil's auf die Jacken solcher winz'gen Wichte
 Geheftet ist. — Die That ist jezt ein Zwerger,
 Der Mund ein Riese. Alter Hugo, schlaf!
 Bald folg' ich dir! —

Kapell an. Ja wohl, die Christenheit
 Ist sehr in Noth!

Kompthur. Auch ihr, Herr Cyprianus?
 Auch ihr seid gar nicht recht nach meinem Sinn! —
 Ihr seid, ich weiß es, ein gelehrter Mann,
 Denn ihr könnt lesen und Frakturschrift schreiben;
 Allein daß ihr — ein alter Kirchendiener —
 Zu diesen jungen Springinsfelden euch
 Hieher stellt und gleich einem Truthahn gackelt,
 'S ist nicht zum feinsten! — Scheert euch zum Brevier —
 Und — wenn ihr wollt so gut sein — betet auch
 Für mich ein Paar Oremus.

Kapell an (vor sich.) Lieber wollt'
 Ich dir die Seelmess' lesen, alter Murrtopf!

(Schleicht mit einem hämischen Seitenblicke fort.)

Kompthur. Was steht ihr denn und gafft? — Die Wapp-
 ner stehn

Schon eine Viertelstund' am Tummelplatz;
 Die Pferde sind gehalstert.

(zu Gottfried.)

Führ' sie stracks
 Zur Schwemme — dann nimmst du die Reiterbuben,
 Die gestern angelangt, und übest sie

Im Lanzenwurf — so hast du dein Stille Arbeit
Bis zur Kapitelzeit. — Und nur die Rosse
Nicht überjagt! und nur die Leute nicht
Kuranzt! — 's sind Menschen, so wie du! — Nun geh!

(Gottfried geht ab.)

Komptthur (zu Charlot). Und du, mein Bürschlein! welche
Nachricht bringst

Du vom Tuneser? —

Charlot. Hundert Schritt vom Ufer
Liegt er vor Anker — seine Mannschaft sind
Zwei hundert Knecht', sechs Hauptleut' und ein Obrist.

Komptthur. Ne Handvoll Leut'! — Was sagt der Unter-
marschall?

Hat er's mit ihm versucht?

Charlot. Er läßt den Meister
Und euer Würden bitten, fünfzig Wappner
Ihm zum Succurs zu senden.

Komptthur. Ist der Mensch
Befessen? — Fünfzig noch? und fünfzig sind schon
In der Bastei! — Die wären ja genug
Für dreimal hundert Türken! — Hm! Gott besser's,
Auch der ist so ein Milchgesicht! — Wie viel
Hat er noch Munition? —

Charlot. Das weiß ich nicht.

Komptthur. Nun du bist mir ein wackerer Bote! — Laß es
Nur gut sein! — Will den alten Lanzknecht fragen,
Der mit dir ritt; denn dessen alte Augen
Sehn mehr als deine. — Nun? du warst doch schon
Beim Meister? —

Charlot. Eben wollt' —

Komptthur. Noch nicht beim Meister? —
Und er steht hier und schwätzt, Gott besser's, schon
Seit einer halben Stund'! — Noch nicht beim Meister!
Kennt er den Dienst, die Obedienz, die Regel? —
Warsch! — fort! — in sechs Minuten komm' ich selbst.

(Charlot geht eilig ab.)

Komptthur. Das sind des Tempels Hüter! — Armer
Molay!

Du bist der Einz'ge noch — allein mit solchen
Geht du zu Grunde, so wie ich! — O Hugo!
Reuch bald mich dir in's ew'ge Lager nach! —

(Geht ab.)

(Garten, völlig schmucklos, doch mit vielen Blumen und Gewächsen
besetzt; hinten ein Gitterzaun, an den sich ein Hofraum, und seitwärts
ein Theil des Tempelhofes mit Wirthschaftsgebäuden schließt.)

Philipp (mit Gartenarbeit beschäftigt, — singt.)

Oh' die Sonne früh aufsteht,
Wenn aus dem dampfenden Meer
Herauf und herunter das Morgenroth weht,
Voranzfährt mit dem leuchtenden Speer —
Flattern Vöglein dahin und daher,
Singen fröhlich die Kreuz und die Quer:
Ein Lied, ein jubelndes Lied.

Was freut ihr Vöglein euch allzumal
So herzig im wärmenden Sonnenstrahl?
„Wir freuen uns, daß wir leben und sind,
Und daß wir lust'ge Gesellen sind.
Nach löblichem Brauch
Durchflattern wir fröhlich den Strauch;
Umweht vom lieblichen Morgenwind,
Ergötzt die Sonne sich auch.“

Was sitzt ihr Vöglein stumm und geduckt
Am Dach im moosigen Nest? —
„Wir sitzen, weil uns die Sonn' nicht beglückt;
Schon hat sie die Nacht in die Wellen geduckt:
Der Mond allein,
Der liebliche Schein,
Der Sonne lieblicher Widerschein,
Uns in der Dunkelheit nicht verläßt,
Darob wir im Stillen uns freuen.“

O Jugend, kühliche Morgenzeit!
Wo wir, die Herzen geöffnet und weit,
Mit raschem und erwachendem Sinn
Der Lebensfrische uns erfreut,
Wohl floßt du dahin! — dahin! —
Wir Alten sitzen geduckt im Nest! —
Allein der liebliche Widerschein
Der Jugendzeit,
Wo wir im Frühroth uns erfreut,
Uns auch im Alter nicht verläßt —
Die stille sinnige Fröhlichkeit!

(Hört auf zu singen.)

Das Lied ist so für meine alten Nerven
Ein wahrer Glühwein. — Schöne Jugendzeit!
O, wärst du ewig! — Doch, wer kommt denn dort,

So reich und so phantastisch angezogen?
Vielleicht ein Ordensfänger. — Will ihn doch
Nach meiner Art probiren, was er werth ist.

(Gräbt emsig weiter.)

(Franz von Poitou tritt auf, reich und etwas phantastisch als Olesant
des vierzehnten Jahrhunderts, jedoch nicht burlesk, gekleidet, mit Schnabelschu-
hen, Wamms und Mantel mit Schellen besetzt.)

Franz. Freund, kann ich wohl das Haupt der Tempelherren,
Den großen Meister Bernhard Molay, sprechen?

Philipp (ohne sich in der Arbeit hören zu lassen). Vielleicht.

Franz. So sagt, wo ich ihn finden kann.

Philipp. Den Weg zu ihm könnt ihr weit leichter finden,
Als, wenn ihr ihn gefunden, von ihm gehn.

Franz. Ihr sprecht in Räthseln.

Philipp. Und ihr geht auf Räthseln!
Bei euren Schnabelschuhen mit Glöcklein, traum!
Und euren Schellenwamms — wer kann's errathen,
Ob ihr ein Glöckner oder Glöckemarr! —

Franz. Ihr seid ein Witzbold! — Zeigt mich hin zum
Meister! —

Philipp. Schaut unbeschwert — das Herrgottchen*) vorbei —
Nach jener Maur', — da guckt durch's Gitterthorweg
Ein Taubenschlag hervor — den laßt ihr links.
Jetzt kommt ein Brunnen — nicht? — Ein grauer Mann
Steht neben ihm mit einem Pferdeceimer —

So eben schöpft er — das ist Vater Molay! —
Franz. Das hagere Männlein mit der Reiterjacke,
Das, wie ein Knecht, am Eimer zieht? — Ihr scherzt!

Philipp. Hm! Männlein! Männlein! Er ist so sehr noch
Mann,

Daß er — obgleich schon sechzigjährig — dennoch
Ein Duzend solcher lust'ger Männerbüßchen
Zur lieben Frau vom Berge huckpack trüge,
So leicht als er — den Mühlstein Schickal trägt.

Franz. Doch sagt! — wie kommt des Ordens großer Meister
Zu Bubenarbeit? —

Philipp. Sagt mir selber lieber,
Weshalb den Kofl mit fremder Hand ihr pflanzt,
Den ihr mit eigrem Munde doch verzehrt? —

Franz. Kaum weiß ich, traum! noch, was ich mehr bewundre,

*) Provinzialismus für ein am Wege stehendes Kreuzfl.

Den Meister dort in seiner Knechtsgestalt,
Den Knecht mit Meisterton und Doktorweisheit! —

Philipp. Für mich — ich will die Bohnen dort begießen, —
Die, ob sie gleich nie so viel Thau benezte,
Als ihr zum Imbiß nur Champagner schlürftet,
Doch ungleich mehr genießbar sind als ihr. —

(Indem er seine Gärtnergeräthschaften nimmt.)

Lebt wohl für jetzt, mein wundervoller Fant!
Und habt ihr noch des Wunders nicht zur Gnüge,
So fragt den Meister. — Seht! dort kommt er selber! —

(Geht ab.)

Franz (allein). Ein grober Kauz! — doch kann ich ihm nicht
grollen. —

Er kommt — was pocht mein Herz so mächtiglich!
Ein alter Mann! — doch noch so rasch — im Blicke
Ein Etwas, das mich zittern machen könnte,
Und doch so stark mich anzieht! —

(Molay im Reiterwamms, einen bedeckten Pferdeceimer in der Hand, tritt schnell
herein, indem er noch hinter der Scene ruft.)

Molay.

Philipp! Philipp!

(Am Hineintreten, als er Franz'en gewahr wird.)

Verzeiht! — die Ferne täuschte mich; ich wähnte
Euch meinen Gärtner. — Was ist eu'r Begehren?

Franz. Seid ihr gewiß der große Meister Molay?

Molay. Ich heiße Molay. — Nun? — zur Sache, Freund!

Franz. Ich bin der Sohn des Heinrich von Brienne.

Molay. Des Seneschalls von Poitou? —

Franz. Eben des.

Molay (setzt den Eimer schnell hin, und eilt mit offenen Armen auf Fran-
zen zu.) Ha! sei mir tausend-, tausendmal willkommen,
Du goldner Herzensjunge! — Nun, so sag' mir:
Was macht dein Vater? — hinket er noch wacker
Auf seinem Stelzfuß? —

Franz. Ja; doch seit drei Jahren
Bedarf er zweier Krücken.

Molay. Armer Freund! —
Treibt er noch sonst sein altes Wesen? — Putzt er
Die Lanze noch? — Tränkt er noch den Polacken
Und seinen treuen Rimrod? —

Franz. Der ist todt.

Molay. Nun, laß ihn fahren! — Denkt er noch an mich?
Hat er mir keinen Gruß entbieten lassen? —

Hat er...? Vergib! Mich schwindelt bei der Freude,
Des alten treuen Heinrichs Sohn zu sehn!

Franz. Er läßt euch sagen: „Brüderschaft und Ghaza!“
Nächst dem hat er —

Molay. Ja, recht! — das war die Losung
Des ew'gen Bruderbunds. — Ha, Ghaza, Ghaza!
Verdammt sei noch mein Vorwitz! — Hat er dir
Von Ghaza nichts erzählt?

Franz. Wie mir es beifällt,
Sonst nichts, als daß er in der Schlacht dort einst
Sein Bein verloren hat.

Molay. Ja freilich, freilich!
Allein durch wessen Schuld? Das laß dir sagen!

Franz. Erlaubt nur —

Molay. Nein — jetzt gleich! — Denn leichter wird mir

Das Herz, wenn ich dem Sohne treu erzähle,
Was ich dem wackern Vater schuldig bin. —
Sein Stelzbein ist die Frucht von meiner Reckheit.

Im letzten heil'gen Krieg' — es sind anseht
Schon vierzig Jahr zum mindesten — dienten wir,

Ein Paar unbärt'ge Leck Edelbübchen,

Beim kühnen Grafen Robert Artois,

Des heil'gen Ludwigs allzu raschem Bruder,

Der bei Mansura Sieg und Leben ließ.

Ich sollte schon das rothe Kreuz erhalten;

Doch plagte mich der Vorwitz noch gar sehr.

Obwohl nur wenig älter, war dein Vater

Schon viel gekelter. Dessen warnt' er mich;

Doch immer socht' ich in dem dicksten Haufen:

Mein Sinn entbrannt' in mir, des Heilands Grab

Zu retten, oder dort mein Grab zu finden.

Bei Ghaza komm' ich einstmals in's Gedränge,

Vom Heere fern — da trifft ein Mameluk —

Gott tröst' ihn dort! es war ein wacker Degen! —

Die Schulter mir, und sinnlos stürz' ich hin.

Doch Heinrich sieht's — wie ein geschreckter Leu,

Haut er sich durch der Sarazenen Menge.

Sein Knappe stürzt: da kämpft er stehend noch

Um mich, den todt Geglaubten. Kraftlos sinkt er

Auf's linke Knie; allein, gestemmt auf's rechte,

Parirt er so der Heiden Damascener,

Daß — eh' die Unfern kamen — sie entflohn.

Da traf der Wurfspeer eines flieh'nden Türken

Sein rechtes Kniegelenk — ohnmächtig krampt sich

Sein Arm um meinen Hals. — So, fest umschlungen,

Trägt man uns halb entseelt zum Lager hin. —

Ich schlug zuerst das Aug' auf, und verzweifelnd

Sah ich den Freund, der sich für mich geopfert,

Dem Tode nah. Ich pflegte sorglich sein;

Und als er drauf erwachte — o, ich kann

Die Wonne dir nicht malen! — da beschworen

Wir vor der Drifflamm*) den heil'gen Bund,

Und theilten — ihn auf ewig zu besiegeln —

Die Hostie, die uns der Patriarch

Mit frommen Händen segnend spendete. —

O, frischer Lebensmorgen! goldner Traum!

Rehrt ihr denn nimmer, nimmer wieder? — Jüngling!

Auch dich erwartet einst des Mittags Schwüle.

Sei wie dein Vater! — Sag' mir, denkt er oft noch

An unsre Knappenzit? —

Franz. Sein Auge strahlt

Von Jugendglanz, wenn er beim frohen Becher

Von Palästina und von Molay spricht.

Dann sagt er noch so Manches, was bescheiden

Ihr mir verschweigt: — wie ihr beim Jagen ihn

Vom Tiger rettetet; wie ihr die Türkin,

Die ihr erbeutet und so glühend liebtet,

Ihm — weil er sie gelobet — abgetreten;

Wie — als bei Damiette er in's Meer

Gefallen — ihr, des eignen Wohls vergessend,

Ihm nachgestürzt und ihn herausgezogen;

Wie ihr dem Chan den Kopf gespaltet, der...

Molay. O, schweig', ich bitte, von den Knabenstreichen!

Wie gütig, daß mein Freund noch ihrer denkt,

Da ich sie selber längst vergessen habe! —

Ja, treu hat er, der Wackre, ihn erfüllt,

Den Schwur der jungen kaum erwachten Herzen;

Er war mein Freund, als ich den Namen Freundschaft

Noch nicht zu lesen wußte. — Später ward

Mir mancher Krieger-, mancher Siegesgenosse;

Doch keiner war mein Heinrich! —

Franz. Im Vertrau'n

Auf dieses Jugendbündniß schickt' er mich,

*) Die in der Geschichte der Kreuzzüge sehr oft vorkommende geweihte
Kreuzesfahne.

Und sendet euch dies Schreiben, mit der Bitte
Mich — wenn's geziemend — in den edeln Kreis
Der Tempier, eurer Brüder, aufzunehmen.

Molay. Ein Schreiben? — O, laß mich die Zeilen lesen,
Der theuren Hand! — Setz' unterdeß dich nieder —
Allein es fehlt ein Schemel — setz' dich hier
Auf den bedeckten Eimer! — Aber, holla! —
Mein alter Streithengst und der Tartar — beide
Sind nicht getränkt, und haben doch so oft
Mit mir gedurstet! — Freude läßt mich schier
Der Treu'n vergessen; und das soll man nicht! —
Geh', Lieber, dort zum weiß' und rothen Hause,
Es ist der Stall — da stehn sie rechter Hand.
Tränk' beide gut! — 'S ist sonst mein Morgengang;
Doch heut' sind mir die Glieder lahm vor Freude. —
O, sei so gut! — Ich tränke deinen wieder! —

Franz. Wenn ihr's befehlt?

Molay.

Und komm' recht bald zurück! —

(Franz nimmt den Eimer, und geht ab.)

Molay (allein.) Was schreibt mir denn mein alter Leids-
genosse? —

(Er liest.)

„Ja, Gott zum Gruß! Dies bringet dir mein Sohn.
„Er ist nicht schlecht, mir klüger als sein Vater,
„Ein Frauentnecht, ein Doktor, kurz — ein Narr!
„Du bist ein Mann — mach' ihn zu Deinesgleichen,
„Mit oder ohne Kreuz. — Dein Bruder Heinrich.“ —
Daran erkenn' ich dich, du offne Seele,
Rauh wie dein Degen, wortlos, doch voll Kraft.
Ha! das verkrüppelte Jahrhundert zeugt
Nur Schwäger, keine Männer, die dir gleichen! —
Hm! solch ein Büschlein ist's? — Das Schellenwamm's
Und der pathet'sche Ton! — Hast recht, mein Alter!
Er muß noch dümmer werden — muß sein Nichts
Doch erst erkennen, soll er etwas sein. —
Ein Tempier will er werden — ja, des Blunders
Gibt's freilich auch mit rothem Kreuz genug;
Doch der ist Heinrichs, meines Freundes, Sohn:
Drum muß was Rechts er werden, oder gar nichts. —
Da kommt er schon! — Daß mich nur mein Gefühl
Nicht wieder überrasche! — Schweige, Herz!
Er dauert mich; allein jetzt darf er nur
Den Meister sehn. —

(Franz kommt zurück.)

Franz. Die Pferde saufen wacker:
Der Tartar hat mein ganzes Wamm's bespritzt.

Molay. Schon gut! Statt seiner bitt' ich um Verzeihung,
Und dank' euch für die Mühe. — Setzt euch zu mir
Hier auf die Erde; meine Büffelhosen
Sind's schon gewohnt, und eure müssen's lernen. —

(Setzt sich auf die Erde; Franz, etwas ungern, auch.)

Nun, seht mir in die Augen! denn bis jetzt
Hab' ich fürwahr euch noch nicht halb betrachtet.
Ihr seid ein wacker Bursch' — des Vaters Auge,
Sein gelbes Haar — nur war er noch gedrungner.
Trägt mich mein Glaube nicht, so könnt ihr einst
Was Großes werden.

Franz. Eure große Seele
Sieht mich im Spiegel ihrer Größe nur.

Molay. Ach, laßt die Phrasen, Kind! — denn mir behagt
Das Große nicht — man stößt nur oben an,
Und nimmt den Raum, den Andre brauchen, ein. —
Habt ihr schon Barthaar? — Hm! nur kurze Stoppeln!
Bei Damen war't ihr Hahn im Korbe wohl? —

Franz. Die Gräfin von Provence zum mindesten
Hat mich gar oftmals ihrer Huld versichert.

Molay. Pfui! wer verlangt denn Namen! — Habt ihr sonst
In Waffen schon euch wo herum versucht? —

Franz. Am Hofe von Burgund, von dem ich komme,
Brach ich — nicht ohne Ruhm — schon manche Lanze;
Sogar den Herzog hob ich aus dem Sattel.

Molay. Die Herren sitzen oft nicht fest! — Nun weiter!
Habt ihr denn auch noch sonst etwas gelernt? —

Franz. Zu Rheims studirt' ich auf der hohen Schule
Die sieben freien Künst' und Wissenschaften;
Und ob ich gleich dort neunmal disputirt,
Stand auch in diesem Kampf das Glück mir bei.

Molay (ungebuldig aufspringend, während dessen auch Franz aufsteht).
Um's Himmels willen schweigt! denn solch ein Mann,
Was könnte der in dieser Welt noch lernen,
Was wohl noch wünschen, das er nicht schon wüßte! —
Sagt, junger Freund, was wollt ihr in dem Orden? —
Ihr war't bei Damen hoch und sehr geehrt;
Hier habt ihr nur ein kalt und keusch Gelübde.
Ihr war't ein Held im glänzenden Turniere;
Hier findet ihr kein scherzhaft Ringelspiel.

Ihr tragt ein Schellenwamm's und Glockenschuhe;
 Mein alter Büffel ist mein Feierkleid.
 Doktoren schlug die Schärfe eures Witzes;
 Bei uns erschlägt man Sarazenen nur.
 Ihr seid ein Meister aller freien Künste;
 Hier lernt man höchstens nur ein Mensch zu sein! —
 Traum! kehrt zurück zum Herzog und nach Rheims.
 Was wollt ihr hier bei ungelahrten Templern? —

Franz. Ihr macht mich schamroth.

Molay. Das ist etwas!

Franz. Verzeiht! — allein ihr schlägt den Muth mir nieder.

Molay. Wenn's echt Gewächs ist, rankt sich's wieder auf!

Allein, im Ernst! was sucht ihr denn im Orden?

Franz. Ich weiß es längst, die Edelsten des Volks
 Sind hier versammelt, um der Unschuld Retter,
 Des Landes Schirm, des Rechtes Arm zu sein.

Molay. Das ist, will's Gott, ein jeder brave Ritter,
 Auch ohne Kreuz!

Franz. Sie üben sich einander
 In Tugend, in Gehorsam und Ergebung.

Molay. Könnt ihr's nicht auch in eurem Atlaswamm's? —

Franz. Da ihr so sehr denn in mich dringt — erlaubt ihr,
 Ganz sonder Hehl zu sprechen?

Molay. Darum bitt' ich.

Franz. Des Wissens Durst bedrängt mich unaufhörlich,
 Die Schule lehrte schöne Worte mir,
 Und kettenmäßig Schlüss' an Schlüsse hängen;
 Doch fehlt mir immer noch die rechte Wahrheit,
 Der Worte Kern — und immer treibt es mich,
 Vom Unermeßlichen den Grund zu finden,
 Die Wahrheit völlig nackend zu erblicken
 Und hüllenbaar ihr Angesicht zu schaun.

Molay (nicht ironisch, sondern mit verhaltener Nührung).
 Das wird sich geben. — Fahrt nur weiter fort! —

Franz. Nun hört' ich oft, daß eure weisen Meister
 Das Ding, wonach ich immer glühend strebte,
 Was tausendmal gesucht und nie gefunden,
 Besäßen — aber es der Welt verbürgen,
 Damit sie sich die Finger nicht verbrenne.

Molay. Und dieses wär'? —

Franz. Der echte Stein der Weisen,
 Der Schlüssel zu der Zukunft Eisenthor,
 Und der Vergangenheit verborgner Höhle,

Zu der geheimsten Werkstatt der Natur,
 Wo man ihr innres Leben still belauscht.

Molay (über Franzens letzte Rede in Gedanken verloren, nach einer kleinen Pause, sichtlich gerührt, vor sich, indem er Franzens anblickt).

Du Armer! klang auch dir Sirenenfang? —

Doch Fassung! —

(laut) Freund, ihr seid gefährlich unpaß —
 Solch warmes Nervenwerk — ich kenn' es — leidet
 An manchen Sichtern, bis so weit sich's härtet,
 Daß es dem Frost des Lebens widersteht,
 Der nur für kalte, schwammichte Naturen
 Gedeihlich ist. — Doch euer Uebel sitzt,
 Gott Lob, nur oben; — ganz vorzüglich ist
 Bewegung euch vonnöthen. — Seht ihr Jenen,
 Der emsig dort das Bohnenbeet begießt? —

Franz. O ja!

Molay. Es ist mein alter Gärtner Philipp.

Franz. Ich sprach ihn schon. — Ein munterer Gefelle,
 Nur etwas laut, und nicht von seiner Sitte.

Molay. An seiner Grobheit schleift die Höflichkeit,
 So wird ihr Spiegel desto heller glänzen. —
 Seht, wie er krumm steht — wie er emsig gräbt,
 Wie fleißig er sein Tagewerk vollbringt! —
 Der arme Kerl! es fehlt ihm an Gefellen. —
 Geh, ihm zu helfen — 's sind nur wenig Beete,
 Heut', morgen, übermorgen ist's vollbracht.

Franz. Verzeiht mir, wenn, in aller Demuth, ich
 An meinen Stand euch mahne — ich, der Sohn
 Des Seneschalls von Poitou — Pair des Reichs!

Molay. Wir alle sind die Söhne mancher Väter:
 Wir alle müssen, eh' wir ernten, sä'n.

Des Seneschalls Papa war Marschall; dessen,
 Stallmeister; dessen, Falkonier; und so herab,
 Bis zu dem Knappen, der die Rosse striegelt,
 Und zu dem alten Adam, der — ein Bauer —
 Im Schweiß des Angesichts sein Brod gewann. —
 Dagegen trägt des Philipps Enkel einst
 Vielleicht ein goldnes Kreuz, und dessen Enkel
 Regiert vielleicht als Kaiser Volk und Land,
 Und heßt zum Spaß die Heerde eines Schäfers,
 Der eines Pairs von Frankreich Enkel ist. —
 Drum geht nur hin und helfst dem guten Philipp! —

Franz. Ich bin noch sehr ermüdet. —

Philipp. Ein deutscher Gärtner hat es hergebracht;
 Es futtert gut und ist euch so geduldig,
 Daß es sich fünfmal ruhig mähen läßt,
 Und hoch sich preist, wenn es zum sechstenmal
 Das letzte Restchen Kraft zu Markt bringt, bloß.
 Damit mein alter Esel es beweidet. —
 Es ist ein guter Schlag von Kraut, wahrhaftig!
 Nur hat's den argen Fehler — seht, es saugt euch
 Den Fleck so rein, daß auch kein Bißchen Kraft
 Im Boden bleibt! — in drei, vier Jahren wächst
 Auf einem solchen Fleck nicht 'mal ein Beilchen,
 Geschweige denn ein Weinstock, eine Rose —
 Man braucht's nun eben; darum muß es stehn,
 So gern ich auch ein kleines Fleckchen sonst
 Zu Nelken und Nieseda übrig hätte.
 Denn — sagt mir Herrlein! — wenn ihr euch den Wanst
 Gefüllt, so melden sich doch Aug' und Nase,
 Und jedes will sein ihm beschieden Theil.
 Ja manchmal denk' ich so: wenn unser Herrgott
 Uns auch den Magen nähm', und nur die Nase
 Zum Niesen, und das Neugleinpaar uns ließe,
 So daß wir bloß vom Sehn und Niesen zehrten,
 Wir wären minder feist und mehr berührsam. —
 Jetzt hat euch mancher nicht ein Bißchen Nase;
 Das ist das Schlimmst! — Ihr trocknet euch die Stirn,
 Ihr löst das Wamms auf. — Macht das Bißchen Graben
 Euch so viel Hitze? — (vor sich.) Wirkt es? —
 Franz (vor sich.) Nein, hier kann ich
 Nicht dauern; denn der Kerl macht mich verrückt.

(laut.)
 Hör', Alter, sag'! — doch ohne Trug — wer bist du? —
 Ein Bauer? — Nein, wahrhaftig nicht! Ein Weiser,
 Mein Genius vielleicht, dazu bestimmt,
 Die Binde mir zu lösen.

Philipp. Ihr seid müde.
 Ruht im Schatten jenes Palmenbaums!
 Vielleicht daß seine Blätter euch was sagen.
 Sie thun's bisweilen, und das klingt dann besser,
 Als was ein Andrer so zu Markte bringt.

Franz. Wer seid ihr aber? —

Philipp. Ich? — Ein Mensch. — Und ihr?
 Doch ja! — der Sohn des Seneschalls von Poitou!

(Franz geht ab. Philipp steht ihm nach.)
 Der Junge wird sich bessern; aber schwerlich

Kann er ein Mann, ein Held der Menschheit werden!
 Ach! dazu macht uns nur des Schicksals Hand;
 Allein gewöhnlich packt sie uns so eisern,
 Daß wir zerbrechen, eh' sie uns geformt.
 Mein Adalbert! —

(Er steht in Gedanken versunken.)

(Molay, im völligen Ornat, tritt auf.)

Molay. So traurig, lieber Anjou?

Philipp. Laß mich den fürchterlichen Namen nicht
 Noch einmal hören! — Kommst du vom Kapitel?

Molay. Ja, eben jetzt.

Philipp. Du bist in großer Wallung.
 Was gab's?

Molay. O, laß mich Gottes Luft erst athmen!

Philipp. Mein Freund! —

Molay. Du kennst den lang verhaltenen Groll,
 Mit welchem Frankreichs Philipp unsern Orden
 Befehdet. Nur zu gern — wenn er's vermöchte —
 Beraubt' er uns, und häuete uns're Schätze
 Zu den erpreßten, die er freventlich
 Durch seiner Bürger blut'gen Schweiß erbeutet.

Philipp. Ich kenn' ihn ja! — den königlichen Buchrer.

Molay. Der list'ge Bertrand Gol, sein Busenfreund,
 Dem die Liar' er für so schnöden Sold
 Verschachert, hat mit ihm sich fest verbündet.
 Vielleicht ist unser Schatz das Lösegeld,
 Das er für Petri Schlüssel angelobt.

Philipp. Das sieht ihm gleich, dem heuchlerischen Pfaffen!

Molay. Jetzt ist der Papst zu Poitiers: und so eben,
 Wie mir mein Freund, der Kardinal Präneste,
 Berichtet, ist ein Breve unterwegs,
 Worin der Meister des Spitals und ich
 Dorthin entboten werden, um, so heißt es,
 Dort einen neuen Kreuzzug zu berathen.
 Pränestens Brief kam gestern mit dem Bootschiff;
 Das Breve trifft vielleicht mit der Fregatte
 Schon morgen ein. — Du siehst die schlaue Falle!

Philipp. O ja! die Teufelsfrage guckt ganz sichtbar
 Zur Rutt' heraus. — Das also war der Grund
 Der heutigen Versammlung des Kapitels? —

Molay. Das war's! — denn heute galt's die wicht'ge Frage:
 Ob wir der Vorladung des heil'gen Vaters,

Nach Poitiers zu kommen, willig folgen,
Und dorthin, vor Sanct Peters heil'gem Stuhl,
Der uns von Philipp schlaue gestellte Schlinge
Uns ohne Waffen ruhig überliefern;
O'r, ob wir jetzt die Kappe fallen lassen,
Im Punkte der Entscheidung, und, dem Bannstrahl
Wie dem Banner der Völkerführer trogend,
Durch ihrer eignen Söldner feile Hände
Die alte Burg jetzt offen stürmen sollen,
Die wir schon längst heimlich untergraben,
Und die ein böser, heuchlerischer Teufel
An Edens schönster Stelle aufbaut.

Philipp. Welch eine Aufgab'! — 'S ging wohl stürmisch her?

Molay. So, daß ich, in den neun und dreißig Jahren,
Die ich dem Orden diene, nie ein Gleiches
Erlebet habe.

Philipp. Wofür stimmtest du? —

Molay. Für festen Mannesinn in gerechter Sache,
Für das, was der Moment, die Pflicht gebietet,
Für offenen Kampf mit Kron' und Klerus.

Philipp. Und? —

Molay. Ueberstimmt! —

Philipp (ihn umfassend.) Ruh' aus an Freundesbrust!

Molay. Du weißt es, Bruder, ob ich's redlich meine,
Wie warm dies Herz für meiner Brüder Wohlfahrt,
Der unbekreuzten, so wie der bekreuzten, —
Zu warm nur — schlägt! —

Philipp. Ja — leider! — Laß es schlagen!

Molay. Du weißt es, wie entartet ich den Orden
Schon überkam, was ich aus diesem Troß
Geschaffen habe — was ich gern aus ihm
Geschaffen hätt! —

Philipp. Es wird geschaffen werden.

Molay. Nein — es wird nicht! — Aus diesen dumpfen Massen
Erhebt der reine Phönix nimmer sich! —
Daß sie mich nicht erkennen, daß sie mich
Versteh'n, daß sie von allem dem nichts wissen,
Es gar nicht ahnden wollen, was — verzeih's
Dem aufgeregten Herzen! welche Opfer
Ich unserm heil'gen Endzweck freudig darbot,
Das — Gott ist jetzt mein Zeuge! — das verschmerz' ich. —
Allein daß sie bei hellem Tage sich
Die Augen blenden, es nicht sehen können,
Nicht wollen, was der Menschheit, deren Rettung

Sie sich gewidmet, jetzt allein nur noth thut:

Das quält mit tausend Martern meine Brust. —

Philipp. Du lebst ja noch — du bist ja noch ein Jüngling! —

Molay. Mein warmes Leben rinnt an ihrer kalten
Verstodtheit. — Freund, mein Philipp! — ja, ich fühl' es,
Nach sechzig langen, treu durchkämpften Jahren
Hab' ich umsonst gelebt!

Philipp. Verzage nicht! —

Des Königs Schwert kann euren mächt'gen Bund
Nicht stürzen! —

Molay. Ach! den König fürcht' ich nicht;
Die Schlange lieget näher mir am Busen,
Die mich erwürgt! — An ihrem eignen Unwerth,
An Klippen ihres jämmerlichen Jäh's,
Da muß des Ordens schöne Barle stranden.
Des Ordens eigne Söhne morden ihn;

Die Menschheit opfern sie, um nur ihr eignes
Kostbares Selbst vor Lüftchen zu bewahren.

O, das ist bitter, bitter! — Warum schützte
Mich Heinrichs Arm, daß ich's erleben mußte!

Philipp. Allein der Groß-Komptthur — er war doch stets
Auf deiner Seite?

Molay. Auch noch jetzt: allein
Du weißt ja selbst, wie viel die grauen Formen,
In die sein Geist nun schon seit achtzig Jahren
Geschmiedet ist, dem alten Manne sind.

Und diese soll er selbst so schnell zerbrechen! —

Sein befreier Geist hat freilich lange schon
Sich losgemacht; allein das Vorurtheil
Bezwingt den Willen. Wenn der ganze Orden,
Wenn selbst die Christenheit in Trümmer fällt —
Er bringt das Leben ihr; doch den Basallen
Der Krone Frankreich kann er ihr nicht opfern.
Bemunft besiegt der angeerbte Wahn;
Er schaudert, das zu wollen, was er einfieht.

Philipp. Und Norfolk, Armagnac, und Villa Franca? —

Molay. Du kennst den Stolz, dem der goldne Lindwurm
Mehr als des Heilands Marterzeichen gilt.
Bei England sollen, meint' er, um Vergebung
Wir flehn, daß wir dem Richard Löwenherz
So manchen Spul gemacht, zu seinem Fangball
Uns nicht gebrauchen lassen; dann vielleicht
Werd' es sich huld'eich unsrer Noth erbarmen.

Philipp. Und Armagnac?

Molay. Erwartet, daß ein Wunder
Der Kirche ihre Schützer retten werde.

Philipp. Ja, das ist ihre Art! — Der Himmel soll
Statt ihrer thätig sein; sie wollen zusehn. —
Der Römer Gebbo war denn doch des Bodens,
Der ihn erzeugte, eingedenk?

Molay. Gewiß!

Er selber wollte hin nach Poitiers,
Und von dem Papste Petri Schwert erbitten.
„Dann,“ rief er, „kann der stärkste Gegner nie
Uns schaden!“

Philipp. Das sind deine Söhne, Rom!
O Cassius und Brutus! — Und die Andern? —

Molay. Die meisten sind das Echo lauter Rehlen;
Im untern Stockwerk glauben sie den Brand
Des Hauses nicht, obgleich das Dach schon raucht.
Die Wen'gen, die das Feuer sehn, erwägen,
Wie jeder weißlich seine kleine Zelle
Dem Brand entreißen könne — mag das andre
Dann auch, wenn's Gottes Will', zusammenstürzen.
Ja manche, die recht klug sich dünken, ließen
Das Fundament und Wohnhaus gern zerstören,
Wenn nur der goth'sche Thurm mit seinen Schnörkeln
Und blanken Knäuslein oben in der Luft
So hangen bleiben könnte! —

Philipp. War denn keiner
Ein Mann?

Molay. O ja! zwölf kürzlich Aufgenommene,
Die wollten die Schaluppe noch die Nacht
Mit hundert Knechten rüsten, und dann frisch
Nach London, Rom, Madrid, was weiß ich's, segeln,
Dort von den Fürsten uns Succurs erbitten,
Und jeden, der's verweigre, niederhaun;
Sie wädhneten zu fühlen, daß nur sie
Zu Rettern unsers Bunds bestimmt.

Philipp. Die Thoren!

Was kann die Reckheit ohne Reife frommen?
Gilt's einen klugen Ueberfall bei Nacht,
So weckt das Volk den Feind mit der Posaune,
Damit er ja erblicke, wie der Mond
Von ihren blanken Helmen widerstrahle.
Doch eh' er noch erwachend sich zur Wehr
Gerüstet, wenden weißlich sie die Kasse,
Damit das Blut die Sättel nicht bespritze.

O, knebelt euch den Mund, und löst dafür
Euch Herz und Arm, ihr Papageieschmeiß! —
Wie hat, o Freund, dein großes volles Herz
In diese wüste Steppe sich verirrt!

Molay. Es ist mein Loos! — die Nachwelt wird mich
richten. —

Der Orden hat dem Tode sich geweiht.
Ich hab' ihn retten wollen; kann ich's nicht,
So ist es Pflicht, mit ihm mich zu begraben.

Philipp. Was willst du denn beginnen?

Molay. Meinen Sternen

Mit reinem Sinn und Herzen männlich folgen. —

Mit der Fregatte, die das Breve bringt,
Erwart' ich noch vom Kardinal ein Schreiben,
Wie der's im letzten schon mir zugesichert.
Zeigt Philipp sich als offenen Feind des Ordens —
Wohlan! so zieh' ich morgen nach Paris.

Ich trete kühn vor seines Thrones Stufen,
Und sag' ihm Wahrheit, die er lange schon
Von seinen feilen Schranzen nicht vernahm.

Ich gehe zu dem Papst nach Poitiers,
Und halte dem das künstliche Gewebe
Der Arglist auseinander. Hilft das nichts,

So raun' ich ihm in's Ohr, durch welche Mittel
Er schändlich sich von Frankreich die Tiare
Erhandelt. — Bosheit, Freund, gewinnt man nur,

Wenn man ihr zeigt, wie man ihr Spiel belauschet.

Philipp. Erwäge, Freund, die Größe der Gefahr!

Molay. Der Orden hat erwogen! — nicht sein Herrscher,
Sein Knecht bin ich. Wenn Selbstentjagung schon
Dem jüngsten Ritter ziemt — was soll der Meister? —

Philipp. Dein Leben...

Molay. Ist ein Lehn, das ich dem Geber
Verzinsen muß! Ich habe mir, Gott Lob!

Damit gar manche schöne Stund' erwuchert.

Philipp. Wenn du das Spiel verlorst!

Molay. Verloren kann

Was Glaub' und Kraft begonnen, nimmer werden;
Ob aber ich das Spiel, ob es ein Andrer
Vollendet, das ist einerlei.

Philipp. Bedenke!

Noch steht's in deiner Wahl. —

Molay. Und ständ' es, Freund,
Sprich! — daß mit Niedrem Hohes ich vergleiche —

Stand's nicht auch in der Wahl der Märtyrer,
 Sich der erkannten Wahrheit nicht zu opfern? —
 Doch hier zumal ist ja des Kampfes Ausgang
 Noch nicht gewiß, und hoffen darf ich noch,
 Daß unsrem Recht die Arglist unterliege.
 Mein graues Haar, des Ordens heil'ge Regel,
 Der Leinwandmantel selbst, des Purpurs Bruder,
 Bedeckt vor jedem Blickstrahl meine Brust,
 Und träf' er sie — kann er mir doch den Glauben,
 Daß meines Wirkens Saat erstebt, nicht rauben! —
 Wer für die Pflicht — ein willig Opfer — fiel,
 Der leuchtet Andern zu der Menschheit Ziel.

Philipp. Gibt es ein Ziel, das sie erreichen kann?
 Betrogner! sieh! die kleine bunte Schlange!
 Sie schießt, als wollte sie zur Sonn' empor.
 Die Thörin sieht im Blauen etwas flattern,
 Drum träumt sie selbst sich Flügel; doch beschämt
 Klingt sie sich bald in die gewohnten Kreise.

Molay. Pfui! dieses Bild kam nicht aus deinem Geiste! —

Philipp. Er hat es nicht mit sich zur Welt gebracht;
 Doch Menschen haben's blutig drein gekriegt.

Molay. Und tadest du das Firmament darum,
 Weil es sich trüb' im Auge spiegelt? —

(Franz, der an der Hand blutet, kommt eilig gelaufen.)

Franz (zu Philipp). Gib Wasser, alter Knabe!
 (Als er Molay gewahr wird) Würdiger,

Verzeiht!

Philipp. Was ist euch denn begegnet? —

Franz. Ach, eine Kleinigkeit! — Ich ruhte sinnend.
 An jenem Baum, als eine trauliche
 Gazelle, von dem Duft der frischen Kräuter
 Geleckt, mir nahte.

Molay. Ha, mein Liebling!

Philipp. Nun? —

Franz. Da führt der Unstern einen Schakal her,
 Just nicht den kleinsten. — Wüthend packt er euch
 Das arme Thier. — Das ging mir durch die Seele,
 Und, ohne viel zu zaudern, spring' ich auf
 Und treffe glücklich — ich war unbewehrt —
 Ihm mit der Faust so eben in den Nacken,
 Als er die Fromme würgt — den Würger würgt' ich,
 Und rettete die Beute — das ist alles. —

Philipp. Das habt ihr ziemlich gut gemacht.

Molay (der Franzens Rede mit steigender Rührung angehört hat und
 sich nicht länger halten kann). Mein Sohn!
 Sohn meines Freunds! — dein Vater ist ein Murrkopf.
 Du bist ein Boitou, ja! gelobt sei Gott! —
 Geh', Bübschen! geh' — wasch' dich an jenem Brunnen,
 Und dann zur Burg, daß sie dich dort verbinden —
 Mach', daß du fortkommst — geh'! (Franz geht ab.)

Gelobt sei Gott! —

Er hat ein Herz! er ist des Bundes würdig!

Philipp. Mein theurer Molay!

Molay. Schäm' dich, alter Zweifler!
 Das ist der Mensch! — und seine Schellen haben
 Mit allem Klingklang ihm das Schrei'n der Unschuld

Nicht überklingen können — und das freut mich! —
 Philipp. Halb geb' ich mich. — Der Mensch ist einzeln gut;
 Allein in Reih' und Glied mit tausend andern,
 Da taugt er nicht das mind'ste!

Molay. — Laß das Streiten,
 Und freue dich mit mir der schönen Stunde.

Philipp. Willst du denn nicht zum Mittagsmahl? — 's ist
 Zeit! —

Molay. Vor war ich satt von bitteren Gefühlen;
 Jetzt schmelze ich an süßen — Dank dem Geber! —
 O Bruder, kömmt' ich doch auch deine Wolken
 Zerstreun! —

Philipp. Mein Himmel sank mit Adalbert.

Molay. Starb nicht Patroklos auch? — Weißt du noch,
 Philipp,

Wie wir als Knappen oft das Lied geträllert,
 Wenn wir im Forst...

Philipp. O, der erwürgten Jugend!
 Du harter Molay, warum eben jetzt
 Mich's mahnen, da ich blutend den beweine,
 Mit dem der Jugend letzter Strahl mir schwand! —

Molay. Sei Mann! — Schau, Millionen frischer Leben
 Verschmachteten langsam unter dem Sirocco
 Der Tyrannei. — Sie flehen dich um Beistand,
 Und selbstriß weinst du deinen Todten nur!

Philipp. Bin ich doch auch verschmachtet!

Molay. Hilf sie retten!
 Philipp. O Tyrannei! kömmt' ich mit deinem Geiser,
 Mit deinem eignen, dir die tausend Köpfe
 Vergiften, in dem Blute der Erschlagenen,

In meines Sohnes Blute dich erstickn!
Allein mit ihm starb meine Krone hin —
Was kann der Stamm? —

Molay. Uns blüthenvolle Sprößling!
Zu unsers Edens neuer Pflanzung schenken.
Sei Ritter unsers Ordens! — Du bist Pair,
Erzeugt von Frankreichs königlichem Stamme —
Die meisten unsrer alten Brüder kennen
Dein Schicksal — manche kennen dich persönlich,
Und ahnden dich nur nicht in diesem Wamms.
Entdecke dich den Brüdern — Philipps Aht
Kann dir in Cypern nicht ein Haar mehr krümmen.

Philipp. Ha, sie verspott' ich! — Dennoch kann und darf ich
Nicht Tempelritter sein.

Molay. O, laß noch einmal
Die Blüthen unsrer Jugend dich unduften! —
Als wir kaum Menschen waren, warst du schon
Mein Bruder — werd' es jetzt im heil'gen Sinne! —
Ich reise ab — weim laß' ich meine Schöpfung? —
Der alte Großkomptthur — er kann es nicht —
Führ' er den Namen — leite du das Werk! —
Und, will es Gott, daß ich für seinen Zweck,
Für sein gelobtes Land, ein Opfer falle,
O, so vollende du, was ich begann! —

Philipp. Mein Freund, mein Bruder, Kern von meinem
Leben!

Du Einziger, der mein erstorbnes Herz
Noch an den abgeschmackten Erdball fesselt!
Blos deinetwegen würd' ich doch noch einmal
Mich in den trüben wellenvollen Strudel
Des Wirrwarrs, den sie fälschlich Leben nennen,
Versenken; doch ein feierlicher Eidschwur
Verbietet mir's.

Molay. Ein Eidschwur? — Ich erstaune! —

Philipp. Ja, Freund, ich will mein schrecklich Loos dir ganz
Enthüllen — denn sonst sprengt es noch mein Innres.
In jener Nacht, als Philipps Knechte mich —
Den Prinzen von Geblüt, den ersten Günstling,
Den Einzigen, der an seinem feilen Hof
Es redlich mit ihm meinte — von der Seite
Der Gattin, die in Wehen der Geburt
Zwölf Stunden schon gerungen, grausam rissen,
Der Gattin, die — sie starb zwei Tage drauf
Mit einem todten Knaben! — in dem Kerker

Ward mir die Mär — Als ohne Recht und Urtheil,
Um eines eitlen fälschlichen Verdachts,
Ich drauf verbannt und geächtet wurde;
Als endlich — in demselben Augenblicke,
Da ich zum erstenmal, von Frost erstarrt,
Von Hunger übermannet, betteln mußte —
Ich hörte, daß mein guter einz'ger Sohn,
Mein Adalbert, weil er ein Mädchen liebte,
Das sich des Königs Wollust ausertoren,
Durch feiler Mörder Hand gefallen sei:
Da schwor ich einen fürchterlichen Eid,
Daß ich Geburt, Erziehung, Rang und Adel
Verleugnen wolle, um nur Mensch zu sein,
Nur Mensch sein wolle, um das Hochgefühl
Der Rache zu empfinden und sie einst
In des Tyrannen Herzen abzufühlen! —

Molay. Du bist entsetzlich, Philipp!

Philipp.

Nur ein Rauch,

Ein schwacher Schimmer meiner Höllenflamme. —
Freund, gönne mir den sel'gen Augenblick,
Dem lang' verstummten eingepreßten Herzen
In einem Schrei der Wuth nur Lust zu machen!

(Lehnt sich schluchzend an Molay's Brust; dann nach einer Pause, in der
er sich gefaßt hat.)

Nachdem ich lang' die halbe Christenheit
Durchirret und, von aller Welt verstoßen,
Kein Obdach, keine Höhle, keinen Baum
Mehr finden konnte, ruhig dran zu sterben,
Verdung ich mich als Bootsmann einem Kriegsschiff.
Es strandete bei Cypern — alle Mannschaft
Versank — dreihundert junge rüft'ge Leben;
Nur ich allein — o schadenfrohes Schicksal! —
Ich ward gerettet. — Wie nach Limosel
Ich drauf als Troubadour mich durchgebettelt,
Wie du mich aufnimmst — unsers Bundes
Mich mahntest und ich eine Stunde lang —
Die schönste meines Lebens — alle Märtern
In meines ält'sten Freundes Arm vergaß! —
O Gott! — gelobt sei Gott! — da kommen Thränen.

Molay. Laß mich sie küssen! — komm in meinen Arm!
O, die Minute bürgt uns einen Himmel!

(Ein Wappner tritt auf.)

Wappner. Der Großkomptthur läßt euer Gnaden bitten. —
Das Mittagsmahl ist fertig — alle warten
Auf euch nur mit dem Benedicite.

Molay. Ich kann nicht kommen!

Wappner. Also soll ich melden,
Daß euer Gnaden unpaß wären?

Molay. Nein,

Ich werde kommen. Gleich.

Wappner. Das soll ich sagen?

Molay. Nun freilich, gleich ist bald gesagt.

Wappner. Ich eile.

(Geht ab.)

Molay. So darf ich keinen köstlichen Moment
Mir selber leben! — O der Meisterwürde!
Wie neid' ich, Philipp, diesen Spaten dir!
Wann ist's auch mir vergönnet, auszuruhen
Und wieder Mensch zu sein!

Philipp. Drum laß mich's bleiben!

Laß in der Gartenpflege, die du göttig
Als Balsam meiner Wunde aufgelegt,
Mich es vergessen, daß Schmarokerpflanze
Ich selbst in eines Bütrichs Garten war!
Laß in den Blüthen mich ein Bild des stillen,
Auf seinen Zweck beschränkten Daseins lieben,
Und über ihrer Bildung — wo Natur
Uneingezwängt in ihren Kräften waltet —
Vergeßen, wie die Menschen freventlich
Den Garten Gottes in sich selbst vernichten.
Auch hier bin ich für euren Zweck nicht unnütz;
Du machtest ja mich zu des Gartens Bruder,
Und gabst dadurch im Orden mir das Amt,
Das ehrenvolle, jedem jungen Menning,
Der, mit Chimären prangend, zu uns kommt,
Die Augenbinde leise aufzulösen,
Und in der Pflanzenwelt — wo jedes kräftig
An dem ihm angewies'nen Wirkungsplatz
Als Theil den Zweck des ganzen Gartens fördert,
Wo jedes Hohe, jedes Niedrige,
Will's nicht gesätet werden, seine Nahrung
Dem mitgepflanzten gnügsam gönnen muß —
Ihm eures Tempels Allerheiligstes,
Der Menschheit schöne Wiege, zu enthüllen.

Laß mich's noch ferner üben — ferner noch
In jedem kräft'gen Jüngling, den ich euch
Von seiner Usterbildung Makeln wasche,
Den Schatten meines theuren Todten lieben.
Erlaubst du mir's, mein Bruder? —

Molay (seine Hand mit Rührung ergreifend). Bleibe Gärtner!

(Geht schnell ab.)

Philipp (allein). So bleib' ich unter euch, ihr jungen Leben!
Könn't ihr mir nie den Frieden wiedergeben? —
Wie — oder, zeigt die schaffende Natur
Dem Duld'ner immer die Vernichtung nur? (Geht sinnend ab.)

~~~~~

(Gefängniß: rechts eine große eiserne Thür; links, mehr nach dem  
Hintergrunde, eine kleinere.)

(Erprior von Montfaucon, an der einen Seite des Vordergrundes  
Noffo von Nossodei, an der andern, bei einem Tische stehend, auf welchem  
eine Guitare liegt.)

Prior. Nossodei!

Noffo. Erprior!

Prior. Kein Schmähwort, Bube!

Noffo. Hm! ich bin eben Ritter, wie ihr selbst;  
Wir stecken beid' in einer gleichen Klause,  
Nur daß ihr dorten sitzt, und ich hier.

Prior. Glender! muß ich zehnmal dir noch sagen,  
Daß zwischen einem feilen Bösewicht  
Und einem Opfer schändlicher Rabale  
Ein Unterschied wie Erd' und Himmel ist?

Noffo. Nun ja! ihr sitzt, weil ihr nicht glauben kommtet,  
Daß eine Jungfrau Mutter ohne Mann ward;  
Und ich, weil ich für tausend lump'ge Piaster  
Dem Sultan eine Feste überliefert.  
'S ist alles eins — und sind wir gleich verschieden,  
Macht Rache dennoch uns zu Bundsgenossen.

Prior (auffpringend). Ja Rache, Rache! — Nun, vergiß für  
diesmal,

Daß ich dich anschnob. — Freilich schmachten wir  
An Einer Kette! — Sing' mir, guter Bruder,  
Das Lied vom Pfaffen, den der Ritter würgte;



Es klingt wie Höllenpfeifen — darum hör' ich's  
So gerne! —  
Noffo. Immer nur das ew'ge Lied!  
Doch weil es euch behagt, so will ich's singen. (Spielt und singt.)  
— — — — —

(Kapellan Cyprian kommt durch die Hauptthür herein.)

Kapellan. Ei, ei! so froh, ihr Bestials-Gesellen?  
Prior. So froh, daß wir dich gleich mit eignen Händen  
Erwürgen möchten — wenn's der Mühe lohnte.  
Kapellan. Wollt ihr denn nie vom Bösen euch bekehren?  
Prior. Befehr' zuerst dich selber, Volksbetrüger!  
Noffo. Wozu das Streiten, lieben Herrn und Freunde!  
Erzählt uns etwas Neues, Herr Kaplan,  
Damit wir dran in unsrer stillen Klaus  
Zu zehren haben; — denn, wahrhaftig, sonst  
Gähnt man sich hier vor langer Weile todt.  
Kapellan. Was Neues? — Nun, ihr wißt ja doch die Mär',  
Die schon die Knappen sich im Stall erzählen?  
Noffo. Die Mär'? — und welche? —  
Kapellan. Daß der heil'ge Vater,  
Der jetzt zu Poitiers das Heil der Kirche  
Gewährt, den Meister hin zu sich entboten.  
Prior. Wir wissen keine Sylbe.  
Kapellan. Ei, das wäre!  
Noffo. Nun freilich, hier in das verwünschte Loch  
Dringt nie der Fama heißere Trompete.  
Prior. Und was ist denn die Ursach' dieser Ladung?  
Kapellan. Man will von einer neuen Kreuzfahrt reden,  
Wo unser, und der Meister vom Spital,  
Der auch geladen ist, dem heil'gen Vater  
Mit Rath und That die Hände bieten sollen.  
Prior. Ho, ho! — kommt's daher? Die Dataria  
Will Peters Schlüssel wohl auf's neu vergolden,  
Und hat nur Schaumgold; darum soll das Grab,  
Das heil'ge, wieder aufgewühlet werden.  
'S gilt eine Erbschaft; und von Lebenden  
Kann Niemand erben: — darum will man wieder  
Die Christenheit, mit Kreuzen auf dem Rücken,  
Wie Hunde auf der Türken Säbel hegen,  
Und ihre Güter schmausen. — Wahrlich! sein  
Erjonnen, doch schon etwas zu verbraucht! —

Kapellan. O, warum öffnet sich die Erde nicht,  
Euch argen gift'gen Kezer zu verschlingen! —  
Noffo. Schon wieder Lärmen? — Dominus vobiscum! —  
Könn't ihr denn keine Stunde Frieden halten?  
Kapellan. Ja Frieden! denn der Kezer da verdient nicht,  
Daß seinetwegen mich der Eifer fresse! —  
Prior. Elender Pfaffe!  
Noffo. Sagt mir, Freund Kaplan!  
Wer brachte denn die Nachricht?  
Kapellan. Das Paketboot,  
Das gestern früh im Hafen angelangt.  
Prior. Und was beginnet Molay?  
Kapellan. Diesen Morgen  
Berief er das Kapitel — Gott erbarm's!  
Wie ging's da zu! — Nicht, wie es Christenleuten  
Geziemt — wie Heiden schrie'n sie durcheinander.  
Prior. Was ward beschlossen?  
Kapellan. Ei, man konnte kaum  
Vor dem Gelärm sein eigen Wort vernehmen.  
Der dicke Marschall hat wohl sieben mal  
Den Stab erhoben; aber keiner hört' ihn.  
Der Norfolk ward ganz braun vor Gift und Aerger,  
Der Willing schrie euch wie ein deutscher Büffel,  
Und Montfrenil selber, der sonst immer lächelt,  
Biß sich vor Wuth ein Stück aus seinem Mantel.  
Noffo. Was schrie'n sie denn?  
Kapellan. Der Eine schrie von England,  
Der Andre wieder von des Ordens Rechten;  
Ja Manche wollten gar — Gott sei uns gnädig! —  
Beim leid'gen Sultan Hülfe flehn.  
Prior. Und Molay?  
Kapellan. Ihr kennt ihn ja! — der weiß sich stets zu fassen —  
Erst ließ er still den ärgsten Lärm vertoben;  
Dann stand er auf und sah sich langsam um,  
So ruhig — aber doch die Augenbraunen  
So scharf gekniffen — nun, ihr kennet ja  
So seine Art von Blick! — es ist mir immer,  
Als hätt' er aus der Stephanus-Kapelle  
Dem Heil'gen ihn gestohlen.  
Prior. Ja, ich kenn' ihn,  
Den Blick, mit dem er sich die Herzen stiehlt!  
Kapellan. Drauf neigt' er sich und sprach — nun ja, wahr-  
haftig,  
Er sprach euch ganz geschickt — ich selber hätte



Nicht besser sprechen können — ja, da sprach er  
Von Thatenfeuer — und daß nun die Zeit  
Gekommen sei — und daß wir nun die Fehde  
Beginnen sollten — meine theuren Brüder!  
So sprach er — und drauf streckt' er so die Hand  
Hervor —

Roffo. Um Gottes willen, höret auf!  
Denn — sprecht ihr weiter — so besprecht ihr mir  
Mein Bißchen Wis, daß es, so wie die Flamme  
Vom Herensagen, sich auf ewig auslicht.

Prior. Ich fasse wohl das Räthsel dieser Worte.  
Der Stolz will — von Allen unabhängig —  
Die letzte Kette sprengen und den Purpur  
Sich künstlich auf den Leinenmantel heften.

Kapellan. Es wird ihm nicht gelingen! — (Leiser) Unter uns! —  
Es horchet doch kein Wächter an der Pforte?

Roffo. Sprecht ungehindert.

Kapellan. Seht! der heil'ge Kreuzzug —  
Er thut der werthen Christenheit zwar noth,  
Und unsre Sünden hätten's wohl verdient,  
Daß Gottes Zuchttruth' unsern Rücken träge;  
Allein der Kreuzzug ist — wie soll ich's sagen? —  
Ist — unter uns! — so gleichsam nur der Mantel,  
Das Pallium, das man dem Chorhemd' umhängt.

Prior (mit zunehmender Aufmerksamkeit). Erklärt euch näher.

Kapellan. Wenn ihr Herrn mich nicht  
Verrathen wolltet . . .

Roffo. Wir? — so treue Freunde!

Prior (vor sich). Spitzbube!

Kapellan. Seht, der Vater Provincial,  
Mein würd'ger Freund und Gönner, schreibt mir eben —  
Doch so geheimnißvoll, als unterm Siegel  
Der Beichte — hört! wenn ihr mir das verrathet,  
So brennt ihr einstens länger noch als ewig  
Im Hölle Feuer!

Prior (vor sich). Boshafter plumper Dummkopf!

Roffo. Wir sind verschwiegener als die Kerkermauer.

Kapellan. So hört denn! — Vater Vincent schreibt mir  
eben,

Daß Seine Heiligkeit dem Tempelorden  
Gar unhold wären — daß verlauten wolle,  
Der Meister selber sei in Glaubenssätzen  
Nicht sattelfest, und habe, trotz der Regel  
Des heiligen Bernhardus, große Schätze

Sich aufgesammelt — um den Orden mächtig  
Und — Gott verhüte! — selbst dem heil'gen Vater  
Vielleicht dereinst noch furchtbar sich zu machen.

Prior. Ihr habt gar keine Nasen! — das muß wahr sein! —  
Der dümmste Bißse riecht den Teufel besser,  
Als ihn der klügste Laie wittern kann.

Kapellan. Drum hat der heil'ge Vater einen Kreuzzug —  
Versteht mich — gleichsam nur so ausgesonnen,  
Den Meister hin nach Poitiers zu locken.

Prior (mit immer steigender, doch verhaltener Wuth). Ja, ich versteh'  
euch.

Kapellan. Und da könnte leicht  
Die stolze Babel noch zu Falle kommen.

Prior. Das läßt sich hören! — Hat der seine Zeisig  
Euch etwa mehr noch im Vertrauen geschrieben?

Kapellan. Nun ja! da meinte so der Vater Vincent:  
Wenn man's dem Orden nur beweisen könnte,  
So was von Kezerei — von Eibbruch — ihr  
Versteht mich!

Prior. Ja, ihr sucht den alten Knäppel,  
Der nur von hinten schlägt und sicher mordet.

Kapellan. Und — meint er dann — wenn so vom Orden  
selber

Sich ein Paar tücht'ge gottesfürcht'ge Männer,  
Zu ihrem eignen und der Kirche Heil,  
Entschlossen —

Prior. Nun?

Kapellan. Und alle Greu'l des Ordens,  
Die wirklich ausgeübt, und auch die,  
So wahrscheinlich verübet werden können,  
Als wahr vor Clemens Richterstuhl bezeugten,  
Das hätte viel Gewicht —

Prior. Das will ich glauben!

Kapellan (mit bedeutendem Seitenblick auf Beide).  
Und könnte leichtlich wohl gewisse Männer  
Von Kezerei und Kerkerlust befreien,

(den Prior ansehend)  
Auch Manchen gar, wenn Mancher fallen sollte,  
Zu einem großen Ehrenamt erheben!

Roffo. Du sprichst wie Habakuk! — Komm, laß dich küssen,  
Du trefflicher Kaplan! (Er umarmt ihn.)

Kapellan. So darf ich wirklich  
Dem Vater melden . . . ?

Prior (wüthend losbrechend). Daß ich dich zur Hölle



Mit deinem Teufelsauftrag senden will! —  
 So weit bist du gesunken, Heribert,  
 Daß dieser schändliche, verdammte Pfaffe  
 Es wagen darf, dir so 'was anzubieten!

Kapellan. Ihr habt ja doch den Meister!

Prior. Schön der Wurm!

Ich haß' ihn — ja! — noch ärger als die Hölle;  
 Allein zum Schurken macht mein Haß mich nicht.  
 Das heut mir dieser Mensch, den Jakob Molay  
 Vom Staub gezogen, dem den Weg zum Glück  
 Er aufgeschlossen! — Ha! zum ersten mal  
 Gönn' ich dir, Molay, deinen Meistermantel,  
 Da du dir solche Schlangen drin erwärmst!

Kapellan. Bedenkt doch nur —

Prior. Sprich, du verdammter Bube!

Warum verräthst du deinen Herrn und Meister?

Als Vater hat er dir gethan — ich weiß es;

Warum verräthst du ihn? —

Kapellan. Es spricht der Herr:

Du sollst Gott mehr gehorchen, als den Menschen! —

Zwar, Molay hat in dieser Zeitlichkeit

Der Gaben mancherlei mir zugewendet:

Allein, der Kirche bin ich unterthan;

Heißt sie sein Blut, so segn' ich gläubig ihn

Mit einer Hand, und opfr' ihn mit der andern.

Prior (in tiefen Gedanken stehend, nach einer Pause).

Es ist ein schwerer Stand; allein ich muß —

Die Rache weicht dem heil'gern Ehrgefühl —

Ich muß dem Orden den Verrath entdecken!

Kapellan. Jesus Maria!

Rosso. Laßt ihn doch gewähren! —

Könn't ihr ihn halten? Warum soll er nicht?

Ihr habt die Meisterwürd' ihm zwar verheißen;

Allein, er mag sie nicht — er will zu Molay,

Durch die Entdeckung dessen, was ihr ehrlich

Ihm anvertraut, Verzeihung sich erslehn.

Es wird ihm auch gelingen; ja, ich wette,

Daß Molay ihm am Ende wohl noch gar

Ein kleines Prioratchen anvertraut. —

Und das ist auch das Klügste, Freund Kaplan!

Denn seht, wenn Molay lebt, kann Heribert

Doch nimmer Meister werden! — Das versteht sich —

Er hat's ihm ja schon einmal dargethan,

Als, nach Gaudini's Tod, die Meisterwürde

Er vor dem Mund ihm listig weggeschnappt! —

Prior. Ha! Dank dir, daß du daran mich erinnerst! —

Ich schweige, Pfaff! und will vergessen haben,

Was deine dumme Bosheit mir entdeckt.

Das darf ich thun — denn, stahl er doch auch mir,

Dem Würdigen, den schönen Meistermantel,

Den längst ersehnten, längst verdienten Lohn;

Warf er mich doch — er, oder sein Kapitel,

Das gilt mir gleich — in diesen dumpfen Kerker,

Blos unter dem verbrauchten eiteln Vorwand,

Daß ich ein heil'ges Märlein Lüge nannte,

Worüber er im Herzen selber lacht.

Er handelt pflichtvergessen; darum bin ich

Auch meiner Pflicht entloßt.

Kapellan.

Gelobt sei Gott!

So seid ihr unser?

Prior.

Nein, so lang' ich athme,

Entehr' ich mich durch solch ein Bündniß nicht. —

Hätt' Jakob Molay mir ein Weib ermordet,

Den Erstling in der Wiege mir erwürgt,

Ja, hätt' er einen Lügner mich gescholten:

Ich würd' ihn dann in offner Fehd' erschlagen,

Und könnte, statt des lang entbehrten Weins,

Als Labetrunk mit Bier sein Herzblut trinken;

Allein mit euch ein Bündniß einzugehn —

Um einen solchen ungeheuren Preis

Kann Heribert die Rache nicht erkaufen.

Ihr habt mein ehrlich Ritterwort — ich schweige;

Doch mit euch handeln will und werd' ich nie.

Der Staub kann wohl dem Staube sich vermählen;

Der Adler muß ein höher Ziel sich wählen! (Weht ab.)

Kapellan (im trübseligen Tone). Nun, Bruder Rosso?

Rosso (ihm nachäffend).

Nun, Bruder Kapellan?

Jetzt steht's mit eurem Fuhrwerk wohl am Berge? —

Kapellan. Ich muß gestehn —

Rosso.

Daß es, beim besten Willen,

Dem dicken Kopf doch am Vollbringen fehlt?

Seid unbesorgt! — Schafft nur von hier uns weg,

Und liefert uns nach Frankreich. — Für den Prior

Verbürg' ich mich; — den liefert uns sein Stolz! —

Merkt, wenn ihr wollt, ein weises Sprüchlein euch,

Und greift dabei in eure eigne Brust:



Kann uns der Teufel nicht gemächlich fangen,  
So schickt er uns den Stolz und das Verlangen;  
Vernichtet wäre längst des Teufels Macht,  
Wenn diese Wächter nicht sein Reich bewacht. —

### Dritter Aufzug.

(Der Meisteraal: die Säulen und die Tafelrei von blauem Marmor; rechts der Haupteingang, ihm gegenüber eine Nische, beide mit Jaspis eingefaßt; die Nische ist mit einem blauen Vorhange verdeckt. In der Mitte des Hintergrundes steht die Bildsäule des ersten Ordensmeisters, Hugo von Bayern; zu beiden Seiten des Saales die Bildsäulen der übrigen fünf und zwanzig Meister.)

Kompt hur. Nicht wahr, mein lieber junger Fant? Gott besser's,

Der Orden ist so arm nicht, wie er scheint? —

Franz. Erstaunend seh' ich diese schöne Fülle,  
Mit so viel Einfalt, so viel Kraft gepaart.  
Das starke Alter der Helden scheint,  
Durch Christi Krenz veredelt und geheiligt,  
Aus jeder dieser Kuppeln, dieser Säulen —  
Ein sel'ger Geist — mich freundlich anzusprechen.

Kompt hur. Schier spricht ihr wahr! — Ich bin ein alter Knabe,

Und lebe lange Zeit auf dieser Burg:  
Der Reiz der Neuheit kann mich nicht bestechen:  
Doch oft ergreift in jenen dunkeln Hallen  
Ein Schauer meine furchtentwöhnte Brust,  
Und mich bedünkt's, als ob die alten Pfeiler,  
Die ohne Wanken seit Jahrhunderten  
Der Kuppel kühn geformten Bogen tragen,  
Mir riefen: bleibe treu bis in den Tod! —  
Wenn ich mir manches mal um Abendzeit  
Den alten Thurm mit seinen goth'schen Schnörkeln  
Betrachte, wie sein Knopf im Mondenglanz,  
Ein Sternlein, hoch am Firmamente funktelt:  
Dann — so gemahnt mir's — guckt die Mitternacht,  
So groß, und doch so traulich, auf mich nieder;  
Dann ist's, als flüstert' einer mir in's Ohr:

Die ungeheuren Massen haben Menschen,  
Durch Eifer, Muth und den lebend'gen Glauben,  
Es müsse etwas Heiliges noch geben,  
Das über'm Staube wohne, aufgethürmt.  
Dann denk' ich so, wie viel die Menschen können,  
Und wie, Gott besser's, sie so wenig wollen,  
Und wie das Volk von frommen starken Helden  
Zum Wurmgeschlecht so schnödd' entarten konnte.  
Dann mündet mir kein Labetrunk, kein Imbiß;  
Ein Fremdling dünkt' ich mich in dieser Zwergwelt;  
Ich hink' traurig auf mein Kämmerlein,  
Und jammere, daß ich das erleben mußte! —

Franz. Es scheint — vergeht! als dünkt' euch Mitternacht  
Der Nebel, der den schönen Tag verkündet.

Es kann vielleicht noch alles besser werden! —

Kompt hur. Es kann? Gott besser's! Nein, es soll,  
es muß!

Das haben wir der Christenheit geschworen!

Doch g'nug davon! — Gefällt euch dieser Saal? —

Franz. Wenn man der Burgkapelle heil'ges Dunkel,  
Des Chores feierlichen Ernst verlassen,  
Und in der bunten hellen Tafelrei  
Des Refektoriums ein schönes Bild  
Des bunten Alltagslebens angeschaut:  
Dann thut es wohl, in diesem prächt'gen Saale  
Ein sanft Gemisch von Ernst und Fröhlichkeit,  
Mit seltner Kunst verschmolzen, zu erblicken.  
Das Auge wähnt in diesen Jaspisbildern,  
Die auf dem blauen Marmor herrlich glänzen,  
Den Tempel der Unsterblichkeit geöffnet,  
Und alle Edlen, die, der besseren  
Natur getreu, der hohen Pflicht sich weihen,  
Bom Glanz des Höchsten wunderbar verklärt,  
In dem Azur des Himmels anzuschauen.

Kompt hur. Ihr rathet recht. — In diesem Saale stehn  
Die Heiligen des hohen Tempelordens,  
Die Meister, welche kühn das Werk regiert,  
Bom ersten bis zum letzten, abgebildet. —  
In diesem Saal wird, wenn ein Meister stirbt,  
Wer auf ihn folg', erwählet von den Dreizehn,  
Die, an der Zahl von Christ' und seinen Jüngern,  
Erkoren sind, aus unsern alten Leuten  
Den Hüter unsers Tempels zu ernennen;  
Und jene Greisenbilder schau' herab,



Daß keinen Wahlherrn Lieb' noch Haß verleite,  
Den Freund dem würd'gern Bruder vorzuziehn,  
Noch das Verdienst des Unfreunds zu verkennen.

Seht hier! (Auf Hugo's Bildsäule zeigend) der Alte mit gefaltten Hän-  
den —

Wie dünkt er euch?

Franz. In diesen tiefen Zügen,  
Dem ernsten Aug' und dem geschloßnen Munde,  
Im schlichten Haar, das, wie mit Gottes Frieden  
Gesalbet, an den langen Bart sich schließt,  
Im langen Kreuze, das die Brust bedeckt,  
Und dem Gewande, das, halb priesterlich,  
Den Heil'gen ahnden ließe, wenn die Schienen  
Der Beine nicht den Ritter offenbarten;  
Im ganzen Manne seh' ich einen Weisen,  
Von heil'ger Kraft durchdrungen, um das Gute,  
Blos um des Guten willen, ohne Lohn,  
Ja selber sich ihm opfernd, zu vollführen.

Komptthur. Das ist der Stifter unsers Tempelordens,  
Der erste Meister, Hugo von Payens.  
Ihn trieb der Geist, daß er sein Vaterland,  
Die schönen Fluren Frankreichs, lassen mußte,  
Um Kummer, Noth und Elend zu ertragen.  
Doch höher als der Erde nicht'ge Freuden,  
War ihm das Heiligste — dem jagt' er nach.  
Mit acht noch andern Rittern fränkischen Stammes  
Zog er vereint, im Jahr eils hundert achtzehn,  
Hin gen Jerusalem, und stiftete  
Den Orden, um die Pilgrim' zu beschützen,  
Die gläubig zu dem heil'gen Grabe wallten.  
Dann schworen sie dem Patriarchen Stephan  
Die drei Gelüb'd' der regulirten Chorherrn:  
Der Armuth, Keuschheit und Obedienz.

Franz (auf das Piedestal der Bildsäule zeigend). Da ist auch noch  
am obern Fußgestelle

Das Brustbild eines Manns mit einer Krone.

Komptthur. Das ist der König von Jerusalem  
Und unser erster Schirmvogt, Balduin.  
Er räumte seinen Palast unsern Vätern  
Nach Osten, hart am Tempel Salomons,  
Zur Wohnung ein; drum sind sie Tempelherren.  
Auch gab er ihnen Kleider, Trank und Speise,  
Und nahm sich freundlich ihrer Nothdurft an. —

Denn ohne Haus, ohn' Unterhalt und Kleidung,  
Hat Hugo kühn mit seinen acht Gefellen,  
Auf Gott vertrau'nd, das große Werk begonnen;  
Ja, unsre Väter waren einst so arm,  
Daß zwei auf Einem Pferde reiten mußten,  
Wie's in des Ordens Siegel abgebildet.

Franz (noch immer bei dem Piedestal verweilend). Dies andre Brust-  
bild hier? — Es scheint ein Mönch;  
Alein sein offner Mund, sein Feuerauge  
Scheint halb dem alten Römer Cicero,  
Halb Kaiser Karln dem Großen abgestohlen.

Komptthur. Das ist der fromme, hochberedte Abt  
Bon Clairvaux.

Franz. Hal gewiß der heil'ge Bernhard!

Komptthur. Nicht anders. — Auf dem Kirchenrath zu Trojes  
Entwarf er selbst des Ordens heil'ge Regel,  
Und hängt' um Hugo's Brust das Ordenskleid,  
Den weißen Mantel mit dem rothen Kreuze.  
Er freute sich, daß unser frommes Häuflein  
Das heil'ge Grab, zu dessen Rettung er  
Sein schönes Dasein glorreich angewendet,  
Mit eignem Blut und Leben schützen wollte;  
Dahin empfahl er uns den Herr'n und Fürsten,  
Die Gottes Stimm' durch ihn zum Kreuzzug führte,  
Und band's dem Patriarchen auf die Seele,  
Daß er sein Herz der Kirche Rettern öffne.

(Auf die beiden andern am Piedestal der Bildsäule befindlichen Brustbilder  
zeigend.)

Der dritt' und viert' sind beides Könige:  
Henricus Primus der, von England; dieser  
Alphonsus Primus, König von Navarra.  
Der stiftete den Tempelhof in London,  
Und der vermachte uns sein Königreich;  
Doch seine Erben brachen das Versprechen —  
Nach Gottes weiser Fügung, wie ich meine;  
Denn nicht zu Menschenherrschern — nein, zu Mustern  
Seht' uns der weise Gott, daß wir den Menschen  
Ein Licht erschienen, was im Dunkeln leuchtete.

Franz (auf eine andere Bildsäule zeigend). Wer ist der starke Mann  
mit hohem Helmbusch?  
Aus seinem Antlitz leuchtet Heldenmuth.

Komptthur. Bernhard von Tremelai, der fünfte Meister:

Bibliothek der deutschen Klassiker XV. 2.



Ein kühner Mann; allein zu tollkühn nur,  
Um eines Helden Namen zu verdienen.  
Denn wahrer Muth ist ein Basall der Weisheit:  
Nur sie belehnt ihn mit der Tapferkeit;  
Doch wenn er seine Lehnspflicht fed verlegt,  
Dann zieht er sich und Andre in's Verderben.  
So Tremelai. — Er stand vor Askalon  
Mit seinen Templern — da erbaut' er künstlich  
Auf Rädern einen hohen Thurm von Holz;  
Im Feu'r der Sarazenen, die vergebens  
Ihn anzuzünden suchten, macht' er Bresche,  
Und durch die Oeffnung drängte Bernhard sich  
Mit vierzig Rittern muthig in die Stadt.  
Allein zu kühn verfolgt' er seinen Feind,  
Auch fehlte zum Gefecht der Tummelplatz;  
Und so begab es sich, daß alle vierzig  
Mit ihm — ein Opfer seiner Keckheit — fielen.

Franz (der zu einer andern Bildsäule tritt). Und dieser hier mit seinem Muschelstabe

Und Pilgerstab? —

Komptur. Das ist der Siebente:  
Andrees von Montbarri, ein Anverwandter  
Des heil'gen Bernhard. Dieser liebt' ihn sehr  
Und weissagt ihm, als Templer, seine Würde.  
„Vielleicht,“ so schrieb er ihm, „sagst du mit Jakob:  
Als ich den Jordan durchging, hatt' ich nichts  
Denn diesen Stab; und nun führ' ich drei Heere.“ —  
Gesagt, geschehn! — Der einst als Pilger dürstig  
Zum Orden trat, ward Meister unsers Tempels,  
Und, weil er seiner frühern Armuth sich  
Nicht schämte, ließ er so sich konterfeien. —  
Denn damals war's bei Christen noch ein Lob,  
Wenn sich durch eigne Kraft ein Armer aufschwang.  
Jetzt, wenn einmal, von Tausenden, Ein David  
Zum Thron, ja nur in dessen Nähe kommt,  
Bedeckt er gleich mit Gold die Hirtentasche,  
Daß man den Menschen über'm Amt vergesse.

Franz. So war der Neffe seines Oheims würdig! —

Komptur. Drum ward er Templer, und kein Knecht der Fürsten,

Auf seines Oheims väterlichen Rath.  
„Weh unsern Fürsten!“ schrieb dabei ihm Bernhard;  
„In Gottesland vollführen sie nichts Gutes,  
In ihrem üben Bosheit sie und Raub.“

Sie sind nur mächtig, Böses zu beginnen;  
Was Gut's zu schaffen, das verstehn sie nicht\*.)“

Franz. Mit Ausnahm', wie ich hoffe.

Komptur.

Ja, Gott besser's!

Franz (sich zu einer andern Statue wendend). Wer ist der abgekehrte, hagere Mann,

Der neunte dorten in der Meister Kreise?  
Er schaut so ernsterfüllt und groß herunter,  
Als ob er durch die kleinste Unthat nicht  
Die Welt erkaufen möchte. — Warum trägt  
Er eine Kette an dem linken Fuß? —

Komptur. Verbeug'et euch! — das ist der große Odo  
Von Saint-Amand, des Rechten Märtyrer.  
Nach einem langen thatenvollen Leben  
Ward er bei Belfort, wo, gleich einem Löwen,  
Er kämpfte, Saladin's Gefangener.  
Der Soldan wünschte seinen nächsten Vetter,  
Der in demselben Treffen von den Christen  
Gefangen ward, für Odo auszuwechseln.  
Doch Odo sprach: Es ist ein alt Statut,  
Kraft dessen für die Lösung der Gefangnen  
Von unserm Orden, außer einem Gürtel,  
Ein Messer nur gegeben werden darf.  
Auf dem Gesetze ruht des Ordens Flor;  
Denn jeder stirbt den schönen Tod des Helden,  
Weil dieses Opfer ihn nicht lösen kann.  
Einmal gemildert, hört' es auf zu wirken.  
Drum, will mich Saladin für diesen Preis  
Nicht geben: wohl! so sterb' ich im Gefängniß! —  
Er sprach's, und felsenfest blieb sein Entschluß;  
Die Alten schieden weinend aus dem Kerker,  
Und Odo starb den langen Hungertod.

Franz. O, wie beneid' ich ihm sein Loos!

Komptur.

Auch ich! —

Denn das ist unsers Geistes schönstes Leben,  
Für Pflicht und Recht sich in den Tod zu geben!

(Robert pläzt ungesüm herein, ohne auf Franz zu merken.)

Robert. Glück zu, Komptur! Ich bring' euch den Tuneser.

Komptur. Wo warst du heute zur Kapitelzeit? —

\*) Für den Kenner der Ordensgeschichte bedarf es keiner Bemerkung, daß alle diese Züge nicht etwa erdichtet, sondern mit historischer Treue referirt sind.



Robert. Hört ihr denn nicht? — Ich bring' euch den  
Tunejer!

Komptthur. Wo warst du heute zur Kapitelzeit? —

Robert. Ich war — im Forst, dem Tiger aufzupassen;  
Statt seiner bring' ich einen bessern Fang!

Komptthur. Du hattest doch die Wache beim Kapitel!

Robert. Ich hör' es unterwegs, mich träf' die Reiche;  
Allein ich dacht' . . . —

(Da der Komptthur ihn ungeduldig unterbrechen will.)

Vergönnt mir Red'! ein Andre

Thut wohl den kleinen Dienst, wie's oft geschieht,  
Und läßt den schlimmern mir voraus. — Es traf! —

Ich stoße mitten in dem Forst auf Heinrich;

Er führt die fünfzig Wappner zum Succurs

Des Untermarschalls gegen den Tunejer.

In dem Moment bringt ihm ein Bote Nachricht:

An hundert Türken wären schon gelandet

Und streiften in der Nähe, einen Platz

Zur Landung für die Andern auszuspähn.

Mein Arm hat lang geruht — der Heinrich zaudert,

Ich übernehm', als Kelterer das Fährlein;

Vertrauend folgen mir die Reifigen.

Wir treffen bald die Schaar und ihren Hauptmann.

In Gottes Namen gehn wir auf sie los;

In weniger als einer Viertelstunde

Sind mehr als siebenzig Heiden hingestreckt.

Von meinem Speer am Schulterblatt gelähmt,

Ergibt der Hauptmann sich; die Andern folgen.

So geht's nach der Bastei; die türk'sche Flagge

Reigt ihren Mond im Angesicht der Feste;

Das Schiffsvolk stürzt mit gezückten Säbeln

Auf uns hinan. Ergibt euch! ruf' ich laut,

Und setz' das Schwert dem Hauptmann auf die Brust.

Sie gaben sich. — Der Untermarschall sah

Dem Handel zu; wie alles gut ging, kam er.

Ihm haben die Gefangnen wir vertraut,

Das Schiff desgleichen; nur den Obersten

Und vier befreite Christen bring' ich euch.

Wollt ihr sie sehen? —

Komptthur. Robert! deine That,

Obwohl dein Vorwitz jezt dem Orden frommet,

Ist mehr als dreifach strafbar nach Gesezen.

Du hast die Wache beim Kapitel heut,

Aus eigner Macht verlassen, das ist strafbar;

Du hast mit Hunden Wild gejezt, obwohl  
Geboten steht, ein Tempelritter solle  
Den Teufel nur aus seinem Innern jagen,  
Und nicht das arme Wild im Forstrevier;  
Auch das ist also strafbar. Endlich hast du  
Ohn' meine, ohn' des Meisters und Kapitels  
Erlaubniß, mit dem Feinde dich gemessen,  
Hast fünfzig Reifige und einen Ritter  
Durch deine Keckheit in Gefahr gebracht,  
Des Türken Kriegsgefangene zu werden;  
Und das ist dreifach strafbar. Du verdienst,  
Auf Jahr und Tag den Mantel zu verlieren.

Robert (ergrimmt). Und das nennt ihr Statuten unsers  
Ordens? —

Wenn kühner Muth — ich muß mich, obwohl ungern,

Desselben rühmen — ein Verbrechen ist,

So fahre wohl, du gleichnerischer Mantel!

(Er reißt sich den Mantel auf.)

Du warest einst die Zier der Heldenjungst:

Jezt bist du eine Pfaffenkutte worden;

Und diese mag ich nicht — da habt ihr ihn! —

(Er wirft dem Komptthur den Mantel vor die Füße.)

Komptthur. Robert, nimm deinen Mantel auf! — bedenke,  
Was du gesagt! besinn' dich eines Bessern!

Robert. Ich will ihn nicht, und was ich nicht mehr will,  
Zwingt mich der Teufel nicht, zu wollen.

Komptthur (in Eile gebracht). Ha!

So ehrt du den Komptthur, du — Bube du?

Robert. Ein Bube? — Doch, um eurer grauen Haare,  
Und eures Antes willen, nehm' ich's hin.

Komptthur. Ja Bube, noch einmal! und dreimal Bube!

Und seige Memme! — Wer nicht Muth besitzt —

Die eitle Ruhmsucht unter's Joch der Pflicht

Zu zwingen, ist 'ne Memme nur, Gott besser's!

Robert (wüthend ausbrechend). Ich eine Memme? — Ha! du  
schänd' der Graufepf,

Das hast du mir vergebens nicht gesprochen! —

(Er packt den Komptthur an der Brust, und reißt ihm die Schnur vom Mantel.)

Franz (der dazu springt und ihn abzuwehren sucht). Besinn' euch,  
Ritter! Weg da! laßt ihn los!

Komptthur. Du zerrest mir die heil'ge Schnur vom  
Mantel?

Robert. Wer meine Ehre ansieht, ist mein Mörder!



(Molay von mehreren Rittern begleitet, tritt herein.)

Molay. Welch wild Geschrei! — Wie, Robert? was ist das?  
Robert. Verzeihung, Meister! — Doch der Groß-Komptthur  
hat mich mit schönsten Worten angefahren;  
Da übermannte denn der Eifer mich! —  
Molay. Komptthur!  
Komptthur. Hm! im Kapitel werd' ich reden!

(Nach einer Pause.)

Er hat die Wache bei der Burg verlassen;  
Er hat im Forst dem Wilde nachgejagt;  
Er hat den Kaper, ohne daß die Obern  
Es ihm geheßen, angegriffen; hat,  
Als ich, ein Greis, kraft meines hohen Amtes  
Ihm das verwiesen, seinen Mantel schnöde  
Mir hingeworfen, mir die Brust gepackt,  
Und mir des Ordens heil'ge Schnur zerrißen. —  
Jetzt sprecht sein Urtheil! —

Molay (mit inniger Rührung). Robert, du bist strafbar!  
Du hast nicht nur den Mantel dir verwirrt,  
Du bist im Kirchenbanne, und verdienst  
Zum mindesten Verstoßung aus dem Orden! —  
Gib mir das Schwert!

Robert (sanft). Weil ihr es haben wollt,  
(Heftiger, mit Seitenblicken auf den Komptthur und auf Franz.)

Sonst sollt' es mir der Teufel nicht entreißen! —

Molay (scharf und ernst). Du hast dich selbst verloren! —  
(Zu zwei Rittern.) Führt ihn weg! —

(Robert geht gelassen mit beiden Rittern ab.)

Komptthur (sich von seinem Zorn erholend). 'S ist ein vertrackter  
Bursche, der! — Gott besser's!

Molay (ernst). Ihr seid gerädet, ob ich gleich gewünscht,  
Daß ihr des jungen Helden mehr geschonet!  
Wo ist der Kaper?

Ein Ritter. Er verzieht noch draußen.  
Bei den gefangnen Christenklaven ist  
Auch noch ein Rittersmann, aus Frankreich, heißt es.

Molay (zu dem Ritter). Laßt sie herein! —  
(Zum Groß-Komptthur.) Habt ihr den Poitou

Bereitet?

Komptthur. Ja.

Molay (zu Franz). Geh' in dein Kämmerlein,  
Dich zu der heil'gen Nachtwacht anzuschicken.

(Franz geht ab.)

(Ein tunesischer Kaper, mit einem Verband um die Schulter, wird von  
einem Ritter heringeführt; hinter ihnen ein Troubadour mit einer Harfe,  
Adalbert von Anjou, und noch zwei andere Gefangene des Tunesers.)

Molay (zu dem Tuneser). Wer seid ihr?

Tuneser. Ich? — Ein braver Türken-Obrist,  
Der einem Christenbund sehr ungern beichtet.  
Molay. Dein Schmähwort ehret mich. Wer sind die Andern?  
Tuneser. Ne Koppel Hunde, die zu nichts mehr taugen,  
Als sie vor Tunis Mauern aufzuspießen.

Molay. Wie kamen sie in deine Hand?

Tuneser. Bei Cadix

Traf ich auf eine spanische Fregatte  
Mit einer ganzen Ladung solcher Wichte.  
Der Hauptmann war ein Schurke, und ergab sich,  
Obgleich er dreimal stärker war, als ich.  
So hatt' ich sie — allein der Ballast ward  
Mir bald zur schweren Last: darum verschachert'  
Ich alles Lumpenvoll in Tripolis.

Die vier behielt ich mir, des Spafes wegen,  
Um mich an ihrer Narrheit zu ergötzen.  
So eben war ich auf der Fahrt nach Alepp',  
Um sie dem Bassa zum Geschenk zu bringen:  
Da fiel mir ein, noch ein'ge weiße Felle  
Von deinen Tempelhunden mitzunehmen.

Ich stieg an's Land; allein der Unstern schickte  
Mir deinen besten Packer auf den Leib.  
Der Kerl führt eine Kling' — beim Mahomet!  
Der Dey von Tunis gibt nicht beßre Hiebe! —  
Das Andre weist du selbst. — Nun schick' mich fort,  
Und sperr' mich in die engste Klausel lieber,  
Wenn ich dort nur nichts von dem Kreuze wittre.  
'S ist faules Holz, das nur im Dunkeln leuchtet,  
Und desto übler riecht.

Molay. Schweig', Lasterer!

(Zu dem Troubadour.)

Wer bist du, Alter?

Troubadour. Herr! ein Ministrel,  
Der in Burgund und Flandern vielen Herrn  
Und Grafen manches Liedlein vorgesungen.  
Doch als das Alter kam, da schwand allmählig  
Der Reimkunst Gabe mir; drum zog ich fort  
Nach Spanien, der schönen Lieder Heimat,  
Um mich mit seinen Neben zu erwärmen,



An seinem klaren Himmel mich zu sonnen.  
Da lächelte der Dichtung Gott mir wieder:  
Allein die Thorheit trieb mich, und ich wählte  
Ein junges Weiblein mir zum Eh'gespons,  
Schön wie der Tag, doch zänkisch wie der Satan.

Tunefer. Die alte Leier —

Molay.

Unterbrich ihn nicht!

Troubadour. O lieber Herr, was für ein schöner Tausch! —

Vor hatt' ich fünfzig schöne Kinderjahre  
Den goldenen Himmelstraum der Kunst geträumt;  
Vor wähnt' ich Kaiser mich von Erd' und Himmel.  
Wenn ich das Frühlroth und die Sternelein  
Im Waldrevier, am Traubenhang begrüßte,  
Dann schienen Traub' und Bach und Bäume freundlich  
Mich anzusehen: labe dich mit uns. —  
Oh' noch der Tag mit rothgeschlafnen Wangen  
Die Welt beguckt, und mit den Rosenfingern  
Sein Mütterchen, die Sonne, leis gewecket;  
Wallt' ich mit offenem Haar und Busen schon,  
Durch Städt' und Dörfer hin, Berg auf, Berg ab.  
Bald im Palast, bald in der Sennerhütte,  
Von Groß und Klein gar herzlich aufgenommen,  
Entfloh ich heut' den Fluren der Provence,  
Um morgen mich im Gletscher zu bespiegeln,  
Und übermorgen von dem Vatikan  
Das Grab der Erdengröße anzustauen.  
Es war mir schier, als ob die Mutter Kunst  
Mich, wie die Henne ihre Küchlein, äße;  
Ich achtet's nicht, für Dach und Fach zu sorgen,  
Die jeder Kunstfreund, jeder Baum mir darbot.

Molay? Wie! nirgends heimisch?

Troubadour.

Hal' des Künstlers Leben

Ist Pilgerschaft. Auf keinem Fleck der Erde  
Ist seines Bleibens — rastlos reißt es ihn  
Nach einem Kleinod, welches sichtbarlich,  
Nur unerreichbar, immer vor ihm schwebt.  
O, daß ich dies vergaß! — Ich sehnte thöricht  
Nach Stell' und Ort, nach süßer Ruhe mich;  
Sie ward mir, aber — eines Kirchhofs Ruhe.  
Mein Hippogryph, von Hymens Zaum gezäumt,  
Ließ bald die Ohren wie ein Eslein hängen.  
Ich Armer mußte, statt der Leier, jetzt  
Den Rocken nehmen, selbst das Holz mir fällen,  
Mich mühen und plagen, bloß des Glückes wegen,

Mich Abends hintern Ofen hinzuhocken,  
Und, statt der Nachtigallen Chorgefang,  
Das Klatschen alter Ruhmen anzuhören. —  
Zum guten Glücke kam ein Rittermann,  
Und stahl mein Weib mit meiner ganzen Habe;  
Da ward ich wieder meiner Fesseln los:  
Denn Eigenthum und Weiber sind die Ketten,  
Die uns vom Helikon zum Erdenplunder  
Hinunter ziehn. — Ich wanderte nach Cadix  
Und schiffte mich mit wen'gen Maravedis  
Und einem götterreichen Herzen ein,  
Um so nach Palästina hin zu segeln  
Und dem Erlöser dort ein Lied zu singen.

Molay. Nimm vor der Hand vorlieb mit unserm Hause;  
Du triffst auch hier — den Himmel und ein Herz.

Troubadour. Ich danke dir; und wird mein Wunsch erhört,  
So bleiben dir die Götter zugekehrt:

Der Erden Miston wird ein Silberklang

Dem, der den Sänger liebet und Gesang. (Ab.)

Molay (zu dem andern Gefangenen). Wer bist denn du?

Zweiter Gefangener. Ein Schußflicker aus Windsor.

Ich wollt's nicht leiden, daß das Parlament  
Die Privilegien meiner Zunft verkürze,  
Und schlug dem Alderman ein Loch in'n Kopf;  
Da wollten sie mich hängen, darum floh ich  
In einer kleinen Bark nach Calais,  
Und so marschirt' ich weiter bis nach Cadix,  
Und stach in See mit eben der Fregatte,

Die da (auf den Tunefer zeigend) der Menschenjude aufgeangelt! —

Tunefer (zu Molay). Er wollte an dem Schuh des Staates  
flicken,

Da packten ihn die zünft'gen Staatenflicker. —

'S ist alles Flickwerk bei euch Christenhunden;

Und woran alle flicken, nennt ihr Staat.

Molay (zu dem dritten Gefangenen). Und du? —

Dritter Gefangener. Ich bin ein Doktor aller Künste.

Ich wollt', um in Aegyptens Pyramiden

Die Mumien der alten Pharaonen

Zu sehen . . .

Tunefer. Narr! sie faulen, so wie du! —

Molay (auf Albalbert zeigend, der mit gesenktem Kopfe im Hintergrunde  
steht; zu dem Tunefer). Doch jener Jüngling, dessen blasser Wange  
Von innerm, tief verhaltneim Grame zeugt?

Tunefer. Ein guter Junge — 's ist wahrhaftig Schade,



Daß der nicht in des Bassa's Harem kommt!  
 Das wär' ein guter Bissen für die Weiber! —  
 Sein Tageswerk ist Seufzen. — Wenn der Mond  
 Ein wenig leuchtet, ist er augenblicklich  
 Bei der Guitarre, und dann singt er euch  
 Ein Lied von seiner seligen Agnese,  
 So traurig — daß er manchmal schon mir selbst  
 Das Herz erweicht. —

(Zu Adalbert, indem er ihm den Kopf aufrichtet.)

Munter, Adalbert!

Du bist ja hier bei deinen Glaubensbrüdern.

Molay (zu Adalbert). Tritt näher, junger Mensch:

(Vor sich.) Ein stolzer Blick!

Wie edel und wie lieblich schwärmerisch!

Ist mir es doch, als hätt' ich diese Züge

Schon sonst gesehen! — Du heißest Adalbert?

Adalbert. Am Morgen meines schwülen Erdentages

Hieß man mich Adalbert von Anjou —

Molay (erstaunt). Anjou?

Kompthur (bisher in Gedanken versunken, wird jetzt aufmerksam).

Der Sohn des Connetable?

Molay (mit heftiger Neugierde). Des Verbannten? —

Adalbert. Ganz recht! Ihr seht in mir den Unglücks-erben

Des unglücksel'gen Herzogs Anjou! —

Molay (außer aller Fassung losbrechend). Ha!

Gelobt sei Gott! —

(Sich fassend, und sich der Gegenwart der Andern erinnernd, zu dem Kompthur.)

Mein würdiger Kompthur,

Führt die Gefangnen in den Speisesaal;

Den Jüngling will ich hier behalten.

Kompthur (zu den Uebrigen). Folgt mir! —

(Geht mit dem Tuneser, den beiden Gefangnen und den Rittern ab.)

Molay (Adalberten herzlich beim Kopfe nehmend und küßend.)

O, lieber goldner Junge! Fort geschwind,

Zum Garten! (Er reißt ihn fort.)

Adalbert (erstaunt). Wie? —

Molay (ihn dringend fortzerrend). Nun frag' nicht! mach' nur fort!

O sel'ger Tag, wo ich des Freundes Treue

Mit Wucher zinsen kann! — Nur fort, geschwind! —

(Er zieht den immer mehr erschauenden Adalbert mit Heftigkeit fort.)

(Das äußerste Ende des Tempelgartens: links im Vordergrund eine Hütte, die Wohnung des Gärtners; im Hintergrunde ein Gebirge und das Meer.)

Philipp (allein, vor seiner Hütte stehend). Wie herrlich dort die Sonne sich in's Meer —

Am Burpursaum des bald verblühenen Tages

Ein flammender Rubin — herniederseht! —

In ihrer ungeschwächten Schönheit Kraft

Verschlingen sie die schadenfrohen Wellen.

Auch meine Sonne sank in voller Stärke —

Sie sank am Mittag — o, mein Adalbert! —

Hier will ich schlummern in der schönen Nacht.

(Er legt sich auf einen Rasenplatz vor der Hütte nieder.)

O, daß ich beim Erwachen, dieser Hülle

Entlastet, ihn, im reinen Blau des Aethers

An meinen wunden Busen drücken könnte!

(Er einschläft.)

(Der Troubadour erscheint im Hintergrunde der Bühne, auf der Harfe spielend.)

Troubadour. Warum eilet die Sonne mit freudeglühenden Wangen

In die Fluten hinab? —

Seht, sie eilet entzückt, die Mutter zu umfassen,

Welche Leben ihr gab! —

Wie ein Kind in seiner liebenden Mutter Schooße

Schläft auf thauiger Flur:

Sinkt die Sonne in's Meer zurück, an's offene große

Herz der Mutter Natur. — (Geht ab.)

(Molay und Adalbert erscheinen.)

Molay (der Adalbert am Arm in die Scene hereinzieht, heftig, vor sich).

Wo steht der Alte denn?

Adalbert. Verzeiht, Hochwürd'ger,

Wo soll ich hin? —

Molay. Nun, geh' nur weiter vorwärts;

Du wirst schon sehen. — (Indem er den Philipp gewahr wird, vor sich.)

Ha! da schläft der Alte!

Ich muß ihn vorbereiten; denn sonst könnte

Die Freud' ihn tödten. — (Zu Adalbert, immer sehr rasch.)

Höre, lieber Junge!



Geh' dort ein wenig seitwärts in die Laube —  
Bald ruf' ich dich! —

Adalbert (indem er den Philipp gewahr wird.) Da schläft ein Mann  
am Baume!

Molay (ihn mit gutmüthiger Hestigkeit forttreibend.)

Nu, laß ihn schlafen! — Geh' nur, Bübchen, geh'! —

Adalbert (unverwandt nach Philipp blickend.) Er scheint, nach  
seinem langen Silberhaare,

Ein schöner Greis! —

Molay (ihn immer heftiger treibend.) Nun ja doch! — ja! — So  
geh' nur!

Adalbert (sich gegen Molay sanft sträubend.) Ich weiß nicht —  
doch — ich bin als wie am Boden

Gewurzelt — es durchbebt ein Abndungs-Schauer

Mein ganzes Sein — mir ist so bang' und wohl,

Als müßt' ich gleich das Abendroth umfassen

Und an mein Herz es drücken! —

Molay (wie vorher.) Fort nur, fort!

Adalbert (indem er sich von Molay loszuwinden strebt.) Ich kann  
und kann den Alten nicht verlassen;

Es zieht mich an ihn, wie mit Geisteskraft. —

O, laßt mich, guter Meister! — Laßt — o laßt mich

Sein Antlitz sehn! —

Molay (von Mürung überwältigt.) So zeuch in deinen Himmel! —

Adalbert (indem er zu dem schlummernden Philipp eilt, und ihn erkennt)  
Jesus, Marie! mein Vater! — (Er stürzt mit der äußersten Hestigkeit des  
Gefühls auf ihm hin.)

Philipp (erwachend.) Mörder! Hülfe!

Adalbert. Ja, Hülfe bring' ich — o, er ist's! er ist's! —

Philipp. Ha!

Adalbert (ihn glühend umarmend.) Ich bin es! — Deines Soh-  
nes Herz schlägt wieder

An deinem Herzen! — O! er sinkt in Ohnmacht!

Philipp (der Adalbert bisher starr und scheu angesehen, sich schwach auf-  
richtend.) Mein Adalbert! (Er sinkt entkräftet zurück.)

Adalbert (ihn in den Armen haltend.) Mein Vater!

Molay (mit zum Himmel gerichteten Augen.) Gott der Gnade! —

(Der Troubadour kehrt im Hintergrunde von seinem Spaziergange zurück,  
und singt im Gehen, ohne die vorn befindlichen Personen zu bemerken.)

Durch seine Flüglein beide,  
Die Unschuld und die Freude,  
Deckt uns der Vater zu;

Und in des Abends Schatten

Stärkt er die Lebensmatten

Mit Frieden, Trost und Himmelsruh'. —

(Er geht ab; die Harfentöne verhallen langsam.)

## Vierter Aufzug.

Am folgenden Tage gegen Abend.

(Gefängniß; an der Seite ein Tisch.)

(Robert, ohne Schwert, Hut und Mantel, sitzt niedergeschlagen an der Seite  
des Tisches. Gottfried hält bei ihm Wache.)

Gottfried. Wie konntest du dich aber so vergessen!  
Du, unser Stolz, des Meisters Freund und Liebling!

Robert. Es ist geschehn!

Gottfried. Wie konnte dich ein Wort  
Des alten mürrischen Kompturs so reizen?

Robert. Frag' länger nicht! des Menschen Wesen ist  
Ein Spinnweb' — das lodrende Gefühl

Ist nicht sein Wert — es ist der Hauch des Dämons,

Der, ungesehen, durch die Fäden freijelt,

Ein treuer Knecht des ewigen Geschicks:

Er reinigt sie von dem gemeinen Staube,

Der erdenwärts das Netz zu drücken strebt.

Allein das Fatum winkt; dann wird das Lüftchen

Zum Wirbelwinde plötzlich, und zerreißt,

Was wir für Ewigkeit gesponnen wähnten.

Gottfried. Jedoch der Mensch ist seines Schicksals Schmied!

Robert. Ohnmächtiger! begreiffst du, was du nachsprichst?

Ist jene Mär' von Kraft und mächtigem Willen,

Der den Atomen trotzt und der Vernichtung,

Und plangerecht des Schicksals Wagen lenkt,

Auch bis zu dir erschollen? — Träumst du wirklich,

Du Wenigkeit! daß du und deinesgleichen,

Und zehnmal Bekre noch als du und ich,

Des Schicksals Rad auch um ein Haarbreit nur

Aus seinem ew'gen Gleise lenken können? —

Auch mir hat so etwas einmal geträumt;



Doch schrecklich bin ich aus dem Traum gerüttelt! —  
 Sieh unsern Orden — wie viel tausend Leben  
 Hat er dem hohen Endzweck nicht geopfert!  
 Und ist denn das gelobte Land errungen? —  
 Sieh unsers Meisters grau gewordenen Haare!  
 Es sind die Früchte der durchwachten Nächte,  
 Der durchgekämpften Tage, des gebrochenen,  
 Und doch nicht abgekühlten, glüh'nden Herzens.  
 Dies große Herz — durch sechzig lange Jahre  
 Hat es umsonst geschlagen! — Seine Schöpfung  
 Ist nur ein Traumbild seiner schönen Seele;  
 Sie stirbt mit ihm — umsonst sucht einst der Pilger  
 Die Stätte, wo des Edeln Asche ruht.

Gottfried. So lohnt den Christen doch die Himmels-  
 wonne;

In seinem Fleisch wird er den Herrn ja schauen.

Robert. In seinem Fleisch? — Nu, wohl bekomm' die  
 Reise!

Lad's nur dem Engel huckpack hinten auf,  
 Der dich zur ew'gen Glory hinterschirt. —  
 Und daß du ja das herrliche Gedächtniß  
 Der edeln Stunden, wo du dir's beim Jambij  
 Wohl schmecken liebest, — wo du zärtlich dir  
 Ein Liedlein sangst und eine Dirne herzttest —  
 Daß dir das ja nur unten nicht zurück bleibt! —  
 Ha! selbstbetrügerisches Menschenvolf!  
 Ist's nicht genug, daß euch das Todgerippe  
 Bei allen Schritten einklemmt und bedrückt,  
 Daß Zahnschmerz, Kopfweg, Gicht, was weiß ich alles,  
 Den Gott der Erde jeden Augenblick  
 Zum Vieh entwürd'gen: — wollt ihr dies Gemengsel,  
 Den gröbern Abgang aller Elemente,  
 Der, durch den Lichtstrahl, der von oben drauf fällt,  
 Noch ekelhafter seine Blöß' enthüllt —  
 Wollt ihr's auch noch mit allen jenen Fragen,  
 Die blasenartig eurem Blut entsprudeln,  
 Und die ihr mit so schönen Namen tauftet,  
 In euren Himmel nehmen? nun wohl an,  
 Ich gönne' ihn euch! —

Gottfried. Du lästerst schrecklich, Robert!

Robert. Nein, guter Freund; ich schüttle nur die Kette.  
 Ist's meine Schuld, wenn das dem Zwergenohre  
 So furchtbar klinget, als die letzte Trompet? —

(Charlot tritt ein.)

Charlot. Gott grüß' dich, Robert!

Robert. Wie kamst du herein?

Charlot. Ich hab' mit einer Kalbskeul', die mir Else  
 Dem Pfaffen stahl, die Wacht am Thurm bestochen.

Robert. Gutmüth'ger Spitzbub'! — gib mir einen Kuß! —  
 Dein Schiffelein segelt ohne Mast und Ruder  
 Nur desto wohlbehaltner durch die Klippen!

Charlot. Ich fass' dich nicht.

Robert. Das ist sehr wohl gethan!

Charlot. Doch — sag' mir nur — wie kommst denn du  
 hieher?

Robert. Das ist 'ne alte Mär' von gestern Abend,  
 Bald vier und zwanzig Stunden alt — es kann  
 Zu nichts dir frommen — drum erzähl' mir lieber  
 Was Neues, daß der Dämon Schwermuth sich  
 In meinen armen Kopf zu fest nicht nistete.

Charlot. Der Meister segelt morgen früh nach Poitiers  
 Mit sechzig Rittern — ich bin auch dabei! —

Robert (vom Stuhl aufspringend). Du lägst!

Charlot. So lüg' ich mit dem Drapier.  
 Der alle Waffenröck' und Leinenmäntel,  
 Nebst Hauben, Schildern, Lanzen, schon geladen.

Robert (tief gerührt). Er läßt mich hier — er reiset ohne  
 Robert —

Der Sohn darf seinen Vater nicht begleiten! —  
 O, das ist mehr als sterben! — Doch, er hat mich  
 Entsagen ja gelehret und entbehren;  
 Er hat im heiligen Gefühl der Pflicht  
 Mir seinen Himmel ja zurück gelassen!  
 Fahr' glücklich, Molay!

Charlot. Armer, guter Robert!

Gottfried (der unterdessen gleichfalls aufgestanden). Ist es denn  
 fest beschlossen?

Charlot. Ja, so eben. —

Raum war heut' Nacht der Kutter auf der Rhede,  
 So war — ich hatt' am Wall der Burg die Wache —  
 Auch schon um drei Uhr Licht in Molay's Zelle.  
 Um fünf Uhr liefen schon die Knappen kreuzweis  
 Nach allen Ecken; und um sechs Uhr gingen  
 Der Großkomptthur, der Drapier, der Marschall,  
 Der Schatzvogt, Pannerer und Turkopolier,  
 Nebst vielen andern von den alten Leuten,



Zum Meister — wie man allgemein erzählt,  
Zu einer außerordentlichen Sitzung.

Gottfried. Es war ja gestern früh nur eine!

Charlot.

Wenn auch!

Der alte Zeitenwagen selber wantt,  
Weil seine Pferde jetzt den Koller kriegen:  
Da kann man nicht mit spanischem Gange schreiten;  
Nur über Hals und Kopf geht's hinterdrein.

Robert. Da ging's wohl spät zu Tische, armer Charlot!

Charlot. Um Ein Uhr erst ging alles aus einander:

Das Mahl war ganz gestört: der Meister selbst  
Kam nicht zu Tische. — Um halb zwei Uhr ritten  
Vier eil'ge Boten schon nach der Bastei,  
Nach Gafira, Nitofia und Colofia. —

Es ist euch ein Getümmel in der Burg —  
Ein Jeder rennt beinahe den Andern über! —  
Jetzt packen sie den Schatz — und alles läuft  
So bunt euch durch einander, wie die Geden,  
Wenn in der Fastnacht sie die Narrenmutter  
Am Seile ziehn — der Großkomptheur, der schüttelt  
Nur immer mit dem Kopf — der Meister selbst  
Ist nicht zu sehen — denkt! von drei Uhr Morgens  
Hat er bis jetzt — bald wird's zur Komplet läuten —  
Euch ohne Rast und Trocknes aufgefressen,  
Und Brief' diktirt, und Rathschlagung gehalten  
Und Boten abgefertiget! — Mich wundert,  
Wie er's noch aushält! 's ist die vierte Nacht,  
Daß er's so treibt! —

Robert (gerührt). Sein innerer Herrgott hält  
Ihn aufrecht! —

Gottfried. So muß vieles Wicht'ge doch  
Gekommen sein. —

Charlot. Sie sagen all', es wäre  
Die Bull' vom heil'gen Vater angelangt,  
Worin er uns nach Poitiers zu sich ladet  
Und frei Geleit verspricht. — Heut' Mitternacht  
Soll — wie es heißt — das Breve im Kapitel  
Berlesen werden — auch wird diese Nacht  
Der Poitou und ein Andern aufgenommen.  
(Zu Robert.) Du kennst ihn ja! — der gestern mit dem Kaper  
Gefangen ward.

Robert. Denk' mir an gestern nicht! —  
O Gott!

Gottfried. Wie? wer?

Charlot. Der fremde fränk'sche Ritter;  
Er ist ein Sohn von dem verbannten Herzog  
Von Anjou.

Gottfried. Der! — und das so bald? —

Charlot.

Ja freilich! —

Der Meister hat sich schwer dazu entschlossen,  
So hört' ich — doch der Ritter hat so dringend  
Gebeten, daß er's endlich nachgegeben. —  
Der und der Poitou also sollen heute  
Im Mitternacht noch aufgenommen werden,  
Und morgen früh — juchheisa! — geht es fort  
Nach Frankenland! — Auch du kommst mit uns, Gottfried!

Gottfried. Mir gilt es gleich — wenn nur der Bruder  
Koch

Und Bruder Kellner nicht vergessen werden.

Robert. Schwammpilze! —

Charlot.

Ja — wahrhaftig? er hat Recht,

Und du (zu Robert) hast Unrecht, daß du so dich marterst.

Dein Vater hat Vermögen, Ehr' und Ansehen —

Bei Gott! hält' ich die Kräfte und Hoffnungen:

Ich wäre froh, den Mantel zu verlieren! —

Mit heitrem Sinne troll' ich durch die Welt,

Setz' endlich mich auf eine meiner Burgen,

Nähm' mir ein Weiblein, jagte Hirsch' und Rehe,

Und ließ das Kreuz, den Mond und Palästina

Der Vormundschafft des guten, lieben Gottes.

Gottfried. Ich auch! — Man hat hier nichts als Pladerei.

Die Leute nennen schon uns Herenmeister;

Und auch mir selber scheint's nicht ganz geheuer

Mit unserm Gögenkopf — Gott steh' uns bei!

Out, wer sein Schäschen auf dem Trocknen hat!

Robert. Was ihr da plaudert, ist die Aferweisheit

Von diesen frosterstarrten letzten Zeiten. —

Und sei's auch wirklich Weisheit — o, so schwebet

Vor meinem Innern doch ein andres Ziel.

Sei dies ein Traum — ich glaub', es ist nichts bessers, —

Und dennoch geh' ich ihn um eure Wahrheit,

Um euren freudenlosen Himmel nicht. —

Hat auch der Meister sich umsonst geopfert:

Doch blut' ich lieber für den schönen Traum,

Um nicht in eurer Wahrheit zu verdürsten.

Gottfried. Was soll denn alle das Geschwätz? —

Robert. Bloß dir beweisen — warum meine Seufzer

Nicht Töne leerer Orgelpfeifen sind,

Bibliothek der deutschen Klaster XV. 2.



Und warum mir ein gut gemalter Schwan  
Weit lieber ist, als zehn lebend'ge Ruckuck's.

Charlot. Du bist ein Sonderling!

Robert. Und will es bleiben! —  
In Jedem, welcher ahndet, liebt und denkt,  
Hat einen andern Lichtstrahl Gott gesenkt.  
Daß man in Jedem seinen Strahl erkennt,  
Das ist es, was den Mann vom bloßen Staube trennt.

Charlot. O weh! der Großkomptthur! —

(Komptthur Hugo tritt ein.)

Komptthur (zu Gottfried und Charlot). Nu, nu, Gott besser's!  
'S ist brav, ihr Bübchen, daß ihr euren Freunde,  
Dem armen Robert, noch die Zeit verkürzet. —  
Doch geht nur jetzt, und leget euch auf's Ohr!  
Ihr müßt doch früh um zwölf Uhr in's Kapitel.

(Gottfried und Charlot gehen ab.)

Komptthur (sich ermattet hinsetzend zu Robert). Hast schon gehört?  
— Es geht nach Frankreich morgen! —

Robert. Ja wohl! —

Komptthur (indem er eine Flasche unter dem Mantel hervorzieht, und  
sie Robert hinreicht). Willst nicht ein Schlückchen alten Cypres? —  
'S ist dir erlaubt — den Kranken und Gefangnen  
Vergönt die Regel einen Labetrunk.

Der Molay wollt's dir schicken; doch ich bat ihn,  
Weil ich's dir selber gerne bringen wollte. —

Robert. Daran erkenn' ich euch und ihn.

Komptthur.

Nu trink' nur,

Auf gute Brüderschaft in Tod und Leben! —

So trink'! Gott besser's! —

Robert. Ein Verstößner darf  
Sich nicht des Safts der goldnen Traub' erfreuen; —  
Indeß weil Er mir's schickt — (Er trinkt.)

Komptthur. So recht, mein Bübchen!

(Pause, während deren er in Gedanken vor sich hinsarrt; dann aufstehend,  
als ob er sich besänne.)

Ja, weißt du's? — morgen segeln wir nach Frankreich.

Robert. Ihr sagtet's schon.

Komptthur. Mein alter Kopf wird manchmal  
Ein wenig schwach. — 'S ist seltsam mit der Reise,  
Sie wurmt mir doch — allein der heil'ge Vater  
Hat's so befohlen, und ein Christenmensch  
Muß dem schon willig folgen! — Lieber Junge,  
Hast du denn gut geschlafen diese Nacht? —

Robert. Wie ein verdammter Engel, welcher plötzlich  
Aus allen seinen schönen Himmeln fiel.

Komptthur (mit immer steigender Weltgenßheit). Nu hör' — was  
meinst du? — komm' doch mit nach Frankreich! —

Robert. Ihr spottet mein! — Ich bin im Kirchenbanne;  
Mein Schicksal ist: Verstößung aus dem Orden,  
Ewiges Gefängniß. — Nun, ich hab's verdient! —

Komptthur. Ja, das ist dumm! — Hör', Robert! — Nein,  
es geht nicht! —

So trink' doch! — hör', du kannst wahrhaftig nicht  
In diesem Loch verkommen — du mußt mit uns! —

Robert. Ihr kennt ja selbst des Ordens strenge Regel.

Komptthur. 'S ist wahr, Gott besser's — ja — ich alter  
Murrkopf! —

Ich — nu, dein Wohlsein! —

(Trinkt aus der Flasche, die Robert, nachdem er getrunken, auf den Tisch gesetzt  
hat; dann wird sein Gespräch immer störender.)

Ja — ich habe — freilich

Mich überreilt — allein — auch gleich so hitzig —

Pfui! Robert — pfui! Da warst du 'umal ein Tölpel! —

Robert. Ich war — ein Mensch! — Ihr lehrtet ja die Ehre  
So oft mich höher als das Leben schätzen!

Komptthur. Hast recht, mein Jungchen! — Ja — ich habe  
freilich —

Ja freilich hab' ich — (halb vor sich) Nun, so bring's heraus!

Was schämst dich, Alter? — Kannst du nährlich sein,  
So kannst's auch büßen! (herausplappend.) Wie ein Thor hab' ich  
Gehandelt! — Robert — Robert, komm' — vergib mir! —

(Erleichtert und das Folgende mit mehr Fassung sagend.)

Gott Lob! — Nun ist's heraus — das drückte schwer!

Robert (innigst gerührt). Mein edler, würd'ger Vater! — O,  
ihr sammelt

Mir glüh'nde Kohlen auf mein wundes Haupt! —

Verzeihung, daß ich einen Augenblick

Die süße Pflicht so frevelnd brechen konnte! —

Komptthur. Ja, das war dumm! —

Robert. Schenkt eure Huld mir wieder,  
Und alle meine Wunden sind geheilt.

(Er fällt vor dem Komptthur nieder und umfaßt dessen Kniee.)

Komptthur. Was machst du da? Gott besser's — Pfui, steh'  
auf! —

Ein Templer kniet vor Niemand, als vor Gott!



Pfui, pfui! Steh' auf! (Robert steht auf.) Kommt mir's doch naß in's  
Augel —

Pfui! — Schäm' dich, daß du einem alten Manne  
Die Schande machst, so wie ein Weib zu weinen!

(Vor sich.)

Pfui! — Schäm' dich, Alter! — Schäm' dich — pfui! Gott bes-  
ser's! —

Robert (zu umarmend). O, diese Thränen, Vater, laß mich  
Küssen! —

Kompthur. 'S sind meine ersten! — Laß mich, böser  
Robert!

Wenn mich die Leute sähn, sie würden sagen:  
Der alte Großkompthur ist kindisch worden.

Robert. O, könnt' ich diese ersten Heldenthänen,  
Könn' ich als Perlen sie an's rothe Kreuz,  
An daß auf ewig mir verlorne, heiten! —

Kompthur. 'S ist nicht verloren! — Nein, Gott besser's  
— nein!

Ich ruhe nicht, du mußt im Orden bleiben! —

Robert. Und Odo Saint-Amant verschied im Kerker  
Für Pflicht und Recht — habt ihr's nicht selbst erzählt?

Kompthur (aufstehend). Geh', Junge, geh'! Du machst mich  
schamroth.

Das ist nicht recht von dir! — Komm' an mein Herz!

Es wird, bei Gott! an deinem wieder warm —

Gott besser's, ist es doch, als wenn du Leben

In meine alten Adern eingelöst! —

(Ein Wappner erscheint.)

Wappner. Des Meisters Gnaden läßt den Ritter Robert  
Zu sich entbieten. (Zum Kompthur.) Auch nach euer Würden  
Hat er gefragt —

Kompthur (zum Wappner). Ich kann jetzt noch nicht kommen;  
(Vor sich.) Die Augen sind noch roth! — (Zu Robert.) Geh' zu ihm,  
Büßchen!

Es kann noch alles besser werden — geh' nur! —

(Robert und der Wappner gehen ab.)

Kompthur (allein). Und wenn er fiele? — Vater Hugo,  
schöne!

Geh' nicht in's Recht mit deinem grauen Sohne! —

## Fünfter Aufzug.

(Das Innere der großen Johanneskapelle. Im Hintergrunde der  
Altar mit Johannis Bildsäule. In einem Halbirkel an beiden Seiten  
des Altars, das Chor mit den Sitzen der Brüder. Rechts der Arms-  
fessel des Meisters. Erben ist das Hochamt gehalten.)

(Der Ordenspresbyter und zwei Kapellane stehen vor dem Altar.  
Molay und die sämtlichen Tempelritter knien um denselben.)

Ordenspresbyter. Komm', Geist des Herren, hell und klar,  
Herab auf deiner Knechte Schaar,  
Daß wir den Geist der Welt verachten,  
Und nur nach deiner Wahrheit trachten!  
Zeuch selber uns an deiner Hand  
In's heilige gelobte Land,  
Daß wir in Demuth und Vertrauen  
Dort deinen Tempel aufzubauen!

Hallelujah! Hallelujah! (Gibt mit den Kapellänen ab.)

Molay (indem er Platz auf seinem Knieessel nimmt). So sehet euch,  
ihr lieben Herrn und Brüder;

Ich will, so Gott will, ein Kapitel halten.

(Die Ritter nehmen ihre Plätze im Chor ein.)

Sind alle alten Leute schon versammelt?

Ist Niemand drinnen, der kein Tempeler ist? —

Kompthur Hugo (aufstehend). Sie sind versammelt, würd'ger  
Herr und Meister;

Und Niemand ist, der das Kapitel störe.

Molay. Im Namen denn des Vaters, Sohns und Geistes

Und unsrer Frau, eröffn' ich das Kapitel. —

Steht, lieben Brüder, auf, und bittet Gott,

Daß er uns seine heil'ge Gnade sende! —

(Pause, während welcher die Brüder aufstehen und vor ihren Sitzen beten.)

Ihr lieben Herrn und Brüder! Viel' von euch

Sind Willens, zwei zu Brüdern aufzunehmen:

Die Ebenbürt'gen, Franz von Poitou,

Und Adalberten, Graf von Anjou-Maine.

Ist Jemand unter euch, der etwas wüßte,

Weshalb sie nicht, nach Rechten und Gebühr,

Hier Brüder werden könnten, der vermeld' es;

Denn besser ist's, daß solches gleich geschehe,

Als später, wenn sie schon uns vorgeseuget. (Pause.)

Spricht Niemand etwas? — Gut, sie sind erkieset!



So geht denn Beide, Bruder Seneschall  
 Und Bruder Marschall, hin zu den Erwählten,  
 Und meldet ihnen, wie es vorgeschrieben,  
 Die Streng' und die Barmherzigkeit des Ordens.  
 Und wenn sie das um Gottes willen dulden,  
 Auch euch auf Alles, was ihr nach Gebühr  
 Sie fragen werdet, Lieb' und Antwort geben,  
 So kehrt ihr wieder dann zu uns zurück,  
 Und zeigtet alles an, wie ihr's vernommen. (Komptur und Marschall ab.)  
 (Zu Charakter) Ihr aber ruft den Bruder Cyprianus. (Charakter ab.)  
 Lieb' J. ern und Brüder! es wird euch bewußt sein,  
 Was magen gestern Seine Heiligkeit  
 In einem eignen Breve uns geladen,  
 Sammt sechzig Andern von dem Tempelorden,  
 Gen Poitiers uns schleunigst einzuschiffen,  
 Um dort den neuen Kreuzzug zu besprechen. —

(Kapellän Cyprianus tritt ein).

Molay (zum Kapellän, dem er ein Papier gibt). Verles' das Breve,  
 Bruder Cyprianus!

Kapellän (liest). „Wir Clemens, Bischof, Knecht der Knechte  
 Gottes,

Entbieten dir, geliebter Sohn und Meister  
 Des Tempelordens von Jerusalem,  
 Jakobus Bernhard Molay, Unjern Gruß  
 Und apostol'schen Segen im Voraus! —  
 Dieweil der Herr Uns, seinen schlechten Diener,  
 Geleget hat, das Wohl der Christenheit,  
 Was an Uns, zu gebaren und zu fördern,  
 Und es in diesen letzten schlimmen Zeiten  
 Fast scheinen will, als ob die Kirche Gottes  
 Vom bösen Antichrist verschlungen werde:  
 Als haben Wir, auf Gottes Eingebung,  
 In Demuth und in Frömmigkeit beschlossen,  
 Uns noch einmal im Glauben zu bewaffnen  
 Und gen Jerusalem das Kreuz zu senden,  
 Um es der Heiden Obhut zu entreißen,  
 Und haben Unfre vielgeliebten Söhne,  
 Der christliche und der katholische,  
 Nebst Unjern Sohn von England, sich entschlossen,  
 Sich selbst, sammt ihren Sassen und Vasallen,  
 Mit Christi heil'gem Kreuze zu bezeichnen:  
 Weßhalb Wir denn, geliebter Sohn von Molay,

Dich väterlich zu Uns entbieten lassen,  
 Du woll'st, mit sechzig Andern von dem Tempel,  
 Des schleunigsten und sonder alles Weilen  
 Vor Unjern Stuhl zu Poitiers dich stellen,  
 Dieweil, nach deiner Uns bekannten Weisheit,  
 Wir dorten Rathes mit dir pflegen wollen,  
 Auch sintemal du selbst im heil'gen Lande  
 Des Herren Banner rühmlich aufgeführt,  
 Und alle Wege, Flüß' und Häfen kenneest.  
 Wir hoffen, daß du, als ein frommer Sohn,  
 Dich Unserm väterlichen Willen fügest,  
 Und haben ebenmäßig auch den Meister  
 Vom Hospital zu Uns entbieten lassen;  
 Versprechen dir ein sicheres Geleit,  
 Und wollen deiner im Gebet gedenken.  
 Geschehn in der Dataria zu Poitiers,  
 Im Jahr des Herren dreizehnhundert sechs  
 Und Unfers Hirtenamts im dritten Jahre.  
 Vincent Albano, Cardinal Promotor.“ (Gibt das Papier zurück.)

Molay. Ihr tretet ab indessen, Kapellän! — (Kapellän ab.)

Ihr habt das Breve also jetzt vernommen,  
 Das uns der heil'ge Vater zugesendet.  
 Klar ist der Sinn, und leidet keinen Zweifel:  
 Doch, weil der Orden schon vom Anbeginn  
 Das Recht besitzt, zu prüfen und zu wählen,  
 Und wir, obwohl wir Peters Stuhl verehren,  
 Doch nicht, wie Priester von der Klosterregel,  
 Ihm unterthan mit blinder Obedienz,  
 Vielmehr wir sämmtlich ebenbürt'ge Ritter,  
 Und Niemandes Leibeigne, noch Vasallen,  
 Nur freie Leut', die thun und lassen können,  
 Und weislich prüfen sollen, was das Beste:  
 Als haben wir, Kraft dieses unsers Rechtes,  
 Ich und die alten Männer, lang gerathschlagt,  
 Ob wir der Ladung willig folgen, oder  
 Daheim bleiben sollen, wo wir sind. —  
 Denn wichtig ist der Schritt, und weiser Rathschlag:  
 Verhütet Fürwitz und zu späte Reue. —  
 Doch haben wir, nach langer, ernster Prüfung,  
 Gefunden, daß es freien Männern ziemt,  
 Sich jedem vor die Augen kühn zu stellen,  
 Und daß, wenn selbst, außer jenem Kreuzzug,  
 Der in dem Breve klärl'ich ausgedrückt,  
 Der heil'ge Vater wohl — wie's dort so Brauch ist —



Noch andres heißte, als er uns geschrieben,  
Wir doch getrost, in unsers Gottes Namen,  
Und auf die gute Sach' uns kühn verlassend,  
Gen Poitiers schon morgen schiffen wollen;  
Woneben wir, wenn es dazu sich füget,  
Des Tempelhofes zu Paris gewahren,  
Und meinen Bruder Philipp \*) grüßen werden.

Charlot. Die alten Männer mit den Askolythen —

Molay. Laßt sie herein — beruft die Kapelläne! —

(Charlot ab.)

(Franz und Adalbert, weiß gekleidet, stellen sich zusammen vor des Meisters Stuhl.)

Franz (zu Molay): Herr! wir sind kommen, hier vor Gott  
und euch

Und allen Brüdern, bitten euch und flehen,  
Um Gott's und unsrer lieben Frauen willen,  
Ihr wollet uns zu eurer Brüderschaft  
Und allem guten Wert des Ordens lassen,  
Als solche, die ihr ganzes Leben lang  
Des Ordens Knecht und Sklaven werden wollen.

Molay (zu den Askolythen). Ihr lieben Brüder, große Ding'  
begehrt ihr;

Denn ihr seht nur des Ordens äußre Schale.  
Ja, nur die äußre Schale! — Wenn ihr schaut,  
Daß schöne Ross' und schön Geschirre wir haben,  
Daß wir gut essen, trinken und uns kleiden,  
So wähnt ihr, daß bei uns euch's frommen werde:  
Doch kennt ihr nicht des Innern strenge Regel. —  
Es ist gar hart, daß ihr, die ihr anseht  
Eu'r eigne Herrn seid, andrer Knecht sein wollet;  
Denn schwerlich wird es euch vergönnet werden,  
Zu thun und lassen, was euch selbst gelüstet.  
Wenn ihr im Land diesseits des Meeres sein wollt,  
Wird man nach jenseits euch hinüber schicken.  
Wollt ihr in Cypern sein, so wird man euch  
Oft gen Apulien und Napoli,  
Zur Lombardei, nach Frankreich und Burgund,  
Nach England oder andrer Herren Ländern,  
Wo wir noch Häuser haben, hin versenden;

\*) Nämlich König Philipp den Schönen, den der Meister, da er Fürstentrug hatte, Bruder nennt.

Wenn ihr wollt schlafen, heißet man euch wachen;  
Wenn ihr wollt wachen, heißt man euch zu Bett gehn;  
Und wollt ihr essen, schickt man euch zum Stalle. —  
Auch würd' es euch und uns zum Leid gereichen,  
Wenn irgend etwas ihr verschwiegen hättet.  
Seht hier die heil'gen Evangelien,  
Das Wort des Herrn, und sagt die lautre Wahrheit  
Auf alle Fragen, die ich jetzt euch thun will.  
Denn so ihr lügt, so seid ihr meineidig,  
Und unsers Ordens quitt: was Gott verhöle! —

Adalbert. Wir reden Wahrheit, wie es Rittern ziemt.

Molay. So frag' ich erstlich jeden von euch Beiden:  
Habt ihr ein Weib, Verlobte oder Sponse,  
Die euch nach Kirchenrecht begehren könne?

Franz. Ich war noch nie vermählt.

Adalbert. Und ich bin Wittwer;  
Denn die Verlobte senkten sie in's Grab.

Molay. War't ihr schon je in einem andern Orden?  
Habt ihr Gelübde und Eid ihm abgelegt?

Franz. Ich höre keinem Orden an —

Adalbert. Ich auch nicht.

Molay. Seid ihr an einen Weltmann etwas schuldig,  
Das weder selbst, noch durch der Freunde Beistand,  
Ihr zahlen könnt ohn' unsers Ordens Hülfe?

Franz. Ich bin nichts schuldig —

Adalbert (wats vor sich). Einem mächt'gen Weltmann  
Bin ich noch etwas schuldig; doch ich zahl' es.

Molay. Seid ihr gesund an Körper und an Seele,  
Und habt ihr kein geheimes Fehle, noch Krankheit?

Franz. Ich bin gesund —

Adalbert. Ich habe keine Krankheit.

Molay. Habt keinem Weltmann, keinem Tempelbruder,  
Noch irgend Jemand sonst, ihr Gold verheißen,  
Falls er zur Ordensaufnahme euch verhülfe,  
Und seid ihr rein von aller Simonie?

Franz. Nie werd' ich euch und mich so tief entehren.

Adalbert. Wie sollt' ich kaufen, was nicht käuflich ist?

Molay. Seid ihr ein Rittersmann und ebenbürtig,  
Und seid ihr aus gerechter Eh' erzeugt;  
War euer Vater ritterlicher Herkunft,  
Und eure Mutter eine Edelfrau? —

Franz. Mein Vater ist Henricus, Herr von Poitou,  
Der Seneschall und Pair der Krone Frankreich:



Und meiner Mutter Stamm grenzt an den Thron:  
Sie ist Mathilde, Gräfin von Bretagne.

Adalbert. Der arme Philipp Anjou ist mein Vater;  
Und meine Mutter — o! vergeißt die Thräne! —  
Ist Anna, Glanderns hingewürgte Tochter.

Molay. Ist einer von euch Priester, Kapellan,  
Und habt ihr nie die heil'ge Weih' empfangen?

Franz. Ich bin zwar Litteratus, doch nicht Priester.

Adalbert. Ich auch nicht. —

Molay. War't ihr je im Banne? —

Franz und Adalbert. Nein.

Molay (zu der Versammlung). Ihr habt's vernommen! —  
Sprecht, ihr alten Herren!

Ist sonst etwas noch zu fragen? —

Die Ritter. Nein! —

Molay. Ich sag's euch nochmals Beiden, lieben Brüder,  
Nehmt wohl in Acht, daß ihr uns Wahrheit meldet!

Franz. Ich bin ein Ritter —

Adalbert. Ich bin Anjou's Sohn!

Molay (zu Charlot). Wohlan, so laßt die Priester jetzt herein! —

(Zu den Molythen, indem er und die sämtlichen Ritter aussiehn.)

Ihr aber macht, was ich euch sagen werde!

(Zwei Chorknaben, jeder ein Kissen tragend, auf welchem die Ordensinsignien: der Mantel, das rothtuchene Kreuz und der weiße Gürt, liegen. Zwei Ordenskapellane und der Ordenspresbyter treten ein.)

(Der Presbyter und die beiden Kapellane stellen sich vor den Altar, mit dem Gesichte gegen das Proscenium gewendet. Molay tritt vor sie; die Molythen knien ihm gegenüber. Die Ritter stellen sich in einen halben Zirkel um den Altar.)

Molay (zu den Molythen, ihnen das offene Evangelienbuch vorhaltend).  
Gelobt ihr Gott und unsrer lieben Frauen,  
Eu'r Leben lang dem Meister dieses Tempels  
Und dem Komptthur Gehorsam zu erweisen?

Franz und Adalbert (indem sie die Zeigefinger auf das Buch legen).  
Ja, Herr, so Gott will!

Molay. Gelobt ihr Gott und unsrer lieben Frauen,  
So lang' ihr seid, in Keuschheit fortzuleben?

Franz und Adalbert. Ja, Herr, so Gott will!

Molay. Gelobt ihr Gott und unsrer lieben Frauen,  
Eu'r Leben lang die löblichen Gebräuche  
Und Sitten unsers Ordens zu bewahren,  
Auch unsre Armuth treu mit uns zu theilen?

Franz und Adalbert. Ja, Herr, so Gott will!

Molay. Gelobt ihr Gott und unsrer lieben Frauen,  
Eu'r Leben lang im ritterlichen Kampfe  
Das heil'ge Land den Feinden zu entreißen,  
Und das erkämpfte mannhafte zu beschützen?

Franz und Adalbert. Ja, Herr, so Gott will!

Molay. Gelobt ihr endlich Gott und unsrer Frauen,  
Den Orden nie für stärker oder schwächer,  
Für schlechter oder besser anzusehen,  
Als mit Verlaub des Meisters und Konvents? —

Franz. In Gottes Namen.

Adalbert.

Wir geloben es! —

Molay (zu den Molythen). Im Namen Gottes denn und unsrer Frauen,

Im Namen Sanct Johannis, des heil'gen Vaters,  
Wie auch im Namen aller Tempelbrüder,  
Nehm' ich euch auf zu allen Ordenswerken,  
Die vom Beginn bis an das End' geschehen,  
Euch, eure Väter, Mütter und Geschlechte,  
Und alle, denen ihr es gönnen möget;  
Desgleichen nehmt auch ihr uns christlich auf  
In allen guten Werken und Gebahren,  
So ihr verrichtet habt und üben werdet.

Wir aber sichern Brod und Wasser euch,  
Auch unsers strengen Ordens arme Kleidung,  
Zugleichen Arbeit, Müh' und Noth die Fülle.  
Und somit Weih' ich, Franz von Poitou, euch,  
Und Adalbert von Anjou, euch, zu Templern,  
Und decke euch mit unserm weißen Mantel,

(Er bekleidet jeden mit dem Mantel.)

Und heft' euch an die Brust des Heilands Kreuz,

(Er heftet jedem das rothe leinene Kreuz auf den Mantel.)

Und gürt' euch viermal mit dem heil'gen Gürtel,

(Er gürtet jeden mit der Ordensschnur um das Hemde.)

Und gebe freundlich euch den Bruderkuß,

(Er küßt jeden auf die bloße Brust, wobei er ihn vom Boden aufhebt.)

Daß ihr den Brüdern dort ihn wiedergebet.

(Franz und Adalbert gehen zu allen Brüdern und küssen jeden auf die Brust.  
Unterdessen singen der Ordenspresbyter und die Kapellane:

Eya, wie lieblich,  
Hold und erfreulich,  
Wo Brüder wohnen  
Einträchtiglich!



Rösthlich, wie Balsam,  
Tränkelnd vom Haupte  
Des Hohenpriesters  
Auf sein Gewand;  
Wie Thau vom Hermon  
Auf Zions Berge —  
Senkt sich auf Eintracht  
Segen des Herrn.

(Der Meister und die Ritter nehmen ihre Plätze wieder ein. Die Akolythen gehen vor den Altar, wo sie niederknien.)

Ordens-Präbbyter (zu den Akolythen). Der Herr segne und  
behüte euch;

Der Herr erlöse und rein'ge eure Seele;  
Der Herr stärke euch mit seiner Kraft! —  
Und also (indem er jedem die Brust küßt) küßt ich euch als meine Brüder,  
Und send' euch zu des Meisters Füßen wieder.

(Er geht mit den Kapellänen und Chorknaben ab — Franz und Albalbert gehen zu dem Sitze des Meisters und setzen sich zu seinen Füßen.)

Molay (aus einem Buche lesend, welches ein Ritter ihm gereicht hat).  
So sehet euch, und höret meinen Worten:  
Und wenn im Innern ihr sie treu verwahret,  
So öffnen sich für euch des Tempels Pforten.  
Ihr seid dem Orden jezo zugeschaaret,  
Der vieles Große schon mit Kraft begonnen,  
Und Größeres in seinem Schooß bewahret;  
Doch noch ist nicht der Nebel ganz zerronnen:  
Das rothe Kreuz durchstrahlt die Mitternacht;  
Doch es erbleicht beim vollen Glanz der Sonnen. —  
Auch was ihr heut vernommen, was mit Macht  
Die Seel' euch faßt, quillt aus dem reinen Quelle,  
Der Licht und Wärm' in diese Welt gebracht.  
Noch wird euch zwar nicht jedes Dunkel helle;  
Allein die Nacht darf langsam nur verschwinden,  
Und nur des Blitzes Strahl ist kurz und schnelle.  
Drum dürft ihr auch noch nicht den Grund ergründen  
Von allem, was ihr staunend heut vernommen;  
Doch meiner Worte Sinn will ich euch künden. —  
Als ihr zuerst vor meinen Stuhl gekommen,  
Befragt' ich euch: ob ihr euch schon verlobet.  
Des Weibes Mann wird hier nicht angenommen;  
Die Liebe, die in seinem Busen tobt,  
Ist nur Genuß, nicht jene große, reine,  
Vergeltungslose, der wir uns verlobet. —  
Ich fragt': ob ihr in anderem Vereine;

Weil unser Kreuz von jedem, der ihm huldet,  
Ein Herz verlangt, das ganz mit ihm sich eine. —  
Ich fragt': ob einem Weltmann ihr verschuldet;  
Ein Schuldner ist des Borgers Unterthan,  
Und hier wird nur ein freier Mann geduldet. —  
Auch darf sich Niemand diesem Altar nahn,  
Dem eine Krankheit Seel' und Leib erschlaft;  
Drum ward die vierte Frag' an euch gethan:  
Denn die Vollendung ist ein Kind der Kraft;  
Der kranke Geist kann ahnden, nicht beginnen.  
Die That entsprudelt nur dem Lebensfaß. —  
Dann fragt' ich: ob, den Orden zu gewinnen,  
Ihr Gold gebrauchet; denn dies Metall erstickt  
Den Quell, aus dem des Hochsinns Bäche rinnen. —  
Nicht sinnlos forschet' ich: ob euch Adel schmückt:  
Denn er ist euch als Sporn verliehen worden;  
Ihr legt ihn ab, wenn ihr an's Ziel gerückt. —  
Ich fragt': ob ihr vom priesterlichen Orden;  
Ihn trennt von uns des Segens heil'ge Pflicht:  
Der Krieger, ach! — muß, um zu segnen, morden! —  
Auch heischt' ich endlich nicht umsonst Bericht:  
Ob ihr im Banne; wen Verachtung drückt,  
Der hat den Muth zum Kampf für Wahrheit nicht. —  
Nachdem es also uns mit euch geglückt,  
Daß ihr bestanden in den Prüfungsstunden,  
So ward mein Herz von reiner Freud' entzückt;  
Ihr wurdet der Gelübde werth befunden,  
Ihr schwuret sie in heil'ger Mitternacht,  
Und nimmer werdet ihr des Eids entbunden. —  
Ihr schwurt Gehorjam; denn die Uebermacht  
Des Hebels muß die Räder alle schwingen:  
Was Viele thun, hat Einer nur vollbracht. —  
Ihr schwurt, die Wollust männlich zu bezwingen:  
Die Mutterjungfrau naht sich nur dem Keinen;  
Der Lüftling darf in's heil'ge Land nicht dringen! —  
Ihr schwurt, mit Armuth Sitte zu vereinen;  
Denn Eigenthum erschwert die Pilgerreise,  
Geschliffen muß der Stahl, nicht gelden, scheinen.  
Auch schwurt ihr, nach der alten Meister Weise,  
Im heil'gen Kampfe nimmer zu ermüden;  
Das ist der höchste Zweck in unserm Kreise.  
Nur ew'ger Krieg gebietet ew'gen Frieden;  
Durch's Schwert nur wird die Palme abgehau;  
Nur was ihr euch erringt, wird euch beschieden. —



Der letzte Schwur war Demuth und Vertrauen;  
Denn euer Auge — trüg' es noch so weit —  
Hier darf es nur, was wir ihm bieten, schaun! —

Da ihr das all zu halten nun bereit,  
So hab' ich unsre Armuth euch geschenkt,  
Und euch zu Kreuzesbrüdern eingeweiht;  
Dagegen ist, was ihr verübt und denket,  
Auch künftig nur dem Orden unterthan:  
Was euer war, ward heut' in's Grab gesenket. —  
Dum darf sich keiner unserm Kreise nahen,  
Bevor wir nicht ein farblos Kleid ihm reichen,  
Das einst der Meister sinnvoll färben kann.  
Auf diesem Kleide prangt ein heilig Zeichen,  
Mit Blut gefärbt; denn nur durch Tod und Blut  
Vermögt ihr einst das Höchste zu erreichen.  
Der Grund, worauf dies Doppeldreieck ruht,  
Und wen es trug, wird bei uns aufbewahrt:  
Vielleicht für euch; nur flieht die Lügenbrut,  
Und merkt, was euch der Gürtel offenbaret,  
Der euren höhern Theil vom niedern trennt,  
Und beide doch gar herrlich wieder paaret.

Es gibt ein Flämmlein, das am Firmament,  
Und drüber, wo die hohen Mächte walten,  
Und in des reinen Menschen Herzen brennt;  
Der Flamme Strahl, der, siebenfach gespalten,  
Färbt den Azur, des Meers, der Wiese Grün,  
Zeigt Nebelländer uns und Lustgestalten,  
Wenn diese Strahlen uns im Busen glühn,  
Gerinnen sie zu einem Wunderbilde:  
All' unsre Keime öffnen sich, und blühn. —  
Durch solch ein Bild ward aus des Vaters Milde  
Auch unser Bund von Anbeginn beglückt;  
Dum sproßten ihm in Wüsten Lustgesilde.  
Nur wessen Brust der Unschuld Gürtel schmückt,  
Der jenes Wunderhaupt als Binde zieret,  
Kann hoffen, daß er einst es selbst erblickt;  
Doch nur, wenn ihn die heil'ge Wollust rühret  
Der hohen Männerliebe, deren Pfand  
Der Gurt ist. Drum empfaht ihr ihn! Er führet  
Euch zum Idol, in das gelobte Land,  
Daß sich zwar ferne, doch erreichbar, zeigt,  
Weil Einer schon, der nicht ein Gott, es fand —  
Jetzt stehet auf, geht sinnend heim, und schweiget!“

(Franz und Adalbert ab.)

(Nachdem Molay das Buch weggelegt, zu der Versammlung.)

Bevor wir schließen, liebe Herrn und Brüder,  
Liegt mir noch ob, ein schwer Geschäft zu thun.  
Der Bruder Robert d'Oredin, mein Zögling, —  
Den ich in meinem Vaterherzen trug,  
Und der noch nimmer, nimmer mich betrübte —  
Der edle Robert d'Oredin hat gestern  
An unserm würd'gen Bruder Seneschall,  
Gewes'nem Großkomptur, sich hart vergangen.  
Er hat sich von der Ordenswacht entfernt,  
Hat, ohne mein Geheiß, den tür'schen Kaper  
Mit vierzig Reisigen und einem Ritter  
Verfolgt, und, ob er gleich ihn eingefangen,  
Doch gröblich das Geſetz dadurch verletzt;  
Und, als der Bruder Seneschall ihn drob  
Zur Red' gestellt, ihn unsanft angefahren,  
Ihn bei der Brust gepacket und die Schnur,  
Die heilige, vom Mantel ihm gerissen. —  
Sprecht, alte Herren, drum, und richtet recht,  
So wie ihr wollt, daß ihr gerichtet werdet.

Komptur (aufstehend). Gebt mir Vergunst zu reden, lieber Herr!

Molay. Es sei vergönnt! —

Komptur. Ihr Herren, lieben Brüder!  
Die Sach' ist wahr, wie sie der Meister kündet;  
Allein die That ist nicht so rabenschwarz. —  
An aller Unbild war nur ich die Schuld,  
Gott besser's! Wenn mein alter Hitzkopf nicht  
Gebrauset hätt', der gute Junge, nimmer  
Hätt' er mit seinem Alten angebunden. —  
Dum, liebe Herrn, ich bin nicht viel von Worten,  
Auch schäm' ich mich, Gott besser's, hier zu beichten,  
Wie'n Laienbruder bei der Pönitentz;  
Allein der brave Robert — er verdient nicht,  
Daß wir so streng den ersten Fehltritt rügen. —  
Dum laßt es diesmal gut sein; nehmt das Kleid ihm  
Auf ein paar Wochen! so ist's abgethan. (Er setzt sich.)

Ein jüngerer Ritter (aufstehend). Der Seneschall hat Recht. —

Ein Andrer (beugleichend). Er ist so jung! —

Ein Dritter. Er hat den Kaper doch gefangen! —

Ein Viertes (beugleichend). Hat er

Drei Roschweif' nicht erbeutet? —

Molay.

Still, ihr dort!

Euch war es nicht vergönnt zu sprechen! — (Die Ritter sehen sich.)

Marſchall!

Ihr habt die Rede frei. Was spricht die Regel? —



Marshall (steht auf). Wer gegen seine Obern sich vergreifen,  
Und wer des Ordens heil'gen Gurt verlegt,  
Der hat am Orden weder Theil, noch Anfall.  
Wer dreier großer Unbild sich verschuldet,  
Der wird mit einem Brod und Wasserkrug  
In's Kämmerlein gesetzt, und seine Seele  
Dem Herren übergeben — spricht die Regel.

Kompthur (aufstehend). Gott besser's, Marshall! — Mit Vergunst, Herr Meister! —

Sperret ihr den Robert in das Kämmerlein,  
So gebt ihm meinen grauen Kopf nur mit! —  
Das überlebt der alte Hugo nicht! —

Viele Ritter (aufstehend). Für Robert Gnade! — für den guten Robert! —

Molay. Still, sag' ich! — Hier sind Meister und Kapitel!  
Wer Einmal noch das heil'ge Schweigen bricht,  
Verliert sein Kleid von heut auf vierzehn Tage,  
Und speiset auf der Erde Fastenkost!

(Der Kompthur, der Marshall und die Ritter sehen sich.)

Ihr habt sehr Recht, mein würd'ger Bruder Marshall!

Wie ihr es sprach, so urtheilt das Gesetz,  
Das wir bei unsrer Einsegnung beschworen;  
Und soll das Recht in Würden aufrecht stehn,  
So müssen wir kein Haarbrett von ihm weichen.  
Die Tyrannei übt schändere Willkür nicht,  
Als ein Gesetz nach Gunsten umgedeutelt.  
Davor bewahre Gott und unsre Frau  
Die freien Brüder dieses Tempelordens!  
Denn wahre Freiheit ist des Rechtes Sklavin;  
Geseklos ist allein di: Sklaverei. —  
Doch hier ist — wie der würd'ge Seneschall  
Nicht unrecht anführt — einer von den Fällen,  
Wo des Gesetzes volle Kraft nicht statthaft.  
Der d'Dredin ist jung, es ist sein erstes,  
Sein einziges Verbrechen; seine Thaten  
Sind keines Jünglings, sind des ersten Ritters,  
Sind eines Manns, der Hugo's Schwert trägt, würdig.  
Dies alles ist genug — nicht ihn zu retten —  
Doch mildern muß es seine Züchtigung. —  
Seid ihr's zufrieden, alte Herrn und Brüder,  
Wenn ich auf ewig ihn vom Orden tilge,  
Und dann der Welt ihn wiedergebe?

Die alten Ritter (indem sie von ihren Sitzen aufstehen). Ja!

Molay (gleichfalls aufstehend, mit erhabener Stimme). So sei es kund,  
daß Robert d'Dredin,

Der Tempelritter, aus dem Orden scheidet —  
Der Herr bewahr' vor Sünd' und Unbild uns! —

(Nachdem er und alle sich gesetzt, zu Charlot.)

Ist er gerufen, wie ich es befohlen? —

Charlot. Er wartet draußen schon. —

Molay. Laßt ihn herein!

Kompthur (aufstehend). Vergönnt mir, Meister, daß ich mich entferne! —

Der Jung', Gott besser's, bricht mir sonst das Herz!

Molay. Geht, Brüder Seneschall! — Ihr, Heinrich, führet  
Den Herren Hugo heim zu seiner Zelle! —

(Der Kompthur und Heinrich, der ihn leitet, gehen ab.)

(Robert tritt ein, im bloßen Hemde mit einem Strick um den Hals.)

Molay. Tritt näher, Robert! — Nehmt den Strick ihm ab! —

(Vor sich.) Kaum kann ich noch mich halten! — Gott, o Gott! —

(Zu Robert.) Tritt her zu mir! — Fühlst du dich der Verbrehen,  
Die dieses Blatt bekundet, schuldig? — (Reicht ihm ein Parier.)

Robert (nachdem er es durchgesehen.) Ja!

Molay. Hast du zu deinen Gunsten 'was zu sagen,  
Das dein Vergehen mildern möchte? —

Robert (sehr bewegt.) Nein!

Molay. Weißt du die Strafe, die nach unsrer Regel  
Jetzt deiner wartet?

Robert. Tod im Kämmerlein. —

Molay. Du hast dich schwer vergangen, d'Dredin!

Zwar hast du frühe schon durch Männerthaten  
Und jetzt durch deinen leidenden Gehorjam  
Die Pflicht erfüllt, die du uns angelobt;  
Doch selbst ein makelloso Leben ändert  
Die ew'gen Folgen eines Frevels nicht! —  
Wir liebten dich als unsern wackern Bruder.  
Es war dein erster Fehltritt, armer Robert:  
Dies mildert unsers Ordens strenges Recht.  
Er schenkt das Leben dir, und gibt mit Trauer  
Der Welt dich wieder, der er dich entriß,  
Dich in sein schönstes Eden zu verpflanzen. —  
Zieh heim, mein Sohn! der Meister mag wohl einmal  
Dem Menschen weichen — zieh, mein edler Bögling!  
Sei eingedenk der großen Kräfte in dir!  
Sie sind Beruf zu großen hohen Pflichten —  
Der Ew'ge will kein Samen Korn vernichten! —  
Nimm meinen letzten Segen zum Geschenk! —



(Robert kniet vor ihm nieder. Molay legt die Hände auf sein Haupt. Thränen fließen aus seinen Augen, und er sagt zu Robert, der sie ihm im Gefühl des tiefsten Schmerzes abwinkt, halb leise:)

So! — trockne meine müden Augenlider!

Durch die Verwesung sehen wir uns wieder! —

(Begeistert.) Ha! mich umschwebet eines Engels Flug —

Ein Phönix steigt aus meinem Aschentrug! —

(Er sinkt ohnmächtig in seinen Stuhl zurück.)

Ein Ritter. Was fehlt dem Meister? —

Ein Andrer.

Er ist leichenblass! —

Ein Dritter. Er schließt die Augen! —

Robert (auffpringend, von Empfindung überwältigt.) Stirb, du große Seele! —

Lebt ewig wohl, ihr Brüder! — (Auf Molay zeigend.) Helfst! — ich kann's nicht! (Stürzt hinaus.)

Marshall. Mit Gunst, hochwürd'ger Meister, ihr seid unpaß!

Charlot (dem Meister einen Becher reichend.) Nehmt diesen Labetrunk! —

Molay (sich erholend, nachdem er getrunken hat.) Ich danke dir.

Es war nur eine Schwäche! — Ist er fort? —

Charlot. So eben ging er!

Molay (blickt plötzlich auf.) Täuscht mich nur mein Auge?

Wißt' es nicht heftig? —

Ein Ritter. Ja, ein schrecklich Wetter

Thürmt sich in Westen —

Molay. Nun — wir wollen kurz sein.

Verzeiht dem alten Manne den Verstoß,

Und — wenn es möglich — leistet mir Gewähr

Für eine Bitte, die ich längst schon hegte.

Ich will nach Frankenland — des Menschen Tage,

Sie sind gezählt — wie leichtlich kann es sein,

Daß ich nie wiederkehre! — Gerne möcht' ich

Von keinem Fluch beschwert zu meinen Vätern.

Es gibt — das hoff' ich — Keinen, der mir fluchet,

Weil ich mit Wissen Keinem Unbild that;

Doch Einen kenn' ich, der im Kerker seufzet —

Zwar durch Kapitels-Schluß — doch seufzet er! —

Und gerne möcht' ich alle Thränen trocknen,

Um frohen Blickes meine große Rechnung

Mit meinem Schicksal abzuthun. — Ihr kennt

Den Prior Heribert von Montfaucon.

Wie lange schmachtet er dem Tageslichte,

Dem warmen Sonnenstrahl, umsonst entgegen! —

Er ist ein ehrenbarer Mann; der Orden

Hat vieles ihm zu danken — gebt ihn frei! —

Land-Kompt'ur. Wie! deinen Todfeind? —

Ein alter Ritter.

Den verruchten Reher?

Molay. Den Glauben mag der Erw'ge richten! — Feindschaft

Ist nur Entfernung zweier Seelen — Schatten

Dünkt in der Fern' ein schöner Tempel uns,

An dem wir, nah, des Schöpfers Bild erblicken.

Gott Lob! ein Jeder, dem die menschliche

Gestalt zum schönen Erbtheil ward, gewinnt,

Wenn man nur traulich näher zu ihm tritt;

In jedem Auge, sei es schielend auch,

Sieht man des Himmels reines Konterfei. —

Vergönnet also mir, daß ich dem Prior

Auch näher trete — wenn er erst mich kennt,

Vielleicht vergißt er, wo ich etwa schiele. —

Gebt, lieben Brüder, mir den Prior frei! — (Pause.)

Ihr winkt mir Beifall? — Nun, ich sag' euch Dank! —

Ihr aber, Charlot, geht mit Tagesanbruch,

Und führt ihn zu mir; selber will ich ihm

Der lang' ersehnten Freiheit Glück verkünden. —

Jetzt ruft zum Segensspruch den Presbyter! — (Charlot geht ab.)

Lieb' Herrn und Brüder, jezo könnten wir

Wohl das Kapitel schließen; denn, so Gott will,

Steht alles gut, und daß das Gute fürder

So bleiben und gefördert werden möge,

Das gebe Gott und unsre liebe Frau! —

(Der Ordenspresbyter, eine Sanduhr in der Hand haltend, tritt vor den Meister; letzterer und alle Brüder sehen auf.)

Presbyter. Der Sand verrinnt! — Gedenket eurer Sünden!

(Molay und alle Brüder knien nieder.)

Molay. Geh', Herr, nicht in's Gericht mit deinen Knechten!

(Sie verhüllen sich den Kopf. Der Priester segnet sie. Pause.)

(Er steht auf, und breitet die Arme gegen die Versammlung aus.)

Kraft meines Meisteramts entsühn' ich euch;

So wollt auch ihr mich meiner Schuld entladen!

Die alten Ritter. Wir üben und empfangen Barmherzigkeit.

Molay. Kommt, Presbyter, und sprecht nach alter Sitte

Mit mir das Lied des Friedens, daß der Herr

In Gnaden auf den Bund des Tempels schaue!

(Er geht mit ihm zu dem Altar.)



Gib deinen Frieden uns, o Herr der Stärke!  
Im Frieden nur gedeihen deine Werke. —  
Daß wir in deinem Kampfe nicht ermüden,  
Schenk' uns den Frieden! —

Presbyter. Gib Frieden, daß Jerusalem, die treue,  
Die umgestürzte, wieder sich erneue;  
Daß deine Kirche nicht verschlungen werde  
Vom Geist der Erde! —

Molay. Gib, wie den Vätern, die für dich gefallen,  
Auch uns den Frieden, die im Kampf noch wallen;  
Gib Hoffnung, daß des Glaubens Palmenkrone  
Den Kämpfer lohne! —

Presbyter. Dann glänzen einst in Weisheit, Schönheit,  
Stärke

Des heil'gen Tempels sieben Wunderwerke.  
Doch' uns Verwehung — Hoffnung, Lieb' und Glauben  
Kann sie nicht rauben.

(Sie umarmen einander; dann gehen die Mitter paarweise, zuletzt Molay und der Presbyter, langsam ab.)

Kapellan Cyprianus (der hinter dem Altare, wo er sich während der vorigen Szenen verborgen, hervortritt.) Daß euch der Belial mit eurem Frieden!

Wenn er sie freiläßt, so genad' uns Gott! —

Otto (der ängstlich die Thür öffnet und hervorkuckt). Herr! —

Kapellan (leise). Otto? —

Otto (hereintretend). Ha! ich bin so naß, als schwämm' ich.

Kapellan. Um Gottes willen, Otto! sind sie fort? —

Otto. Ja, Herr! Will's Gott, so sind sie schon im Forste.

'S war ein Stück Arbeit, Herr! — Der Montfaucon,

Er wollt' euch nicht vom Flecke — Hätt' der andre,

Der Rothbart, ihm auf seiner Cithre nicht

Ein närrisch Lied gespielt, sie säßen noch.

Als er das Liedel hörte, fuhr der Teufel

Ihm in die Beine; und für toll und blind

Reimt' er, als wenn ihn sieben Geister jagten,

Ob Blitz und Hagel gleich in Strömen schießt.

Kapellan. Ein ander mal! — Hier kann man uns be-  
hören!

Gut, daß sie fort sind! 's war die höchste Zeit! —

Sonst gäb' es morgen ein Versöhnungsfest,

Wobor der Herr in Gnaden uns behüte! —

Otto. Und nun, Ehrwürd'ger! — 's bleibt doch bei der  
Abred'?

Der heil'ge Vater wird doch wohl nicht lügen?

Ich bin doch Pannerer? —

Kapellan.

O ja doch, ja! —

(Ihm eine Flasche reichend, die er unter dem Kleide hervorzicht.)

Nimm dieses Fläschchen hier zur Stärkung — nimm's!

Und jetzt nur fort, daß man uns hier nicht antrifft! (Otto ab.)

Im Himmel, Tropf! — Wenn dir mein Fläschchen mündet,

Schließt morgen sich dein Plaudergaul auf immer.

Doch — ist's auch Sünd', Herr Bruder Cyprianus? —

Im! sagt doch Vater Vincent selbst: erlaubt

Ist alles, nur kein Scandalum! — Wie kann ich

Nun dem Scandale besser wohl begegnen,

Als wenn ich diesen — den, zur Ehre Gottes,

Ich jetzt als Knüttel brauchte — sämtlich

Zur Ruhe bring', nach altem Kirchenbrauch! —

Wenn's erst geschehn ist, kann man immer ja

Im Beichtstuhl sich besprechen, ob es recht war.

Genug, es führt zum Pallium — die Sünde

Schieb' ich dem Vater Vincent auf den Rücken. (Er geht ab.)

(Molay's Schlafzelle. Durch ein geöffnetes Fenster fällt Mondschimmer herein.)

Molay (allein, am Fenster stehend). Ein schrecklicher Orkan! —

So alt ich bin,

Sah ich kein solches Wetter. — Nun, Gott Lob!

Es ist vorüber, und der Feuerstrahl

Des Ewigen hat nur die Luft gereinigt,

Und unsre Hütten gnädiglich verschont! —

Wird's auch mit uns so enden? — Wird das Wetter,

Das schrecklich über unserm Haupt sich sammelt,

Auch, wie der Blitz den Luftkreis, unser Herz

Nur reinigen? — Wie! oder soll die Flamme

Uns ganz verzehren? — Soll dies herrliche

Gebäu von Männerstärke schon zertrümmern,

Und unser Bund für Wahrheit und für Recht —

Ein Vinseftranz in Knabenhand — zerreißen? —

O, ew'ger Geist des Lichtes und der Kraft!

Ist das dein Wille, — soll es also sein? —

(Ause, während welcher er, in Gedanken verloren, zum Fenster hinaus starrt.)

Wie auf des Meeres Spiegelfläche dort

Das Schifflein gleitet! — Jetzt deckt es Nacht,



Weil jene rabenschwarze Wetterwolke  
Den Mond verhüllet! — Ach! noch schwärzer deckt  
Der Zukunft Mantel unser's Schicksals Spiegel,  
Und Afterswahn und schöne Leidenschaft  
Verhüllet der Wahrheit reines Mondenlicht —  
Doch nur für Augenblicke. — Gütiger!  
Vollende, wie es deinem Rath gefällt! — (Pause.)  
Was klingen dort (zum Fenster hinaus zeigend) für ferne Lautentöne  
So schmelzend sanft, als ob die Mitternacht  
Sie aus dem ersten Schlaf nicht wecken wollten? —  
Der Laut kommt näher — (horchend) von der Pforte her. —  
Wie! sollte wohl ein armer Troubadour  
Des Weges wandern und verirret hier,  
Durchnäht vom Regen, und vom Sturme matt,  
Bei uns ein gastfreundliches Obdach suchen? —  
Ich muß den Thürmer rufen. — Aber horch!  
Jetzt ist es still. — Wie! täuschet mich mein Ohr?  
Könt's dort nicht wieder in den Kreuzgewölben? —  
Das ist doch seltsam! (Rufend) Heda, Greger! — Wie!  
Vor meiner Thüre schon? — Herein, Geselle!  
Wer du auch seist, herein! — (Er springt vom Stuhl auf.)

(Ein Greis erscheint, als Pilger gekleidet, sein Gesicht verhummt, so daß nur der lange Bart sichtbar ist. Er trägt eine Laute in der Hand.)

Greis. Verzeihung, Herr,  
Daß ich so spät und klimmernd zu euch komme! —  
'S ist meine Art, daß ich mit Saitenspiel  
Mein Kommen künd', und wieder auch alsdann  
Mit Saitenspiel so meines Weges gehe! — (Kleine Pause.)  
Gönnt mir zu sitzen; denn ich habe viel  
In neunzig Jahren schon gepilgert. (Er setzt sich.)

Molay. Gern!  
Doch sagt, wie kamt ihr noch so spät herein? —  
Greis. Ich spielte erst da draußen an der Mauer,  
Da öffnete der Pfortner mir das Thor.  
So schlich ich weiter bis an diese Thüre.  
Molay. Da schlicht ihr wahrlich rasch! — Im Augenblick  
War't ihr im Kreuzgang erst, und jetzt schon hier!

Greis. Das ist nun meine Art so! —  
Molay. Fandet ihr  
Denn meiner Wächter keinen, der euch aufhielt?  
Greis. Nein — Niemand pflegt auch sonst mich aufzuhalten.  
Molay (immer befreundeter). Wer seid ihr denn?

Greis. Ein armer Meisterfänger,  
Der sich als Mann im heil'gen Krieg getummelt,  
Und jetzt, als Greis, die Mår' von Männerthaten,  
Die er beginnen helfen, fröhlich singt.

Molay. Was wollt ihr aber hier? —

Greis. Ein frommes Lied  
Euch singen — und dann wieder weiter gehn.

Molay. 'S ist hohe Nachtzeit! — Weilt bis morgen hier,  
Und pflegt der Ruh' — Gleich ruh' ich meine Knappen!

Greis. Laßt ruhn sie! — Selig, die von Arbeit ruhen! —  
Mich aber haltet nicht! — denn weiter muß ich,  
Wenn ich das Lied gesungen. —

Molay. Nun, so singt,  
Nachtrabe! — Aber nehmet doch die Kappe  
Euch ab, die wie ein Maultorb euch verhummet! —

Greis. 'S ist mir bequem so! — Nun, ihr alten Saiten,  
Spielt jetzt vergangene und künft'ge Zeiten! — (Singt.)

Wenn die Todtenglocke tönert,  
Wenn der Märtyrer gekrönt,  
Ist der Richter ausgesöhnet.

Mag sich Höll' entgegen dammen;  
Polykarpos lebt' in Flammen,  
Als die Asche sank zusammen.

Tod künnt' nimmer ihn umfluten;  
Kühlung labt' ihn durch die Gluthen,  
Seine Sinn' in Jesu ruhten.

Als die Asche ausgeglommen,  
Ist er bald der Angst entkommen,  
In den Himmel aufgenommen —  
Polykarpos, so wie du! —

Molay. Ein schönes Lied! — Preis sei dem edlen Streiter,  
Dem Christus flocht die heil'ge Warterkrone! —

Greis (mit erhöhter Stimme). Preis dir, mein wacker Molay! —  
Molay (in höchster Erregung). Welche Stimme! —

Ich bitt', enthüllet euch! —

Greis (in seinem ersten Tone). 'S ist mir bequem so!

Molay. Ihr spracht so eben jetzt in einem Tone,  
Der mir durch alle Nerven fuhr! —

Greis. Kann sein! —

Denn nach dem Lied' erklingt die alte Kehle

Wohl 'mal melodisch noch. —

Molay (vor sich). Ich kann mich irren;



Doch will ich Ueberzeugung! — (Zu dem Alten) Wollt ihr nicht Euch, eh' ihr geht, mit Speis' und Trank erquicken?

Greis. Ich speise Andre nur, mich selber nicht! —

Molay. Von wannen kommt ihr denn, ihr Räthselhafter? Wo wohnet ihr? —

Greis. Im grauen Mönchenkloster  
Zu Utre gönnten mir die frommen Pfäfflein  
Ein Ruhelämmerchen. — Doch manchmal treibt's mich  
Mit Sturmeschnelle fort, und, wie das Schicksal,  
Durchwandr' ich rastlos Meer und Feld und Heide,  
Und kehre Nachts bei guten Leuten ein,  
Zu singen, was vollbracht und was begonnen. —

Molay. Zu Utre in der grauen Mönche Kloster? —  
Wie sonderbar! — Dort blieb vor vierzig Jahren  
Mein würd'ger Oheim und Freund, das Kreuzesbanner  
Beschützend, in dem Treffen — sie begruben  
Im selben Kloster ihn —

Greis (mit erhöhter Stimme). Den Marschall Guido?

Molay (mit Heftigkeit). Um Christi Marter willen! laß dein  
Antlitz

Mich sehn; denn das ist meines Oheims Stimme!

(Indem er auf ihn eindringen will, steht der Greis auf, und spricht mit sehr ernster, feierlicher Stimme.)

Greis. Sei Mann! — dein eisernes Verhängniß winkt —  
Du beugst es nicht, des Ewigen Banner.  
Doch — bleibt dein Geist vom Schicksal unbezwungen,  
So werden Flammen Sterne! — Lebe wohl! —  
Noch eh' der Tempel sich dem Tempel naht,  
Und eh' das Kreuz erglühet, siehst du mich! —

(Seinen anfänglichen Ton wieder annehmend.)

Schallt, Lautentöne, in dem Todtenhause!

Der Alte kehret heim zu seiner Klausel! —

(Er geht, auf der Laute spielend, ab.)

Molay (ihm nachsehend). He! Greger! — Charlot! — Guido!  
— Hat der Tod

Euch alle denn in Schlaf geschmiedet? —

(Greger und zwei andere Wappner kommen eilig gelaufen.)

Greger. Meister!

Molay. Wo habt ihr Wache? —

Greger. An dem Kreuzgang, Herr!

Zweiter Wappner. Ich an der Pforte —

Dritter Wappner. Ich am Einlaß-Zimmer. —

Molay. Saht ihr denn nicht den braun verhummtten Pilger  
Mit einer Laute, der jetzt von mir ging? —

Zweiter Wappner. Wir sahen nichts —

Molay. Habt ihr kein Lautenspiel  
Gehört? —

Dritter Wappner. Wir hörten nichts —

Molay. Wart ihr denn wach?

Greger. So wach, daß wir die Grille zirpen hörten.

Molay. Das ist sehr seltsam! — Geht an eure Posten! —

(Die Wappner gehen ab.)

(Zu Gregern.) Du aber eil', und suche mir den Alten,

Der eben von mir ging — er muß am Thor,

Muß noch im Kreuzgewölbe sich verstecken. —

Geh! — lauf! mein falber Tartar ist dein Lohn,

Wenn du ihn findest! — Eile! —

Greger. Herr, sogleich. (Eilig ab.)

Molay (allein, sich sehend.) Ich möchte schlafen — doch der  
Schlummer flieht

Vor meines Geistes Augen — und Gedanken

Durchkreuzen wild in meinem Kopf einander! —

„Aus Flammen werden Sterne? — Eh' der Tempel

Dem Tempel naht, und das Kreuz erglüht?“ —

Vielleicht ein Sinnenblendwerk. — Vater! — ende

Mit Huld! ich lege mich in deine Hände.

## Sechster Aufzug.

(Tempelgarten: im Vordergrunde Philipps Hütte; im Hintergrunde  
das Meer. Der Morgen fängt an zu dämmern.)

Philipp. Schon dämmert dort der Morgen. — Zwar die  
Sonne

Ruht noch im Meer; doch jene dicken Nebel,

Die auf den Wellen dampfen, künden schon

Ihr Kommen. — Warum darf durch Nebel nur

Sie uns sich nahen! — Wann wird es uns vergönnt sein,

Sie unverhüllt in Klarheit anzuschau! —

(Zu den Blumenbeeten tretend.)

Wie das grause Wetter

Von gestern meine kleinen Lieblinge,

Die Blumen hier, erquickt hat! — Nachtwiole!



Hast du dich nicht gefürchtet, armes Ding?  
 Sei ruhig! — Wüthend trifft des Blüthes Strahl  
 Die hohe stolze Eder nur; euch Kleinen  
 Schlägt eure Niedrigkeit, und der Orkan,  
 Der Felsenstücke losreißt, stürzt das Fruchtfeld. — (Pause.)  
 So sicher schlummert' ich in eurer Mitte! —  
 Noch Einmal reißt mein rastlos Schicksal mich  
 Zum Berge hin — ich scheide, lieben Freunde! —  
 Wenn, die so mild und freundlich euch ernährt,  
 Die schöne Sonne, heut' von euren Wangen  
 Die Freudenthränen küßt, die das Gefühl  
 Erneuter Lebenskraft euch ausspricht; — wenn  
 Ihr froh euch aufschließt, ihren Glanz zu fassen:  
 Dann wandelt euer Freund auf fernem Wogen,  
 Und kehrt — gewiß! — er kehret nie zurück! (Pause.)  
 So lebt denn wohl! — Habt Dank für jede Stunde  
 Der stillen Freude — Dank für jede Tröstung,  
 Für jeden sanft mir zugeströmten Balsam!  
 Was unter Menschen — unter jenen Stolgen,  
 Die sich die Könige der Schöpfung wähnen —  
 Umsonst ich suchte, fand ich hier bei euch:  
 In schönem Bündniß Einigkeit, Lieb' und Frieden! —  
 Häng' nicht dein Köpfchen, Lili! — O Gott!  
 Ich könnte stolz sein, wär' ich rein, wie du!  
 Du königliche Rose! — Nein, nicht königlich!  
 Dein Purpur ist von Blute nicht gefärbt,  
 Wie Philipp August's! — Fort, verhaßtes Bild,  
 Entehre nicht der Sel'gen Wohnungen! —  
 Es ist vorbei — die starre Wirklichkeit  
 Verschleucht mein schönes Traumbild — schon entflieht es! —  
 O, nur Minuten darf der Mensch vom Staube  
 Sich reißen, und auf goldnem Fittich sich  
 Zum Aether schwingen — immer zieht's ihn wieder  
 Zum Staub herab, und preßt in's Joch ihn ein! —

(Der Meistersaal.)

(Kompthur Hugo, völlig gerüstet. Ein Knappe, der ihm Schwert und Lanze nachträgt.)

Kompthur. Nur bis hieher! — Hab' Dank! — Wie steht's  
 im Hafen?

Ist die Galeere dort schon segelfertig? —

Knappe. Sie wartet nur auf den Trompetenstoß  
 Zur Abfahrt; denn der Wind, Gott Lob! ist günstig.

Kompthur. Gott Lob, jagst du? — Gott besser's! — Gib  
 nur her;

Ich selbst kann noch die Lanze halten — geh' nur!

(Er nimmt ihm Schwert und Lanze aus den Händen. — Der Knappe geht ab.)

(Allein, zu Hugo's Bildsäule tretend.)

Nun, alter Hugo! es gemahnt mir so,  
 Als sähen wir uns heut' zum letzten Male.  
 Leb' wohl! — Dein grauer Lehrling wird wohl nie  
 Dein Antlitz wieder schaun! — Es hat mich manchmal,  
 Wenn's schwarz mir vor der Seele war — Gott besser's!  
 Gar wundersam gestärket. — Heut' noch tragen  
 Sie deinen alten Sohn nach Frankenland.  
 Da werden Büblein kommen, und des Gräzes  
 Von alter Zucht und Sitte frevelnd spotten:  
 Und strafen wird mein gutes Schwert sie nicht:  
 Denn schon entnervt ist dieser Arm und kraftlos!  
 Drum hab' ich lieber dir das Schwert gebracht.  
 Die sieben Scharten hier — (auf das Schwert zeigend) du kennest sie;  
 Denn wo ich socht, umschwebte mich dein Geist.

(Er legt das Schwert auf das Piedestal der Statue.)

Du hast mein besser Theil empfahn; — die Hülle,  
 Sie wankt nur noch — drum laß nicht Kinder-spott  
 Den alten Hugo werden; zeuch ihn zu dir! —

(Er tritt zu der Nische.)

Und jetzt auch hin zur Mutter aller Gnaden! —

(Er zieht den Vorhang, der die Nische bedeckt, zurück, so daß darin ein kleiner  
 Altar mit einem Marienbilde sichtbar wird, an welches er die folgende Rede  
 richtet.)

Gedenkst du noch, was ich vor sechzig Jahren —  
 Ein wackerer Bube, gelt? — dir zugeschworen? —  
 Jetzt bin ich achtzig schon, Gott besser's! kahl  
 Ist diese Scheitel; aber treu gehalten  
 Hab' ich den Schwur der Sitt' und Eurfesie.  
 Die Wunden — (auf seinen Kopf zeigend) du gedenkst es noch — die  
 hab' ich

Bei Altona einst erkämpft in deinem Dienst,  
 Als wir des Heilands wundervolles Land  
 Auf immer meiden mußten, ich und Zehn,  
 Der letzte Rest von so viel frommen Krieger'n.  
 Ha! als wir da, in einer kleinen Barke



Nach Cypern schiffen — unser waren wohl  
Nur wenig; doch die Kraft des Herrn war mit uns! —  
Jetzt ist die Zeit vorüber — jene Zehn  
Sind auch schon Asche — nur der alte Hugo  
Kriecht noch, Gott besser's, auf der Erd' herum;  
Doch kann er nicht das Noß mehr tummeln, kann  
Die Lanze nicht, die blinkende, mehr schwingen.  
Du gabst sie mir, jetzt (indem er die Lanze auf den Altar legt) nimm dein  
Lehn zurück!

Mit reinem Sinn, Gott besser's, hab' ich es  
Verwaltet. — Reinem Sinn? — Nein, heil'ge Jungfrau!  
Der Alte hat gelogen! — Nein, Gott besser's! —  
Ziel Robert nicht? — O, ein besleckt Gewissen  
Verbirgt des stolzen Dünkels Firniß nicht  
Der Reinen, die das Rächerurtheil spricht! —

(Er kniet vor dem Altare nieder, und betet.)

(Robert tritt ein, in weltlicher Rittertracht, von Hugo unbemerkt.)

Robert (den Komptur gewahr werdend). Da ist er endlich! — Ha!  
er scheint zu beten. —

Soll ich ihn stören? — Wie die Silberseitel  
Vom rosenfarb'nen Dämmerlicht des Morgens  
Beschimmert wird! — wie's von den Azursäulen  
So seltsam widerscheint! — Es ist mir alles  
So heimisch hier, und doch so fremd, so drückend! —

(Auf Andreas von Montbary's Bildsäule sehend.)

Hast du noch deine Tasche, Pilgersmann?  
Auch ich muß wandern — und wird meine Wallfahrt  
Gleich deiner enden? —

(Indem er wieder auf den Komptur zurücksteht.)

Wie der Alte dort  
So brünstig betet! Er ist bald am Ziel! —  
Warum zerstimmt in nie gefühlter Wehmuth  
Dies Herz? — Es war doch sonst so kindisch nicht!  
Warum ergreift ein Schauer meine Brust,  
Als schweben in dem ungeheuren Saale  
Der großen Alten Geister auf mich zu? —  
Mir ist, als ob die Marmorbilder sich  
Belebten — ist es Täuschung?

(Auf des Ordensstifters Hugo Statue zeigend.)

Hugo winkt mir,  
Und streckt nach mir sein Panzer! — Gaukelspiel!

Ein stolzer Traum, nichts mehr! — Noch immer betet  
Der alte Großkomptur! — Was gäb' ich nicht  
Für einen Kuß auf diese grauen Wimpern,  
Für einen Segen dieser Heldenhand! —  
Doch nein! Die Seele dieses Heiligen  
Soll nicht durch Erden Schmerz entadelt werden! —  
Fleuch, armer Robert! fleuch dies Land der Noth!  
Doch sollst ein neues du vielleicht erringen?

(Auf die Bildsäulen der Meister blickend.)

Nicht wahr! — der Mensch kann die Natur bezwingen? —  
Ihr lachet, alte Knaben! — Nun, wohlan!  
Was ihr versucht, laßt sehn, ob ich es kann!  
Dem Schicksal kann ich nimmer zwar entsagen;  
Doch kann ich mehr — erschaffen und entsagen!

(Ein Jüngling tritt auf, hellblau gekleidet, mit einem Briefe.)

Der Jüngling (der hinter Robert erscheint, eben als dieser sich um-  
wenden und zur Thür hinaus will). Begrüßet seißt du, Robert d'Oredin!  
Robert. Wer ruft mich?

Der Jüngling (ihm den Brief reichend). Lies, und merke, was  
du liest! (Eilig ab.)

Robert. Halt! — Er ist fort! Ein sonderbarer Brief!  
Die Aufschrift Schottisch — meine Muttersprache.  
Die Form ein Fünfeck — Wachs und Lettern grün;  
Das Siegel ein quadrirtes Feld, und drinnen  
Ein Löw', ein Fuchs, ein Affe, und — das vierte,  
Wie mir es scheint, ein Sperber. — Wunderlich!  
Wie'n Märlein fast — laß sehn doch! —

(Liest.) „Braver Schotte!

Kein Tempelherr, und doch des Tempels Hüter!  
Gar Manches wird einst klar, was jetzt noch dämmert.  
Du bist erwählt vor Vielen. — Zeuch in Frieden  
Zu deiner Heimat — doch am achtzehnten  
Des dritten Monats, im Jahre zweimal sieben  
Des vierundfünfzigsten Jahrhundert's der Entfaltung,  
Sei zu Paris am Tempelthurm, und rette  
Das rothe Kreuz aus Flammen! — Form und Farbe  
Sind wandelbar; doch ewig ist der Urstoff. —  
Wir harren dein im grünen Friedenthale,  
Wo auch der königliche Leu verstummt.“

(Er faltet den Brief zusammen und starrt gedankenvoll vor sich hin; dann eilt  
er von der Bühne.)



Rompthur (indem er vor dem Altare, wo er bisher gekniet hat, aufsteht.)  
 Hab' Dank, Maria! — Hast mich wohl gestärkt! —  
 Gedanke mein auch in dem letzten Stündlein,  
 Und drücke mir die schweren Augen zu! (Sich umsehend.)  
 Ist das nicht Molay, der vom Kreuzgang her kommt?

(Zu Molay, der hereintritt.)

Bist denn auch du schon munter, alter Freund?

Molay. So eben hab' ich meinen Kampfgefährten,  
 Den Tartar, noch zum letzten mal getränkt;  
 Auch auf dem Berge war ich. — Bruder Hugo,  
 Wie wohl thut einem, der zum Grabe eilt,  
 Ein offner Rückblick in die heitre, freie,  
 Lebend'ge Gotteswelt, wo alle Saaten  
 So schön gedeihn! — Nicht wahr, auch unsre, Hugo,  
 Sind nicht verloren? —

Rompthur. Wie's dem Herrn gefällt!  
 Ich grüble nicht; er mag es selig enden!

Molay. Du bist schon früh aus deiner Zelle! —

Rompthur. Ja!

Des Sturmes Heulen und des Donners Rollen  
 Hat mich um zwei Uhr schon heraus gejagt.  
 Es war, Gott besser's, eine Nacht — so hab' ich  
 Sie nie erlebt! — als ob die Hölle tobte! —

Molay. Ein Bild des Erdentreibens! — Warum bist du  
 Gewappnet, lieber Bruder? —

Rompthur. Schau, Kamrad,  
 Ich muß es dir, Gott besser's, nur gestehn.  
 'S ist etwas närrisch, aber alles geht  
 Ja icht so bunt. — Sieh, Bruder! da gedacht' ich,  
 Sollst doch in deinem Waffenschmucke dich  
 Noch einmal hier den ganzen Burschen zeigen;  
 Kommst zeitig gnug zur jungen Gedenkwelt.  
 So ging ich her und weihete Schwert und Lanze  
 Dem alten Hugo und der heil'gen Jungfrau;  
 Und da — verlach' mich nicht, Gesell! — Gott besser's,  
 Da war's, als ob die dunkeln Augen mir  
 Zu feuchten sich begannen! —

Molay. Schöne mein! —  
 Ich brauch' heut' Stärke, und der Meisterharnisch  
 Verdeckt nur schlecht mein wundet Menschenberg! —  
 Der Robert ist wohl schon nach dem Kastell?

Rompthur. Der Junge wird doch Abschied nehmen? Molay,  
 Der Robert — glaub', mir saget es mein Herz,

Mit dem hat Gott was Großes noch im Werke! —

Als ich hier vor dem Gnadenbilde kniete,  
 Da schaut' ich unverwandt in den Krystall,  
 Auf dem der Jungfrau Strahlentkrone glüht.  
 Auf einmal war's, als sah' ich in dem Spiegel  
 Den Robert und 'nen Engel neben ihm,  
 In Himmelblau gekleidet. — Beide glänzten,  
 Wie von dem Licht der Herrlichkeit verklärt. —  
 Auch hab' ich ihn heut' Nachts im Traum gesehn,  
 Gekleidet wie ein schlechter Handwerksmann.  
 Doch plötzlich stand er wie ein Riese da:  
 Mit seinem Haupte reicht' er an den Himmel,  
 Mit seinem Fuß zum Mittelpunkt der Erde;  
 Und sie von Ost bis West umklammernd, rief er:  
 Den Reinen strahlt und dienet die Natur!

Molay. Es war ein Traum! —

Rompthur. Ja freilich; doch, Gott besser's,  
 Ich möcht' ihn deuten! —

Molay. O, wir träumen alle!  
 Und, daß wir träumen können, das bewährt  
 Das Dasein mir von jenen heil'gen Höhen,  
 Die Kühlung auf die Wüste niederweben,  
 Wenn der Sirokko uns das Mark verzehrt.

Rompthur. Ich will ihn suchen, daß er ohne Abschied  
 Mir nicht entkomme! —

Molay. Wohl! ich harre dein,  
 Bis wir zum Hafen ziehn. — (Rompthur geht ab.)  
 Sie bleiben lange!

(Es wird an eine kleine, bei dem Marienaltar angebrachte, verborgene Thür  
 geklopft.)

Da sind sie ja! — Herein, wer außerwählet!

(Er zieht sich die Kappe seines Mantels über den Kopf.)

(Es treten auf der Ordensmarschall, ein sehr alter, zwei andere alte  
 und ein jüngerer Ritter, der ein Kohlenbecken trägt. Alle haben die Ka-  
 puzen ihrer Mantel über den Kopf gezogen; sie kommen durch eine Seitenthür  
 herein.)

Molay (zwischen sie tretend). Im Namen des Meinigen und  
 Ew'gen

Hab' ich euch Wissende allhier versammelt,  
 Ein wichtiges Geschäft noch abzuthun,  
 Wovon ich euch zum Theil schon unterrichtet. —  
 Die Zeit ist kurz; die That will Eil' und Schweigen. —  
 Ich zieh' nach Frankreich. Wie auch unsre Herzen



Von Lastern rein sind, dennoch ist es Pflicht  
In diesem drängenden Gewühl der Zeiten,  
Mit Vorsicht sich zu wappnen, und dem Neide  
Auch selbst die kleinste Blöße nicht zu geben,  
Wodurch er unserm Orden schaden könnte.  
Ich habe drum, mit Rath der drei Erlauchten,  
Die außer uns allein noch wissend sind —  
Des Priors Guido, Peters von Boulogne,  
Und Adam Balincourts — unlängst beschlossen,  
Von denen Schriften, die des Ordens Innres  
Enthüllen, vieles, was der Feinde Mißgunst  
Bedeuteln könnt', den Flammen zu vertrauen.  
Die drei genannten Brüder aus Paris  
Sind gleicher Meinung: hier sind ihre Schreiben.  
Ich frag' euch also nochmals mit Bedacht:  
Seid ihr's zufrieden?

Ältester Ritter. Unter der Bedingung,  
Daß nicht das Heilige vertilgt wird — ja! —

Molay (indem er einen Grabstein aufhebt, und aus der darunter befindlichen Oeffnung eine Kiste hervorhebt, die er öffnet). In dieser Truhe sind die Ordensbücher.

Lies ihre Titel, Gerhard\*)!

Jüngster Ritter (nimmt ein verschlossenes Buch heraus, und überreicht es dem Meister, der es aufschließt; dann liest der Ritter.) „Ordensregel Der Tempelhüter von Jerusalem.“

Molay (ihm das Buch aus der Hand nehmend, und es wieder verschließend; indem er es auf das Piedestal legt). Dies nehm' ich mit mir — rein wie unsre Seele

Ist dieses Buch. — Nimm, Marschall, einen Schlüssel,  
Und hüte sein — den andern nehm' ich zu mir.

Jüngster Ritter (lesend). Dasselb' in Abschrift.

Molay (zu dem Marschall). Nimm es; das bleibt hier.

Jüngster Ritter (ein anderes Buch aus der Kiste nehmend, liest). „Wahrhaft'ge Urkund', wie von Thomas Berald,

Dem vier und zwanzigsten der Tempelmeister,  
Des einz'gen Gottes Lehr' ward hergestellt,  
Und, von des Kreuzes Schatten nicht verdunkelt,  
Der Mond der Alten Pfad erleuchtete.“

\*) Ritter Gerhard de Gaus, der, nach den französischen Prozessen über die gegen den Orden verhängte Untersuchung, angezeigt hat, daß Molay vor seiner Abreise aus Cypren die wichtigsten Ordensschriften verbrannt und einige mitgenommen habe.

Molay. Wir brauchen es nicht mehr, und Jüngeren  
Kann diese Lampe leicht ein Irrlicht sein.

(Indem er das Buch nimmt und es über das auf der Erde stehende Kohlenbecken hält.)

Wenn ihr es meint? —

Marschall. Es mag zu Asche werden.

(Molay wirft es in die Flamme.)

Jüngster Ritter (ein anderes Buch hervorziehend, liest).  
Von Baffom, dem Erleuchter.“

Molay (es nehmend). Gleichen Inhalts,  
Drum gleichen Schicksals auch? —

Ältester Ritter. Wir sind's zufrieden.

(Molay wirft es in die Flamme.)

Jüngster Ritter (zieht wieder ein Buch heraus und liest).  
„Von dreien Meistern: Moses, Christ“ — den dritten  
Kann ich nicht lesen; es ist Chifferschrift.

Molay (zu den beiden andern Rittern). Ihr Beide kennt den Namen? —

Der Marschall und der älteste Ritter. Ja! —

Molay. So darf ich  
Es nehmen?

Ältester Ritter. Deiner Obhut sei's vertraut!

Jüngster Ritter (zieht ein ganz kleines Buch hervor, und liest).  
„Vom Stern aus Morgenland.“

Ein alter Ritter. Um Gottes Willen!

Nur dieses nicht verbrannt! —

Molay (es nehmend). Sollt' ich den Demant  
Vergeuden? — (Indem er es sich in den Gürtel steckt.) Hier im Gürtel  
Will ich's tragen.

Ihr aber habt mein ritterliches Wort:

Ich oder ein Erwählter bringt's euch wieder.

Jüngster Ritter (im Kasten suchend). Da unten schimmert's,  
wie Metall.

Molay (indem er auf ihn zuspringt, und ihn zurück schießt). Laß liegen!

Ältester Ritter. Wo jenes Buch ist, muß auch dieses sein.  
Molay. Jetzt ist noch eines übrig. —

(Er schiebt einen in dem Piedestal unter Hugo's Bildsäule befindlichen Schieber fort, nimmt aus der dadurch entstehenden Oeffnung einen mit einer Krone bedekten Mumienkopf hervor, der in einen Schleier von Goldstoff gewickelt ist, und zeigt ihn den Rittern.)

Dieser Kopf —

Ihr kennt sein doppelt Bildniß, des Gefallnen,  
Wie wir den Blinden, und des Aufgestandnen,

Bibliothek der deutschen Klassiker XV. 2.



Wie wir den Halberleuchteten es deuten.  
 Ich liebe diese Räthsel nicht — sie sind,  
 So rein ihr Ursprung, manches Mißbrauchs Quelle,  
 Dem ich im nächsten Generalkapitel,  
 Nebst andern gleicher Gattung steuern will. —  
 Doch unsre Augen deckt nicht mehr der Schleier,  
 Und dieser Schädel zeigt uns ohne Bild  
 Den theuren Rest des maßkund'gen Königs,  
 Getauft mit Weisheit, und verschönt durch Kraft,  
 Den Freund des Herrn, der ihm sich offenbaret,  
 Und ihm das Siegel seiner Macht verliehn;  
 Wie heißt es? —

Ältester Ritter. Reinheit, die vom Stoff sich scheidet,  
 Und, über'm Weltball schwebend, ihn beherrscht.

Marshall. Und Lieb', die — Lebensmutter, Tod des  
 Todes —

Ihr Blut in's All, das sie gefäugt, ergießt.

Molay. Küßt ihn zum letzten Male! —

(Die Ritter fallen auf die Kniee. Er reicht den Kopf jedem zum Kusse; dann  
 stehen sie wieder auf.)

So! nun geb' ich

Der Erd' ihn hin — bis einst ersteht in Ehren,  
 Was wir gesät in Kummer und in Schmach!

(Er senkt den Kopf in das geöffnete Grab, und deckt den Grabstein  
 darüber. Heiterliche Pause.)

So ruh' auf ewig denn! — Ihr aber schwört,  
 Daß keiner fürder diesen Stein erhebe! —

Ältester Ritter (scharf und ernst zu ihm). Ward dir zu diesem  
 großen Schritt auch Vollmacht?

Molay. Sie ward mir! —

(Er sagt ihm etwas in's Ohr; dann zu den andern.)

Was ich thu', will ich im Thale

Vertreten. — (Die Ritter verbeugen sich ehrfurchtsvoll.)

(Indem er ihnen die mit dem Kreuze bezeichnete Seite seines Mantels  
 vorhält.)

Schwört! —

Die Ritter (jeder zwei Finger auf das Kreuz legend).

Wir schwören!

(Man hört Geräusch vor dem Haupteingang.)

Molay. Horch! — Zieht heim  
 Zum Namen des Alleinigen und Ew'gen! —

(Die Ritter gehen, nachdem Jeder dem Meister den Hantschlag gegeben, durch  
 die kleine Seitenthür ab. Molay schlägt die Kapuze seines Mantels zurück,  
 schiebt den Schieber des Riefenals zu, und legt die Bücher in die Kiste. Diese  
 verschließt er, und gibt sie dem noch wartenden Servienten, mit den Worten.)

Du aber trage dieses schnell zu Schiffe!

Dein Kopf verbürgt's!

Servient.

Ich bin ja wissend, Bruder! (ab.)

Komptthur (durch die Hauptthür eintretend). Der Robert ist schon  
 fort — Nicht einmal Abschied!

Molay (tief bewegt). Schon fort! —

Charlot (hereintretend). Die Ritter, die als Boten ihr  
 Zum König und zum Meister vom Spital  
 Gesendet, sind zurück, und warten draußen.

Molay (zu Charlot). Warst du im Hafen? —

Charlot. Ja, in Schaaren sammelt

Das Volk sich dort, noch einmal euch zu sehen!

Sie fürchten all', ihr lehret nie zurück.

Molay. Die Guten! O! nicht wahr, es flucht mir keiner?

Charlot. Der Meisten Augen waren naß — der Mißmuth  
 Ist allgemein!

Gottfried (tritt auf). So eben meld't der Wächter,  
 Daß diese Nacht der Sturmwind von dem Thurme  
 Das Kreuz gerissen; auch soll's in der Gruft  
 Gar jämmerlich gewimmert haben! —

Molay (entsetzt). Schweigt!

Das Kreuz verwahrt; den Wächter aber warnet,  
 Daß er mit solchen Pöffen nicht das Volk

Verwirre! — (Gottfried geht ab.)

Laßt die beiden Ritter kommen!

(Zwei Ritter in Waffenröcken treten ein.)

Molay. Was bringst du uns vom König? —

Erster Ritter. Zu ihm selber

Ward ich nicht vorgelassen; doch sein Günstling,

Gräf Lusignan, dem ich in eurem Namen

Des Tempels Hut empfahl, läßt euch — denn also

Sind seine Worte — sagen: Hüte du

Des Tempels selber! König Heinrich wird

Für euch die Krone hüten: so geziemt sich's.

Molay. Nicht vorgelassen, und die Antwort mir!

(Vor sich.) Höhet ihr den alten Löwen schon? —

(Zum andern Ritter.) Was sagt  
 Mein Bruder vom Spital? —



Anderer Ritter. Er läßt eu'r Gnaden  
Den Gruß entbieten, und gab mir dies Schreiben  
Euch selber einzuhänd'gen. (Uebereicht einen Brief.)  
Molay (zu den beiden Rittern.) Tretet ab! (Sie gehen.)  
(Den Brief lesend.)

Fulco von Billaret an Jakob Molay.  
Ich bin dein Freund nicht, Molay. Doch dem Ritter  
Niemt Offenheit. — Geh' nicht nach Frankreich, Molay!  
Auch ich bin hin beschieden; doch ich mag  
Die Reche nicht bezahlen. — Kennst du nicht  
Die Rutte? Auswärts ist sie glatt; im Innern  
Verbirgt sie Tigerzähne: kriech' hinein,  
Und sieh, wie du mit heiler Haut davon kommst!  
Ich nicht desgleichen: doch, wenn's Gott geliebt,  
Jag' ich dem Türken Rhodus ab. Gefällt dir's,  
So kehre dort bei mir zum Imbiß ein!

(Indem er den Brief zusammen faltet, und zu sich setzt.)

Unruh'ger Starrkopf!

Kompt hur. Hat, Gott besser's, Recht.  
Der alte Degen! Auch in meinem Kopfe  
Gährt's wunderbarlich, und viele Unbild' ahnd' ich  
Von dem Beginnen! —

Molay. Freund, wenn unser Vorjah  
Von diesem und von dem gebilligt wird, (auf Kopf und Herz zeigend)  
So müssen wir in Demuth ihn vollführen,  
Und dem Erfolg getrost entgegen schaun.

Kompt hur. So sei's in Gottes Namen denn! — Am Hafen  
Erwart' ich dich. — (Geht ab.)

Greger (eintretend) Der Alte mit der Laute  
Ist nirgends aufzufinden. —

Molay. Gut, schon gut!  
(Vor sich.) Sollt' es dein Wink sein, ew'ge Vorsehung?  
Ein Wappner (schnell hereintretend). So eben meldt die  
Wacht, daß Bruder Roffo

Und Prior Heribert von Montfaucon  
Aus ihrer Haft entflohn —

Molay (entsetzt). Um Gottes willen!  
Der Roffo? — Setzt ihm nach! — Doch haltet, nein!  
Die Freiheit mag ihn strafen, oder bessern! —  
Auch Heribert! — (Vor sich.) O, wie empfindlich brennt  
Ein Unrecht, das wir nicht vergüten können!  
Es soll nicht sein! — Nun

Charlotte (tritt auf). Alle Brüder warten;  
Der Marshall läßt eu'r Gnaden bitten —  
Molay. Wohl,  
In Gottes Namen! — Laßt die Glocken läuten,  
Entrollt das Banner — grüßt mit Sang und Spiele  
Den letzten Tag auf Cypren — fort zum Ziele! —  
(Geht schnell ab; die andern folgen ihm.)

(Voller Prospekt der Bühne. Hafen, im Hintergrunde das Meer,  
links am Ufer das Kastell. Die Glut des Himmels kündigt den Aufgang  
der Sonne an. Die Glocken tönen aus der Ferne.)

(Voll von jedem Alter bedeckt im Hintergrunde das Ufer. Darunter Konrad,  
nebst seinem Weibe Käthe und zwei Kindern.)

Ein Weib. Sind sie noch nicht zu sehn? —  
Ein Bürger. Noch nicht.  
Ein Anderer. Die Sonne

Muß bald herauf sein. —  
Ein Jüngling. Wie der ganze Himmel  
So rein und klar ist nach der grausen Nacht!  
Ein Bürger. Seht ihr das weiße Segel dort? — So eben  
Umflammt's ein Sonnenstrahl! — Das ist das Schiff,  
Auf welchem Robert heim nach Schottland kehret!

Ein Anderer. Sie haben ihn vom Orden ausgestoßen.  
Ein Dritter. Ei, was ihr sagt! — 's ist Schäd'! ein  
wacker Herr!

Ein Viertes. Er muß was Großes doch verbrochen haben;  
Denn Molay ist gerecht, und lieber leidet  
Er zehnfach selbst, als daß er Einmal strafe.

Ein Fünfter. Seht da! — dort kommt der alte Seneschall  
Mit seinen beiden Wappnern. —

Ein Sechster. Wie der Kopf  
Ihm auf die Brust herabhängt! —

Ein Weib. Der kehrt auch wohl  
Nicht wieder heim!

Ein Greis. Hat Vielen Gut's gethan.  
Konrad (zu Käthe) Da kommt er, Käthe, dem wir unser  
Glück

Verdanken.

Käthe. O, ihn segne Gott dafür!  
(Konrad drängt sich mit seinem Weibe und seinen Kindern, die sich an ihn hal-  
ten, durch die Menge nach dem Vordergrunde zu.)



Komptthur Hugo (erscheint im Vordergrund, völlig geharnischt, auf einen Knappen gestützt; ein anderer trägt ihm den Helm nach).  
Sind wir bald da? —

Alles Volk (schreiend). Es lebe Vater Hugo!  
Konrad (dem Komptthur die Hand küssend). Gehabt euch wohl, Herr Hugo!

Räthe (eben so, mit ihren Kindern an der Hand). Wollt ihr nicht Die Kleinen hier noch einmal segnen? —

Mädchen (zu dem Komptthur, sich an ihn hängend). Vater! Bringst wieder mir zum Fest ein Röttchen?

Knabe (sie wegdrängend). Mir  
Ne Lange, Vater! —

Komptthur (zu dem ihn führenden Knappen). Komm'! — Gott besser's — komm'!

(Zu den Kindern, die auf Geheiß der Mutter vor ihm niedergekniet sind, und seine Kniee umfassen.)

Gott segn' euch, Kinder! — (Zu dem Knappen) Komm'! ich schäme mich —

Die alten Augen schwimmen wieder — halt' mich!

Ich sehe schon nichts mehr! — Komm'! —

(Abgehend zu dem Volke.) Gott mit euch! —

(Schwankt, auf den einen Knappen gestützt, ab; der andere folgt ihm.)

Konrad. Der gute Herr! —

(Zieht sich mit seinem Weibe und den Kindern in den Hintergrund zurück. Das Glockenläuten wird stärker.)

Erster Bürger. Horcht auf! — Die Glocken tönen Schon vom Johannis-Thurm! — Seht ihr dort den Rauch? — Schon sind sie auf dem Wege! —

Ein Jüngling. Ja, schon flattert Die Kreuzesfahne dort im Morgenduft — Ein herrlich Banner! —

Erster Bürger. Hört ihr, wie sie singen? Zuörderst ziehn die Priester, dann die Ritter! —

Ein Mädchen. Die weißen Mäntel schimmern rosenfarben Vom Morgenrothe. —

Zweiter Bürger. Seht, dicht hinterm Kreuze Den Meister Molay mit entblößtem Kopf — Wie trüb' er aussieht, und wie ruhig doch! —

Eine Alte. Mir ist, wenn ich ihn anseh' — Gott verzeih' mir's —

Als sah' ich unsern Heiland! —

Ein Greis. Ja, ein Heiland,  
Das war er uns, der Gute! —  
Erster Bürger. Horch den Sang!

(Gesang außerhalb der Bühne.)

Und will des Unglücks brausend Meer  
Mit Ingrimms uns verschlingen,  
Wir ziehn in Gottes Kraft daher,  
Der hilft den Feind bezwingen;  
Die Reine, der wir unterthan,  
Das ist der Stern auf unsrer Bahn,  
Und Gott ist unsre Stärke.

(Während der drei letzten Strophen erscheint der Anfang des Zuges in feierlicher Ordnung auf der Bühne.)

Zuerst **Spieleute**; neben ihnen **Wappner** mit Lanzen, die an beiden Seiten den Zug bedecken; **Chorknaben** mit Klingeln, **Kapellane** mit kleinen Kreuzesfahnen und Rauchfässern, dann die **Uebrigen**, so daß die Aeltesten zuletzt gehen, alle paarweise; nächst dem der **Pannerer**, das große weiße, mit dem rothen Kreuze bezeichnete Ordenspanier haltend; die **Ritter** in Waffenröcken, gleichfalls paarweise; der **Ordenspresbyter** mit dem heiligen Kreuze; endlich **Molay**: alle mit unbedecktem Haupt. **Volk**, das hinter ihm und vom Afer hinzu strömt. Alles verräth Anacht und Ruhe. Nachdem der Zug um die Bühne gezogen ist, stellen sich in perspektivischen Reihen, rechts die **Priester** mit dem Kreuz, links die **Ritter**, hinter beiden die **Wappner**. Das **Volk** bedeckt die zwischen beiden Reihen entstehende Mitte des Hintergrunds. **Molay** tritt allein in die Mitte des Proscentiums, dicht hinter ihn der **Pannerer** mit dem Ordenspanier. **Molay** winkt Stille. Musik und Gesang verstummen; alle Ritter bedecken sich. Feierliche Pause.)

Molay (zu dem Pannerer). Verlies den Aufruf! —

Pannerer (halb zu dem Volk gewendet, mit lauter Stimme). Bürger Cypriens!

Hat Jemand unter euch an Jakob Molay,  
Des Tempels Meister zu Jerusalem,  
Der heut' nach Frankreich zeucht, noch Theil und Anfall?  
Der melde sich, und künd' es ungeschent! —

Das ganze Volk (auf die Kniee fallend). Nur deinen Segen flehn wir, du Gerechter! —

Molay (zu dem Volke gewendet und mit Inbrunst es segnend). Gott schenk' euch seinen Frieden! —

Wahnsinnige Klausnerin (außerhalb der Scene). Wehe! Wehe!

(Bewegung im Volke, alles springt auf.)

Mehrere Stimmen. Die tolle Klausner-Jungfrau! —  
Haltet sie!



Klausnerin (in dem härenen Gewande einer Bäuerin, ein kleines Kreuz in der Hand, hereinsürend). Berührt mich nicht! — Ich bin dem Herrn geheiligt!

(Auf Molay und die Ritter zeigend; mit wildem Hohnschlachter.)

Seht ihr die Flammen über seinem Haupt?  
Hört ihr's in Lüften wimmern: Molay! Molay! —  
Von ihren Mänteln lecken Gluten — hu!

Zeuch hin, zeuch hin, zeuch hin, zum Hochgericht! — (Stürzt ab.)

Molay (mit Hobeit, nach einer Pause, während welcher die Umstehenden ihr Entsetzen ausdrücken). Gott ist mein Schutz! —

(Er nimmt dem Pannerer das Panier ab, überreicht es dem Marschall, der sich ihm genähert hat.) Nimm hin das Banner, Marschall!

Ich fordr' es unbefleckt von dir zurück,  
Wie Gott einst deine Seele von dir fodert! —

(Trompetenstoß vom Kastell. Die Strahlen der eben aufgehenden Sonne vergolden dessen Zinnen. Man hört die Glocken wieder läuten; das Schiff erscheint am Ufer; sanfte Musik von Flöten und Harfen, die während Molay's Rede fortbauert.)

(Begeistert, mit aufgehobnen Armen.)

Der Ruf ertönt! — Die Sonne steigt empor —  
Begrüßt vom Glockenklang und Harfen-Chor. —  
So wird auch unser Stern der Nacht entschweben —  
Kommt, Brüder! mich umdunstet ew'ges Leben! —

(Er eilt zu dem Schiffe; das Banner und die Kreuzesfabnen werden empor geschwungen, die Brüder wallen in buntem Gewimmel unter dem Rufen des Volkes, zum Ufer. Der Vorhang fällt. — Die Glocken und Harfen tönen noch fort, bis sie endlich, so wie das Schiff sich weiter entfernt, verstummen.)

## Epilog.

So ziehn sie hin vereint nach Frankenland,  
Und gleiches Schicksal harret, das furchtbare,  
Des Bö's und Guten dort zu Straf' und Warnung.

Der Priester scheidet aus dem Heiligthum;  
Doch eh' er sich den Brüdern beigesellt,  
Muß er im Vorhof sich dem Volke zeigen.

Von jener Kunst, die, keine fremde Zeichen  
Entlehnend, Leben durch das Leben malt,  
Von der dramatischen, verlangt ihr,  
Daß sie den starken menschlichen Charakter,  
Durch Wogendrang erhöht, euch thätig zeige.

Die Gattung von Genuß versagt' ich euch;  
Und wenn ich fehlt', ich fehlte wesentlich! —

Doch gibt's ein ander schmerzlich rührend Bild:  
Die Menschheit, die, am Boden schon gepreßt,  
Nur durch den Aushauch halb erstickter Seufzer  
Das Rückgefühl verlornen Größe kündet;  
Sie kämpft nicht mehr, sie hat schon unterlegen,  
Und zuckt nur krampfzig noch in ihrem Blut.

Ihr saht der Völker Bühne, unser Urbild —  
Sprecht! — Stellt sie jetzt euch befre Scenen dar?  
Und, was ihr That der freien Menschheit nennt,  
Ist's mehr als Zuckung der erliegenden? —

Doch unsre Mutter sei auch dann uns theuer,  
Wenn wir durch Fieberfrost entnervt sie sehn;  
Und jene, die auf ihrer Kinder Leichen  
Vor Schmerz erstarrt, ist unserm Herzen näher,  
Als wenn sie Kampf den Zeus-Gebornen beut.

Dies Wort für euch, ihr Kenner reiner Kunst!  
Die ihr mit Recht die schönen Formen hütet,  
Und selbst die keuschen Falten der Moral,  
Wenn sie dem Umriß schaden, kühn verschmäht.  
Ich ehr' euch und ich wünsch' euch zu gefallen;  
Denn ihr vernahmt die schaffende Natur,  
Die die Geschlechter bindet, nicht vermenget. —



Doch euch, ihr Kalten! — die ihr alles schon  
Gethan wähnt, wenn das Zeitliche gerettet,  
Die ihr den frommen Priester, der die Flamme  
Im Heiligthume schützet, todt verböhnt —  
Tönt mein Gesang nicht — weicht fern von mir!  
Ich kann mich euch so wenig, als den Weisen,  
Den Erdenweisen nahn, die den Gedanken  
Zum Gott erhebn, um seinem ältern Bruder,  
Gefühl, sein göttlich Erbrecht zu entreißen;  
Noch Jenen, die das Himmlische verschmähn,  
Weil es in ird'sche Formen sich ergoß,  
Und die, mit Hohn den armen Krug zerbrechend,  
Das Del, des Wunderkraft sie selbst erfahren,  
Dem Staube mischen. — O, es mischt sich nicht,  
Und wird in reinerem Gefäß gesammelt! —

Ein magisch Band vereinet alles Hohe,  
Was je des Menschen Geist vom Staube erhob,  
Und Heil sei Jedem, dem es offenbaret,  
Daß Glaube, Kunst und Liebe Eins nur sind! —

Szene aus den

## Kreuzesbrüdern

(Dem zweiten Theile der „Söhne des Thals“).

(Wilhelm von Paris, Erzbischof von Sens, Präsident des über die Temp-  
ler gehaltenen Inquisitionstribunals, und Kardinal Praneste.)

Erzbischof (dem Kardinal entgegen gehend). Eu'r Eminenz —  
Kardinal. Verzeiht, Herr Erzbischof,

Daß ich so früh schon euch beschwerlich falle. —

Erzbischof. Ich bitte —

Kardinal (nach einer kleinen Pause). Wie hast du diese Nacht  
geschlafen, Wilhelm? —

Erzbischof. Sehr ruhig.

Kardinal. Ruhig? — Und in dieser Nacht

Starb Reinhold von Prouino!

Erzbischof. Eben hört' ich's.

Kardinal. Er starb in wilder Wuth; sein letzter Seufzer

War noch ein Fluch auf dich! —

Erzbischof. Er treffe mich —

Kardinal. Du bist entsetztlich, Mensch!

Erzbischof. Er treffe mich,

Wenn jemals ich des edeln Reinhold Feind war. —

Kardinal. Und doch warst du's, der, als mit reinem Eifer

Er für die Sache seines Ordens sprach,

Ihn in ein eng Gefängniß werfen ließ,

Wo er in wilden Wahnsinn fiel, und starb!

Erzbischof. Ich war's, und er bleibt nicht das letzte Opfer.



Kardinal. Du mit der eisenharten Riesenseele,  
Fühlst du denn nie ein Herz in deiner Brust? —

Erzbischof. Ich schähe dich; doch was ich hier <sup>(auf die Brust zeigend)</sup> empfinde,

Kannst du nicht fassen. —

Kardinal. Wilhelm, großer Mensch!  
Wärst du so gut als groß, du wärst ein Heil'ger —  
O, warum bist du nicht, was du sein könntest?

Erzbischof. Ich kann nur das sein, was ich soll. — Was  
wollt

Ihr alle denn von mir? — Soll ich nun einmal  
Der Bliz des Höchsten sein, so muß ich's ganz sein,  
Mag auch die eigne Flamme mich verzehren.

Kardinal. Und mußt du denn das sein? —

Erzbischof. Kannst du es sein,  
Du, mit der sanften Seele? — Kann es Philipp?  
Kann's Nogaret? Und soll des Herren Richtschwert  
In feilen Händen wüthen? — Bin ich feil?

Kardinal. Das bist du nicht, bei Gott! auch nie gewesen!

Erzbischof. Sind Rachgier, Selbst- und Habsucht meine  
Fehler?

Kardinal. Du, mit der Armuth eines Patriarchen,  
Der nichts bedarf, nichts fürchtet, und nichts hofft!

Erzbischof. Bin ich der Leidenschaften Sklav'? — hat  
Wollust,

Hat, was ihr Liebe nennt, mich je beherrscht?

Kardinal. Nein, du Entsehllicher, seit dreißig Jahren,  
Daß ich dich kenne, merkt' ich nie die Regung  
Von Liebe, Haß und allem, was die Menschheit,  
Verschönt und schwächt, an dir.

Erzbischof. Und liebtest doch mich?

Kardinal. Weil ich nicht anders konnte; weil du mich  
Als wie mit Zauberbanden an dich festest.

Erzbischof. Drum folg' mir ferner. — Tadel nicht den  
Weltgeist,

Wenn er zu seinem Richtschwert einen Arm,  
Wie er ihn braucht, sich schuf! — Ich kann nicht anders,  
Weil ihr nicht könnt, was ich kann. — Was mir's kostet,  
Berechn' ich Dem nur, welcher mich berief. —

Kardinal. So bleib' der Schuld'gen Geißel! Doch, was  
haben

Die armen Opfer, die du täglich schlachtest,  
Die Templer, dir gethan, daß so ergrimmt  
Du auf sie schlägst? —

Erzbischof. Ich? ich? — Du fäselst, Alter!  
Gethan? die Templer mir? ich wär' ergrimmt?

Kardinal. Und wenn sie dir denn nichts gethan — o, laß  
mich —

Laß Gott durch mich an dein Gewissen reden!

Erzbischof. Wohl, guter Eiferer! rede frei und offen!

Kardinal. Das will ich, ja! und heut' zum letzten Male —  
Ein Abgesandter Gottes steh' ich hier,  
Und um mich stehn die Geister der Ermürgten.  
Heut' ist der Endpunkt, heute red' ich noch:  
Dann übergeb' ich dich dem höchsten Richter! —

Erzbischof. So rede! —

Kardinal. Als der höllische Gedanke  
Von Tempelraub in Philipps Seele aufstieg,  
Als er beschloß, den Orden zu vernichten,  
Um ihn mit Ruße dann zu plündern! — wer  
Ernährte diesen Höllensfunken? —

Erzbischof. Ich.

Kardinal. Als drauf ein Opfer für die Rachsucht Philipps,  
Der fromme Bonifacius\*) erblich,  
Und Clemens, der vor Gott sich rein'gen möge,  
Aus Mörderhänden die Diare nahm —  
Wer drang in ihn, sein übereilt Versprechen,  
Wofür der König ihm den Purpur gab,  
Im Untergang der Templer zu erfüllen?

Erzbischof. Ich! ich!

Kardinal. Wer leitete den Blutbefehl,  
Kraft des in einer unheilvollen Stunde  
Im ganzen Frankenlande alle Templer,  
Als wie von Gottes Zornfluth übereilt,  
Verhaftet wurden?

Erzbischof. Ich, und immer ich!

Kardinal. Und als auch dieses Meisierstück gelungen,  
Und Clemens, um sein unbedachtam Wort,  
Wo möglich, noch zu brechen, ein Gericht  
Von unbefehlten Männern niedersezte,  
Und dort die Templer ihres Ordens Sache  
Mit Eifer führen wollten: wer — vergib mir —  
Wer unterbrach mit eines Satans Arglist  
Dies heilige Gericht? — Warst du es nicht?

\*) Dieser Papst starb bekanntlich an den Folgen der Mißhandlungen, die er  
auf König Philipp's des Schönen Befehl hatte erlauben müssen.



Verießt du nicht dein Provinzialconcil  
In dem Moment, als schon die Richter schwankten?  
Und schrecktest du durch deine Scheiterhausen  
Die armen Opfer nicht, daß keiner mehr  
Sich zu vertheid'gen wagte, und Prouino,  
Er, welcher jetzt vielleicht vor Gott dich anklagt,  
Des Ordens letzter Schutz, in Wahnsinn fiel?

Erzbischof. Vollende, Freund; denn meine Zeit ist kostbar.

Kardinal. Nicht so, wie deine Seele, die zu retten  
Ich wenig Worte nur noch sagen will. —

Du hast den Zweck erreicht; und, war der Orden,  
Was ich vor Gott verneinen möchte, strafbar —

So ist es schwer gebüßt, die Schuld gesühnet.  
Sag', Richter, was verlangst du mehr? —

Erzbischof. Die Wurzel

Der kranken Pflanze auszurotten.

Kardinal. Unmensch!

Auch Molay also? —

Erzbischof. Muß geopfert werden.

Kardinal. Es ist dir nicht genug, daß sieben Jahre  
Er schon im Kerker schmachtet — nicht genug,

Daß seine Seele, Gottes edles Werk,  
So ganz zerrüttet; nicht genug, o Gott!

Daß ein Geständniß, welches nur der Wahnsinn  
Ihm ausgepreßt, den Frieden ihm vernichtet,

Und dumpfe Schwermuth seinen Geist verzehrt:  
Du willst auch noch des Heil'gen morsche Hülle

Zum Richtplatz schleppen; willst den ganzen Rest  
Der Heldenzunft, den reinen, strengen Guido,

Und jenes Riesenbild der frommen Vorzeit,  
Den achtzigjähr'gen Hugo, willst sie alle,

Die wen'gen Bessern, die noch übrig sind,  
Dem Tode weihn! — O du — wie soll ich's sagen? —

Du Gottmensch oder Teufel, lehre zu  
Der Menschheit schönern Mitte wieder heim! —

Ich schwärme nicht; allein dein guter Engel —  
Er spricht zum letzten Mal zu dir. —

(Indem er vor dem Bischof auf die Kniee sinkt.)

Ein schwacher Greis, doch stark durch Gottes Kraft!  
Mein harret schon das Grab — ich fürchte dich nicht,

Nicht deinen Blitz, der alles Leben tödtet;  
Für deine Seele fürcht' ich nur — Hier lieg' ich,

Umfassend deine Knie', und bitte dich,  
Mit Gott und mit der Menschheit dich zu sühnen!

Erzbischof (ihn mit einiger Heftigkeit aufhebend).

Was willst du, wunderlicher Mensch? — Laß ab!

Kardinal. Nicht eh', als bis ich dich zurückgeführt! —

Ich bin der einzige, zu dem du dich,  
Und wenn auch selten nur, als Mensch genähert;

Ich kenne dich seit dreißig Jahren, sah  
In dir, dem Jüngling, schon den Riesengeist,

Der kühn die Fessel jeder Regel brach.  
Dein Lehrer hieß ich; doch du warst der meine —

Von dem Moment, als du im Seminar  
Die Thaten Sanct Georgs und Dominiks

Mit Flammenaugen lasest, bis zu jenem,  
Wo, das Barett du mit dem Helm vertauschend,

Zum Kreuzzug nach Aegypten zogst — verließ  
Mein Blick dich nie. — Wie du mit Ruhm zurückkamst,

Wie du, ein Held, zu Jedermanns Verwundrung,  
Dich wieder schnell in Klosterzucht begrubst,

Dort Monden, Jahre lang in Kopht'schen Büchern  
Studirtest, und der Menschen Antlitz klost;

Wie du dann endlich wieder dich in's Leben  
Hineinwarfst und, gleich einem Feuerball,

Der keinen wärmt, und alles mit sich fortreißt,  
Von Grad zu Grade flogst: — das alles sah ich

Mit Schauern an, und flehete zu Gott,  
Daß er mit dir es selig enden möchte! —

Er hat — entsetzlich! — hat mich nicht erhört,  
Doch, mein Verus ist damit nicht geendet.

Er richte; doch — mich schuf er nur zum Segnen.  
Wenn seine Stimme dir noch tönt, so hör' mich! —

Erzbischof. Was soll ich denn?

Kardinal. Noch lebt der Rest des Ordens.

Von jenen Vätern des Conciliums,  
Die Gottes Geist, zum Heil der Kirche, jetzt

Versammelt zu Vienne, sind die meisten.  
Für Gnade, wenige für strenges Recht.

Will nur der König, so ist Molay frei,  
Und seine Leidensbrüder —

Erzbischof. Wohl! und dann?

Kardinal. Dann wird der fromme Bund der Tempelherren,  
In seiner wahren Regel hergestellt,

Wie er vor Bernhards reiner Seele stand,  
Und von dem Gift der Ketzerei gereinigt,

In strenger Hut der heil'gen Mutterkirche,  
Auf's neu' ein schöner Altar Gottes glühn.



Erzbischof. Und wer soll diesen Altar gründen?

Kardinal.

In deinen Händen ist der kühne Philipp  
Zahn, wie der Tiger vor des Löwen Blick;  
Ja, Clemens selber bebt vor deinem Einfluß.  
Du endest heut dein Provinzialkapitel,  
Wenn auch der größte Theil des Ordens dort  
Aus Furcht der Folter Vieles eingestand,  
Mehr eingestand vielleicht, als er gesündigt;  
Du bist das Haupt, auf dich kommt alles an,  
Auf dich harret alles heute. — Dein Bericht  
Sei menschlich, und der König muß verzeihen,  
Und Clemens wird — ich weiß es — selbst dir danken,  
Wenn du verbesserst, was er schlecht gemacht,  
Und was er ganz gewiß schon längst bereuet.

Erzbischof. Hast du geendet?

Kardinal.

Ja.

Erzbischof.

Wißt du mich hören?

Kardinal. O, daß du menschlich sprächest!

Erzbischof.

Mit wenig Worten

Ist es gethan. — Auch will ich fragen, so

Wie du. Doch Antwort, keine Litanei! —

Wenn etwas ist, kann es zugleich auch nicht sein?

Kardinal. Absurdität!

Erzbischof.

Wozu schuf Bernhard Templer?

Kardinal. Zu treuen Dienern unsrer Mutterkirche,  
Den Glauben zu beschützen vor den Heiden.

Erzbischof. Was ist das Höchste unsers Kirchenglaubens?

Kardinal. Das Sühnungsamt der Gottheit mit den Menschen.

Erzbischof (den Kardinal bei der Hand ergreifend). Glaubst du —  
wir reden diesmal nicht als Priester,

Und wollen jetzt einander nicht belügen —

Glaubst du — was schlägst du so die Augen nieder? —

Sei ehrlich, Alter! sieh mir in's Gesicht! —

Glaubst du, daß sie an den Versöhner glauben? —

Kardinal (in einiger Verlegenheit, die er zu verbergen sucht). Sie  
glauben — ja — sie sagen, daß sie's glauben.

Erzbischof. Sie sagen's nicht, mein Freund; und darin  
liegt es!

Sie sagen ihren Bübchen ohne Bart,  
Daß der nicht Gott ist, der's für uns sein soll. —  
Das ist doch dumm — nicht wahr?

Kardinal.

Ein schwer Verbrechen,

Wenn es erwiesen ist.

Erzbischof. Sonst nichts, als dumm,  
Doch, leider! zu erwiesen. — Wenn nun also  
Der Kirche Diener sie mit Fäusten schlagen:  
Sind sie noch ihre Diener? und was muß  
Die Kirche thun?

Kardinal. Die Schuldigen bestrafen,  
Und die Verirrten bessern.

Erzbischof. Wer ist strafbar?  
Ist es der Thor, der sinnlos Märchen nachplärrt;  
Wie? oder ist es der entschloßne Mann,  
Der plan- und kraftvoll Proselyten wirbt? —  
Wer ist zu bessern? — Kann die Allmacht selbst  
Des Mannes reifgewordne Willkür brechen?

Kardinal. Was folgt daraus?

Erzbischof.

Die Obern müssen sterben.

Kardinal. Die Kirche also lechzt nach Menschenblut?

Erzbischof. Die Kirche, Freund, geht ihren festen Schritt,  
Wie jedes Riesenkind des ew'gen Schicksals.  
Sie lechzt nach Blute nicht; doch sie zertritt,  
Was ihr im Wege steht, und das Zertrümmerte  
Verdichtet wieder sich zu kräft'gem Leben.

Kardinal. Du sprichst als Priester, nicht, wie du gelobtest,  
Als Mensch zum Menschen. — Sag', wenn nun einmal  
Die Herzen wir enthüllen — ist das Schreckbild,  
Das der Fanatiker die Kirche taucht,  
Ist es der Opfer werth, die wir ihm schlachten?

Erzbischof. Wo ist ein beßrer Glaube für die Menschheit? —  
Wir tödteten das Leben kühner Vorzeit;  
Womit bevölkern wir den öden Raum,  
Wenn wir ihn nicht mit Wärme neu befeelen? —  
Dem heitern Griechen lebte seine Welt;  
Wir raubten ihr des Lebens hellen Firniß.  
Der Weltkreis ist für uns ein Todtenhaus:  
Vernichtet ist der Mensch, wenn nicht zum Leben  
Mit Ablerflug das Ideal ihn reißt.  
Hier strahlt der Kirche volle Glorie;  
In ihr verkärt, erscheint die Erdenbülle  
Des Heiligen, ein leuchtend Sternenbild;  
Und wenn der Mensch vor Todesnacht erbebt,  
Und vor dem Sonnenglanz des höchsten Lebens,



So süht ein holder Mond, der Mittler, ihn  
Mit der Natur und mit der Gottheit aus.

Kardinal. Und diesem Monde bringst du blut'ge Opfer?  
Und unsre Wahrheit soll die einzige  
Für Alle sein? —

Erzbischof. Sie rinnt aus tausend Quellen.  
Die Kirche schließet diese Quellen nicht:

Sie kann es nicht, und darf es auch nicht wollen,  
Will sie den Nahrungsaft sich nicht entziehen.

Doch, Keiner trübe je des Andern Quelle:

Das ist des Schicksals erstes Nachtgebot —

Sind jene Templer, was sie predigen,

Sind sie vermögend, ohne Ideal,

Das Angesicht der Gottheit anzuschauen:

Warum entzogen sie die Decke Moses

Den ungeübten Augen ihrer Jünger?

Kardinal. Und sollten sie, was ihnen Wahrheit ist,  
Nicht auch verbreiten?

Erzbischof. Haben sie's vermocht?

Verläßt das Volk die Tempel unsrer Götzen?

Freund, hier ist der Erfolg der Prüfungsstein:

Das wirklich Große, niemals kann's mißlingen:

Was nicht gelingen konnte, war nicht groß.

Kardinal. Und durch Verfolgung soll der Irrthum  
Schwinden?

Ist sie es nicht, die ihm Gedeihen gibt?

Erzbischof. Glaubst du in Ernst, daß ich die Ketereien  
Vertilgen will, wenn ich die Keher opfre? —

Wie, oder ist Verfolgung nicht die Kelter,

In die das Schicksal alles Kühne preßt? —

Was Wahrheit sei, wir können's nicht entscheiden;

Doch wenn im Glend sie die Probe hält,

Dann zeigt sie erst sich in verklärtem Glanze.

Ist — was die Templer offen lehren — jenes

Zwar sittlich hohe, aber nervenlose Bild

Das Ziel, zu dem die Menschheit kommen soll:

So wird es auch erreicht, trotz allem Hindern.

Soll, wie ihr Meister lehrt, der Erdenherrscher

Zugleich das Haupt der unsichtbaren Kirche,

Das Göttliche der Menschheit Sklavin werden;

Soll das so sein — wiewohl ich's nicht begreife —

Die Zukunft wird es zeitigen. — Für jetzt

Spricht, wenn es Meinung gilt, der Gottheit Stimme

Durch's Volk zu uns. —

Kardinal. Und spricht das Volk nicht deutlich?

Erzbischof. O ja, es weint bei ihren Scheiterhaufen.

Doch, wird es für das Ideal der Templer,

Für ihren freudenleeren Pflichtbegriff,

Auch seines Glaubens heitern Himmel tauschen?

Kardinal. Das soll es nicht — die Edeln sollen forschen,  
Das Volk allmählig folgen.

Erzbischof. Guter Schwärmer,

Du zählst sechzig Jahr', und kennst gewiß

Gar viele tausend Menschen — kennst du wohl

Der reinen Wahrheitsforscher nur genug,

Um diese schmale Zelle zu bevölkern? —

Und du bist gut genug, dir nur zu träumen,

Daß jene tausend rothbekreuzten Wichte,

An die der Orden ohne Vorbehalt

Zu Händen voll die hohe Weisheit spendet,

Mit diesem Pfunde weislich wuchern werden! —

Und wenn's nun einem jener groben Knechte,

Dem ihrer Weisheit Innres sie enthüllten,

Wenn's ihm nun einfällt, was ihm Wahrheit ist,

Dem groben Jünger unsers Kirchenglaubens

Zu predigen mit Worten und mit Häuten;

Wenn jener seinen Gott mit gleichen Waffen

Verteidigt, Tausend sich zum Streite mischen:

Willst du das Blut von so viel Millionen,

Das deine Schonung wen'ger Hunderte

Bergossen hätte, willst du's, Alter, auch

Auf dein Gewissen nehmen, und den Dämon

Religionskrieg wecken, uns das Kleinod

Der Glaubenseinheit rauben — dazu bloß,

Damit ein Häuflein Schwächer ungestört

Das, was der Weise anstaunt, fed verlache?

Kardinal. Sie sind nicht Schwächer bloß; sie übten Thaten  
Der Ewigkeit.

Erzbischof. Und üben sie die noch?

Strahlt noch das Kreuz von Palästina's Zinnen?

Sind nicht die jeh'gen Söhne jener Templer

Raum Schatten mehr der alten Heldenjunt?

Sind ihre Häuser mehr als schlechte Klöster,

Wo man in dumpfer Unbedeutendheit

Den Klang aus hoher Vorzeit sinnlos nachplärt?

Kardinal. Du irrst, wenn gleich ein unverdient Geschick

Dem Orden raubte, was er einst besaß;

Doch ist er für die Menschheit stets noch thätig.



Ist er es nicht, wir sprechen jetzt als Freunde, —  
Der noch der Uebermacht der Despotie  
Die Wage hält? Als König Philipp einst  
Durch falsch gemünztes Geld das Volk betrog;  
War damals nicht der Tempelbund allein  
Des Volkes Retter? —

Erzbischof. Und wie lange hält es? —  
Meinst du, das Meisterstück satan'scher Arglist,  
Der Despotismus, falle gleich in Trümmer,  
Wenn du durch einen Stoß ihn wankend machst?  
Wenn du sein Fundament nicht untergräbst,  
Wirkt jeder Stoß nur, daß er fester steht. —  
Du zählst die Thaten deiner Tempeler auf;  
Doch, ich will mehr dir sagen, was sie thun,  
Was selbst der Fürsten Blindheit, die nur gierig  
Nach ihren Schätzen haschet, überstürzt,  
Sie streben, alle Throne umzustürzen,  
Auf deren Trümmern dann ein Tribunal  
Der Weisen — wie sie's nennen — zu errichten;  
Und diese Weisen sind natürlich — sie!

Kardinal. Und thäten sie's — Mensch, ich soll menschlich  
reden! —  
Gilt Freiheit dir nicht mehr, als Tyrannei?

Erzbischof. Auch dich bestechen Namen, guter Schwärmer!  
Sprich! drückt der Lanzendruck von tausend Templern  
Nicht schwerer, als das Eine Henterschwert,  
Von eines Knaben schwacher Hand geführt?  
Und kann der Größere, der doch einmal nun  
Geborner Herrscher ist — benennt ihn, wie  
Ihr wollt: Archonten, Bürger, Unterthan —  
Genug, er herrscht — so muß es sein — verborgen,  
Wie die Natur! . . . — kann dieser Größere  
Das Schwert, das er doch immer lenken muß,  
Kann er's nicht freier lenken durch die Hand  
Des schwachen Knaben, der's zum Scheine führt.  
Als wenn er Millionen plumpen Häuten  
Es erst mit Ungestüm entreißen soll? —  
O, daß ihr lenken lerntet, statt zertrümmern!

Kardinal. Wer aber lenkt denn hier des Rechtes Schwert?  
Der feile Rogaret! —

Erzbischof. Er ist Maschine!

Kardinal. Und welche Kraft kann noch ihm Einhalt thun? —  
Der Stände Macht hat Philipp schon vernichtet;

Der Templer nur war noch sein Gleichgewicht:  
Sinkt dieser, so darf zwanglos der Tyrann  
In seiner Bürger Eingeweiden wüthen.

Erzbischof. Die Kirche ist das große Gleichgewicht,  
Vom Schicksal hingestellt zur ew'gen Brustwehr,  
Daß nie der Menschenherrscher sich vermesse,  
Das Heiligste der Menschheit anzutasten. —  
So lange der Kolos noch aufrecht steht,  
Bleibt auch der Menschheit Kleinod unverloren. —  
Und — daß er stehn bleibt, bürgt mein Genius!  
Und wenn auch Pfuscherhände ihn entstellen,  
Daß er den Bessern selbst ein Scheusal scheint;  
Und wenn auch kleine meisternde Vernunft  
Ihn drängte, daß zum Schein er rückwärts wiche;  
Und wenn es auch Jahrhunderte gelänge,  
Mit Alterweisheit ihn zu übernebeln,  
Und dann laut auszuscrein: er ist nicht mehr!  
Seht, er entfloß vor unsrer Weisheit Lanzen!  
Wenn's einmal so weit käme — weh' der Zeit!  
Sie wäre Sklaverei, und unsre Freiheit!  
Und doch — sie könnte jenes Riesenbild  
Nicht übermannen; siegreich käm' es wieder,  
Und nähme jeden Fußbreit wieder ein,  
Den Aferwahn ihm scheinbar abgewonnen.

Kardinal. Der Vorwelt Wunder hat die Zeit vertilgt!

Erzbischof. Doch nicht die Regel ewiger Naturen.  
Die Kirche, Freund, ist ewig, wie der Geist,  
Der sie zu seinem Tempel auserkor;  
Denn ewig bleibt ein Cirkel der Geweihten,  
Der nichts gemein hat mit der niedren Welt.  
Sein sichtbar Haupt — und wär' es schlechter noch,  
Als der Tiaren-Jude Clemens schlecht ist —  
Doch bleibt er Schlußglied jener starken Kette.  
Geschlungen durch der Geister Innerstes,  
Wird sie von keiner Erdenmacht zertrümmert;  
Gespannet zwischen Recht und Tyrannei,  
Zeigt sie dem Erdengott des Geistes Allmacht,  
Und zieht, wenn fest er sie zu sprengen wagte,  
In tausend Schlingen ihn zu Boden hin. —  
So übet sie geräuschvoll Wunderwerke,  
Die, gleich dem stillen Wirken der Natur,  
Geräuschlos nur gebildet werden können. —  
Wenn einmal — was der Menschheit Engel wehre! —



Wenn — was nicht möglich — diese Kette dennoch  
Zerrissen würde: — ja, dann sind wir arm. —  
Doch dafür soll das Thal — (Als ob er sich besänne) Ich hab' geendet.

Kardinal. Ist das dein letztes Wort? —

Erzbischof. Schon allzu viel.

Kardinal. Der Orden also stirbt?

Erzbischof.

Als Templer — ja!

Das, was gebrechlich ist, muß untergehn:

Das ist des Schicksals Will' — und er ist eisern. —

Kardinal. Du also bist das Schicksal?

Erzbischof.

Ward mir Muth,

Es sein zu wollen, Kraft, es sein zu können,

So bin ich es.

Kardinal. Wohl an, so scheiden wir!

Ich übergebe dem dich, den du vorstellst;

Sein Blickstrahl aber trifft dich doch!

Erzbischof.

Es sei! —

Kardinal. Du hast mich widerlegt, nicht überzeugt.

Du willst die Templer tödten, ich sie retten;

Von nun an trennen unsre Wege sich. —

Sei du der stärkste Gegner auch im Kampfe,

Noch stärker ist die Kraft des Herrn in mir! —

Wir kämpfen redlich — nicht?

Erzbischof.

Das kannst du fragen?

Kardinal. Und Gott entscheide zwischen dir und mir!

## Ziel des Menschen.

(Aus den „Geistlichen Uebungen“, 1818.)

Wir flehn dich an, komm', heil'ger Geist,  
Herab zu deinen Knechten,  
Laß, eh' die Gnadenzeit verfliehet,  
Uns mit uns selber rechten;  
Denn eilend fluecht die bange Zeit,  
Um in der langen Ewigkeit  
Uns Arme zu verslechten.

Wer, eh' der Baum gefallen ist,  
Der, wie er fiel, bleibt liegen,  
Benüthet hat des Lebens Frist,  
Sich selber zu bekriegen;  
Wer mit der kurzen Zeit so ringt,  
Daß er die Ewigkeit bezwingt,  
Dem wird Gott helfen siegen.

Wer, weil der Tag noch heiter lacht,  
Den Tag verschläft im Lachen,  
Wird, wenn sein kurzer Tag vollbracht,  
In ew'ger Nacht erwachen.  
Der Tag, wenn Alles wird im Jen'r  
Vergehn, der wird das Lachen theu'r,  
Wird es zu Schanden machen!

Drum wähl', o Mensch, und ernst bedenke!  
Dein Dasein, Ziel und Ende,  
Und, mit gewalt'gem Ernste lenke  
Die Lust, daß sie behende  
Zu dem sich, was allein thut Noth,  
Zum Blüth, der lang' vergebens droht,  
Doch endlich einschlägt, wende.



Du, Gottes Wärme, Licht und Bliz,  
 Du heil'ger Geist von oben,  
 Zu Schanden mach' der Hölle Witz,  
 Die schon uns hat umwoben;  
 Komm' warnend, wärmend, tröstend, klar,  
 Zu deiner armen Christenschaar,  
 Daß wir dich ewig loben.

### An den Arzt Malfatti,

den innigst und ewig von mir geliebten Retter meines Lebens

(Mit meiner Biographie. 1818.)

Der Strahl der Sonnen gleitet grade nieder,  
 Die Sterne ziehn verklärt auf ihren Spuren,  
 Spendend so Leid als Lust den Kreaturen,  
 Bis sie beschwingt der Liebe Schmerzgefieder.

Im Zickzack fährt der Blizstrahl hin und wieder,  
 Entzündend, doch verzehrend auch, die Fluren,  
 Und, was sein wahres Wesen ist, erfuhren  
 Einst der Giganten stolze Riesenglieder.

Ob, was, Du Theurer, rettetest, — mein Leben,  
 Dem Sonnenstrahl, dem Blizstrahl, zu vergleichen,  
 Wird sich in diesen Blättern kund dir geben,

Dir weise Wandelndem im Wonnlicht; —  
 Dir schenken muß ich meine düstern Zeichen,  
 Denn, wer mein Leben kennt, der kauft es nicht.





*Heinrich Kleist.*

## Heinrich von Kleist.



## Heinrich von Kleist.

Geboren 10. Oktober 1776. Gestorben 21. November 1811.

Ein Dichter von reicher und großartiger Begabung, ein reiner edler Mensch, von idealem Streben beseelt, aber eine krankhaft erregte Natur, beherrscht von Widersprüchen, die ihn nie zur Ruhe und Zufriedenheit, geschweige Heiterkeit des Geistes gelangen ließen, und einem frühen unglücklichen Ende zuführten: — so war Heinrich von Kleist.

Zu Frankfurt a/D., wo sein Vater in Garnison stand, geboren, entwickelte er frühzeitig, neben bedeutendem Talent für Musik, große Fassungskraft, eifrigen Wissenstrieb, aber auch Eigensinn und einen unstillen Feuergeist, der bald dies, bald jenes mit Hestigkeit ergriff. Die Militärcarriere, welche Kleist 1795 als Fähnrich in Potsdam begonnen, verließ er nach einigen Jahren, um sich in seiner Vaterstadt wissenschaftlichen Studien, besonders der Philosophie, zu widmen. Nach Beendigung derselben wandte er sich der Diplomatie zu und erhielt (1800) eine Anstellung zu Berlin im Finanzministerium. Unbefriedigt jedoch von seiner Lage, dazu gequält von philosophischen Zweifeln, entschloß er sich zu reisen, nahm Urlaub und begab sich über Dresden und Frankfurt a/M. nach Paris, das die strebsame deutsche Jugend damals mächtig anzog. Allein die Gemüthlosigkeit des pariser Lebens vermehrte seine Verstimmung. Plötzlich faßte er den Plan: in der Schweiz als Bewirthschafter eines kleinen Bauerngutes ein einfach-menschliches Dasein zu führen und reiste sofort dahin ab (1801). Zwar aus den idyllischen Projekten ward nichts; aber die Reise machte ihn zum Dichter. Am Thuner See lebend, in Verbindung mit Ischoffe und Ludwig Wieland (dem



Sohn des Dichters), schrieb er sein erstes Drama: „Die Familie Schrockenstein“, sowie das Lustspiel: „Der zerbrochene Krug“.

Im Jahr 1802 finden wir Kleist in Jena und Weimar, wo er mit den Koryphäen der Literatur bekannt und namentlich von Wieland sehr freundlich aufgenommen wurde; dann in Dresden, und zwei Jahre später (1805), nach mannichfachen Wanderungen und Irrfahrten in der Schweiz und Frankreich, zu Königsberg, wo er vorübergehend wieder eine Stellung bekleidete und seine Erzählung „Kohlhaas“ begann, sowie Moliere's „Amphytrion“ bearbeitete. Seine Seelenverstimmlung, gesteigert durch die öffentlichen Verhältnisse nach der Jenaer Schlacht, trieb ihn auch von Königsberg wieder fort; er begab sich nach Berlin zurück. Aus Mißverständniß ward er hier bei seiner Ankunft von den Franzosen arretirt und beinahe ein Jahr lang in Frankreich gefangen gehalten. Nach seiner Freilassung (1807) wählte er von neuem Dresden zum Aufenthaltsort und fand in Adam Müller einen Freund und literarischen Genossen, mit dem er sich zur Herausgabe einer Monatschrift, des „Phöbus“, vereinigte. Er dichtete die „Penthesilea“, vollendete „Kohlhaas“ und die meisten seiner Erzählungen, arbeitete frühere Stücke um und schrieb sein „Räthchen von Heilbronn“, sowie die „Hermannschlacht“, die jedoch erst nach seinem Tode erschien. Von diesem schriftstellerischen Wirken riß ihn 1809 der Ausbruch des französischen Kriegs gegen Oesterreich los. Das Herz voll Hoffnungen, den Kopf voll großer Pläne, eilte er nach Prag und war schon auf dem Weg nach Wien, als die Kunde von dem schnell erfolgten Friedensschluß all seine Hoffnungen und Aussichten vernichtete. Niedergedrückter als je und von kaltem Lebensüberdruß erfüllt, kehrte er nach Berlin zurück, schrieb hier noch den „Prinzen von Homburg“ und gab sich, 1811, von der trostlosen Gegenwart überwältigt, in einem Gehölz am heiligen See bei Potsdam, durch einen Pistolenschuß den Tod, den er besser bald nachher in den Befreiungskämpfen hätte finden sollen. „Das Beste ist nicht werth, daß man es bedaure“, schrieb

er kurz zuvor an Rahel, Worte, die seine gänzliche Zerfallenheit mit der Welt bekunden. Mit sich zugleich erschöpf er, auf Verlangen derselben, eine kranke Freundin, Henriette Vogel, der er einst sein Wort gegeben, ihr einen Dienst zu leisten, sobald sie ihn fordern würde.

Kleist darf mit Recht als der bedeutendste dramatische Dichter seit Schillers Tod betrachtet werden. Sein Gewicht als solcher beruht in der Größe und Tiefe der Auffassung und Erfindung, in der Originalität und Gewalt seiner immer poetischen und dabei ächt deutschen Sprache, in der urkräftigen Lebendigkeit und dem durchsichtigen Realismus seiner Darstellung, die nicht selten an Shakespeare erinnert, und in der Energie und psychologischen Schärfe seiner Charakteristik, in welcher er eine Gestaltungskraft bekundet, wie man sie kaum bei einem deutschen Dichter wieder findet. Leider aber werden diese hohen Vorzüge durch Einmischung krankhafter, romantischer Elemente aus dem Gebiete der Phantasterei und des Wunderglaubens vielfach beeinträchtigt. Das bekannteste von Kleist's Stücken ist das „Räthchen von Heilbronn“, worin die in allen neuern Sprachen wiederholte Sage von der wunderbaren Treue und Ergebenheit eines liebenden Weibes dargestellt ist. Aus dieser alten Romanze, sagt Tietz, hat der Dichter ein Gemälde gebildet, so ganz vom reinsten Hauch der Liebe beseelt und erfrischt, so rührend und bezaubernd, dem Wunder des Märchens und doch zugleich der höchsten Wahrheit so verschwistert, daß es gewiß als Volksschauspiel immer unter uns bleiben wird. Höher noch in Ansehung der dramatischen Kunst steht der „Prinz Friedrich von Homburg“, Kleist's letztes und schönstes Stück (erst 1826 erschienen), das klar und rein die ganze Hülle seines Geistes abspiegelt. Eine Episode aus der brandenburgischen Geschichte zum Gegenstand nehmend und den Konflikt zwischen der natürlichen Empfindung und der abstrakten Pflicht behandelnd, entrollt es ein Gemälde, das durch die lebensvolle Färbung heimischer Zustände einen unvergleichlichen Reiz



gewinnt. Meisterhaft ist die Charakteristik des großen Kurfürsten. „Nur Wenigen ist es gelungen, so überzeugend eine Majestät hinzustellen, in der sich Ernst, Kraft und Milde vereinigt, in jedem Moment groß, und immer menschlich, ohne je in die leeren Reden und Bilder zu verfallen, mit denen schwächere Dichter so oft die Charaktere der Fürsten ausmalen wollen.“ — In der „Herrmannschlacht“ faßt der Dichter seinen ganzen patriotischen Unwillen und Schmerz über die damalige Lage Deutschlands zusammen, und hält mit strafendem Spott und zürnendem Ernst Gericht über den Verrath der Fürsten, wie über die sittliche Verblendung der Frauen, die der fremden Größe die Liebe zum Vaterland opferten. Kaum ein Produkt der nachmaligen Befreiungskriegslyrik kommt an concentrirtem Bohn und Energie des Hasses diesem Drama, wie dem lyrischen Mahnrufe „Germania an ihre Kinder“ (1809) gleich. — Unter Kleist's Lustspielen steht „Der zerbrochene Krug“, ein ächt niederländisches Gemälde von sauberster Ausführung und einer ungemeinen komischen Kraft, oben an. — Auch in seinen Novellen und Erzählungen hat Kleist alle seine Nebenbuhler durch die gründliche Zeichnung der Charaktere und die wirkungsvolle Einfachheit und Natürlichkeit der Darstellung weit übertroffen. Namentlich hervorzuheben sind „Kohlhaas“, eine der bedeutendsten Schöpfungen unserer Literatur, reich an treffenden Schilderungen und von anschaulicher Vergegenwärtigung der deutschen Zustände im 16. Jahrhundert — und „Das Erdbeben von Chili“, ein kleines Meisterstück, das durch die Schilderung des menschlichen Fanatismus, der alle Schrecken der Natur überdauert, einen erschütternden Eindruck macht.

Kleist's gesammelte Schriften erschienen Berlin 1826, herausgegeben von Tieck; in neuer Auflage 1859, mit Einleitung von Julian Schmidt.

## Michael Kohlhaas.

An den Ufern der Havel lebte, um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, ein Roßhändler, Namens Michael Kohlhaas, Sohn eines Schulmeisters, einer der rechtschaffensten zugleich und entsehllichsten Menschen seiner Zeit. — Dieser außerordentliche Mann würde, bis in sein dreißigstes Jahr, für das Muster eines guten Staatsbürgers haben gelten können. Er besaß in einem Dorfe, das noch von ihm den Namen führt, einen Meierhof, auf welchem er sich durch sein Gewerbe ruhig ernährte; die Kinder, die ihm sein Weib schenkte, erzog er, in der Furcht Gottes, zur Arbeitsamkeit und Treue; nicht Einer war unter seinen Nachbarn, der sich nicht seiner Wohlthätigkeit, oder seiner Gerechtigkeit erfreut hätte; kurz, die Welt würde sein Andenken haben segnen müssen, wenn er in einer Tugend nicht ausgeschweift hätte. Das Rechtgefühl aber machte ihn zum Räuber und Mörder.

Er ritt einst, mit einer Koppel junger Pferde, wohlgenährt alle und glänzend, in's Ausland, und überschlug eben, wie er den Gewinnst, den er auf dem Markt damit zu machen hoffte, anlegen wollte: theils, nach Art guter Wirths, auf neuen Gewinnst, theils aber auch auf den Genuß der Gegenwart: als er an die Elbe kam, und bei einer stattlichen Ritterburg, auf sächsischem Gebiete, einen Schlagbaum traf, den er sonst auf diesem Wege nicht gefunden hatte. Er hielt, in einem Augenblick, da eben der Regen heftig stürmte, mit den Pferden still, und rief den Schlagwärter, der auch bald darauf mit einem grämlichen Gesicht aus dem Fenster sah. Der Roßhändler sagte, daß er ihm öffnen solle. „Was gibt's hier Neues?“ fragte er, da der Zöllner nach einer geraumen Zeit aus dem Hause trat. „Landesherrliches Privilegium,“ antwortete dieser, indem er aufschloß: „dem Junker Wenzel von Tronka verliehen.“ — „So,“ sagte Kohlhaas; „Wenzel heißt der Junker,“ und sah sich das Schloß an, das mit glänzenden Zinnen über das Feld blickte.



„Ist der alte Herr todt?“ — „Am Schlagfluß gestorben,“ erwiderte der Zöllner, indem er den Baum in die Höhe ließ. — „Hm! Schade!“ versetzte Kohlhaas. Ein würdiger alter Herr, der seine Freude am Verkehr der Menschen hatte, Handel und Wandel, wo er nur vermochte, forthalt, und einen Steindamm einst bauen ließ, weil mir eine Stute, draußen, wo der Weg in's Dorf geht, das Bein gebrochen. Nun! was bin ich schuldig?“ — fragte er, und holte die Groschen, die der Zollwärter verlangte, mühselig unter dem im Winde flatternden Mantel hervor. „Ja, Alter,“ setzte er noch hinzu, da dieser: „hurtig! hurtig!“ murmelte, und über die Witterung fluchte; „wenn der Baum im Walde stehen geblieben wäre, wär's besser gewesen, für mich und euch;“ und damit gab er ihm das Geld und wollte reiten. Er war aber noch kaum unter den Schlagbaum gekommen, als eine neue Stimme schon: „halt dort, der Kockamm!“ hinter ihm vom Thurm erscholl, und er den Burgvoigt ein Fenster zuwerfen und zu ihm herabsteigen sah. „Nun, was gibt's Neues?“ fragte Kohlhaas bei sich selbst, und hielt mit den Pferden an. Der Burgvoigt, indem er sich noch eine Weste über seinen weiträumigen Leib zuknöpfte, kam, und fragte, schief gegen die Witterung gestellt, nach dem Passchein. — Kohlhaas fragte: „der Passchein?“ Er sagte, ein wenig betreten, daß er, so viel er wisse, keinen habe; daß man ihm aber nur beschreiben möchte, was dies für ein Ding des Herrn sei: so werde er vielleicht zufälliger Weise damit versehen sein. Der Schloßvoigt, indem er ihn von der Seite ansah, versetzte, daß, ohne einen landesherrlichen Erlaubnißschein, kein Kockamm mit Pferden über die Grenze gelassen würde. Der Kockamm versicherte, daß er siebenzehn Mal in seinem Leben, ohne einen solchen Schein, über die Grenze gezogen sei; daß er alle landesherrlichen Verfügungen, die sein Gewerbe angingen, genau kenne; daß dies wohl nur ein Irrthum sein würde, wegen dessen er sich zu bedenken bitte, und daß man ihn, da seine Tagereise lang sei, nicht länger unnützer Weise hier aufhalten möge. Doch der Voigt erwiderte, daß er das achtzehnte Mal nicht durchschlüpfen würde, daß die Verordnung deshalb erst neuerlich erschienen wäre, und daß er entweder den Passchein noch hier lösen, oder zurückkehren müsse, wo er hergekommen sei. Der Kockhändler, den diese ungesegneten Erpressungen zu erbittern anfangen, stieg, nach einer kurzen Besinnung, vom Pferde, gab es einem Knecht, und sagte, daß er den Junker von Tronta selbst darüber sprechen würde. Er ging auch auf die Burg; der Voigt folgte ihm, indem er von silbigen Geldrassern und nützlichen Aderlässen derselben murmelte; und beide traten, mit ihren Blicken einander messend, in den Saal. Es traf sich, daß der Junker eben mit einigen munteren Freunden beim Becher saß, und, um eines Schwanks willen, ein unendliches Gelächter unter ihnen er-

scholl, als Kohlhaas, um seine Beschwerde anzubringen, sich ihm näherte. Der Junker fragte, was er wolle; die Ritter, als sie den fremden Mann erblickten, wurden still; doch kaum hatte dieser sein Gesicht, die Pferde betreffend, angefangen, als der ganze Troß schon: „Pferde? Wo sind sie?“ anscrief, und an die Fenster eilte, um sie zu betrachten. Sie flogen, da sie die glänzende Koppel sahen, auf den Vorschlag des Junkers, in den Hof hinab; der Regen hatte aufgehört; Schloßvoigt und Verwalter und Knechte versammelten sich um sie, und alle musterten die Thiere. Der Eine lobte den Schweifsfuchs mit der Blesse, dem Andern gefiel der Kastanienbraune, der Dritte streichelte den Schecken mit schwarzgelben Flecken; und Alle meinten, daß die Pferde wie Hirsche wären, und im Lande keine bessern gezogen würden. Kohlhaas erwiderte munter, daß die Pferde nicht besser wären, als die Ritter, die sie reiten sollten; und forderte sie auf, zu kaufen. Der Junker, den der mächtige Schweifsfuchs sehr reizte, befragte ihn auch um den Preis; der Verwalter lag ihm an, ein Paar Klappen zu kaufen, die er, wegen Pferdemangels, in der Wirthschaft gebrauchen zu können glaubte; doch als der Kockamm sich erklärt hatte, fanden die Ritter ihn zu theuer, und der Junker sagte, daß er nach der Tafelrunde reiten und sich den König Arthur aussuchen müsse, wenn er die Pferde so anschlage. Kohlhaas, der den Schloßvoigt und den Verwalter, indem sie sprechende Blicke auf die Klappen warfen, mit einander flüstern sah, ließ es, aus einer dunkeln Vorahnung, an nichts fehlen, die Pferde an sie los zu werden. Er sagte zum Junker: „Herr, die Klappen habe ich vor sechs Monaten für 25 Goldgülden gekauft; gebt mir 30, so sollt ihr sie haben.“ Zwei Ritter, die neben dem Junker standen, äußerten nicht undeutlich, daß die Pferde wohl so viel werth wären; doch der Junker meinte, daß er für den Schweifsfuchs wohl, aber nicht eben für die Klappen, Geld ausgeben möchte, und machte Anstalten, aufzubrechen, worauf Kohlhaas sagte, er würde vielleicht das nächste Mal, wenn er wieder mit seinen Gaulen durchzöge, einen Handel mit ihm machen; sich dem Junker empfahl, und die Zügel seines Pferdes ergriff, um abzureiten. In diesem Augenblick trat der Schloßvoigt aus dem Haufen vor, und sagte, er höre, daß er ohne einen Passchein nicht reisen dürfe. Kohlhaas wandte sich und fragte den Junker, ob es denn mit diesem Umstand, der sein ganzes Gewerbe zerstöre, in der That seine Nichtigkeit habe? Der Junker antwortete mit einem verlegenen Gesicht, indem er abging: „Ja, Kohlhaas, den Paß mußt du lösen. Sprich mit dem Schloßvoigt, und zieh deiner Wege.“ — Kohlhaas versicherte ihn, daß es gar nicht seine Absicht sei, die Verordnungen, die wegen Ausführung der Pferde bestehen möchten, zu umgehen; versprach, bei seinem Durchzug durch Dresden den Paß in der Geheimschreiberei zu lösen, und bat, ihn nur diesmal, da er



von dieser Forderung durchaus nichts gewußt, ziehen zu lassen. „Nun!“ sprach der Junker, da eben das Wetter wieder zu stürmen anfing, und seine dürrer Glieder durchsaute: „laßt den Säckler laufen. Kommt!“ sagte er zu den Rittern, kehrte sich um und wollte nach dem Schlosse gehen. Der Schloßvoigt sagte, zum Junker gewandt, daß er wenigstens ein Pfand zur Sicherheit, daß er den Schein lösen würde, zurücklassen müsse. Der Junker blieb wieder unter dem Schloßthor stehen. Kohlhaas fragte, welchen Werth er denn, an Geld oder an Sachen, zum Pfande wegen der Rappen zurücklassen solle? Der Verwalter meinte, in den Hart murrend, er könne ja die Rappen selbst zurücklassen. „Allerdings,“ sagte der Schloßvoigt, „das ist das Zweckmäßigste; ist der Paß gelöst, so kann er sie zu jeder Zeit wieder abholen.“ Kohlhaas, über eine so unverkündete Forderung betreten, sagte dem Junker, der sich die Wamschöße frierend vor den Leib hielt, daß er die Rappen ja verkaufen wolle; doch dieser, da in demselben Augenblick ein Windstoß eine ganze Last von Regen und Hagel durch's Thor jagte, rief, um der Sache ein Ende zu machen: „wenn er die Pferde nicht loslassen will, so schmeißt ihn wieder über den Schlagbaum zurück,“ und ging ab. Der Roßkamm, der wohl sah, daß er hier der Gewaltthätigkeit weichen mußte, entschloß sich, die Forderung, weil doch nichts anderes übrig blieb, zu erfüllen; spannte die Rappen aus und führte sie in einen Stall, den ihm der Schloßvoigt anwies. Er ließ einen Knecht bei ihnen zurück, versah ihn mit Geld, ermahnte ihn, die Pferde bis zu seiner Rückkunft wohl in Acht zu nehmen, und setzte seine Reise mit dem Rest der Koppel, halb und halb ungewiß, ob nicht doch wohl, wegen aufkeimender Pferdezucht, ein solches Gebot im Sächsischen erscheinen sein könne, nach Leipzig, wo er auf die Messe wollte, fort.

In Dresden, wo er in einer der Vorstädte der Stadt ein Haus mit einigen Ställen besaß, weil er von hier aus seinen Handel auf den kleineren Märkten des Landes zu bestreiten pflegte, begab er sich gleich nach seiner Ankunft auf die Geheimschreiberei, wo er von den Räthen, deren er einige kannte, erfuhr, was ihm allerdings sein erster Glaube schon gesagt hatte, daß die Geschichte von dem Paßschein ein Märchen sei. Kohlhaas, dem die mißvergnügte Nähe auf sein Ansuchen einen schriftlichen Schein über den Ungrund derselben gaben, lächelte über den Witz des dürrer Junkers, obschon er noch nicht recht einsah, was er damit bezwecken mochte; und die Koppel der Pferde, die er bei sich führte, einige Wochen darauf zu seiner Zufriedenheit verkauft, kehrte er, ohne irgend weiter ein bitteres Gefühl als das der allgemeinen Noth der Welt, zur Tronkenburg zurück. Der Schloßvoigt, dem er den Schein zeigte, ließ sich nicht weiter darüber aus und sagte auf die Frage des Roßkammers, ob er

die Pferde jetzt wieder bekommen könne: er möchte nur hinuntergehen und sie holen. Kohlhaas hatte aber schon, da er über den Hof ging, den unangenehmen Austritt, zu erfahren, daß sein Knecht, ungebührlichen Betragens halber, wie es hieß, wenige Tage nach dessen Zurücklassung in der Tronkenburg, zerprügelt und weggejagt worden sei. Er fragte den Jungen, der ihm diese Nachricht gab, was denn derselbe gethan, und wer während dessen die Pferde besorgt hätte? worauf dieser aber erwiderte, er wisse es nicht, und darauf dem Roßkamm, dem das Herz schon von Ahnungen schwellte, den Stall, in welchem sie standen, öffnete. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er, statt seiner zwei glatten und wohlgenährten Rappen, ein Paar dürrer, abgehärmte Mähren erblickte; Knochen, denen man, wie Niegeln, hätte Sachen aufhängen können; Mähnen und Haare, ohne Wartung und Pflege, zusammengeknüttelt: das wahre Bild des Elends im Thierreiche! Kohlhaas, den die Pferde mit einer schwachen Bewegung anwieherten, war auf das Aeußerste entrüstet, und fragte, was seinen Gaulen widerfahren wäre? Der Junge, der bei ihm stand, antwortete, daß ihnen weiter kein Unglück zugestoßen wäre, daß sie auch das gehörige Futter bekommen hätten, daß sie aber, da gerade Ernte gewesen sei, wegen Mangels an Zugvieh, ein wenig auf den Feldern gebraucht worden wären. Kohlhaas fluchte über diese schändliche und abgetartete Gewaltthätigkeit, verbiß jedoch, im Gefühl seiner Ohnmacht, seinen Ingrimm und machte schon, da doch nichts anders übrig blieb, Anstalten, das Raubnest mit den Pferden nur wieder zu verlassen, als der Schloßvoigt, von dem Wortwechsel herbeigerufen, erschien, und fragte, was es hier gäbe? „Was es gibt?“ antwortete Kohlhaas. „Wer hat dem Junker von Tronka und dessen Leuten die Erlaubniß gegeben, sich meiner bei ihm zurückgelassenen Rappen zur Feldarbeit zu bedienen?“ Er setzte hinzu, ob das wohl menschlich wäre? verzuchte die erschöpften Gaulen durch einen Gertenstreich zu erregen, und zeigte ihm, daß sie sich nicht rührten. Der Schloßvoigt, nachdem er ihn eine Weile trozig angesehen hatte, versetzte: „Seht den Grobian! Ob der Flegel nicht Gott danken sollte, daß die Mähren überhaupt noch leben?“ Er fragte, wer sie, da der Knecht weggelaufen, hätte pflegen sollen? Ob es nicht billig gewesen wäre, daß die Pferde das Futter, das man ihnen gereicht habe, auf den Feldern abverdient hätten? Er schloß, daß er hier keine Klauen machen möchte, oder daß er die Hunde rufen, und sich durch sie Ruhe im Hofe zu verschaffen wissen würde. — Dem Roßbändler schlug das Herz gegen den Wams. Es drängte ihn, den nichtwürdigen Dickwanst in den Noth zu werfen, und den Fuß auf sein kupfernes Antlitz zu setzen. Doch sein Rechtgefühl,



daß einer Goldwage gleich, wankte noch; er war, vor der Schranke seiner eigenen Brust, nicht gewiß, ob eine Schuld seinen Gegner drückte; und während er, die Schimpfreden niederschlundend, zu den Pferden trat, und ihnen, in stiller Erwägung der Umstände, die Mähnen zurecht legte, fragte er mit gesenkter Stimme: um welchen Versehen halber der Knecht denn aus der Burg entfernt worden sei? Der Schloßvoigt erwiderte: „weil der Schlingel trotzig im Hofe gewesen ist! Weil er sich gegen einen nothwendigen Stallwechsel gesträubt, und verlangt hat, daß die Pferde zweier Jungherren, die auf die Tronkenburg kamen, um seiner Mähnen willen auf der freien Straße übernachten sollten!“ — Kohlhaas hätte den Werth der Pferde darum gegeben, wenn er den Knecht zur Hand gehabt, und dessen Aussage mit der Aussage dieses dümmlichen Burgvoigts hätte vergleichen können. Er stand noch, und streifte den Rappen die Zeddeln aus, und sann, was in seiner Lage zu thun sei, als sich die Scene plötzlich änderte, und der Junker Wenzel von Tronka, mit einem Schwarm von Ritztern, Knechten und Hunden, von der Hasenheide kommend, in den Schloßplatz sprengte. Der Schloßvoigt, als er fragte, was vorgefallen sei, nahm sogleich das Wort, und während die Hunde beim Anblick des Fremden von der einen Seite ein Mordgeheul gegen ihn anstimmten, und die Ritter ihnen von der andern zu schweigen geboten, zeigte er ihm, unter der gefäßigsten Entstellung der Sache, an, was dieser Nothkamm, weil seine Rappen ein wenig gebraucht worden wären, für eine Rebellion verführe. Er sagte mit Hohngeächter, daß er sich weigere, die Pferde als die seinigen anzuerkennen. Kohlhaas rief: „Das sind nicht meine Pferde, gestrenger Herr! Das sind die Pferde nicht, die dreißig Goldgülden werth waren! Ich will meine wohlgenährten und gesunden Pferde wieder haben!“ — Der Junker, indem ihm eine plüchtige Bläße in's Gesicht trat, stieg vom Pferde, und sagte: „Wenn der H... A... die Pferde nicht wieder nehmen will, so mag er es bleiben lassen. Komm, Günther!“ rief er — „Hans! Komm!“ indem er sich den Staub mit der Hand von den Beinkleidern schüttelte; und: „Schafft Wein!“ rief er noch, da er mit den Ritztern unter der Thür war, und ging in's Haus. Kohlhaas sagte, daß er eher den Abdecker rufen, und die Pferde auf den Schindanger schmeißen lassen, als sie so, wie sie wären, in seinen Stall zu Kohlhaasenbrück führen wolle. Er ließ die Gänle, ohne sich um sie zu bekümmern, auf dem Platz stehen, schwang sich, indem er versicherte, daß er sich Recht zu verschaffen wissen würde, auf seinen Braunen, und ritt davon.

Spornstreichs auf dem Wege nach Dresden war er schon, als er, bei dem Gedanken an den Knecht und an die Klage, die man auf der

Burg gegen ihn führte, schrittweis zu reiten anfing, sein Pferd, ehe er noch tausend Schritte gemacht hatte, wieder wandte, und zur vorgängigen Vernehmung des Knechts, wie es ihm klug und gerecht schien, nach Kohlhaasenbrück einbog. Denn ein richtiges, mit der gebrechlichen Einrichtung der Welt schon bekanntes Gefühl machte ihn, trotz der erlittenen Beleidigungen, geneigt, falls nur wirklich dem Knecht, wie der Schloßvoigt behauptete, eine Art von Schuld beizumessen sei, den Verlust der Pferde, als eine gerechte Folge davon, zu verschmerzen. Dagegen sagte ihm ein eben so vortreffliches Gefühl, und dies Gefühl sagte tiefere und tiefere Wurzel, in dem Mase, als er weiter ritt, und überall, wo er einkehrte, von den Ungerechtigkeiten hörte, die täglich auf der Tronkenburg gegen die Reisenden verübt wurden: daß, wenn der ganze Vorfall, wie es allen Anschein habe, bloß abgekartet sein sollte, er mit seinen Kräften der Welt in die Pflicht versallen sei, sich Genußthun für die erlittene Kränkung und Sicherheit für zukünftige seinen Mitbürgern zu verschaffen.

Sobald er bei seiner Ankunft in Kohlhaasenbrück Lisbeth, sein treues Weib, umarmt, und seine Kinder, die um seine Kniee frohlockten, geküßt hatte, fragte er gleich nach Herse, dem Großknecht: und ob man nichts von ihm gehört habe? Lisbeth sagte: „Ja, lieber Michael, dieser Herse! Denke dir, daß dieser unselige Mensch vor etwa vierzehn Tagen, auf das jämmerlichste zer schlagen, hier eintrifft; nein, so zer schlagen, daß er auch nicht frei athmen kann. Wir bringen ihn zu Bett, wo er heftig Blut speit, und vernehmen auf unsre wiederholten Fragen eine Geschichte, die keiner versteht. Wie er von dir mit Pferden, denen man den Durchgang nicht gestattet, auf der Tronkenburg zurückgelassen worden sei, wie man ihn durch die schändlichsten Mißhandlungen gezwungen habe, die Burg zu verlassen, und wie es ihm unmöglich gewesen wäre, die Pferde mitzunehmen.“ „So?“ sagte Kohlhaas, indem er den Mantel ablegte. „Ist er denn schon wieder hergestellt?“ — „Bis auf das Blutspieien,“ antwortete sie, „halb und halb. Ich wollte sogleich einen Knecht nach der Tronkenburg schicken, um die Pflege der Kesse, bis zu deiner Ankunft daselbst, besorgen zu lassen. Denn da sich der Herse immer wahrhaftig gezeigt hat, und so getreu uns, in der That wie kein Anderer, so kam es mir nicht zu, in seine Aussage, von so viel Merkmalen unterstützt, einen Zweifel zu setzen, und etwa zu glauben, daß er der Pferde auf eine andere Art verlustig gegangen wäre. Doch er beschwört mich, Niemanden zuzumuthen, sich in diesem Raubneste zu zeigen und die Thiere aufzugeben, wenn ich keinen Menschen dafür aufopfern wolle.“ — „Liegt er denn noch im Bette?“ fragte Kohlhaas, indem er sich von der Halsbinde befreite. — „Er geht,“ erwiderte sie, „seit einigen Tagen schon wieder im



Hofe umher. Kurz, du wirst sehen," fuhr sie fort, "daß Alles seine Wichtigkeit hat, und daß diese Begebenheit einer von den Freveln ist, die man sich seit Kurzem auf der Tronkenburg gegen die Fremden erlaubt." — "Das muß ich doch erst untersuchen," erwiderte Kohlhaas. "Kuh! ihn mir, Lisbeth, wenn er auf ist, doch her!" Mit diesen Worten setzte er sich in den Lehnstuhl; und die Hausfrau, die sich über seine Gelassenheit sehr freute, ging und holte den Knecht.

"Was hast du in der Tronkenburg gemacht?" fragte Kohlhaas, da Lisbeth mit ihm in das Zimmer trat. "Ich bin nicht eben wohl mit dir zufrieden." Der Knecht, auf dessen blassem Gesicht sich bei diesen Worten eine Röthe fleckig zeigte, schwieg eine Weile; und: "da hab' ihr Recht, Herr!" antwortete er; "denn einen Schweisefaden, den ich durch Gottes Fügung bei mir trug, um das Raubnest, aus dem ich verjagt worden war, in Brand zu stecken, warf ich, als ich ein Kind darin jammern hörte, in das Elbwasser, und dachte: mag es Gottes Blis einäschern; ich will's nicht!" — Kohlhaas sagte betroffen: "Wodurch aber hast du dir die Verjagung aus der Tronkenburg zugezogen?" Drauf Herse: "Durch einen schlechten Streich, Herr;" und trocknete sich den Schweiß von der Stirn: "Geschehenes ist aber nicht zu ändern. Ich wollte die Pferde nicht auf der Feldarbeit zu Grunde richten lassen, und sagte, daß sie noch jung wären und nicht gezogen hätten." — Kohlhaas erwiderte, indem er seine Verwirrung zu verbergen suchte, daß er hierin nicht ganz die Wahrheit gesagt, indem die Pferde schon zu Anfang des verfloßenen Frühjahr's ein wenig im Geschirr gewesen wären. "Du hättest dich auf der Burg," fuhr er fort, "wo du doch eine Art von Gast warst, schon ein oder etliche Mal, wenn gerade wegen schleuniger Einführung der Ernte Noth war, gefällig zeigen können." — "Das habe ich auch gethan, Herr," sprach Herse. "Ich dachte, da sie mir grämliche Gesichter machten, es wird doch die Klappen jaust nicht kosten. Am dritten Vormittag spannt' ich sie vor, und drei Fuhren Getreide führt' ich ein." Kohlhaas, dem das Herz emporquoll, schlug die Augen zu Boden und versetzte: "Davon hat man mir nichts gesagt, Herse!"

Herse versicherte ihn, daß es so sei. "Meine Ungefälligkeit," sprach er, "bestand darin, daß ich die Pferde, als sie zu Mittag kaum ausgefressen hatten, nicht wieder in's Foch spannen wollte; und daß ich dem Schloßvoigt und dem Verwalter, als sie mir vorschlugen, frei Futter dafür anzunehmen, und das Geld, das ihr mir für Futterkosten zurückgelassen hätten, in den Sack zu stecken, antwortete: ich würde ihnen sonst was thun; mich umkehrte und wegging." — "Um dieser Ungefälligkeit aber," sagte Kohlhaas, "bist du von der Tronkenburg nicht weggejagt worden." — "Behüte Gott," rief der Knecht, "um eine gottvergessene Mißthat! Denn auf den Abend wurden

die Pferde zweier Ritter, welche auf die Tronkenburg kamen, in den Stall geführt und meine an die Stallthüre angebunden. Und da ich dem Schloßvoigt, der sie daselbst einquartirte, die Klappen aus der Hand nahm und fragte, wo die Thiere jezo bleiben sollten, so zeigte er mir einen Schweinekoben an, der von Latten und Brettern an der Schloßmauer aufgebaut war." — "Du meinst," unterbrach ihn Kohlhaas, "es war ein so schlechtes Behältniß für Pferde, daß es einem Schweinekoben ähnlicher war, als einem Stall." — "Es war ein Schweinekoben, Herr," antwortete Herse; "wirklich und wahrhaftig ein Schweinekoben, in welchem die Schweine aus- und einliefen, und ich nicht aufrecht stehen konnte." — "Vielleicht war sonst kein Unterkommen für die Klappen aufzufinden," versetzte Kohlhaas; "die Pferde der Ritter gingen auf eine gewisse Art vor." — "Der Platz," erwiderte der Knecht, indem er die Stimme fallen ließ, "war eng. Es hanteten jezt in Allem sieben Ritter auf der Burg. Wenn ihr es gewesen wäret, ihr hättet die Pferde ein wenig zusammenrücken lassen. Ich sagte, ich wolle mir im Dorfe einen Stall zu mietben suchen; doch der Schloßvoigt versetzte, daß er die Pferde unter seinen Augen behalten müsse, und daß ich mich nicht unterstehen solle, sie vom Hofe wegzuführen." — "Hm!" sagte Kohlhaas. "Was gabst du darauf an?" — "Weil der Verwalter sprach, die beiden Gäste würden bloß übernachten und am andern Morgen weiter reiten, so führte ich die Pferde in den Schweinekoben hinein. Aber der folgende Tag verfloss, ohne daß es geschah; und als der dritte anbrach, hieß es, die Herren würden noch einige Wochen auf der Burg verweilen." — "Am Ende war's nicht so schlimm, Herse, im Schweinekoben," sagte Kohlhaas, "als es dir, da du zuerst die Nase hineinstecktest, vorkam." — "Es ist wahr," erwiderte jener. "Da ich den Ort ein Bißel aussegte, ging's an. Ich gab der Magd einen Groschen, daß sie die Schweine wo anders einstecke. Und den Tag über bewerkstelligte ich auch, daß die Pferde aufrecht stehen konnten, indem ich die Bretter oben, wenn der Morgen dämmerte, von den Latten abnahm, und Abends wieder auflegte. Sie guckten nun wie Gänse aus dem Dache vor und jahren sich nach Kohlhaasenbrück, oder sonst, wo es besser ist, um." — "Nun denn," fragte Kohlhaas, "war um also, in aller Welt, jagte man dich fort?" — "Herr, ich sag's euch," versetzte der Knecht, "weil man meiner los sein wollte. Weil sie die Pferde, so lange ich dabei war, nicht zu Grunde richten konnten. Ueberall schnitten sie mir, im Hofe und in der Gefindestube, widerwärtige Gesichter; und weil ich dachte, zieht ihr die Mäuler, daß sie verrenken, so brachen sie die Gelegenheit vom Zaune, und warfen mich vom Hofe herunter." — "Aber die Veranlassung!" rief Kohlhaas. "Sie werden doch irgend eine Veranlassung gehabt haben!" — "O allerdings," erwiderte Herse, "und die allergerechteste.



Ich nahm am Abend des zweiten Tages, den ich im Schweinekoben zugebracht, die Pferde, die sich darin doch zugesudelt hatten, und wollte sie zur Schwemme reiten. Und da ich eben unter dem Schloßthore bin und mich wenden will, hör' ich den Voigt und den Verwalter mit Knechten, Hunden und Brügeln aus der Gefindestube hinter mir herstürzen, und: halt, den Spießbuben! rufen: halt den Galgenstrick! als ob sie befehen wären. Der Thorwächter tritt mir in den Weg; und da ich ihn und den rasenden Haufen, der auf mich anlauft, frage: was auch gibt's? Was es gibt? antwortete der Schloßvoigt, und greift meinen beiden Klappen in den Bügel. Wo will er hin mit den Pferden? fragt er und packt mich an die Brust. Ich sage, wo ich hin will? Himmeldonner! Zur Schwemme will ich reiten. Denkt er, daß ich —? Zur Schwemme? ruft der Schloßvoigt. Ich will dich, Gauner, auf der Heerstraße nach Kohlhaasenbrück schwimmen lehren! und schmeißt mich mit einem hämischen Mordzug, er und der Verwalter, der mir das Bein gefaßt hat, vom Pferd herunter, daß ich mich, lang wie ich bin, in den Koth messe. Mord! Hagel! ru! ich, Stielzeug und Decken liegen, und ein Bündel Wäsche von mir, im Stall; doch er und die Knechte, indessen der Verwalter die Pferde wegführt, mit Füßen und Peitschen und Brügeln über mich her, daß ich halbtodt hinter dem Schloßthor niedersinke. Und da ich sage: die Raubhunde! Wo führen sie mir die Pferde hin? und mich erhebe: heraus aus dem Schloßhof! schreit der Voigt, und: heh, Kaiser! heh, Jäger! erschallt es, und: heh, Spieß! und eine Koppel von mehr denn zwölf Hunden fällt über mich her. Drauf brech' ich, war es eine Katze, ich weiß nicht was, vom Baune, und drei Hunde todt streck' ich neben mir nieder; doch da ich, von jämmerlichen Zerfleischungen gequält, weichen muß: Flüt! geilt eine Pfeife; die Hunde in den Hof, die Thorflügel zusammen, der Miegel vor; und auf der Straße ohnmächtig sint' ich nieder. — Kohlhaas sagte, bleich im Gesicht, mit erzwungener Schelmerei: „Hast du auch nicht entweichen wollen, Herse?“ Und da dieser mit dunkler Röthe vor sich niedersah: „Gesteh' mir's,“ sagte er; „es gefiel dir im Schweinekoben nicht; du dachtest, im Stall zu Kohlhaasenbrück ist's doch besser.“ — „Himmelschlag!“ rief Herse: „Stielzeug und Decken ließ ich ja, und einen Bündel Wäsche im Schweinekoben zurück. Wird' ich drei Reichsgülden nicht zu mir gesteckt haben, die ich im rothseidnen Halstuch hinter der Krippe versteckt hatte? Bliß, Höl! und Teufel! Wenn ihr so sprecht, so möcht' ich nur gleich den Schwefelsaden, den ich wegwarf, wieder anzünden!“ „Nun, nun!“ sagte der Hofschänder, „es war eben nicht böse gemeint! Was du gesagt hast, schau, Wort für Wort, ich glaub' es dir; und das Abendmahl, wenn es zur Sprache kommt, will ich selbst nun darauf nehmen. Es thut mir leid, daß es dir in meinen Diensten nicht besser ergangen

ist; geh', Herse, geh' zu Bett, laß dir eine Flasche Wein geben, und tröste dich: dir soll Gerechtigkeit widerfahren!“ Und damit stand er auf, fertigte ein Verzeichniß der Sachen an, die der Hofschänder im Schweinekoben zurückgelassen; specificirte den Werth derselben, fragte ihn auch, wie hoch er die Kurkosten anschlage; und ließ ihn, nachdem er ihm noch einmal die Hand gereicht, abtreten.

Hierauf erzählte er Lisbeth, seiner Frau, den ganzen Verlauf und inneren Zusammenhang der Geschichte, erklärte ihr, wie er entschlossen sei, die öffentliche Gerechtigkeit für sich aufzufordern, und hatte die Freude, zu sehen, daß sie ihn in diesem Voratz aus voller Seele bestärkte. Denn sie sagte, daß noch mancher andere Reisende, vielleicht milder duldend, als er, über jene Burg ziehen würde; daß es ein Werk Gottes wäre, Unordnungen, gleich diesen, Einhalt zu thun; und daß sie die Kosten, die ihm die Führung des Prozesses verursachen würde, schon beitreiben wolle. Kohlhaas nannte sie sein wackeres Weib, erfreute sich diesen und den folgenden Tag in ihrer und seiner Kinder Mitte, und brach, sobald es seine Geschäfte irgend zuließen, nach Dresden auf, um seine Klage vor Gericht zu bringen.

Hier verfaßte er, mit Hülfe eines Rechtsgelehrten, den er kannte, eine Beschwerde, in welcher er, nach einer umständlichen Schilderung des Frevels, den der Junfer Wenzel von Tronka an ihm sowohl, als an seinem Knecht Herse verübt hatte, auf gesetzmäßige Bestrafung desselben, Wiederherstellung der Pferde in den vorigen Stand und auf Ersatz des Schadens antrug, den er sowohl, als sein Knecht, dadurch erlitten hatte. Die Rechtssache war in der That klar. Der Umstand, daß die Pferde gesetzwidriger Weise festgehalten worden waren, warf ein entscheidendes Licht auf alles Uebrige; und selbst wenn man hätte annehmen wollen, daß die Pferde durch einen bloßen Zufall erkrankt wären, so würde die Forderung des Hofschänders, sie ihm gesund wieder zuzustellen, noch gerecht gewesen sein. Es fehlte Kohlhaas auch, während er sich in der Residenz umsah, keineswegs an Freunden, die seine Sache lebhaft zu unterstützen versprachen; der ausgebreitete Handel, den er mit Pferden trieb, hatte ihm die Bekanntheit, und die Redlichkeit, mit welcher er dabei zu Werke ging, ihm das Wohlwollen der bedeutendsten Männer des Landes verschafft. Er speisete bei seinem Advokaten, der selbst ein ansehnlicher Mann war, mehrere Mal heiter zu Tisch, legte eine Summe Geldes zur Bestreitung der Prozeßkosten bei ihm nieder; und lebte nach Verlauf einiger Wochen, völlig von demselben über den Ausgang seiner Rechtssache beruhigt, zu Lisbeth, seinem Weibe, nach Kohlhaasenbrück zurück. Gleichwohl vergingen Monate, und das Jahr war daran, abzuschließen, bevor er, von Sachsen aus, auch nur eine Erklärung über die Klage, die er daselbst anhängig



gemacht hatte, geschweige denn die Resolution selbst, erhielt. Er fragte, nachdem er mehrere Male von Neuem bei dem Tribunal eingekommen war, seinen Rechtsgehilfen in einem vertrauten Brief, was eine so übergroße Verzögerung verursache; und erfuhr, daß die Klage auf eine höhere Insinuation bei dem Dresdner Gerichtshofe gänzlich niedergeschlagen worden sei. — Auf die befremdete Rückschrift des Kofkamm, worin dies seinen Grund habe, meldete ihm jener: daß der Junker Wenzel von Tronka mit zwei Jungherren, Hinz und Kunz von Tronka, verwandt sei, deren Einer, bei der Person des Herrn, Mundschent, der Andere gar Kammerer sei. — Er rieth ihm noch, er möchte, ohne weitere Bemühungen bei der Rechtsinstanz, seiner auf der Tronkenburg befindlichen Pferde wieder habhaft zu werden suchen; gab ihm zu verstehen, daß der Junker, der sich jetzt in der Hauptstadt aufhalte, seine Leute angewiesen zu haben scheine, sie ihm auszuliefern; und schloß mit dem Gesuch, ihn wenigstens, falls er sich hiermit nicht beruhigen wolle, mit ferneren Aufträgen in dieser Sache zu verschonen.

Kohlhaas befand sich um diese Zeit gerade in Brandenburg, wo der Stadthauptmann, Heinrich von Gensau, unter dessen Regierungsbezirk Kohlhaasenbrück gehörte, eben beschäftigt war, aus einem beträchtlichen Fonds, der der Stadt zugefallen war, mehrere wohlthätige Anstalten für Kranke und Arme einzurichten. Besonders war er bemüht, einen mineralischen Quell, der auf einem Dorfe in der Gegend sprang, und von dessen Heilkräften man sich mehr, als die Zukunft nachher bewährte, versprach, für den Gebrauch der Preßhaften einzurichten; und da Kohlhaas ihm, wegen manchen Verkehrs, in dem er zur Zeit seines Aufenthaltes am Hofe mit demselben gestanden hatte, bekannt war, so erlaubte er Herse, dem Großknecht, dem ein Schmerz beim Athemholen über der Brust seit seinem schlimmen Tage auf der Tronkenburg zurückgeblieben war, die Wirkung der kleinen, mit Dach und Einfassung versehenen Heilquelle zu versuchen. Es traf sich, daß der Stadthauptmann eben am Rande des Kessels, in welchen Kohlhaas den Herse gelegt hatte, gegenwärtig war, um einige Anordnungen zu treffen, als jener durch einen Boten, den ihm seine Frau nachschickte, den niederschlagenden Brief seines Rechtsgehilfen aus Dresden empfing. Der Stadthauptmann, der, während er mit dem Arzte sprach, bemerkte, daß Kohlhaas eine Thräne auf den Brief, den er bekommen und eröffnet hatte, fallen ließ, näherte sich ihm auf eine freundliche und herzliche Weise, und fragte ihn, was für ein Unfall ihn betroffen; und da der Kofhändler ihm, ohne ihm zu antworten, den Brief überreichte: so klopfte dieser würdige Mann, dem die abscheuliche Ungerechtigkeit, die man auf der Tronkenburg an ihm verübt hatte, und an deren Folgen Herse eben, vielleicht auf die Lebenszeit, krank darnieder lag, bekannt war,

auf die Schulter, und sagte ihm: er solle nicht mutlos sein; er werde ihm zu seiner Genugthuung verhelfen! Am Abend, da sich der Kofkamm, seinem Befehl gemäß, zu ihm auf's Schloß begeben hatte, sagte er ihm, daß er nur eine Supplik, mit einer kurzen Darstellung des Vorfalls, an den Kurfürsten von Brandenburg aufsetzen, den Brief des Advokaten beilegen, und wegen der Gewaltthätigkeit, die man sich auf sächsischem Gebiet gegen ihn erlaubt, den landesherrlichen Schutz aufrufen möchte. Er versprach ihm, die Vittschrift unter einem anderen Palet, das schon bereit liege, in die Hände des Kurfürsten zu bringen, der seinethalb unfehlbar, wenn es die Verhältnisse zuließen, bei dem Kurfürsten von Sachsen einkommen würde; und mehr als eines solchen Schrittes bedürfe es nicht, um ihm bei dem Tribunal in Dresden, den Künsten des Junkers und seines Anhangs zum Trost, Gerechtigkeit zu verschaffen. Kohlhaas, lebhaft erfreut, dankte dem Stadthauptmann für diesen neuen Beweis seiner Gewogenheit auf's Herzlichste; sagte, es thue ihm nur leid, daß er nicht, ohne irgend Schritte in Dresden zu thun, seine Sache gleich in Berlin anhängig gemacht habe; und nachdem er in der Schreiberei des Stadtgerichts die Beschwerde, ganz den Forderungen gemäß, verfaßt und dem Stadthauptmann übergeben hatte, kehrte er, beruhigter über den Ausgang seiner Geschichte als je, nach Kohlhaasenbrück zurück. Er hatte aber schon in wenig Wochen den Kummer, durch einen Gerichtsherrn, der in Geschäften des Stadthauptmanns nach Potsdam ging, zu erfahren, daß der Kurfürst die Supplik seinem Kanzler, dem Grafen Kallheim, übergeben habe, und daß dieser nicht unmittelbar, wie es zweckmäßig schien, bei dem Hofe zu Dresden um Untersuchung und Bestrafung der Gewaltthat, sondern um vorläufige nähere Information bei dem Junker von Tronka eingekommen sei. Der Gerichtsherr, der, vor Kohlhaasens Wohnung im Wagen haltend, den Auftrag zu haben schien, dem Kofhändler diese Eröffnung zu machen, konnte ihm auf die betroffene Frage: „warum man also verfahren?“ keine befriedigende Auskunft geben. Er fügte nur noch hinzu: der Stadthauptmann ließe ihm sagen, er möchte sich in Geduld fassen; schien bedrängt, seine Reise fortzusetzen; und erst am Schluß der kurzen Unterredung errieth Kohlhaas aus einigen hingeworfenen Worten, daß der Graf Kallheim mit dem Hause derer von Tronka verschwägert sei. — Kohlhaas, der keine Freude mehr weder an seiner Pferdezucht, noch an Haus und Hof, kaum an Weib und Kind hatte, durchlachte in trüber Ahnung der Zukunft den nächsten Mond; und ganz seiner Erwartung gemäß kam nach Verlauf dieser Zeit Herse, dem das Bad einige Linderung verschafft hatte, von Brandenburg zurück, mit einem, ein größeres Rescript begleitenden Schreiben des Stadthauptmanns, des Inhalts: es thue ihm leid, daß er nichts in seiner



Sache thun könne; er schickte ihm eine an ihn ergangene Resolution der Staatskanzlei, und rathe ihm, die Pferde, die er in der Tronkenburg zurückgelassen, wieder abzuführen, und die Sache übrigen ruhen zu lassen. — Die Resolution lautete: „er sei, nach dem Bericht des Tribunals in Dresden, ein unnützer Quärlant; der Junker, bei dem er die Pferde zurückgelassen, halte ihm dieselben auf keine Weise zurück; er möchte nach der Burg schicken und sie holen, oder dem Junker wenigstens wissen lassen, wohin er sie ihm senden solle; die Staatskanzlei aber auf jeden Fall mit solchen Plackereien und Stänkereien verschonen.“ Kohlhaas, dem es nicht um die Pferde zu thun war — er hätte gleichen Schmerz empfunden, wenn es ein Paar Hunde gegolten hätte — Kohlhaas schäumte vor Wuth, als er diesen Brief empfing. Er sah, so oft sich ein Geräusch im Hofe hören ließ, mit der widerwärtigsten Erwartung, die seine Brust jemals bewegt hatte, nach dem Thorwege, ob die Leute des Jungheeren erscheinen, und ihm, vielleicht gar mit einer Entschuldigung, die Pferde, abgehungert und abgehärmt, wieder zustellen würden; der einzige Fall, in welchem seine von der Welt wohlgezogene Seele auf nichts, das ihrem Gefühle völlig entsprach, gefaßt war. Er hörte aber in kurzer Zeit schon durch einen Bekannten, der die Straße gereiselt war, daß die Gaule auf der Tronkenburg, nach wie vor, den übrigen Pferden des Landjunktens gleich, auf dem Felde gebraucht würden; und mitten durch den Schmerz, die Welt in einer so ungeheuren Unordnung zu erblicken, zuckte die innerliche Zufriedenheit empor, seine eigene Brust nunmehr in Ordnung zu sehen. Er lud einen Amtmann, seinen Nachbar, zu sich, der längst mit dem Plan umgegangen war, seine Besitzungen durch den Ankauf der, ihre Grenze berührenden Grundstücke zu vergrößern, und fragte ihn, nachdem sich derselbe bei ihm niedergelassen, was er für seine Besitzungen im Brandenburgischen und im Sächsischen, Haus und Hof, in Pausch und Bogen, es sei nagelfest oder nicht, geben wolle? Lisbeth, sein Weib, erblagte bei diesen Worten. Sie wandte sich, und hob ihr Jüngstes auf, das hinter ihr auf dem Boden spielte, Blicke, in welchen sich der Tod malte, bei den rothen Wangen des Knaben vorbei, der mit ihren Halsbändern spielte, auf den Hockkamm und ein Papier werfend, das er in der Hand hielt. Der Amtmann fragte, indem er ihn befremdet ansah, was ihn plötzlich auf so sonderbare Gedanken bringe; worauf jener, mit so viel Heiterkeit, als er erzwingen konnte, erwiderte: der Gedanke, seinen Meierhof an den Ufern der Havel zu verkaufen, sei nicht allzu neu; sie hätten beide schon oft über diesen Gegenstand verhandelt; sein Haus in der Vorstadt in Dresden sei, in Vergleich damit, ein bloßer Anhang, der nicht in Erwägung komme; und kurz, wenn er ihm seinen Willen thun und beide Grundstücke übernehmen wolle, so sei er bereit, den Kontrakt

darüber mit ihm abzuschließen. Er setzte mit einem etwas erzwungenen Scherz hinzu, Kohlhaasenbrück sei ja nicht die Welt; es könne Zwecke geben, in Vergleich mit welchen, seinem Hauswesen als ein ordentlicher Vater vorzustehen, untergeordnet und nichtswürdig sei; und kurz, seine Seele, müsse er ihm sagen, sei auf große Dinge gestellt, von welchen er vielleicht bald hören werde. Der Amtmann, durch diese Worte beruhigt, sagte auf eine lustige Art zur Frau, die das Kind einmal über das andere küßte: „er werde doch nicht gleich Bezahlung verlangen?“ legte Hut und Stock, die er zwischen den Knien gehalten hatte, auf den Tisch, und nahm das Blatt, das der Hockkamm in der Hand hielt, um es zu durchlesen. Kohlhaas, indem er demselben näher rückte, erklärte ihm, daß es ein von ihm aufgesetzter eventueller, in vier Wochen verfallener Kaufkontrakt sei; zeigte ihm, daß darin nichts fehle, als die Unterschriften und die Einrückung der Summen, sowohl was den Kaufpreis selbst, als auch den Neukauf, d. h. die Leistung beträfe, zu der er sich, falls er binnen vier Wochen zurückträte, verstehen wolle; und forderte ihn noch einmal munter auf, ein Gebot zu thun, indem er ihm versicherte, daß er billig sein, und keine großen Umstände machen würde.

Die Frau ging in der Stube auf und ab; ihre Brust slog, daß das Tuch, an welchem der Knabe gezupft hatte, ihr völlig von der Schulter herabzufallen drohte. Der Amtmann sagte, daß er ja den Werth der Besingung in Dresden keineswegs beurtheilen könne; worauf ihm Kohlhaas, Briefe, die bei ihrem Ankauf gerechelt worden waren, hinschiebend, antwortete: daß er sie zu 100 Goldgulden anslage; obgleich daraus hervorging, daß sie ihm fast um die Hälfte mehr gekostet hatten. Der Amtmann, der den Kaufkontrakt noch einmal überlas, und darin auch von seiner Seite auf eine sonderbare Art die Freiheit stipulirt fand, zurückzutreten, sagte schon halb entschlossen: daß er ja die Gestütpferde, die in seinen Ställen wären, nicht brauchen könne; doch da Kohlhaas erwiderte, daß er die Pferde auch gar nicht loszuschlagen Willens sei, und daß er auch einige Waffen, die in der Rüstkammer hingen, für sich behalten wolle, so — zögerte jener noch und zögerte, und wiederholte endlich ein Gebot, das er ihm vor Kurzem schon einmal, halb im Scherz, halb im Ernst, nichtswürdig gegen den Werth der Besingung, auf einem Spaziergange gemacht hatte. Kohlhaas schob ihm Tinte und Feder hin, um zu schreiben; und da der Amtmann, der seinen Sinnen nicht traute, ihn noch einmal gefragt hatte, ob es sein Ernst sei? und der Hockkamm ihm ein wenig empfindlich geantwortet hatte: ob er glaube, daß er bloß seinen Scherz mit ihm treibe? so nahm jener zwar mit einem bedenklichen Gesicht die Feder und schrieb; dagegen durchstrich er den Punkt, in welchem von der Leistung, falls dem Verkäufer der Handel gereuen sollte, die Rede war;



verpflichtete sich zu einem Darlehn von 100 Goldgülden auf die Hypothek des Dresdenschen Grundstücks, das er auf seine Weise käuflich an sich bringen wollte; und ließ ihm binnen zwei Monaten völlige Freiheit, von dem Handel wieder zurückzutreten. Der Kockkamm, von diesem Verfahren gerührt, schüttelte ihm mit vieler Herzlichkeit die Hand; und nachdem sie noch, welches eine Hauptbedingung war, übereingekommen waren, daß des Kaufpreises vierter Theil unsehlbar gleich baar, und der Rest in drei Monaten in der Hamburger Bank gezahlt werden sollte, rief jener nach Wein, um sich eines so glücklich abgemachten Geschäfts zu erfreuen. Er sagte einer Magd, die mit den Flaschen hereintrat, Sternbald, der Knecht, solle ihm den Fuchs satteln; er müsse, gab er an, nach der Hauptstadt reiten, wo er Verrichtungen habe; und gab zu verstehen, daß er in Kurzem, wenn er zurückkehre, sich offenerziger über das, was er jetzt noch für sich behalten müsse, auslassen würde. Hierauf, indem er die Gläser einschenkte, fragte er nach den Polen und Türken, die gerade damals mit einander im Streit lagen; verwickelte den Amtmann in mancherlei politische Konjekturen darüber, trank ihm schließlich hierauf noch einmal das Gedeihen ihres Geschäfts zu, und entließ ihn.

Als der Amtmann das Zimmer verlassen hatte, fiel Lisbeth auf Knieen vor ihm nieder. „Wenn du mich irgend,“ rief sie, „mich und die Kinder, die ich dir geboren habe, in deinem Herzen trägt; wenn wir nicht im Voraus schon, um welcher Ursach willen, weiß ich nicht, verstoßen sind: so sage mir, was diese entsehligen Anstalten zu bedeuten haben!“ Kohlhaas sagte: „Liebste Weib, nichts, das dich noch, so wie die Sachen stehen, beunruhigen dürfte. Ich habe eine Resolution erhalten, in welcher man mir sagt, daß meine Klage gegen den Junker Wenzel von Tronka eine nichtsnützige Stänkerei sei. Und weil hier ein Mißverständnis obwalten muß: so habe ich mich entschlossen, meine Klage noch einmal, persönlich bei dem Landesherren selbst, einzureichen.“ — „Warum willst du dein Haus verkaufen?“ rief sie, indem sie mit einer verstörten Geberde aufstand. Der Kockkamm, indem er sie sanft an seine Brust drückte, erwiderte: „Weil ich in einem Lande, liebste Lisbeth, in welchem man mich, in meinen Rechten, nicht schützen will, nicht bleiben mag. Lieber ein Hund sein, wenn ich von Füßen getreten werden soll, als ein Mensch! Ich bin gewiß, daß meine Frau hierin so denkt, als ich.“ — „Woher weißt du,“ fragte jene wild, „daß man dich in deinen Rechten nicht schützen wird? Wenn du dem Herrn bescheiden, wie es dir zukommt, mit deiner Bittschrift nahest: woher weißt du, daß sie bei Seite geworfen, oder mit Verweigerung, dich zu hören, beantwortet werden wird?“ — „Wohlan,“ antwortete Kohlhaas, „wenn meine Furcht hierin ungegründet ist, so ist auch mein Haus noch nicht verkauft. Der Herr selbst, weiß ich, ist gerecht; und wenn es mir nur

gelingt, durch die, die ihn umringen, bis an seine Person zu kommen, so zweifle ich nicht, ich verschaffe mir Recht, und lehre frühlich, noch ehe die Woche verstreicht, zu dir und meinen alten Geschäften zurück. Möcht' ich alsdann noch,“ setzt er hinzu, indem er sie küßte, „bis an das Ende meines Lebens bei dir verharren!“ — Doch rathsam ist es,“ fuhr er fort, „daß ich mich auf jeden Fall gefaßt mache; und daher wünsche ich, daß du dich auf einige Zeit, wenn es sein kann, entfernest, und mit den Kindern zu deiner Muhme nach Schwerin gingst, die du überdies längst hast besuchen wollen.“ — „Wie?“ rief die Hausfrau. „Ich soll nach Schwerin gehen? Ueber die Grenze mit den Kindern, zu meiner Muhme nach Schwerin?“ Und das Entsetzen erstickte ihr die Sprache. — „Allerdings,“ antwortete Kohlhaas, „und das, wenn es sein kann, gleich, damit ich in den Schritten, die ich für meine Sache thun will, durch keine Rücksichten gestört werde.“ — „O! ich verstehe dich!“ rief sie. „Du brauchst jetzt nichts mehr, als Waffen und Pferde; alles Andere kann nehmen, wer will!“ Und damit wandte sie sich, warf sich auf einen Sessel nieder, und weinte. — Kohlhaas sagte betroffen: „Liebste Lisbeth, was machst du? Gott hat mich mit Weib und Kindern und Gütern gesegnet; soll ich heute zum ersten Male wünschen, daß es anders wäre?“ — — — Er setzte sich zu ihr, die ihm bei diesen Worten erröthend um den Hals gefallen war, freundlich nieder. — „Sag' mir an,“ sprach er, indem er ihr die Locken von der Stirne strich: „Was soll ich thun? Soll ich meine Sache angeben? Soll ich nach der Tronkenburg gehen, und den Ritter bitten, daß er mir die Pferde wieder gebe, mich aufschwingen, und sie dir herreiten?“ — Lisbeth wagte nicht: ja! ja! ja! zu sagen — sie schüttelte weinend mit dem Kopf, sie drückte ihn heftig an sich und überdeckte mit heißen Küßen seine Brust. „Nun also!“ rief Kohlhaas. „Wenn du fühlst, daß mir, falls ich mein Gewerbe fortreiben soll, Recht werden muß: so gönne mir auch die Freiheit, die mir nöthig ist, es mir zu verschaffen!“ Und damit stand er auf, und sagte dem Knecht, der ihm meldete, daß der Fuchs gefaßt sei: morgen müßten auch die Braumen eingeschiert werden, um seine Frau nach Schwerin zu führen. Lisbeth sagte: sie habe einen Einfall! Sie erhob sich, wischte sich die Thränen aus den Augen, und fragte ihn, der sich an einem Pult niedergelegt hatte: ob er ihr die Bittschrift geben, und sie, statt seiner, nach Berlin gehen lassen wolle, um sie dem Landesherren zu überreichen. Kohlhaas, von dieser Wendung, um mehr als einer Ursach willen, gerührt, zog sie auf seinen Schooß nieder, und sprach: „Liebste Frau, das ist nicht wohl möglich! Der Landesherren ist vielfach umringt, mancherlei Verdrießlichkeiten ist er ausgesetzt, der ihm naht.“ Lisbeth versetzte, daß es in tausend Fällen einer Frau leichter sei, als einem Mann, ihm zu nahen. „Gib mir die Bitt-



schrift," wiederholte sie; „und wenn du weiter nichts willst, als sie in seinen Händen wissen, so verbürge ich mich dafür: er soll sie bekommen!" Kohlhaas, der von ihrem Muth sowohl, als ihrer Klugheit, mancherlei Proben hatte, fragte, wie sie es denn anzustellen denke; worauf sie, indem sie verschämt vor sich niederjah, erwiderte: daß der Kastellan des kurfürstlichen Schlosses, in früheren Zeiten, da er zu Schwerin in Diensten gestanden, um sie geworben habe; daß derselbe zwar jetzt verheiratet sei und mehrere Kinder habe, daß sie aber immer noch nicht ganz vergessen wäre; — und kurz, daß er es ihr nur überlassen möchte, aus diesem und manchem andern Umstand, der zu beschreiben zu weitläufig wäre, Vortheil zu ziehen. Kohlhaas küßte sie mit vieler Freude, sagte, daß er ihren Vorschlag annähme, belehrte sie, daß es weiter nichts bedürfe, als einer Wohnung bei der Frau desselben, um den Landesherrn im Schlosse selbst anzutreten; gab ihr die Bittschrift, ließ die Braunen aufspannen und schickte sie mit Sternbald, seinem treuen Knecht, wohlhingepackt, ab.

Diese Reise war aber von allen erfolglosen Schritten, die er in seiner Sache gethan hatte, der allernüchternste. Denn schon nach wenig Tagen zog Sternbald in den Hof wieder ein, Schritt vor Schritt den Wagen führend, in welchem die Frau mit einer gefährlichen Quetschung an der Brust ausgestreckt darnieder lag. Kohlhaas, der gleich an das Fuhrwerk trat, konnte nichts Zusammenhängendes über das, was dieses Unglück verursacht hatte, erfahren. Der Kastellan war, wie der Knecht sagte, nicht zu Hause gewesen; man war also genöthigt worden, in einem Wirthshause, das in der Nähe des Schlosses lag, abzustiegen; dies Wirthshaus hatte Lisbeth am andern Morgen verlassen, und dem Knechte befohlen, bei den Pferden zurückzubleiben; und eher nicht, als am Abend, sei sie, in diesem Zustand, zurückgekommen. Es schien, sie hatte sich zu dreist an die Person des Landesherrn vorgebracht, und, ohne Verschulden desselben, von dem bloßen rohen Eifer einer Wache, die ihn umringte, einen Stoß mit dem Schaft einer Lanze vor die Brust erhalten. Wenigstens berichteten die Leute so, die sie in bewußtlosem Zustand gegen Abend in den Gasthof brachten; denn sie selbst konnte, von aus dem Mund vorquellendem Blute gehindert, wenig sprechen. Die Bittschrift war ihr nachher durch einen Ritter abgenommen worden. Sternbald sagte, daß es sein Wille gewesen sei, sich gleich auf ein Pferd zu setzen und ihm von diesem unglücklichen Vorfall Nachricht zu geben; doch sie habe, trotz der Vorstellungen des herbeigerufenen Wundarztes, darauf bestanden, ohne alle vorgängige Benachrichtigungen, zu ihrem Manne nach Kohlhaasenbrück abgeführt zu werden. Kohlhaas brachte sie, die von der Reise völlig zu Grunde gerichtet worden war, in ein Bett, wo sie, unter schmerzhaften Bemühungen, Athem zu holen, noch einige Tage lebte. Man versuchte

vergebens, ihr das Bewußtsein wieder zu geben, um über das, was vorgefallen war, einige Aufschlüsse zu erhalten; sie lag mit starrem, schon gebrochenem Auge da, und antwortete nicht. Nur kurz vor ihrem Tode kehrte ihr noch einmal die Besinnung wieder. Denn da ein Geistlicher lutherischer Religion (zu welchem eben damals aufkeimenden Glauben sie sich, nach dem Beispiel ihres Mannes, bekannt hatte) neben ihrem Bette stand, und ihr mit lauter und empfindlich-feierlicher Stimme ein Kapitel aus der Bibel vorlas: so sah sie ihn plötzlich mit einem finstern Ausdruck an, nahm ihm, als ob ihr daraus nichts vorzulesen wäre, die Bibel aus der Hand, blätterte und blätterte, und schien etwas darin zu suchen; und zeigte dem Kohlhaas, der an ihrem Bette saß, mit dem Zeigefinger den Vers: „Vergib deinen Feinden; thue wohl auch denen, die dich hassen.“ — Sie drückte ihm dabei mit einem überaus seelenvollen Blick die Hand, und starb. — Kohlhaas dachte: „So möge mir Gott nie vergeben, wie ich dem Junker vergebe!“ küßte sie, indem ihm häufig die Thränen flossen, drückte ihr die Augen zu und verließ das Gemach. Er nahm die hundert Goldgülden, die ihm der Amtmann schon für die Ställe in Dresden zugefertigt hatte, und bestellte ein Leichenbegängniß, das weniger für sie, als für eine Fürstin, angeordnet schien: ein eigener Sarg, stark mit Metall beschlagen, Rissen von Seide, mit goldnen und silbernen Troddeln, und ein Grab von acht Ellen Tiefe, mit Feldsteinen gefüllt und Kalk. Er stand selbst, sein Fingerring auf dem Arm, bei der Gruft, und sah der Arbeit zu. Als der Begräbnistag kam, ward die Leiche, weiß wie Schnee, in einen Saal aufgestellt, den er mit schwarzem Tuch hatte beschlagen lassen. Der Geistliche hatte eben eine rührende Rede an ihrer Bahre vollendet, als ihm die landesherrliche Resolution auf die Bittschrift zugestellt ward, welche die Abgeschiedene übergeben hatte, des Inhalts: Er solle die Pferde von der Tronkenburg abholen, und bei Strafe, in das Gefängniß geworfen zu werden, nicht weiter in dieser Sache einkommen. Kohlhaas steckte den Brief ein, und ließ den Sarg auf den Wagen bringen. Sobald der Hügel geworfen, das Kreuz darauf gepflanzt, und die Gäste, die die Leiche bestattet hatten, entlassen waren, warf er sich noch einmal vor ihrem, nun verödeten Bette nieder und übernahm sodann das Geschäft der Rache. Er setzte sich nieder und verfaßte einen Rechtsschluß, in welchem er den Junker Wenzel von Tronka, kraft der ihm angeborenen Macht, verdamnte, die Rappen, die er ihm abgenommen und auf den Feldern zu Grunde gerichtet, binnen drei Tagen nach Sicht, nach Kohlhaasenbrück zu füttern, und in Person in seinen Ställen dick zu füttern. Diesen Schluß sandte er durch einen reitenden Boten an ihn ab, und instruirte denselben, flugs nach Uebergabe des Papiers wieder bei ihm in Kohlhaasenbrück zu sein. Da die drei Tage, ohne Ueberlieferung der



Pferde, verslossen, so rief er Hersen; eröffnete ihm, was er dem Jungheerrn, die Dickfütterung derselben anbetreffend, aufgegeben, fragte ihn zweierlei, ob er mit ihm nach der Tronkenburg reiten und den Jungheerrn holen; auch, ob er über den Hergeholtten, wenn er bei Erfüllung des Rechtschlusses in den Ställen von Koblhaasensbrück faul sei, die Peitsche führen wolle? und da Hersen, sowie er ihn nur verstanden hatte: „Herr, heute noch!“ aufsauchte, und, indem er die Mütze in die Höhe warf, versicherte: einen Riemen mit zehn Knoten, um ihm das Striegeln zu lehren, lasse er sich flechten! so verkaufte Koblhaas das Haus, schickte die Kinder, in einen Wagen gepackt, über die Grenze, rief bei Ausbruch der Nacht auch die übrigen Knechte zusammen, sieben an der Zahl, trennte ihm jedweder wie Gold, bewaffnete und beritt sie und brach nach der Tronkenburg auf.

Er fiel auch mit diesem kleinen Haufen schon beim Anbruch der dritten Nacht, den Zollwärter und Thorwächter, die im Gespräch unter dem Thore standen, niederreitend, in die Burg, und während, unter plötzlicher Aufsprahlung aller Baraken im Schloßraum, die sie mit Feuer bewarfen, Hersen über die Wendeltreppe in den Thurm der Voigtei eilte, und den Schloßvoigt und Verwalter, die halb entkleidet beim Spiel saßen, mit Hieben und Stichen überfiel, stürzte Koblhaas zum Junker Wenzel in's Schloß. Der Engel des Gerichts fährt also vom Himmel herab; und der Junker, der eben unter vielem Gelächter dem Troß junger Freunde, der bei ihm war, den Rechtschluß, den ihm der Kocktamm übermacht hatte, vorlas, hatte nicht sobald dessen Stimme im Schloßhof vernommen, als er den Herren schon, plötzlich leichenbleich: „Brüder, rettet euch!“ zurief und verschwand. Koblhaas, der beim Eintritt in den Saal einen Junker, Hans von Tronka, der ihm entgegen kam, bei der Brust faßte und in den Winkel des Saals schleuderte, daß er sein Hirn an den Steinen verspritzte, fragte, während die Knechte die anderen Ritter, die zu den Waffen gegriffen hatten, überwältigten und zerstreuten: wo der Junker Wenzel von Tronka sei? Und da er, bei der Unwissenheit der betäubten Männer, die Thüren zweier Gemächer, die in die Seitenflügel des Schloßes führten, mit einem Fußtritt sprengte und in allen Richtungen, in denen er das weitläufige Gebäude durchkreuzte, Niemanden fand, so stieg er fluchend in den Schloßhof hinab, um die Ausgänge besetzen zu lassen. Inzwischen war, vom Feuer der Baraken ergriffen, nun schon das Schloß mit allen Seitengebäuden, starken Rauch gen Himmel qualmend, angegangen, und während Sternbald mit drei geschäftigen Knechten Alles, was niet- und nagelfest war, zusammenschleppten und zwischen den Pferden als gute Beute umstürzten, flogen unter dem Jubel Hersens aus den offenen Fenstern der Voigtei die Leichen des Schloßvoigts und Verwalters mit Weib und Kindern herab. Koblhaas,

dem sich, als er die Treppe vom Schloß niederstieg, die alte, von der Dicht geplagte Haushälterin, die dem Junker die Wirtschaft führte, zu Füßen warf, fragte sie, indem er auf der Stufe stehen blieb: wo der Junker Wenzel von Tronka sei; und da sie ihm mit schwacher, zitterndar Stimme zur Antwort gab, sie glaube, er habe sich in die Kapelle geflüchtet, so rief er zwei Knechten mit Fackeln, ließ, in Ermangelung der Schlüssel, den Eingang mit Brechstangen und Beilen eröffnen, kehrte Altäre und Bänke um, und fand gleichwohl, zu seinem grimmigsten Schmerz, den Junker nicht. Es traf sich, daß ein junger, zum Gesinde der Tronkenburg gehöriger Knecht in dem Augenblick, da Koblhaas aus der Kapelle zurückkam, herbeieilte, um aus einem weitläufigen steinernen Stall, den die Flamme bedrohte, die Streithengste des Junkers herauszuziehen. Koblhaas, der in eben diesem Augenblick in einem kleinen, mit Stroh bedeckten Schuppen seine beiden Kappen erblickte, fragte den Knecht: warum er die Kappen nicht rette? und da dieser, indem er den Schlüssel in die Stallthür steckte, antwortete: der Schuppen stehe ja schon in Flammen, so warf Koblhaas den Schlüssel, nachdem er ihn mit Heftigkeit aus der Stallthüre gerissen, über die Mauer, trieb den Knecht mit hageldichten, flachen Hieben der Klinge in den brennenden Schuppen hinein und zwang ihn, unter entsetzlichem Gelächter der Umstehenden, die Kappen zu retten. Gleichwohl, als der Knecht schredenbläb, wenige Momente nachdem der Schuppen hinter ihm zusammenstürzte, mit den Pferden, die er an der Hand hielt, daraus hervortrat, fand er den Koblhaas nicht mehr; und da er sich zu den Knechten auf den Schloßplatz begab und den Kockhändler, der ihm mehrere Mal den Rücken zugekehrt, fragte: was er mit den Thieren nun anfangen solle, — hob dieser plötzlich mit einer fürchterlichen Geberde den Fuß, daß der Tritt, wenn er ihn gethan hätte, sein Tod gewesen wäre, befragte, ohne ihm zu antworten, seinen Braunen, setzte sich unter das Thor der Burg und erhartete, inzwischen die Knechte ihr Wesen forttrieben, schweigend den Tag. Als der Morgen anbrach, war das ganze Schloß bis auf die Mauern niedergebrannt, und Niemand besand sich mehr darin, als Koblhaas und seine sieben Knechte. Er stieg vom Pferde, und untersuchte noch einmal, beim hellen Schein der Sonne, den ganzen, in allen seinen Winkeln jetzt von ihr erleuchteten Platz, und da er sich, so schwer es ihm auch ward, überzeugen mußte, daß die Unternehmung auf die Burg fehlgeschlagen war, so schickte er, die Brust voll Schmerz und Jammer, Hersen mit einigen Knechten aus, um über die Richtung, die der Junker auf seiner Flucht genommen, Nachricht einzuziehen. Besonders beunruhigte ihn ein reiches Fräuleinstift, Namens Erlabrunn, das an den Ufern der Mulde lag, und dessen Aebtissin, Antonia von Tronka, als eine fromme, wohlthätige und heilige Frau in der Gegend bekannt war; denn es



schien dem unglücklichen Kohlhaas nur zu wahrscheinlich, daß der Junker sich, entblößt von aller Nothdurft, wie er war, in dieses Stift geflüchtet hatte, indem die Aebtissin seine leibliche Tante und die Erzieherin seiner ersten Kindheit war. Kohlhaas, nachdem er sich von diesem Umstand unterrichtet hatte, bestieg den Thurm der Voigtei, in dessen Innerem sich noch ein Zimmer, zur Bewohnung brauchbar, darbot, und verfaßte ein sogenanntes „Kohlhaasisches Mandat“, worin er das Land aufforderte, dem Junker Wenzel von Tronka, mit dem er in einem gerechten Krieg liege, keinen Vorstoß zu thun, vielmehr jeden Bewohner, seine Verwandten und Freunde nicht ausgenommen, verpflichtete, denselben bei Strafe Leibes und des Lebens, und unvermeidlicher Einäscherung alles dessen, was ein Besitzthum heißen mag, an ihn auszuliefern. Diese Erklärung streute er durch Reisende und Fremde in der Gegend aus; ja, er gab Waldmann, dem Knecht, eine Abschrift davon, mit dem bestimmten Auftrage, sie in die Hände der Dame Antonia nach Erlabrunn zu bringen. Hier auf besprach er einige Trontenburgische Knechte, die mit dem Junker unzufrieden waren, und von der Aussicht auf Beute gereizt, in seine Dienste zu treten wünschten; bewaffnete sie nach Art des Fußvolks mit Armbrüsten und Dolschen, und lehrte sie hinter den berittenen Knechten aufsitzen; und nachdem er Alles, was der Troß zusammengekehlet hatte, zu Geld gemacht und das Geld unter denselben theilt hatte, ruhete er einige Stunden unter dem Burghor von seinen jämmerlichen Geschäften aus.

Gegen Mittag kam Herse und bestätigte ihm, was ihm sein Herz, immer auf die trübsten Ahnungen gestellt, schon gesagt hatte: nämlich, daß der Junker in dem Stift zu Erlabrunn, bei der alten Dame Antonia von Tronka, seiner Tante, befindlich sei. Es schien, er hatte sich durch eine Thür, die an der hinteren Wand des Schlosses in die Luft hinausging, über eine schmale, steinerne Treppe gerettet, die unter einem kleinen Dach zu einigen Rähnen in die Elbe hinabließ. Wenigstens berichtete Herse, daß er in einem Eldorf, zum Bestremen der Leute, die wegen des Brandes in der Trontenburg versammelt gewesen, um Mitternacht in einem Rachen, ohne Steuer und Ruder, angekommen und mit einem Dorfsfuhrwerk nach Erlabrunn weiter gereiset sei. — — Kohlhaas seufzte bei dieser Nachricht tief auf; er fragte, ob die Pferde gefressen hätten? und da man ihm antwortete: ja! so ließ er den Haufen aufsitzen und stand schon in drei Stunden vor Erlabrunn. Eben, unter dem Gemurmel eines entfernten Gewitters am Horizont, mit Fackeln, die er sich vor dem Ort angesteckt, zog er mit seiner Schaar in den Klosterhof ein, und Waldmann, der Knecht, der ihm entgegentrat, meldete ihm, daß das Mandat richtig abgegeben sei, als er die Aebtissin und den Stiftsvoigt in einem verstorren Wortwechsel unter das Portal des Klosters

treten sah; und während jener, der Stiftsvoigt, ein kleiner, alter, schneidiger Mann, grimmige Blicke auf Kohlhaas schießend, sich den Harnisch anlegen ließ und den Knechten, die ihn umringten, mit dreister Stimme zurief, die Sturmglocke zu ziehn: trat jene, die Stiftsfrau, das silberne Bildniß des Gelreuzigten in der Hand, bleich, wie Linnenzeug, von der Kampe herab und warf sich mit allen ihren Jungfrauen vor Kohlhaasens Pferd nieder. Kohlhaas, während Herse und Sternbald den Stiftsvoigt, der kein Schwert in der Hand hatte, überwältigten und als Gefangenen zwischen die Pferde führten, fragte sie: wo der Junker Wenzel von Tronka sei? und da sie, einen großen Ring mit Schlüsseln von ihrem Gurt loslösend: in Wittenberg, Kohlhaas, würdiger Mann! antwortete, und mit bebender Stimme hinzusetzte: fürchte Gott und thue kein Unrecht! — so wandte Kohlhaas, in die Hölle unbefriedigter Rache zurückgeschleudert, das Pferd, und war im Begriff: steckt an! zu rufen, als ein ungeheurer Wettertschlag dicht neben ihm zur Erde niederfiel. Kohlhaas, indem er sein Pferd zu ihr zurückwandte, fragte sie: ob sie sein Mandat erhalten? und da die Dame mit schwacher, kaum hörbarer Stimme antwortete: eben jetzt! — „Wann?“ — „Zwei Stunden, so wahr mir Gott helfe, nach des Junkers, meines Vaters, bereits vollzogener Abreise!“ — — — und Waldmann, der Knecht, zu dem Kohlhaas sich unter finsternen Blicken umkehrte, stotternd diesen Umstand bestätigte, indem er sagte, daß die Gewässer der Mulde, vom Regen geschwellt, ihn verhindert hätten, früher als eben jetzt einzutreffen: so sammelte sich Kohlhaas; ein plötzlich fruchtbarer Regenguß, der, die Fackeln verlöschend, auf das Pflaster des Platzes niederrauschte, löste den Schmerz in seiner unglücklichen Brust; er wandte, indem er kurz den Hut vor der Dame rückte, sein Pferd, drückte ihm mit den Worten: „folgt mir, meine Brüder, der Junker ist in Wittenberg!“ die Sporen ein, und verließ das Stift.

Er lehrte, da die Nacht einbrach, in einem Wirthshause auf der Landstraße ein, wo er, wegen großer Ermüdung der Pferde, einen Tag ausruhen mußte, und da er wohl einsah, daß er mit einem Haufen von zehn Mann (denn so stark war er jetzt) einem Platz wie Wittenberg war, nicht trogen konnte, so verfaßte er ein zweites Mandat, worin er, nach einer kurzen Erzählung dessen, was ihm im Lande begegnet, „jeden guten Christen,“ wie er sich ausdrückte, „unter Andelobung eines Handgelds und anderer kriegerischen Vortheile,“ aufforderte, „seine Sache gegen den Junker von Tronka, als dem allgemeinen Feind aller Christen, zu ergreifen.“ In einem andern Mandat, das bald darauf erschien, nannte er sich: „einen Reichs- und Weltfreien, Gott allein unterworfenen Herrn;“ eine Schwärmerei krankhafter und mißgeschaffener Art, die ihm gleichwohl, bei dem Klang seines Gelbes und der Aussicht auf Beute, unter dem



Gefindel, das der Friede mit Polen außer Brod gesetzt hatte, Zulauf in Menge verschaffte: dergestalt, daß er in der That dreißig und etliche Köpfe zählte, als er sich, zur Einäscherung von Wittenberg, auf die rechte Seite der Elbe zurückbegab. Er lagerte sich mit Pferden und Knechten unter dem Dache einer alten verfallenen Ziegelscheune, in der Einsamkeit eines finstern Waldes, der damals diesen Platz umschloß, und hatte nicht sobald durch Sternbald, den er, mit dem Mandat, verkleidet in die Stadt schickte, erfahren, daß das Mandat daselbst schon bekannt sei, als er auch mit seinem Haufen schon, am heiligen Abend vor Pfingsten, aufbrach, und den Platz, während die Bewohner im tiefsten Schlaf lagen, an mehreren Orten zugleich in Brand steckte. Dabei klebte er, während die Knechte in der Vorstadt plünderten, ein Blatt an den Thürpfosten einer Kirche an, des Inhalts: „er, Kohlhaas, habe die Stadt in Brand gesteckt, und werde sie, wenn man ihn den Junker nicht ausliefern, dergestalt einäschern, daß er,“ wie er sich ausdrückte, „hinter keiner Wand werde zu sehen brauchen, um ihn zu finden.“ — Das Entsetzen der Einwohner über diesen unerhörten Frevel war unbeschreiblich; und die Flamme, die bei einer zum Glück ziemlich ruhigen Semmernacht, zwar nicht mehr als neunzehn Häuser, worunter gleichwohl eine Kirche war, in den Grund gelegt hatte, war nicht sobald, gegen Anbruch des Tages, einigermaßen gedämpft worden, als der alte Landvoigt, Otto von Gorgas, bereits ein Fähnlein von fünfzig Mann ausludte, um den entsetzlichen Wütherich aufzuheben. Der Hauptmann aber, der es führte, Namens Gerstenberg, benahm sich so schlecht dabei, daß die ganze Expedition Kohlhaasen, statt ihn zu stürzen, vielmehr zu einem höchst gefährlichen kriegerischen Ruhm verhalf; denn da dieser Kriegsmann sich in mehrere Abtheilungen auflösete, um ihn, wie er meinte, zu umzingeln und zu erdrücken, ward er von Kohlhaas, der seinen Haufen zusammenhielt, auf vereinzelter Puncten angegriffen und geschlagen, dergestalt, daß schon am Abend des nächstfolgenden Tages kein Mann mehr von dem ganzen Haufen, auf den die Hoffnung des Landes gerichtet war, gegen ihn im Felde stand. Kohlhaas, der durch diese Gefechte einige Leute eingebüßt hatte, steckte die Stadt am Morgen des nächsten Tages von Neuem in Brand, und seine mörderischen Anstalten waren so gut, daß wiederum eine Menge Häuser und fast alle Scheunen der Vorstadt in die Asche gelegt wurden. Dabei plackte er das bewußte Mandat wieder, und zwar an die Ecken des Rathhauses selbst, an, und fügte eine Nachricht über das Schicksal des von dem Landvoigt abgeschickten und von ihm zu Grunde gerichteten Hauptmanns von Gerstenberg bei. Der Landvoigt, von diesem Troß auf's Aeußerste entriistet, setzte sich selbst, mit mehreren Rittersn, an die Spitze eines Haufens von hundert und fünfzig Mann. Er gab dem Junker

Wenzel von Tronka auf seine schriftliche Bitte eine Wache, die ihn vor der Gewaltthätigkeit des Volks, das ihn platterdings aus der Stadt entfernt wissen wollte, schützte; und nachdem er auf allen Dörfern in der Gegend Wachen ausgestellt, auch die Ringmauer der Stadt, um sie vor einem Ueberfall zu decken, mit Posten besetzt hatte, zog er, am Tage des heiligen Gervasius, selbst aus, um den Drachen, der das Land verwüstete, zu fangen. Diesen Haufen war der Kofklamm klug genug, zu vermeiden; und nachdem er den Landvoigt durch geschickte Märsche fünf Meilen von der Stadt hinweggelockt und vermittelst mehrerer Anstalten, die er traf, zu dem Wahn verleitet hatte, daß er sich, von der Uebermacht gedrängt, in's Brandenburgische werfen würde, wandte er sich plötzlich beim Einbruche der dritten Nacht, kehrte in einem Gewalttritt nach Wittenberg zurück, und steckte die Stadt zum drittenmal in Brand. Herse, der sich verkleidet in die Stadt schlich, führte dieses entsetzliche Kunststück aus; und die Feuersbrunst war wegen eines scharf wehenden Nordwindes so verderblich und um sich fressend, daß in weniger als drei Stunden zwei und vierzig Häuser, zwei Kirchen, mehrere Klöster und Schulen und das Gebäude der kurfürstlichen Landvoigtei selbst in Schutt und Asche lagen. Der Landvoigt, der seinen Gegner beim Anbruch des Tages im Brandenburgischen glaubte, fand, als er von dem, was vorgefallen, benachrichtigt, in bestürzten Märschen zurückkehrte, die Stadt in allgemeinem Aufruhr; das Volk hatte sich zu Tausenden vor dem mit Balken und Pfählen verrammelten Hause des Junkers gelagert und forderte mit rasendem Geschrei seine Abführung aus der Stadt. Zwei Bürgermeister, Namens Jenkens und Otto, die in Amtsleidung an der Spitze des ganzen Magistrats gegenwärtig waren, bewiesen vergebens, daß man platterdings die Rückkehr eines Eilboten abwarten müsse, den man wegen Erlaubniß, den Junker nach Dresden bringen zu dürfen, wobin er selbst aus mancherlei Gründen abzugehen wünsche, an den Präsidenten der Staatskanzlei geschickt habe; der unvernünftige, mit Spießen und Stangen bewaffnete Haufen gab auf diese Worte nichts, und eben war man, unter Mißhandlung einiger zu kräftigen Maßregeln auffordernden Rätthe, im Begriff, das Haus, worin der Junker war, zu stürmen und der Erde gleich zu machen, als der Landvoigt, Otto von Gorgas, an der Spitze seines Reiterhaufens, in der Stadt erschien. Diesem würdigen Herrn, der schon durch seine bloße Gegenwart dem Volk Ehrfurcht und Gehorsam einzuflößen gewohnt war, war es, gleichsam zum Ersatz für die fehlgeschlagene Unternehmung, von welcher er zurückkam, gelungen, dicht vor den Thoren der Stadt drei zersprengte Knechte von der Bande des Nordbrenners aufzufangen; und da er, inzwischen die Kerle vor dem Angesicht des Volkes mit Ketten belastet wurden, den Magistrat in einer



klugen Anrede versicherte, den Kohlhaas selbst denke er in Kurzem, indem er ihm auf der Spur sei, gefesselt einzubringen: so glückte es ihm, durch die Kraft aller dieser beschwichtigenden Umstände, die Angst des versammelten Volks zu entwaffnen, und über die Anwesenheit des Junkers, bis zur Zurückkunft des Eilboten aus Dresden, einigermaßen zu beruhigen. Er stieg, in Begleitung einiger Ritter, vom Pferde, und verfügte sich, nach Begräumung der Ballisaden und Pfähle, in das Haus, wo er den Junker, der aus einer Ohnmacht in die andere fiel, unter den Händen zweier Aerzte fand, die ihn mit Essenzen und Irritanten wieder in's Leben zurück zu bringen suchten; und da Herr Otto von Gorgas wohl fühlte, daß dies der Augenblick nicht war, wegen der Aufführung, die er sich zu Schulden kommen lasse, Worte mit ihm zu wechseln: so sagte er ihm bloß mit einem Blick stiller Verachtung, daß er sich ankleiden und ihm zu seiner eigenen Sicherheit in die Gemächer der Ritterschaft folgen möchte. Als man dem Junker ein Wams angelegt und einen Helm aufgesetzt hatte, und er, die Brust, wegen Mangels an Luft, noch halb offen, am Arm des Landvoigts und seines Schwagers, des Grafen von Gerschan, auf der Straße erschien, stiegen gotteslästerliche und entsetzliche Verwünschungen gegen ihn zum Himmel auf. Das Volk, von den Landsknechten nur mühsam zurückgehalten, nannte ihn einen Blutigel, einen elenden Landplager und Menschenquäler, den Fluch der Stadt Wittenberg und das Verderben von Sachsen; und nach einem jämmerlichen Zuge durch die in Trümmern liegende Stadt, während welchem er mehreremal, ohne ihn zu vermissen, den Helm verlor, den ihm ein Ritter von hinten wieder aufsetzte, erreichte man endlich das Gefängniß, wo er in einem Thurm, unter dem Schutz einer starken Wache, verschwand. Mittlerweile setzte die Rückkehr des Eilboten mit der kurfürstlichen Resolution die Stadt in neue Besorgniß. Denn die Landesregierung, bei welcher die Bürgerschaft von Dresden in einer dringenden Supplik unmittelbar eingekommen war, wollte, vor Ueberwältigung des Mordbrenners, von dem Aufenthalt des Junkers in der Residenz nichts wissen; vielmehr verpflichtete sie den Landvoigt, denselben da, wo er sei, weil er irgendwo sein müsse, mit der Macht, die ihm zu Gebote stehe, zu beschirmen; wegegen sie der guten Stadt Wittenberg zu ihrer Beruhigung meldete, daß bereits ein Heerhaufen von fünfhundert Mann, unter Anführung des Prinzen Friedrich von Meissen, im Anzuge sei, um sie vor den ferneren Belästigungen desselben zu beschützen. Der Landvoigt, der wohl einjah, daß eine Resolution dieser Art das Volk keineswegs beruhigen konnte — denn nicht nur, daß mehrere kleine Vortheile, die der Hockhändler an verschiedenen Punkten vor der Stadt ersochten, über die Stärke, zu der er herangewachsen, äußerst unangenehme Ge-

rüchte verbreiteten; der Krieg, den er in der Finsterniß der Nacht durch verkleidetes Gesindel mit Pech, Stroh und Schwefel führte, hätte, unerhört und heisspiellos wie er war, selbst einen größeren Schutz, als mit welchem der Prinz von Meissen heranrückte, unwirksam machen können — der Landvoigt, nach einer kurzen Ueberlegung, entschloß sich, die Resolution, die er empfangen, ganz und gar zu unterdrücken. Er plackte bloß einen Brief, in welchem ihm der Prinz von Meissen seine Ankunft meldete, an die Eken der Stadt an; ein verdeckter Wagen, der beim Anbruch des Tages aus dem Hofe des Herrenzwingers kam, fuhr, von vier schwer bewaffneten Reitern begleitet, auf die Straße nach Leipzig hinaus, wobei die Reiter auf eine unbestimmte Art verlauten ließen, daß es nach der Pleißenburg gehe; und da das Volk über den heillosen Junker, an dessen Dasein Feuer und Schwert gebunden, dergestalt beschwichigt war, brach er selbst mit einem Haufen von dreihundert Mann auf, um sich mit dem Prinzen Friedrich von Meissen zu vereinigen. Inzwischen war Kohlhaas in der That durch die sonderbare Stellung, die er in der Welt einnahm, auf hundert und neun Köpfe herangewachsen; und da er auch in Fassen einen Vorrath an Waffen aufgetrieben, und seine Schaar auf das Vollständigste damit ausgerüstet hatte: so sagte er, von dem doppelten Ungewitter, das auf ihn heranzog, benachrichtigt, den Entschluß, denselben mit der Schnelligkeit des Sturmwindes, ehe es über ihn zusammenschlug, zu begegnen. Demnach griff er schon Tags darauf den Prinzen von Meissen in einem nächtlichen Ueberfall bei Mühlberg an; bei welchem Gefechte er zwar, zu seinem großen Leidwesen, den Herse einbüßte, der gleich durch die ersten Schüsse an seiner Seite zusammenstürzte: durch diesen Verlust erbittert aber, in einem drei Stunden langen Kampfe den Prinzen, unfähig, sich in dem Flecken zu sammeln, so zurichtete, daß er beim Anbruch des Tages, mehrere schwerer Wunden und einer gänzlichen Unordnung seines Haufens wegen, genöthigt war, den Rückweg nach Dresden einzuschlagen. Durch diesen Vortheil tollkühn gemacht, wandte er sich, ehe derselbe noch davon unterrichtet sein konnte, zu dem Landvoigt zurück, fiel ihn bei dem Dorfe Damerow am hellen Mittag auf freiem Felde an, und schlug sich, unter mörderischem Verluste zwar, aber mit gleichen Vortheilen, bis in die sinkende Nacht mit ihm herum. Ja, er würde den Landvoigt, der sich in den Kirchhof zu Damerow geworfen hatte, am andern Morgen unschlar mit dem Rest seines Haufens wieder angegriffen haben, wenn derselbe nicht durch Kundschafter von der Niederlage, die der Prinz bei Mühlberg erlitten, benachrichtigt worden wäre, und somit für rathamer gehalten hätte, gleichfalls, bis auf einen besseren Zeitpunkt, nach Wittenberg zurückzukehren.



Fünf Tage nach Zerspaltung dieser beiden Häufen stand er vor Leipzig und steckte die Stadt an drei Seiten in Brand. — Er nannte sich in dem Mandat, das er bei dieser Gelegenheit austreute, „einen Statthalter Michaels, des Erzengels, der gekommen sei, an Allen, die in dieser Streitsache des Junkers Partei ergreifen würden, mit Feuer und Schwert die Arglist, in welche die ganze Welt versunken sei, zu bestrafen.“ Dabei rief er von dem Lützen Schloß aus, das er überrumpelt, und worin er sich festgesetzt hatte, das Volk auf, sich zur Errichtung einer bessern Ordnung der Dinge an ihn anzuschließen; und das Mandat war mit einer Art von Berrückung unterzeichnet: „Gegeben auf dem Sitze unserer provisorischen Weltregierung, dem Erzschlosse zu Lützen.“ Das Glück der Einwohner von Leipzig wollte, daß das Feuer, wegen eines anhaltenden Regens, der vom Himmel fiel, nicht um sich griff, dergestalt, daß bei der Schnelligkeit der bestehenden Löschanstalten nur einige Kramläden, die um die Pleißenburg lagen, in Flammen ausloderten. Gleichwohl war die Bestürzung in der Stadt über das Dasein des rasenden Mordbrenners, und den Bahn, in welchem derselbe stand, daß der Junker in Leipzig sei, unaussprechlich; und da ein Haufen von hundert und achtzig Reifigen, den man gegen ihn ausschickte, zersprengt in die Stadt zurückkam, so blieb dem Magistrat, der den Reichtum der Stadt nicht aussehen wollte, nichts Anderes übrig, als die Thore gänzlich zu sperren, und die Bürgerschaft Tag und Nacht außerhalb der Mauern werden zu lassen. Vergebens ließ der Magistrat auf den Dörfern der umliegenden Gegend Deklarationen anheften mit der bestimmten Versicherung, daß der Junker nicht in der Pleißenburg sei; der Koplamm, in ähnlichen Blättern, bestand darauf, daß er in der Pleißenburg sei, und erklärte, daß, wenn derselbe nicht darin befindlich wäre, er mindestens verfahren würde, als ob er darin wäre, bis man ihm den Ort, mit Namen genannt, werde angezeigt haben, worin er befindlich sei. Der Kurfürst, durch einen Hilboten von der Noth, in welcher sich die Stadt Leipzig befand, benachrichtigt, erklärte, daß er bereits einen Heerhaufen von zweitausend Mann zusammenzöge und sich selbst an dessen Spitze setzen würde, um den Koblhaas zu fangen. Er ertheilte dem Herrn Otto von Gorgas einen schweren Verweis wegen der zweideutigen und unüberlegten List, die er angewendet, um des Mordbrenners aus der Gegend von Wittenberg los zu werden; und Niemand beschrieb die Verwirrung, die ganz Sachsen und insbesondere die Residenz ergriff, als man daselbst erfuhr, daß auf den Dörfern bei Leipzig, man wußte nicht von wem, eine Deklaration an den Koblhaas angeschlagen worden sei, des Inhalts: „Wenzel, der Junker, befindet sich bei seinen Vettern Hinz und Kunz in Dresden.“

Unter diesen Umständen übernahm der Doktor Martin Luther das Geschäft, den Koblhaas, durch die Kraft beschwichtigender Worte, von dem Ansehen, das ihm seine Stellung in der Welt gab, unterstützt, in den Damm der menschlichen Ordnung zurückzudrücken, und auf ein tüchtiges Element in der Brust des Mordbrenners bauend, erließ er ein Plakat folgenden Inhalts an ihn, das in allen Städten und Flecken des Kurfürstenthums angeschlagen ward:

„Koblhaas, der du dich gesandt zu sein vorgibst, das Schwert der Gerechtigkeit zu handhaben, was unterfängst du dich, Vermessener, im Wahnsinn stockblinder Leidenschaft, du, den Ungerechtigkeit selbst vom Wirbel bis zur Sohle erfüllt? Weil der Landesherr dir, dem du unterthan bist, dein Recht verweigert hat, dein Recht in dem Streit um ein nichtiges Gut, erhebst du dich, Heilloser, mit Feuer und Schwert, und brichst, wie der Wolf der Wüste, in die friedliche Gemeinheit, die er beschirmt. Du, der die Menschen mit dieser Angabe, voll Unwahrhaftigkeit und Arglist, verführt: meinst du, Sünder, vor Gott dereinst, an dem Tage, der in die Faltten aller Herzen scheinen wird, damit auszukommen? Wie kannst du sagen, daß dir dein Recht verweigert worden ist, du, dessen grimmige Brust, vom Rißel schönder Selbsttrache gereizt, nach den ersten leichtfertigen Versuchen, die dir gecheitert, die Bemühung gänzlich aufgegeben hat, es dir zu verschaffen? Ist eine Bank von Gerichtsdienern und Schergen, die einen Brief, der gebracht wird, unterschlagen, oder ein Erkenntniß, das sie abliefern sollen, zurückhalten, deine Obrigkeit? Und muß ich dir sagen, Gottvergessener, daß deine Obrigkeit von deiner Sache nichts weiß — was sag' ich? daß der Landesherr, gegen den du dich auflehnt, auch deinen Namen nicht kennt, dergestalt, daß, wenn dereinst du vor Gottes Thron trittst, in der Meinung, ihn anzuklagen, er heiteren Antlitzes wird sprechen können: diesem Mann, Herr, that ich kein Unrecht, denn sein Dasein ist meiner Seele fremd? Das Schwert, wisse, das du führst, ist das Schwert des Raubes und der Mordlust, ein Rebell bist du und kein Krieger des gerechten Gottes, und dein Ziel auf Erden ist Rad und Galgen, und jenseits die Verdammniß, die über die Missethat und die Gottlosigkeit verhängt ist.“

Wittenberg, u. f. w.

Martin Luther.“

Koblhaas wälzte eben auf dem Schlosse zu Lützen einen neuen Plan, Leipzig einzunähern, in seiner zerrissenen Brust herum: — denn auf die in den Dörfern angeschlagene Nachricht, daß der Junker Wenzel in Dresden sei, gab er nichts, weil sie von Niemand,



geschweige denn vom Magistrat, wie er verlangt hatte, unterschrieben war: — als Sternbald und Waldmann das Plakat, das zur Nachtzeit an den Thorweg des Schlosses angeschlagen worden war, zu ihrer großen Bestürzung bemerkten. Vergebens hofften sie durch mehrere Tage, daß Kohlhaas, den sie nicht gern deshalb antreten wollten, es erblicken würde; finster und in sich gekehrt, in der Abendstunde erschien er zwar, aber bloß, um seine kurzen Befehle zu geben, und sah nichts: dergestalt, daß sie an einem Morgen, da er ein Paar Knechte, die in der Gegend wider seinen Willen geplündert hatten, aufknüpfen lassen wollte, den Entschluß faßten, ihn darauf aufmerksam zu machen. Eben kam er, während das Volk von beiden Seiten schüchtern auswich, in dem Aufzuge, der ihm seit seinem letzten Mandat gewöhnlich war, von dem Richtplatz zurück: ein großes Cherubschwert, auf einem rothledernen Kissen, mit Quasten von Gold verziert, ward ihm vorangetragen, und zwölf Knechte mit brennenden Fackeln folgten ihm: da traten die beiden Männer, ihre Schwerter unter dem Arm, so, daß es ihn befremden mußte, um den Pfeiler, an welchen das Plakat angeheftet war, herum. Kohlhaas, als er mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen, in Gedanken vertieft, unter das Portal kam, schlug die Augen auf und stutzte; und da die Knechte bei seinem Anblick ehrerbietig auswichen: so trat er, indem er sie zerstreut ansah, mit einigen raschen Schritten an den Pfeiler heran. Aber wer beschreibt, was in seiner Seele vorging, als er das Blatt, dessen Inhalt ihn der Ungerechtigkeit zieh, daran erblickte: unterzeichnet von dem theuersten und verehrungswürdigsten Namen, den er kannte, von dem Namen Martin Luthers! Eine dunkle Röthe stieg in sein Antlitz empor; er durchlas es, indem er den Helm abnahm, zweimal von Anfang bis zu Ende; wandte sich mit ungewissen Blicken mitten unter die Knechte zurück, als ob er etwas sagen wollte, und sagte nichts; löste das Blatt von der Wand los, durchlas es noch einmal und rief: Waldmann! laß mir mein Pferd fatten! sodann: Sternbald! folge mir in's Schloß! und verschwand. Mehr als dieser wenigen Worte bedurfte es nicht, um ihn in der ganzen Verderblichkeit, in der er dastand, plötzlich zu entwaffnen. Er warf sich in die Verkleidung eines thüringischen Landpächters; sagte Sternbald, daß ein Geschäft von bedeutender Wichtigkeit ihn nach Wittenberg zu reisen nöthige; übergab ihm in Gegenwart einiger der vorzüglichsten Knechte die Anführung des in Lügen zurückbleibenden Hausens und zog unter der Versicherung, daß er in drei Tagen, binnen welcher Zeit kein Angriff zu fürchten sei, wieder zurück sein werde, nach Wittenberg ab.

Er kehrte unter einem fremden Namen in ein Wirthshaus ein, wo er, sobald die Nacht angebrochen war, in seinem Mantel, und

mit einem Paar Pistolen versehen, die er in der Tronkenburg erbeutet hatte, zu Luthern in's Zimmer trat. Luther, der unter Schriften und Büchern an seinem Tische saß, und den fremden, besondern Mann die Thür öffnen und hinter sich verriegeln sah, fragte ihn: wer er sei? und was er wolle? und der Mann, der seinen Hut ehrerbietig in der Hand hielt, hatte nicht sobald mit dem schüchternen Vorgefühl des Schreckens, den er verursachen würde, erwidert: daß er Michael Kohlhaas, der Rospändler, sei; als Luther schon: „weiche fern hinweg!“ ausrief, und indem er, vom Tische erstehend, nach einer Klingel eilte, hinzusetzte: „Dein Odem ist Pest und deine Nähe Verderben.“ Kohlhaas, indem er, ohne sich vom Plage zu regen, sein Pistol zog, sagte: „Hochwürdiger Herr, dies Pistol, wenn ihr die Klingel rührt, streckt mich leblos zu euren Füßen nieder! Seht euch und hört mich an: unter den Engeln, deren Psalmen ihr aufschreibt, seid ihr nicht sicherer, als bei mir.“ Luther, indem er sich niedersezte, fragte: „Was willst du?“ Kohlhaas erwiderte: „Eure Meinung von mir, daß ich ein ungerechter Mann sei; widerlegen! Ihr habt mir in eurem Plakat gesagt, daß meine Obrigkeit von meiner Sache nichts weiß: woblan, verschafft mir freies Geleit, so gehe ich nach Dresden und lege sie ihr vor.“ „Heilloser und entschuldigter Mann!“ rief Luther, durch diese Worte verwirrt zugleich und beruhigt: „Wer gab dir das Recht, den Junker von Tronka, in Verfolg eigenmächtiger Rechtschlüsse, zu überfallen, und da du ihn auf seiner Burg nicht fandest, mit Feuer und Schwert die ganze Gemeinschaft heimzusuchen, die ihn beschirmt?“ Kohlhaas erwiderte: „Hochwürdiger Herr, Niemand fortan! Eine Nachricht, die ich aus Dresden erhielt, hat mich getäuscht, mich verführt! Der Krieg, den ich mit der Gemeinheit der Menschen führe, ist eine Wisfethat, sobald ich aus ihr nicht, wie ihr mir die Versicherung gegeben habt, verstoßen war!“ „Verstoßen!“ rief Luther, indem er ihn ansah. „Welch eine Raserei der Gedanken ergriff dich? Wer hätte dich aus der Gemeinschaft des Staats, in welchem du lebst, verstoßen? Ja, wo ist, so lange Staaten bestehen, ein Fall, daß Jemand, wer es auch sei, daraus verstoßen worden wäre?“ — „Verstoßen,“ antwortete Kohlhaas, indem er die Hände zusammendrückte, „nenne ich den, dem der Schutz der Gesetze versagt ist! Denn dieses Schutzes, zum Gedeihen meines friedlichen Gewerbes, bedarf ich; ja, er ist es, dessenhalb ich mich, mit dem Kreis dessen, was ich erworben, in diese Gemeinschaft flüchte; und wer mir ihn versagt, der stößt mich zu den Wilden der Gindde hinaus; er gibt mir, wie wollt ihr das leugnen, die Keule, die mich selbst schlägt, in die Hand.“ — „Wer hat dir den Schutz der Gesetze versagt?“ rief Luther. „Schrieb ich dir nicht, daß die Klage, die du eingereicht, dem Landesherren, dem du sie eingereicht, fremd ist. Wenn Staatsdiener hinter seinem Rücken Prozesse



unterschlagen, oder sonst seines geheiligten Namens in seiner Unwissenheit spotten; wer anders als Gott darf ihn wegen der Wahl solcher Diener zur Rechenschaft ziehen, und bist du, gottverdammter und entseßlicher Mensch, befugt, ihn deshalb zu richten?" — „Wohl an,“ versetzte Kohlhaas, „wenn mich der Landesherr nicht verstößt, so lehre ich auch wieder in die Gemeinschaft, die er beschirmt, zurück. Verschafft mir, ich wiederhol' es, freies Geleit nach Dresden: so lasse ich den Haufen, den ich im Schloß zu Lützen versammelt, auseinander gehen, und bringe die Klage, mit der ich abgewiesen worden bin, noch einmal bei dem Tribunal des Landes vor.“ — Luther, mit einem verdrießlichen Gesicht, warf die Papiere, die auf seinem Tische lagen, übereinander und schwieg. Die trogige Stellung, die dieser seltsame Mensch im Staate einnahm, verdroß ihn; und den Rechtschluß, den er von Kohlhaasenbrück aus an den Junker erlassen, erwägend, fragte er: „was er denn von dem Tribunal zu Dresden verlange?“ Kohlhaas antwortete: „Bestrafung des Junkers, den Gesetzen gemäß; Wiederherstellung der Pferde in den vorigen Stand und Ersatz des Schadens, den ich sowohl, als mein bei Mühlberg gefallener Knecht Herse, durch die Gewaltthat, die man an uns verübte, erlitten.“ — Luther rief: „Ersatz des Schadens! Summen zu Tausenden, bei Juden und Christen, auf Wechseln und Pfändern, hast du zur Bestreitung deiner wilden Selbsttrache aufgenommen. Wirst du den Werth auch auf der Rechnung, wenn es zur Nachfrage kommt, ansetzen?“ — „Gott behüte!“ erwiderte Kohlhaas. „Haus und Hof und den Wohlstand, den ich beßessen, fordere ich nicht zurück; so wenig als die Kosten des Begräbnisses meiner Frau! Hersens alte Mutter wird eine Berechnung der Heilkosten und eine Specification dessen, was ihr Sohn in der Tronkenburg eingebüßt, beibringen; und den Schaden, den ich wegen Nichtverkaufs der Rappen erlitten, mag die Regierung durch einen Sachverständigen abschätzen lassen.“ — Luther sagte: „Nasender, unbegreiflicher und entseßlicher Mensch!“ und sah ihn an. „Nachdem dein Schwert sich an dem Junker Rache, die grimmigste, genommen, die sich erdenken läßt: was treibt dich, auf ein Erkenntniß gegen ihn zu bestehen, dessen Schärfe, wenn es zuletzt fällt, ihn mit einem Gewicht von so geringer Erheblichkeit nur trifft?“ — Kohlhaas erwiderte, indem ihm eine Thräne über die Wangen rollte: „Hochwürdiger Herr, es hat mich meine Frau gekostet; Kohlhaas will der Welt zeigen, daß sie in keinem ungerechten Handel ungelommen ist. Fügt euch in diesen Stücken meinem Willen und laßt den Gerichtshof sprechen; in allem Anderen, was sonst noch streitig sein mag, füge ich mich euch.“ — Luther sagte: „Schaue her, was du forderst, wenn anders die Umstände so sind, wie die öffentliche Stimme hören läßt, ist gerecht; und hättest du den Streit, bevor du eigenmächtig zur Selbsttrache

geschritten, zu des Landesherrn Entscheidung zu bringen gewußt, so wäre dir deine Forderung, zweifle ich nicht, Punkt vor Punkt bewilligt worden. Doch hättest du nicht, alles wohl erwogen, besser gethan, du hättest um deines Erbsers willen dem Junker vergeben, die Rappen, dirre und abgehärmt, wie sie waren, bei der Hand genommen, dich aufgesetzt und zur Dickfütterung in deinen Stall nach Kohlhaasenbrück heimgelitten?“ — Kohlhaas antwortete: „Kann sein!“ indem er an's Fenster trat: „Kann sein, auch nicht! Hätte ich gewußt, daß ich sie mit Blut aus dem Herzen meiner lieben Frau würde auf die Beine bringen müssen: kann sein, ich hätte gethan, wie ihr gesagt, hochwürdiger Herr, und einen Schessel Haser nicht gescheut! Doch, weil sie mir einmal so theuer zu stehen gekommen sind, so habe es denn, meine ich, seinen Lauf: laßt das Erkenntniß, wie es mir zukommt, sprechen, und den Junker mir die Rappen auffüttern.“ — Luther sagte, indem er unter mancherlei Gedanken wieder zu seinen Papieren griff: „er wolle mit dem Kurfürsten seinethalben in Unterhandlung treten. Inzwischen möchte er sich auf dem Schlosse zu Lützen still halten; wenn der Herr ihm freies Geleit bewillige, so werde man es ihm auf dem Wege öffentlicher Anplaudung bekannt machen.“ — Zwar, fuhr er fort, da Kohlhaas sich herabbog, um seine Hand zu küssen: „ob der Kurfürst Gnade für Recht ergehen lassen wird, weiß ich nicht; denn einen Heerhaufen, vernehme ich, zog er zusammen, und steht im Begriffe, dich im Schlosse zu Lützen aufzuheben: inzwischen, wie ich dir schon gesagt habe, an meinem Bemühen soll es nicht liegen.“ Und damit stand er auf, und machte Anstalt, ihn zu entlassen. Kohlhaas meinte, daß seine Fürsprache ihn über diesen Punkt völlig beruhige; worauf Luther ihn mit der Hand grüßte, jener aber plötzlich ein Knie vor ihm senkte und sprach: „er habe noch eine Bitte auf seinem Herzen. Zu Pfingsten nämlich, wo er an den Tisch des Herrn zu gehen pflege, habe er die Kirche dieser seiner kriegerischen Unternehmung wegen versäumt; ob er die Gewogenheit haben wolle, ohne weitere Vorbereitung seine Beichte zu empfangen und ihm zur Auswechslung dagegen die Wohlthat des heiligen Sakraments zu ertheilen?“ Luther, nach einer kurzen Besinnung, indem er ihn scharf ansah, sagte: „Ja, Kohlhaas, das will ich thun! Der Herr aber, dessen Leib du begehrt, vergab seinem Feind.“ — Willst du,“ setzte er, da jener ihn betreten ansah, hinzu, „dem Junker, der dich beleidigt hat, gleichfalls vergeben: nach der Tronkenburg gehen, dich auf deine Rappen setzen, und sie zur Dickfütterung nach Kohlhaasenbrück heimreiten?“ — „Hochwürdiger Herr,“ sagte Kohlhaas erröthend, indem er seine Hand ergriff — nun? — „der Herr auch vergab allen seinen Feinden nicht. Laßt mich den Kurfürsten, meinen beiden Herren, dem Schloßvoigt und Verwalter, den Herren Hinz und



Kunz, und wer mich sonst in dieser Sache gekränkt haben mag, vergeben: den Junker aber, wenn es sein kann, nöthigen, daß er mir die Rappen wieder dick füttere.“ — Bei diesen Worten kehrte ihm Luthar mit einem mißvergnügten Blick den Rücken zu und zog die Klingel. Kohlhaas, während, dadurch herbeigerufen, ein Jamulus sich mit Licht in dem Vorsaal meldete, stand betreten, indem er sich die Augen trocknete, vom Boden auf; und da der Jamulus vergebens, weil der Kiegel vorgeschoben war, an der Thüre wirkte, Luther aber sich wieder zu seinen Papieren niedergesetzt hatte: so machte Kohlhaas dem Mann die Thüre auf. Luther, mit einem kurzen, auf den fremden Mann gerichteten Seitenblick, sagte dem Jamulus: „Leuchte!“ worauf dieser, über den Besuch, den er erblickte, ein wenig befremdet, den Hausschlüssel von der Wand nahm, und sich, auf die Entfernung desselben wartend, unter die halb offene Thür des Zimmers zurückbegab. — Kohlhaas sprach, indem er bewegt seinen Hut zwischen beide Hände nahm: „Und so kam ich, hochwürdigster Herr, der Wohlthat, versöhnt zu werden, die ich mir von euch erbat, nicht theilhaftig werden?“ Luther antwortete kurz: „Deinem Heiland, nein; dem Landesherrn, — das bleibt einem Versuch, wie ich dir versprach, vorbehalten!“ — Und damit winkte er dem Jamulus, das Geschäft, das er ihm aufgetragen, ohne weitem Aufschub abzumachen. Kohlhaas legte, mit dem Ausdruck schmerzlicher Empfindung, seine beiden Hände auf die Brust; folgte dem Mann, der ihm die Treppe hinunter leuchtete, und verschwand.

Am anderen Morgen erließ Luther ein Sendschreiben an den Kurfürsten von Sachsen, worin er, nach einem bitteren Seitenblick auf die seine Person umgebenden Herren Hinz und Kunz, Kammerer und Mundschent von Tronka, welche die Klage, wie allgemein bekannt war, unterschlagen hatten, dem Herrn mit der Freimüthigkeit, die ihm eigen war, eröffnete, daß bei so ärgerlichen Umständen nichts Anderes zu thun übrig sei, als den Vorschlag des Roßhändlers anzunehmen, und ihm des Vorgefallenen wegen, zur Erneuerung seines Processes, Amnestie zu ertheilen. Die öffentliche Meinung, bemerkte er, sei auf eine höchst gefährliche Weise auf dieses Mannes Seite, dergestalt, daß selbst in dem dreimal von ihm eingeleiteten Wittenberg eine Stimme zu seinem Vortheil spreche; und da er sein Anerbieten, falls er damit abgewiesen werden sollte, unfehlbar, unter gehässigen Bemerkungen, zur Wissenschaft des Volkes bringen würde, so könne dasselbe leicht in dem Grade verführt werden, daß mit der Staatsgewalt gar nichts mehr gegen ihn auszurichten sei. Er schloß, daß man in diesem außerordentlichen Fall über die Bedenlichkeit, mit einem Staatsbürger, der die Waffen ergriffen, in Unterhandlung zu treten, hinweg gehen müsse; daß derselbe in der That durch das Verfahren, das man gegen ihn beobachtet, auf ge-

wisse Weise außer der Staatsverbindung gesetzt worden sei; und kurz, daß man ihn, um aus dem Handel zu kommen, mehr als eine fremde, in das Land gefallene Macht, wozu er sich auch, da er ein Ausländer sei, gewissermaßen qualificire, als einen Rebellen, der sich gegen den Thron auflehne, betrachten müsse. — Der Kurfürst erhielt diesen Brief eben, als der Prinz Christiern von Meissen, Generalissimus des Reichs, Oheim des bei Mühlberg geschlagenen und an seinen Wunden noch daniederliegenden Prinzen Friedrich von Meissen, der Großkanzler des Tribunals, Graf Brede, Graf Kallheim, Präsident der Staatskanzlei, und die beiden Herren Hinz und Kunz von Tronka, dieser Kammerer, jener Mundschent, die Jugendfreunde und Vertrauten des Herrn, in dem Schlosse gegenwärtig waren. Der Kammerer, Herr Kunz, der in der Qualität eines Geheimenraths des Herrn geheime Korrespondenz, mit der Befugniß, sich seines Namens und Wappens zu bedienen, besorgte, nahm zuerst das Wort, und nachdem er noch einmal weitläufig auseinander gelegt hatte, daß er die Klage, die der Roßhändler gegen den Junker, seinen Vetter, bei dem Tribunal eingereicht, nimmermehr durch eine eigenmächtige Verfügung niedergeschlagen haben würde, wenn er sie nicht, durch falsche Angaben verführt, für eine völlig grundlose und nichtsnutzige Pladerei gehalten hätte, kam er auf die gegenwärtige Lage der Dinge. Er bemerkte, daß weder nach göttlichen, noch menschlichen Gesetzen der Roßkamm um dieses Mißgriffs willen befugt gewesen wäre, eine so ungeheure Selbststrafe, als er sich erlaubt, auszuüben; schilderte den Glanz, der durch eine Verhandlung mit demselben, als einer rechtlichen Kriegsgewalt, auf sein gottverdammtes Haupt falle; und die Schmach, die dadurch auf die geheiligte Person des Kurfürsten zurückspringe, schien ihm so unerträglich, daß er, im Feuer der Beredsamkeit, lieber das Neueste erleben, den Rechtschluß des rasenden Rebellen erfüllt, und den Junker, seinen Vetter, zur Dickfütterung der Rappen nach Kohlhaasensbrück abgeführt sehen, als den Vorschlag, den der Doktor Luther gemacht, angenommen wissen wollte. Der Großkanzler des Tribunals, Graf Brede, äußerte, halb zu ihm gewandt, sein Bedauern, daß eine so zarte Sorgfalt, als er bei der Auflösung dieser allerdings mißlichen Sache für den Ruhm des Herrn zeige, ihn nicht bei der ersten Veranlassung derselben erfüllt hätte. Er stellte dem Kurfürsten sein Bedenken vor, die Staatsgewalt zur Durchsetzung einer offenbar unrechtlichen Maßregel in Anspruch zu nehmen; bemerkte, mit einem bedeutenden Blick auf den Zulauf, den der Roßhändler fortwährend im Lande fand, daß der Faden der Frevelthaten sich auf diese Weise in's Unendliche fortzuspinnen drohe, und erklärte, daß nur ein schnelles Rechtthun, indem man unmittelbar und rücksichtslos den Fehltritt, den man sich zu Schulden kommen lassen, wieder



gut machte, ihn abreißen und die Regierung glücklich aus diesem häßlichen Handel herausziehen könne. Der Prinz Christiern von Meissen, auf die Frage des Herrn, was er davon halte, äußerte, mit Verehrung gegen den Großkanzler gewandt: Die Denkungsart, die er an den Tag lege, erfülle ihn zwar mit dem größten Respekt; indem er aber dem Kohlhaas zu seinem Recht verhelfen wolle, bedenke er nicht, daß er Wittenberg und Leipzig und das ganze durch ihn mißhandelte Land in seinem gerechten Anspruch auf Schadenersatz, oder wenigstens Bestrafung, beeinträchtige. Die Ordnung des Staats sei in Beziehung auf diesen Mann so verrückt, daß man sie schwerlich durch einen Grundsatz, aus der Wissenschaft des Rechts entlehnt, werde einrenken können. Daher stimme er, nach der Meinung des Kammerers, dafür, das Mittel, das für solche Fälle eingesetzt sei, in's Spiel zu ziehen: einen Kriegshaufen von hinreichender Größe zusammenzuraffen, und den Kothändler, der in Lützen aufgepflanzt sei, damit aufzuheben oder zu erdrücken. Der Kammerer, indem er für ihn und den Kurfürsten Stühle von der Wand nahm und auf eine verbindliche Weise in's Zimmer setzte, sagte: er freue sich, daß ein Mann von seiner Rechtschaffenheit und Einsicht mit ihm in dem Mittel, diese Sache zweideutiger Art beizulegen, übereinstimme. Der Prinz, indem er den Stuhl, ohne sich zu setzen, in der Hand hielt, und ihn ansah, versicherte ihn: daß er gar nicht Ursache hätte, sich deshalb zu freuen, indem die damit verbundene Maßregel nothwendig die wäre, einen Verhaftsbefehl vorher gegen ihn zu erlassen, und wegen Mißbrauchs des landesherrlichen Namens den Prozeß zu machen. Denn wenn Nothwendigkeit erfordere, den Schleier vor dem Thron der Gerechtigkeit niederzulassen über eine Reihe von Freveltthaten, die unabsehbar, wie sie sich forterzeugt, vor den Schranken desselben zu erscheinen, nicht mehr Raum fänden, so gelte das nicht von der ersten, die sie veranlaßt; und allererst seine Anklage auf Leben und Tod könne den Staat zur Zermalmung des Kothhändlers bevollmächtigen, dessen Sache, wie bekannt, sehr gerecht sei, und dem man das Schwert, das er führe, selbst in die Hand gegeben. Der Kurfürst, den der Junker bei diesen Worten betroffen ansah, wandte sich, indem er über das ganze Gesicht roth war, und trat ans Fenster. Der Graf Kallheim, nach einer verlegenen Pause von allen Seiten, sagte, daß man auf diese Weise aus dem Zauberfreise, in dem man gefangen, nicht herauskäme. Mit demselben Rechte könne seinem Neffen, dem Prinzen Friedrich, der Prozeß gemacht werden, denn auch er hätte auf dem Streifzug sonderbarer Art, den er gegen den Kohlhaas unternommen, seine Instruktion auf mancherlei Weise überschritten: dergestalt, daß wenn man nach der weiltläufigen Schaar derjenigen frage, die die Verlegenheit, in welcher man sich befinde, veranlaßt, er gleichfalls unter die Zahl derselben würde benannt,

und von dem Landesherrn wegen dessen, was bei Mühlberg vorgefallen, zur Rechenschaft gezogen werden müssen. Der Mundschent, Herr Hinz von Tronka, während der Kurfürst mit ungewissen Blicken an seinen Tisch trat, nahm das Wort und sagte: er begriffe nicht, wie der Staatsbeschluß, der zu fassen sei, Männern von solcher Weisheit, als hier versammelt wären, entgehen könne. Der Kothändler habe, seines Wissens, gegen bloß freies Geleit nach Dresden und erneuerte Untersuchung seiner Sache, versprochen, den Haufen, mit dem er in das Land gefallen, auseinander gehen zu lassen. Daraus aber folge nicht, daß man ihm wegen dieser frevelhaften Selbststrache Amnestie ertheilen müsse; zwei Rechtsbegriffe, die der Doktor Luther sowohl, als auch der Staatsrath zu verwechseln scheine. Wenn, fuhr er fort, indem er den Finger an die Nase legte, bei dem Tribunal zu Dresden, gleichviel wie, das Erkenntniß der Rappen wegen gefallen ist, so hindert nichts, den Kohlhaas auf den Grund seiner Mordbrennereien und Räubereien einzustechen: eine staatskluge Wendung, die die Vortheile der Ansichten beider Staatsmänner vereinigt, und des Beifalls der Welt und Nachwelt gewiß ist. — Der Kurfürst, da der Prinz sowohl als der Großkanzler dem Mundschent, Herrn Hinz, auf diese Rede mit einem bloßen Blick antworteten, und die Verhandlung mithin geschlossen schien, sagte: daß er die verschiedenen Meinungen, die sie ihm vorgetragen, bis zur nächsten Sitzung des Staatsraths bei sich selbst überlegen würde. — Es schien, die Präliminar-Maßregel, deren der Prinz gedacht, hatte seinem für Freundschaft sehr empfänglichen Herzen die Lust benommen, den Heereszug gegen den Kohlhaas, zu welchem schon Alles vorbereitet war, auszuführen. Wenigstens behielt er den Großkanzler, Grafen Wrede, dessen Meinung ihm die zweckmäßigste schien, bei sich zurück; und da dieser ihm Briefe vorzeigte, aus welchen hervorging, daß der Kothändler in der That schon zu einer Stärke von vierhundert Mann herangewachsen sei; ja, bei der allgemeinen Unzufriedenheit, die wegen der Unziemlichkeiten des Kammerers im Lande herrschte, in Kurzem auf eine doppelte und dreifache Stärke rechnen könne, so entschloß sich der Kurfürst ohne weiteren Anstand, den Rath, den ihm der Doktor Luther ertheilt, anzunehmen. Demgemäß übergab er dem Grafen Wrede die ganze Leitung der Kohlhaasischen Sache; und schon nach wenigen Tagen erschien ein Plakat, das wir, dem Hauptinhalt nach, folgendermaßen mittheilen:

Wir ic. ic. Kurfürst von Sachsen, ertheilen, in besonders gnädiger Rücksicht auf die an Uns ergangene Fürsprache des Doktors Martin Luther, dem Michael Kohlhaas, Kothändler aus dem Brandenburgischen, unter der Bedingung, binnen drei Tagen nach Sicht die Waffen, die er ergriffen, niederzulegen, behufs einer erneuerten Untersuchung seiner Sache, freies Ge-



leit nach Dresden; dergestalt zwar, daß, wenn derselbe, wie nicht zu erwarten, bei dem Tribunal zu Dresden mit seiner Klage, der Rappen wegen, abgewiesen werden sollte, gegen ihn, seines eigenmächtigen Unternehmens wegen, sich selbst Recht zu verschaffen, mit der ganzen Strenge des Gesetzes verfahren werden sollte; im entgegengesetzten Fall aber, ihm mit seinem ganzen Haufen Gnade für Recht bewilligt, und völlige Amnestie seiner in Sachsen ausgeübten Gewaltthatigkeiten wegen zugestanden sein solle."

Kohlhaas hatte nicht sobald durch den Doctor Luther ein Exemplar dieses in allen Plätzen des Landes angeschlagenen Plakats erhalten, als er, so bedingungsweise auch die darin geführte Sprache war, seinen ganzen Haufen schon mit Geschenken, Dankfagungen und zweckmäßigen Ermahnungen auseinander gehen ließ. Er legte Alles, was er an Geld, Waffen und Geräthschaften erbeutet haben mochte, bei den Gerichten zu Lützen als kurfürstliches Eigenthum nieder; und nachdem er den Waldmann mit Briefen wegen Wiederkaufs seiner Meierei, wenn es möglich sei, an den Amtmann nach Kohlhaasenbrück, und den Sternbald zur Abholung seiner Kinder, die er wieder bei sich zu haben wünschte, nach Schwerin geschickt hatte, verließ er das Schloß zu Lützen, und ging, unerkannt, mit dem Rest seines kleinen Vermögens, das er in Papieren bei sich trug, nach Dresden.

Der Tag brach eben an, und die ganze Stadt schlief noch, als er an die Thür der kleinen, in der Pirnaischen Vorstadt gelegenen Wohnung, die ihm durch die Rechtschaffenheit des Amtmanns übrig geblieben war, anklopfte, und Thomas, dem alten, die Wirthschaft führenden Hausmann, der ihm mit Erstaunen und Bestürzung aufmachte, sagte: er möchte dem Prinzen von Weissen auf dem Gubernium melden, daß er, Kohlhaas der Rapphändler, da wäre. Der Prinz von Weissen, der auf diese Meldung für zweckmäßig hielt, augenblicklich sich selbst von dem Verhältniß, in welchem man mit diesem Mann stand, zu unterrichten, fand, als er mit einem Gefolge von Rittern und Troßknechten bald darauf erschien, in den Straßen, die zu Kohlhaasens Wohnung führten, schon eine unermessliche Menschenmenge versammelt. Die Nachricht, daß der Bürgengel da sei, der die Volksbedrucker mit Feuer und Schwert verfolge, hatte ganz Dresden, Stadt und Vorstadt, auf die Beine gebracht; man mußte die Hausthür vor dem Andrang des neugierigen Haufens verriegeln, und die Jungen kletterten an den Fenstern heran, um den Mordbrenner, der darin freihülte, in Augenschein zu nehmen. Sobald der Prinz, mit Hilfe der ihm Platz machenden Wache, in's Haus gedrungen, und in Kohlhaasens Zimmer getreten war, fragte er diesen, welcher halb entkleidet an einem Tische stand: ob er Kohlhaas,

der Rapphändler, wäre? worauf Kohlhaas, indem er eine Brieftasche mit mehreren über sein Verhältniß lautenden Papieren aus seinem Gurt nahm, und ihm ehrerbietig überreichte, antwortete: ja! und hinzusetzte: er finde sich nach Auflösung seines Kriegshaufens, der ihm ertheilten landesherrlichen Freiheit gemäß, in Dresden ein, um seine Klage, der Rappen wegen, gegen den Junker Wenzel von Tronka vor Gericht zu bringen. Der Prinz, nach einem flüchtigen Blick, womit er ihn von Kopf zu Fuß überschaute, durchlief die in der Brieftasche befindlichen Papiere; ließ sich von ihm erklären, was es mit einem von dem Gericht zu Lützen ausgestellten Schein, den er darin fand, über die zu Gunsten des kurfürstlichen Schatzes gemachte Deposition für eine Verwandtniß habe; und nachdem er die Art des Mannes noch, durch Fragen mancherlei Gattung, nach seinen Kindern, seinem Vermögen und der Lebensart, die er künftig zu führen denke, geprüft, und überall so, daß man wohl seineetwegen ruhig sein konnte, befunden hatte, gab er ihm die Briefschaften wieder, und sagte: daß seinem Prozeß nichts im Wege stünde, und daß er sich nur unmittelbar, um ihn einzuleiten, an den Großkanzler des Tribunals, Grafen Brede, selbst wenden möchte. „Inzwischen,“ sagte der Prinz nach einer Pause, indem er an's Fenster trat und mit großen Augen das Volk, das vor dem Hause versammelt war, überschaute: „Du wirst auf die ersten Tage eine Wache annehmen müssen, die dich in deinem Hause sowohl, als wenn du ausgehst, schütze!“ — Kohlhaas sah betroffen vor sich nieder, und schwieg. Der Prinz sagte: „Gleichviel!“ indem er das Fenster wieder verließ. „Was daraus entsteht, du hast es dir selbst beizumessen;“ und damit wandte er sich wieder nach der Thür, in der Absicht, das Haus zu verlassen. Kohlhaas, der sich besonnen hatte, sprach: „Gnädigster Herr! thut, was ihr wollt! Gebt mir euer Wort, die Wache, sobald ich es wünsche, wieder aufzuheben: so habe ich gegen diese Maßregel nichts einzuwenden!“ Der Prinz erwiderte: das bedürfe der Rede nicht; und nachdem er drei Landsknechten, die man ihm zu diesem Zweck vorstellte, bedeutet hatte, daß der Mann, in dessen Hause sie zurückblieben, frei wäre, und daß sie ihm bloß zu seinem Schutz, wenn er ausginge, folgen sollten, grüßte er den Rapphändler mit einer herablassenden Bewegung der Hand, und entfernte sich.

Gegen Mittag begab sich Kohlhaas, von seinen drei Landsknechten begleitet, unter dem Gefolge einer unabsehbaren Menge, die ihm aber auf keine Weise, weil sie durch die Polizei gewarnt war, etwas zu Leide that, zu dem Großkanzler des Tribunals, Grafen Brede. Der Großkanzler, der ihn mit Milde und Freundlichkeit in seinem Vorgemach empfing, unterhielt sich während zwei ganzer Stunden mit ihm, und nachdem er sich den ganzen Verlauf der Sache, von Anfang bis zu Ende, hatte erzählen lassen, wies er ihn, zur unmit-



telbaren Abfassung und Einreichung der Klage, an einen bei dem Gericht angestellten berühmten Advokaten der Stadt. Kohlhaas, ohne weiteren Verzug, verfügte sich in dessen Wohnung; und nachdem die Klage, ganz der ersten niedergeschlagenen gemäß, auf Bestrafung des Junkers nach den Gelesen, Wiederherstellung der Pferde in den vorigen Stand, und Ersatz seines Schadens sowohl, als auch dessen, den sein bei Wühlberg gefallener Knecht Herse erlitten hatte, zu Gunsten der alten Mutter desselben, aufgesetzt war, begab er sich wieder, unter Begleitung des ihn immer noch angassenden Volks, nach Hause zurück, wohl entschlossen, es anders nicht, als nur wenn nothwendige Geschäfte ihn riefen, zu verlassen.

Inzwischen war auch der Junker seiner Haft in Wittenberg entlassen, und nach Herstellung von einer gefährlichen Wunde, die seinen Fuß entzündet hatte, von dem Landesgericht unter peremptorischen Bedingungen aufgefordert worden, sich zur Verantwortung auf die von dem Knochhändler Kohlhaas gegen ihn eingereichte Klage, wegen widerrechtlich abgenommener und zu Grunde gerichteter Rappen, in Dresden zu stellen. Die Gebrüder Kämmerer und Mundschenk von Tronka, Lehnsbettern des Junkers, in deren Hause er abtrat, empfingen ihn mit der größten Erbitterung und Verachtung; sie nannten ihn einen Glenden und Nichtswürdigen, der Schande und Schmach über die ganze Familie bringe, kündigten ihm an, daß er seinen Prozeß nunmehr unfehlbar verlieren würde, und forderten ihn auf, nur gleich zur Herbeischaffung der Rappen, zu deren Dicksütterung er, zum Hohngeächel der Welt, verdammt werden werde, Anstalt zu machen. Der Junker sagte mit schwacher, zitternder Stimme: er sei der bejammernswürdigste Mensch von der Welt. Er verschwor sich, daß er von dem ganzen verwünschten Handel, der ihn in's Unglück stürze, nur wenig gewußt, und daß der Schlossvoigt und der Verwalter an Allem Schuld wären, indem sie die Pferde, ohne sein entferntestes Wissen und Wollen, bei der Ernte gebraucht und durch unmäßige Anstrengungen, zum Theil auf ihren eigenen Feldern, zu Grunde gerichtet hätten. Er setzte sich, indem er dies sagte, und bat, ihn nicht durch Kränkungen und Beleidigungen in das Nebel, von dem er nur so eben erst erstanden sei, muthwillig zurückzuführen. Am andern Tage schrieben die Herren Hinz und Kunz, die in der Gegend der eingescherten Tronkenburg Güter besaßen, auf Ansuchen des Junkers, ihres Betters, weil doch nichts anders übrig blieb, an ihre dort befindlichen Verwalter und Pächter, um Nachricht über die an jenem unglücklichen Tage abhanden gekommenen und seitdem gänzlich verschwundenen Rappen einzuziehen. Aber Alles, was sie bei der gänzlichen Verwüstung des Platzes und der Viebernebelung fast aller Einwohner erfahren konnten, war, daß ein Knecht sie, von den flachen Hieben des Mordbrenners getrieben, aus dem brennenden

Schuppen, in welchem sie standen, gerettet, nachher aber auf die Frage, wo er sie hinführen, und was er damit anfangen solle, von dem grimmigen Wültherich einen Fußtritt zur Antwort erhalten habe. Die alte, von der Sacht geplagte Haushälterin des Junkers, die sich nach Meissen geflüchtet hatte, versicherte demselben, auf eine schriftliche Anfrage, daß der Knecht sich am Morgen jener entsetzlichen Nacht mit den Pferden nach der brandenburgischen Grenze gewandt habe; doch alle Nachfragen, die man daselbst anstellte, waren vergeblich, und es schien dieser Nachricht ein Irrthum zu Grunde zu liegen, indem der Junker keinen Knecht hatte, der im Brandenburgischen, oder auch nur auf der Straße dorthin, zu Hause war. Männer aus Dresden, die wenige Tage nach dem Brande der Tronkenburg in Wilsdruf gewesen waren, sagten aus, daß um die benannte Zeit ein Knecht mit zwei an der Halfter gehenden Pferden dort angekommen, und die Thiere, weil sie sehr elend gewesen wären, und nicht weiter fortgekonnt hätten, im Kuhstall eines Schäfers, der sie wieder hätte aufbringen wollen, stehen gelassen hätte. Es schien mancherlei Gründe wegen sehr wahrscheinlich, daß dies die in Untersuchung stehenden Rappen waren; aber der Schäfer aus Wilsdruf hatte sie, wie Leute, die dorthin kamen, versicherten, schon wieder, man wußte nicht an wen, verhandelt; und ein drittes Gericht, dessen Urheber unentdeckt blieb, sagte gar aus, daß die Pferde bereits in Gott verschieden, und in der Knochengrube zu Wilsdruf begraben wären. Die Herren Hinz und Kunz, denen diese Wendung der Dinge, wie man leicht begreift, die erwünschteste war, indem sie dadurch, bei des Junkers, ihres Betters, Ermangelung eigener Ställe, der Nothwendigkeit, die Rappen in den ihrigen aufzufüttern, überhoben waren, wünschten gleichwohl, völliger Sicherheit wegen, diesen Umstand zu bewahrheiten. Herr Wenzel von Tronka erließ demnach, als Erbz, Lehns- und Gerichtsherr, ein Schreiben an die Gerichte zu Wilsdruf, worin er dieselben, nach einer weitläufigen Beschreibung der Rappen, die, wie er sagte, ihm anvertraut, und durch einen Unfall abhanden gekommen wären, dienstfreundlichst ersuchte, den dermaligen Aufenthalt derselben zu erforschen, und den Eigener, wer er auch sei, aufzufordern und anzuhalten, sie gegen reichliche Wiedererstattung aller Kosten in den Ställen des Kämmerers, Herrn Kunz, zu Dresden abzuliefern. Demgemäß erschien auch wirklich wenige Tage darauf der Mann, an den sie der Schäfer aus Wilsdruf verhandelt hatte, und führte sie, dürr und wankend, an die Künge seines Karrens gebunden, auf den Markt der Stadt; das Unglück aber Herrn Wenzels, und noch mehr des ehrlichen Kohlhaas wollte, daß es der Abbecker aus Döbbern war.

Sobald Herr Wenzel in Gegenwart des Kämmerers, seines Betters, durch ein unbestimmtes Gerücht vernommen hatte, daß ein



Mann mit zwei schwarzen, aus dem Brande der Tronkenburg entkommenen Pferden in der Stadt angelangt sei, begaben sich beide, in Begleitung einiger aus dem Hause zusammengerafften Knechte, auf den Schloßplatz, wo er stand, um sie demselben, falls es die dem Kohlhaas zugehörigen wären, gegen Erstattung der Kosten abzunehmen und nach Hause zu führen. Aber wie betreten waren die Ritter, als sie bereits einen von Augenblick zu Augenblick sich vergrößernden Haufen von Menschen, den das Schauspiel herbeigezogen, um den zweirädrigen Karren, an dem die Thiere befestigt waren, erblickten; unter unendlichem Gelächter einander zurufend, daß die Pferde schon, um derenhalben der Staat wankte, an den Schinder gekommen wären! Der Junker, der um den Karren herumgegangen war, und die jämmerlichen Thiere, die alle Augenblicke sterben zu wollen schienen, betrachtet hatte, sagte verlegen: „das wären die Pferde nicht, die er dem Kohlhaas abgenommen;“ doch Herr Kunz, der Kämmerer, einen Blick sprachlosen Grimms voll auf ihn werfend, der, wenn er von Eisen gewesen wäre, ihn zerschmetterte hätte, trat, indem er seinen Mantel, Orden und Kette entblößend, zurückschlug, zu dem Abdecker heran, und fragte ihn: „ob das die Rappen wären, die der Schäfer von Wilsdruf an sich gebracht, und der Junker Wenzel von Tronka, dem sie gehören, bei den Gerichten dafelbst requirirt hätte?“ Der Abdecker, der, einen Eimer Wasser in der Hand, beschäftigt war, einen dicken, wohlbeleibten Gaul, der seinen Karren zog, zu tränken, sagte: „die schwarzen?“ — Er streifte dem Gaul, nachdem er den Eimer niedergelegt, das Gebiß aus dem Maul, und sagte: „die Rappen, die an die Runge gebunden waren, hätte ihm der Schweinehirte von Hainichen verkauft. Wo der sie her hätte, und ob sie von dem Wilsdruffer Schäfer kämen, das wisse er nicht. Ihm hätte,“ sprach er, während er den Eimer wieder aufnahm, und zwischen Deichsel und Knie anstimmte: „ihm hätte der Gerichtsbote aus Wilsdruf gesagt, daß er sie nach Dresden in das Haus derer von Tronka bringen solle; aber der Junker, an den er gewiesen sei, heiße Kunz.“ Bei diesen Worten wandte er sich mit dem Rest des Wassers, den der Gaul im Eimer übrig gelassen hatte, und schüttete ihn auf das Pflaster der Straße aus. Der Kämmerer, der, von den Blicken der hohnlachenden Menge umstellt, den Kerl, der mit empfindungslosem Eifer seine Geschäfte betrieb, nicht bewegen konnte, daß er ihn ansah, sagte: „daß er der Kämmerer, Kunz von Tronka, wäre; die Rappen aber, die er an sich bringen solle, müßten dem Junker, seinem Vetter, gehören; von einem Knecht, der bei Gelegenheit des Brandes aus der Tronkenburg entwichen, an den Schäfer zu Wilsdruf gekommen und ursprünglich zwei dem Reßhändler Kohlhaas gehörige Pferde sein!“ Er fragte den Kerl, der mit gespreizten Beinen dastand und sich die Hosen in die Höhe zog:

„ob er davon nichts wisse? Und ob sie der Schweinehirte von Hainichen nicht vielleicht, auf welchen Umstand Alles ankomme, von dem Wilsdruffer Schäfer, oder von einem Dritten, der sie seinerseits von demselben gekauft, erstanden hätte?“ — Der Abdecker, der sich an den Wagen gestellt und sein Wasser abgeschlagen hatte, sagte: „er wäre mit den Rappen nach Dresden bestellt, um in dem Hause derer von Tronka sein Geld dafür zu empfangen. Was er da vorbrächte, verstände er nicht; und ob sie, vor dem Schweinehirten aus Hainichen, Peter oder Paul besessen hätte, oder der Schäfer aus Wilsdruf, gelte ihm, da sie nicht gestohlen wären, gleich.“ Und damit ging er, die Peitsche quer über seinen breiten Rücken, nach einer Kneipe, die auf dem Platz lag, in der Absicht, hungrig wie er war, ein Frühstück einzunehmen. Der Kämmerer, der auf der Welt Gottes nicht wußte, was er mit Pferden, die der Schweinehirte von Hainichen an den Schinder in Döbbeln verkauft, machen solle, falls es nicht diejenigen wären, auf welchen der Teufel durch Sachsen ritt, forderte den Junker auf, ein Wort zu sprechen; doch da dieser mit bleichen, bebenden Lippen erwiderte: „das Rathsamste wäre, daß man die Rappen kaufe, sie möchten dem Kohlhaas gehören oder nicht:“ so trat der Kämmerer, Vater und Mutter, die ihn geboren, verfluchend, indem er sich den Mantel zurückschlug, gänzlich unwissend, was er zu thun oder zu lassen habe, aus dem Haufen des Volks zurück. Er rief den Freiherrn von Wenk, einen Bekannten, der über die Straße ritt, zu sich heran, und trotzig, den Platz nicht zu verlassen, eben weil das Gesindel höhnisch auf ihn einblickte, und mit vor dem Munde zusammengedrückten Schnupftüchern nur auf seine Entfernung zu warten schien, um loszuplätzen, bat er ihn, bei dem Großkanzler, Grafen Brede, abzustiegen, und durch dessen Vermittelung den Kohlhaas zur Befichtigung der Rappen herbeizuschaffen. Es traf sich, daß Kohlhaas eben, durch einen Gerichtsboten herbeigerufen, in dem Gemach des Großkanzlers, gewisser, die Deposition in Lügen betreffenden Erläuterungen wegen, die man von ihm bedurfte, gegenwärtig war, als der Freiherr in der eben erwähnten Absicht zu ihm in's Zimmer trat; und während der Großkanzler sich mit einem verdrießlichen Gesicht vom Sessel erhob und den Roßhändler, dessen Person jenem unbekannt war, mit den Papieren, die er in der Hand hielt, zur Seite stehen ließ, stellte der Freiherr ihm die Verlegenheit, in welcher sich die Herren von Tronka befanden, vor. Der Abdecker von Döbbeln sei auf mangelhafte Requisition der Wilsdruffer Gerichte mit Pferden erschienen, deren Zustand so heillos beschaffen wäre, daß der Junker Wenzel anstehen müsse, sie für die dem Kohlhaas gehörigen anzuerkennen; dergestalt, daß, falls man sie gleichwohl dem Abdecker abnehmen solle, um in den Ställen der Ritter zu ihrer Wiederherstellung einen Versuch zu machen, vor-



her eine Okular-Inspektion des Koblhaas, um den besagten Umstand außer Zweifel zu setzen, nothwendig sei. „Habt demnach die Güte,“ schloß er, „den Koblhändler durch eine Wache aus seinem Hause abholen und auf den Markt, wo die Pferde stehen, hinführen zu lassen.“ Der Großkanzler, indem er seine Brille von der Nase nahm, sagte: „daß er in einem doppelten Irrthum stünde; einmal, wenn er glaube, daß der in Rede stehende Umstand anders nicht, als durch eine Okular-Inspektion des Koblhaas auszumitteln sei; und dann, wenn er sich einbilde, er, der Kanzler, sei befugt, den Koblhaas durch eine Wache, wohin es dem Junker beliebe, abführen zu lassen.“ Dabei stellte er ihm den Koblhändler, der hinter ihm stand, vor, und bat ihn, indem er sich niederließ und seine Brille wieder aufsetzte, sich in dieser Sache an ihn selbst zu wenden. — Koblhaas, der mit keiner Miene, was in seiner Seele vorging, zu erkennen gab, sagte: „daß er bereit wäre, ihm zur Besichtigung der Rappen, die der Abdecker in die Stadt gebracht, auf den Markt zu folgen.“ Er trat, während der Freiherr sich betrossen zu ihm umkehrte, wieder an den Tisch des Großkanzlers heran, und nachdem er demselben noch aus den Papieren seiner Briestafche mehrere die Deposition in Lügen betreffende Nachrichten gegeben hatte, beurlaubte er sich von ihm; der Freiherr, der, über das ganze Gesicht roth, an's Fenster getreten war, empfahl sich ihm gleichfalls, und beide gingen, begleitet von den drei durch den Prinzen von Meissen eingesetzten Landknechten, unter dem Troß einer Menge von Menschen, nach dem Schloßplatz hin. Der Kammerer, Herr Kunz, der inzwischen den Vorstellungen mehrerer Freunde, die sich um ihn eingefunden hatten, zum Troß seinen Platz, dem Abdecker von Döbbeln gegenüber, unter dem Volke behauptet hatte, trat, sobald der Freiherr mit dem Koblhändler erschien, an den letzteren heran, und fragte ihn, indem er sein Schwert mit Stolz und Ansehen unter dem Arm hielt: „ob die Pferde, die hinter dem Wagen stünden, die seinigen wären?“ Der Koblhändler, nachdem er mit einer bescheidenen Wendung gegen den die Frage an ihn richtenden Herrn, den er nicht kannte, den Hut gerückt hatte, trat, ohne ihm zu antworten, im Gefolge sämmtlicher Ritter, an den Schinderkarren heran; und die Thiere, die, auf wankenden Beinen, die Häupter zur Erde gebeugt, dastanden, und von dem Heu, das ihnen der Abdecker vorgelegt hatte, nicht fraßen, schlüchtig, aus einer Ferne von zwölf Schritt, in welcher er stehen blieb, betrachtete: „Gnädigster Herr!“ wandte er sich zu dem Kammerer zurück, „der Abdecker hat ganz Recht; die Pferde, die an seinen Karren gebunden sind, gehören mir!“ Und damit, indem er sich in dem ganzen Kreise der Herren umfah, rückte er den Hut noch einmal, und begab sich, von seiner Wache begleitet, wieder von dem Platz hinweg. Bei diesen Worten trat der Kammerer mit einem raschen,

seinen Helmbusch erschütternden Schritt zu dem Abdecker heran, und warf ihm einen Beutel mit Geld zu; und während dieser sich, den Beutel in der Hand, mit einem bleiernen Kamm die Haare über die Stirn zurückkämte, und das Geld betrachtete, befahl er einem Knecht, die Pferde abzulösen und nach Hause zu führen! Der Knecht, der auf den Ruf des Herrn einen Kreis von Freunden und Verwandten, die er unter dem Volke besaß, verlassen hatte, trat auch, in der That ein wenig roth im Gesichte, über eine große Mistpfütze, die sich zu ihren Füßen gebildet hatte, zu den Pferden heran; doch kaum hatte er ihre Halftern erfaßt, um sie loszubinden, als ihn Meister Himboldt, sein Vetter, schon beim Arm ergriff, und mit den Worten: „du rührst die Schindmähren nicht an!“ von dem Karren hinwegschleuderte. Er setzte, indem er sich mit ungewissen Schritten über die Mistpfütze wieder zu dem Kammerer, der über diesen Vorfall sprachlos dastand, zurückwandte, hinzu: „daß er sich einen Schinderknecht anschaffen müsse, um ihm einen solchen Dienst zu leisten.“ Der Kammerer, der, vor Wuth schäumend, den Meister auf einen Augenblick betrachtet hatte, kehrte sich um und rief über die Häupter der Ritter, die ihn umringten, hinweg, nach der Wache; und sobald auf die Bestellung des Freiherrn von Wenz ein Offizier mit einigen kurfürstlichen Trabanten aus dem Schloß erschienen war, forderte er denselben unter einer kurzen Darstellung der schändlichen Aufbegehre, die sich die Bürger der Stadt erlaubten, auf, den Rädelsführer, Meister Himboldt, in Verhaft zu nehmen. Er verklagte den Meister, indem er ihn bei der Brust faßte: daß er seinen, die Rappen auf seinen Befehl losbindenden Knecht von dem Karren hinweggeschleudert und mißhandelt hätte. Der Meister, indem er den Kammerer mit einer geschickten Wendung, die ihn befreite, zurückwies, sagte: „Gnädigster Herr! einem Burtschen von zwanzig Jahren bedeuten, was er zu thun hat, heißt nicht, ihn verhegen! Befragt ihn, ob er sich gegen Herkommen und Schicklichkeit mit den Pferden, die an die Karre gebunden sind, befassen will; will er es nach dem, was ich gesagt, thun: sei's. Meinethalb mag er sie jetzt abblenden und häuten!“ Bei diesen Worten wandte sich der Kammerer zu dem Knecht herum, und fragte ihn: „ob er irgend Anstand nähme, seinen Befehl zu erfüllen, und die Pferde, die dem Koblhaas gehörten, loszubinden und nach Hause zu führen?“ und da dieser schlüchtern, indem er sich unter die Bürger mischte, erwiderte: „die Pferde müßten erst ehrlich gemacht werden, bevor man ihm das zumuthe!“ so folgte ihm der Kammerer von hinten, riß ihm den Hut ab, der mit seinem Hauszeichen geschmückt war, zog, nachdem er den Hut mit Füßen getreten, von Leder, und jagte den Knecht mit wüthenden Hieben der Klinge augenblicklich vom Platze weg und aus seinen Diensten. Meister Himboldt rief: „Schmeißt den Mordwüthersch



doch gleich zu Boden!" und während die Bürger, von diesem Auftritte empört, zusammentraten und die Wache hinwegdrängten, warf er den Kämmerer von hinten nieder, riß ihm Mantel, Kragen und Helm ab, wand ihm das Schwert aus der Hand, und schleuderte es in einem grimmen Wurf weit über den Platz hinweg. Vergebens rief der Junker Wenzel, indem er sich aus dem Tumult rettete, den Ritters zu, seinem Vetter beizuspringen; ehe sie noch einen Schritt dazu gethan hatten, waren sie schon von dem Andrang des Volks zerstreut, dergestalt, daß der Kämmerer, der sich den Kopf beim Fallen verletzt hatte, der ganzen Wuth der Menge Preis gegeben war. Nichts als die Erscheinung eines Trupps berittener Landknechte, die zufällig über den Platz zogen, und die der Offizier der kurfürstlichen Trabanten zu seiner Unterstützung herbeirief, konnte den Kämmerer retten. Der Offizier, nachdem er den Haufen verjagt, ergriff den wüthenden Meister, und während derselbe durch einige Reiter nach dem Gefängniß gebracht ward, hoben zwei Freunde den unglücklichen, mit Blut bedeckten Kämmerer vom Boden auf und führten ihn nach Hause. Einen so heillosen Ausgang nahm der wohlgemeinte und redliche Versuch, dem Roßhändler wegen des Unrechts, das man ihm zugesügt, Genugthuung zu verschaffen. Der Abdecker von Döbbeln, dessen Geschäft abgemacht war, und der sich nicht länger aufhalten wollte, band, da sich das Volk zu zerstreuen anfang, die Pferde an einen Laternenpfahl, wo sie den ganzen Tag über, ohne daß sich Jemand um sie bekümmerte, ein Spott der Straßensungen und Tagediebe, stehen blieben; dergestalt, daß in Ermangelung aller Pflege und Wartung die Polizei sich ihrer annehmen mußte, und gegen Einbruch der Nacht den Abdecker von Dresden herbeirief, um sie, bis auf weitere Verfügung, auf der Schinderei vor der Stadt zu besorgen.

Dieser Vorfall, so wenig der Roßhändler ihn in der That verschuldet hatte, erweckte gleichwohl, auch bei den Gemäßigten und Besseren, eine dem Ausgange seiner Streitsache höchst gefährliche Stimmung im Lande. Man fand das Verhältniß desselben zum Staate ganz unerträglich, und in Privathäusern und auf öffentlichen Plätzen erhob sich die Meinung, daß es besser sei, ein offenes Unrecht an ihm zu verüben und die ganze Sache niederzuschlagen, als ihm Gerechtigkeit, durch Gewaltthaten ertrogt, in einer so wichtigen Sache, zur bloßen Befriedigung seines rasenden Sturms, zukommen zu lassen. Zum völligen Verderben des armen Koblhaas mußte der Großkanzler selbst, aus übergroßer Rechtslichkeit, und einem davon herrührenden Haß gegen die Familie von Tronka, beitragen, diese Stimmung zu befestigen und zu verbreiten. Es war höchst unwahrscheinlich, daß die Pferde, die der Abdecker von Dresden jetzt besorgte, jemals wieder in den Stand, wie sie aus dem Stall zu

Koblhaasentrück gekommen waren, hergestellt werden würden; doch gehest, daß es durch Kunst und anhaltende Pflege möglich gewesen wäre: die Schmach, die zu Folge der bestehenden Umstände dadurch auf die Familie des Junkers fiel, war so groß, daß bei dem staatsbürgerlichen Gewicht, den sie, als eine der edelsten und ersten im Lande hatte, nichts Billiger und zweckmäßiger schien, als eine Vergütung der Pferde in Geld einzuleiten. Gleichwohl, auf einen Brief, in welchem der Präsident, Graf Kallheim, im Namen des Kämmerers, den seine Krankheit abhielt, dem Großkanzler einige Tage darauf diesen Vorschlag machte, erließ derselbe zwar ein Schreiben an den Koblhaas, worin er ihn ermahnte, einen solchen Antrag, wenn er an ihn ergehen sollte, nicht von der Hand zu weisen; den Präsidenten selbst aber bat er in einer kurzen, wenig verbindlichen Antwort, ihn mit Privataufträgen in dieser Sache zu verschonen, und forderte den Kämmerer auf, sich an den Roßhändler selbst zu wenden, den er ihm als einen sehr billigen und bescheidenen Mann schilderte. Der Roßhändler, dessen Wille durch den Vorfall, der sich auf dem Markt zugetragen, in der That gebrochen war, wartete auch nur, dem Rath des Großkanzlers gemäß, auf eine Eröffnung von Seiten des Junkers oder seiner Angehörigen, um ihnen mit völliger Bereitwilligkeit und Vergebung alles Geschehenen, entgegen zu kommen; doch eben diese Eröffnung war den stolzen Ritters zu thun empfindlich; und schwer erbittert über die Antwort, die sie von dem Großkanzler empfangen hatten, zeigten sie dieselbe dem Kurfürsten, der, am Morgen des nächstfolgenden Tages, den Kämmerer krank, wie er an seinen Wunden darnieder lag, in seinem Zimmer besuchte hatte. Der Kämmerer, mit einer durch seinen Zustand schwachen und rührenden Stimme, fragte ihn, ob er, nachdem er sein Leben daran gesetzt, um diese Sache seinen Wünschen gemäß beizulegen, auch noch seine Ehre dem Tadel der Welt aussetzen, und mit einer Bitte um Vergleich und Nachgiebigkeit vor einem Manne erscheinen solle, der alle nur erdenkliche Schmach und Schande über ihn und seine Familie gebracht habe. Der Kurfürst, nachdem er den Brief gelesen hatte, fragte den Grafen Kallheim verlegen: „ob das Tribunal nicht befugt sei, ohne weitere Rücksprache mit dem Koblhaas, auf den Umstand, daß die Pferde nicht wieder herzustellen wären, zu setzen, und dem gemäß das Urtheil gleich, als wenn sie todt wären, auf bloße Vergütung derselben in Geld abzufassen?" Der Graf antwortete: „Gnädigster Herr, sie sind todt: sind in staatsrechtlicher Bedeutung todt; weil sie keinen Werth haben, und werden es physisch sein, bevor man sie aus der Abdeckerei in die Ställe der Ritter gebracht hat;" worauf der Kurfürst, indem er den Brief einsteckte, sagte, daß er mit dem Großkanzler selbst darüber sprechen wolle, den Kämmerer, der sich halb aufrichtete und seine Hand dank-



bar ergriff, beruhigte, und nachdem er ihm noch empfohlen hatte, für seine Gesundheit Sorge zu tragen, mit vieler Huld sich von seinem Sessel erhob und das Zimmer verließ.

So standen die Sachen in Dresden, als sich über den armen Koglhaas noch ein anderes, bedeutenderes Gewitter von Lützen her zusammenzog, dessen Strahl die arglistigen Ritter geschickt genug waren, auf das unglückliche Haupt desselben herabzuleiten. Johann Nagelschmidt nämlich, Einer von den durch den Koglhändler zusammengebrachten und nach Erscheinung der kurfürstlichen Amnestie wieder abgedankten Knechten, hatte für gut befunden, wenige Wochen nachher an der böhmischen Grenze einen Theil dieses zu allen Schandthaten aufgelegten Gesindels von neuem zusammenzuraffen, um das Gewerbe, auf dessen Spur ihn Koglhaas geführt hatte, auf seine eigene Hand fortzusetzen. Dieser nichtsnutzige Kerl nannte sich, theils um den Häschern, von denen er verfolgt ward, Furcht einzuschüßen, theils um das Landvolk auf die gewohnte Weise zur Theilnahme an seinen Spitzbübereien zu verleiten, einen Statthalter des Koglhaas; sprengte mit einer seinem Herrn abgelernten Klugheit aus, daß die Amnestie an mehreren, in ihre Heimat ruhig zurückgekehrten Knechten nicht gehalten, ja der Koglhaas selbst mit himmelschreiender Wortbrüchigkeit bei seiner Ankunft in Dresden eingestekt und einer Wache übergeben worden sei; dergestalt, daß in Plakaten, die den Koglhaassischen ganz ähnlich waren, sein Mordbrennerhaufen als ein zur bloßen Ehre Gottes aufgestandener Kriegshaufen erschien, bestimmt, über die Befolgung der ihnen von dem Kurfürsten angelobten Amnestie zu wachen; Alles, wie schon gesagt, keineswegs zur Ehre Gottes, noch aus Anhänglichkeit an den Koglhaas, dessen Schicksal ihnen völlig gleichgültig war, sondern um unter dem Schutz solcher Vorpiegelungen desto ungestrafter und bequemer zu sinnen und zu plündern. Die Ritter, sobald die ersten Nachrichten davon nach Dresden kamen, konnten ihre Freude über diesen, dem ganzen Handel eine andere Gestalt gebenden Vorfall nicht unterdrücken. Sie erinnerten mit weisen und mißvergnügten Seitenblicken an den Mißgriff, den man begangen, indem man dem Koglhaas, ihren dringenden und wiederholten Warnungen zum Troß, Amnestie ertheilt, gleichsam, als hätte man die Absicht gehabt, Bösewichtern aller Art dadurch zur Nachfolge auf seinem Wege das Signal zu geben; und nicht zufrieden, dem Vorgeben des Nagelschmidt, zur bloßen Aufrechthaltung und Sicherheit seines unterdrückten Herrn die Waffen ergriffen zu haben, Glauben zu schenken, äußerten sie sogar die bestimmte Meinung, daß die ganze Erscheinung desselben nichts, als ein von dem Koglhaas angezettelttes Unternehmen sei, um die Regierung in Furcht zu setzen und den Fall des Rechtspruchs Punkt vor Punkt seinem rasenden Eigensinn gemäß durchzusetzen und zu

beschleunigen. Ja, der Mundschent, Herr Hinz, ging so weit, einigen Jagdjunkern und Hofherren, die sich nach der Tafel im Vorzimmer des Kurfürsten um ihn versammelt hatten, die Auflösung des Mordbrennerhaufens in Lützen als eine verwünschte Spiegelschere darzustellen; und indem er sich über die Gerechtigkeitsliebe des Großkurfürstlers sehr lustig machte, erwies er aus mehreren witzig zusammengestellten Umständen, daß der Haufen, nach wie vor, noch in den Wäldern des Kurfürstenthums vorhanden sei und nur auf den Wink des Koglhändlers warte, um daraus von neuem mit Feuer und Schwert hervorzubrechen. Der Prinz Christiern von Meissen, über diese Wendung der Dinge, die seines Herrn Ruhm auf die empfindlichste Weise zu beslecken drohte, sehr mißvergnügt, begab sich sogleich zu demselben auf's Schloß, und das Interesse der Ritter, den Koglhaas, wenn es möglich wäre, auf den Grund neuer Vergehungen zu stürzen, wohl durchschauend, bat er sich von demselben die Erlaubniß aus, unverzüglich ein Verhör über den Koglhändler anstellen zu dürfen. Der Koglhändler, nicht ohne Befremden, durch einen Häscher in das Gubernium abgeführt, erschien, den Heinrich und Leopold, seine beiden kleinen Knaben, auf dem Arm; denn Sternbald, der Knecht, war Tags zuvor mit seinen fünf Kindern aus dem Medlenburgischen, wo sie sich aufgehalten hatten, bei ihm angekommen, und Gedanken mancherlei Art, die zu entwickeln zu weitläufig sind, bestimmten ihn, die Jungen, die ihn bei seiner Entfernung unter dem Erguß kindischer Thränen darum baten, aufzuheben und in das Verhör mitzunehmen. Der Prinz, nachdem er die Kinder, die Koglhaas neben sich niedergelegt hatte, wohlgefällig betrachtet und auf eine freundliche Weise nach ihrem Alter und Namen g. fragt hatte, eröffnete ihm, was der Nagelschmidt, sein ehemaliger Knecht, sich in den Thälern des Erzgebirges für Freiheiten herausnehme; und indem er ihm die sogenannten Mandate desselben überreichte, forderte er ihn auf, dagegen vorzubringen, was er zu seiner Rechtfertigung vorzubringen wüßte. Der Koglhändler, so schwer er auch in der That über diese schändlichen und verrätherischen Papiere erschraf, hatte gleichwohl einem so rechtschaffenen Manne, als der Prinz war, gegenüber wenig Mühe, die Grundlosigkeit der gegen ihn auf die Bahn gebrachten Beschuldigungen befriedigend auseinander zu legen. Nicht nur, daß zufolge seiner Bemerkung er, so wie die Sachen standen, überhaupt noch zur Entscheidung seines im besten Fortgang begriffenen Rechtsstreits keiner Hülfe von Seiten eines Dritten bedürfte: aus einigen Brieffschaften, die er bei sich trug und die er dem Prinzen vorzeigte, ging sogar eine Unwahrscheinlichkeit ganz eigener Art hervor, daß das Herz des Nagelschmidts gestimmt sein sollte, ihm dergleichen Hülfe zu leisten, indem er den Kerl wegen auf dem platten Lande verübter Nothzucht und anderer Schelmereien kurz vor



Auflösung des Haufens in Lützen hatte hängen lassen wollen; dergestalt, daß nur die Erscheinung der kurfürstlichen Amnestie, indem sie das ganze Verhältniß aufhob, ihn gerettet hatte, und beide Tags darauf als Todfeinde auseinander gegangen waren. Kohlhaas, auf seinen von dem Prinzen angenommenen Vorschlag, setzte sich nieder und erließ ein Sendschreiben an den Nagelschmidt, worin er das Vorgeben desselben, zur Aufrechthaltung der an ihm und seinem Haufen gebrochenen Amnestie aufgestanden zu sein, für eine schändliche und ruchlose Erfindung erklärte; ihm sagte, daß er bei seiner Ankunft in Dresden weder eingestekt, noch einer Wache übergeben, auch seine Rechtsache ganz so, wie er es wünsche, im Fortgange sei und ihn wegen der, nach Publikation der Amnestie im Erzgebirge ausgeübten Nordbrennerei, zur Warnung des um ihn versammelten Gefindels der ganzen Rache der Gesetze preisgab. Dabei wurden einige Fragmente der Kriminalverhandlung, die der Kofhändler auf dem Schlosse zu Lützen, in Bezug auf die oben erwähnten Schändlichkeiten über ihn hatte anstellen lassen, zur Belehrung des Volks über diesen nichtsnutzigen, schon damals dem Galgen bestimmten und, wie schon erwähnt, nur durch das Patent, das der Kurfürst erließ, geretteten Kerl angehängt. Demgemäß beruhigte der Prinz den Kohlhaas über den Verdacht, den man ihm durch die Umstände nothgedrungen in diesem Verhör habe äußern müssen; versicherte ihn, daß, so lange er in Dresden wäre, die ihm erteilte Amnestie auf keine Weise gebrochen werden solle; reichte den Knaben noch einmal, indem er sie mit Obst, das auf seinem Tische stand, beschenkte, die Hand, grüßte den Kohlhaas und entließ ihn. Der Großkanzler, der gleichwohl die Gefahr, die über dem Kofhändler schwebte, erkannte, that sein Äußerstes, um die Sache desselben, bevor sie durch neue Ereignisse verwickelt und verworren würde, zu Ende zu bringen; das aber wünschten und bezweckten die staatsklugen Ritter eben, und statt wie zuvor mit stillschweigendem Eingeständniß der Schuld ihren Widerspruch auf ein bloß gemildertes Rechtskenntniß einzuschränken, fingen sie jetzt an, in Wendungen arglistiger und rabulistischer Art, diese Schuld selbst gänzlich zu leugnen. Bald gaben sie vor, daß die Klappen des Kohlhaas in Folge eines bloß eigenmächtigen Verfahrens des Schloßvoigts und Verwalters, von welchem der Junker nichts oder nur Unvollständiges gewußt, auf der Tronkenburg zurückgehalten worden seien; bald versicherten sie, daß die Thiere schon bei ihrer Ankunft daselbst an einem heftigen und gefährlichen Husten krank gewesen wären, und beriefen sich deshalb auf Zeugen, die sie herbeizuschaffen sich anheißig machten; und als sie mit diesen Argumenten nach weitläufigen Untersuchungen und Auseinandersetzungen aus dem Felde geschlagen waren, brachten sie gar ein kurfürstliches Edikt bei, worin vor einem Zeitraum von

zwölf Jahren, einer Viehseuche wegen, die Einführung der Pferde aus dem Brandenburgischen in's Sächsische in der That verboten worden war: zum sonnenklaren Beleg nicht nur der Befugniß, sondern sogar der Verpflichtung des Junkers, die von dem Kohlhaas über die Grenze gebrachten Pferde anzuhalten. — Kohlhaas, der inzwischen von dem wackern Amtmann zu Kohlhaasenbrück seine Weiserei gegen eine geringe Vergütung des dabei gebachten Schadens käuflich wieder erlangt hatte, wünschte, wie es scheint wegen gerichtlicher Abmachung dieses Geschäfts, Dresden auf einige Tage zu verlassen und in diese seine Heimat zu reisen; ein Entschluß, an welchem gleichwohl, wie wir nicht zweifeln, weniger das besagte Geschäft, so dringend es auch in der That wegen Bestellung der Winterfaat sein mochte, als die Absicht, unter so sonderbaren und bedenklichen Umständen seine Lage zu prüfen, Antheil hatte: zu welchem vielleicht auch noch Gründe anderer Art mitwirkten, die wir Jedem, der in seiner Brust Bescheid weiß, zu errathen überlassen wollen. Demnach verfügte er sich mit Zurücklassung der Wache, die ihm zugeordnet war, zum Großkanzler und eröffnete ihm, die Briefe des Amtmanns in der Hand, daß er Willens sei, falls man seiner, wie es den Anschein habe, bei dem Gericht nicht nothwendig bedürfe, die Stadt zu verlassen, und auf einen Zeitraum von acht oder zwölf Tagen, binnen welcher Zeit er wieder zurück zu sein versprach, nach dem Brandenburgischen zu reisen. Der Großkanzler, indem er mit einem mißvergnügten und bedenklichen Gesichte zur Erde sah, versetzte: er müsse gestehen, daß seine Anwesenheit gerade jetzt nothwendiger sei als jemals, indem das Gericht wegen arglistiger und winkeltziehender Einwendungen der Gegenpart, seiner Aussagen und Erörterungen in tausenderlei nicht vorherzusehenden Fällen bedürfe; doch da Kohlhaas ihn auf seinen von dem Rechtsfall wohl unterrichteten Advokaten verwies und mit bescheidener Zudringlichkeit, indem er sich auf acht Tage einzuschränken versprach, auf seiner Bitte beharrte, so sagte der Großkanzler nach einer Pause kurz, indem er ihn entließ: „er hoffe, daß er sich deshalb Pässe bei dem Prinzen Christian von Meissen ausbitten würde.“ — Kohlhaas, der sich auf das Gesicht des Großkanzlers gar wohl verstand, setzte sich, in seinem Entschluß nur bestärkt, auf der Stelle nieder und bat, ohne irgend einen Grund anzugeben, den Prinzen v. Meissen, als Chef des Suberniums, um Pässe auf acht Tage nach Kohlhaasenbrück und zurück. Auf dieses Schreiben erhielt er ein, von dem Schloßhauptmann, Freiherrn Siegfried von Went, unterzeichnete Subernal-Resolution des Inhalts: sein Gesuch um Pässe nach Kohlhaasenbrück werde des Kurfürsten Durchlaucht vorgelegt werden, nach dessen höchster Bewilligung, sobald sie einging, ihm die Pässe zugesandt werden würden. Auf die Erkundigung Kohlhaasens bei seinem Advoka-



laten, wie es zuginge, daß die Gubernial-Resolution von einem Freiherrn Siegfried von Wenk und nicht von dem Prinzen Christiern von Meissen, an den er sich gewendet, unterschrieben sei, erhielt er zur Antwort: daß der Prinz vor drei Tagen auf seine Güter gereist und die Gubernialgeschäfte während seiner Abwesenheit dem Schloßhauptmann Freiherrn Siegfried von Wenk, einem Vetter des oben erwähnten Herrn gleichen Namens, übergeben worden wären. — Kohlhaas, dem das Herz unter allen diesen Umständen unruhig zu klopfen anfang, hartete durch mehrere Tage auf die Entscheidung seiner, der Person des Landesherrn mit befremdender Weiträumigkeit vorgelegten Bitte; doch es verging eine Woche, und es verging mehr, ohne daß weder diese Entscheidung einlief, noch auch das Rechts-erkenntniß, so bestimmt man es ihm auch verkündigt hatte, bei dem Tribunal gefällt ward: dergestalt, daß er am zwölften Tage fest entschlossen, die Gesinnung der Regierung gegen ihn, sie möge sein, welche man wolle, zur Sprache zu bringen, sich niedersezte und das Gubernium von neuem in einer dringenden Vorstellung um die erforderlichen Rüsse bat. Aber wie betreten war er, als er am Abend des folgenden gleichfalls ohne die erwartete Antwort verstrichenen Tages mit einem Schritt, den er gedankenvoll in Erwägung seiner Lage, und besonders der ihm von dem Doktor Luther ausgewirkten Amnestie an das Fenster seines Hinterstübchens that, in dem kleinen, auf dem Hofe befindlichen Nebengebäude, das er ihr zum Aufenthalte angewiesen hatte, die Wache nicht erblickte, die ihm bei seiner Ankunft der Prinz von Meissen eingesetzt hatte. Thomas, der alte Hausmann, den er herbeirief und fragte: was dies zu bedeuten habe? antwortete ihm seufzend: „Herr! es ist nicht alles wie es sein soll; die Landsknechte, deren heute mehr sind wie gewöhnlich, haben sich bei Einbruch der Nacht um das ganze Haus vertheilt; zwei stehen mit Schild und Spieß an der vordern Thür auf der Straße, zwei an der hintern im Garten, noch zwei andere liegen im Vorfaal auf einem Bund Stroh und sagen, daß sie daselbst schlafen würden.“ Kohlhaas, der seine Farbe verlor, wandte sich und versetzte: „es wäre gleichviel, wenn sie nur da wären; und er möchte den Landsknechten, sobald er auf den Flur käme, Licht hinsehen, damit sie sehen könnten.“ Nachdem er noch, unter dem Vorwande, ein Geschirr auszugießen, den vordern Fensterladen eröffnet, und sich von der Wahrheit des Umstandes, den ihm der Alte entdeckt, überzeugt hatte: denn eben ward sogar in geräuschloser Ablösung die Wache erneuert, an welche Maßregel bisher, so lange die Einrichtung bestand, noch Niemand gedacht hatte; so legte er sich, wenig schlaflosig allerdings, zu Bette, und sein Entschluß war für den kommenden Tag sogleich gefaßt. Denn nichts mißgönnte er der Regierung, mit der er zu thun hatte, mehr, als den Schein der Gerechtigkeit, während sie in der

That die Amnestie, die sie ihm gelobt hatte, an ihm brach; und falls er wirklich ein Gefangener sein sollte, wie es keinem Zweifel mehr unterworfen war, wollte er derselben auch die bestimmte und unwundene Erklärung, daß es so sei, abnöthigen. Demnach ließ er, sobald der Morgen des nächsten Tages anbrach, durch Sternbald, seinen Knecht, den Wagen anspannen und vorführen, um, wie er vorgab, zu dem Verwalter nach Lockewitz zu fahren, der ihn, als ein alter Bekannter, einige Tage zuvor in Dresden gesprochen und eingeladen hatte, ihn einmal mit seinen Kindern zu besuchen. Die Landsknechte, welche mit zusammengesteckten Köpfen die dadurch veranlaßten Bewegungen im Hause wahrnahmen, schickten Einen aus ihrer Mitte heimlich in die Stadt, worauf binnen wenigen Minuten ein Gubernialoffiziant an der Spitze mehrerer Häfcher erschien, und sich, als ob er daselbst ein Geschäft hätte, in das gegenüberliegende Haus begab. Kohlhaas, der, mit der Ankleidung seiner Knaben beschäftigt, diese Bewegungen gleichfalls bemerkte, und den Wagen absichtlich länger, als eben nöthig gewesen wäre, vor dem Hause halten ließ, trat, sobald er die Anstalten der Polizei vollendet sah, mit seinen Kindern, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, vor das Haus hinaus; und während er dem Troß der Landsknechte, die unter der Thüre standen, im Vorübergehen sagte, daß sie nicht nöthig hätten, ihm zu folgen, hob er die Jungen in den Wagen und küßte und tröstete die kleinen weinenden Mädchen, die, seiner Anordnung gemäß, bei der Tochter des alten Hausmannes zurückbleiben sollten. Kaum hatte er selbst den Wagen bestiegen, als der Gubernial-Offiziant mit seinem Gefolge von Häfchern aus dem gegenüberliegenden Hause zu ihm herantrat, und ihn fragte: wohin er wolle? Auf die Antwort Kohlhaasens, „daß er zu seinem Freund dem Amtmann nach Lockewitz fahren wolle, der ihn vor einigen Tagen mit seinen beiden Knaben zu sich auf's Land geladen,“ antwortete der Gubernial-Offiziant: daß er in diesem Falle einige Augenblicke warten müsse, indem einige berittene Landsknechte, dem Befehl des Prinzen von Meissen gemäß, ihn begleiten würden. Kohlhaas fragte lächelnd von dem Wagen herab: „ob er glaube, daß seine Person in dem Hause eines Freundes, der sich erboten, ihn auf einen Tag an seiner Tafel zu bewirthen, nicht sicher sei?“ Der Offiziant erwiderte auf eine heitere und angenehme Art: daß die Gefahr allerdings nicht groß sei, wobei er hinzusetzte: daß ihm die Knechte auch auf keine Weise zur Last fallen sollten. Kohlhaas versetzte ernsthaft: „daß ihm der Prinz von Meissen bei seiner Ankunft in Dresden freigestellt, ob er sich der Wache bedienen wolle oder nicht;“ und da der Offiziant sich über diesen Umstand wunderte, und sich mit vorsichtigen Wendungen auf den Gebrauch während der ganzen Zeit seiner Abwesenheit berief: so erzählte der Koffhändler ihm den Vorfall, der die Einsetzung der Wache



in seinem Hause veranlaßt hatte. Der Offiziant versicherte ihm, daß die Befehle des Schlosshauptmanns, Freiherrn von Wenk, der in diesem Augenblick Chef der Polizei sei, ihm die unausgesetzte Beschützung seiner Person zur Pflicht mache, und bat ihn, falls er sich die Begleitung nicht gefallen lassen wolle, selbst auf das Gubernium zu gehen, um den Irrthum, der dabei obwalten müsse, zu berichtigen. Koblhaas, mit einem sprechenden Blick, den er auf den Offizianten warf, sagte, entschlossen, die Sache zu beugen oder zu brechen: „daß er dies thun wolle;“ stieg mit klopfendem Herzen von dem Wagen, ließ die Kinder durch den Hausmann in den Flur tragen und verfügte sich, während der Knecht mit dem Fuhrwerk vor dem Hause halten blieb, mit dem Offizianten und seiner Wache in das Gubernium. Es traf sich, daß der Schlosshauptmann, Freiherr von Wenk, eben mit der Besichtigung einer Bande, am Abend zuvor eingebrachter Nagelschmidt'scher Knechte, die man in der Gegend von Leipzig aufgefängt hatte, beschäftigt war, und die Kerle über manche Dinge, die man gern von ihnen gehört hätte, von den Ritttern, die bei ihm waren, befragt wurden, als der Kofhändler mit seiner Begleitung zu ihm in den Saal trat. Der Freiherr, sobald er den Kofhändler erblickte, ging, während die Ritter plötzlich still wurden und mit dem Verhör der Knechte einhielten, auf ihn zu, und fragte ihn, was er wolle? und da der Kofhlamm ihm auf ehrerbietige Weise sein Vorhaben, bei dem Verwalter in Lockwitz zu Mittag zu speisen, und den Wunsch, die Landsknechte, deren er dabei nicht bedürfe, zurücklassen zu dürfen, vorgetragen hatte, antwortete der Freiherr, die Farbe im Gesichte wechselnd, indem er eine andere Rede zu verschlucken schien: „er würde wohl thun, wenn er sich still in seinem Hause hielte, und den Schmaus bei dem Lockwitzer Amtmann vor der Hand noch aussetzte.“ — Dabei wandte er sich, das ganze Gespräch zerschneidend, dem Offizianten zu und sagte ihm: „daß es mit dem Befehl, den er ihm in Bezug auf den Mann gegeben, sein Besten hätte, und daß derselbe anders nicht, als in Begleitung sechs berittener Landsknechte die Stadt verlassen dürfe.“ — Koblhaas fragte: „ob er ein Gefangener wäre, und ob er glauben solle, daß die ihm feierlich, vor den Augen der ganzen Welt angelobte Amnestie gebrochen sei?“ worauf der Freiherr sich plötzlich blutroth im Gesichte zu ihm wandte, und, indem er dicht vor ihn trat und ihm in das Auge sah, antwortete: „ja! ja! ja!“ — ihm den Rücken zulehrte, ihn stehen ließ und wieder zu den Nagelschmidt'schen Knechten ging. Hierauf verließ Koblhaas den Saal, und ob er schon einsah, daß er sich das einzige Rettungsmittel, das ihm übrig blieb, die Flucht, durch die Schritte, die er gethan, sehr erschwert hatte, so lobte er sein Verfahren gleichwohl, weil er sich nunmehr auch seinerseits von der Verbindlichkeit, den Artikeln der Amnestie nachzukommen, befreit sah.

Er ließ, da er nach Hause kam, die Pferde ausspannen, und begab sich in Begleitung des Gubernial-Offizianten sehr traurig und erschüttert in sein Zimmer; und während dieser Mann auf eine dem Kofhändler Etel erregende Weise versicherte, daß alles nur auf einem Mißverständnis beruhen müsse, das sich in Kurzem lösen würde, verriegelten die Häfcher, auf seinen Wink, alle Ausgänge der Wohnung, die auf den Hof führten; wobei der Offiziant ihm versicherte, daß ihm der vordere Haupteingang nach wie vor, zu seinem beliebigen Gebrauch offen stehe.

Inzwischen war der Nagelschmidt in den Wäldern des Erzgebirgs durch Häfcher und Landsknechte von allen Seiten so gedrängt worden, daß er bei dem gänzlichen Mangel an Hilfsmitteln, eine Rolle der Art, wie er sie übernommen, durchzuführen, auf den Gedanken verfiel, den Koblhaas in der That in's Interesse zu ziehen; und da er von der Lage seines Rechtsfreits in Dresden durch einen Reisenden, der die Straße zog, mit ziemlicher Genauigkeit unterrichtet war: so glaubte er, der offenbaren Feindschaft, die unter ihnen bestand, zum Trotz, den Kofhändler bewegen zu können, eine neue Verbindung mit ihm einzugehen. Demnach schickte er einen Knecht mit einem in kaum leserlichem Deutsch abgefaßten Schreiben an ihn ab, des Inhalts: „Wenn er nach dem Altenburgischen kommen, und die Anführung des Hausens, der sich daselbst aus Nesten des aufgelösten zusammengefunden, wieder übernehmen wolle, so sei er erbötig, ihm zur Flucht aus seiner Haft in Dresden mit Pferden, Leuten und Geld an die Hand zu gehen; wobei er ihm versprach, künftig gehorsamer und überhaupt ordentlicher und besser zu sein, als vorher, und sich zum Beweis seiner Treue und Anhänglichkeit anheischig machte, selbst in die Gegend von Dresden zu kommen und seine Befreiung aus seinem Kerker zu bewirken.“ Nun hatte der mit diesem Briefe beauftragte Kerl das Unglück, in einem Dorfe dicht vor Dresden in Krämpfen häßlicher Art, denen er von Jugend auf unterworfen war, niederzufinken; bei welcher Gelegenheit der Brief, den er im Brustsack trug, von Leuten, die ihm zu Hülfe kamen, gefunden, er selbst aber, sobald er sich erholt, arretirt, und durch eine Wache, unter Begleitung vielen Volks, auf das Gubernium transportirt ward. Sobald der Schlosshauptmann von Wenk diesen Brief gelesen hatte, verfügte er sich unverzüglich zum Kurfürsten auf's Schloß, wo er die Herren Kunz und Hinz, welcher ersterer von seinen Wunden wieder hergestellt war, und den Präsidenten der Staatskanzlei, Grafen Kallheim, gegenwärtig fand. Die Herren waren der Meinung, daß der Koblhaas ohne Weiteres arretirt, und ihm, auf den Grund geheimer Einverständnisse mit dem Nagelschmidt, der Prozeß gemacht werden müsse; indem sie bewiesen, daß ein solcher Brief nicht, ohne daß frühere auch von Seiten des Kofhändlers vorangegangene,



und ohne daß überhaupt eine frevelhafte und verbrecherische Verbindung, zu Schmiedung neuer Greuel, unter ihnen statt finden sollte, geschrieben sein könne. Der Kurfürst weigerte sich standhaft, auf den Grund blos dieses Briefes, dem Kohlhaas das freie Geleit, das er ihm angelobt, zu brechen; er war vielmehr der Meinung, daß eine Art von Wahrscheinlichkeit aus dem Briefe des Nagelschmidt hervorgehe, daß keine frühere Verbindung zwischen ihnen statt gefunden habe; und Alles, wozu er sich, um hierüber auf's Neue zu kommen, auf den Vorschlag des Präsidenten, obgleich nach großer Zögerung entschloß, war, den Brief durch den von dem Nagelschmidt abgeschickten Knecht, gleichsam als ob derselbe nach wie vor frei sei, an ihn abgeben zu lassen und zu prüfen, ob er ihn beantworten würde. Dem gemäß ward der Knecht, den man in ein Gefängniß gesteckt hatte, am andern Morgen auf das Gubernium geführt, wo der Schloßhauptmann ihm den Brief wieder zustellte, und ihn unter dem Versprechen, daß er frei sein, und die Strafe, die er verurtheilt, ihm erlassen sein solle, aufforderte, das Schreiben, als sei nichts vorgefallen, dem Knochhändler zu übergeben; zu welcher List schlechter Art sich dieser Kerl auch ohne Weiteres gebrauchen ließ, und auf scheinbar geheimnißvolle Weise, unter dem Vorwand, daß er Krebse zu verkaufen habe, womit ihn der Gubernial-Offiziant auf dem Markte versorgt hatte, zu Kohlhaas in's Zimmer trat. Kohlhaas, der den Brief, während die Kinder mit den Krebsen spielten, las, wurde den Gauner gewiß unter andern Umständen beim Kragen genommen, und den Landsknechten, die vor seiner Thür standen, überliefert haben; doch da bei der Stimmung der Gemüther auch selbst dieser Schritt noch einer gleichgültigen Auslegung fähig war, und er sich vollkommen überzeugt hatte, daß nichts auf der Welt ihn aus dem Handel, in den er verwickelt war, retten konnte: so sah er dem Kerl mit einem traurigen Blick in sein ihm wohl bekanntes Gesicht, fragte ihn, wo er wohnte, und beschied ihn in einigen Stunden wieder zu sich, wo er ihm in Bezug auf seinen Herrn seinen Beschluß eröffnen wollte. — Er hieß dem Sternbald, der zufällig in die Thür trat, dem Mann, der im Zimmer war, etliche Krebse ablaufen; und nachdem dies Geschäft abgemacht war, und beide sich, ohne einander zu kennen, entfernt hatten, setzte er sich nieder und schrieb einen Brief folgenden Inhalts an den Nagelschmidt: „Zuvörderst, daß er seinen Vorschlag, die Oberanführung seines Hauses im Altenburgischen betreffend, annähme; daß er dem gemäß, zur Befreiung aus der vorläufigen Haft, in welcher er mit seinen fünf Kindern gehalten werde, ihm einen Wagen mit zwei Pferden nach der Neustadt bei Dresden schicken solle; daß er auch, rascheren Fortkommens wegen, noch eines Gespannes von zwei Pferden auf der Straße nach Wittenberg bedürfe, auf welchem Umweg er allein, aus Gründen, die

anzugeben zu weitläufig wären, zu ihm kommen könne; daß er die Landsknechte, die ihn bewachten, zwar durch Bestechung gewinnen zu können glaube, für den Fall aber, daß Gewalt nöthig sei, ein Paar beherzte, geschulte und wohlbewaffnete Knechte in der Neustadt bei Dresden gegenwärtig wissen wolle; daß er ihm zur Bestreitung der mit allen diesen Anstalten verbundenen Kosten, eine Rolle von zwanzig Goldtronen durch den Knecht zuschicken, über deren Verwendung er sich nach abgemachter Sache mit ihm berechnen wolle; daß er sich übrigens, weil sie unnöthig sei, seine eigene Anwesenheit bei seiner Befreiung in Dresden verbitte, ja ihm vielmehr den bestimmten Befehl ertheile, zur einstweiligen Anführung der Bande, die nicht ohne Oberhaupt sein könne, im Altenburgischen zurückzubleiben.“ — Diesen Brief, als der Knecht gegen Abend kam, überlieferte er ihm; beschenkte ihn selbst reichlich, und schärfte ihm ein, denselben wohl in Acht zu nehmen. — Seine Absicht war, mit seinen fünf Kindern nach Hamburg zu gehen und sich von dort nach der Levante oder nach Ostindien, oder so weit der Himmel über andere Menschen, als die er kannte, blau war, einzuschiffen: denn die Dickschütterung der Klappen hatte seine von Gram sehr gebeugte Seele auch unabhängig von dem Widerwillen, mit dem Nagelschmidt deshalb gemeinschaftliche Sache zu machen, aufgegeben. — Kaum hatte der Kerl diese Antwort dem Schloßhauptmann überbracht, als der Großkanzler abgesetzt, der Präsident, Graf Kallheim, an dessen Stelle zum Chef des Tribunals ernannt, und Kohlhaas durch einen Kabinettsbefehl des Kurfürsten arretirt, und schwer mit Ketten beladen in die Stadthürme gebracht ward. Man machte ihm auf den Grund dieses Briefes, der an alle Ecken der Stadt angeschlagen ward, den Prozeß; und da er vor den Schranken des Tribunals auf die Frage, ob er die Handschrift anerkenne, dem Rath, der sie ihm vorhielt, antwortete: „ja!“, zur Antwort aber auf die Frage, ob er zu seiner Vertheidigung etwas vorzubringen wisse, indem er den Blick zur Erde schlug, erwiderte: „nein!“, so ward er verurtheilt, mit glühenden Zangen von Schinderknechten gekniffen, gewiertheilt, und sein Körper zwischen Rad und Galgen verbrannt zu werden.

So standen die Sachen für den armen Kohlhaas in Dresden, als der Kurfürst von Brandenburg zu seiner Rettung aus den Händen der Uebermacht und Willkür auftrat, und ihn in einer bei der kurfürstlichen Staatskanzlei dasebst eingereichten Note, als brandenburgischen Unterthan reklamierte. Denn der wackere Stadthauptmann, Herr Heinrich von Geusau, hatte ihn auf einem Spaziergange an den Ufern der Spree von der Geschichte dieses sonderbaren und nicht unverfälschten Mannes unterrichtet, bei welcher Gelegenheit er von den Fragen des erstaunten Herrn gedrängt, nicht umhin konnte, der Schuld zu erwähnen, die durch die Unziemlichkeiten sei-



nes Erzkanzlers, des Grafen Siegfried von Kallheim, seine eigene Person drückte: worüber der Kurfürst, schwer entrüstet, den Erzkanzler, nachdem er ihn zur Rede gestellt und befunden, daß die Verwandtschaft desselben mit dem Hause derer von Tronka an allem Schuld sei, ohne Weiteres, mit mehreren Zeichen seiner Ungnade, entsetzte, und den Herrn Heinrich von Geusau zum Erzkanzler ernannte.

Es traf sich aber, daß die Krone Polen gerade damals, indem sie mit dem Hause Sachsen, um welchen Gegenstandes willen wissen wir nicht, im Streit lag, den Kurfürsten von Brandenburg in wieverholten und dringenden Vorstellungen anging, sich mit ihr in gemeinschaftlicher Sache gegen das Haus Sachsen zu verbinden; dergestalt, daß der Erzkanzler, Herr Geusau, der in solchen Dingen nicht ungeschickt war, wohl hoffen durfte, den Wunsch seines Herrn, dem Koblhaas, es koste, was es wolle, Gerechtigkeit zu verschaffen, zu erfüllen, ohne die Ruhe des Ganzen auf eine misslichere Art, als die Rücksicht auf einen Einzelnen erlaubt, auf's Spiel zu setzen. Demnach forderte der Erzkanzler nicht nur wegen gänzlich willkürlichen, Gott und Menschen mißfälligen Verfahrens, die unbedingte und ungesäumte Auslieferung des Koblhaas, um denselben, falls ihn eine Schuld drückte, nach brandenburgischen Gesetzen, auf Klageartikel, die der Dresdner Hof deshalb durch einen Anwalt in Berlin anhängig machen könne, zu richten; sondern er begehrte sogar selbst Pässe für einen Anwalt, den der Kurfürst nach Dresden zu schicken Willens sei, um dem Koblhaas wegen der ihm auf sächsischem Grund und Boden abgenommenen Rappen und anderer himmelschreienden Mißhandlungen und Gewaltthaten halber, gegen den Junker Wenzel von Tronka, Recht zu verschaffen. Der Kammerer, Herr Kunz, der bei der Veränderung der Staatsämter in Sachsen zum Präsidenten der Staatskanzlei ernannt worden war, und der aus mancherlei Gründen den Berliner Hof in der Bedrängniß, in der er sich befand, nicht verletzen wollte, antwortete im Namen seines über die eingegangene Note sehr niedergeschlagenen Herrn: „Daß man sich über die Unfreundlichkeit und Unbilligkeit wundere, mit welcher man dem Hofe zu Dresden das Recht absprache, den Koblhaas wegen Verbrechen, die er im Lande begangen, den Gesetzen gemäß zu richten, da doch weltbekannt sei, daß derselbe ein beträchtliches Grundstück in der Hauptstadt besitze, und sich selbst in der Qualität als sächsischen Bürger gar nicht verleugne.“ Doch da die Krone Polen bereits zur Ausföchtung ihrer Ansprüche einen Heerhaufen von fünftausend Mann an der Grenze von Sachsen zusammenzog, und der Erzkanzler, Herr Heinrich von Geusau, erklärte: „Daß Koblhaasenbrück, der Ort, nach welchem der Koblhändler heiße, im Brandenburgischen liege, und daß man die Vollstreckung

des über ihn ausgesprochenen Todesurtheils für eine Verletzung des Völkerrechts halten würde:“ so rief der Kurfürst, auf den Rath des Kammerers, Herrn Kunz selbst, der sich aus diesem Handel zurückziehen wünschte, den Prinzen Christiern von Meissen von seinen Gütern herbei, und entschloß sich, auf wenige Worte dieses verständigen Herrn, den Koblhaas, der Forderung gemäß, an den Berliner Hof auszuliefern. Der Prinz, der, obschon mit den Unzwecklichkeiten, die vorgefallen waren, wenig zufrieden, die Leitung der Koblhaas'schen Sache auf den Wunsch seines bedrängten Herrn übernehmen mußte, fragte ihn, auf welchen Grund er nunmehr den Koblhändler bei dem Kammergericht zu Berlin verklagt wissen wolle; und da man sich auf den leidigen Brief desselben an den Nagelschmidt, wegen der zweideutigen und unklaren Umstände, unter welchen er geschrieben war, nicht berufen konnte, der früheren Blinderungen und Einäscherungen aber, wegen des Plakats, worin sie ihm vergeben worden waren, nicht erwähnen durfte: so beschloß der Kurfürst, der Majestät des Kaisers zu Wien einen Bericht über den bewaffneten Einfall des Koblhaas in Sachsen vorzulegen, sich über den Bruch des von ihm eingesezten öffentlichen Landfriedens zu beschweren, und sie, die allerdings durch keine Amnestie gebunden war, anzuliegen, den Koblhaas bei dem Hofgericht zu Berlin deshalb durch einen Reichsanwält zur Rechenschaft zu ziehen. Acht Tage darauf ward der Koblhaas durch den Ritter Friedrich von Malzahn, den der Kurfürst von Brandenburg mit sechs Reitern nach Dresden geschickt hatte, geschlossen wie er war, auf einen Wagen geladen, und mit seinen fünf Kindern, die man auf seine Bitte aus Findel- und Waisenhäusern wieder zusammengesucht hatte, nach Berlin transportirt. Es traf sich, daß der Kurfürst von Sachsen auf die Einladung des Landdrosts, Grafen Moxsius von Kallheim, der damals an der Grenze von Sachsen beträchtliche Besitzungen hatte, in Gesellschaft des Kammerers, Herrn Kunz, und seiner Gemahlin, der Dame Heloise, Tochter des Landdrosts und Schwester des Präsidenten, andrer glänzenden Herren und Damen, Jagdjunker und Hofherren, die dabei waren, nicht zu erwähnen, zu einem großen Hirschjagen, das man, um ihn zu erheitern, angestellt hatte, nach Dahme gereist war; dergestalt, daß unter dem Dach bewimpelter Zelte, die quer über die Straße auf einem Hügel erbaut waren, die ganze Gesellschaft vom Staub der Jagd noch bedeckt unter dem Schall einer heitern, vom Stamm einer Eiche herjhallenden Musik, von Bogen bedient und Edelknaben, an der Tafel saß, als der Koblhändler langsam mit seiner Reiterbedeckung die Straße von Dresden dahergezogen kam. Denn die Erkrankung eines der kleinen, zarten Kinder des Koblhaas hatte den Ritter von Malzahn, der ihn begleitete, genöthigt, drei Tage lang in Herzberg zurückzubleiben; von welcher Maß-



regel er, dem Fürsten, dem er diente, deshalb allein verantwortlich, nicht nöthig befunden hatte, der Regierung zu Dresden weitere Kenntniß zu geben.

Der Kurfürst, der mit halboffener Brust, den Federhut nach Art der Jäger mit Tannenzweigen geschmückt, neben der Dame Heloise saß, die, in Zeiten früherer Jugend, seine erste Liebe gewesen war, sagte, von der Anmuth des Festes, das ihn umgaukelte, heiter gestimmt: „Lasset uns hingehen, und dem Unglücklichen, wer es auch sei, diesen Becher mit Wein reichen!“ Die Dame Heloise, mit einem herrlichen Blick auf ihn, stand sogleich auf, und füllte, die ganze Tafel plündernd, ein silbernes Geschirr, das ihr ein Page reichte, mit Früchten, Kuchen und Brod an; und schon hatte, mit Erquickungen jeglicher Art, die ganze Gesellschaft wimmelnd das Zelt verlassen, als der Landdrost ihnen mit einem verlegenen Gesicht entgegen kam, und sie bat, zurückzubleiben. Auf die betretene Frage des Kurfürsten, was vorgefallen wäre, daß er so bestürzt sei? antwortete der Landdrost stotternd gegen den Kämmerer gewandt, daß der Kohlhaas im Wagen sei; auf welche Jedermann unbegreifliche Nachricht, indem weltbekannt war, daß derselbe bereits vor sechs Tagen abgereist war, der Kämmerer, Herr Kunz, seinen Becher mit Wein nahm, und ihn, mit einer Rückwendung gegen das Zelt, in den Sand schüttete. Der Kurfürst setzte, über und über roth, den seinigen auf einen Teller, den ihm ein Edelknaube auf den Wink des Kämmerers zu diesem Zweck vorhielt; und während der Ritter Friedrich von Malzahn, unter ehrfurchtsvoller Begrüßung der Gesellschaft, die er nicht kannte, langsam durch die Zeltleinen, die über die Straße liefen, nach Dahme weiter zog, begaben sich die Herrschaften, auf die Einladung des Landdrosts, ohne weiter davon Notiz zu nehmen, in's Zelt zurück. Der Landdrost, sobald sich der Kurfürst niedergelassen hatte, schickte unter der Hand nach Dahme, um bei dem Magistrat daselbst die unmittelbare Weitererschaffung des Knochhändlers bewirken zu lassen; doch da der Ritter, wegen bereits zu weit vorgeschrittener Tageszeit, bestimmt in dem Ort übernachten zu wollen erklärte, so mußte man sich begnügen, ihn in einer dem Magistrat zugehörigen Meierei, die, in Gebüsch versteckt, auf der Seite lag, geräuschlos unterzubringen. Nun begab es sich, daß gegen Abend, da die Herrschaften vom Wein und dem Genuß eines üppigen Nachtschmacks zerstreut, den ganzen Vorfall wieder vergessen hatten, der Landdrost den Gedanken auf die Bahn brachte, sich noch einmal, eines Rudels Hirsche wegen, der sich hatte blicken lassen, auf den Anstand zu stellen; welchen Vorschlag die ganze Gesellschaft mit Freuden ergriff, und paarweise, nachdem sie sich mit Büchsen versorgt, über Gräben und Hecken in die nahe Forst eilte: dergestalt, daß der Kurfürst und die Dame Heloise, die sich,

um dem Schauspiel beizuwohnen, an seinen Arm hing, von einem Boten, den man ihnen zugeordnet hatte, unmittelbar, zu ihrem Erstaunen, durch den Hof des Hauses geführt wurden, in welchem Kohlhaas mit den brandenburgischen Reitern befindlich war. Die Dame, als sie dies hörte, sagte: „kommt, gnädigster Herr, kommt!“ und versteckte die Kette, die ihn vom Halse herabhing, schälernd in seinen seidnen Brustlapp; „laßt uns, ehe der Troß nachkömmt, in die Meierei schleichen, und den wunderlichen Mann, der darin übernachtet, betrachten!“ Der Kurfürst, indem er erröthend ihre Hand ergriff, sagte: „Heloise! was fällt euch ein?“ Doch da sie, indem sie ihn betreten ansah, versetzte: „daß ihn ja in der Jägertracht, die ihn deckt, kein Mensch erkenne!“ und ihn fortzog; und in eben diesem Augenblick ein Paar Jagdjunker, die ihre Neugierde schon befriedigt hatten, aus dem Hause herausstraten, versichernd, daß in der That, vermöge einer Veranstaltung, die der Landdrost getroffen, weder der Ritter noch der Knochhändler wisse, welche Gesellschaft in der Gegend von Dahme versammelt sei; so drückte der Kurfürst den Hut lächelnd in die Augen, und sagte: „Thorheit, du regierst die Welt, und dein Sitz ist ein schöner weiblicher Mund!“ — Es traf sich, daß Kohlhaas eben mit dem Rücken gegen die Wand auf einem Bund Stroh saß, und sein, ihm in Herzberg erkranktes Kind mit Semmel und Milch fütterte, als die Herrschaften, um ihn zu besuchen, in die Meierei traten; und da die Dame ihn, um ein Gespräch einzuleiten, fragte: wer er sei? und was dem Kinde fehle? auch was er verbrochen und wohin man ihn unter solcher Bedeckung abführe? so rückte er seine lederne Mütze vor ihr, und gab ihr auf alle diese Fragen, indem er sein Geschäft fortsetzte, unreichliche, aber befriedigende Antwort. Der Kurfürst, der hinter den Jagdjunkern stand, und eine kleine bleierne Kapsel, die ihm an einem seidnen Faden vom Hals herabhing, bemerkte, fragte ihn, da sich grade nichts Besseres zur Unterhaltung darbote: was diese zu bedeuten hätte und was darin befindlich wäre? Kohlhaas erwiderte: „ja, gestrenger Herr, diese Kapsel!“ — und damit streifte er sie vom Nacken ab, öffnete sie und nahm einen kleinen, mit Mundlad versiegelten Zettel heraus — „mit dieser Kapsel hat es eine wunderliche Bewandniß! Sieben Monden mögen es etwa sein, genau am Tage nach dem Begräbniß meiner Frau; und von Kohlhaasensbrüd, wie euch vielleicht bekannt sein wird, war ich aufgebrochen, um des Junkers von Cronka, der mir viel Unrecht zugefügt, habhaft zu werden, als um einer Verhandlung willen, die mir unbekannt ist, der Kurfürst von Sachsen und der Kurfürst von Brandenburg in Jüterbogk, einem Marktflecken, durch den der Streifzug mich führte, eine Zusammenkunft hielten; und da sie sich gegen Abend ihren Wünschen gemäß vereinigt hatten, so gingen sie, in



freundschaftlichem Gespräch, durch die Straßen der Stadt, um den Jahrmarkt, der eben darin fröhlich abgehalten ward, in Augenschein zu nehmen. Da trafen sie auf eine Zigeunerin, die, auf einem Schemel sitzend, dem Volk, das sie umringte, aus dem Kalender wahr sagte, und fragten sie scherzhafter Weise: ob sie ihnen nicht auch etwas, das ihnen lieb wäre, zu eröffnen hätte? Ja, der mit meinem Hausen eben in einem Wirthshause abgestiegen, und auf dem Platz, wo dieser Vorfall sich zutrug, gegenwärtig war, konnte hinter allem Volk, am Eingang einer Kirche, wo ich stand, nicht vernehmen, was die wunderliche Frau den Herren sagte; dergestalt, daß, da die Leute lachend einander zuflüsterten, sie theile nicht Jedermann ihre Wissenschaft mit, und sich des Schauspiels wegen, das sich bereitete, sehr bedrängten, ich, weniger neugierig, in der That, als um den Neugierigen Platz zu machen, auf eine Bank stieg, die hinter mir im Kircheneingange ausgehauen war. Kaum hatte ich von diesem Standpunkt aus, mit völliger Freiheit der Aussicht, die Herrschaften und das Weib, das auf dem Schemel vor ihnen saß und etwas aufzukriecheln schien, erblickt: da steht sie plötzlich, auf ihre Krücken gelehnt, indem sie sich im Volk umsieht, auf; fast mich, der nie ein Wort mit ihr wechselte, noch ihrer Wissenschaft Zeit seines Lebens begehrte, in's Auge; drängt sich durch den ganzen dichten Anlauf der Menschen zu mir heran und spricht: „da! wenn es der Herr wissen will, so mag er dich danach fragen!“ Und damit, gestrenger Herr, reichte sie mir mit ihren dürrn knöchernen Händen diesen Zettel dar. Und da ich betreten, während sich alles Volk zu mir umwendet, spreche: Mitterschon, was auch verehrt du mir da? antwortet sie, nach vielem unvernünftigen Zeug, worunter ich jedoch zu meinem großen Befremden meinen Namen höre: „ein Amulet, Kohlhaas, der Knochhändler; verwahr! es wohl, es wird dir dereinst das Leben retten!“ und verschwindet. — Nun!“ fuhr Kohlhaas gutmüthig fort: „die Wahrheit zu gestehen, hat's mir in Dresden, so scharf es herging, das Leben nicht gekostet; und wie es mir in Berlin gehen wird, und ob ich auch dort damit bestehen werde, soll die Zukunft lehren.“ — Bei diesen Worten setzte sich der Kurfürst auf eine Bank; und ob er schon auf die betretene Frage der Dame: was ihm fehle? antwortete: nichts, gar nichts! so fiel er doch schon ohnmächtig auf den Boden nieder, ehe sie noch Zeit hatte, ihm beizuspringen, und in ihre Arme aufzunehmen. Der Mitter von Malzahn, der in eben diesem Augenblick, eines Geschäfts halber, in's Zimmer trat, sprach: heiliger Gott! was fehlt dem Herrn? die Dame rief: schaff Wasser her! Die Jagdjunker hoben ihn auf und trugen ihn auf ein im Nebenzimmer befindliches Bett; und die Verstärkung erreichte ihren Gipfel, als der Kämmerer, den ein Page herbeirief, nach mehreren vergeblichen Bemühungen, ihn in's Leben

zurückzubringen, erklärte: er gebe alle Zeichen von sich, als ob ihn der Schlag gerührt! Der Landdrost, während der Mundschent einen reitenden Boten nach Luckau schickte, um einen Arzt herbeizuholen, ließ ihn, da er die Augen aufschlug, in einen Wagen bringen, und Schritt vor Schritt nach seinem in der Gegend befindlichen Jagdschloß abführen; aber diese Reise zog ihm, nach seiner Ankunft daselbst, zwei neue Ohnmachten zu: dergestalt, daß er sich erst spät am andern Morgen, bei der Ankunft des Arztes aus Luckau, unter gleichwohl entscheidenden Symptomen eines herannahenden Nervenfiebers, einigermaßen erholte. Sobald er seiner Sinne mächtig geworden war, richtete er sich halb im Bette auf, und seine erste Frage war gleich: wo der Kohlhaas sei? Der Kämmerer, der seine Frage mißverstand, sagte, indem er seine Hand ergriff, daß er sich dieses entsetzlichen Menschen wegen beruhigen möchte, indem derselbe, seiner Bestimmung gemäß, nach jenem sonderbaren und unbegreiflichen Vorfall in der Meierei zu Dahme unter brandenburgischer Bedeckung zurückgeblieben wäre. Er fragte ihn, unter der Versicherung seiner lebhaftesten Theilnahme und der Betheuerung, daß er seiner Frau, wegen des unverantwortlichen Leichtsinns, ihn mit diesem Mann zusammenzubringen, die bittersten Vorwürfe gemacht hätte: was ihn denn so wunderbar und ungeheuer in der Unterredung mit demselben ergriffen hätte? Der Kurfürst sagte: er müsse ihm nur gestehen, daß der Anblick eines nichtigen Zettels, den der Mann in einer bleiernen Kapsel mit sich führe, Schuld an dem ganzen unangenehmen Zufall sei, der ihm zugestoßen. Er setzte noch Mancherlei zur Erklärung dieses Umstands, das der Kämmerer nicht verstand, hinzu; versicherte ihn plötzlich, indem er seine Hand zwischen die seinigen drückte, daß ihm der Besitz dieses Zettels von der äußersten Wichtigkeit sei; und bat ihn, unverzüglich aufzusitzen, nach Dahme zu reiten, und ihm den Zettel, um welchen Preis es immer sei, von demselben zu erhandeln. Der Kämmerer, der Mühe hatte, seine Verlegenheit zu verbergen, versicherte ihn: daß, falls dieser Zettel einigen Werth für ihn hätte, nichts auf der Welt nothwendiger wäre, als dem Kohlhaas diesen Umstand zu verschweigen; indem, sobald derselbe durch eine unvorsichtige Aeußerung Kenntniß davon nähme, alle Reichthümer, die er besäße, nicht hinreichen würden, ihn aus den Händen dieses grimmigen, in seiner Rachsucht unerfättlichen Kerls zu erkaufen. Er fügte, um ihn zu beruhigen, hinzu, daß man auf ein anderes Mittel denken müsse, und daß es vielleicht durch List, vermöge eines Dritten, ganz Unbefangenen, indem der Bösewicht wahrscheinlich, an und für sich, nicht sehr daran hänge, möglich sein würde, sich den Besitz des Zettels, an dem ihm so viel gelegen sei, zu verschaffen. Der Kurfürst, indem er sich den Schweiß abtrocknete, fragte: ob man nicht un-



mittelbar zu diesem Zweck nach Dahme schicken, und den weiteren Transport des Kofhändlers, vorläufig, bis man des Blattes, auf welche Weise es sei, habhaft geworden, einstellen könne? Der Kämmerer, der seinen Sinnen nicht traute, versetzte: daß leider, allen wahrscheinlichen Berechnungen zufolge, der Kofhändler Dahme bereits verlassen haben, und sich jenseit der Grenze, auf brandenburgischem Grund und Boden befinden müsse, wo das Unternehmen, die Fortschaffung desselben zu hemmen, oder wohl gar rückgängig zu machen, die unangenehmsten und weitläufigsten, ja solche Schwierigkeiten, die vielleicht gar nicht zu beseitigen wären, veranlassen würde. Er fragte ihn, da der Kurfürst sich schweigend, mit der Geberde eines ganz Hoffnungslosen, auf das Kissen zurücklegte: was denn der Zettel enthalte? und durch welchen Zufall befreundlicher und unerklärlicher Art ihm, daß der Inhalt ihm betreffe, bekannt sei? Hierauf aber, unter zweideutigen Blicken auf den Kämmerer, dessen Willfährigkeit er in diesem Falle mißtraute, antwortete der Kurfürst nicht: starr, mit unruhig klopfendem Herzen lag er da, und sah auf die Spitze des Schnupstuchs nieder, das er gedankenvoll zwischen den Händen hielt; und bat ihn plötzlich, den Jagdjunker vom Stein, einen jungen, rüstigen und gewandten Herrn, dessen er sich öfter schon zu geheimen Geschäften bedient hatte, unter dem Vorwand, daß er ein anderweitiges Geschäft mit ihm abzumachen habe, in's Zimmer zu rufen. Den Jagdjunker, nachdem er ihm die Sache auseinandergelegt, und von der Wichtigkeit des Zettels, in dessen Besitz der Kohlhaas war, unterrichtet hatte, fragte er, ob er sich ein ewiges Recht auf seine Freundschaft erwerben, und ihm den Zettel, noch ehe derselbe Berlin erreicht, verschaffen wolle? und da der Junker, sobald er das Verhältniß nur, sonderbar wie es war, einigermaßen überschaute, versicherte, daß er ihm mit allen seinen Kräften zu Diensten stehe: so trug ihm der Kurfürst auf, dem Kohlhaas nachzureiten, und ihm, da demselben mit Geld wahrscheinlich nicht beizukommen sei, in einer mit Klugheit angeordneten Unterredung, Freiheit und Leben dafür anzubieten, ja ihm, wenn er darauf bestehe, unmittelbar, obschon mit Vorsicht, zur Flucht aus den Händen der brandenburgischen Reiter, die ihn transportirten, mit Pferden, Leuten und Geld an die Hand zu geben. Der Jagdjunker, nachdem er sich ein Blatt von der Hand des Kurfürsten zur Beglaubigung ausgebeten, brach auch sogleich mit einigen Knechten auf, und hatte, da er den Odem der Pferde nicht sparte, das Glück, den Kohlhaas auf einem Grenzdorf zu treffen, wo derselbe mit dem Ritter von Malzahn und seinen fünf Kindern ein Mittagmahl, das im Freien vor der Thür eines Hauses angerichtet war, zu sich nahm. Der Ritter von Malzahn, dem der Junker sich als einen Fremden, der bei seiner Durchreise den seltsamen

namen Mann, den er mit sich führe, in Augenschein zu nehmen wünsche, vorstellte, nöthigte ihn sogleich auf zuvorkommende Art, indem er ihn mit dem Kohlhaas bekannt machte, an der Tafel nieder; und da der Ritter in Geschäften der Abreise ab- und zuzug, die Reiter aber an einem, auf des Hauses anderer Seite befindlichen Tisch, ihre Mahlzeit hielten: so traf sich die Gelegenheit bald, wo der Junker dem Kofhändler eröffnen konnte, wer er sei, und in welchen besonderen Aufträgen er zu ihm komme. Der Kofhändler, der bereits Rang und Namen dessen, der beim Anblick der in Rede stehenden Kapsel in der Meierei zu Dahme in Ohnmacht gefallen war, kannte, und der zur Krönung des Laumels, in welchen ihn diese Entdeckung versetzt hatte, nichts bedurfte, als Einsicht in die Geheimnisse des Zettels, den er, um mancherlei Gründe willen, entschlossen war, aus bloßer Neugierde nicht zu eröffnen: der Kofhändler sagte, eingedenk der unedelmüthigen und unsürstlichen Behandlung, die er in Dresden, bei seiner gänzlichen Bereitwilligkeit, alle nur möglichen Opfer zu bringen, hatte erfahren müssen: „daß er den Zettel behalten wolle.“ Auf die Frage des Jagdjunkers: was ihn zu dieser sonderbaren Weigerung, da man ihm doch nichts Minderes, als Freiheit und Leben dafür anbiete, veranlasse? antwortete Kohlhaas: „Edler Herr! Wenn euer Landesherr käme, und spräche, ich will mich, mit dem ganzen Troß derer, die mir das Scepter führen helfen, vernichten — vernichten, versteht ihr, welches allerdings der größte Wunsch ist, den meine Seele hegt: so würde ich ihm doch den Zettel noch, der ihm mehr werth ist, als das Dasein, verweigern und sprechen: du kannst mich auf das Schaffot bringen, ich aber kann dir weh thun, und ich will's!“ Und damit, im Antlitz den Tod, rief er einen Reiter herbei unter der Aufforderung, ein gutes Stück Essen, das in der Schüssel übrig geblieben war, zu sich zu nehmen; und für den ganzen Rest der Stunde, die er im Flecken zubrachte, für den Junker, der an der Tafel saß, wie nicht vorhanden, wandte er sich erst wieder, als er den Wagen bestieg, mit einem Blick, der ihn abschiedlich grüßte, zu ihm zurück. — Der Zustand des Kurfürsten, als er diese Nachricht bekam, verschlimmerte sich in dem Grade, daß der Arzt, während drei verhängnisvoller Tage, seines Lebens wegen, das zu gleicher Zeit von so vielen Seiten angegriffen ward, in der größten Besorgniß war. Gleichwohl stellte er sich, durch die Kraft seiner natürlichen Gesundheit, nach dem Krankenlager einiger peinlich zugebrachten Wochen wieder her; dergestalt wenigstens, daß man ihn in einen Wagen bringen, und mit Kissen und Decken wohl versehen, nach Dresden zu seinen Regierungsgeschäften wieder zurückführen konnte. Sobald er in dieser Stadt angekommen war, ließ er den Prinzen Christiern von Meissen rufen, und fragte denselben: wie es mit



der Abfertigung des Gerichtsraths Eibenmayer stünde, den man, als Anwalt in der Sache des Kohlhaas, nach Wien zu schicken gesonnen gewesen wäre, um kaiserlicher Majestät daselbst die Beschwerde wegen gebrochenen, kaiserlichen Landfriedens, vorzulegen? Der Prinz antwortete ihm: daß derselbe, dem, bei seiner Abreise nach Dahme hinterlassenen Befehl gemäß, gleich nach Ankunft des Rechtsgelehrten Zäuner, den der Kurfürst von Brandenburg als Anwalt nach Dresden geschickt hätte, um die Klage desselben, gegen den Junker Wenzel von Tronka, der Rappen wegen, vor Gericht zu bringen, nach Wien abgegangen wäre. Der Kurfürst, indem er erröthend an seinen Arbeitstisch trat, wunderte sich über diese Eilefertigkeit, indem er seines Wissens erklärt hätte, die definitive Abreise des Eibenmayer, wegen vorher nothwendiger Rücksprache mit dem Doktor Luther, der dem Kohlhaas die Amnestie ausgwirkt, einem näheren und bestimmteren Befehl vorbehalten zu wollen. Dabei warf er einige Brieffschaften und Akten, die auf dem Tische lagen, mit dem Ausdruck zurückgehaltenen Unwillens, über einander. Der Prinz, nach einer Pause, in welcher er ihn mit großen Augen ansah, versetzte, daß es ihm leid thäte, wenn er seine Zufriedenheit in dieser Sache verfehlt habe; inzwischen könne er ihm den Beschluß des Staatsraths vorzeigen, worin ihm die Abschiedung des Rechtsanwalts, zu dem besagten Zeitpunkt, zur Pflicht gemacht worden wäre. Er setzte hinzu, daß im Staatsrath von einer Rücksprache mit dem Doktor Luther auf keine Weise die Rede gewesen wäre; daß es früherhin vielleicht zweckmäßig gewesen sein möchte, diesen geistlichen Herrn, wegen der Verwendung, die er dem Kohlhaas angedeihen lassen, zu berücksichtigen, nicht aber jetzt mehr, nachdem man demselben die Amnestie vor den Augen der ganzen Welt gebrochen, ihn arretirt, und zur Verurtheilung und Hinrichtung an die brandenburgischen Gerichte ausgeliefert hätte. Der Kurfürst sagte: das Versehen, den Eibenmayer abgeschickt zu haben, wäre auch in der That nicht groß; inzwischen wünsche er, daß derselbe vorläufig, bis auf weiteren Befehl, in seiner Eigenschaft als Ankläger zu Wien nicht aufträte, und bat den Prinzen, deshalb das Erforderliche unverzüglich durch einen Expressen an ihn zu erlassen. Der Prinz antwortete: daß dieser Befehl leider um einen Tag zu spät käme, indem der Eibenmayer bereits nach einem Verichte, der eben heute eingelaufen, in seiner Qualität als Anwalt aufgetreten, und mit Einreichung der Klage bei der wiener Staatskanzlei vorgegangen wäre. Er setzte auf die betroffene Frage des Kurfürsten: wie dies überall in so kurzer Zeit möglich sei? hinzu: daß bereits, seit der Abreise dieses Mannes, drei Wochen verstrichen wären, und daß die Instruktion, die er erhalten, ihm eine ungeäumte Abmachung dieses Geschäfts, gleich nach seiner Ankunft in Wien, zur

Pflicht gemacht hätte. Eine Verzögerung, bemerkte der Prinz, würde in diesem Fall um so unschädlicher gewesen sein, da der Brandenburgische Anwalt Zäuner gegen den Junker Wenzel von Tronka mit dem trostigsten Nachdruck verfare, und bereits auf eine vorläufige Zurückziehung der Rappen, aus den Händen des Abbeckers, behufs ihrer künftigen Wiederherstellung, bei dem Gerichtshof angetragen, und auch, aller Einwendungen der Gegenpart ungeachtet, durchgesetzt habe. Der Kurfürst, indem er die Klingel zog, sagte: „Gleichviel! es hätte nichts zu bedeuten!“ und nachdem er sich mit gleichgültigen Fragen: „wie es sonst in Dresden stehe? und was in seiner Abwesenheit vorgefallen sei?“ zu dem Prinzen zurückgewandt hatte: grüßte er ihn, unfähig, seinen innersten Zustand zu verbergen, mit der Hand, und entließ ihn. Er forderte ihm noch an demselben Tage schriftlich, unter dem Vorwande, daß er die Sache, ihrer politischen Wichtigkeit wegen, selbst bearbeiten wolle, die sämtlichen Kohlhaasischen Akten ab; und da ihm der Gedanke, denjenigen zu verderben, von dem er allein über die Geheimnisse des Fetzels Auskunft erhalten konnte, unerträglich war: so verfaßte er einen eigenhändigen Brief an den Kaiser, worin er ihn auf herzhafte und dringende Weise bat, aus wichtigen Gründen, die er ihm vielleicht in kurzer Zeit bestimmter auseinander legen würde, die Klage, die der Eibenmayer gegen den Kohlhaas eingereicht, vorläufig bis auf einen weiteren Beschluß, zurücknehmen zu dürfen. Der Kaiser, in einer durch die Staatskanzlei ausgefertigten Note, antwortete ihm: „Daß der Wechsel, der plötzlich in seiner Brust vorgegangen zu sein scheint, ihn auf's Aeußerste befremde; daß der sächsischer Seits an ihn erlassene Bericht die Sache des Kohlhaas zu einer Angelegenheit gesammten heiligen römischen Reichs gemacht hätte; daß demgemäß er, der Kaiser, als Oberhaupt desselben, sich verpflichtet gesehen hätte, als Ankläger in dieser Sache bei dem Haupte Brandenburg aufzutreten; dergestalt, daß, da bereits der Hof-Assessor Franz Müller in der Eigenschaft als Anwalt nach Berlin gegangen wäre, um den Kohlhaas daselbst, wegen Verletzung des öffentlichen Landfriedens, zur Rechenschaft zu ziehen, die Beschwerde nunmehr auf keine Weise zurückgenommen werden könne, und die Sache, den Gesetzen gemäß, ihren weiteren Fortgang nehmen müsse.“ Dieser Brief schlug den Kurfürsten völlig nieder; und da, zu seiner äußersten Betrübnis, in einiger Zeit Privatschreiben aus Berlin einliefen, in welchen die Einleitung des Prozesses bei dem Kammergericht gemeldet, und bemerkt ward, daß der Kohlhaas wahrscheinlich, allen Bemühungen des ihm zugeordneten Advokaten ungeachtet, auf dem Schaffot enden werde: so beschloß dieser unglückliche Herr, noch einen Versuch zu machen, und bat den Kurfürsten von Brandenburg, in einer eigenhändigen Aufschrift, um



des Roghändlers Leben. Er schüßte vor, daß die Amnestie, die man diesem Manne angelobt, die Vollstreckung eines Todesurtheils an demselben, fäglich Weise, nicht zulasse; versicherte ihn, daß es, trotz der scheinbaren Strenge, mit welcher man gegen ihn verfahren, nie seine Absicht gewesen wäre, ihn sterben zu lassen; und beschrieb ihm, wie trostlos er sein würde, wenn der Schuß, den man vorgegeben hätte, ihm von Berlin aus angedeiht lassen zu wollen, zuletzt, in einer unerwarteten Wendung, zu seinem größeren Nachtheile ausschläge, als wenn er in Dresden geblieben, und seine Sache nach sächsischen Gesetzen entschieden worden wäre. Der Kurfürst von Brandenburg, dem in dieser Angabe Mancherlei zweideutig und unklar schien, antwortete ihm: „Daß der Nachdruck, mit welchem der Anwalt kaiserlicher Majestät verführe, platterdings nicht erlaube, dem Wunsch, den er ihm geäußert, gemäß, von der strengen Vorschrift der Gesetze abzuweichen. Er bemerkte, daß die ihm vorgelegte Besorgniß in der That zu weit ginge, indem die Beschwerde, wegen der dem Kohlhaas in der Amnestie verzeihen Verbrechen ja nicht von ihm, der demselben die Amnestie ertheilt, sondern von dem Reichsoberhaupt, das daran auf keine Weise gebunden sei, bei dem Kammergericht zu Berlin anhängig gemacht worden wäre. Dabei stellte er ihm vor, wie nothwendig bei den fortdauernden Gewaltthatigkeiten des Nagelschmidt, die sich sogar schon, mit unerhörter Dreistigkeit, bis auf's Brandenburgische Gebiet erstreckten, die Statuirung eines abschreckenden Beispiels wäre, und bat ihn, falls er dies Alles nicht berücksichtigen wolle, sich an des Kaisers Majestät selbst zu wenden, indem, wenn dem Kohlhaas zu Gunsten ein Macht-spruch fallen sollte, dies allein auf eine Erklärung von dieser Seite her geschehen könne.“ Der Kurfürst, aus Gram und Aerger über alle diese mißglückten Versuche, versiel in eine neue Krankheit; und da der Kämmerer ihn an einem Morgen besuchte, zeigte er ihm die Briefe, die er, um dem Kohlhaas das Leben zu fristen, und somit wenigstens Zeit zu gewinnen, des Zettels, den er besäße, habhaft zu werden, an den wiener und berliner Hof erlassen. Der Kämmerer warf sich auf Knieen vor ihm nieder, und bat ihn, um Alles, was ihm heilig und theuer sei, ihm zu sagen, was dieser Zettel enthalte? Der Kurfürst sprach, er möchte das Zimmer verriegeln, und sich auf das Bett niederlegen; und nachdem er seine Hand ergriffen, und mit einem Seufzer an sein Herz gedrückt hatte, begann er folgendergestalt: „Deine Frau hat dir, wie ich höre, schon erzählt, daß der Kurfürst von Brandenburg und ich, am dritten Tage der Zusammenkunft, die wir in Jüterbogk hielten, auf eine Zigeunerin trafen; und da der Kurfürst, aufgeweckt, wie er von Natur ist, beschloß, den Ruf dieser abenteuerlichen Frau, von deren Kunst, eben bei der Tafel, auf ungebürliche Weise die Rede gewesen war, durch einen

Scherz im Angesicht alles Volks zu nichte zu machen: so trat er mit verkränkten Armen vor ihren Tisch, und forderte, der Weissagung wegen, die sie ihm machen sollte, ein Zeichen von ihr, das sich noch heute erproben ließe, vorschüßend, daß er sonst nicht, und wäre sie auch die römische Sybille selbst, an ihre Worte glauben könne. Die Frau, indem sie uns flüchtig von Kopf zu Fuß maß, sagte: „Das Zeichen würde sein, daß uns der große, gehörnte Rehbock, den der Sohn des Gärtners im Park erzog, auf dem Markt, worauf wir uns befanden, bevor wir ihn noch verlassen, entgegenkommen würde. Nun mußt du wissen, daß dieser, für die Dresdner Küche bestimmte Rehbock, in einem mit Latten hoch verzäunten Verschlage, den die Eichen des Parks beschatteten, hinter Schloß und Riegel aufbewahrt ward, dergestalt, daß, da überdies anderen kleineren Wildes und Geflügels wegen, der Park überhaupt und obenein der Garten, der zu ihm führte, in sorgfältigem Beschluß gehalten ward, schlechterdings nicht abzusehen war, wie uns das Thier, diesem sonderbaren Vorgeben gemäß, bis auf dem Platz, wo wir standen, entgegen kommen würde; gleichwohl schickte der Kurfürst aus Besorgniß vor einer dahinter stehenden Schelmerei, nach einer kurzen Abrede mit mir, entschlossen, auf unabänderliche Weise, Alles, was sie noch vorbringen würde, des Spases wegen, zu Schanden zu machen, in's Schloß, und befahl, daß der Rehbock augenblicklich getödtet, und für die Tafel, an einem der nächsten Tage, zubereitet werden solle. Hierauf wandte er sich zu der Frau, vor welcher diese Sache laut verhandelt worden war, zurück, und sagte: „Nun, wohl! was hast du mir für die Zukunft zu entdecken?“ Die Frau, indem sie in seine Hand sah, sprach: „Heil meinem Kurfürsten und Herrn! Deine Gnaden wird lange regieren, das Haus, aus dem du stammst, lange bestehen, und deine Nachkommen groß und herrlich werden und zu Macht gelangen, vor allen Fürsten und Herren der Welt!“ Der Kurfürst, nach einer Pause, in welcher er die Frau gedankenvoll ansah, sagte halblaut, mit einem Schritte, den er zu mir that, daß es ihm jeso fast Leid thäte, einen Boten abgeschickt zu haben, um die Weissagung zu nichte zu machen; und während das Geld aus den Händen der Ritter, die ihm folgten, der Frau haufenweis, unter vielem Jubel, in dem Schooß regnete, fragte er sie, indem er selbst in die Tasche griff, und ein Goldstück dazu legte: „Ob der Gruß, den sie mir zu eröffnen hätte, auch von so silbernem Klang wäre, als der seinige?“ Die Frau, nachdem sie einen Kasten, der ihr zur Seite stand, aufgemacht, und das Geld, nach Sorte und Menge, weitläufig und umständlich darin geordnet, und den Kasten wieder verschlossen hatte, schüßte ihre Hand vor die Sonne, gleichsam als ob sie ihr lästig wäre, und sah mich an; und da ich die Frage an sie wiederholte, und, auf scherzhafte Weise, während sie meine Hand prüfte,



zum Kurfürsten sagte: „Mir, scheint es, hat sie nichts, das eben angenehm wäre, zu verkündigen“: so ergriff sie ihre Krücken, hob sich langsam daran vom Schemel empor, und indem sie sich, mit geheimnißvoll vorgehaltenen Händen, dicht zu mir heran drängte, flüsterte sie mir vernehmlich in's Ohr: „Nein!“ — So! sagt' ich verwirrt, und trat einen Schritt vor der Gestalt zurück, die sich, mit einem Blick, kalt und leblos, wie aus marmornen Augen, auf den Schemel, der hinter ihr stand, zurücksetzte: von welcher Seite her droht meinem Hause Gefahr? Die Frau, indem sie eine Kohle und ein Papier zur Hand nahm und ihre Kniee kreuzte, fragte: „Ob sie es mir aufschreiben solle?“ und da ich, verlegen in der That, bloß weil mir, unter den bestehenden Umständen, nichts anders übrig blieb, antwortete: ja! das thut! so versetzte sie: „Wohlan! dreierlei schreib' ich dir auf: den Namen des letzten Regenten deines Hauses, die Jahreszahl, da er sein Reich verlieren, und den Namen dessen, der es, durch die Gewalt der Waffen, an sich reißen wird.“ Dies, vor den Augen allen Volks abgemacht, erhebt sie sich, verklebt den Zettel mit Lack, den sie in ihrem wellten Munde befeuchtet, und drückt einen bleiernen, an ihrem Mittelfinger befindlichen Siegelring darauf. Und da ich den Zettel, neugierig, wie du leicht begreifst, mehr als Worte sagen können, erfassen will, spricht sie: „Mit nichts, Gerecht!“ und wendet sich und hebt ihrer Krücken Eine empor: „Von jenem Mann dort, der, mit dem Federhut, auf der Bank steht, hinter allem Volk, am Kircheneingang, lösest du, wenn es dir beliebt, den Zettel ein!“ Und damit, ehe ich noch recht begriffen, was sie sagt, auf dem Platz, vor Erstaunen sprachlos, läßt sie mich stehen; und während sie den Kasten, der hinter ihr stand, zusammenschlug, und über den Rücken warf, mischt sie sich, ohne daß ich weiter bemerken konnte, was sie thut, unter den Haufen des uns umringenden Volks. Nun trat, zu meinem in der That herzlichsten Trost, in eben diesem Augenblick der Ritter auf, den der Kurfürst in's Schloß geschickt hatte, und meldete ihm, mit lachendem Munde, daß der Rehbock getödtet, und durch zwei Jäger, vor seinen Augen, in die Küche geschleppt worden sei. Der Kurfürst, indem er seinen Arm munter in den meinigen legte, in der Absicht, mich von dem Platz hinwegzuführen, sagte: „Nun, wohlan! so war die Prophezeiung eine alltägliche Gaunerei, und Zeit und Gold, die sie uns gekostet, nicht werth!“ Aber wie groß war unser Erstaunen, da sich, noch während dieser Worte, ein Geschrei rings auf dem Platze erhob, und Aller Augen sich einem großen, vom Schloßhof herantrabenden Schlächterhund zuwandten, der in der Küche den Rehbock als gute Beute beim Nacken erfaßt, und das Thier, drei Schritte von uns, verfolgt von Knechten und Mägden, auf den Boden fallen ließ: dergestalt, daß in der That die Prophezeiung des Weibes, zum Unter-

pfand alles dessen, was sie vorgebracht, erfüllt, und der Rehbock uns bis auf den Markt, obschon allerdings todt, entgegen gekommen war. Der Bliß, der an einem Wintertag vom Himmel fällt, kann nicht vernichtender treffen, als mich dieser Anblick, und meine erste Bemühung, sobald ich der Gesellschaft, in der ich mich befand, überhoben, war gleich, den Mann mit dem Federhut, den mir das Weib bezeichnet hatte, auszumitteln; doch keiner meiner Leute, unausgesetzt während drei Tage auf Kundschaft geschickt, war im Stande, mir auch nur auf die entfernteste Weise Nachricht davon zu geben: und jezt, Freund Kunz, vor wenig Wochen, in der Meierei zu Dahme, habe ich den Mann mit meinen eigenen Augen gesehen.“ — Und damit ließ er die Hand des Kämmerers fahren; und während er sich den Schweiß abtrocknete, sank er wieder auf das Lager zurück. Der Kämmerer, der es für vergebliche Mühe hielt, mit seiner Ansicht von diesem Vorfall die Ansicht, die der Kurfürst davon hatte, zu durchkreuzen und zu berichtigen, bat ihn, doch irgend ein Mittel zu versuchen, des Zettels habhaft zu werden, und den Kerl nachher seinem Schicksal zu überlassen; doch der Kurfürst antwortete, daß er platterdings kein Mittel dazu sähe, obschon der Gedanke, ihn entbehren zu müssen, oder wohl gar die Wissenschaft davon mit diesem Menschen untergehen zu sehen, ihn dem Jammer und der Verzweiflung nahe brächte. Auf die Frage des Freundes: ob er denn Versuche gemacht, die Person der Zigeunerin selbst auszuforschen? erwiederte der Kurfürst, daß das Gubernium, auf einen Befehl, den er unter einem falschen Vorwand an dasselbe erlassen, diesem Weibe vergebens, bis auf den heutigen Tag, in allen Plätzen des Kurfürstenthums nachspüre: wobei er, aus Gründen, die er jedoch näher zu entwickeln sich weigerte, überhaupt zweifelte, daß sie in Sachsen auszumitteln sei. Nun traf es sich, daß der Kämmerer, mehrerer beträchtlichen Güter wegen, die seiner Frau aus der Hinterlassenschaft des abgesetzten und bald darauf verstorbenen Erzkanzlers, Grafen Kallheim, in der Neumark zugefallen waren, nach Berlin reisen wollte; dergestalt, daß, da er den Kurfürsten in der That liebte, er ihn nach einer kurzen Ueberlegung fragte: „Ob er ihm in dieser Sache freie Hand lassen wolle?“ und da dieser, indem er seine Hand herzlich an seine Brust drückte, antwortete: „Dente, du seist ich, und schaff' mir den Zettel!“ so beschleunigte der Kämmerer, nachdem er seine Geschäfte abgegeben, um einige Tage seine Abreise, und fuhr, mit Zurücklassung seiner Frau, bloß von einigen Bedienten begleitet, nach Berlin ab.

Rohrhaas, der inzwischen, wie schon gesagt, in Berlin angekommen, und, auf einen Specialbefehl des Kurfürsten, in ein ritterliches Gefängniß gebracht worden war, das ihn mit seinen fünf Kindern, so bequem als es sich thun ließ, empfing, war gleich nach Erscheinung



des kaiserlichen Anwalts aus Wien, auf den Grund wegen Verletzung des öffentlichen, kaiserlichen Landfriedens, vor den Schranken des Kammergerichts zur Rechenschaft gezogen worden; und ob er schon in seiner Verantwortung einwandte, daß er wegen seines bewaffneten Einfalls in Sachsen, und der dabei verübten Gewaltthatigkeiten, kraft des mit dem Kurfürsten von Sachsen zu Lützen abgeschlossenen Vergleichs, nicht belangt werden könne: so erfuhr er doch, zu seiner Belehrung, daß des Kaisers Majestät, deren Anwalt hier die Beschwerde führe, darauf keine Rücksicht nehmen könne: ließ sich auch sehr bald, da man ihm die Sache auseinander setzte und erklärte, wie ihm dagegen von Dresden her, in seiner Sache gegen den Junter Wenzel von Tronta, völlige Genugthuung widerfahren werde, die Sache gefallen. Demnach traf es sich, daß, gerade am Tage der Ankunft des Kammerers, das Gesetz über ihn sprach, und er verurtheilt ward, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht zu werden; ein Urtheil, an dessen Vollstreckung gleichwohl, bei der verwickelten Lage der Dinge, seiner Milde ungeachtet, Niemand glaubte, ja, das die ganze Stadt, bei dem Wohlwollen, das der Kurfürst für den Kohlhaas trug, unfehlbar durch ein Machtwort desselben, in eine bloße, vielleicht beschwerliche und langwierige Gefängnißstrafe verwandelt zu sehen hoffte. Der Kammerer, der gleichwohl einjah, daß keine Zeit zu verlieren sein möchte, falls der Auftrag, den ihm sein Herr gegeben, in Erfüllung gehen sollte, fing sein Geschäft damit an, sich dem Kohlhaas, am Morgen eines Tages, da derselbe, in harmloser Betrachtung der Vorübergehenden, am Fenster seines Gefängnisses stand, in seiner gewöhnlichen Hoftracht, genau und umständlich zu zeigen; und da er, aus einer plötzlichen Bewegung seines Kopfes, schloß, daß der Kofhändler ihn bemerkt hatte, und besonders, mit großem Vergnügen, einen unwillkürlichen Griff desselben mit der Hand auf die Gegend der Brust, wo die Kapsel lag, wahrnahm: so hielt er das, was in der Seele desselben in diesem Augenblick vorgegangen war, für eine hinlängliche Vorbereitung, um in dem Versuch, des Zettels habhaft zu werden, einen Schritt weiter vorzurücken. Er bestellte ein altes, auf Krücken herumwandelndes Trödelweib zu sich, das er in den Straßen von Berlin, unter einem Troß andern mit Lumpen handelnden Gesindels bemerkt hatte, und das ihm, dem Alter und der Tracht nach, ziemlich mit dem, das ihm der Kurfürst beschrieben hatte, übereinstimmen schien; und in der Voraussetzung, der Kohlhaas werde sich die Züge derjenigen, die ihm in einer flüchtigen Erscheinung den Zettel überreicht hatte, nicht eben tief eingepägt haben, beschloß er, daß gedachte Weib statt ihrer unterzuschieben, und bei Kohlhaas, wenn es sich thun ließe, die Rolle, als ob sie die Zigeunerin wäre, spielen zu lassen. Dem gemäß, um sie dazu in Stand zu setzen,

unterrichtete er sie umständlich von Allem, was zwischen dem Kurfürsten und der gedachten Zigeunerin in Züterbogl vorgefallen war, wobei er, weil er nicht wußte, wie weit das Weib in ihren Eröffnungen gegen den Kohlhaas gegangen war, nicht vergaß, ihr besonders die drei geheimnißvollen, in dem Zettel enthaltenen Artikel einzuschärfen; und nachdem er ihr auseinandergelegt hatte, was sie, auf abgerissene und unverständliche Weise, fallen lassen müsse, gewisser Anstalten wegen, die man getroffen, sei es durch List oder durch Gewalt, des Zettels, der dem sächsischen Hofe von der äußersten Wichtigkeit sei, habhaft zu werden, trug er ihr auf, dem Kohlhaas den Zettel, unter dem Vorwand, daß derselbe bei ihm nicht mehr sicher sei, zur Aufbewahrung während einiger verhängnißvollen Tage, abzufordern. Das Trödelweib übernahm auch sogleich gegen die Verheißung einer Belohnung, wovon der Kammerer ihr auf ihre Forderung einen Theil im Voraus bezahlen mußte, die Ausführung des besagten Geschäfts; und da die Mutter des bei Mühlberg gefallenen Knechts Herse den Kohlhaas, mit Erlaubniß der Regierung, zuweilen besuchte, diese Frau ihr aber seit einigen Wochen her bekannt war: so gelang es ihr, an einem der nächsten Tage, vermittelt einer kleinen Gabe an den Kerkermeister, sich bei dem Kofstamm Eingang zu verschaffen. — Kohlhaas aber, als diese Frau zu ihm eintrat, meinte, an einem Siegelring, den sie an der Hand trug, und einer ihr vom Hals herabhängenden Korallenkette, die bekannte alte Zigeunerin selbst wieder zu erkennen, die ihm in Züterbogl den Zettel überreicht hatte; und wie denn die Wahrscheinlichkeit nicht immer auf Seiten der Wahrheit ist, so traf es sich, daß hier etwas geschehen war, das wir zwar berichten: die Freiheit aber, daran zu zweifeln, demjenigen, dem es wohlgefällt, zugestehen müssen: der Kammerer hatte den ungeheuersten Mißgriff begangen, und in dem alten Trödelweib, das er in den Straßen von Berlin aufgriff, um die Zigeunerin nachzuahmen, die geheimnißreiche Zigeunerin selbst getroffen, die er nachgeahmt wissen wollte. Wenigstens berichtete das Weib, indem sie, auf ihre Krücken gestützt, die Wangen der Kinder streichelte, die sich, betroffen von ihrem wunderlichen Anblick, an den Vater lehnten: daß sie schon seit geraumer Zeit aus dem Sächsischen in's Brandenburgische zurückgekehrt sei, und sich, auf eine in den Straßen von Berlin unvorsichtig gewagte Frage des Kammerers nach der Zigeunerin, die im Frühjahr des verfloßenen Jahres in Züterbogl gewesen, sogleich an ihn gedrängt, und, unter einem falschen Namen, zu dem Gesichte, das er besorgt wissen wollte, angetragen habe. Der Kofhändler, der eine sonderbare Ähnlichkeit zwischen ihr und seinem verstorbenen Weibe Lisbeth bemerkte, dergestalt, daß er sie hätte fragen können, ob sie ihre Großmutter sei: denn nicht nur, daß die Züge ihres Gesichts, ihre Hände,



auch in ihrem knöchernen Bau noch schön, und besonders der Gebrauch, den sie davon im Reden machte, ihn auf's Lebhafteste an sie erinnerten: auch ein Maal, womit seiner Frauen Hals bezeichnet war, bemerkte er an dem ihrigen. Der Kofthändler nöthigte sie, unter Gedanken, die sich seltsam in ihm kreuzten, auf einen Stuhl nieder, und fragte, was sie in aller Welt in Geschäften des Kämmerers zu ihm führe? Die Frau, während der alte Hund des Kofthaa's ihre Kniee umschmiffelte, und von ihrer Hand gekraut, mit dem Schwanz wedelte, antwortete: „Der Auftrag, den ihr der Kämmerer gegeben, wäre, ihm zu eröffnen, auf welche drei dem sächsischen Hofe wichtigen Fragen der Zettel geheimnißvolle Antwort enthalte; ihn vor einem Abgesandten, der sich in Berlin befinde, um seiner habhaft zu werden, zu warnen: und ihm den Zettel, unter dem Vorwand, daß er an seiner Brust, wo er ihn trage, nicht mehr sicher sei, abzufordern. Die Absicht aber, in der sie komme, sei, ihm zu sagen, daß die Drohung, ihn durch Arglist oder Gewaltthätigkeit um den Zettel zu bringen; abgeschmackt und ein leeres Trugbild sei; daß er unter dem Schutz des Kurfürsten von Brandenburg, in dessen Verwahrer er sich befinde, nicht das Mindeste für denselben zu befürchten habe; ja, daß das Blatt bei ihm weit sicherer sei, als bei ihr, und daß er sich wohl hüten möchte, sich durch Ablieferung desselben, an wen und unter welchem Vorwand es auch sei, darum bringen zu lassen. — Gleichwohl schloß sie, daß sie es für klug hielte, von dem Zettel den Gebrauch zu machen, zu welchem sie ihm denselben auf dem Jahrmarkt zu Jüterbogk eingehändigte, dem Antrag, den man ihm auf der Grenze durch den Junker von Stein gemacht, Gehör zu geben, und den Zettel, der ihm selbst weiter nichts nützen könne, für Freiheit und Leben an den Kurfürsten von Sachsen auszuliefern.“ Kofthaa's, der über die Nacht jauchzte, die ihm gegeben war, seines Feindes Herse, in dem Augenblick, da sie ihn in den Staub trat, tödtlich zu verwunden, antwortete: „Nicht um die Welt, Mütterchen, nicht um die Welt!“ und drückte der Alten Hand, und wollte nur wissen, was für Antworten auf die ungeheuren Fragen im Zettel enthalten wären? Die Frau, inzwischen sie das Jüngste, das sich zu ihren Füßen niedergekauert hatte, auf den Schooß nahm, sprach: „Nicht um die Welt, Kofthaa's, der Kofthändler; aber um diesen hübschen, kleinen, blonden Jungen!“ und damit lachte sie ihn an, herzte und küßte ihn, der sie mit großen Augen ansah, und reichte ihm, mit ihren dürrn Händen, einen Apfel, den sie in ihrer Tasche trug, dar. Kofthaa's sagte verwirrt: „Daß die Kinder selbst, wenn sie groß wären, ihn um seines Verschaffens loben würden, und daß er für sie und ihre Enkel nichts Heilsameres thun könne, als den Zettel behalten. Zudem fragte er, wer ihn, nach der Erfahrung, die er gemacht, vor einem neuen Ver-

trag sicher stelle, und ob er nicht zuletzt, unnützer Weise, den Zettel, wie jüngst den Kriegshaufen, den er in Lützen zusammengebracht, an den Kurfürsten aufopfern würde? „Wer mir sein Wort einmal gebrochen,“ sprach er, „mit dem wechsle ich keins mehr; und nur deine Forderung, bestimmt und unzweideutig, trennt mich, gutes Mütterchen, von dem Blatt, durch welches mir für Alles, was ich erlitten, auf so wunderbare Weise Genugthuung geworden ist.“ Die Frau, indem sie das Kind auf den Boden setzte, sagte: „Daß er in mancherlei Hinsicht Recht hätte, und daß er thun und lassen könnte, was er wollte!“ Und damit nahm sie ihre Krücken wieder zur Hand, und wollte gehen. Kofthaa's wiederholte seine Frage, den Inhalt des wunderbaren Zettels betreffend; er wünschte, da sie flüchtig antwortete: „Daß er ihn ja eröffnen könne, obschon es eine bloße Neugierde wäre,“ noch über tausend andere Dinge, bevor sie ihn verließ, Aufschluß zu erhalten; wer sie eigentlich sei, woher sie zu der Wissenschaft, die ihr inwohne, komme; warum sie dem Kurfürsten, für den er doch geschrieben, den Zettel verweigert, und gerade ihm, unter so vielen tausend Menschen, der ihrer Wissenschaft nie begehrt, das Wunderblatt überreicht habe? — Nun traf es sich, daß in eben diesem Augenblick ein Geräusch hörbar ward, das einige Polizei-Offizianten, die die Treppe heraufstiegen, verursachten; dergestalt, daß das Weib, von plötzlicher Besorgniß, in diesen Gemächern von ihnen betroffen zu werden, ergriffen, antwortete: „Auf Wiedersehen, Kofthaa's, auf Wiedersehen! Es soll dir, wenn wir uns wiedertreffen, an Kenntniß über dies Alles nicht fehlen!“ Und damit, indem sie sich gegen die Thür wandte, rief sie: „Lebt wohl, Kinderchen, lebt wohl!“ küßte das kleine Geschlecht nach der Reihe, und ging ab.

Inzwischen hatte der Kurfürst von Sachsen, seinen jammervollen Gedanken preisgegeben, zwei Astrologen, Namens Oldenholm und Olearius, welche damals in Sachsen in großem Ansehen standen, herbeigerufen, und wegen des Inhalts des geheimnißvollen, ihm und dem ganzen Geschlecht seiner Nachkommen so wichtigen Zettels zu Rathe gezogen; und da die Männer, noch einer, mehrere Tage lang im Schloßthurm zu Dresden fortgesetzt, tief sinnigen Untersuchung, nicht einig werden konnten, ob die Prophezeiung sich auf späte Jahrhunderte, oder aber auf die jetzige Zeit beziehe, und vielleicht die Krone Polen, mit welcher die Verhältnisse immer noch sehr kriegerisch waren, damit gemeint sei: so wurde durch solchen gelehrten Streit, statt sie zu zerstreuen, die Unruhe, um nicht zu sagen, Verzweiflung, in welcher sich dieser unglückliche Herr befand, nur geschärft, und zuletzt bis auf einen Grad, der seiner Seele ganz unerträglich war, vermehrt. Dazu kam, daß der Kämmerer um diese Zeit seiner Frau, die im Begriff stand, ihm nach Berlin zu fol-



gen, auftrag, dem Kurfürsten, bevor sie abreiste, auf eine geschickte Art beizubringen, wie mißlich es nach einem verunglückten Versuch, den er mit einem Weibe gemacht, das sich seitdem nicht wieder habe blicken lassen, mit der Hoffnung aussehe, des Zettels, in dessen Besiz der Kohlhaas sei, habhaft zu werden, indem das über ihn gefällte Todesurtheil nunmehr, nach einer umständlichen Prüfung der Akten, von dem Kurfürsten von Brandenburg unterzeichnet, und der Hinrichtungstag bereits auf den Montag nach Palmarum festgesetzt sei; auf welche Nachricht der Kurfürst sich, das Herz von Kummer und Reue zerrissen, gleich einem ganz Verlorenen, in seinem Zimmer verschloß, während zwei Tagen, des Lebens satt, keine Speise zu sich nahm, und am dritten plötzlich, unter der kurzen Anzeige an das Gubernium, daß er zu dem Fürsten von Dessau auf die Jagd reise, aus Dresden verschwand. Wohin er eigentlich ging, und ob er sich nach Dessau wandte, lassen wir dahin gestellt sein, indem die Chroniken, aus deren Vergleichung wir Bericht erstatten, an dieser Stelle, auf befremdende Weise, einander widersprechen und ausheben. Gewiß ist, daß der Fürst von Dessau, unfähig zu jagen, um diese Zeit krank in Braunschweig, bei seinem Oheim, dem Herzog Heinrich, lag, und daß die Dame Heloise am Abend des folgenden Tages in Gesellschaft eines Grafen von Königstein, den sie für ihren Better ausgab, bei dem Kämmerer, Herrn Kunz, ihrem Gemahl, in Berlin eintraf. — Inzwischen war dem Kohlhaas, auf Befehl des Kurfürsten, das Todesurtheil vorgelesen, die Ketten abgenommen und die über sein Vermögen lautenden Papiere, die ihm in Dresden abgesprochen worden waren, wieder zugestellt worden; und da die Rätthe, die das Gericht an ihn abgeordnet hatte, ihn fragten, wie er es mit dem, was er besitze, nach seinem Tode gehalten wissen wolle: so verfertigte er, mit Hilfe eines Notars, zu seiner Kinder Gunsten ein Testament, und setzte den Amtmann zu Kohlhaasenbrück, seinen wackern Freund, zum Vormund derselben ein. Demnach glich nichts der Ruhe und Zufriedenheit seiner letzten Tage; denn auf eine sonderbare Specialverordnung des Kurfürsten war bald darauf auch noch der Zwinger, in welchem er sich befand, eröffnet, und allen seinen Freunden, deren er sehr viele in der Stadt besaß, bei Tag und Nacht freier Zutritt zu ihm verstattet worden. Ja, er hatte noch die Genugthuung, den Theologen Jakob Freising, als einen Abgesandten Doktor Luthers, mit einem eigenhändigen, ohne Zweifel sehr merkwürdigen Brief, der aber verloren gegangen ist, in sein Gefängniß treten zu sehen, und von diesem geistlichen Herrn in Gegenwart zweier Brandenburgischen Dechanten, die ihm an die Hand gingen, die Wohlthat der heiligen Kommunion zu empfangen. Hierauf erschien nun, unter einer allgemeinen Bewegung der Stadt, die sich immer noch nicht entwöhnen konnte, auf ein Nachwort, das

ihn rettete, zu hoffen, der verhängnißvolle Montag nach Palmarum, an welchem er die Welt, wegen des allzuraschen Versuchs, sich selbst in ihr Recht verschaffen zu wollen, versöhnen sollte. Eben trat er, in Begleitung einer starken Wache, seine beiden Knaben auf dem Arm (denn diese Vergünstigung hatte er sich ausdrücklich vor den Schranken des Gerichts ausgebeten), von dem Theologen Jakob Freising geführt, aus dem Thor seines Gefängnisses, als unter einem wehmüthigen Gewimmel von Bekannten, die ihm die Hände drückten, und von ihm Abschied nahmen, der Kastellan des kurfürstlichen Schlosses, verstört im Gesicht, zu ihm herantrat, und ihm ein Blatt gab, das ihm, wie er sagte, ein altes Weib für ihn eingehändigt. Kohlhaas, während er den Mann, der ihm nur wenig bekannt war, befremdet ansah, eröffnete das Blatt, dessen Siegelring ihm, im Mundlaß ausgedrückt, sogleich an die bekannte Zigeunerin erinnerte. Aber wer beschreibt das Erstaunen, das ihn ergriff, als er folgende Nachricht darin fand: „Kohlhaas, der Kurfürst von Sachsen ist in Berlin; auf den Richtplatz schon ist er vorangegangen, und wird, wenn dir daran liegt, an einem Gut mit blauen und weißen Federbüschen kenntlich sein. Die Absicht, in der er kömmt, brauche ich dir nicht zu sagen; er will die Kapsel, sobald du verscharrt bist, ausgraben, und den Zettel, der darin befindlich ist, eröffnen lassen. — Deine Elisabeth.“ — Kohlhaas, indem er sich auf das Aeußerste bestürzt zu dem Kastellan umwandte, fragte ihn: ob er das wunderbare Weib, das ihm den Zettel übergeben, kenne? Doch da der Kastellan antwortete: „Kohlhaas, das Weib“ — und in Mitten der Rede auf sonderbare Weise stockte, so konnte er, von dem Zuge, der in diesem Augenblick wieder antrat, fortgerissen, nicht vernehmen, was der Mann, der an allen Gliedern zu zittern schien, vorbrachte. — Als er auf dem Richtplatz ankam, fand er den Kurfürsten von Brandenburg mit seinem Gefolge, worunter sich auch der Erztanzler, Herr Heinrich von Geusau, befand, unter einer unermesslichen Menschenmenge, daselbst zu Pferde halten: ihm zur Rechten der kaiserliche Anwalt Franz Wüller, eine Abschrift des Todesurtheils in der Hand; ihm zur Linken mit dem Conclusum des Dresdner Hofgerichts, sein eigener Anwalt, der Rechtsgelehrte Anton Rümer; ein Herold in der Mitte des halbboffenen Kreises, den das Volk schloß, mit einem Bündel Sachen, und den beiden, von Wohlsein glänzenden, die Erde mit ihren Hufen stampfenden Kappen. Denn der Erztanzler, Herr Heinrich, hatte die Klage, die er, im Namen seines Herrn, in Dresden anhängig gemacht, Punkt für Punkt, und ohne die mindeste Einschränkung gegen den Junker Wenzel von Tronka, durchgesetzt; dergestalt, daß die Pferde, nachdem man sie durch Schwingung einer Fahne über ihre Häupter ehrlich gemacht und aus den Händen des Abdeckers, der sie ernährte,



zurückgezogen hatte, von den Leuten des Junkers dickgefüttert und in Gegenwart einer eigens dazu niedergesetzten Kommission, dem Anwalt, auf dem Markt zu Dresden übergeben worden waren. Demnach sprach der Kurfürst, als Kohlhaas, von der Wache begleitet, auf den Hügel zu ihm heranschritt: „Nun, Kohlhaas, heut ist der Tag, an dem dir dein Recht geschieht! Schau her, hier liefere ich dir alles, was du auf der Tronkenburg gewaltsamer Weise eingekauft, und was ich, als dein Landesherr, dir wieder zu verschaffen schuldig war, zurück: Rappen, Halstuch, Reichsgulden, Wäsche, bis auf die Kurkosten sogar für deinen bei Mühlberg gefallenen Knecht Herse. Bist du mit mir zufrieden? — Kohlhaas, während er das ihm auf den Wink des Erzkanzlers eingehändigte Conclusum mit großen, funkelnden Augen überlas, setzte die beiden Kinder, die er auf dem Arm trug, neben sich auf den Boden nieder; und da er auch einen Artikel darin fand, in welchem der Junker Wenzel zu zweijähriger Gefängnißstrafe verurtheilt ward: so ließ er sich, aus der Ferne, ganz überwältigt von Gefühlen, mit kreuzweis auf die Brust gelegten Händen, vor dem Kurfürsten nieder. Er versicherte freudig dem Erzkanzler, indem er aufstand und die Hand auf seinen Schooß legte, daß sein höchster Wunsch auf Erden erfüllt sei, trat an die Pferde heran, musterte sie und klopfte ihren heißen Hals; und erklärte dem Kanzler, indem er wieder zu ihm zurückkam, heiter: „daß er sie seinen beiden Söhnen Heinrich und Leopold schenke!“ Der Kanzler, Herr Heinrich von Geusau, vom Pferde herab mild zu ihm gewandt, versprach ihm, in des Kurfürsten Namen, daß sein letzter Wille heilig gehalten werden solle: und forderte ihn auf, auch über die übrigen im Bündel befindlichen Sachen nach seinem Gutdünken zu schalten. Hierauf rief Kohlhaas die alte Mutter Hersens, die er auf dem Platz wahrgenommen hatte, aus dem Hause des Volks hervor, und indem er ihr die Sachen übergab, sprach er: „da, Mütterchen; das gehört dir!“ — die Summe, die, als Schadenersatz für ihn, bei dem im Bündel liegenden Gelde befindlich war, als ein Geschenk noch, zur Pflege und Erquickung ihrer alten Tage hinzufügend. — Der Kurfürst rief: „Nun, Kohlhaas, der Nothhändler, du, dem solchergestalt Genugthuung geworden, mache dich bereit, kaiserlicher Majestät, deren Anwalt hier steht, wegen des Bruchs ihres Landfriedens, deinerseits Genugthuung zu geben!“ Kohlhaas, indem er seinen Hut abnahm und auf die Erde warf, sagte, daß er bereit dazu wäre; übergab die Kinder, nachdem er sie noch einmal vom Boden erhoben und an seine Brust gedrückt hatte, dem Amtmann von Kohlhaasenbrück, und trat, während dieser sie unter stillen Thränen vom Platz hinwegführte, an den Block. Eben knüpfte er sich das Tuch vom Hals ab und öffnete seinen Brustflaz: als er, mit einem flüchtigen Blick auf

den Kreis, den das Volk bildete, in geringer Entfernung von sich, zwischen zwei Rittern, die ihn mit ihren Leibern halb deckten, den wohlbekannten Mann mit blauen und weißen Federbüschen wahrnahm. Kohlhaas löste sich, indem er mit einem plötzlichen, die Wache, die ihn umringte, befremdenden Schritt, dicht vor ihn trat, die Kapsel von der Brust; er nahm den Zettel heraus, entriegelte ihn und überlas ihn: und das Auge unverwandt auf den Mann mit blauen und weißen Federbüschen gerichtet, der bereits süßen Hoffnungen Raum zu geben anfang, steckte er ihn in den Mund und verschlang ihn. Der Mann mit blauen und weißen Federbüschen sank bei diesem Anblick ohnmächtig in Krämpfen nieder. Kohlhaas aber, während die bestürzten Begleiter desselben sich herabbeugten und ihn vom Boden aufhoben, wandte sich zu dem Schaffot, wo sein Haupt unter dem Beil des Scharfrichters fiel. Hier endigt die Geschichte vom Kohlhaas. Man legte die Leiche unter einer allgemeinen Klage des Volks in einen Sarg; und während die Träger sie aufhoben, um sie anständig auf den Kirchhof der Vorstadt zu begraben, rief der Kurfürst die Söhne des Abgeschiedenen herbei und schlug sie, mit der Erklärung an den Erzkanzler, daß sie in seiner Pagenschule erzogen werden sollten, zu Rittern. Der Kurfürst von Sachsen kam bald darauf, zerrissen an Leib und Seele, nach Dresden zurück, wo man das Weitere in der Geschichte nachlesen muß. Vom Kohlhaas aber haben noch im vergangenen Jahrhundert im Mecklenburgischen einige frohe und rüstige Nachkommen gelebt.



## Der zerbrochene Krug.

Ein Lustspiel.

### Personen.

|                                  |                         |
|----------------------------------|-------------------------|
| Walter, Gerichtsrath.            | Eve, ihre Tochter.      |
| Adam, Dorfrichter.               | Beit Lämpel, ein Bauer. |
| Licht, Schreiber.                | Nuprecht, sein Sohn.    |
| Frau Warthe Null.                | Frau Brigitte.          |
| Ein Bedienter, Böttel, Mägde 1c. |                         |

Die Handlung spielt in einem niederländischen Dorfe bei Utrecht.

Scene: Die Gerichtsstube.

### Erster Auftritt.

Adam (sitzt und verbindet sich ein Bein). Licht (tritt auf).

Licht. Ei, was zum Henker, sagt, Gevatter Adam!  
Was ist mit euch geschehn? Wie seht ihr aus?  
Adam. Ja, seht. Zum Straucheln brauch't's doch nichts, als  
Füße;  
Auf diesem glatten Boden, ist ein Strauch hier?  
Gestrauchelt bin ich hier; denn jeder trägt  
Den leid'gen Stein zum Anstoß in sich selbst.  
Licht. Nein, sagt mir, Freund! Den Stein trüg' jeglicher —?  
Adam. Ja, in sich selbst!  
Licht. Verflucht das!  
Adam. Was beliebt?  
Licht. Ihr stammt von einem lockern Aeltervater,  
Der so beim Anbeginn der Dinge fiel,  
Und wegen seines Falls berühmt geworden;  
Ihr seid doch nicht —

Adam. Nun?  
Licht. Gleichfalls —  
Adam. Ob ich —? Ich glaube —  
Hier bin ich hingefallen, sag' ich euch.  
Licht. Unbildlich: hingeschlagen?  
Adam. Ja, unbildlich.  
Es mag ein schlechtes Bild gewesen sein.  
Licht. Wann trug sich die Begebenheit denn zu?  
Adam. Jetzt, in dem Augenblick, da ich dem Bett'  
Entsteig'. Ich hatte noch das Morgenlied  
Im Mund, da stolpr' ich in den Morgen schon,  
Und eh' ich noch den Lauf des Tags beginne,  
Kennt unser Herrgott mir den Fuß schon aus.  
Licht. Und wohl den linken obenein?  
Adam. Den linken?  
Licht. Hier, den gesetzten?  
Adam. Freilich!  
Licht. Allgerechter!  
Der ohnhin schwer den Weg der Sünde wandelt.  
Adam. Der Fuß! was! schwer! warum?  
Licht. Der Klumpfuß?  
Adam. Klumpfuß!  
Ein Fuß ist, wie der andere, ein Klumpen.  
Licht. Erlaubt! Da thut ihr eurem rechten Unrecht.  
Der rechte kann sich dieser — Nicht nicht rühmen,  
Und wagt sich eh'r auf's Schlüpfrige.  
Adam. Ach was!  
Wo sich der eine hinwagt, folgt der andre.  
Licht. Und was hat das Gesicht euch so verrenkt?  
Adam. Mir das Gesicht?  
Licht. Wie? Davon wißt ihr nichts?  
Adam. Ich müßt' ein Lügner sein — wie sieht's denn aus?  
Licht. Wie's aussieht?  
Adam. Ja, Gevatterchen.  
Licht. Abscheulich!  
Adam. Erklärt euch deutlicher.  
Licht. Gesunden ist's,  
Ein Greul zu sehn. Ein Stück fehlt von der Wange,  
Wie groß? Nicht ohne Wage kann ich's schätzen.  
Adam. Den Teufel auch!  
Licht (bringt einen Spiegel). Hier! Ueberzeugt euch selbst!  
Ein Schaf, das, eingestrichen von Hunden, sich  
Durch Dornen drängt, läßt nicht mehr Wolle sitzen,  
Als ihr, Gott weiß wo? Fleisch habt sitzen lassen.



Adam. Hm! Ja! 's ist wahr. Unlieblich sieht es aus.  
Die Nase hat auch gelitten.

Licht. Und das Auge.

Adam. Das Auge nicht, Gevatter.

Licht. Ei, hier liegt  
Quersfeld ein Schlag, blutrünstig, straf' mich Gott,  
Als hätt' ein Großknecht wüthend ihn geführt.

Adam. Das ist der Augentknochen. — Ja, nun seht,  
Das alles hatt' ich nicht einmal gespürt.

Licht. Ja, ja! so geht's im Feuer des Gefechts.

Adam. Gefecht! was! — Mit dem verfluchten Ziegenbock  
Am Ofen socht ich, wenn ihr wollt. Jetzt weiß ich's.

Da ich das Gleichgewicht verlier', und gleichsam

Ertrunken in den Lüften um mich greife,

Fass' ich die Hosen, die ich gestern Abend

Durchnäht an das Gestell des Ofens hing —

Nun fass' ich sie, versteht ihr, denke mich,

Ich Thor, daran zu halten, und nun reißt

Der Bund; Bund jest und Hof' und ich, wir stürzen,

Und häuptlings mit dem Stirnblatt schmettre' ich auf

Den Ofen hin, just wo ein Ziegenbock

Die Nase an der Ecke vorgestreckt.

Licht (lacht). Gut, gut!

Adam. Gut, gut!

Licht. Verdammt!

Adam. Verdammt!

Licht. Der erste Adamsfall,

Den ihr aus einem Bett hinaus gethan.

Adam. Mein' Seel! — Doch, was ich sagen wollte, was gibt's

Neues?

Licht. Ja, was es Neues gibt! Der Henker hol's,

Hätt' ich's doch bald vergessen.

Adam. Nun?

Licht. Macht euch bereit auf unerwarteten

Besuch aus Utrecht.

Adam. So?

Licht. Der Herr Gerichtsrath kommt.

Adam. Wer kommt?

Licht. Der Herr Gerichtsrath Walter kommt, aus Utrecht.

Er ist in Revisions-Bereisung auf den Aemtern,

Und heut noch trifft er bei uns ein.

Adam. Noch heut! Seid ihr bei Trost?

Licht. So wahr ich lebe.

Er war in Holla, auf dem Grenzdorf, gestern,

Hat das Justizamt dort schon revidirt.

Ein Bauer sah zur Fahrt nach Huism schon  
Die Vorspannpferde vor den Wagen schirren.

Adam. Heut noch, er, der Gerichtsrath, her, aus Utrecht!  
Zur Revision, der wackre Mann, der selbst

Sein Schäfchen schiert, dergleichen Fragen haßt! —

Nach Huism kommen, und uns eujoniren!

Licht. Kam er bis Holla, kommt er auch bis Huism.

Nehmt euch in Acht.

Adam. Ach geht!

Licht. Ich sag' es euch.

Adam. Geht mir mit eurem Märchen, sag' ich euch.

Licht. Der Bauer hat ihn selbst gesehn, zum Henker.

Adam. Wer weiß, wen der trisfängige Schuft gesehn.

Die Kerle unterscheiden ein Gesicht

Von einem Hinterkopf nicht, wenn er kahl ist.

Setzt einen Hut dreieckig auf mein Rohr,

Hängt ihm den Mantel um, zwei Stiefeln drunter,

So hält so 'n Schubjak ihn, für wen ihr wollt.

Licht. Wohlan so zweifelt fort, in's Teufels Namen,

Bis er zur Thüre eintritt.

Adam. Er, eintreten!

Ohn' uns ein Wort vorher gesteckt zu haben —?

Licht. Der Unverstand! Als ob's der vorige

Revisor noch, der Rath Wachholder, wäre!

Es ist Rath Walter jest, der revidirt.

Adam. Wenn gleich Rath Walter! Geht, laßt mich zufrieden.

Der Mann hat seinen Amtseid ja geschworen,

Und prattizirt, wie wir, nach den

Bestehenden Edikten und Gebräuchen.

Licht. Nun ich versich' euch, der Gerichtsrath Walter

Erschien in Holla unvermuthet gestern,

Visirte Kassen und Registraturen,

Und suspendirte Richter dort und Schreiber,

Warum? ich weiß nicht, ab officio.

Adam. Den Teufel auch! Hat das der Bau'r gesagt?

Licht. Dies und noch mehr —

Adam. So?

Licht. Wenn ihr's wissen wollt.

Denn in der Frühe heut sucht man den Richter,

Dem man in seinem Haus Arrest gegeben,

Und findet hinten in der Scheuer ihn

Am Sparren hoch des Daches aufgehangen.

Adam. Was sagt ihr?

Licht. Hülf! inzwischen kommt herbei,

Bibliothek der deutschen Klassiker XV. 3.

25



Man löst ihn ab, man reißt ihn, und begießt ihn,  
In's nackte Leben bringt man ihn zurück.

Adam. So? Bringt man ihn?

Licht. Doch jetzt wird versiegelt,  
In seinem Haus, vereidet und verschlossen;  
Es ist, als wär' er eine Leiche schon,  
Und auch sein Richteramt ist schon beerbt.

Adam. Ei, Henker, seht! — Ein liederlicher Hund war's —  
Sonst eine ehrliche Haut, so wahr ich lebe,  
Ein Kerl, mit dem sich's gut zusammen war;  
Doch grausam liederlich, das muß ich sagen.  
Wenn der Gerichtsrath heut in Holla war,

So ging's ihm schlecht, dem armen Kauz, das glaub' ich.  
Licht. Und dieser Vorfall einzig, sprach der Bauer,  
Sei Schuld, daß der Gerichtsrath noch nicht hier;  
Zu Mittag treff' er doch ohnfehlbar ein.

Adam. Zu Mittag! Gut, Gevatter! Jetzt gilt's Freundschaft.  
Ihr wißt, wie sich zwei Hände waschen können.  
Ihr wollt auch gern, ich weiß, Dorfrichter werden,  
Und ihr verdient's, bei Gott, so gut wie Einer.  
Doch heut ist noch nicht die Gelegenheit,  
Heut laßt ihr noch den Kelch vorübergehn.

Licht. Dorfrichter, ich! Was denkt ihr auch von mir?

Adam. Ihr seid ein Freund von wohlgefügter Rede,  
Und euren Cicero habt ihr studirt  
Trotz Einem auf der Schul' in Amsterdam.  
Drückt euren Ehrgeiz heut hinunter, hört ihr?  
Es werden wohl sich Fälle noch ergeben,  
Wo ihr mit eurer Kunst euch zeigen könnt.

Licht. Wir zwei Gevatterleute! Geht mir fort.

Adam. Zu seiner Zeit, ihr wißt's, schwieg auch der große  
Demosthenes. Folgt hierin seinem Muster;  
Und bin ich König nicht von Macedonien,  
Kann ich auf meine Art doch dankbar sein.

Licht. Geht mir mit eurem Argwoh'n, sag' ich euch.  
Hab' ich jemals — ?

Adam. Seht, ich, ich, für mein Theil,  
Dem großen Griechen folg' ich auch. Es ließe  
Von Depositionen sich und Zinsen  
Zulezt auch eine Rede ausarbeiten:  
Wer wollte solche Perioden drehn?

Licht. Nun, also!

Adam. Von solchem Vorwurf bin ich rein,  
Der Henker hol's! Und alles, was es gilt,

Ein Schwank ist's etwa, der zur Nacht geboren,  
Des Tags vorwärt's Lichtstrahl scheut.

Licht. Ich weiß.

Adam. Mein Seel! Es ist kein Grund, warum ein Richter,  
Wenn er nicht auf dem Richtstuhl sitzt,  
Soll gravitatisch wie ein Eisbär sein.

Licht. Das sag' ich auch.

Adam. Nun denn, so kommt, Gevatter,  
Folgt mir ein wenig zur Registratur;  
Die Aktenstöße seh' ich auf, denn die,  
Die liegen wie der Thurm zu Babylon.

### Zweiter Auftritt.

Ein Bediente (tritt auf). Die Vorigen. Nachher: Zwei  
Mägde.

Der Bediente. Gott helf, Herr Richter! Der Gerichtsrath  
Walter

läßt seinen Gruß vermelden, gleich wird er hier sein.

Adam. Ei, du gerechter Himmel! Ist er mit Holla  
Schon fertig?

Der Bediente. Ja, er ist in Huisum schon.

Adam. He! Riefe! Grete!

Licht. Ruhig, ruhig jetzt.

Adam. Gevatterchen!

Licht. Laßt euern Dank vermelden.

Der Bediente. Und morgen reisen wir nach Hussabe.

Adam. Was thu' ich jetzt? Was laß ich?

(Er greift nach seinen Kleidern.)

Erste Magd (tritt auf). Hier bin ich, Herr.

Licht. Wollt ihr die Hosen anziehen? Seid ihr toll?

Zweite Magd (tritt auf). Hier bin ich, Herr Dorfrichter.

Licht. Nehmt den Rock.

Adam (steht um sich). Wer? Der Gerichtsrath?

Licht. Ach, die Magd ist es.

Adam. Die Bässchen! Mantel! Kragen!

Erste Magd. Erst die Weste!

Adam. Was? — Rock aus! Hurtig!

Licht (zum Bedienten). Der Herr Gerichtsrath werden  
hier sehr willkommen sein. Wir sind sogleich  
Bereit, ihn zu empfangen. Sagt ihm das.



Adam. Den Teufel auch! Der Richter Adam läßt sich  
Entschuldigen.

Licht. Entschuldigen!

Adam. Entschuld'gen.

Ist er schon unterwegs etwa?

Der Bediente. Er ist  
Im Wirthshaus noch. Er hat den Schmidt bestellt;  
Der Wagen ging entzwei.

Adam. Gut. Mein Empfehl! —  
Der Schmidt ist faul. — Ich ließe mich entschuld'gen.

Ich hätte Hals und Beine fast gebrochen,  
Schaut selbst, 's ist ein Spektakel, wie ich ausseh';  
Und jeder Schreck purgirt mich von Natur.

Ich wäre krank.

Licht. Seid ihr bei Sinnen? —  
Der Herr Gerichtsrath wär' sehr angenehm.

— Wollt ihr?

Adam. Zum Henker!

Licht. Was?

Adam. Der Teufel soll mich holen,  
Ist's nicht so gut, als hätt' ich schon ein Pulver!

Licht. Das fehlt noch, daß ihr auf den Weg ihm leuchtet.

Adam. Margrethe! he! der Sack voll Knochen! Viese!

Die beiden Mägde. Hier sind wir ja. Was wollt ihr?

Adam. Fort! sag' ich.

Ruhläse, Schinken, Butter, Würste, Flaschen,

Aus der Registratur geschafft! Und flink! —

Du nicht — die Andere. — Maulaffe! Du ja!

— Gott's Bliß, Margrethe! Viese soll, die Ruhmagd,

In die Registratur!

(Die erste Magd geht ab.)

Die zweite Magd. Sprecht, soll man euch verstehn!

Adam. Halt's Maul jetzt, sag' ich —! Fort! schaff mir die  
Perücke!

Marisch! Aus dem Bücherschrank! Geschwind! Pack dich!

(Die zweite Magd ab.)

Licht (zum Bedienten). Es ist dem Herrn Gerichtsrath, will  
ich hoffen,

Nichts Böses auf der Reise zugestoßen?

Der Bediente. Je, nun! Wir sind im Hohlweg umgeworfen.

Adam. Best! Mein geschundner Fuß! Ich krieg' die Stiefeln —

Licht. Ei, du mein Himmel! Umgeworfen, sagt ihr?

Doch keinen Schaden weiter —?

Der Bediente. Nichts von Bedeutung.

Der Herr verstauchte sich die Hand ein wenig.  
Die Deichsel brach.

Adam. Daß er den Hals gebrochen!

Licht. Die Hand verstaucht! Ei, Herr Gott! Kam der  
Schmidt schon?

Der Bediente. Ja, für die Deichsel.

Licht. Was?

Adam. Ihr meint, der Doktor.

Licht. Was?

Der Bediente. Für die Deichsel?

Adam. Ach, was! Für die Hand.

Der Bediente. Abies, ihr Herrn. — Ich glaub', die Kerls  
sind toll. (Ab.)

Licht. Den Schmidt meint' ich.

Adam. Ihr gebt euch bloß, Gebatter.

Licht. Wie so?

Adam. Ihr seid verlegen.

Licht. Was!

Die erste Magd (tritt auf). He! Viese!

Adam. Was hast du da?

Erste Magd. Braunschweiger Wurst, Herr Richter.

Adam. Das sind Pupillenakten.

Licht. Ich, verlegen!

Adam. Die kommen wieder zur Registratur.

Erste Magd. Die Würste?

Adam. Würste! Was! Der Einschlag hier.

Licht. Es war ein Mißverständnis.

Die zweite Magd (tritt auf). Im Bücherschrank,  
Herr Richter, find' ich die Perücke nicht.

Adam. Warum nicht?

Zweite Magd. Um! Weil ihr —

Adam. Nun?

Zweite Magd. Gestern Abend —

Glock eils —

Adam. Nun? Wird ich's hören?

Zweite Magd. Ei, ihr kamt ja,

Befinnt euch, ohne die Perücke in's Haus.

Adam. Ich, ohne die Perücke?

Zweite Magd. In der That.

Da ist die Viese, die's bezeugen kann.

Und eure andr' ist beim Perückenmacher.

Adam. Ich wär' —

Erste Magd. Ja, meiner Treu, Herr Richter Adam!

Rahlsköpfig wart ihr, als ihr wiedertamt!



Ihr spracht, ihr wärt gefallen, wißt ihr nicht?

Das Blut mußt' ich euch noch vom Kopfe waschen.

Adam. Die Unverschämte!

Erste Magd. Ich will nicht ehrlich sein.

Adam. Halt's Maul, sag' ich, es ist kein wahres Wort.

Licht. Habt ihr die Wund' seit gestern schon?

Adam. Nein, heut.

Die Wunde heut und gestern die Perücke.

Ich trug sie weiß gepudert auf dem Kopfe,

Und nahm sie mit dem Hut, auf Ehre, bloß,

Als ich in's Haus trat, aus Versehen ab.

Was die gewaschen hat, das weiß ich nicht.

— Scheer' dich zum Satan, wo du hingehörst!

In die Registratur! (Erste Magd ab.)

Geh, Margarethe!

Gevatter Künstler soll mir seine borgen;

In meine hält' die Kaze heute Morgen

Gejungt, das Schwein! Sie läge eingefäuet

Mir unter'm Bette da, — ich weiß nun schon.

Licht. Die Kaze? Was? Seid ihr —?

Adam. So wahr ich lebe.

Fünf Junge, gelb und schwarz, und eins ist weiß.

Die schwarzen will ich in der Wecht ersäuen.

Was soll man machen? Wollt ihr eine haben?

Licht. In die Perücke?

Adam. Der Teufel soll mich holen!

Ich hatte die Perücke aufgehängt,

Auf einen Stuhl, da ich zu Bette ging,

Den Stuhl berühr' ich in der Nacht, sie fällt —

Licht. Drauf nimmt die Kaze sie in's Maul —

Adam. Mein Seel' —

Licht. Und trägt sie unter's Bett und jungt darin.

Adam. In's Maul? Nein —

Licht. Nicht? Wie sonst?

Adam. Die Kaze? Ach, was!

Licht. Nicht? Oder ihr vielleicht?

Adam. In's Maul! Ich glaube —!

Ich stieß sie mit dem Fuße heut hinunter,

Als ich es sah.

Licht. Gut, gut.

Adam. Kanaillen die!

Die balzen sich und jungen, wo ein Platz ist.

Zweite Magd (kichernd). So soll ich hingehn?

Adam. Ja, und meinen Gruß

An Muhme Schwarzwand, die Küsterin —

Ich schickt' ihr die Perücke unverfehrt

Noch heut zurück — ihm brauchst du nichts zu sagen.

Versteht du mich?

Zweite Magd. Ich werd' es schon bestellen.

(Ab.)

### Dritter Auftritt.

Adam und Licht.

Adam. Mir ahndet heut nichts Guts, Gevatter Licht.

Licht. Warum?

Adam. Es geht bunt Alles über Eck' mir.

Ist nicht auch heut Gerichtstag?

Licht. Allerdings.

Die Kläger stehen vor der Thüre schon.

Adam. — Mir träumt', es hält' ein Kläger mich ergriffen,

Und schleppte vor den Richtstuhl mich; und ich,

Ich säße gleichwohl auf dem Richtstuhl dort,

Und schält' und hunzt' und schlingelte mich herunter,

Und judicirt' den Hals in's Eisen mir.

Licht. Wie? ihr euch selbst?

Adam. So wahr ich ehrlich bin.

Drauf wurden beide wir zu Eins, und flohn,

Und mußten in den Fichten übernachten.

Licht. Nun? Und der Traum meint ihr?

Adam. Der Teufel hol's.

Wenn's auch der Traum nicht ist, ein Schabernack,

Sei's, wie es wollt', ist wider mich im Werk!

Licht. Die läpp'iche Furcht! Gebt ihr mir vorschriftsmäßig,

Wenn der Gerichtsrath gegenwärtig ist,

Recht den Parteien auf dem Richterstuhle,

Damit der Traum vom ausgehungten Richter

Auf andre Art nicht in Erfüllung geht.

### Vierter Auftritt.

Der Gerichtsrath (tritt auf). Die Vorigen.

Walter. Gott grüß' euch, Richter Adam.

Adam. Ei willkommen!

Willkommen, gnäd'ger Herr, in unserm Huisum!

Wer konnte, du gerechter Gott, wer konnte



So freudigen Besuchs sich gewärt'gen.  
Kein Traum, der heute früh Glock' achte noch  
Zu solchem Glücke sich versteigen durste.

Walter. Ich komm' ein wenig schnell, ich weiß; und muß  
Auf dieser Reif', in unserer Staaten Dienst,  
Zufrieden sein, wenn meine Wirth'e mich  
Mit wohlgemeintem Abschiedsgruß entlassen.  
Inzwischen ich, was meinen Gruß betrifft,  
Ich mein's von Herzen gut, schon wenn ich komme.  
Das Obertribunal in Utrecht will  
Die Rechtspfleg' auf dem platten Land verbessern,  
Die mangelhaft von mancher Seite scheint,  
Und strenge Weisung hat der Mißbrauch zu erwarten.  
Doch mein Geschäft auf dieser Reif' ist noch  
Ein strenges nicht, sehn soll ich bloß, nicht strafen,  
Und find' ich gleich nicht alles, wie es soll,  
Ich freue mich, wenn es erträglich ist.

Adam. Fürwahr, so edle Denkart muß man loben.  
Eu'r Gnaden werden hie und da, nicht zweifl' ich,  
Den alten Brauch im Recht zu tadeln wissen;  
Und wenn er in den Niederlanden gleich  
Seit Kaiser Karl dem fünften schon besteht:  
Was läßt sich in Gedanken nicht erfinden?  
Die Welt, sagt unser Sprichwort, wird stets klüger,  
Und Alles ließt, ich weiß, den Buffendorff;  
Doch Huifum ist ein kleiner Theil der Welt,  
Auf den nicht mehr, nicht minder, als sein Theil nur  
Kann von der allgemeinen Klugheit kommen.  
Klärt die Justiz in Huifum gütigst auf,  
Und überzeugt euch, gnäd'ger Herr, ihr habt  
Ihr noch sobald den Rücken nicht gekehrt,  
Als sie auch völlig euch befried'gen wird;  
Doch fändet ihr sie heut im Amte schon  
Wie ihr sie wünscht, mein Seel', so wär's ein Wunder,  
Da sie nur dunkel weiß noch, was ihr wollt.

Walter. Es fehlt an Vorschriften, ganz recht. Vielmehr  
Es sind zu viel, man wird sie sichten müssen.

Adam. Ja, durch ein großes Sieb. Viel Spreu! Viel Spreu!

Walter. Das ist dort der Herr Schreiber?

Licht. Der Schreiber Licht,

Zu Eurer hohen Gnaden Diensten. Pfingsten

Neun Jahre, daß ich im Justizamt bin.

Adam (bringt einen Stuhl). Setzt euch.

Walter. Laßt sein.

Adam. Ihr kommt von Holla schon.

Walter. Zwei kleine Meilen — Woher wißt ihr das?

Adam. Woher? Eu'r Gnaden Diener —

Licht. Ein Bauer sagt' es,

Der eben jetzt von Holla eingetroffen.

Walter. Ein Bauer?

Adam. Aufzuwarten.

Walter. — Ja! es trug sich

Dort ein unangenehmer Vorfall zu,  
Der mir die heitre Laune störte,  
Die in Geschäften uns begleiten soll. —  
Ihr werdet davon unterrichtet sein?

Adam. Wär's wahr, gestrenger Herr? Der Richter Pfaul,  
Weil er Arrest in seinem Haus' empfing,  
Verzweiflung hätt' den Thoren überrascht,  
Er hing sich auf?

Walter. Und machte Uebel ärger.  
Was nur Unordnung schien, Verworrenheit,  
Nimmt jetzt den Schein an der Veruntreuung,  
Die das Gesetz, ihr wißt's, nicht mehr verschont. —  
Wie viele Kassen habt ihr?

Adam. Fünf, zu dienen.

Walter. Wie, fünf! Ich stand im Wahn — Gefüllte Kassen?  
Ich stand im Wahn, daß ihr nur vier —

Adam. Verzeiht!

Mit der Rhein-Inundations-Kollekten-Kasse?

Walter. Mit der Rhein-Inundations-Kollekten-Kasse!  
Doch jeko ist der Rhein nicht inundirt,  
Und die Kollekten gehn mithin nicht ein.

— Sagt doch, ihr habt ja wohl Gerichtstag heut?

Adam. Ob wir —?

Walter. Was?

Licht. Ja, den ersten in der Woche.

Walter. Und jene Schaar von Leuten, die ich draußen  
Auf eurem Flure sah, sind das —?

Adam. Das werden —

Licht. Die Kläger sind's, die sich bereits versammeln.

Walter. Gut. Dieser Umstand ist mir lieb, ihr Herren.  
Laßt diese Leute, wenn's beliebt, erscheinen.

Ich wohne dem Gerichtsgang bei; ich sehe,

Wie er in eurem Huifum üblich ist.

Wir nehmen die Registratur, die Kassen

Nachher, wenn diese Sache abgethan.

Adam. Wie ihr befehlt. — Der Büttel! He! Hansfriedel!



## Fünfter Auftritt.

Die zweite Magd (tritt auf). Die Vorigen.

Zweite Magd. Gruß von Frau Küsterin, Herr Richter Adam;

So gern sie die Perücke euch auch —

Adam. Wie? Nicht?

Zweite Magd. Sie sagt, es wäre Morgenpredigt heute; Der Küster hätte selbst die eine auf, Und seine andre wäre unbrauchbar, Sie sollte heut zu dem Perückenmacher.

Adam. Verflucht!

Zweite Magd. So bald der Küster wieder kommt, Wird sie jedoch sogleich euch seine schicken.

Adam. Auf meine Ehre, gnäd'ger Herr —

Walter. Was gibt's?

Adam. Ein Zufall, ein verwünschter, hat um beide Perücken mich gebracht. Und jetzt bleibt mir

Die dritte aus, die ich mir leihen wollte:

Ich muß kahlköpfig den Gerichtstag halten.

Walter. Kahlköpfig!

Adam. Ja, beim ewigen Gott! So sehr

Ich ohne der Perücke Beistand um

Mein Richteransehn auch verlegen bin.

— Ich müßt' es auf dem Vorwerk noch versuchen,

Ob mir vielleicht der Pächter — ?

Walter. Auf dem Vorwerk!

Kann jemand anders hier im Orte nicht — ?

Adam. Nein, in der That —

Walter. Der Prediger vielleicht.

Adam. Der Prediger? Der —

Walter. Oder Schulmeister.

Adam. Seit der Sacksehnde abgeschafft, Eu'r Gnaden,

Wozu ich hier im Amte mitgewirkt,

Kann ich auf beider Dienste nicht mehr rechnen.

Walter. Nun, Herr Dorfrichter? Nun? und der Gerichtstag?

Denkt ihr zu warten, bis die Haar' euch wachsen?

Adam. Ja, wenn ihr mir erlaubt, schick' ich auf's Vorwerk.

Walter. Wie weit ist's auf das Vorwerk?

Adam.

Halbstündchen.

Ei! ein kleines

Walter. Eine halbe Stunde, was! Und eurer Sitzung Stunde schlug bereits.

Macht fort! Ich muß noch heut nach Hussahe.

Adam. Macht fort! Ja —

Walter. Ei, so pudert euch den Kopf ein!

Wo Teufel auch, wo lieft ihr die Perücken?

— Helft euch, so gut ihr könnt. Ich habe Eile.

Adam. Auch das.

Der Büttel (tritt auf). Hier ist der Büttel!

Adam. Kann ich inzwischen

Mit einem guten Frühstück, Wurst aus Braunschweig,

Ein Gläschen Danziger etwa —

Walter. Danke sehr.

Adam. Ohn' Umständ'!

Walter. Dank', ihr hört's, hab's schon genossen.

Geht ihr, und ruht die Zeit, ich brauche sie,

In meinem Büchlein etwas mir zu merken.

Adam. Nun, wenn ihr so befehlt — Komm, Margarethe!

Walter. — Ihr seid ja böß' verlegt, Herr Richter Adam.

Seid ihr gefallen?

Adam. — Hab' einen wahren Mordschlag

Heut früh, als ich dem Bett' entstieg, gethan!

Seht, gnäd'ger Herr Gerichtsrath, einen Schlag

In's Zimmer hin, ich glaubt', es wär' in's Grab.

Walter. Das thut mir leid. — Es wird doch weiter nicht

Von Folgen sein?

Adam. Ich denke nicht. Und auch

In meiner Pflicht soll's weiter mich nicht stören. —

Erlaubt!

Walter. Geht, geht!

Adam (zum Büttel). Die Kläger rufst du — Marsch!

(Adam, die Magd und der Büttel ab.)

## Sechster Auftritt.

Frau Marthe, Eve, Veit und Ruprecht (treten auf). — Walter und Licht (im Hintergrund).

Frau Marthe. Ihr truggerträumerndes Gesindel, ihr! Ihr sollt mir büßen, ihr!

Veit. Sei sie nur ruhig,

Frau Marth', es wird sich Alles hier entscheiden.



Frau Marthe. O ja. Entscheiden. Seht doch. Den Klugschwäger!

Den Krug mir, den zerbrochenen, entscheiden!  
Wer wird mir den geschied'nen Krug entscheiden?  
Hier wird entschieden werden, daß geschieden  
Der Krug mir bleiben soll. Für so'n Schiedsurtheil  
Geb' ich noch die geschied'nen Scherben nicht.

Zeit. Wenn sie sich Recht erstreiten kann, sie hört's,  
Erseh' ich ihn.

Frau Marthe. Er mir den Krug ersehen —  
Wenn ich mir Recht erstreiten kann, ersehen!  
Seh' er den Krug mal hin, versuch' er's mal,  
Seh' er'n mal hin auf das Gesims! Ersehen!  
Den Krug, der kein Gebein zum Stehen hat,  
Zum Liegen oder Sitzen hat — ersehen!

Zeit. Sie hört's! Was geistert sie? Kann man mehr thun?  
Wenn Einer ihr von uns den Krug zerbrochen,  
Soll sie entschädigt werden.

Frau Marthe. Ich entschädigt!  
Als ob ein Stück von meinem Hornvieh spräche.  
Meint er, daß die Justiz ein Löpfer ist?  
Und kämen die Hochmügenden und händen  
Die Schürze vor, und trügen ihn zum Ofen,  
Die könnten sonst was in den Krug mir thun,  
Als ihn entschädigen — Entschädigen!

Ruprecht. Laß er sie, Vater. Folg' er mir. Der Drache!  
's ist der zerbroch'ne Krug nicht, der sie wurmt,  
Die Hochzeit ist es, die ein Loch bekommen,  
Und mit Gewalt hier denkt sie sie zu flicken.  
Ich aber setze noch den Fuß eins drauf:  
Versucht bin ich, wenn ich die Meße nehme.

Frau Marthe. Der eitle Flaps! Die Hochzeit ich hier flicken!

Die Hochzeit, nicht des Flickdraths, unzerbrochen  
Nicht einen von des Kruges Scherben werth.  
Und stünd' die Hochzeit blankgeschauert vor mir,  
Wie noch der Krug auf dem Gesimse gestern,  
So faßt' ich sie beim Griff jetzt mit den Händen,  
Und schlug' sie gellend ihm am Kopf entzwei,  
Nicht aber hier die Scherben möcht' ich flicken!  
Sie flicken!

Eve.

Ruprecht!

Ruprecht.

Fort du —!

Eve.

Liebster Ruprecht!

Ruprecht. Mir aus den Augen!

Eve.

Ich beschwöre dich.

Ruprecht. Die Luderliche —! ich mag nicht sagen, was.

Eve. Laß mich ein ein'ges Wort dir heimlich —

Ruprecht.

Nichts!

Eve. — Du gehst zum Regimente jetzt, o Ruprecht.

Wer weiß, wenn du erst die Muskete trägst,

Ob ich dich je im Leben wieder sehe.

Krieg ist's, bedenke, Krieg, in den du ziehst:

Willst du mit solchem Grolle von mir scheiden?

Ruprecht. Groll? Nein, bewahr' mich Gott, das will ich nicht.

Gott schenkt' dir so viel Wohlergehn, als er  
Erübrigen kann. Doch kehrt' ich aus dem Kriege  
Gesund, mit erzgegoh'nem Leib zurück,  
Und würd' in Huißum achtzig Jahre alt,  
So sagt' ich noch im Tode zu dir: Meße!  
Du willst's ja selber vor Gericht beschwören.

Frau Marthe (zu Eve). Hinweg! Was sagt' ich dir? Willst du dich noch

Beschimpfen lassen? Der Herr Korporal  
Ist was für dich, der würd'ge Holzgebein,  
Der seinen Stock im Militär geführt,  
Und nicht dort der Maulaffe, der dem Stock  
Jetzt seinen Rücken bieten wird. Heut ist  
Verlobung, Hochzeit, wäre Taufe heute,  
Es wär' mir recht, und mein Begräbniß leid' ich,  
Wenn ich dem Hochmuth erst den Ramm zertreten,  
Der mir bis an die Krüge schwillt.

Eve.

Mutter!

Laßt doch den Krug! Laßt mich doch in der Stadt versuchen,  
Ob ein geschickter Handwerksmann die Scherben  
Nicht wieder euch zur Lust zusammenfügt.  
Und wär's um ihn geschehn, nehmt meine ganze  
Sparbüchse hin, und kauft euch einen neuen.  
Wer wollte doch um einen irdnen Krug,  
Und stammt er von Herodes Zeiten her,  
Solch einen Aufruhr, so viel Unheil stiften.

Frau Marthe. Du sprichst, wie du's verstehst. Willst du etwa

Die Fiedel tragen, Evchen, in der Kirche  
Am nächsten Sonntag reuig Buße thun?  
Dein guter Name lag in diesem Topfe,  
Und vor der Welt mit ihm ward er zerstoßen,



Wenn auch vor Gott nicht und vor mir und dir.  
Der Richter ist mein Handwerksmann, der Scherge,  
Der Block ist's, Peitschenhiebe, die es braucht,  
Und auf den Scheiterhaufen das Gefindel,  
Wenn's unsre Ehre weiß zu brennen gilt,  
Und diesen Krug hier wieder zu glasiren.

### Siebenter Auftritt.

Adam (im Demat, doch ohne Perücke, tritt auf). Die Vorigen.

Adam (für sich). Ei, Evchen. Sieh! und der vierschröt'ge  
Schlingel,

Der Ruprecht! Ei, was Teufel, sieh! die ganze Sippschaft!

— Die werden mich doch nicht bei mir verklagen?

Eve. O liebste Mutter, folgt mir, ich beschwör' euch,  
Laßt diesem Unglückszimmer uns entfliehen!

Adam. Gevatter! Sagt mir doch, was bringen die?

Licht. Was weiß ich? Lärm um nichts; Lappalien,

Es ist ein Krug zerbrochen worden, hör' ich.

Adam. Ein Krug! so! ei! — Ei, wer zerbrach den Krug?

Licht. Wer ihn zerbrochen?

Adam. Ja, Gevatterchen.

Licht. Mein Seel', seht euch: so werdet ihr's erfahren.

Adam (heimlich). Evchen!

Eve (gleichfalls). Geh' er.

Adam. Ein Wort.

Eve. Ich will nichts wissen.

Adam. Was bringt ihr mir?

Eve. Ich sag' ihm, er soll gehn.

Adam. Evchen! Ich bitte dich! Was soll mir das bedeuten?

Eve. Wenn er nicht gleich —! Ich sag's ihm, laß er mich.

Adam (zu Licht). Gevatter, hört, mein Seel', ich halt's nicht  
aus.

Die Bund' am Schienbein macht mir Uebelkeiten;

Führt ihr die Sach', ich will zu Bette gehn.

Licht. Zu Bett —? Ihr wollt —? Ich glaub', ihr seid ver-  
rückt.

Adam. Der Henker hol's. Ich muß mich übergeben.

Licht. Ich glaub', ihr rast im Ernst. So eben kommt  
ihr —?

— Meint halben. Sagt's dem Herrn Gerichts Rath dort.

Vielleicht erlaubt er's. — Ich weiß nicht, was euch fehlt?

Adam (wieder zu Euen). Evchen! Ich flehe dich! Um alle  
Wunden!

Was ist's, das ihr mir bringt?

Eve. Er wird's schon hören.

Adam. Ist's nur der Krug dort, den die Mutter hält,  
Den ich so viel —?

Eve. Ja, der zerbrochne Krug nur.

Adam. Und weiter nichts?

Eve. Nichts weiter.

Adam. Nichts? gewiß nichts?

Eve. Ich sag' ihm, geh' er. Laß er mich zufrieden.

Adam. Hör du, bei Gott! sei klug, ich rath' es dir.

Eve. Er Unverschämter!

Adam. In dem Attest steht

Der Name jest, Frakturchrift, Ruprecht Tümpel.

Hier trag' ich's fix und fertig in der Tasche;

Hörst du es knackern, Evchen? Sieh, das kannst du,

Auf meine Ehr', heut über's Jahr dir holen,

Dir Trauerschürz' und Wieder zuzuschneiden,

Wenn's heißt: der Ruprecht in Batavia

Krepirt' — ich weiß, an welchem Fieber nicht,

War's gelb, war's scharlach, oder war es faul.

Walter. Sprecht nicht mit den Partei'n, Herr Richter Adam,

Vor der Session! Hier seht euch, und befragt sie.

Adam. Was sagt er? — Was befehlen Euer Gnaden?

Walter. Was ich befehl'? — Ich sagte deutlich euch,

Daß ihr nicht heimlich vor der Sitzung sollt

Mit den Partei'n zweideut'ge Sprache führen.

Hier ist der Platz, der eurem Amt gebührt,

Und öffentlich Verhör, was ich erwarte.

Adam (für sich). Verflucht! Ich kann mich nicht dazu ent-  
schließen —!

— Es klorrte etwas, da ich Abschied nahm —

Licht (ihn aufschreckend). Herr Richter! Seid ihr! —?

Adam. Ich? Auf Ehre nicht!

Ich hatte sie behutsam drauß gehängt,

Und müßt' ein Dohs gewesen sein —

Licht. Was?

Adam. Was?

Licht. Ich fragte —

Adam. Ihr fragtet, ob ich —?

Licht. Ob ihr taub seid, fragt' ich.

Dort Seine Gnaden haben euch gerufen.

Adam. Ich glaubte — wer ruft?



Licht. Der Herr Gerichtsrath dort.  
 Adam (halb laut). Ei! hol's der Henker auch! Zwei Fälle  
 gibt's,  
 Mein Seel', nicht mehr, und wenn's nicht biegt, so bricht's.  
 — Gleich! gleich! gleich! Was befehlen Euer Gnaden?  
 Soll jetzt die Proceßur beginnen?  
 Walter. Ihr seid ja sonderbar zerstreut. Was fehlt euch?  
 Adam. — Auf Ehr'! verzeiht. Es hat ein Perlhuhn mir,  
 Das ich von einem Indiensfahrer kaufte,  
 Den Pips: ich soll es mudeln, und versteh's nicht,  
 Und fragte dort die Jungfer bloß um Rath.  
 Ich bin ein Narr in solchen Dingen, seht,  
 Und meine Hühner nenn' ich meine Kinder.  
 Walter. Hier. Setzt euch. Ruft den Kläger und vernehmt  
 ihn.  
 Und ihr, Herr Schreiber, führt das Protokoll.  
 Adam. Befehlen Euer Gnaden den Prozeß  
 Nach den Formalitäten, oder so,  
 Wie er in Huifum üblich ist, zu halten?  
 Walter. Nach den gesetzlichen Formalitäten,  
 Wie er in Huifum üblich ist, nicht anders.  
 Adam. Gut, gut. Ich werd' euch zu bedienen wissen.  
 Seid ihr bereit, Herr Schreiber?  
 Licht. Zu euren Diensten.  
 Adam. So nimm, Gerechtigkeit, denn deinen Lauf!  
 Klägere trete vor.  
 Frau Marthe. Hier, Herr Dorfrichter!  
 Adam. Wer seid ihr?  
 Frau Marthe. Wer —?  
 Adam. Ihr.  
 Frau Marthe. Wer ich —?  
 Adam. Wer ihr seid?  
 Weß Namens, Standes, Wohnorts, und so weiter?  
 Frau Marthe. Ich glaub', er spaßt, Herr Richter.  
 Adam. Spaßen, was!  
 Ich sitz' im Namen der Justiz, Frau Marthe,  
 Und die Justiz muß wissen, wer ihr seid.  
 Licht (halb laut). Laßt doch die sonderbare Frag' —  
 Frau Marthe. Ihr guckt  
 Mir alle Sonntag' in die Fenster ja,  
 Wenn ihr auf's Vorwerk geht!  
 Walter. Kennt ihr die Frau?  
 Adam. Sie wohnt hier um die Ecke, Euer Gnaden,  
 Wenn man den Fußsteig durch die Hecken geht;

Wittw' eines Kastellans, Hebamme jetzt,  
 Sonst eine ehrliche Frau, von gutem Rufe.  
 Walter. Wenn ihr so unterrichtet seid, Herr Richter,  
 So sind dergleichen Fragen überflüssig.  
 Setzt ihren Namen in das Protokoll,  
 Und schreibt dabei: dem Amte wohlbekannt.  
 Adam. Auch das. Ihr seid nicht für Formalitäten.  
 Thut so, wie Seine Gnaden anbefohlen.  
 Walter. Fragt nach dem Gegenstand der Klage jetzt.  
 Adam. Jetzt soll ich —?  
 Walter. Ja, den Gegenstand ermitteln!  
 Adam. Das ist gleichfalls ein Krug, verzeiht.  
 Walter. Wie? Gleichfalls!  
 Adam. Ein Krug. Ein bloßer Krug. Setzt einen Krug  
 Und schreibt dabei: dem Amte wohlbekannt.  
 Licht. Auf meine hingeworfene Vermuthung  
 Wollt ihr, Herr Richter —?  
 Adam. Mein Seel', wenn ich's euch sage,  
 So schreibt ihr's hin. Ist's nicht ein Krug, Frau Marthe?  
 Frau Marthe. Ja, hier der Krug —  
 Adam. Da habt ihr's.  
 Frau Marthe. Der zerbrochne —  
 Adam. Pedantische Bedenklichkeit.  
 Licht. Ich bitt' euch —  
 Adam. Und wer zerbrach den Krug? Gewiß der Schlingel —?  
 Frau Marthe. Ja, er, der Schlingel dort —  
 Adam (für sich). Mehr brauch' ich nicht.  
 Ruprecht. Das ist nicht wahr, Herr Richter.  
 Adam (für sich). Auf, aufgelebt, du alter Adam!  
 Ruprecht. Das liegt sie in den Hals hinein.  
 Adam. Schweig', Maulaffe!  
 Du steckst den Hals noch früh genug in's Eisen.  
 — Setzt einen Krug, Herr Schreiber, wie gesagt  
 Zusammen dem Namen deß', der ihn zer schlagen.  
 Jetzt wird die Sache gleich ermittelt sein.  
 Walter. Herr Richter! Ei! Welch ein gewaltfames Ver-  
 fahren.  
 Adam. Wie so?  
 Licht. Wollt ihr nicht förmlich —?  
 Adam. Nein! sag' ich;  
 Ihr Gnaden lieben Förmlichkeiten nicht.  
 Walter. Wenn ihr die Instruktion, Herr Richter Adam,  
 Nicht des Prozeßes einzuleiten wißt,  
 Ist hier der Ort jetzt nicht, es euch zu lehren.  
 Bibliothek der deutschen Klassiker XV. 3.



Wenn ihr Recht anders nicht, als so, könnt geben,  
So tretet ab: vielleicht kann's euer Schreiber.

Adam. Erlaubt! Ich gab's, wie's hier in Huisum üblich;  
Eu'r Gnaden haben's also mir befohlen.

Walter. Ich hätt' — ?

Adam.

Auf meine Ehre!

Walter.

Ich befehl euch,

Recht hier nach den Gesetzen zu ertheilen;  
Und hier in Huisum glaubt' ich die Gesetze  
Wie anderswo in den vereinten Staaten.

Adam. Da muß submiss ich um Verzeihung bitten!

Wir haben hier, mit Eu'r Erlaubniß,  
Statuten, eigenthümliche, in Huisum,  
Nicht aufgeschriebene, muß ich gestehn, doch durch  
Bewährte Tradition uns überliefert.

Von dieser Form, getraut' ich mir zu hoffen,  
Bin ich noch heut kein Jota abgewichen.

Doch auch in eurer andern Form bin ich,  
Wie sie im Reich mag üblich sein, zu Hause.

Verlangt ihr den Beweis? Wohl an, befehlt!

Ich kann Recht so jetzt, jezo so ertheilen.

Walter. Ihr gebt mir schlechte Meinungen, Herr Richter.

Es sei. Ihr fangt von vorn die Sache an. —

Adam. Auf Ehr'! Gebt Acht, ihr sollt zufrieden sein.

— Frau Marthe Rull! Bringt eure Klage vor.

Frau Marthe. Ich klag', ihr wißt's, hier wegen dieses  
Krugs;

Jedoch vergönnt, daß ich, bevor ich melde,  
Was diesem Krug geschehen, auch beschreibe,  
Was er vorher mir war.

Adam.

Das Reden ist an euch.

Frau Marthe. Seht ihr den Krug, ihr werthgeschätzten  
Herren?

Seht ihr den Krug?

Adam.

O ja, wir sehen ihn.

Frau Marthe. Nichts seht ihr, mit Verlaub, die Scherben  
seht ihr;

Der Krüge schönster ist entzwei geschlagen.  
Hier grade auf dem Loch, wo jezo nichts,  
Sind die gesammten niederländischen Provinzen  
Dem span'schen Philipp übergeben worden.  
Hier im Ornat stand Kaiser Karl der fünfte:  
Von dem seht ihr nur noch die Beine stehn.  
Hier kniete Philipp, und empfing die Krone:

Der liegt im Topf, bis auf den Hintertell,  
Und auch noch der hat einen Stoß empfangen.  
Dort wüthten seine beiden Mühnen sich,  
Der Franzen und der Ungarn Königinnen,  
Gerührt die Augen aus; wenn man die Eine  
Die Hand noch mit dem Tuch empor sieht heben,  
So ist's, als weinete sie über sich.

Hier im Gefolge stützt sich Philibert,  
Für den den Stoß der Kaiser aufgefangen,  
Noch auf das Schwert; doch jezo müßt' er fallen,  
So gut wie Maximilian: der Schlingel!  
Die Schwerter unten jetzt sind weggeschlagen.  
Hier in der Mitte, mit der heil'gen Mütze,  
Sah man den Erzbischof von Arras stehn;  
Den hat der Teufel ganz und gar geholt,  
Sein Schatten nur fällt lang noch über's Pflaster.  
Hier standen rings, im Grunde, Leibtrabanten,  
Mit Hellebarden, dicht gedrängt, und Spieße;  
Hier Häuser, seht, vom großen Markt zu Brüssel,  
Hier guckt noch ein Neugier'ger aus dem Fenster:  
Doch was er jezo sieht, das weiß ich nicht.

Adam. Frau Marth'! Erlaßt uns das zercherbte Pactum,  
Wenn es zur Sache nicht gehört.

Uns geht das Loch — nichts die Provinzen an,  
Die darauf übergeben worden sind.

Frau Marthe. Erlaubt! Wie schön der Krug, gehört zur  
Sache! —

Den Krug erbeutete sich Gilderich,  
Der Kesselflicker, als Dranien  
Briel mit den Wassergeusen überrumpelte.  
Ihn hatt' ein Spanier, gefüllt mit Wein,  
Just an den Mund gesetzt, als Gilderich  
Den Spanier von hinten niederwarf,  
Den Krug ergriff, ihn leert', und weiter ging.

Adam. Ein würd'ger Wassergeuse.

Frau Marthe. Hierauf vererbte

Der Krug auf Fürchtegott, den Todtengräber;  
Der trant zu dreimal nur, der Mächterne,  
Und stets vermisch mit Wasser, aus dem Krug.  
Das erstemal, als er im Sechzigsten  
Ein junges Weib sich nahm; drei Jahre drauf,  
Als sie noch glücklich ihn zum Vater machte;  
Und als sie jetzt noch funfzehn Kinder zeugte,  
Trant er zum drittenmale, als sie starb.



Adam. Gut. Das ist auch nicht übel.  
 Frau Marthe. Drauf fiel der Krug  
 An den Zachäus, Schneider in Türlmont,  
 Der meinem sel'gen Mann, was ich euch jetzt  
 Berichten will, mit eignem Mund erzählt.  
 Der warf, als die Franzosen plünderten,  
 Den Krug, sammt allem Hausrath, aus dem Fenster,  
 Sprang selbst, und brach den Hals, der Ungeschickte,  
 Und dieser irdne Krug, der Krug von Thon,  
 Auf's Bein kam er zu stehen und blieb ganz.

Adam. Zur Sache, wenn's beliebt, Frau Marthe. Null!  
 Zur Sache!

Frau Marthe. Drauf in der Feuersbrunst von Sechszig  
 und sechzig,  
 Da hatt' ihn schon mein Mann, Gott hab' ihn selig —  
 Adam. Zum Teufel! Weib! So seid ihr noch nicht fertig?  
 Frau Marthe. — Wenn ich nicht reden soll, Herr Richter  
 Adam,

So bin ich unnütz hier, so will ich gehn,  
 Und ein Gericht mir suchen, das mich hört.  
 Walter. Ihr sollt hier reden: doch von Dingen nicht,  
 Die eurer Klage fremd. Wenn ihr uns sagt,  
 Daß jener Krug euch werth, so wissen wir  
 So viel, als wir zum Nichten hier gebrauchen.

Frau Marthe. Wie viel ihr brauchen möget, hier zu richten,  
 Das weiß ich nicht, und untersuch' es nicht;  
 Das aber weiß ich, daß ich, um zu klagen,  
 Muß vor euch sagen dürfen, über was.

Walter. Gut denn. Zum Schluß jetzt. Was geschah  
 dem Krug?

Was? — Was geschah dem Krug im Feuer  
 Von Anno sechs und sechzig? Wird man's hören?  
 Was ist dem Krug geschehn?

Frau Marthe. Was ihm geschehen?  
 Nichts ist dem Krug, ich bitt' euch sehr, ihr Herren,  
 Nichts Anno sechs und sechzig ihm geschehen.  
 Ganz blieb der Krug, ganz in der Flammen Mitte,  
 Und aus des Hauses Mähe zog ich ihn  
 Hervor, glasirt, am andern Morgen, glänzend,  
 Als kam' er eben aus dem Töpferofen.

Walter. Nun gut. Nun kennen wir den Krug. Nun wissen  
 Wir Alles, was dem Krug geschehn, was nicht.  
 Was gib't's jetzt weiter?

Frau Marthe. Nun diesen Krug jetzt, seht — den Krug —

Zertrümmert einen Krug noch werth — den Krug,  
 Für eines Fräuleins Mund, die Lippe selbst  
 Nicht der Frau Erbstatthalterin zu schlecht,  
 Den Krug, ihr hohen Herren Richter beide,  
 Den Krug hat jener Schlingel mir zerbrochen.

Adam. Wer?

Frau Marthe. Er, der Ruprecht dort.  
 Ruprecht.

Das ist gelogen,

Herr Richter.

Adam. Schweig' er, bis man ihn fragen wird.  
 Auch heut an ihn noch wird die Reihe kommen.

— Habt ihr's im Protokoll bemerkt?

Richt.

O ja.

Adam. Erzählt den Hergang, würdige Frau Marthe.

Frau Marthe. Es war Uhr eilse gestern —

Adam.

Wann, sagt ihr?

Frau Marthe. Uhr eilf.

Adam.

Am Morgen!

Frau Marthe. Mein verzeiht, am Abend,  
 Und schon die Lamp' im Bette wollt' ich löschen,  
 Als laute Männerstimmen, ein Tumult  
 In meiner Tochter abgelegnen Kammer,  
 Als ob der Feind einbräche, mich erschreckt.  
 Geschwind die Trepp' eil' ich hinab, ich finde  
 Die Kammerthür gewaltsam eingesprenzt,  
 Schimpfreden schallen wüthend mir entgegen,  
 Und da ich mir den Auftritt jetzt beleuchte,  
 Was find' ich jetzt, Herr Richter, was jetzt find' ich?  
 Den Krug find' ich zerscherbt im Zimmer liegen,  
 In jedem Winkel liegt ein Stück,  
 Das Mädchen ringt die Händ', und er, der Flaps dort,  
 Der trogt, wie toll, euch in des Zimmers Mitte.

Adam. Ei, Wetter!

Frau Marthe. Was?

Adam.

Sieh da, Frau Marthe!

Frau Marthe. Ja! —  
 Drauf ist's, als ob in so gerechtem Zorn,  
 Mir noch zehn Arme wüchsen, jeglichen  
 Fühl' ich mir wie ein Geier ausgerüstet.  
 Ihn stell' ich dort zu Rede, was er hier  
 In später Nacht zu suchen, mir die Krüge  
 Des Hauses tobend einzuschlagen habe:  
 Und er, zur Antwort gibt er mir, jetzt rathet —  
 Der Unverschämte! Der Hallunke der!



Auf's Rad will ich ihn bringen, oder mich  
Nicht mehr geduldig auf den Rücken legen:  
Er spricht, es hab' ein Anderer den Krug  
Vom Sims' gestürzt — ein Anderer, ich bitt' euch —  
Der vor ihm aus der Kammer nur entwichen;  
Und überhäuft mit Schimpf mir da das Mädchen.

Adam. O! faule Fische — Hierauf?

Frau Marthe. Auf dies Wort  
Seh' ich das Mädchen fragend an; die steht  
Gleich einer Leiche da, ich sage: Eve! —  
Sie setzt sich; ist's ein Anderer gewesen?  
Frag' ich, — und Joseph und Marie, ruft sie,  
Was denkt ihr Mutter auch? — So sprich! Wer war's?  
Wer sonst, sagt sie, — und wer auch kommt' es anders?  
Und schwört mir zu, daß er's gewesen ist.  
Eve. Was schwor ich euch? Was hab' ich euch geschworen?

Nichts schwor ich, nichts euch. —

Frau Marthe.

Eve!

Eve.

Nein! Dies lügt ihr. —

Ruprecht. Da hört ihr's.

Adam.

Hund, jeko, verfluchter, schweig!

Soll hier die Faust den Rachen dir nicht stopfen!

Nachher ist Zeit für dich, nicht jetzt.

Frau Marthe. Du hättest nicht —?

Eve.

Nein, Mutter! Dies verfälscht ihr.

Seht, leid thut's in der That mir tief zur Seele,

Daß ich es öffentlich erklären muß:

Doch nichts schwor ich, nichts, nichts hab' ich geschworen.

Adam. Seid doch vernünftig, Kinder.

Licht.

Das ist ja seltsam.

Frau Marthe. Du hättest mir, o Eve, nicht versichert?

Nicht Joseph und Marie angerufen?

Eve. Beim Schwur nicht! Schwörend nicht! Seht, dies jetzt  
schwör' ich,

Und Joseph und Marie ruf' ich an.

Adam. Ei, Leutchen! Ei, Frau Marthe! Was auch macht sie?

Wie schüchtert sie das gute Kind auch ein.

Wenn sich die Jungfer wird besonnen haben,

Erinnert ruhig dessen, was geschehen,

— Ich sage was geschehen ist, und was,

Spricht sie nicht, wie sie soll, gescheh'n noch kann:

Gibt Licht, so sagt sie heut uns aus, wie gestern,

Gleichviel, ob sie's beschwören kann, ob nicht.

Last Joseph und Marie aus dem Spiele.

Walter. Nicht doch, Herr Richter, nicht! Wer wollte den  
Parteien so zweideut'ge Lehren geben!

Frau Marthe. Wenn sie in's Angesicht mir sagen kann,  
Schamlos, die lieberliche Dirne die,  
Daß es ein Andre, als der Ruprecht war,  
So mag meinetwegen sie — ich mag nicht sagen, was —  
Ich aber, ich versichr' es euch, Herr Richter,  
Und kann ich gleich nicht, daß sie's schwor, behaupten,  
Daß sie's gesagt hat gestern, das beschwör' ich,  
Und Joseph und Marie ruf' ich an.

Adam. Nun weiter will ja auch die Jungfer —

Walter.

Herr Richter!

Adam. Eu'r Gnaden? — Was sagt er? Nicht, Herzens-  
Ewgen?

Frau Marthe. Heraus damit! Hast du's mir nicht gesagt?  
Hast du's mir gestern nicht, mir nicht gesagt?

Eve. Wer leugnet euch, daß ich's gesagt —

Adam.

Da habt ihr's.

Ruprecht. Die Meße die.

Adam.

Schreibt auf.

Zeit.

Pfui, schäm' sie sich.

Walter. Von eurer Aufführung, Herr Richter Adam,  
Weiß ich nicht, was ich denken soll. Wenn ihr selbst

Den Krug zer schlagen hättet, könntet ihr

Von euch ab den Verdacht nicht eifriger

Hinwälzen auf den jungen Mann, als jetzt. —

Ihr setzt nicht mehr in's Protokoll, Herr Schreier

Als nur der Jungfer Eingeständniß, hoff' ich,

Vom gestrigen Geständniß, nicht vom Facto.

— Ist's an der Jungfer jetzt schon, auszusagen?

Adam. Mein Seel, wenn's ihre Reibe noch nicht ist,

In solchen Dingen irrt der Mensch, Eu'r Gnaden.

Wen hätt' ich fragen sollen jetzt? Beklagten?

Auf Ehr'! Ich nehme gute Lehre an.

Walter. Wie umbefangen! — Ja, fragt den Beklagten.

Fragt, macht ein Ende, fragt, ich bitt' euch sehr:

Dies ist die letzte Sache, die ihr führt.

Adam. Die letzte! Was! Ei freilich! Den Beklagten!

Wohin auch, alter Richter, dachtest du?

Verflucht, das pips'ge Berlühn mir! Daß es

Krepirt wär' an der Pest in Indien!

Stets liegt der Klotz von Nudeln mir im Sinn.

Walter. Was liegt? Was für ein Klotz liegt euch —?

Adam.

Der Nudelklotz,



Verzeiht, den ich dem Hühne geben soll.

Schluckt mir das Aas die Bille nicht herunter,

Mein Seel', so weiß ich nicht, wie's werden wird.

Walter. Thut eure Schuldigkeit, sag' ich, zum Henter!

Adam. Beklagter trete vor.

Ruprecht. Hier, Herr Dorfrichter:

Ruprecht, Veitz des Kossäthen Sohn, aus Huisum.

Adam. Vernahm er dort, was vor Gericht so eben

Frau Marthe gegen ihn hat angebracht?

Ruprecht. Ja, Herr Dorfrichter, das hab' ich.

Adam. Getraut er sich

Etwas dagegen aufzubringen, was?

Bekennst er, oder unterfängt er sich,

Hier wie ein gottvergehner Mensch zu leugnen?

Ruprecht. Was ich dagegen aufzubringen habe,

Herr Richter? Ei! Mit eurer Erlaubniß,

Daß sie kein wahres Wort gesprochen hat.

Adam. So? Und das denkt er zu beweisen?

Ruprecht. O ja.

Adam. Die würdige Frau Marthe, die —

Beruhige sie sich. Es wird sich finden.

Walter. Was geht ihn die Frau Marthe an, Herr Richter?

Adam. Was mir —? Bei Gott! Soll ich als Christ —?

Walter. Bericht'

Er, was er für sich anzuführen hat. —

Herr Schreiber, wißt ihr den Prozeß zu führen?

Adam. Ach, was!

Licht. Ob ich — ei nun, wenn Euer Gnaden —

Adam. Was gloht er da? Was hat er aufzubringen?

Steht nicht der Esel, wie ein Ochse, da?

Was hat er aufzubringen?

Ruprecht. Was ich aufzubringen?

Walter. Er, ja, er soll den Hergang jetzt erzählen.

Ruprecht. Mein Seel', wenn man zu Wort mich kommen  
ließe.

Walter. 's ist in der That, Herr Richter, nicht zu dulden.

Ruprecht. Gloc' zehn Uhr mocht' es etwa sein zu Nacht, —

Und warm just diese Nacht des Januars

Wie Mai — als ich zum Vater sage: Vater,

Ich will ein Bissel noch zur Eve gehn.

Denn heuren wollt' ich sie, das müßt ihr wissen,

Ein rüstig Mädel ist's, ich hab's beim Ernten

Gesehn, wo Alles von der Faust ihr ging,

Und ihr das Heu man flog, als wie gemaust.

Da sagt' ich: willst du? Und sie sagte: ach!

Was du da gakefst. Und nachher sagt' sie: ja.

Adam. Bleib' er bei seiner Sache. Gakeln! Was!

Ich sagte, willst du? Und sie sagte: ja.

Ruprecht. Ja, meiner Treu', Herr Richter.

Walter. Weiter! Weiter!

Ruprecht. Nun —

Da sagt' ich: Vater, hört er? Laß er mich.

Wir schwaken noch am Fenster was zusammen.

Na, sagt' er, lauf'; bleibst du auch draußen? sagt' er.

Ja, meiner Seel', sag' ich, das ist geschworen.

Na, sagt' er, lauf', um eilse bist du hier.

Adam. Na, so sag' du, und gake, und kein Ende.

Na, hat er bald sich ausgesagt?

Ruprecht. Na, sag' ich,

Das ist ein Wort, und setz' die Mühe auf,

Und geh'; und über'n Steig will ich, und muß

Durch's Dorf zurückgehn, weil der Bach geschwollen.

Ei, alle Wetter, denk' ich, Ruprecht, Schlag!

Nun ist die Gartenthür bei Marthens zu;

Denn bis um zehn läßt's Mädel sie nur offen,

Wenn ich um zehn nicht da bin, komm' ich nicht.

Adam. Die liederliche Wirthschaft, die.

Walter. Drauf weiter?

Ruprecht. Drauf — wie ich über'n Lindengang mich näh're,

Bei Marthens, wo die Reihen dicht gewölbt,

Und dunkel wie der Dom zu Utrecht sind,

Hör' ich die Gartenthüre fernher knarren.

Sieh da! Da ist die Eve noch! sag' ich,

Und schicke freudig euch, von wo die Ohren

Mir Rundschaft brachten, meine Augen nach —

— Und schelte sie, da sie mir wiederkommen,

Für blind, und schicke auf der Stelle sie

Zum zweitenmal, sich besser umzusehen,

Und schimpfe sie nichtswürdige Verleumder,

Aufbeher, niederträcht'ge Ohrenbläser,

Und schicke sie zum drittenmal, und denke,

Sie werden, weil sie ihre Pflicht gethan,

Unwillig los sich aus dem Kopf mir reißen,

Und sich in einen andern Dienst begeben:

Die Eve ist's, am Laß erkenn' ich sie,

Und Einer ist's noch obenein.

Adam. So? Einer noch? Und wer, er Klugschwächer?

Ruprecht. Wer? Ja, mein Seel', da fragt ihr mich —



Adam. Nun also!  
Und nicht gefangen, denn ich, nicht gehangen.  
Walter. Fort! weiter in der Rede! Laßt ihn doch!  
Was unterbrecht ihr ihn, Herr Dorfrichter?  
Ruprecht. Ich kann das Abendmahl darauf nicht nehmen,  
Stockfinster war's, und alle Käsen grau.  
Doch müßt ihr wissen, daß der Flickschuster,  
Der Lebrecht, den man kürzlich losgesprochen,  
Dem Rädel längst mir auf die Fährte ging.  
Ich sagte vor'gen Herbst schon: Eve, höre,  
Der Schuft schleicht mir um's Haus, das mag ich nicht;  
Sag' ihm, daß du kein Braten bist für ihn,  
Mein Seel', sonst werf' ich ihn vom Hof herunter.  
Die spricht: ich glaub', du schierst mich, sagt ihm was,  
Das ist nicht hin, nicht her, nicht Fisch, nicht Fleisch:  
Drauf geh' ich hin, und werf' den Schlingel runter.

Adam. So? Lebrecht heißt der Kerl?  
Ruprecht. Ja, Lebrecht.  
Adam. Gut.

Das ist ein Nam'. Es wird sich Alles finden.  
— Habt ihr's bemerkt im Protokoll, Herr Schreiber?  
Licht. O ja, und alles Andere, Herr Richter.  
Adam. Sprich weiter, Ruprecht, jetzt, mein Sohn.  
Ruprecht. Nun schießt,

Da ich Glock' eils dem Pärchen hier begegne,  
— Glock' zehn Uhr zog ich immer ab — das Blatt mir.  
Ich denke: halt, jetzt ist's noch Zeit, o Ruprecht,  
Noch wachsen dir die Hirschgeweihe nicht; —  
Hier mußt du sorgsam dir die Stirn befühlen,  
Ob dir von fern hornartig etwas feimt.  
Und drücke sacht mich durch die Gartenpforte,  
Und berg' in einen Strauch von Larus mich:  
Und hör' euch ein Geflüster hier, ein Scherzen,  
Ein Zerren hin, Herr Richter, Zerren her,  
Mein Seel', ich denk', ich soll vor Lust —

Eve. Du Böswicht!  
Was das, o schändlich ist von dir!

Frau Marthe. Hallunke!  
Dir weiß' ich noch einmal, wenn wir allein sind,  
Die Zähne! Wart! Du weißt noch nicht, wo mir  
Die Haare wachsen! Du sollst's erfahren!

Ruprecht. Ein Viertelstündchen dauert's so, ich denke,  
Was wird's doch werden, ist doch heut nicht Hochzeit?

Und eh' ich den Gedanken ausgedacht,  
Husch! sind sie beid' in's Haus schon, vor dem Pastor.

Eve. Geht, Mutter, mag es werden, wie es will —  
Adam. Schweig' du mir dort, rath' ich, das Donnerwetter  
Schlägt über dich ein, unberufne Schwägerin!  
Wart, bis ich auf zur Red' dich rufen werde.

Walter. Sehr sonderbar, bei Gott!  
Ruprecht. Jetzt hebt, Herr Richter Adam,  
Jetzt hebt sich's, wie ein Blutsturz, mir. Lust!  
Da mir der Knopf am Brustlapp springt: Lust jetzt!  
Und reiße mir den Lapp auf: Lust jetzt sag' ich!  
Und geh', und drück', und tret' und donnere,  
Da ich der Dirne Thür' verriegelt finde,  
Gestemmt, mit Macht, auf einen Tritt, sie ein.

Adam. Blitzjunge, du!  
Ruprecht. Lust da sie auf jetzt rasselt,  
Stürzt dort der Krug vom Sims in's Zimmer hin,  
Und husch! springt Einer aus dem Fenster euch:  
Ich seh' die Schöße noch vom Rode wehn.

Adam. War das der Leberecht?  
Ruprecht. Wer sonst, Herr Richter?  
Das Mädchen steht, die werf' ich über'n Haufen,  
Zum Fenster eil' ich hin, und find' den Kerl  
Noch in den Pfählen hangen, am Spalier,  
Wo sich das Weinlaub aufrankt bis zum Dach.  
Und da die Klinke in der Hand mir blieb,  
Als ich die Thür' eindonnerte, so reiße ich  
Jetzt mit dem Stahl Eins pfundschwer über'n Dack ihm:  
Den just, Herr Richter, konnt' ich noch erreichen.

Adam. War's eine Klinke?  
Ruprecht. Was?  
Adam. Ob's —  
Ruprecht. Ja, die Thürrklinke.  
Adam. Darum —  
Licht. Ihr glaubtet wohl, es war ein Degen?  
Adam. Ein Degen? Ich — wie so?  
Ruprecht. Ein Degen!  
Licht. Se nun!

Man kann sich wohl verheören. Eine Klinke  
Hat sehr viel Aehnlichkeit mit einem Degen.

Adam. Ich glaub' —!  
Licht. Bei meiner Treu'! Der Stiel, Herr Richter?  
Adam. Der Stiel!



Ruprecht. Der Stiel! Der war's nun aber nicht.  
 Der Klinker umgekehrtes Ende war's.  
 Adam. Das umgekehrte Ende war's der Klinker!  
 Licht. So! So!  
 Ruprecht. Doch auf dem Griffe lag ein Klumpen  
 Blei, wie ein Degengriff, das muß ich sagen.  
 Adam. Ja, wie ein Griff.  
 Licht. Gut; wie ein Degengriff.  
 Doch irgend eine tück'sche Waffe muß es  
 Gewesen sein. Das wußt' ich wohl.  
 Walter. Zur Sache stets, ihr Herren, doch! Zur Sache!  
 Adam. Nichts als Allotrien, Herr Schreiber! — Er, weiter!  
 Ruprecht. Jetzt stürzt der Kerl, und ich schon will mich  
 wenden,  
 Als ich's im Dunkeln auf sich rappeln sehe.  
 Ich denke, lebst du noch? und steig' auf's Fenster  
 Und will dem Kerl das Gehen unten legen:  
 Als jetzt, ihr Herrn, da ich zum Sprung just aushol',  
 Mir eine Handvoll grobgekörnten Sandes —  
 — Und Kerl und Nacht und Welt und Fensterbrett,  
 Worauf ich steh', den' ich nicht, straf' mich Gott,  
 Das Alles fällt in einen Sack zusammen —  
 Wie Hagel stiebend in die Augen fliegt.  
 Adam. Verflucht! Sieh da! Wer that das?  
 Ruprecht. Wer? Der Rebrecht.  
 Adam. Hallunke!  
 Ruprecht. Meiner Treu! Wenn er's gewesen.  
 Adam. Wer sonst!  
 Ruprecht. Als stürzte mich ein Schloffenregen  
 Von eines Bergs zehn Klaftern hohem Abhang,  
 So schlag' ich jetzt vom Fenster euch in's Zimmer:  
 Ich den', ich schmettere den Boden ein.  
 Nun brech' ich mir den Hals doch nicht, auch nicht  
 Das Kreuz mir, Hüften, oder sonst, inzwischen  
 Konnt' ich des Kerls doch nicht mehr habhaft werden,  
 Und siße auf, und wische mir die Augen.  
 Die kommt, und ach, Herr Gott! ruft sie, und Ruprecht!  
 Was ist dir auch? Mein' Seel', ich hob den Fuß;  
 Gut war's, daß ich nicht sah, wohin ich stieß.  
 Adam. Kam das vom Sande noch?  
 Ruprecht. Vom Sandwurf, ja.  
 Adam. Verdammt! der traf!  
 Ruprecht. Da ich jetzt aufersteh'  
 Was sollt' ich auch die Fäuste hier mir schänden?

So schimpf' ich sie, und sage lieberliche Meße,  
 Und denke, das ist gut genug für sie.  
 Doch Thränen, seht, ersticken mir die Sprache.  
 Denn da Frau Marthe jetzt in's Zimmer tritt,  
 Die Lampe hebt, und ich das Mädchen dort  
 Jetzt schlotternd, zum Erbarmen vor mir sehe,  
 Sie, die so herzlich sonst wohl um sich sah,  
 So sag' ich zu mir, blind ist auch nicht übel.  
 Ich hätte meine Augen hingegeben,  
 Knippkügeln, wer will, damit zu spielen.  
 Eve. Er ist nicht werth, der Bößwicht —  
 Adam. Sie soll schweigen.  
 Ruprecht. Das Weitere wißt ihr.  
 Adam. Wie, das Weitere?  
 Ruprecht. Nun ja, Frau Marthe kam, und geiferte,  
 Und Ralf der Nachbar kam, und Hinz der Nachbar,  
 Und Mähme Sus' und Mähme Liese kamen,  
 Und Knecht' und Mägd' und Hund' und Katzen kamen,  
 s' war ein Spektakel, und Frau Marthe fragte  
 Die Jungfer dort, wer ihr den Krug zerschlagen,  
 Und die, die sprach — ihr wißt's — daß ich's gewesen.  
 Mein Seel', sie hat so Unrecht nicht, ihr Herren;  
 Den Krug, den sie zu Wasser trug, zerschlug ich,  
 Und der Flischhuster hat im Kopf ein Loch. —  
 Adam. Frau Marthe! Was entgegnet ihr der Rede?  
 Sagt an!  
 Frau Marthe. Was ich der Red' entgegnete?  
 Daß sie, Herr Richter, wie der Marder einbricht,  
 Und Wahrheit wie ein galeind Huhn erwürgt.  
 Was Recht liebt, sollte zu den Keulen greifen,  
 Um dieses Ungethüm der Nacht zu tilgen.  
 Adam. Da wird sie den Beweis uns führen müssen.  
 Frau Marthe. O ja, sehr gern. Hier ist mein Zeuge. —  
 Rede!  
 Adam. Die Tochter? Nein, Frau Marthe.  
 Walter. Nein? Warum nicht?  
 Adam. Als Zeugin, gnäd'ger Herr? Steht im Gesetzbuch  
 Nicht titulo — ist's quarto? oder quinto?  
 Wenn Krüge oder sonst, was weiß ich? —  
 Den jungen Bengeln sind zerschlagen worden,  
 So zeugen Töchter ihren Müttern nicht.  
 Walter. In eurem Kopf liegt Wissenschaft und Irrthum  
 Gefnetet, innig, wie ein Teig, zusammen;  
 Mit jedem Schnitte gebt ihr mir von beidem.



Die Jungfer zeugt noch nicht, sie deklarirt jetzt;  
Ob, und für wen, sie zeugen will und kann,  
Wird erst aus der Erklärung sich ergeben.

Adam. Ja, deklariren. Gut. Titulo sexto.

Doch was sie sagt, das glaubt man nicht.

Walter. Tritt vor, mein junges Kind.

Adam. He! Ließ' —! — Erlaubt!

Die Jungfer wird sehr trocken mir — Margrethe!

#### Achter Auftritt.

Eine Magd (tritt auf). Die Vorigen.

Adam. Ein Glas mit Wasser! —

Die Magd. Gleich!

Adam. Kann ich euch gleichfalls —

Walter. Ich danke.

Adam. Franz? oder Mosler? Was ihr wollt.

(Walter verneigt sich; die Magd bringt Wasser und entfernt sich.)

#### Neunter Auftritt.

Walter. Adam. Frau Marthe u. s. w. ohne die Magd.

Adam. — Wenn ich freimüthig reden darf, Ihr Gnaden,  
Die Sache eignet gut sich zum Vergleich.

Walter. Sich zum Vergleich? Das ist nicht klar, Herr  
Richter.

Bernünft'ge Leute können sich vergleichen;  
Doch wie ihr den Vergleich schon wollt bewirken,  
Da noch durchaus die Sache nicht entworren,  
Das hätt' ich wohl von euch zu hören Lust.  
Wie denkt ihr's anzustellen, sagt mir an?  
Habt ihr ein Urtheil schon gefaßt?

Adam. Mein Seel!  
Wenn ich, da das Gesetz im Strich mich läßt,  
Philosophie zu Hülfe nehmen soll,  
So war's — der Leberecht —

Walter. Wer?

Adam. Oder Ruprecht —

Walter. Wer?

Adam. Oder Lebrecht, der den Krug zerßlug.

Walter. Wer also war's? Der Lebrecht oder Ruprecht?

Ihr greift, ich seh', mit eurem Urtheil ein,

Wie eine Hand in einen Sack voll Erbsen.

Adam. Erlaubt!

Walter. Schweigt, schweigt, ich bitt' euch.

Adam. Wie ihr wollt.

Auf meine Ehr', mir wär's vollkommen recht,

Wenn sie es alle beid' gewesen wären.

Walter. Fragt dort, so werdet ihr's erfahren.

Adam. Sehr gern.

Doch wenn ihr's 'raus bekommt, bin ich ein Schuft.

— Habt ihr das Protokoll da in Bereitschaft?

Licht. Vollkommen.

Adam. Gut.

Licht. Und brech' ein eignes Blatt mir,

Begierig, was darauf zu stehen kommt.

Adam. Ein eignes Blatt? Auch gut.

Walter. Sprich dort, mein Kind.

Adam. Sprich, Evchen, hörst du, sprich jetzt, Jungfer Evchen!

Gib Gotte, hörst du, Herzchen, gib, mein Seel,

Ihm und der Welt, gib ihm, was von der Wahrheit.

Denk', daß du hier vor Gottes Richtstuhl bist,

Und daß du deinen Richter nicht mit Leugnen

Und Blappern, was zur Sache nicht gehört,

Betrüben mußt. Ach, was! Du bist vernünftig.

Ein Richter immer, weist du, ist ein Richter,

Und Einer braucht ihn heut, und Einer morgen.

Sagst du, daß es der Lebrecht war: nun gut;

Und sagst du, daß es Ruprecht war: auch gut!

Sprich so, sprich so, ich bin kein ehrlicher Kerl,

Es wird sich Alles, wie du's wünschst, finden.

Willst du mir hier von einem Andern tratschen,

Und dritten etwa, dumme Namen nennen:

Sieh, Kind, nimm dich in Acht, ich sag' nichts weiter.

In Huisum, hol's der Henker, glaubt dir's Keiner,

Und Keiner, Evchen, in den Niederlanden,

Du weißt, die weißen Wände zeugen nicht,

Der auch wird zu vertheidigen sich wissen;

Und deinen Ruprecht holt die Schwesternoth!

Walter. Wenn ihr doch eure Reden lassen wolltet.

Geschwätz, gehauen nicht und nicht gestochen.

Adam. Verstehen's Euer Gnaden nicht?

Walter. Macht fort!

Ihr habt zulängst hier auf dem Stuhl gesprochen.



Adam. Auf Ehr'! Ich habe nicht studirt, Eu'r Gnaden.  
Bin ich euch Herrn aus Utrecht nicht verständlich,  
Mit diesem Volk vielleicht verhält sich's anders:  
Die Jungfer weiß, ich wette, was ich will.

Frau Marthe. Was soll das? Dreist heraus jezt mit der Sprache!

Eve. O liebste Mutter!

Frau Marthe. Du —! Ich rathe dir!

Ruprecht. Mein Seel', 's ist schwer, Frau Marthe, dreist zu sprechen,

Wenn das Gewissen an der Rehl' uns sitzt.

Adam. Schweig' er jezt, Naß'weiß, mußt' er nicht.

Frau Marthe. O Jesus! Wer war's?

Eve. O Jesus!

Frau Marthe. Maulaffe, der! Der niederträchtige!

O Jesus! Als ob sie eine Hure wäre.

War's der Herr Jesus?

Adam. Frau Marthe! Unvernunft!

Was das für —! Laß sie die Jungfer doch gewähren!

Das Kind einschrecken — Hure — Schafsgesicht!

So wird's uns nichts. Sie wird sich schon bestimmen.

Ruprecht. O ja, besinnen.

Adam. Flaps dort, schweig' er jezt.

Ruprecht. Der Flickschuster wird ihr schon einfallen.

Adam. Der Satan! Ruft den Büttel! He! Hansfriedel!

Ruprecht. Nun, nun! Ich schweig', Herr Richter, laßt's nur sein.

Sie wird euch schon auf einen Namen kommen.

Frau Marthe. Hör' du, mach' mir hier kein Spektakel, sag' ich.

Hör', neun und vierzig bin ich alt geworden

In Ehren: fünfzig möcht' ich gern erleben.

Den dritten Februar ist mein Geburtstag;

Heut ist der erste. Mach' es kurz. Wer war's?

Adam. Gut, meinethalben! Gut, Frau Marthe Null!

Frau Marthe. Der Vater sprach, als er verschied: Hör', Marthe,

Dem Mädel schaff' mir einen wackern Mann;

Und wird sie eine lieberliche Meke,

So gib dem Todtengräber einen Groschen,

Und laß mich wieder auf den Rücken legen:

Mein Seel', ich glaub', ich lehr' im Grab mich um.

Adam. Nun, das ist auch nicht übel.

Frau Marthe. Willst du Vater

Und Mutter jezt, mein Evchen, nach dem vierten Gebot hoch ehren, gut, so sprich: in meine Kammer Rief ich den Schuster, oder einen dritten, Hörst du? Der Bräut'gam aber war es nicht.

Ruprecht. Sie jammert mich. Laßt doch den Krug, ich bitt' euch;

Ich will'n nach Utrecht tragen. Solch ein Krug — Ich wollt', ich hätt' ihn nur entzwei geschlagen.

Eve. Unedelmüth'ger, du! Psui, schäme dich,

Daß du nicht sagst, gut, ich zerstückel den Krug!

Psui, Ruprecht, psui, o schäme dich, daß du

Mir nicht in meiner That vertrauen kannst.

Gab ich die Hand dir nicht, und sagte ja,

Als du mich fragtest: Eve, willst du mich?

Meinst du, daß du den Flickschuster nicht werth bist?

Und hättest du durch's Schlüsselloch mich mit

Dem Leberecht aus dem Kruge trinken sehen,

Du hättest denken sollen: Ev' ist brav,

Es wird sich alles ihr zum Ruhme lösen,

Und ist's im Leben nicht, so ist es jenseits,

Und wenn wir auferstehn, ist auch ein Tag.

Ruprecht. Mein Seel', das dauert mir zu lange, Evchen. Was ich mit Händen greife, glaub' ich gern.

Eve. Gehezt, es wär' der Leberecht gewesen,

Warum — des Todes will ich ewig sterben,

Hätt' ich's dir Einzigem nicht gleich vertraut;

Jedoch warum vor Nachbarn, Knecht und Mägden —

Gehezt, ich hätte Grund, es zu verbergen,

Warum, o Ruprecht, sprich, warum nicht sollt' ich

Auf dein Vertrauen hin sagen, daß du's warst?

Warum nicht sollt' ich's? Warum sollt' ich's nicht?

Ruprecht. Ei, so zum Henker, sag's, es ist mir Recht,

Wenn du die Fiedel dir ersparen kannst.

Eve. O du Abscheulicher! Du Undankbarer!

Werth, daß ich mir die Fiedel spare! Werth,

Daß ich mit einem Wort zu Ehren mich,

Und dich in ewiges Verderben bringe.

Walter. Nun —? Und dieß einz'ge Wort —? Halt' uns nicht auf.

Der Ruprecht also war es nicht?

Eve. Nein, gnäd'ger Herr, weil er's denn selbst so will,

Um jeinetwillen nur verschwieg ich es:

Den irdnen Krug zerstückel der Ruprecht nicht.

Wenn er's euch selber leugnet, könnt ihr's glauben.



Frau Marthe. Oel der Ruprecht nicht?  
 Eve. Nein, Mutter, nein!  
 Und wenn ich's gestern sagte, war's gelogen.  
 Frau Marthe. Hör', dir zerschlag' ich alle Knochen!  
 (Sie setzt den Krug nieder.)  
 Eve. Thut, was ihr wollt.  
 Walter (drohend). Frau Marthe!  
 Adam. He! Der Büttel! —

Schmeißt sie hinaus dort, die verfluchte Bettel!  
 Warum soll's Ruprecht just gewesen sein;  
 Hat sie das Licht dabei gehalten, was?  
 Die Jungfer, den! ich, wird es wissen müssen:  
 Ich bin ein Schelm, wenn's nicht der Lebrecht war.  
 Frau Marthe. War es der Lebrecht etwa? War's der  
 Lebrecht?

Adam. Sprich, Evchen, war's der Lebrecht nicht, mein  
 Herzchen?

Eve. Er Unverschämter, er! Er Niederträcht'ger!  
 Wie kann er sagen, daß es Lebrecht —

Walter. Jungfer!  
 Was untersteht sie sich? Ist das mir der  
 Respekt, den sie dem Richter schuldig ist?

Eve. Ei, was! Der Richter dort! Werth, selbst vor dem  
 Gericht, ein armer Sünder dazustehn —  
 Er, der wohl besser weiß, wer es gewesen!

(Zich zum Dorfichter wendend.)  
 Hat er den Lebrecht in die Stadt nicht gestern  
 Geschickt nach Utrecht vor die Kommission,  
 Mit dem Attest, die die Refruten aushebt?  
 Wie kann er sagen, daß es Lebrecht war,  
 Wenn er wohl weiß, daß der in Utrecht ist?

Adam. Nun wer denn sonst? Wenn's Lebrecht nicht, zum  
 Henker —  
 Nicht Ruprecht ist, nicht Lebrecht ist — — Was machst du!

Ruprecht. Mein Seel', Herr Richter Adam, laßt euch sagen,  
 Hierin mag doch die Jungfer just nicht lügen;  
 Dem Lebrecht bin ich selbst begegnet gestern,  
 Als er nach Utrecht ging, früh war's Glock' acht,  
 Und wenn er auf ein Fuhrwerk sich nicht lud,  
 Hat sich der Kerl, krummbeinig, wie er ist,  
 Glock' zehn Uhr Nachts noch nicht zurück gehaspet.  
 Es kann ein Dritter wohl gewesen sein.

Adam. Ach, was! Krummbeinig! Schafsgesicht! Der Kerl  
 Gehört seinen Stiefel, der, trotz Einem.

Ich will von ungespaltnem Leibe sein,  
 Wenn nicht ein Schäferhund von maß'ger Größe  
 Draß seinen Trab gehn, mit ihm fortzukommen.

Walter. Erzähl' den Hergang uns.  
 Adam. Verzeihn Euer Gnaden!

Hierauf wird euch die Jungfer schwerlich dienen.

Walter. Nicht dienen? Mir nicht dienen? Und warum nicht?  
 Adam. Ein tiwatsches Kind — ihr seht's — gut, aber tiwatsch,  
 Blutjung, gefirmelt kaum; das schämt sich noch,  
 Wenn's einen Bart von weitem sieht. So'n Volt,  
 Im Finstern leiden sie's, und wenn es Tag wird,  
 So leugnen sie's vor ihrem Richter ab.

Walter. Ihr seid sehr nachsichtsvoll, Herr Richter Adam,  
 Sehr mild in allem, was die Jungfer angeht.

Adam. Die Wahrheit euch zu sagen, Herr Gerichtsrath,  
 Ihr Vater war ein guter Freund von mir.  
 Woll'n Euer Gnaden heute huldreich sein,  
 So thun wir hier nicht mehr als unsre Pflicht,  
 Und lassen seine Tochter gehn.

Walter. Ich spüre große Lust in mir, Herr Richter,  
 Der Sache völlig auf den Grund zu kommen. —  
 Sei dreist, mein Kind; sag', wer den Krug zerschlagen.  
 Vor Niemand stehst du, in dem Augenblick,  
 Der einen Fehltritt nicht verzeihen könnte.

Eve. Mein lieber, würdiger und gnäd'ger Herr,  
 Erlaßt mir, euch den Hergang zu erzählen.  
 Von dieser Beigruug denkt uneben nicht.  
 Es ist des Himmels wunderbare Fügung,  
 Die mir den Mund in dieser Sache schließt.  
 Daß Ruprecht jenen Krug nicht traf, will ich  
 Mit einem Eid, wenn ihr's verlangt,  
 Auf heil'gem Altar bekräftigen.

Jedoch die gestrige Begebenheit,  
 Mit jedem andern Zuge, ist mein eigen,  
 Und nicht das ganze Garnstück kann die Mutter  
 Um eines einz'gen Fadens willen fordern,  
 Der, ihr gehörig, durch's Gewebe läuft.  
 Ich kann hier, wer den Krug zerschlug, nicht melden,  
 Geheimnisse, die nicht mein Eigenthum,  
 Müß' ich, dem Krüge völlig fremd, berühren.  
 Früh oder spät will ich's ihr anvertrauen,  
 Doch hier das Tribunal ist nicht der Ort,  
 Wo sie das Recht hat, mich darnach zu fragen.



Adam. Nein, Rechtens nicht — auf meine Ehre nicht —  
Die Jungfer weiß, wo unsre Bäume hängen.  
Wenn sie den Eid hier vor Gericht will schwören,  
So fällt der Mutter Klage weg:  
Dagegen ist nichts weiter einzuwenden.

Walter. Was sagt zu der Erklärung sie, Frau Marthe?  
Frau Marthe. Wenn ich gleich was Erkleckliches nicht  
aufbring',

Gestrenger Herr, so glaubt, ich bitt' euch sehr,  
Daß mir der Schlag bloß jetzt die Zunge lähmte.  
Beispiele gibt's, daß ein verlorn' Mensch,  
Um vor der Welt zu Ehren sich zu bringen,  
Den Meineid vor dem Richterstuhle wagt; doch daß  
Ein falscher Eid sich schwören kann, auf heil'gem  
Altar, um an den Bräutigam hinzukommen,  
Das heut erfährt die Welt zum erstenmal.  
Wär', daß ein Andre' als der Ruprecht sich  
In ihre Kammer gestern schlich, gegründet,  
Wär's überall nur möglich, gnäd'ger Herr,  
Versteht mich wohl, — so säumt' ich hier nicht länger,  
Den Stuhl setzt' ich, zur ersten Einrichtung,  
Ihr vor die Thür', und sagte: geh', mein Kind,  
Die Welt ist weit, da zahlst du keine Miethe,  
Und lange Haare hast du auch geerbt,  
Woran du dich, kommt Zeit, kommt Rath, kannst hängen.

Walter. Ruhig, ruhig, Frau Marthe.

Frau Marthe. Da ich jedoch  
Hier den Beweis noch anders führen kann,  
Als bloß durch sie, die diesen Dienst mir weigert,  
Und überzeugt bin völlig, daß nur er  
Mir, und kein Anderer den Krug zerschlug,  
So bringt die Lust, es kurz hin abzuschwören,  
Mich noch auf einen schändlichen Verdacht.  
Die Nacht von gestern birgt ein anderes  
Verbrechen noch, als bloß die Krugverwüstung.  
Ich muß euch sagen, gnäd'ger Herr, daß Ruprecht  
Zur Konstriktion gehört, in wenig Tagen  
Soll er den Eid zur Fahn' in Utrecht schwören.  
Die jungen Landesöhne reißen aus.  
Geseht, er hätte gestern Nacht gesagt:  
Was meinst du, Erchen? Komm. Die Welt ist groß.  
Zu Rist' und Kasten hast du ja die Schlüssel —  
Und sie, sie hätten ein wenig sich gesperret:  
So hätte ohngefähr, da ich sie störte,

— Bei ihm aus Rath', aus Liebe noch bei ihr —  
Der Rest, so wie geschahn', erfolgen können.

Ruprecht. Das Rabenaas! Was das für Reden sind!  
Zu Rist' und Kasten —

Walter. Still!

Eve.

Er, austreten!

Walter. Zur Sache hier. Vom Krug ist hier die Rede.  
Beweis, Beweis, daß Ruprecht ihn zerbrach!

Frau Marthe. Gut, gnäd'ger Herr. Erst will ich hier  
beweisen,

Daß Ruprecht mir den Krug zerschlug,  
Und dann will ich im Hause untersuchen. —  
Seht: eine Zunge, die mir Zeugniß redet,  
Bring' ich für jedes Wort auf, das er sagte,  
Und hätt' in Reihen gleich sie aufgeführt,  
Wenn ich von fern geahnet nur, daß diese  
Die ihrige für mich nicht brauchen würde.  
Doch wenn ihr Frau Brigitte jeso ruft,  
Die ihm die Mühm' ist, so genügt mir die,  
Weil die den Hauptpunkt just bestreiten wird.  
Denn die, die hat Gloc' halb auf eif' im Garten.  
Werk wohl, bevor der Krug zertrümmert worden,  
Wortwechselnd mit der Ev' ihn schon getroffen;  
Und wie die Fabel, die er aufgestellt,  
Vom Kopf zu Fuß dadurch gespalten wird,  
Durch diese einz'ge Zung', ihr hohen Richter,  
Das überlass' ich selbst euch einzusehn.

Ruprecht. Wer hat mich —?

Zeit.

Schwester Brigitt?

Ruprecht.

Mich mit Ev'? Im Garten?

Frau Marthe. Ihn mit der Ev', im Garten, Gloc'  
halb eif',

Bevor er noch, wie er geschwätzt, um eif'  
Das Zimmer überrumpelnd eingesprenzt:  
Im Wortgewechsel, losend bald, bald zerrend,  
Als wollt' er sie zu etwas überreden.

Adam (für sich). Verflucht! Der Teufel ist mir gut.

Walter. Schafft diese Frau herbei.

Ruprecht. Ihr Herrn, ich bitt' euch:

Das ist kein wahres Wort, das ist nicht möglich.

Adam. O wart', Hallunke! — He! Der Büttel! Han-  
fried! —

Denn auf der Flucht zerschlagen sich die Krüge —

— Herr Schreiber, geht, schafft Frau Brigitt' herbei!



Zeit. Hör', du verfluchter Schlingel, du, was machst du? —  
Dir brech' ich alle Knochen noch.

Ruprecht. Weshalb auch?

Zeit. Warum verschwiegst du, daß du mit der Dirne  
Glock' halb auf eilf im Garten schon scharwenzt?  
Warum verschwiegst du's?

Ruprecht. Warum ich's verschwiegt?

Gott's Schlag und Donner, weil's nicht wahr ist, Vater!

Wenn das die Ruhme Briggszeugt, so hängt mich.

Und bei den Beinen sie meinthalb dazu.

Zeit. Wenn aber sie's bezeugt — nimm dich in Acht!

Du und die saubre Jungfer Eve dort,

Wie ihr auch vor Gericht euch stellt, ihr steckt

Doch unter einer Decke noch. 's ist irgend

Ein schändliches Geheimniß noch, von dem

Sie weiß, und nur aus Schonung hier nichts sagt.

Ruprecht. Geheimniß! Welches?

Zeit. Warum hast du gestern Abend eingepackt?

He? Warum hast du gestern Abend eingepackt?

Ruprecht. Die Sachen?

Zeit. Röcke, Hosen, ja, und Wäsche;

Ein Bündel, wie's ein Reisender just auf

Die Schultern wirft?

Ruprecht. Weil ich nach Utrecht soll!

Weil ich zum Regiment soll! Himmel-Donner —!

Glaubt er, daß ich —?

Zeit. Nach Utrecht? Ja, nach Utrecht!

Du hast geeilt, nach Utrecht hinzukommen!

Vorgestern wußtest du noch nicht, ob du

Den fünften oder sechsten Tag würd'st reisen.

Walter. Weiß er zur Sache was zu melden, Vater?

Zeit. — Gestrenger Herr, ich will noch nichts behaupten.

Ich war daheim, als sich der Krug zerbrach,

Und auch von einer andern Unternehmung

Hab' ich, die Wahrheit zu gestehn, noch nichts,

Wenn ich jedweden Umstand wohl erwäge,

Das meinen Sohn verdächtig macht, bemerkt.

Von seiner Unschuld völlig überzeugt,

Kam ich hieher, nach abgemachtem Streit

Sein ehelich Verlöbniß aufzulösen,

Und ihm das Silberkettlein einzufordern,

Zusamm mit dem Schaupfennig, den er der Jungfer

Bei dem Verlöbniß vor'gen Herbst verehrt.

Wenn jetzt von Flucht was, und Verrätherei

An meinem grauen Haar zu Tage kommt,

So ist mir das so neu, ihr Herrn, als euch:

Doch dann der Teufel soll den Hals ihm brechen.

Walter. Schafft Frau Brigitt' herbei, Herr Richter Adam.

Adam. — Wird Euer Gnaden diese Sache nicht

Ermüden? Sie zieht sich in die Länge.

Eur Gnaden haben meine Kassen noch,

Und die Registratur — Was ist die Glocke?

Licht. Es schlug so eben halb.

Adam. Auf eilf!

Licht. Verzeiht, auf zwölfse.

Walter. Gleichviel.

Adam. Ich glaub', die Zeit ist, oder ihr verrückt.

(Er steht nach der Uhr.)

Ich bin kein ehrlicher Mann. — Ja, was befehlt ihr?

Walter. Ich bin der Meinung —

Adam. Abzuschließen? Gut —!

Walter. Erlaubt! Ich bin der Meinung, fortzufahren.

Adam. Ihr seid der Meinung — auch gut. Sonst würd' ich

Auf Ehre, morgen früh, Glock' neun, die Sache

Zu eurer Zufriedenheit beend'gen.

Walter. Ihr wißt um meinen Willen.

Adam. Wie ihr befehlt.

Herr Schreiber, schickt die Büttel ab; sie sollen

Sogleich in's Amt die Frau Brigitte laden.

Walter. Und nehmt euch — Zeit, die mir viel werth, zu

sparen —

Gefälligt selbst der Sach' ein wenig an. (Licht ab.)

### Schuter Auftritt.

Die Vorigen ohne Licht. Späterhin einige Mägde.

Adam (aufstehend.) Inzwischen könnte man, wenn's so gefällig,

Vom Sitze sich ein wenig lüften —?

Walter. Hm! O ja.

Was ich sagen wollt' —

Adam. Erlaubt ihr gleichfalls,

Daß die Partei'n, bis Frau Brigitt' erscheint —?

Walter. Was? Die Partei'n?

Adam. Ja, vor die Thür, wenn ihr —

Walter (für sich). Verwünscht! (Laut.)

Herr Richter Adam, wißt ihr was?

Gibt ein Glas Wein mir in der Zwischenzeit.

Adam. Von ganzem Herzen gern. He! Margarethe!

Ihr macht mich glücklich, gnäd'ger Herr. — Margrethe!

(Die Magd tritt auf.)



Die Magd. Hier.

Adam. Was befehlt ihr? — Tretet ab, ihr Leute.  
Franz? — Auf dem Vorfaal draußen. — Oder Rhein?

Walter. Von unserm Rhein.

Adam. Gut. — Bis ich rufe. Marsch!

Walter. Wohin?

Adam. Geh', vom Versiegelten, Margrethe. —  
Was? Auf den Flur bloß draußen. — Hier. — Der Schlüssel.

Walter. Hm! Bleibt.

Adam. Fort! Marsch, sag' ich! — Geh', Margarethe!  
Und Butter, frisch gestampft, Käse auch aus Limburg,  
Und von der fetten pommerischen Räuchergans.

Walter. Halt! Einen Augenblick! Macht nicht so viel  
Umständ', ich bitt' euch sehr, Herr Richter.

Adam. Schert  
Zum Teufel euch, sag' ich! Thu', wie ich sagte.

Walter. Schickt ihr die Leute fort, Herr Richter?

Adam. Eu'r Gnaden?

Walter. Ob ihr — ?

Adam. Sie treten ab, wenn ihr erlaubt.  
Blos ab, bis Frau Brigitt' erscheint.

Wie, oder soll's nicht etwa — ?

Walter. Hm! Wie ihr wollt.

Doch ob's der Mühe sich verlohnen wird?  
Meint ihr, daß es so lange Zeit wird währen,  
Bis man im Ort sie trifft?

Adam. S' ist heute Holztag,  
Gestrenger Herr. Die Weiber größtentheils  
Sind in den Fichten, Sträucher einzusammeln.  
Es könnte leicht —

Ruprecht. Die Muhme ist zu Hause.

Walter. Zu Haus'. Laßt sein.

Ruprecht. Die wird sogleich erscheinen.

Walter. Die wird uns gleich erscheinen. Schafft den Wein.

Adam (für sich). Versucht!

Walter. Macht fort. Doch nichts zum Imbiß, bitt' ich,  
Als ein Stück trocknen Brodes nur und Salz.

Adam (für sich). Zwei Augenblicke mit der Dirn' allein —

Ach trocknes Brod! Was! Salz! Geht doch.

Walter. Gewiß.

Adam. Ei, ein Stück Käse aus Limburg — mind'stens  
Käse —

Macht erst geschickt die Zunge, Wein zu schmecken.

Walter. Gut. Ein Stück Käse denn, doch weiter nichts.

Adam. So geh'. Und weiß, von Damast, aufgedeckt —  
Schlecht alles zwar, doch recht. (Die Magd ab.)

Das ist der Vortheil

Von uns verrufenen hagestolzen Leuten,  
Daß wir, was Andre knapp und kummervoll,  
Mit Weib und Kindern täglich theilen müssen,  
Mit einem Freunde zur gelegnen Stunde  
Vollauf genießen.

Walter. Was ich sagen wollte —  
Wie kamt ihr doch zu eurer Bund', Herr Richter?  
Das ist ein böses Loch, fürwahr, im Kopf, das!

Adam. — Ich fiel —

Walter. Ihr fielt. Hm! So. Wann? Gestern Abend?

Adam. Heut', Glock' halb sechs, verzeiht, am Morgen, früh,  
Da ich so eben aus dem Bette stieg.

Walter. Worüber?

Adam. Ueber — gnäd'ger Herr Gerichtsrath,  
Die Wahrheit euch zu sagen, über mich.

Ich schlug euch häuptlings an den Ofen nieder,  
Bis diese Stunde weiß ich nicht, warum?

Walter. Von hinten?

Adam. Wie? von hinten —

Walter. Oder vorn?

Ihr habt zwei Bunden, vorne ein' und hinten.

Adam. Von vorn und hinten. — Margarethe!

(Die beiden Mägde mit Wein u. s. w. Sie decken auf und gehen wieder ab.)

Walter. Wie?

Adam. Erst so, dann so. Erst auf die Ofenkante,  
Die vorn die Stirn mir einstieß, und sodann  
Vom Ofen rückwärts auf den Boden wieder,  
Wo ich mir noch den Hinterkopf zerschlug. (Er schenkt ein.)  
Ist's euch gefällig?

Walter (nimmt das Glas). Hättet ihr ein Weib,  
So würd' ich wunderliche Dinge glauben,  
Herr Richter.

Adam. Wie so?

Walter. Ja, bei meiner Tren',  
So rings seh' ich zerfrißt euch und zerkrast.

Adam (lacht). Nein, Gott sei Dank! Frau'nnägel sind es nicht.

Walter. Glaub's. Auch ein Vortheil noch der Hagestolzen.

Adam (fortlassend). Strauchwerk für Seidenwürmer, das man  
trocknend

Nur an dem Ofenwinkel aufgesetzt. —

Auf euer Wohlergehen! (Sie trinken.)



Walter. Und grad' auch heut  
Noch die Perücke seltsam einzubüß'n!  
Die hatt' euch eure Wunde noch bedeckt.  
Adam. Ja, ja. Jedwedes Uebel ist ein Zwilling. —  
Hier — von dem fetten jetzt — kann ich —? Ein Stückchen.  
Walter. Aus Limburg?

Adam. Rect' aus Limburg, gnäd'ger Herr.  
Walter. — Wie Teufel aber, sagt mir, ging das zu?  
Adam. Was?  
Walter. Daß ihr die Perücke eingebüßt.  
Adam. Ja seht. Ich sah' und lese gestern Abend  
Ein Altenstück, und weil ich mir die Brille  
Verlegt, duck' ich so tief mich in den Streit,  
Daß bei der Kerze Flamme lichterloh  
Mir die Perücke angeht. Ich, ich denke,  
Feu'r fällt vom Himmel auf mein sündig Haupt,  
Und greife sie, und will sie von mir werfen;  
Doch eh' ich noch das Nackenband gelöst,  
Brennt sie wie Sodom und Gomorrha schon;  
Raum daß ich die drei Haare noch mir rette.  
Walter. Verwünscht! Und eure andr' ist in der Stadt?  
Adam. Bei dem Perückenmacher. — Doch zur Sache.  
Walter. Nicht allzurash, ich bitt', Herr Richter Adam.  
Adam. Ei, was! Die Stunde rollt. Ein Gläschen hier.  
(Er schenkt ein.)  
Walter. Der Lebrecht — wenn der Rauz doch wahr ge-  
sprochen —

Er auch hat einen bösen Fall gethan.  
Adam. Auf meine Ehr'. (Er trinkt.)  
Walter. Wenn hier die Sache,  
Wie ich fast fürchte, unentworren bleibt,  
So werdet ihr, an eurem Ort, den Thäter  
Leicht noch aus seiner Wund' entdecken können. (Er trinkt.)  
Hiersteiner?

Adam. Was?  
Walter. Oder guter Oppenheimer?  
Adam. Hierstein. Sieh da! Auf Ehre! Ihr versteht's.  
Aus Hierstein, gnäd'ger Herr, als hatt' ich ihn geholt.  
Walter. Ich prüft' ihn vor drei Jahren an der Kelter.  
(Adam schenkt wieder ein.)  
Walter. — Wie hoch ist euer Fenster — dort! Frau Marthe.  
Frau Marthe. Mein Fenster?  
Walter. Das Fenster jener Kammer ja,  
Worin die Jungfer schläft?

Frau Marthe. Die Kammer zwar  
Ist nur vom ersten Stock, ein Keller drunter,  
Mehr als neun Fuß das Fenster nicht vom Boden;  
Jedoch die ganze, wohlernogene  
Gelegenheit sehr ungeschickt zum Springen.  
Denn auf zwei Fuß steht von der Wand ein Weinstock,  
Der seine knot'gen Aeste rankend hin  
Durch ein Spalier treibt, längs der ganzen Wand:  
Das Fenster selbst ist noch davon umstrickt.  
Es würd' ein Eber, ein gewaffneter,  
Müß' mit den Fingern haben, durchzubrechen.  
Adam. Es hing auch keiner drin.  
(Er schenkt sich ein.)

Walter. Meint ihr?  
Adam. Ach, geht!  
(Er trinkt.)  
Walter (zu Ruprecht). Wie traf er denn den Sünder? Auf  
den Kopf?

Adam. Hier.  
Walter. Laßt.  
Adam. Gebt her.  
Walter. 's ist halb noch voll.  
Adam. Will's füllen.  
Walter. Ihr hört's.  
Adam. Ei, für die gute Zahl.  
Walter. Ich bitt' euch.  
Adam. Ach, was! Nach der Pythagoräer-Megel.  
(Er schenkt ihm ein.)  
Walter (wieder zu Ruprecht). Wie oft traf er dem Sünder  
denn den Kopf?

Adam. Eins ist der Herr; zwei ist das finstre Chaos;  
Drei ist die Welt. Drei Gläser lob' ich mir.  
Im dritten trinkt man mit den Tropfen Sonnen,  
Und Firmamente mit den übrigen.  
Walter. Wie oftmals auf den Kopf traf er den Sünder?  
Er, Ruprecht, ihn dort frag' ich!  
Adam. Wird man's hören?  
Wie oft triffst du den Sündenbock? Na, heraus!  
Gott's Blik, seht, weiß der Kerl wohl selbst, ob er —  
Bergast du's?

Ruprecht. Mit der Klinken?  
Adam. Ja, was weiß ich.  
Walter. Vom Fenster, als er nach ihm herunter hieb?  
Ruprecht. Zweimal, ihr Herrn.  
Adam. Hallunkel! das behielt er! (Er trinkt.)



Walter. Zweimal! Er konnt' ihn mit zwei solchen Hieben Erschlagen, weiß er —?

Ruprecht. Hätt' ich ihn erschlagen,  
So hätt' ich ihn. Es wär' mir grade recht.

Läg' er hier vor mir, todt, so könnt' ich sagen,  
Der war's, ihr Herrn, ich hab' euch nicht belogen.

Adam. Ja, todt! das glaub' ich. Aber so —

Walter. Konnt' er ihn denn im Dunkeln nicht erkennen?

Ruprecht. Nicht einen Stich, gestrenger Herr. Wie sollt' ich?

Adam. Warum sperrt'st du nicht die Augen auf? — Stoßt an!

Ruprecht. Die Augen auf! Ich hatt' sie aufgesperrt —  
Der Satan warf sie mir voll Sand.

Adam (in den Bart). Voll Sand, ja!  
Warum sperrt'st du deine großen Augen auf.

— Hier. Was wir lieben, gnäd'ger Herr! Stoßt an!

Walter. — Was recht und gut und treu ist, Richter Adam!

Adam. Nun denn, zum Schluß jezt, wenn's gefällig ist.

Walter. Ihr seid zuweilen bei Frau Marthe wohl,  
Herr Richter Adam. Sagt mir doch,

Wer, außer Ruprecht, geht dort aus und ein?

Adam. Nicht allzuoft, gestrenger Herr, verzeiht.

Wer aus und eingeht, kann ich euch nicht sagen.

Walter. Wie? Solltet ihr die Wittve nicht zuweilen

Von eurem sel'gen Freund besuchen?

Adam. Nein, in der That, sehr selten nur.

Walter. Frau Marthe!

Habt ihr's mit Richter Adam hier verdorben?

Er sagt, er spräche nicht mehr bei euch ein?

Frau Marthe. Hm! gnäd'ger Herr, verdorben? Das just nicht.

Ich denk', er nennt mein guter Freund sich noch.

Doch daß ich oft in meinem Haus' ihn sähe,

Das vom Herrn Vetter kann ich just nicht rühmen.

Neun Wochen sind's, daß er's zuletzt betrat,

Und auch nur da noch im Vorübergehn.

Walter. Wie sagt ihr?

Frau Marthe. Was?

Walter. Neun Wochen wären's —?

Frau Marthe. Neun,

Ja — Donnerstag sind's zehn. Er bat sich Samen

Bei mir, von Nelken und Aukeln aus.

Walter. Und — Sonntags — wenn er auf das Vorwerk  
geht —?

Frau Marthe. Ja, da — da guckt er mir in's Fenster wohl,  
Und saget guten Tag zu mir und meiner Tochter;

Doch dann so geht er wieder seiner Wege.

Walter (für sich). Hm! Sollt' ich auch dem Manne wohl —  
(Er trinkt.) Ich glaubte,

Weil ihr die Jungfer Ruhme dort zuweilen

In eurer Wirthschaft braucht, so würdet ihr

Zu Dank die Mutter dann und wann besuchen.

Adam. Wie so, gestrenger Herr?

Walter. Wie so? Ihr sagtet,

Die Jungfer helfe euren Hühnern auf,

Die euch im Hof erkrankten. Hat sie nicht

Noch heut in dieser Sach' euch Rath ertheilt?

Frau Marthe. Ja, allerdings, gestrenger Herr, das thut sie.

Vorgestern schickt' er ihr ein krankes Perlhuhn

In's Haus, das schon den Tod im Leibe hatte.

Vor'm Jahre rettete sie ihm eins vom Pips,

Und dies auch wird sie mit der Nudel heilen:

Jedoch zum Dank ist er noch nicht erschienen.

Walter (verwirrt). — Schenkt ein, Herr Richter Adam, seid  
so gut.

Schenkt gleich mir ein. Wir wollen eins noch trinken.

Adam. Zu eurem Dienst. Ihr macht mich glücklich. Hier.

Walter. Auf euer Wohlgerahn! — Der Richter Adam,

Er wird früh oder spät schon kommen.

Frau Marthe. Meint ihr? Ich zweifle.

Könn't ich Niersteiner, solchen, wie ihr trinkt,

Und wie mein sel'ger Mann, der Kastellan,

Wohl auch, von Zeit zu Zeit, im Keller hatte,

Vorsehen dem Herrn Vetter, wär's was anders:

Doch so besitz' ich nichts, ich arme Wittve,

In meinem Hause, das ihn lockt.

Walter. Um so viel besser.

#### Elfter Auftritt.

Licht. Frau Brigitte mit einer Perücke in der Hand. Die Mägde.

Die Vorigen.

Licht. Hier, Frau Brigitte, herein.

Walter. Ist das die Frau, Herr Schreiber Licht?

Licht. Das ist die Frau Brigitte, Euer Gnaden.

Walter. Nun denn, so laßt die Sach' uns jezt beschließen.

Nehmt ab, ihr Mägde. Hier. (Die Mägde mit Gläsern u. s. w. ab.)



Adam (während dessen). Nun, Evchen, höre,  
Dreh' du mir deine Pille ordentlich,  
Wie sich's gehört, so sprech' ich heute Abend  
Auf ein Gericht Karauschen bei euch ein.  
Dem Luder muß sie ganz jezt durch die Gurgel,  
Ist sie zu groß, so mag's den Tod dran fressen.  
Walter (erblickt die Perücke). Was bringt uns Frau Brigitte  
dort für eine

Perücke?

Licht. Gnäd'ger Herr?

Walter.

Was jene Frau uns dort für eine

Perücke bringt?

Licht. Hm!

Walter.

Was?

Licht.

Verzeiht —

Walter. Wird' ich's erfahren?

Licht.

Wenn Euer Gnaden gütigst

Die Frau durch den Herrn Richter fragen wollen,  
So wird, wem die Perücke angehört,  
Sich, und das Weitre, zweifl' ich nicht, ergeben.

Walter. — Ich will nicht wissen, wem sie angehört.  
Wie kam die Frau dazu? Wo fand sie sie?

Licht. Die Frau fand die Perücke im Spalier,  
Bei Frau Margrethe Null. Sie hing gespießt,  
Gleich einem Nest, im Kreuzgeflecht des Weinstocks,  
Dicht unter'm Fenster, wo die Jungfer schläft.

Frau Marthe. Was? Bei mir? Im Spalier?

Walter (beimlich). Herr Richter Adam,

Habt ihr mir etwas zu vertraun,  
So bitt' ich, um die Ehre des Gerichtes,  
Ihr seid so gut, und sagt mir's an.

Adam. Ich euch —?

Walter.

Nicht? Habt ihr nicht?

Adam.

Auf meine Ehre —

(Er ergreift die Perücke.)

Walter. Hier die Perücke ist die eure nicht?

Adam. Hier die Perück', ihr Herren, ist die meine!

Das ist, Blihelement, die nämliche,  
Die ich dem Burschen vor acht Tagen gab,  
Nach Utrecht sie zum Meister Mehl zu bringen.

Walter. Wem? Was?

Licht.

Dem Ruprecht?

Ruprecht.

Mir?

Adam.

Hab' ich dem Schlingel,

Als er nach Utrecht vor acht Tagen ging,  
Nicht die Perück' hier anvertraut, sie zum  
Friseur, daß er sie renovire, hinzutragen?

Ruprecht. Ob er —! Nun ja. Er gab mir —

Adam.

Warum hat er

Nicht die Perück', Hallunke, abgegeben?

Warum nicht hat er sie, wie ich befohlen,

Beim Meister in der Werkstatt abgegeben?

Ruprecht. Warum ich sie —? Gott's, Himmel-Donner —  
Schlag!

Ich hab' sie in der Werkstatt abgegeben.

Der Meister Mehl nahm sie —

Adam.

Sie abgegeben?

Und jezt hängt sie im Weinspalier bei Marthens?

O wart', Kanaille! So entkommst du nicht.

Dahinter steckt mir von Verkapppung was,

Und Meuterei, was weiß ich? — Wollt ihr erlauben,

Daß ich sogleich die Frau nur inquire?

Walter. Ihr hättet die Perücke —?

Adam.

Gnäd'ger Herr,

Als jener Bursche dort, vergangnen Dienstag,  
Nach Utrecht fuhr mit seines Vaters Ochsen,  
Kam er in's Amt, und sprach: Herr Richter Adam,  
Habt ihr im Städtlein etwas zu bestellen?

Mein Sohn, sag' ich, wenn du so gut willst sein,

So laß mir die Perück' hier aufstoupiren —

Nicht aber sag' ich ihm, geh' und bewahre

Sie bei dir auf, verkappe dich darin,

Und laß sie im Spalier bei Marthens hängen.

Frau Brigitte. Ihr Herrn, der Ruprecht, mein' ich, halt'  
zu Gnaden,

Der war's wohl nicht. Denn da ich gestern Nacht  
Hinaus auf's Vorwerk geh', zu meiner Ruhme,  
Die schwer im Kindbett liegt, hört' ich die Jungfer  
Gedämpft im Garten hinten Jemand schelten:

Wuth scheint und Furcht die Stimme ihr zu rauben.

Phui, schäm' er sich, er Niederträchtiger,

Was macht er? Fort. Ich werd' die Mutter rufen;

Als ob die Spanier im Lande wären.

Drauf: Eve! durch den Zaun hin: Eve! rus' ich.

Was hast du? Was auch gibt's? — Und still wird es:

Nun? Birst du antworten? — Was wollt ihr, Ruhme?

Was hast du vor, frag' ich? — Was werd' ich haben.

Ist es der Ruprecht? — Ei so ja, der Ruprecht.



Geht euren Weg doch nur. — So koch dir Thee.  
Das liebt sich, denk' ich, wie sich andre zanken.

Frau Marthe. Mithin —?

Ruprecht. Mithin —?

Walter. Schweigt! Laßt die Frau vollenden.

Frau Brigitte. Da ich vom Vornwerk nun zurückkehre  
Zur Zeit der Mitternacht etwa, und just,  
Im Eindengang, bei Marthens Garten hin,  
Huscht euch ein Keel vor mir vorbei, kahlköpfig,  
Mit einem Pferdefuß, und hinter ihm  
Erstinkt's wie Dampf von Pech und Haar und Schwefel.  
Ich spreche ein „Gott sei bei uns“, und drehe  
Entsetzensvoll mich um, und seh' mein Seel',  
Die Glaz, ihr Herren, im Verschwinden noch,  
Wie faules Holz, den Eindengang durchleuchten.

Ruprecht. Was! Himmel — Tausend —!

Frau Marthe. Ist sie toll, Frau Brigg?!

Ruprecht. Der Teufel, meint sie, wär's —?

Licht. Still! Still!

Frau Brigitte. Mein Seel'!

Ich weiß, was ich gesehen und gerochen.

Walter (ungebuldig). Frau, ob's der Teufel war, will ich nicht  
untersuchen,

Ihn aber denunciirt man nicht.

Kann sie von einem andern melden, gut:

Doch mit dem Sünder da verschont sie uns.

Licht. Wollen Euer Gnaden sie vollenden lassen.

Walter. Blödsinnig Volk, das!

Frau Brigitte. Gut, wie ihr befehlt.

Doch der Herr Schreiber Licht sind mir ein Zeuge.

Walter. Wie? Ihr ein Zeuge?

Licht. Gewissermaßen, ja.

Walter. Fürwahr, ich weiß nicht —

Licht. Bitte ganz submiss,

Die Frau in dem Berichte nicht zu stören.

Daß es der Teufel war, behaupt' ich nicht;

Jedoch mit Pferdefuß und kahler Glaze

Und hinten Dampf, wenn ich nicht sehr mich irre,

Hat's seine völl'ge Richtigkeit! — Fahrt fort!

Frau Brigitte. Da ich nun mit Erstaunen heut vernehme,

Was bei Frau Marthe Null geschehn, und ich

Den Krugzertrümmrer aususpioniren,

Der mir zu Nacht begegnet am Spalier,

Den Platz, wo er gesprungen, untersuche,

Sind' ich im Schnee, ihr Herrn, euch eine Spur —

Was find' ich euch für eine Spur im Schnee?

Rechts fein und scharf und nett gekantet immer,

Ein ordentlicher Menschenfuß,

Und links unförmlich grobhin eingetölpelt

Ein ungeheurer kloß'ger Pferdefuß.

Walter (ärgertlich). Geschwätz, wahnsinniges, verdammens-  
würdiges —!

Zeit. Es ist nicht möglich, Frau!

Frau Brigitte. Bei meiner Treu!

Erst am Spalier, da, wo der Sprung geschehen,

Seht, einen weiten, schneezerwühlten Kreis,

Als ob sich eine Sau darin gewälzt;

Und Menschenfuß und Pferdefuß von hier,

Und Menschenfuß und Pferdefuß, und Menschenfuß und Pferdefuß,

Quer durch den Garten, bis in alle Welt.

Adam. Verflucht! — hat sich der Schelm vielleicht erlaubt,

Verkappt des Teufels Art —?

Ruprecht. Was! Ich!

Licht. Schweigt! Schweigt!

Frau Brigitte. Wer einen Dachs sucht, und die Fahrt' ent-  
deckt,

Der Waldmann triumphirt nicht so, als ich.

Herr Schreiber Licht, sag' ich, denn eben seh' ich

Von euch geschickt, den Würd'gen zu mir treten,

Herr Schreiber Licht, spart eure Session,

Den Krugzertrümmrer judicirt ihr nicht,

Der sitzt nicht schlechter euch, als in der Hölle:

Hier ist die Spur, die er gegangen ist.

Walter. So habt ihr selbst euch überzeugt?

Licht. Eu'r Gnaden

Mit dieser Spur hat's völl'ge Richtigkeit.

Walter. Ein Pferdefuß?

Licht. Fuß eines Menschen, bitte,

Doch praeter propter wie ein Pferdefuß.

Adam. Mein Seel', ihr Herrn, die Sache scheint mir ernsthaft.

Man hat viel heißend abgefaßte Schriften,

Die, daß ein Gott sei, nicht gestehen wollen;

Jedoch den Teufel hat, so viel ich weiß,

Kein Atheist noch blödig wegbewiesen.

Der Fall, der vorliegt, scheint besonderer

Erörterung werth. Ich frage darauf an,

Bevor wir ein Concl' sum fassen,

Im Haag bei der Synode anzufragen,

Bibliothek der deutschen Klassiker XV. 3.



Ob das Gericht befugt sei, anzunehmen,  
Daß Belzebub den Krug zerbrochen hat.

Walter. Ein Antrag, wie ich ihn von euch erwartet.  
Was wohl meint ihr, Herr Schreiber?

Licht. Eu'r Gnaden werden  
Nicht die Synode brauchen, um zu urtheil'n.

Vollendet — mit Erlaubniß! — den Bericht,  
Ihr, Frau Brigitte, dort; so wird der Fall  
Aus der Verbindung, hoff' ich, klar konstatiren.

Frau Brigitte. Hierauf: Herr Schreiber Licht, sag' ich, laßt uns

Die Spur ein wenig doch verfolgen, sehn,  
Wohin der Teufel wohl entwischt mag sein.

Gut, sagt er, Frau Brigitt', ein guter Einfall;

Vielleicht gehn wir uns nicht weit um,  
Wenn wir zum Herrn Dorfrichter Adam gehn.

Walter. Nun? Und jetzt fand sich —?

Frau Brigitte. Zuerst jetzt finden wir  
Jenseits des Gartens, in dem Lindengange,

Den Platz, wo Schwefeldämpfe von sich lassend,

Der Teufel bei mir angeprellt: ein Kreis,

Wie scheu ein Hund etwa zur Seite weicht,

Wenn sich die Kaze pustend vor ihn setzt.

Walter. Drauf weiter?

Frau Brigitte. Nicht weit davon steht ein Denkmal seiner,  
An einem Baum, daß ich davor erschrecke.

Walter. Ein Denkmal? Wie?

Frau Brigitte. Wie? Ja, da werdet ihr —

Adam (für sich). Verflucht mein Unterleib.

Licht. Vorüber, bitte,

Vorüber hier, ich bitte, Frau Brigitte.

Walter. Wohin die Spur euch führte, will ich wissen!

Frau Brigitte. Wohin? Mein Treu, den nächsten Weg zu euch,  
Just wie Herr Schreiber Licht gesagt.

Walter. Zu uns? Hierher?

Frau Brigitte. Vom Lindengange, ja,

Auf's Schulzenfeld, dem Karpfenteich entlang,

Den Steg, quer über'n Gottesacker dann,

Hier, sag' ich, her, zum Herrn Dorfrichter Adam.

Walter. Zum Herrn Dorfrichter Adam?

Adam. Hier zu mir?

Frau Brigitte. Zu euch, ja.  
Nuprecht. Wird doch der Teufel nicht

In dem Gerichtshof wohnen?

Frau Brigitte. Mein Treu, ich weiß nicht,

Ob er in diesem Hause wohnt; doch hier,  
Ich bin nicht ehrlich, ist er abgestiegen:

Die Spur geht hinten ein bis an die Schwelle.

Adam. Sollt' er vielleicht hier durchpassirt —?

Frau Brigitte. Ja, oder durchpassirt. Kann sein. Auch das.

Die Spur vornaus —

Walter. War eine Spur vornaus?

Licht. Vornaus, verzeihn Eu'r Gnaden, keine Spur.

Frau Brigitte. Ja, vornaus war der Weg zertreten.

Adam. Zertreten. Durchpassirt. Ich bin ein Schuft.

Der Kerl, paßt auf, hat den Gezeiten hier

Was angehängt. Ich will nicht ehrlich sein,

Wenn es nicht stinkt in der Registratur.

Wenn meine Rechnungen, wie ich nicht zweifle,

Verwirrt befunden werden sollten,

Auf meine Ehr', ich stehe für nichts ein.

Walter. Ich auch nicht (für sich).

Hm! Ich weiß nicht, war's der Linke,

War es der rechte? Seiner Füße einer —

Herr Richter! Eure Dose! — Seid so gefällig.

Adam. Die Dose?

Walter. Die Dose. Gebt! hier!

Adam (zu Licht). Bringt dem Herrn Gerichtsrath.

Walter. Wozu die Umständ'? Einen Schritt gebraucht's.

Adam. Es ist schon abgemacht. Gebt. Seiner Gnaden.

Walter. Ich hätt' euch was in's Ohr gesagt.

Adam. Vielleicht, daß wir nachher Gelegenheit —

Walter. Auch gut.

(nachdem sich Licht wieder gesetzt)

Sagt doch, ihr Herrn, ist Jemand hier in's Orte,

Der mißgeschaffne Füße hat?

Licht. Hm! Allerdings ist Jemand hier in Huisum —

Walter. So? Wer?

Licht. Woll'n Euer Gnaden den Herrn Richter fragen —

Walter. Den Herrn Richter Adam?

Adam. Ich weiß von nichts.

Je'n Jahre bin ich hier im Amt zu Huisum,

So viel ich weiß, ist Alles grad gewachsen.

Walter (zu Licht). Nun? Wen hier meint ihr?

Frau Marthe. Laß er doch seine Füße draußen!

Was steckt er unter'n Tisch verstor't sie hin,

Daß man fast meint, er wär' die Spur gegangen.

Walter. Wer? Der Herr Richter Adam?

Adam. Ich? die Spur?

Bin ich der Teufel? Ist das ein Pferdefuß?

(Er zeigt seinen linken Fuß).



Walter. Auf meine Ehr'. Der Fuß ist gut.

Macht jezt mit der Session sogleich ein Ende.  
(Heimlich)

Adam. Ein Fuß, wenn den der Teufel hätt',

So könn' er auf die Bälle gehn und tanzen.

Frau Marthe. Das sag' ich auch. Wo wird der Herr Dorf-  
richter —

Adam. Ach, was! Ich!

Walter. Macht, sag' ich, gleich ein Ende.

Frau Brigitte. Den einz'gen Skrupel nur, ihr würd'gen  
Herrn,

Macht, dünkt mich, dieser feierliche Schmutz!

Adam. Was für ein feierlicher —?

Frau Brigitte. Hier, die Perücke!

Wer sah den Teufel je in solcher Tracht?

Ein Bau, gethürmter, strotzender von Talg,

Als eines Domdechanten auf der Kanzell!

Adam. Wir wissen hier zu Land nur unvollkommen,

Was in der Hölle Mod' ist, Frau Brigitte!

Man sagt, gewöhnlich trägt er eignes Haar.

Doch auf der Erde, bin ich überzeugt,

Wirft er in die Perücke sich, um sich

Den Honoratioren beizumischen.

Walter. Nichtswürd'ger! Werth, vor allem Volk ihn schmachvoll

Vom Tribunal zu jagen! Was euch schützt,

Ist einzig nur die Ehre des Gerichts.

Schließt eure Session!

Adam. Ich will nicht hoffen —

Walter. Ihr hofft jezt nichts. Ihr zieht euch aus der Sache.

Adam. Glaubt ihr, ich hätte, ich, der Richter, gestern,

Im Weinstock die Perücke eingebüßt?

Walter. Behüte Gott! Die eur' ist ja im Feuer,

Wie Sodom und Gomorrha, aufgegangen.

Licht. Vielmehr — vergebt mir, gnäd'ger Herr! die Kaze

Hat gestern in die seinige gesung.

Adam. Ihr Herrn, wenn hier der Anschein mich verdammt:

Ihr übereilt euch nicht, bitt' ich. Es gilt

Mir Ehre oder Prostitution.

So lang' die Jungfer schweigt, begreif' ich nicht,

Mit welchem Recht ihr mich beschuldiget.

Hier auf dem Richtstuhl von Huissum sit' ich,

Und lege die Perücke auf den Tisch:

Den, der behauptet, daß sie mein gehört,

Fordr' ich vor's Oberlandgericht in Utrecht.

Licht. Hm! Die Perücke paßt euch doch, mein Seel',  
Als wär' auf euren Scheiteln sie gewachsen.

(Er setzt sie ihm auf.)

Adam. Verleumdung!

Licht. Nicht?

Adam. Als Mantel um die Schultern

Mir noch zu weit, wie viel mehr um den Kopf.

(Er befestigt sich im Spiegel.)

Ruprecht. Ei, solch ein Donnerwetterkerl!

Walter. Still, er!

Frau Marthe. Ei, solch ein blißverfluchter Richter, das!

Walter. Noch einmal, wollt ihr gleich, soll ich die Sache  
enden?

Adam. Ja, was befehlt ihr?

Ruprecht (zu Eve). Eve, sprich, ist er's?

Walter. Was untersteht der Unverschämte sich?

Beit. Schweig' du, sag' ich.

Adam. Wart', Bestie! Dich fass' ich.

Ruprecht. Ei, du Blüppferdefuß!

Walter. Hedal der Büttel!

Beit. Halt's Maul, sag' ich.

Ruprecht. Wart'! Heute reich' ich dich.

Heut streust du keinen Sand mir in die Augen.

Walter. Habt ihr nicht so viel Witz, Herr Richter —?

Adam. Ja, wenn Eu'r Gnaden

Erlauben, fällt' ich jezo die Sentenz.

Walter. Gut. Thut das. Fällt sie.

Adam. Die Sache jezt konstirt,

Und Ruprecht dort, der Racker, ist der Thäter.

Walter. Auch gut das. Weiter!

Adam. Den Hals erkenn' ich

In's Eisen ihm, und weil er ungebührlich

Sich gegen seinen Richter hat betragen,

Schmeiß' ich ihn in's vergitterte Gefängniß.

Wie lange, werd' ich noch bestimmen.

Eve. Den Ruprecht —?

Ruprecht. In's Gefängniß mich?

Eve. In's Eisen?

Walter. Spart eure Sorgen, Kinder. — Seid ihr fertig?

Adam. Den Krug meinthalb mag er ersehen, oder nicht.

Walter. Gut denn. Geschlossen ist die Session.

Und Ruprecht appellirt an die Instanz zu Utrecht.

Eve. Er soll, er, erst nach Utrecht appelliren?

Ruprecht. Was? Ich —?

Walter. Zum Henker, ja! Und bis dahin —



Eve. Und bis dahin —?  
 Ruprecht. In das Gefängniß gehn?  
 Eve. Den Hals in's Eisen stecken? Seid ihr auch Richter?  
 Er dort, der Underschämte, der dort sitzt,  
 Er selber war's —  
 Walter. Du hörst's, zum Teufel! Schweig!  
 Ihm bis dahin krümmt sich kein Haar —  
 Eve. Auf, Ruprecht!  
 Der Richter Adam hat den Krug zerbrochen!  
 Ruprecht. Ei wart', du!  
 Frau Marthe. Er?  
 Frau Brigitte. Der dort?  
 Eve. Er, ja! Auf Ruprecht!  
 Er war bei deiner Eve gestern!  
 Auf! Faff' ihn! Schmeiß' ihn jeho, wie du willst.  
 Walter (steht auf). Halt dort! Wer hier Unordnungen —  
 Eve. Gleichviel!  
 Das Eisen ist verdient, geh', Ruprecht!  
 Geh', schmeiß' ihn von dem Tribunal herunter.  
 Adam. Verzeiht, ihr Herrn. (saust weg.)  
 Eve. Hier! Auf!  
 Ruprecht. Halt' ihn!  
 Eve. Geschwind!  
 Adam. Was?  
 Ruprecht. Bliß-Hinfeteufel!  
 Eve. Hast du ihn?  
 Ruprecht. Gott's Schlag und Wetter!  
 Es ist sein Mantel bloß!  
 Walter. Fort! Ruft den Büttel!  
 Ruprecht (schlägt den Mantel). Raß! Das ist eins. Und Raß!  
 Und Raß! Noch eins  
 Und noch eins! In Ermangelung des Büttels.  
 Walter. Er ungezogner Mensch! — Schafft hier mir Ordnung!  
 — An ihm, wenn er sogleich nicht ruhig ist,  
 Ihm wird der Spruch vom Eisen heut noch wahr.  
 Zeit. Sei ruhig, du vertrackter Schlingel!

### Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Adam. — Sie begeben sich alle in den Vordergrund der Bühne.

Ruprecht. Ei, Evchen!  
 Wie hab' ich heute schändlich dich beleidigt!  
 Ei Gott's Bliß, alle Wetter; und wie gestern!

Ei, du mein goldnes Mädchen, Herzens-Brant!  
 Wirst du dein Lebtag mir vergeben können?  
 Eve (wirft sich dem Gerichtsrath zu Füßen). Herr! Wenn ihr jetzt nicht helft, sind wir verloren!  
 Walter. Verloren? Warum das?  
 Ruprecht. Herr Gott! Was gibt's?  
 Eve. Errettet Ruprecht von der Konstriktion!  
 Denn diese Konstriktion — der Richter Adam  
 Hat mir's als ein Geheimniß anvertraut,  
 Geht nach Ostindien; und von dort, ihr wißt,  
 Kehrt von drei Männern einer nur zurück!  
 Walter. Was! nach Ostindien! Bist du bei Sinnen?  
 Eve. Nach Bantam, gnäd'ger Herr; verleugnet's nicht!  
 Hier ist der Brief, die stille heimliche  
 Instruktion, die Landmiliz betreffend,  
 Die die Regierung jüngst deshalb erließ:  
 Ihr seht, ich bin von Allem unterrichtet.  
 Walter (nimmt den Brief und liest ihn). O unerhört, arglistiger Betrug! —  
 Der Brief ist falsch!  
 Eve. Falsch?  
 Walter. Falsch, so wahr ich lebe!  
 Herr Schreiber Licht, sagt selbst, ist das die Ordre,  
 Die man aus Utrecht jüngst an euch erließ?  
 Licht. Die Ordre! Was! der Sünder, der! Ein Wisch,  
 Den er mit eignen Händen aufgesetzt! —  
 Die Truppen, die man anwarb, sind bestimmt  
 Zum Dienst im Landesinneren! kein Mensch  
 Denkt dran, sie nach Ostindien zu schicken!  
 Eve. Nein, nimmermehr, ihr Herrn?  
 Walter. Bei meiner Ehre!  
 Und zum Beweise meines Worts: den Ruprecht,  
 War's so, wie du mir sagst: ich kauf' ihn frei!  
 Eve (steht auf). O Himmel! wie belog der Böswicht mich!  
 Denn mit der schrecklichen Besorgniß eben,  
 Quält er mein Herz, und kam, zur Zeit der Nacht,  
 Mir ein Attest für Ruprecht aufzudringen;  
 Bewies, wie ein erlognes Krankheitszeugniß  
 Von allem Kriegsdienst ihn befreien könnte;  
 Erklärte und versicherte und schlich,  
 Um es mir auszufert'gen, in mein Zimmer:  
 So Schändliches, ihr Herren, von mir fordernd,  
 Daß es kein Mädchenmund wagt auszusprechen!  
 Frau Brigitte. Ei, der nichtswürd'ig-schändliche Betrüger!



Ruprecht. Laß, laß den Pferdehuf, mein süßes Kind!  
 Sieh, hätt' ein Pferd bei dir den Krug zertrümmert,  
 Ich wär' so eifersüchtig just, als jetzt!

(Sie küssen sich.)

Beit. Das sag' ich auch! Küßt und versöhnt und liebt euch;  
 Und Pfingsten, wenn ihr wollt, mag Hochzeit sein!  
 Licht (am Fenster.) Seht, wie der Richter Adam, bitt' ich euch,  
 Berg auf, Berg ab, als stöh' er Rad und Galgen,  
 Daß aufgeschüttete Winterfeld durchstampft!

Walter. Was? Ist das Richter Adam?

Licht. Allerdings!

Mehrere. Jetzt kommt er auf die Straße. Seht! seht!  
 Wie die Perücke ihm den Rücken peitscht!

Walter. Geschwind, Herr Schreiber, fort! Holt ihn zurück!  
 Daß er nicht Uebel rettend ärger mache.  
 Von seinem Amt zwar ist er suspendirt,  
 Und euch bestell' ich bis auf weitere  
 Verfügung, hier im Ort es zu verwalten;  
 Doch sind die Kassen richtig, wie ich hoffe,  
 Zur Desertion ihn zwingen will ich nicht.  
 Fort! Thut mir den Gefallen, holt ihn wieder! (Sich ab.)

### Letzter Auftritt.

Die Vorigen ohne Licht.

Frau Marthe. Sagt doch, gestrenger Herr, wo find' ich auch  
 Den Sitz in Utrecht der Regierung?

Walter. Weshalb, Frau Marthe?

Frau Marthe (empfindlich). Hm! Weshalb? Ich weiß nicht —  
 Soll hier dem Krüge nicht sein Recht geschehn?

Walter. Verzeiht mir! Allerdings. Am großen Markt,  
 Und Dienstag ist und Freitag Session.

Frau Marthe. Gut! Auf die Woche stell' ich dort mich ein.  
 (Alle ab.)

## Das Käthchen von Heilbronn

oder

### die Feuerprobe.

Ein großes historisches Ritterschauspiel in fünf Akten.

### Personen.

Der Kaiser.

Gebhardt, Erzbischof von Worms.

Friedrich Wetter, Graf vom Strahl.

Gräfin Helena, seine Mutter.

Eleonore, ihre Nichte.

Ritter Klammberg, des Grafen Basall.

Gottschalk, sein Knecht.

Brigitte, Haushälterin im gräflichen Schloß.

Kunigunde von Thurneck.

Nofalie, ihre Kammerzofe.

Theobald Friedeborn, Waffenschmied aus Heilbronn.

Käthchen, seine Tochter.

Gottfried Friedeborn, ihr Bräutigam.

Martinilian, Burggraf von Freiburg.

Georg von Waldstätten, sein Freund.

Der Rheingraf vom Stein, Verlobter Kunigundens.

Friedrich von Herrnsdorf,

Eginhardt von der Wart, } seine Freunde.

Graf Otto von der Flübe, }

Benzel von Radtheim, } Räte des Kaisers und Richter des heimlichen

Danz von Bärenklau, } Gerichts.

Jakob Bach, ein Gastwirth.

Drei Herren von Thurneck.

Kunigundens alte Tanten.

Ein Köhlerjunge.

Ein Nachtwächler.

Mehrere Ritter.

Ein Herold, zwei Köhler, Bedienten, Boten, Pächter, Knechte und Volk.

(Die Handlung spielt in Schwaben.)



## Erster Akt.

Eine unterirdische Höhle, mit den Insignien des Behmgerichts, von einer Lampe erleuchtet.

(Graf Otto von der Flühe, als Vorsteher, Benzel von Nachtheim, Hans von Bärenklau, als Beisassen, mehrere Grafen, Ritter und Herren, sämmtlich verummmt, Häfcher mit Hackeln u. s. w. — Theobald Friedeborn, Bürger aus Heilbronn, als Kläger, Graf Wetter vom Strahl, als Verklagter, stehen vor den Schranken.)

Graf Otto (steht auf). Wir, Richter des hohen, heimlichen Gerichts, die wir, die irdischen Schergen Gottes, Vorläufer der geflügelten Heere, die er in seinen Wolken mustert, den Frevel aufsuchen, da, wo er, in der Höhle der Brust, gleich einem Molche verkröchen, vom Arm weltlicher Gerechtigkeit nicht aufgefunden werden kann; wir rufen dich, Theobald Friedeborn, ehrfamer und vielbekannter Waffenschmied aus Heilbronn, auf, deine Klage anzubringen gegen Friedrich, Graf Wetter vom Strahl; denn dort, auf den ersten Ruf der heiligen Behme, von des Behmherolds Hand dreimal mit dem Griff des Gerichtsschwertes an die Thore seiner Burg, deinem Gesuch gemäß, ist er erschienen, und fragt, was du willst? (Er setzt sich.)

Theobald Friedeborn. Ihr hohen, heiligen und geheimnißvollen Herren! Hätte er, auf den ich klage, sich bei mir ausgerüsten lassen — setzt in Silber von Kopf bis zu Fuß, oder in schwarzen Stahl, Schienen, Schnallen und Ringe von Gold, und hätte nachher, wenn ich gesprochen: Herr, bezahlt mich! geantwortet: Theobald! was willst du? Ich bin dir nichts schuldig; oder wäre er vor die Schranken meiner Obrigkeit getreten, und hätte meine Ehre mit der Zunge der Schlangen — oder wäre er aus dem Dunkel mitternächtlicher Wälder herausgebrochen, und hätte mein Leben mit Schwert und Dolch angegriffen, so wahr mir Gott helfe! ich glaube, ich hätte nicht vor euch geklagt. Ich erlitt in drei und fünfzig Jahren, da ich lebe, so viel Unrecht, daß meiner Seele Gefühl nun gegen seinen Stachel wie gepanzert ist; und während ich Waffen schmiede für Andere, die die Rücken stechen, sag' ich selbst zum Sterbion: Fort mit dir! und laß ihn fahren. Friedrich, Graf Wetter vom Strahl, hat mir mein Kind verführt, meine Katharine. Nehmt ihn, ihr irdischen Schergen Gottes, und überliefert ihn allen geharnischten Schaaeren, die an den Pforten der Hölle stehen und ihre gluthrohen Spieße schwenken; ich klage ihn schändlicher Zauberei, aller Künste der schwarzen Nacht und der Verbrüderung mit dem Satan an!

Gr. Otto. Meister Theobald von Heilbronn! Erwäge wohl, was du sagst. Du bringst vor, der Graf vom Strahl, uns vielfältig und von guter Hand bekannt, habe dir dein Kind verführt. Du klagst ihn, hoff' ich, der Zauberei nicht an, weil er deines Kindes Herz von dir abwendig gemacht? Weil er ein Mädchen, voll rascher Einbildungen, mit einer Frage, wer sie sei? oder wohl gar mit dem bloßen Schein seiner rothen Wangen, unter dem Helmturz hervorglühend, oder mit irgend einer andern Kunst des hellen Mittags, ausgeübt auf jedem Jahrmarkt, für sich gewonnen hat?

Theobald. Es ist wahr, ihr Herren, ich sah ihn nicht zur Nachtzeit, an Mooren und schilfreichen Gestaden, oder wo sonst des Menschen Fuß selten erscheint, umherwandeln und mit den Irlichstern Verkehr treiben. Ich fand ihn nicht auf den Spitzen der Gebirge, den Zauberstab in der Hand, das unsichtbare Reich der Luft abmessen, oder in unterirdischen Höhlen, die kein Strahl erhellt, Beschwörungsformeln aus dem Staub heraufmurmeln. Ich sah den Satan und die Schaaeren, deren Verbrüderten ich ihn nannte, mit Hörnern, Schwänzen und Klauen, wie sie zu Heilbronn über dem Altar abgebildet sind, an seiner Seite nicht. Wenn ihr mich gleichwohl reden lassen wollt, so denke ich es durch eine schlichte Erzählung dessen, was sich zugetragen, dahin zu bringen, daß ihr ausbrecht und ruft: Unserer sind dreizehn und der vierzehnte ist der Teufel! zu den Thüren rennt und den Wald, der diese Höhle umgibt, auf dreihundert Schritte im Umkreis, mit euren Lastmänteln und Federhüten besäet.

Gr. Otto. Nun, du alter, wilder Kläger! so rede!

Theobald. Zuörderst müßt ihr wissen, ihr Herren, daß mein Rätchen Ostern, die nun verfloßen, fünfzehn Jahre alt war; gesund an Leib und Seele, wie die ersten Menschen, die geboren worden sein mögen; ein Kind recht nach der Lust Gottes, das heraufging aus der Wüste, am stillen Feierabend meines Lebens, wie ein gerader Rauch von Myrrhen und Wachholdern! Ein Wesen von zarterer, frömmerer und lieberer Art müßt ihr euch nicht denken, und kämt ihr, auf Flügeln der Einbildung, zu den lieben kleinen Engeln, die, mit hellen Augen, aus den Wolken, unter Gottes Händen und Füßen hervorgucken. Ging sie in ihrem bürgerlichen Schmuck über die Straße, den Strohhut auf, von gelbem Lack erglänzend, das schwarzamtnie Leibchen, das ihre Brust umschloß, mit seinen Silberketteln behängt, so lief es flüsternd von allen Fenstern herab: Das ist das Rätchen von Heilbronn! das Rätchen von Heilbronn, ihr Herren, als ob der Himmel von Schwaben sie erzeugt und von seinem Ruch geschwängert, die Stadt, die unter ihm liegt, sie geboren hätte. Vettern und Basen, mit welchen die Verwandtschaft seit drei Menschengeschlechtern vergessen worden war, nannten sie auf Kind-



taufen und Hochzeiten ihr liebes Mähdchen, ihr liebes Bäschen; der ganze Markt, auf dem wir wohnten, erschien an ihrem Namens- tage, und drängte sich und wetteiferte, sie zu beschenken; wer sie nur einmal gesehen und einen Gruß im Vorübergehen von ihr empfangen hatte, schloß sie acht folgende Tage lang, als ob sie ihn gebessert hätte, in sein Gebet ein. Eigenthümerin eines Landguts, das ihr der Großvater, mit Ausschluß meiner, als einem Goldkind, dem er sich liebreich bezeigen wollte, vermacht hatte, war sie schon unab- hängig von mir, eine der wohlhabendsten Bürgerinnen der Stadt. Fünf Söhne wackerer Bürger, bis in den Tod von ihrem Werth gerührt, hatten nun schon um sie angehalten; die Ritter, die durch die Stadt zogen, weinten, daß sie kein Fräulein war; ach, und wäre sie eins gewesen, das Morgenland wäre aufgebrochen und hätte Per- len und Edelgesteine, von Mähren getragen, zu ihren Füßen gelegt. Aber sowohl ihre, als meine Seele, bewahrte der Himmel vor Stolz; und weil Gottfried Friedeborn, der junge Landmann, dessen Güter das ihrige umgrenzen, sie zum Weibe beehrte, und sie auf meine Frage: Katharine, willst du ihn? antwortete: Vater! dein Wille sei meiner; so sagte ich: der Herr segne euch, und weinte und jauchzte, und beschloß, Ostern, die kommen, sie nun zur Kirche zu bringen. — So war sie, ihr Herren, bevor sie mir dieser entführte.

Gr. Otto. Nun? Und wodurch entführte er sie dir? Durch welche Mittel hat er sie dir und dem Pfade, auf welchen du sie geführt habtest, wieder entrißen?

Theobald. Durch welche Mittel? — Ihr Herren, wenn ich das sagen könnte, so begriffen es diese fünf Sinne, und so ständ' ich nicht vor euch und klagte auf alle mir unbegreiflichen Greuel der Hölle. Was soll ich vorbringen, wenn ihr mich fragt, durch welche Mittel? Hat er sie am Brunnen getroffen, wenn sie Wasser schöpfte, und gesagt: Lieb Mädel, wer bist du? hat er sich an den Pfeiler gestellt, wenn sie aus der Mette kam, und gefragt: Lieb Mädel, wo wohnst du? hat er sich bei nächtlicher Weile an ihr Fen- ster geschlichen und, indem er ihr einen Halschmuck umgehängt, ge- sagt: Lieb Mädel, wo ruhest du? Ihr hochheiligen Herren, damit war sie nicht zu gewinnen! Den Judasfuß errieth unser Heiland nicht rascher, als sie solche Künste. Nicht mit Augen, seit sie gebo- ren ward, hat sie ihn gesehen; ihren Rücken und das Maal darauf, das sie von ihrer seligen Mutter erbte, kannte sie besser, als ihn.

(Er weint.)

Gr. Otto (nach einer Pause). Und gleichwohl, wenn er sie verführt hat, du wunderlicher Alter, so muß es wann und irgend- wo geschehen sein?

Theobald. Heiligen Abend vor Pfingsten, da er auf fünf Minuten in meine Werkstatt kam, um sich, wie er sagte, eine Eisen-

schiene, die ihm zwischen Schulter und Brust losgegangen war, wie- der zusammenheften zu lassen.

Wenzel. Was!

Hans. Am hellen Mittag?

Wenzel. Da er auf fünf Minuten in deine Werkstatt kam, um sich eine Brustschiene anheften zu lassen?

(Pause.)

Gr. Otto. Fasse dich, Alter, und erzähle den Hergang.

Theobald (indem er sich die Augen trocknet). Es mochte ungefähr elf Uhr Morgens sein, als er mit einem Troß Reifiger vor mein Haus sprengte, rasselnd, der Erzgepanzerte, vom Pferd stieg und in meine Werkstatt trat; das Haupt tief herab neigt' er, um mit den Reiterbüscheln, die ihm vom Helm niederwankten, durch die Thüre zu kommen. Meister, schau her, spricht er: dem Pfalzgrafen, der eure Wälle niederreißen will, zieh' ich entgegen; die Lust, ihn zu treffen, sprengt mir die Schienen; nimm Eisen und Draht, ohne daß ich mich zu entkleiden brauche, und heft' sie mir wieder zusam- men. Herr! sag' ich: wenn euch die Brust so die Rüstung zer- schmeißt, so läßt der Pfalzgraf unsere Wälle ganz; nöthig' ihn auf einen Sessel in des Zimmers Mitte nieder und: Wein! ruß' ich in die Thüre, und vom frischgeräucherten Schinken zum Imbiß! und setz' einen Schemel mit Werkzeugen versehen vor ihn, um ihm die Schiene wieder herzustellen. Und während draußen noch der Streit- hengst wiehert und mit den Pferden der Knechte den Grund zer- stampft, daß der Staub, als wär' ein Cherub vom Himmel nieder- gefahren, emporquoll: öffnet langsam, ein großes flaches Silber- geschirr auf dem Kopf tragend, auf welchen Flaschen, Gläser und der Imbiß gestellt waren, das Mädchen die Thüre und tritt ein. Nun seht, wenn mir Gott, der Herr, aus Wolken erschiene, so würd' ich mich ungefähr so fassen, wie sie. Geschirr und Becher und Imbiß, da sie den Ritter erblickt, läßt sie fallen; und leichen- bleich, mit Händen wie zur Anbetung verschränkt, den Boden mit Brust und Scheiteln küssend, stürzt sie vor ihm nieder, als ob sie ein Bliz niedergeschmettert hätte! Und da ich sage: Herr meines Lebens! Was fehlt dem Kind? und sie aufhebe: schlingt sie, wie ein Taschmesser zusammenfallend, den Arm um mich, das Antlitz flammend auf ihn gerichtet, als ob sie eine Erscheinung hätte. Der Graf vom Strahl, indem er ihre Hand nimmt, fragt: Weshalb ist das Kind? Gefellen und Mägde strömen herbei und jammern: Hilf, Himmel! was ist dem Jüngferlein widerfahren? Doch da sie sich, mit einigen schüchternen Blicken auf sein Antlitz, erholt, so denk' ich, der Anfall ist wohl auch vorüber und gehe, mit Pfiemen und Ras- deln, an mein Geschäft. Drauf sag' ich: Wohlauf, Herr Ritter! Nun mögt ihr den Pfalzgrafen treffen; die Schiene ist eingereut, das Herz wird sie euch nicht mehr zersprengen. Der Graf steht



auf; er schaut das Mädchen, das ihm bis an die Brusthöhle ragt, vom Wirbel zur Sohle gedankenvoll an, und beugt sich, und küßt ihr die Stirn und spricht: Der Herr segne dich und behüte dich, und schenke dir seinen Frieden, Amen! Und da wir an das Fenster treten: schmeißt sich das Mädchen in dem Augenblicke, da er den Streithengst besteigt, dreißig Fuß hoch, mit aufgehobenen Händen, auf das Pflaster der Straße nieder, gleich einer Verlorenen, die ihrer fünf Sinne beraubt ist, und bricht sich beide Lenden, ihr heiligen Herren, beide zarten Lendchen dicht über des Kniebundes eisenbeinem Bau; und ich alter, bekümmernswürdiger Narr, der mein versinkendes Leben auf sie stützen wollte, muß sie auf meinen Schultern wie zu Grabe tragen; indessen er dort, den Gott verdamme! zu Pferd, unter dem Volk, das herbeiströmt, herüberläuft von hinten, was vorgefallen sei? — Hier liegt sie nun auf dem Todbett in der Glut des hitzigen Fiebers sechs endlose Wochen, ohne sich zu regen. Keinen Laut bringt sie hervor; auch nicht der Wahnsinn, dieser Dietrich aller Herzen, eröffnet das ihrige; kein Mensch vermag das Geheimniß, das in ihr waltet, ihr zu entlocken. Und prüft, da sie sich ein wenig erholt hat, den Schritt, und schmürt ihr Bündel, und tritt beim Strahl der Morgen Sonne in die Thüre; wohin? fragt sie die Magd; zum Grafen Wetter vom Strahl, antwortet sie, und verschwindet.

Wenzel. Es ist nicht möglich!

Hans. Verschwindet?

Wenzel. Und läßt Alles hinter sich zurück?

Hans. Eigenthum, Heimat und den Bräutigam, dem sie verlobt ist?

Wenzel. Und begehrt auch deines Segens nicht einmal?

Theobald. Verschwindet, ihr Herren — verläßt mich und Alles, woran Pflicht, Gewohnheit und Natur sie knüpften — küßt mir die Augen, die schlummernden, und verschwindet; ich wollte, sie hätte sie mir zgedrückt.

Wenzel. Beim Himmel! ein seltsamer Vorfall. —

Theobald. Seit jenem Tage folgt sie ihm nun, gleich einer Meise, in blinder Ergebung, von Ort zu Ort; geführt am Strahl seines Angesichts, süßdrähtig, wie ein Tau um ihre Seele gelegt; auf nackten, jedem Kiesel ausgefetzten Füßen, das kurze Röschchen, das ihre Hüften deckt, im Winde flatternd, nichts als den Strohhut auf, sie gegen der Sonne Stich oder den Grimm empörter Witterung zu schützen. Wohin sein Fuß im Laufe seiner Abenteuer sich wendet: durch den Dampf der Klüfte, durch die Wüste, die der Mittag versengt, durch die Nacht verwachsener Wälder, wie ein Hund, der von seines Herrn Schweiß gelostet, schreitet sie hinter ihm her; und die gewohnt war, auf weichen Kissen zu ruhen und das Knöt-

lein spürte in des Bettluchs Faden, das ihre Hand unachtsam darin eingesponnen hatte, die liegt jetzt, einer Magd gleich, in seinen Ställen und sinkt, wenn die Nacht kommt, ermüdet auf die Streu nieder, die seinen Rossen untergeworfen wird.

Gr. Otto. Graf Wetter vom Strahl! Ist dies gegründet?

Gr. Strahl. Wahr ist's, ihr Herren; sie geht auf der Spur, die hinter mir zurückbleibt. Wenn ich mich umsehe, erblick' ich zwei Dinge: meinen Schatten und sie.

Gr. Otto. Und wie erklärt ihr euch diesen sonderbaren Umstand?

Gr. Strahl. Ihr unbekannten Herren der Behme! Wenn der Teufel sein Spiel mit ihr treibt, so braucht er mich dabei, wie der Affe die Pfoten der Kaze; ein Schelm will ich sein, holt er den Nußkern für mich. Wollt ihr meinem Wort schlechtthin, wie's die heilige Schrift vorschreibt, glauben: ja, ja, nein, nein; gut! Wo nicht, so will ich nach Worms und den Kaiser bitten, daß er den Theobald ordinaire. Hier werf' ich ihm vorläufig meinen Handschuh hin!

Gr. Otto. Ihr sollt hier Rede stehn auf unsre Frage: Womit rechtfertigt ihr, daß sie unter eurem Dache schläft? sie, die in das Haus hingehört, wo sie geboren und erzogen ward?

Gr. Strahl. Ich war, es mögen ungefähr zwölf Wochen sein, auf einer Reise, die mich nach Straßburg führte, ermüdet, in der Mittagsstunde an einer Felswand eingeschlafen — nicht im Traum gedacht' ich des Mädchens mehr, das in Heilbronn aus dem Fenster gestürzt war, — da liegt sie mir, wie ich erwache, gleich einer Rose, entschlummert zu Füßen, als ob sie vom Himmel herabgeschneit wäre! Und da ich zu den Knechten, die im Grase herumliegen, sage: „Et, was der Teufel! das ist ja das Rädchen von Heilbronn!“ schlägt sie die Augen auf und bindet das Hüttlein zusammen, das ihr schlafend vom Haupt herabgerutscht war. „Katharina!“ ruf' ich: „Mädel! Wo kömmst auch her? Auf fünfzehn Meilen von Heilbronn, fernab am Gestade des Rheins?“ „Hab' ein Geschäft, gestrenger Herr,“ antwortete sie, „das mich gen Straßburg führt; schauert mich, im Wald so einsam zu wandern, und schlug mich zu euch.“ Drauf laß' ich ihr zur Erfrischung reichen, was mir Gottschalk, der Knecht, mit sich führt, und erkundige mich: wie der Sturz abgelaufen? auch, was der Vater macht? und was sie in Straßburg zu erschaffen denke? Doch da sie nicht freierzig mit der Sprache herausläßt: was auch geht's dich an, dent' ich; ding' ihr einen Boten, der sie durch den Wald führe, schwing' mich auf den Rappen und reite ab. Abends, in der Herberg' an der Straßburger Straß, will ich mich eben zur Ruh' niederlegen, da kommt Gottschalk, der Knecht, und spricht: „Das Mädchen sei unten und begehre in mei-



nen Ställen zu übernachten.“ „Bei den Pferden?“ frag' ich. Ich sage: „Wenn's ihr weich genug ist, mich wird's nicht drücken.“ Und füge noch, indem ich mich im Bett wende, hinzu: „Macht ihr wohl eine Streu unterlegen, Gottschall, und sorgen, daß ihr Nichts widerfahre.“ Drauf wandert sie, kommenden Tages, früher aufgebrochen, als ich, wieder auf der Heerstraße und lagert sich wieder in meinen Ställen, und lagert sich Nacht für Nacht, so wie mir der Streifzug fortschreitet, darin, als ob sie zu meinem Trost gehörte. Nun litt ich das, ihr Herren, um jenes grauen, unwirschigen Alten willen, der mich jetzt darum straft; denn der Gottschall, in seiner Wunderlichkeit, hatte das Mädchen liebgewonnen und pflegte ihrer in der That als seiner Tochter; führt dich die Reise ein, dacht' ich, durch Heilbronn, so wird der Alte dir's danken. Doch da sie sich auch in Strassburg in der erzbischöflichen Burg wieder bei mir einfindet, und ich gleichwohl spüre, daß sie nichts im Orte erschafft, denn mir hatte sie sich ganz und gar geweiht, und wusch und flüchte, als ob es sonst am Rhein nicht zu haben; so trete ich eines Tages, da ich sie auf der Stallschwelle finde, zu ihr und frage: „Was für ein Geschäft sie in Strassburg betreibe?“ „Ei,“ spricht sie, „gestrenger Herr,“ und eine Röthe, daß ich denke, ihre Schürze wird angehen, flammt über ihr Antlitz empor: „Was fragt ihr doch? ihr wißt's ja!“ — Holla! denk' ich, steht es so mit dir? und sende einen Boten flugs nach Heilbronn, dem Vater zu mit folgender Meldung: das Rätchen sei bei mir; ich hütete seiner; in Kurzem könne er es vom Schlosse zu Strahl, wohin ich es zurückbringen würde, abholen.

Gr. Otto. Nun? Und hierauf?

Wenzel. Der Alte holte die Jungfrau nicht ab?

Gr. Strahl. Drauf, da er am zwanzigsten Tage, um sie abzuholen, bei mir erscheint, und ich ihn in meiner Väter Saal führe, erschau' ich mit Befremden, daß er beim Eintritt in die Thür die Hand in den Weibsfelß steckt, und mich mit dem Wasser, das darin befindlich ist, besprengt. Ich, arglos, wie ich von Natur bin, nöth'ge ihn auf einen Stuhl nieder, erzähle ihm mit Offenherzigkeit Alles, was vorgefallen; eröffne ihm auch in meiner Theilnahme die Mittel, wie er die Sache seinen Wünschen gemäß wieder in's Geleis rücken könne, und tröste ihn und führ' ihn, um ihm das Mädchen zu übergeben, in den Stall hinunter, wo sie steht und mir eine Waffe von Rost säubert. So wie er in die Thür tritt und die Arme mit thränenvollen Augen öffnet, sie zu empfangen, stürzt mir das Mädchen leichenbleich zu Füßen, alle Heiligen anrufend, daß ich sie vor ihm schütze. Gleich einer Salzsäule steht er bei diesem Anblick da, und ehe ich mich noch gefaßt habe, spricht er schon, das entsetzende Antlitz auf mich gerichtet: „Das ist der leibhaftige Sa-

tan!“ und schmeißt mir den Hut, den er in der Hand hält, in's Gesicht, als wöllt' er ein Greuelbild verschwinden machen, und läuft, als setze die ganze Hölle ihm nach, nach Heilbronn zurück.

Gr. Otto. Du wunderlicher Alter! Was hast du für Einbildungen?

Wenzel. Was war in dem Verfahren des Ritters, das Tadel verdient? Kann er dafür, wenn sich das Herz deines thörichten Mädchens ihm zuwendet?

Hans. Was ist in diesem ganzen Vorfall, das ihn anlagt?

Theobald. Was ihn anlagt? O du — Mensch, entsetzlicher, als Worte fassen und der Gedanke ermüdet, stehst du nicht rein da, als hätten die Cherubim sich entkleidet, und ihren Glanz dir, funkelnd wie Mailsicht, um die Seele gelegt! — Mußt' ich vor dem Menschen nicht erbeben, der die Natur, in dem reinsten Herzen, das je geschaffen ward, dergestalt umgekehrt hat, daß sie vor dem Vater, zu ihr gekommen, seiner Liebe Brust ihren Lippen zu reichen, freideweißen Antlitzes entweichet, wie vor dem Wolfe, der sie zerreißen will? Nun denn, so walte Helate, Fürstin des Zaubers, moordustige Königin der Nacht! Sproßt, ihr dämonischen Kräfte, die die menschliche Sägung sonst auszuäßen bemüht war, blüht auf, unter dem Athem der Heren, und schoßt zu Wäldern empor, daß die Wipfel sich zerschlagen, und die Pflanze des Himmels, die am Boden keimt, verwese; rinnt, ihr Säfte der Hölle, tröpfelnd aus Stämmen und Stielen gezogen, fällt, wie ein Katarakt, in's Land, daß der erstickende Pestqualm zu den Wolken empordampft; fließt und ergießt euch durch alle Röhren des Lebens, und schwemmt in allgemeiner Sündfluth Unschuld und Tugend hinweg!

Gr. Otto. Hat er ihr Gift eingeflößt?

Wenzel. Meinst du, daß er ihr verzauberte Tränke gereicht?

Hans. Opiate, die des Menschen Herz, der sie genießt, mit geheimnißvoller Gewalt umstricken?

Theobald. Gift? Opiate? Ihr hohen Herren, was fragt ihr mich? Ich habe die Flaschen nicht gepropft, von welchen er ihr, an der Wand des Felsens, zur Erfrischung reichte; ich stand nicht dabei, als sie in der Herberge, Nacht für Nacht, in seinen Ställen schlief. Wie soll ich wissen, ob er ihr Gift eingeflößt? habt neun Monate Geduld; alsdann sollt ihr sehen, wie's ihrem jungen Leibe bekommen ist.

Gr. Strahl. Der alte Esel, der! Dem entgegen' ich nichts, als meinen Namen! Ruft sie herein; und wenn sie ein Wort sagt, auch nur von fern duftend wie diese Gedanken, so nennt mich den Grafen von der stinkenden Pfütze, oder wie es sonst eurem gerechten Unwillen beliebt.



(Käthchen erscheint mit verbundenen Augen, geführt von zwei Häschern. — Die Häscher nehmen ihr das Tuch ab und gehen wieder fort.)

Käthchen (sieht sich in der Versammlung um, und beugt, da sie den Grafen erblickt, ein Knie vor ihm). Mein hoher Herr!

Gr. Strahl. Was willst du?

Käthchen. Vor meinen Richter hat man mich gerufen.

Gr. Strahl. Dein Richter bin nicht ich. Steh' auf, dort sitzt er;

Hier steh' ich, ein Verklagter, so wie du.

Käthchen. Mein hoher Herr! Du spottest.

Gr. Strahl. Nein! Du hörst!

Was neigst du mir dein Angesicht in Staub?

Ein Zauberer bin ich, und gestand es schon,

Und lass' aus jedem Band, das ich dir wirkte,

Jetzt deine junge Seele los (er erhebt sie).

Gr. Otto. Hier, Jungfrau, wenn's beliebt; hier ist die Schranke!

Hans. Hier sitzen deine Richter!

Käthchen (sieht sich um). Ihr versucht mich.

Wenzel. Hier tritt heran! Hier sollst du Rede stehn.

Käthchen (stellt sich neben den Grafen vom Strahl, und sieht die Richter an).

Gr. Otto. Nun?

Wenzel. Wird's?

Hans. Wirst du gefällig dich bemühen?

Gr. Otto. Wirst dem Gebot dich deiner Richter fügen?

Käthchen (für sich). Sie rufen mich.

Wenzel. Nun, ja!

Hans. Was sagte sie?

Gr. Otto (bestremdet). Ihr Herrn, was fehlt dem sonderbaren Wesen?

(Sie sehen sich an.)

Käthchen (für sich). Vermummt von Kopf zu Füßen sitzen sie, Wie das Gericht am jüngsten Tage, da!

Gr. Strahl (sie aufwachend). Du wunderliche Maid! Was träumst, was treibest du?

Du stehst hier vor dem heimlichen Gericht!

Auf jene böse Kunst bin ich verklagt,

Mit der ich mir, du weißt, dein Herz gewann,

Geh' hin und melde jezo, was geschehn!

Käthchen (sieht ihn an und legt ihre Hände auf die Brust). — Du quälst mich grausam, daß ich weinen möchte!

Belehre deine Magd, mein edler Herr,

Wie soll ich mich in diesem Falle fassen?

Gr. Otto (ungebuldig). Belehren — was!

Hans. Bei Gott! Ist es erhört?

Gr. Strahl (mit noch milder Strenge). Du sollst sogleich vor jene Schranke treten,

Und Rede stehn, auf was man fragen wird!

Käthchen. Nein, sprich! Du bist verklagt?

Gr. Strahl. Du hörst.

Käthchen. Und jene Männer dort sind deine Richter?

Gr. Strahl. So ist's.

Käthchen (zur Schranke tretend). Ihr würd'gen Herrn, wer ihr auch sein mögt dort,

Steht gleich vom Richtstuhl auf und räumt ihn diesem!

Denn, beim lebend'gen Gott, ich sag' es euch,

Nein, wie sein Harnisch, ist sein Herz, und eures,

Verglichen ihm, und meins, wie eure Mäntel.

Wenn hier gesündigt ward, ist er der Richter,

Und ihr sollt zitternd vor der Schranke stehn!

Gr. Otto. Du Märrin, jüngst der Abelschnur entlaufen,

Woher kommt die prophet'sche Kunde dir?

Welch ein Apostel hat dir das vertraut?

Theobald. Seht die Unselige!

Käthchen (da sie den Vater erblickt, auf ihn zugehend).

Mein theurer Vater!

(Sie will seine Hand ergreifen.)

Theobald (strenge). Dort ist der Ort jetzt, wo du hingehörst!

Käthchen. Weiß' mich nicht von dir.

(Sie faßt seine Hand und küßt sie.)

Theobald. — Kennst du das Haar noch wieder,

Das deine Flucht mir jüngsthin grau gefärbt?

Käthchen. Kein Tag verging, daß ich nicht einmal dachte,

Wie seine Locken fallen. Sei geduldig,

Und gib dich nicht unmäßigem Gramme Preis:

Wenn Freude Locken wieder dunkeln kann,

So sollst du wieder wie ein Jüngling blühen.

Gr. Otto. Ihr Häscher dort! ergreift sie! bringt sie her

Theobald. Geh' hin, wo man dich ruft.

Käthchen (zu den Richtern, da sich ihre Häscher nähern). Was wollt ihr mir?

Wenzel. Saht ihr ein Kind, so störrig je, als dies?

Gr. Otto (da sie vor der Schranke steht). Du sollst hier Antwort geben, kurz und bündig,

Auf unsre Fragen! Denn wir, von unserem Gewissen eingesetzt, sind deine Richter,



Und an der Strafe, wenn du freveltest,  
Wird's deine übermüth'ge Seele fühlen.

Räthchen. Sprech, ihr verehrten Herrn, was wollt ihr wissen?

Gr. Otto. Warum, als Friedrich Graf vom Strahl erschien  
In deines Vaters Haus, bist du zu Hüfen,  
Wie man vor Gott thut, nieder ihm gestürzt?  
Warum warfst du, als er von dannen ritt,  
Dich aus dem Fenster sinnlos auf die Straße,  
Und folgtest ihm, da kaum dein Bein vernarbt,  
Von Ort zu Ort, durch Nacht und Graus und Nebel,  
Wohin sein Fuß den Fußtritt wendete?

Räthchen (hochroth zum Grafen). Das soll ich hier vor diesen Männern sagen?

Gr. Strahl. Die Närrin, die verwünschte, sinnverwirrte,  
Was fragt sie mich? Ist's nicht an jener Männer  
Gebot, die Sache darzuthun, genug?

Räthchen (in Staub niederfallend). Nimm mir, o Herr, das Leben, wenn ich fehlte!

Was in des Busens stillem Reich geschehn,  
Und Gott nicht straft, das braucht kein Mensch zu wissen;  
Den nenn' ich grausam, der mich darum fragt!  
Wenn du es wissen willst, wohlan, so rede,  
Denn dir liegt meine Seele offen da!

Hans. Ward, seit die Welt steht, so etwas erlebt?

Wenzel. Im Staub liegt sie vor ihm —

Hans. Gestürzt auf Knieen —

Wenzel. Wie wir vor dem Erlöser hingestreck't!

Gr. Strahl (zu den Richtern). Ihr würd'gen Herrn, ihr rechnet,  
hoff' ich, mir

Nicht dieses Mädchens Thorheit an! Daß sie  
Ein Wahn bethört, ist klar, wenn euer Sinn  
Auch gleich, wie meiner, noch nicht einsieht, welcher?  
Erlaubt ihr mir, so frag' ich sie darum;  
Ihr mögt aus meinen Wendungen entnehmen,  
Ob meine Seele schuldig ist, ob nicht?

Gr. Otto (ihn forschend ansehend). Es sei! Versucht's einmal,  
Herr Graf, und fragt sie.

Gr. Strahl (wendet sich zu Räthchen, die noch immer auf ihren Knieen liegt). Willst den geheimsten der Gedanken mir,  
Kathrina, der dir irgend, fass' mich wohl,  
Im Winkel wo des Herzens schlummert, geben?

Räthchen. Das ganze Herz, o Herr, dir, willst du es,  
So bist du sicher deß, was darin wohnt.

Gr. Strahl. Was ist's, mit einem Wort, mir rund gesagt,  
Das dich aus deines Vaters Hause trieb?

Was jesselt dich an meine Schritte an?

Räthchen. Mein hoher Herr! da fragst du mich zu viel.

Und läg' ich so, wie ich vor dir jetzt liege,  
Vor meinem eigenen Bewußtsein da;  
Auf einem goldnen Nichtstuhl laß es thronen,  
Und alle Schrecken des Gewissens ihm,  
In Flammenrüstungen zur Seite stehn;  
So spräche jeglicher Gedanke noch,  
Auf das, was du gefragt: ich weiß es nicht.

Gr. Strahl. Du lügst mir, Jungfrau? willst mein Gewissen täuschen?

Mir, der doch das Gefühl dir ganz umstrickt;

Mir, dessen Blick du da liegst, wie die Rose,

Die ihren jungen Kelch dem Licht erschloß? —

Was hab' ich dir einmal, du weißt, gethan?

Was ist an Leib und Seel' dir widerfahren?

Räthchen. Wo?

Gr. Strahl. Da oder dort.

Räthchen. Wann?

Gr. Strahl. Jüngst oder früherhin.

Räthchen. Hilf mir, mein hoher Herr.

Gr. Strahl. Ja, ich dir helfen,

Du wunderliches Ding. — (Er hält inne). Bestinnst du dich auf nichts?

(Räthchen sieht vor sich nieder.)

Was für ein Ort, wo du mich je gesehen,

Ist dir im Geist vor andern gegenwärtig?

Räthchen. Der Rhein ist mir vor allen gegenwärtig.

Gr. Strahl. Ganz recht. Da eben war's. Das wollt' ich wissen.

Der Felsen am Gestad' des Rheins, wo wir  
Zusammen ruhten, in der Mittagsstille.

— Und du gedenkst nicht, was dir da geschehn?

Räthchen. Nein, mein verehrter Herr.

Gr. Strahl. Nicht? nicht?

— Was reicht' ich deiner Lippe zur Erfrischung?

Räthchen. Du sandtest, weil ich deines Weins verschmähete,  
Den Gottschalk, deinen treuen Knecht, und liebest  
Ihn einen Trunk mir aus der Grotte schöpfen.

Gr. Strahl. Ich aber nahm dich bei der Hand und reichte  
Sonst deiner Lippe — nicht? Was stockst du da?

Räthchen. Wann?



Gr. Strahl. Eben damals.  
 Rätchen. Nein, mein hoher Herr.  
 Gr. Strahl. Jedoch nachher.  
 Rätchen. In Straßburg?  
 Gr. Strahl. Oder früher.  
 Rätchen. Du hast mich niemals bei der Hand genommen.  
 Gr. Strahl. Katharina!  
 Rätchen (erröthend). Ach, vergib mir; in Heilbronn!  
 Gr. Strahl. Wann?  
 Rätchen. Als der Vater dir am Harnisch wirkte.  
 Gr. Strahl. Und sonst nicht?  
 Rätchen. Nein, mein hoher Herr.  
 Gr. Strahl. Katharina!  
 Rätchen. Mich bei der Hand?  
 Gr. Strahl. Ja, oder sonst, was weiß ich.  
 Rätchen (bestimmt sich). In Straßburg einst, erinnr' ich mich, beim Rinn.  
 Gr. Strahl. Wann?  
 Rätchen. Als ich auf der Schwelle saß und weinte,  
 Und dir, auf was du sprachst, nicht Rede stand.  
 Gr. Strahl. Warum nicht stand'st du Red'?  
 Rätchen. Ich schämte mich.  
 Gr. Strahl. Du schämtest dich? Ganz recht. Auf meinen Antrag.  
 Du wardst glutroth bis an den Hals hinab.  
 Welch einen Antrag machst' ich dir?  
 Rätchen. Der Vater,  
 Der würd', sprachst du, daheim im Schwabenland  
 Um mich sich härmern, und befragtest mich,  
 Ob ich mit Pferden, die du senden wolltest,  
 Nicht nach Heilbronn zu ihm zurück begehrete?  
 Gr. Strahl (tast). Davon ist nicht die Rede! — Nun, wo auch,  
 Wo hab' ich sonst im Leben dich getroffen?  
 — Ich hab' im Stall zuweilen dich besucht.  
 Rätchen. Nein, mein verehrter Herr.  
 Gr. Strahl. Nicht? Katharina!  
 Rätchen. Du hast mich niemals in dem Stall besucht,  
 Und noch viel wen'ger rührtest du mich an.  
 Gr. Strahl. Was? Niemals?  
 Rätchen. Nein, mein hoher Herr.  
 Gr. Strahl. Katharina!  
 Rätchen (mit Affekt). Niemals, mein hochverehrter Herr, niemals.

Gr. Strahl. Nun seht, bei meiner Tren', die Lügnerin!  
 Rätchen. Ich will nicht selig sein, ich will verderben,  
 Wenn du mich se —!  
 Gr. Strahl (mit dem Schein der Gesticulation). Da schwört sie und verflucht  
 Sich, die leichtfert'ge Dirne, noch und meint,  
 Gott werd' es ihrem jungen Blut vergeben!  
 — Was ist geschehn, fünf Tag' von hier, am Abend,  
 In meinem Stall, als es schon dunkelte,  
 Und ich den Gottschalk hieß, sich zu entfernen?  
 Rätchen. O! Jesus! Ich bedacht' es nicht —  
 Im Stall zu Strahl, da hast du mich besucht.  
 Gr. Strahl. Nun denn! Da ist's heraus! Da hat sie nun  
 Der Seelen Seligkeit sich weggeschworen!  
 Im Stall zu Strahl, da hab' ich sie besucht!  
 (Rätchen weint. — Pause.)  
 Gr. Otto. Ihr quält das Kind zu sehr.  
 Theobald (näher tritt ihr gerührt). Komm, meine Tochter.  
 (Er will sie an seine Brust heben.)  
 Rätchen. Laß, laß!  
 Wenzel. Das nenn' ich menschlich nicht verfahren.  
 Gr. Otto. Zuletzt ist nichts im Stall zu Strahl geschehen.  
 Gr. Strahl (sieht sie an). Bei Gott, ihr Herrn, wenn ihr des Glaubens seid:  
 Ich bin's! Befehlt, so gehn wir auseinander.  
 Gr. Otto. Ihr sollt das Kind befragen, ist die Meinung,  
 Nicht mit barbarischem Triumph verhöhnen.  
 Sei's, daß Natur euch solche Macht verliehen!  
 Geübt, wie ihr's thut, ist sie hassenswürdig'er,  
 Als selbst die Hölleunkst, der man euch zeihet.  
 Gr. Strahl (erhebt das Rätchen vom Boden). Ihr Herrn, was ich gethan, das that ich nur,  
 Sie mit Triumph hier vor euch zu erheben!  
 Statt meiner — (auf den Boden hinzeigend) steht mein Handschuh vor Gericht!  
 Glaubt ihr von Schuld sie rein, wie sie es ist,  
 Wohl, so erlaubt denn, daß sie sich entferne.  
 Wenzel. Es scheint, ihr habt viel Gründe, das zu wünschen?  
 Gr. Strahl. Ich? Gründ'? Entscheidende! Ihr wollt sie, hoff' ich,  
 Nicht mit barbar'schem Uebermuth verhöhnen?  
 Wenzel (mit Bedeutung). Wir wünschen doch, erlaubt ihr's, noch zu hören,  
 Was in dem Stall damals zu Strahl geschehn?



Gr. Strahl. Das wollt ihr Herren noch? —

Wenzel. Allerdings!

Gr. Strahl (glutroth, indem er sich zum Rätchen wendet).  
Knie' nieder!

(Rätchen läßt sich auf die Kniee vor ihm nieder.)

Gr. Otto. Ihr seid sehr dreist, Herr Friedrich Graf vom Strahl!

Gr. Strahl (zum Rätchen). So! Recht! Mir gibst du Antwort,  
und sonst Keinem.

Hans. Erlaubt! Wir werden sie —

Gr. Strahl (eben so). Du rührst dich nicht!

Hier soll dich Keiner richten, als nur der,  
Dem deine Seele frei sich unterwirft.

Wenzel. Herr Graf, man wird hier Mittel —

Gr. Strahl (mit unterdrückter Heftigkeit). Ich sage, nein!

Der Teufel soll mich holen, zwingt ihr sie! —

Was wollt ihr wissen, ihr verehrten Herrn?

Hans (aufstehend). Beim Himmel!

Wenzel. Solch ein Troß soll! —

Hans. Hel Die Häfcher!

Gr. Otto (halblaut). Laßt, Freunde, laßt! Vergesst nicht,  
wer er ist.

Erster Richter. Er hat nicht eben, drückt Verschuldung ihn,  
Mit List sie überhört.

Zweiter Richter. Das sag' ich auch!

Man kann ihm das Geschäft wohl überlassen.

Gr. Otto (zum Grafen vom Strahl). Befragt sie, was geschehn,  
fünf Tag' von hier,

Im Stall zu Strahl, als es schon dunkelte,  
Und ihr den Gottschall hießt, sich zu entfernen?

Gr. Strahl (zum Rätchen). Was ist geschehn, fünf Tag' von  
hier, am Abend,

Im Stall zu Strahl, als es schon dunkelte,  
Und ich den Gottschall hieß, sich zu entfernen?

Rätchen. Mein hoher Herr! Vergib mir, wenn ich fehlte;  
Jetzt leg' ich Alles, Punkt für Punkt, dir dar.

Gr. Strahl. Gut. — Da berührt' ich dich, und zwar —  
nicht? Freilich!

Das schon gestand'st du?

Rätchen. Ja, mein verehrter Herr.

Gr. Strahl. Nun?

Rätchen. Mein verehrter Herr?

Gr. Strahl. Was will ich wissen?

Rätchen. Was du willst wissen?

Gr. Strahl. Heraus damit! Was stockst du?

Ich nahm, und herzte dich, und küßte dich,  
Und schlug den Arm dir —?

Rätchen. Nein, mein hoher Herr.

Gr. Strahl. Was sonst?

Rätchen. Du stießest mich mit Füßen von dir.

Gr. Strahl. Mit Füßen! Nein? Das thu' ich keinem Hund.  
Warum? Weshalb? Was hatt'st du mir gethan?

Rätchen. Weil ich dem Vater, der voll Huld und Güte,  
Gefommen war, mit Pferden, mich zu holen,  
Den Rücken voller Schrecken wendete,  
Und mit der Bitte, mich vor ihm zu schützen,  
Im Staub vor dir bewußtlos niedersank.

Gr. Strahl. Da hatt' ich dich mit Füßen weggestoßen?

Rätchen. Ja, mein verehrter Herr.

Gr. Strahl. Ei, Possen, was!

Das war nur Schelmerei, des Vaters wegen.

Du bleibst doch nach wie vor im Schloß zu Strahl.

Rätchen. Nein, mein verehrter Herr.

Gr. Strahl. Nicht? Wo auch sonst?

Rätchen. Als du die Peitsche, flammenden Gesichts,  
Herauf vom Kiesel nahmst, ging ich hinaus  
Vor das bemooste Thor, und lagerte  
Mich draußen, am zerfallnen Mauerring,  
Wo in süßduftenden Hollunderbüschen  
Ein Zeisig zwitschernd sich das Nest gebaut.

Gr. Strahl. Hier aber jagt' ich dich mit Hunden weg?

Rätchen. Nein, mein verehrter Herr.

Gr. Strahl. Und als du wichst,

Verfolgt vom Hund'geklafft, von meiner Grenze,

Rief ich den Nachbar auf, dich zu verfolgen?

Rätchen. Nein, mein verehrter Herr! Was sprichst du da?

Gr. Strahl. Nicht? — Nicht? — Das werden diese Herren  
tadeln.

Rätchen. Du kümmerst dich um diese Herren nicht.  
Du sandtest Gottschall mir am dritten Tage,  
Daß er mir sag', dein liebes Rätchen wär' ich;  
Bernünftig aber möcht' ich sein, und gehn.

Gr. Strahl. Und was entgegnetest du dem?

Rätchen. Ich sagte,

Den Zeisig littest du, den zwitschernden,

In den süßduftenden Hollunderbüschen:

Möcht'st denn das Rätchen von Heilbronn auch leiden.



Gr. Strahl (erhebt das Rätchen). Nun denn, so nehmt sie hin,  
ihr Herrn der Behme,  
Und macht mit ihr und mir jetzt, was ihr wollt. (Pauze.)

Gr. Otto (unwillig). Der aberwitz'ge Träumer, unbekannt  
Mit dem gemeinen Zauber der Natur! —  
Wenn euer Urtheil reif, wie meins, ihr Herrn,  
Geh' ich zum Schluß, und laß die Stimmen sammeln.

Wenzel. Zum Schluß!

Hans. Die Stimmen!

Alle. Sammelt sie!

Ein Richter. Der Narr, der!  
Der Fall ist klar. Es ist hier nichts zu richten.

Gr. Otto. Behm-Herold, nimm den Helm und sammle sie.  
(Der Behmherold sammelt die Kugeln und bringt den Helm, worin sie liegen,  
dem Grafen.)

Gr. Otto (steht auf). Herr Friedrich Wetter Graf vom Strahl,  
du bist

Einstimmig von der Behme losgesprochen,  
Und dir dort, Theobald, dir geb' ich auf,  
Nicht fürder mit der Klage zu erscheinen,  
Bis du kannst bessere Beweise bringen.

(Zu den Richtern.)

Steht auf, ihr Herrn! die Sitzung ist geschlossen.

(Die Richter erheben sich.)

Theobald. Ihr hochverehrten Herrn, ihr sprecht ihn schuldlos?  
Gott, sagt ihr, hat die Welt aus nichts gemacht;  
Und er, der sie durch nichts und wieder nichts  
Vernichtet, in das erste Chaos stürzt,  
Der sollte nicht der leid'ge Satan sein?

Gr. Otto. Schweig', alter, grauer Thor! Wir sind nicht da,  
Dir die verrückten Sinnen einzurenken.  
Behm-Häschel, an dein Amt! Blend' ihm die Augen,  
Und führ' ihn wieder auf das Feld hinaus.

Theobald. Was? Auf das Feld? Mich hilflos greisen Alten?  
Und dies mein einzig liebes Kind, —?

Gr. Otto. Herr Graf,

Das überläßt die Behme euch! ihr zeigtet  
Von der Gewalt, die ihr hier übt, so manche  
Besondre Probe uns; laßt uns noch eine,  
Die größte, bevor wir scheiden, sehn,  
Und gebt sie ihrem alten Vater wieder.

Gr. Strahl. Ihr Herrn, was ich thun kann, soll geschehn. —  
Jungfrau!

Rätchen. Mein hoher Herr!

Gr. Strahl. Du liebst mich?

Rätchen. Herzlich!

Gr. Strahl. So thu' mir was zu Lieb'.

Rätchen. Was willst du? Sprich.

Gr. Strahl. Verfolg' mich nicht. Geh' nach Heilbronn zurück.  
— Willst du das thun?

Rätchen. Ich hab' es dir versprochen.

(Sie fällt in Ohnmacht.)

Theobald (emfängt sie). Mein Kind! Mein Einziges! Hilf,  
Gott im Himmel!

Gr. Strahl (wendet sich). Dein Tuch her, Häschel!

(Er verbindet sich die Augen.)

Theobald. O verflucht sei,  
Mordschau'nder Basiliskengeist! Mußt' ich  
Auch diese Probe deiner Kunst noch sehn?

Gr. Otto (vom Richtstuhl herabsteigend).

Was ist geschehn, ihr Herrn?

Wenzel. Sie sank zu Boden.

(Sie betrachten sie.)

Gr. Strahl (zu den Häschern). Führt mich hinweg!

Theobald. Der Hölle zu, du Satan!

Laß ihre schlangenhaar'gen Pförtner dich

An ihrem Eingang, Zauberer, ergreifen,

Und dich zehntausend Klaster tiefer noch,

Als ihre wild'sten Flammen lodern, schleudern!

Gr. Otto. Schweig', Alter, schweig'!

Theobald (weint). Mein Kind! Mein Rätchen!

Rätchen. Ach!

Wenzel (freudig). Sie schlägt die Augen auf!

Hans. Sie wird sich fassen,

Gr. Otto. Bringt in des Pförtners Wohnung sie! Hinweg!  
(Alle ab.)



## Zweiter Akt.

Wald vor der Höhle des heimlichen Gerichts.

(Der Graf vom Strahl tritt auf, mit verbundenen Augen, geführt von zwei Häschern, die ihm die Augen aufbinden, und abdahn in die Höhle zurückkehren. — Er wirft sich auf den Boden nieder und weint.)

Nun will ich hier wie ein Schäfer liegen und klagen. Die Sonne scheint noch röthlich durch die Stämme, auf welchen die Gipfel des Waldes ruhn; und wenn ich nach einer Viertelstunde, sobald sie hinter den Hügel gesunken ist, aufstehe, und mich im Blachfelde, wo der Weg eben ist, ein wenig daran halte, so komme ich noch nach Schloß Wetterstrahl, ehe die Lichter darin erloschen sind. Ich will mir einbilden, meine Pferde dort unten, wo die Quelle rieselt, wären Schafe und Ziegen, die an dem Felsen kletterten, und an Gräsern und bittern Gesträuchen rissen; ein leichtes, weißes, linnenenes Zeug bedeckte mich, mit rothen Bändern zusammengebunden, und um mich her flatterte eine Schaar munterer Winde, um die Seufzer, die meiner, von Gram sehr gepreßten, Brust entquillen, gradaus zu der guten Götter Ohr empor zu tragen. Wirklich und wahrhaftig! Ich will meine Muttersprache durchblättern, und das ganze, reiche Kapitel, das diese Ueberschrift führt: Empfindung, dergestalt plündern, daß kein Reimschmidt mehr, auf eine neue Art, soll sagen können: ich bin betrübt. Alles, was die Wehmuth Rührendes hat, will ich ausbieten, Lust und in den Tod gehende Betrübniß sollen sich abwechseln, und meine Stimme, wie einen schönen Tänzer, durch alle Beugungen hindurchführen, die die Seele bezaubern; und wenn die Bäume nicht in der That bewegt werden, und ihren milden Thau, als ob es geregnet hätte, herabträufeln lassen, so find sie von Holz, und Alles, was uns die Dichter von ihnen sagen, ein bloßes liebliches Märchen. O du — — wie nenn' ich dich? Rätchen! Warum kann ich dich nicht mein nennen? Rätchen, Mädchen, Rätchen! Warum kann ich dich nicht mein nennen? Warum kann ich dich nicht aufheben, und in das duftende Himmelbett tragen, das mir die Mutter daheim im Brunnengemach aufgerichtet hat? Rätchen, Rätchen, Rätchen! du, deren junge Seele, als sie heut nacht vor mir stand, von wollüstiger Schönheit gänzlich triefte, wie die mit Delen gesalbte Braut eines Perserkönigs, wenn sie, auf alle Teppiche niederregnend, in sein Gemach geführt wird! Rätchen, Mädchen, Rätchen! Warum kann ich es nicht? Du Schöner, als ich singen kann, ich will eine eigene Kunst erfinden, und dich weinen. Alle Phiole

der Empfindung, himmlische und irdische, will ich eröffnen und eine solche Mischung von Thränen, einen Erguß so eigenthümlicher Art, so heilig zugleich und üppig, zusammenschütten, daß jeder Mensch gleich, an dessen Hals ich sie weine, sagen soll: sie fließen dem Rätchen von Heilbronn! — — ihr grauen, bärigen Alten, was wollt ihr? Warum verlaßt ihr eure goldnen Rahmen, ihr Bilder meiner geharnischten Väter, die meinen Rüstsaal bevölkern, und tretet, in unruhiger Versammlung, hier um mich herum, eure ehrwürdigen Locken schüttelnd? Nein, nein, nein! Zum Weibe, wenn ich sie gleich liebe, begehrt' ich sie nicht; eurem stolzen Reigen will ich mich anschließen, das war beschlossene Sache, noch ehe ihr kamt. Dich aber, Winfried, der ihn führt, du Erster meines Namens, Göttlicher mit der Scheitel des Zeus, dich frag' ich, ob die Mutter meines Geschlechts war, wie diese; von jeder frommen Tugend strahlender, makelloser an Leib und Seele, mit jedem Liebreiz geschmückter, als sie? O Winfried! Grauer Alter! ich küsse dir die Hand und danke dir, daß ich bin; doch hättest du sie an die stählerne Brust gedrückt, du hättest ein Geschlecht von Königen erzeugt, und Wetter vom Strahl hieß jedes Gebot auf Erden! Ich weiß, daß ich mich fassen und diese Wunde vernarben werde, denn welche Wunde vernarbte nicht der Mensch? Doch wenn ich jemals ein Weib finde, Rätchen, dir gleich, so will ich die Länder durchreisen, und die Sprachen der Welt lernen, und Gott preisen in jeder Zunge, die geredet wird. — Gottschalk!

Gottschalk (draußen). Heda! Herr Graf vom Strahl!

Gr. Strahl. Was gibts?

Gottschalk (auftretend). Was zum Henker! — — Ein Bote ist angekommen von eurer Mutter.

Gr. Strahl. Ein Bote?

Gottschalk. Gestreckten Laufs, keuchend, mit verhängtem Ägeln; mein Seel', wenn euer Schloß ein eiserner Bogen und er ein Pfeil gewesen wäre, er hätte nicht rascher herangeschossen werden können.

Gr. Strahl. Was hat er mir zu sagen?

Gottschalk. He! Ritter Franz!

(Ritter Flammberg tritt auf.)

Gr. Strahl. Flammberg! — Was führt dich so eilig zu mir her?

Flammberg. Gnädigster Herr! Eurer Mutter, der Gräfin, Gebot; sie befahl mir, den besten Reiter zu nehmen und euch entgegen zu reiten!



Gr. Strahl. Nun? Und was bringst du mir?

Flammberg. Krieg, bei meinem Eid, Krieg! Ein Aufgebot zu neuer Fehde, warm, wie sie es eben von des Herolds Lippen empfangen hat.

Gr. Strahl. (betreten). Wessen? doch nicht des Burggrafen, mit dem ich eben den Frieden abschloß? (Er setzt sich den Helm auf).

Flammberg. Des Rheingrafen, des Junkers vom Stein, der unten am weinumbflühten Neckar seinen Sitz hat.

Gr. Strahl. Des Rheingrafen! Was hab' ich mit dem Rheingrafen zu schaffen, Flammberg?

Flammberg. Mein Seel'! Was hattet ihr mit dem Burggrafen zu schaffen? Und was wollte so mancher Andere von euch, ehe ihr mit dem Burggrafen zu schaffen kriegtet? Wenn ihr den kleinen griechischen Feuerfunken nicht anstretet, der diese Kriege veranlaßt, so sollt ihr noch das ganze Schwabengebirge wider euch auflodern sehen, und die Alpen und den Hunsrück obenein.

Gr. Strahl. Es ist nicht möglich! Fräulein Kunigunde?

Flammberg. Der Rheingraf fordert, im Namen Fräulein Kunigunds von Thurneck, den Wiederkauf eurer Herrschaft Staufsen; jener drei Städtlein und siebzehn Dörfer und Bornweiler, euerem Vorfahren Otto, von Peter, dem ihrigen, unter der besagten Klausel, käuflich abgetreten; grade so, wie dies der Burggraf von Freiburg, und in früheren Zeiten schon ihre Vetterin in ihrem Namen gethan haben.

Gr. Strahl. (steht auf). Die rasende Megäre! Ist das nicht der dritte Reichsritter, den sie mir, einem Hund gleich, auf den Hals heßt, um mir diese Landschaft abzujauchen! Ich glaube, das ganze Reich frist ihr aus der Hand. Kleopatra fand Einen, und als der sich den Kopf zerschellt hatte, schauten die Anderen; doch ihr dient Alles, was eine Rippe weniger hat, als sie, und für jeden Einzelnen, den ich ihr zerzaust zurücksende, stehen zehn Andere wider mich auf. — Was führt' er für Gründe an?

Flammberg. Wer? der Herold?

Gr. Strahl. Was führt' er für Gründe an?

Flammberg. Ei, gestrenger Herr, da hätt' er ja roth werden müssen.

Gr. Strahl. Er sprach von Peter von Thurneck — nicht? Und von der Landschaft ungültigem Verkauf?

Flammberg. Allerdings. Und von den schwäbischen Gesetzen; mischte Pflicht und Gewissen bei jedem dritten Wort in die Rede, und rief Gott zum Zeugen an, daß nichts als die reinsten Absichten seinen Herrn, den Rheingrafen, vermöchten, des Fräuleins Sache zu ergreifen.

Gr. Strahl. Aber die rothen Wangen der Dame behielt er für sich?

Flammberg. Davon hat er kein Wort gesagt.

Gr. Strahl. Daß sie die Bocken kriegte! Ich wollte, ich könnte den Nachttau in Eimern auffassen, und über ihren weißen Hals ausgießen! Ihr kleines verwünschtes Gesicht ist der letzte Grund aller dieser Kriege wider mich; und so lange ich den Märzschnee nicht vergiften kann, mit welchem sie sich wäscht, hab' ich auch vor den Rittern des Landes keine Ruhe. Aber Geduld nur! — Wo hält sie sich jetzt auf?

Flammberg. Auf der Burg zum Stein, wo ihr schon seit drei Tagen Bruntgelage gefeiert werden, daß die Feste des Himmels ertracht, und Sonne, Mond und Sterne nicht mehr angesehen werden. Der Burggraf, den sie verabschiedet hat, soll Rache kochen, und wenn ihr einen Boten an ihn absendet, so zweifl' ich nicht, er zieht mit euch gegen den Rheingrafen zu Felde.

Gr. Strahl. Wohlan! führt mir die Pferde vor, ich will reiten. — Ich habe dieser jungen Aufwieglerin versprochen, wenn sie die Waffen ihres kleinen schelmischen Angesichts nicht ruhen ließe wider mich, so würd' ich ihr einen Bissen zu spielen wissen, daß sie es ewig in einer Scheide tragen sollte; und so wahr ich diese Rechte aufhebe, ich halte Wort! — Folgt mir, meine Freunde! (Alle ab.)

Köhlerhütte im Gebirg, Nacht, Donner und Blitz.

(Burggraf von Freiburg und Georg von Waldstätten treten auf.)

Freiburg. (in die Scene rufend). Hebt sie vom Pferd herunter! — (Blitz und Donnererschlag.) — Ei, so schlag' ein, wo du willst; nur nicht auf den Scheitel, belegt mit Kreide, meiner lieben Braut, der Kunigunde von Thurneck!

Eine Stimme. (außerhalb). Hel wo seid ihr?

Freiburg. Hier!

Georg. Habt ihr jemals eine solche Nacht erlebt?

Freiburg. Das gießt vom Himmel herab, Wipfel und Bergspitzen ersäufend, als ob eine zweite Sündflut heranbräche. — Hebt sie vom Pferd herunter!

Eine Stimme. (außerhalb). Sie rührt sich nicht.

Eine andere. Sie liegt, wie todt, zu des Pferdes Füßen da.

Freiburg. Ei, Poffen! Das thut sie bloß, um ihre falschen Zähne nicht zu verlieren. Sagt ihr, ich wäre der Burggraf von Frei-



burg, und die ächten, die sie im Munde hätte, hätte ich gezählt. — So! bringt sie her.

(Mitter Schaurmann erscheint, das Fräulein von Thurneck auf der Schulter tragend. Mitter Weglaf und die Reifigen des Burggrafen folgen nach.)

Georg. Dort ist eine Köhlerhütte.

Freiburg (an die Köhlerhütte klopfend). Heda!

Der erste Köhler (drinnen). Wer klopft?

Freiburg. Frag' nicht, du Schlingel, und mach' auf.

Der zweite Köhler (eben so). Holla! Nicht eher, bis ich den Schlüssel umgekehrt habe. Wird doch der Kaiser nicht vor der Thüre sein?

Freiburg. Hallunke! Wenn nicht der, doch Einer, der hier regiert, und den Scepter gleich vom Ast brechen wird, um's dir zu zeigen.

Der erste Köhler (auftretend, eine Laterne in der Hand).

Wer seid ihr? Was wollt ihr?

Freiburg. Ein Rittersmann bin ich, und diese Dame, die hier todtkrank herangetragen wird, das ist —

Schaurmann (von hinten). Das Licht weg!

Weglaf. Schmeißt ihm die Laterne aus der Hand!

Freiburg (indem er ihm die Laterne wegnimmt). Spitzbube! Du willst hier leuchten?

Der erste Köhler. Ihr Herren, ich will hoffen, der Größeste unter euch bin ich! Warum nehmt ihr mir die Laterne weg?

Der zweite Köhler. Wer seid ihr? Und was wollt ihr?

Freiburg. Rittersleute, du Flegel, hab' ich dir schon gesagt!

Georg. Wir sind reisende Ritter, ihr guten Leute, die das Unwetter überrascht hat.

Freiburg (unterbricht ihn). Kriegsmänner, die von Jerusalem kommen, und in ihre Heimat ziehen; und jene Dame dort, die herangetragen wird, von Kopf zu Fuß in einen Mantel eingewickelt, das ist —

(Ein Gewitterschlag.)

Der erste Köhler. Ei, so plärr' du, daß die Wolken reißen! — Von Jerusalem, sagt ihr?

Der zweite Köhler. Man kann vor dem breitmäuligen Donner kein Wort verstehen.

Freiburg. Von Jerusalem, ja.

Der zweite Köhler. Und das Weibsen, das herangetragen wird?

Georg (auf den Burggrafen deutend). Das ist des Herren franke Schwester, ihr ehrlichen Leute, und begehrt —

Freiburg (unterbricht ihn). Das ist jenes Schwester, du Schuft, und meine Gemahlin; todtkrank, wie du siehst, von Schloßen und Hagel halb erschlagen, so daß sie kein Wort vorbringen kann; die begehrt eines Platzes in deiner Hütte, bis das Ungewitter vorüber und der Tag angebrochen ist.

Der erste Köhler. Die begehrt einen Platz in meiner Hütte? Georg. Ja, ihr guten Köhler; bis das Gewitter vorüber ist, und wir unsere Reise fortsetzen können.

Der zweite Köhler. Mein Seel, da habt ihr Worte gesagt, die waren den Lungenodem nicht werth, womit ihr sie ausgestoßen.

Der erste Köhler. Jaak!

Freiburg. Du willst das thun?

Der zweite Köhler. Des Kaisers Hunden, ihr Herren, wenn sie vor meiner Thür darum heulten. — Jaak! Schlingel! hörst du nicht?

Junge (in der Hütte). He! sag' ich. Was gibt's?

Der zweite Köhler. Das Stroh schüttele auf, Schlingel, und die Decken drüberhin; ein krank Weibsen wird kommen und Platz nehmen in der Hütten! Hörst du?

Freiburg. Wer spricht drin?

Der erste Köhler. Ei, ein Flachskopf von zehn Jahren, der uns an die Hand geht.

Freiburg. Gut. — Tritt heran, Schaurmann! hier ist ein Knebel losgegangen.

Schaurmann. Wo?

Freiburg. Gleichviel! — In den Winkel mit ihr hin, dort!

— Wenn der Tag anbricht, werd' ich dich rufen.

(Schaurmann trägt das Fräulein in die Hütte.)

Freiburg. Nun, Georg, alle Saiten des Jubels schlag' ich an; wir haben sie; wir haben diese Runigunde von Thurneck! So wahr ich nach meinem Vater getauft bin, nicht um den ganzen Himmel, um den meine Jugend gebeten hat, geb' ich die Lust weg, die mir becheert ist, wenn der morgende Tag anbricht! — Warum kamst du nicht früher von Waldstätten herab?

Georg. Weil du mich nicht früher rufen liehest.

Freiburg. O, Georg! du hättest sie sehen sollen, wie sie da her geritten kam, einer Fabel gleich, von den Rittern des Landes umringt, gleich einer Sonne unter ihren Planeten! War's nicht, als ob sie zu den Riesen sagte, die unter ihr Funken sprühten: ihr müßt mir schmelzen, wenn ihr mich seht! Thalestris, die Königin der Amazonen, als sie herabzog vom Kaukasus, Alexander den



Großen zu bitten, daß er sie küsse; sie war nicht reizender und göttlicher, als sie.

Georg. Wo fängst du sie?

Freiburg. Fünf Stunden, Georg, fünf Stunden von der Steinburg, wo ihr der Rheingraf, durch drei Tage, schallende Jubelfeste gefeiert hatte. Die Ritter, die sie begleiteten, hatten sie kaum verlassen, da warf ich ihren Vetter Zidor, der bei ihr geblieben war, in den Sand, und auf den Knappen mit ihr, und auf und davon.

Georg. Aber, Mar! Mar! Was hast du —?

Freiburg. Ich will dir sagen, Freund —

Georg. Was bereitest du dir mit allen diesen ungeheuren Anstalten vor?

Freiburg. Lieber! Guter! Wunderlicher! Honig von Hybla für diese vom Durst der Rache zu Holz verrothete Brust. Warum soll dies wesenlose Bild länger, einer olympischen Göttin gleich, auf dem Fußgestell prangen, die Hallen der christlichen Kirchen von uns und unsern Gleichen entvölkert? Lieber angefaßt und auf den Schutt hinaus, das Oberste zu Unterst, damit mit Augen erschaut wird, daß kein Gott in ihm wohnt.

Georg. Aber in aller Welt, sag' mir, was ist's, das dich mit rasendem Haß gegen sie erfüllt?

Freiburg. O Georg! der Mensch wirft Alles, was er sein nennt, in eine Pfütze, aber kein Gefühl. Georg, ich liebte sie, und sie war dessen nicht werth. Ich liebte sie und ward verschmäht, Georg, und sie war meiner Liebe nicht werth. Ich will dir was sagen — aber es macht mich blaß, wenn ich daran denke. Georg! Wenn die Teufel um eine Erfindung verlegen sind, so müssen sie einen Hahn fragen, der sich vergebens um eine Henne gedreht hat, und hinterher sieht, daß sie, vom Ausfaß zerfressen, zu seinem Späße nicht taugt.

Georg. Du wirfst keine unritterliche Rache an ihr ausüben?

Freiburg. Nein; Gott behüt' mich! Keinem Knecht muth' ich zu, sie an ihr zu vollziehen. — Ich bringe sie nach der Steinburg zum Rheingrafen zurück, wo ich nichts thun will, als ihr das Halstuch abnehmen; das soll meine ganze Rache sein!

Georg. Was! Das Halstuch abnehmen?

Freiburg. Ja, Georg; und das Volk zusammen rufen.

Georg. Nun, und wenn das geschehen ist, da willst du —?

Freiburg. Ei, da will ich über sie philosophiren. Da will ich euch einen metaphysischen Satz über sie geben, wie Platon, und meinen Satz nachher erläutern, wie der lustige Diogenes gethan. Der Mensch ist — — Aber still! — (er horcht).

Georg. Nun! Der Mensch ist? —

Freiburg. Der Mensch ist, nach Platon, ein zweibeiniges, ungesiedertes Thier; du weißt, wie Diogenes dies bewiesen; einen Hahn, glaub' ich, rupft' er, und warf ihn unter das Volk. — Und diese Kunigunde, Freund, diese Kunigunde von Thurneck, die ist nach mir — — — Aber still! So wahr ich ein Mann bin, dort steigt Jemand vom Pferde.

(Der Graf vom Strahl und Ritter Flammberg treten auf.)

Gr. Strahl (an die Hüte klopfend). Heda! Ihr wackern Köhlerleute!

Flammberg. Das ist eine Nacht, die Wölfe in den Klüften um ein Unterkommen anzusprechen.

Gr. Strahl. Ist's erlaubt, einzutreten?

Freiburg (ihm in den Weg tretend). Erlaubt, ihr Herren! Wer ihr auch sein mögt, dort —

Georg. Ihr könnt hier nicht einkehren.

Gr. Strahl. Nicht? Warum nicht?

Freiburg. Weil kein Raum drin ist, weder für euch, noch für uns. Meine Frau liegt darin todtfrank, den einzigen Winkel, der leer ist, mit ihrer Bedienung erfüllend; ihr werdet sie nicht daraus vertreiben wollen.

Gr. Strahl. Nein, bei meinem Eid! Vielmehr wünsche ich, daß sie sich bald darin erholen möge. — Gottschalk!

Flammberg. So müssen wir beim Gastwirth zum blauen Himmel übernachten.

Gr. Strahl. Gottschalk, sag' ich!

Gottschalk (draußen). Hier!

Gr. Strahl. Schaff' die Decken her! Wir wollen uns hier ein Lager bereiten unter den Zweigen.

(Gottschalk und der Köhlerjunge treten auf.)

Gottschalk (indem er ihnen die Decken bringt). Das weiß der Teufel, was das hier für eine Wirthschaft ist. Der Junge sagt, drinnen wäre ein geharnischter Mann, der ein Fräulein bewachte, das läge geknebelt und mit verstopftem Munde da, wie ein Kalb, das man zur Schlachtbank bringen will.

Gr. Strahl. Was sagst du? Ein Fräulein? Geknebelt und mit verstopftem Munde? — Wer hat dir das gesagt?

Flammberg. Jung! Woher weißt du das?

Köhlerjunge (erschrocken). St! — Um aller Heiligen willen! Ihr Herren, was macht ihr?

Gr. Strahl. Komm her.

Köhlerjunge. Ich sage: St!



Flammberg. Jung! Wer hat dir das gesagt? So sprich.  
 Köhlerjunge (heimlich, nachdem er sich umgesehen). Hab's geschaut,  
 ihr Herren. Lag auf dem Stroh, als sie sie hineintrugen und sprachen,  
 sie sei krank. Kehrt' ihr die Lampe zu und erschaut, daß sie  
 gesund war und Wangen hatt', als wie unsre Lore. Und wimmert'  
 und drückt' mir die Hand' und blinzelte, und sprach so vernehmlich  
 wie ein kluger Hund: Mach' mich los, lieb Bübel, mach' mich los!  
 daß ich's mit Augen hört' und mit den Fingern verstand.

Gr. Strahl. Jung, du schlafköpfiger; so thu's!

Flammberg. Was säumst du? Was machst du?

Gr. Strahl. Bind' sie los und schick' sie her!

Köhlerjunge (schreien). Et! sag' ich. — Ich wollt', daß ihr  
 zu Fischen würdet! — Da erheben sich ihrer drei schon und kommen  
 her, und sehen, was es gibt. (Er bläst seine Laterne aus.)

Gr. Strahl. Nichts, du wackerer Junge, nichts.

Flammberg. Sie haben nichts davon gehört.

Gr. Strahl. Sie wechseln bloß um des Regens willen ihre  
 Plätze.

Köhlerjunge (steht sich um). Wollt ihr mich schützen?

Gr. Strahl. Ja, so wahr ich ein Ritter bin; das will ich.

Flammberg. Darauf kannst du dich verlassen.

Köhlerjunge. Wohlan! Ich will's dem Vater sagen. —  
 Schaut, was ich thue, und ob ich in die Hütte gehe oder nicht?  
 (Er spricht mit den Alten, die hinten am Feuer stehen, und deckt sich nachher  
 in die Hütte.)

Flammberg. Sind das solche Rauze? Beelzebub's-Ritter,  
 deren Ordensmantel die Nacht ist? Eheleute, auf der Landstraße  
 mit Stricken und Banden an einander getraut?

Gr. Strahl. Krank, sagten sie!

Flammberg. Todtkrank, und dankten für alle Hülfe!

Gottschalk. Nun wart! Wir wollen sie scheiden. (Pauze.)

Schauer mann (in der Hütte). He! holla! Die Bestie!

Gr. Strahl. Auf, Flammberg; erhebe dich! (Sie stehen auf.)

Freiburg. Was gibt's?

(Die Partei des Burggrafen erhebt sich.)

Schauer mann. Ich bin angebunden! Ich bin angebunden!  
 (Das Fräulein erscheint.)

Freiburg. Ihr Götter! Was erblick' ich?

(Fräulein Kunigunde von Thurneck im Reifeltuche erscheint, mit ent-  
 fesselten Haaren.)

Kunigunde (wirft sich vor dem Grafen vom Strahl nieder.)

Mein Retter! Wer ihr immer seid! Nehmt einer

Vielsach geschmähten und geschändeten

Jungfrau euch an! Wenn euer ritterlicher Eid  
 Den Schutz der Unschuld euch empfiehlt; hier liegt sie  
 In Staub gestreckt, die jetzt ihn von euch fordert!

Freiburg. Reist sie hinweg, ihr Männer!

Georg (ihn zurückhaltend).

Mar! hör' mich an.

Freiburg. Reist sie hinweg, sag' ich! laßt sie nicht reden!

Gr. Strahl. Halt dort, ihr Herrn! Was wollt ihr!

Freiburg.

Was wir wollen?

Mein Weib will ich, zum Henker! — Auf! ergreift sie!

Kunigunde. Dein Weib? Du Lügnerherz!

Gr. Strahl (streng).

Berühr' sie nicht!

Wenn du von dieser Dame was verlangst,

So sagst du's mir! Denn mir gehört sie jetzt,

Weil sie sich meinem Schutze anvertraut. (Er erhebt sie.)

Freiburg. Wer bist du, Uebermüthiger, daß du

Dich zwischen zwei Vermählte drängst? Wer gibt

Das Recht dir, mir die Gattin zu verweigern?

Kunigunde. Die Gattin? Bösewicht! Das bin ich nicht!

Gr. Strahl. Und wer bist du, Nichtswürdiger, daß du

Sie deine Gattin sagst, verfluchter Bube,

Daß du sie dein nennst, geiler Mädchenräuber,

Die Jungfrau, dir vom Teufel in der Hölle,

Mit Knebeln und mit Banden angetraut?

Freiburg. Wie? Was? Wer?

Georg.

Mar, ich bitte dich.

Gr. Strahl.

Wer bist du?

Freiburg. Ihr Herren, ihr irrt euch sehr —

Gr. Strahl.

Wer bist du? frag' ich.

Freiburg. Ihr Herren, wenn ihr glaubt, daß ich —

Gr. Strahl.

Schafft Licht her!

Freiburg. Dies Weib hier, das ich mitgebracht, das ist —

Gr. Strahl. Ich sage: Licht herbeigeschafft!

(Gottschalk und die Köhler kommen mit Fackeln und Feuerhaken.)

Freiburg.

Ich bin —

Georg (heimlich). Ein Rasender bist du! Fort! Gleich hinweg!  
 Willst du auf ewig nicht dein Wappen schänden.

Gr. Strahl. So, meine wackern Köhler; leuchtet mir!

(Freiburg schließt sein Visir.)

Gr. Strahl. Wer bist du jetzt? frag' ich. Deffn' das Visir.

Freiburg. Ihr Herrn, ich bin —

Gr. Strahl.

Deffn' das Visir.

Freiburg.

Ihr hört.



Gr. Strahl. Meinst du, leichtfert'ger Bube, ungestraft  
Die Antwort mir zu weigern, wie ich dir?

(Er reißt ihm den Helm vom Haupt, der Burggraf taumelt.)

Schauermann. Schmeißt den Verwegenen doch gleich zu  
Boden!

Weslaf. Auf! Zieht!

Freiburg. Du Rasender, welch eine That!

(Er erhebt sich, zieht und haut nach dem Grafen, der weicht aus.)

Gr. Strahl. Du wehrst dich mir, du Asterbräutigam?

(Er haut ihn nieder.)

So fahr' zur Hölle hin, woher du kamst,  
Und feire deine Flitterwochen drin!

Weslaf. Entsetzen! Schaut! Er stürzt, er wankt, er fällt.

Flammberg (dringt vor). Auf jetzt, ihr Freunde!

Schauermann. Fort! Entflieht!

Flammberg. Schlagt drein!

Jagt das Gefindel völlig in die Flucht!

(Die Burggräfschen entweichen; Niemand bleibt als Georg, der über dem Burggrafen beschäftigt ist.)

Gr. Strahl (zum Burggrafen). Freiburg! Was seh' ich? Ihr all-  
mächt'gen Götter!

Du bist's?

Kunigunde (unterdrückt). Der undankbare Höllensuch!

Gr. Strahl. Was galt dir diese Jungfrau, du Unsel'ger?  
Was wolltest du mit ihr?

Georg. — Er kann nicht reden.

Blut füllt, vom Scheitel quellend, ihm den Mund.

Kunigunde. Laßt ihn ersticken drin!

Gr. Strahl. Ein Traum erscheint mir's!  
Ein Mensch, wie der, so wacker sonst und gut.

— Kommt ihm zu Hülf, ihr Leute!

Flammberg. Auf! Greift an!

Und tragt ihn dort in jener Hütte Raum.

Kunigunde. In's Grab! Die Schaufeln her! Er sei  
gevest!

Gr. Strahl. Beruhigt euch! — Wie er darnieder liegt,  
Wird er auch unbeerdigt euch nicht schaden.

Kunigunde. Ich bitt' um Wasser!

Gr. Strahl. Fühlt ihr euch nicht wohl?

Kunigunde. Nichts, nichts — Es ist — Wer hilft? — Ist  
hier kein Sitz?

— Weß mir! (Sie wankt.)

Gr. Strahl. Ihr Himmlischen! He! Gottschalk! hilf!

Gottschalk. Die Fackeln her!

Kunigunde. Laßt, laßt!

Gr. Strahl (hat sie auf einen Sitz geführt). Es geht vorüber?  
Kunigunde. Das Licht kehrt meinen trüben Augen wieder. —

Gr. Strahl. Was war's, das so urplötzlich euch ergriff?

Kunigunde. Ach, mein großmüth'ger Ketter und Befreier,  
Wie nenn' ich das? Welch ein entsetzensvoller,  
Unmenschlicher Frevel war mir zugebracht?  
Denk' ich, was ohne euch, vielleicht schon jetzt,  
Mir widerfuhr, hebt sich mein Haar empor,  
Und meiner Glieder jegliches erstarrt.

Gr. Strahl. Wer seid ihr? Sprecht! Was ist euch wider-  
fahren?

Kunigunde. O Seligkeit! Euch dies jetzt zu entdecken!  
Die That, die euer Arm vollbracht, ist keiner  
Unwürdigen geschehen; Kunigunde,  
Freifrau von Thurneck bin ich, daß ihr's wißt;  
Das süße Leben, das ihr mir erhieltet,  
Wird, außer mir, in Thurneck dankbar noch  
Ein ganz Geschlecht euch von Verwandten lohnen.

Gr. Strahl. Ihr seid? — Es ist nicht möglich? Kunigunde  
Von Thurneck? —

Kunigunde. Ja, so sagt' ich! Was erstaunet ihr?

Gr. Strahl (steht auf). Nun denn, bei meinem Eid, es thut  
mir Leid,

So kamt ihr aus dem Regen in die Traufe:

Denn ich bin Friedrich Wetter Graf vom Strahl!

Kunigunde. Was! Euer Name? — Der Name meines  
Netters? —

Gr. Strahl. Ist Friedrich Strahl, ihr hört's. Es thut  
mir Leid,

Daß ich euch keinen bessern nennen kann.

Kunigunde (steht auf). Ihr Himmlischen! Wie prüft ihr  
dieses Herz?

Gottschalk (heimlich). Die Thurneck? hört' ich recht?

Flammberg (erschauert). Bei Gott! Sie ist's! (Ause.)

Kunigunde. Es sei. Es soll mir das Gefühl, das hier  
In diesem Busen sich entflammt, nicht stören.  
Ich will nichts denken, fühlen will ich nichts,  
Als Unschuld, Ehre, Leben, Rettung — Schutz  
Vor diesem Wolf, der hier am Boden liegt. —  
Komm her, du lieber, goldner Knabe, du,



Der mich befreit, nimm diesen Ring von mir,  
Es ist jetzt Alles, was ich geben kann:  
Einst lohn' ich würdiger, du junger Held,  
Die That dir, die mein Band gelöst, die muthige,  
Die mich vor Schmach bewahrt, die mich errettet,  
Die That, die mich zur Seligen gemacht!

(Sie wendet sich zum Grafen.)

Euch, mein Gebieter — Euer nenn' ich Alles,  
Was mein ist! Sprecht! Was habt ihr über mich beschlossen?  
In eurer Macht bin ich; was muß geschehn?  
Muß ich nach eurem Rittersitz euch folgen?

Gr. Strahl (nicht ohne Verlegenheit). Mein Fräulein — es ist  
nicht eben allzuweit.

Wenn ihr ein Pferd besteigt, so könnt ihr bei  
Der Gräfin, meiner Mutter, übernachten.

Kunigunde. Führt mir das Pferd vor!

Gr. Strahl (nach einer Pause).

Ihr vergeht mir,

Wenn die Verhältnisse, in welchen wir —

Kunigunde. Nichts, Nichts! Ich bitt' euch sehr! Beschämt  
mich nicht!

In eure Kerker klaglos würd' ich wandern.

Gr. Strahl. In meinen Kerker! Was! Ihr überzeugt  
euch —

Kunigunde (unterbricht ihn). Drückt mich mit eurer Großmuth  
nicht zu Boden! —

Ich bitt' um eure Hand!

Gr. Strahl. He! Jackeln! Leuchtet!

(Ab.)

Schloß Wetterstrahl. Ein Gemach in der Burg.

(Kunigunde in einem halb vollendeten, romantischen Anzuge, tritt auf, und  
setzt sich vor einer Toiletté nieder. Hinter ihr Rosalie und die alte  
Brigitte.)

Rosalie (zu Brigitten). Hier, Mütterchen, setz' dich! Der Graf  
vom Strahl hat sich bei meinem Fräulein anmelden lassen; sie läßt  
sich nur noch die Haare von mir zurecht legen, und mag gern dein  
Geschwätz hören.

Brigitte (wie sich gesetzt). Also ihr seid Fräulein Kunigunde  
von Thurneck?

Kunigunde. Ja, Mütterchen, das bin ich.

Brigitte. Und nennst euch eine Tochter des Kaisers?

Kunigunde. Des Kaisers? Nein; wer sagt dir das? Der  
jetzt lebende Kaiser ist mir fremd; die Urenkelin eines der vorigen  
Kaiser bin ich, die in verflossenen Jahrhunderten auf dem deutschen  
Thron saßen.

Brigitte. O Herr! Es ist nicht möglich? Die Urenkel-  
tochter —

Kunigunde. Nun ja!

Rosalie. Hab' ich es dir nicht gesagt?

Brigitte. Nun, bei meiner Treu, so kann ich mich in's Grab  
legen; der Traum des Grafen vom Strahl ist aus!

Kunigunde. Welch ein Traum?

Rosalie. Hört nur, hört! Es ist die wunderbarste Geschichte  
von der Welt! — Aber sei bündig, Mütterchen, und spare den  
Eingang; denn die Zeit, wie ich dir schon gesagt, ist kurz.

Brigitte. Der Graf war gegen das Ende des vorletzten  
Jahres, nach einer seltsamen Schwermuth, von welcher kein Mensch  
die Ursache ergründen konnte, erkrankt; matt lag er da, mit glut-  
rothem Antlitz und phantasirte; die Aerzte, die ihre Mittel erschöpft  
hatten, sprachen, er sei nicht zu retten. Alles, was in seinem Her-  
zen verschlossen war, lag nun, im Wahnsinn des Fiebers, auf seiner  
Zunge; er scheide gern, sprach er, von hinnen; das Mädchen, das  
fähig wäre, ihn zu lieben, sei nicht vorhanden; Leben aber ohne Liebe  
sei Tod; die Welt nannt' er ein Grab, und das Grab eine Wiege,  
und meinte, er würde nun erst geboren werden. — Drei hinter ein-  
ander folgende Nächte, während welchen seine Mutter nicht von sei-  
nem Bette wich, erzählte er ihr, ihm sei ein Engel erschienen und  
habe ihm zugerufen: Vertraue, vertraue, vertraue! Auf der Gräfin  
Frage: ob sein Herz sich, durch diesen Zurschick des Himmlischen, nicht  
gestärkt fühle? antwortete er: „Gestärkt? Nein!“ — und mit  
einem Seufzer setzte er hinzu: „Doch! doch, Mutter! Wenn ich sie  
werde gesehen haben!“ — Die Gräfin fragt: „Und wirst du sie  
sehen?“ „Gewiß!“ antwortet er. „Wann?“ fragt sie. „Wo?“ —  
„In der Sylvesternacht, wenn das neue Jahr eintritt; da wird er  
mich zu ihr führen.“ „Wer?“ fragt sie, „Lieber, zu wem?“ „Der  
Engel,“ spricht er, „zu meinem Mädchen“ — wendet sich und  
schläft ein.

Kunigunde. Geschwätz!

Rosalie. Hört sie nur weiter. — Nun?

Brigitte. Drauf, in der Sylvesternacht, in dem Augenblick,  
da eben das Jahr wechselt, hebt er sich halb vom Lager empor,  
starrt, als ob er eine Erscheinung hätte, in's Zimmer hinein und,  
indem er mit der Hand zeigt: „Mutter! Mutter! Mutter!“ spricht



er. „Was gibt's?“ fragt sie. „Dort! Dort!“ „Wo?“ „Geschwind!“ spricht er — „Was?“ „Den Helm! Den Harnisch! Das Schwert!“ — „Wo willst du hin?“ fragt die Mutter. „Zu ihr,“ spricht er; „zu ihr! So! so! so!“ und sinkt zurück; „Ade, Mutter, Ade!“ streckt alle Glieder von sich und liegt wie todt.

Runigunde. Todt?

Rosalie. Todt, ja!

Runigunde. Sie meint, einem Todten gleich.

Rosalie. Sie sagt, todt! Stört sie nicht. — Nun?

Brigitte. Wir horchten an seiner Brust: es war so still darin, wie in einer leeren Kammer. Eine Feder ward ihm vorgehalten, seinen Athem zu prüfen; sie rührte sich nicht. Der Arzt meinte in der That, sein Geist habe ihn verlassen; rief ihm ängstlich seinen Namen in's Ohr; reizt' ihn, um ihn zu erwecken, mit Gerüchen; reizt' ihn mit Stiften und Nadeln, riß ihm ein Haar aus, daß sich das Blut zeigte; vergebens; er bewegte kein Glied und lag, wie todt.

Runigunde. Nun? Darauf?

Brigitte. Darauf, nachdem er einen Zeitraum so gelegen, fährt er auf, lehrt sich, mit dem Ausdruck der Betrübniß, der Wand zu, und spricht: „Ach! nun bringen sie die Lichter! Nun ist sie mir wieder verschwunden!“ — gleichsam, als ob er durch den Glanz derselben verschreckt würde. — Und da die Gräfin sich über ihn neigt und ihn an ihre Brust hebt und spricht: „Mein Friedrich! Wo warst du?“ „Bei ihr,“ versetzt er mit freudiger Stimme; „bei ihr, die mich liebt! bei der Braut, die mir der Himmel bestimmt hat! Geh', Mutter, geh' und laß nun in allen Kirchen für mich beten; denn nun wünsch' ich zu leben.“

Runigunde. Und bessert sich wirklich?

Rosalie. Das eben ist das Wunder.

Brigitte. Bessert sich, mein Fräulein, in der That; erholt sich, von Stund' an, gewinnt, wie durch himmlischen Balsam geheilt, seine Kräfte wieder, und ehe der Mond sich erneut, ist er so gesund, wie zuvor.

Runigunde. Und erzählte? — Was erzählte er nun?

Brigitte. Ach, und erzählte, und fand kein Ende, zu erzählen, wie der Engel ihn, bei der Hand, durch die Nacht geleitet; wie er sanft des Mädchens Schlafkammerlein eröffnet, und alle Wände mit seinem Glanz erleuchtend, zu ihr eingetreten sei; wie es da gelegen, das holde Kind, mit nichts als dem Hemdchen angethan, und die Augen bei seinem Anblick groß aufgemacht, und gerufen habe, mit einer Stimme, die das Erstaunen beklemmt: „Mariane!“ welches Jemand gewesen sein müsse, der in der Nebenkammer geschlafen; wie sie darauf, vom Purpur der Freude über und über schim-

mernd, aus dem Bette gestiegen, und sich auf Knien vor ihm niedergelassen, das Haupt gesenkt, und: mein hoher Herr! gelispelt; wie der Engel ihm darauf, daß es eine Kaisertochter sei, gesagt, und ihm ein Maal gezeigt, das dem Kindlein röthlich auf dem Nacken verzeichnet war, — wie er, von unendlichem Entzücken durchbebt, sie eben beim Kinn gefaßt, um ihr in's Antlitz zu schauen: und wie die unselige Magd nun, die Mariane, mit Licht gekommen, und die ganze Erscheinung bei ihrem Eintritt wieder verschwunden sei.

Runigunde. Und nun meinst du, diese Kaisertochter sei ich?

Brigitte. Wer sonst?

Rosalie. Das sag' ich auch.

Brigitte. Die ganze Strahlburg, bei eurem Einzug, als sie erfuhr, wer ihr seid, schlug die Hände über den Kopf zusammen und rief: sie ist's!

Rosalie. Es fehlte nichts, als daß die Glocken ihre Zunge gelöst und gerufen hätten: Ja, ja, ja!

Runigunde (sieht auf). Ich danke dir, Mütterchen, für deine Erzählung. Inzwischen nimm diese Ohrringe zum Andenken und entferne dich.  
(Brigitte ab.)

(Runigunde, nachdem sie sich im Spiegel betrachtet, geht gedankenlos an's Fenster und öffnet es. — Pause.)

Hast du mir Alles dort zurecht gelegt,  
Was ich dem Grafen zugedacht, Rosalie?  
Urkunden, Briefe, Zeugnisse?

Rosalie (am Tisch zurück geblieben). Hier sind sie.  
In diesem Einschlag liegen sie beisammen.

Runigunde. Gib mir doch —

(Sie nimmt eine Leimruthe, die draußen befestigt ist, herein.)

Rosalie. Was, mein Fräulein?

Runigunde (lebhafte). Schau, o Mädchen!  
Ist dies die Spur von einem Fittig nicht?

Rosalie (indem sie zu ihr geht). Was habt ihr da?

Runigunde. Leimruthen, die, ich weiß  
Nicht wer? an diesem Fenster aufgestellt!

— Sieh, hat hier nicht ein Fittig schon gestreift?

Rosalie. Gewiß! Da ist die Spur. Was war's? Ein  
Zeig?

Runigunde. Ein Finkenhähnchen war's, das ich vergebens  
Den ganzen Morgen schon herangelockt.

Rosalie. Seht nur dies Federchen. Das ließ es stecken!



Kunigunde (gedankenvoll). Gib mir doch.  
 Rosalie. Was, mein Fräulein? Die Papiere?  
 Kunigunde (lacht und schlägt sie). Schelmin! — Die Hirse will  
 ich, die dort steht.

(Rosalie lacht und geht und holt die Hirse.)

(Ein Bedienter tritt auf.)

Der Bediente. Graf Wetter vom Strahl, und die Gräfin,  
 seine Mutter!

Kunigunde (wirft Alles aus der Hand). Rasch! Mit den Sa-  
 chen weg.

Rosalie. Gleich, gleich!

(Sie macht die Toilette zu und geht ab.)

Kunigunde. Sie werden mir willkommen sein.

(Gräfin Helena, der Graf vom Strahl treten auf.)

Kunigunde (ihnen entgegen). Verehrungswürd'ge! Meines  
 Retters Mutter,

Wem dank' ich, welchem Umstand, das Vergnügen,  
 Daß ihr mir euer Antlitz schenkt, daß ihr  
 Vergönnt, die theuren Hände euch zu küssen?

Gräfin. Mein Fräulein, ihr demüthigt mich. Ich kam,  
 Um eure Stirn zu küssen und zu fragen,  
 Wie ihr in meinem Hause euch befindet?

Kunigunde. Sehr wohl. Ich fand hier Alles, was ich  
 brauchte.

Ich hatte nichts von eurer Huld verdient,  
 Und ihr besorgtet mich, gleich einer Tochter.  
 Wenn irgend etwas mir die Ruhe störte,  
 So war es dies beschämende Gefühl;  
 Doch ich bedurfte nur den Augenblick,  
 Um diesen Streit in meiner Brust zu lösen.

(Sie wendet sich zum Grafen.)

Wie steht's mit eurer linken Hand, Graf Friedrich?

Gr. Strahl. Mit meiner Hand? mein Fräulein! Diese Frage  
 Ist mir empfindlicher als ihre Wunde!  
 Der Sattel war's, sonst nichts, an dem ich mich  
 Unachtsam stieß, euch hier vom Pferde hebend.

Gräfin. Ward sie verwundet? — Davon weiß ich nichts.

Kunigunde. Es fand sich, als wir dieses Schloß erreichten,  
 Daß ihr, in hellen Tropfen, Blut entfloß.

Gr. Strahl. Die Hand selbst, seht ihr, hat es schon ver-  
 gessen.

Wenn's Freiburg war, dem ich im Kampf um euch  
 Dies Blut gezahlt, so kann ich wirklich sagen:

Schlecht war der Preis, um den er euch verkauft.

Kunigunde. Ihr denkt von seinem Werthe so — nicht ich.

(Indem sie sich zur Mutter wendet.)

— Doch wie? Wollt ihr euch, Gnädigste, nicht sehen?

(Sie holt einen Stuhl, der Graf bringt die andern. Sie lassen sich sämmtlich  
 nieder.)

Gräfin. Wie denkt ihr über eure Zukunft, Fräulein?

Habt ihr die Lag', in die das Schicksal euch  
 Versezt, bereits erwogen? Wißt ihr schon,  
 Wie euer Herz darin sich fassen wird?

Kunigunde (bewegt). Verehrungswürdige und gnäd'ge Gräfin,  
 Die Tage, die mir zugemessen, denk' ich  
 In Preis und Dant, in immer glühender  
 Erinnerung dess', was jüngst für mich geschehn,  
 In unauslöschlicher Verehrung eurer,  
 Und eures Hauses, bis auf den letzten Odem,  
 Der meine Brust bewegt, wenn's mir vergönnt ist,  
 In Thurneck bei den Meinen hinzubringen. (Sie weint.)

Gräfin. Wann denkt ihr zu den Euren aufzubrechen?

Kunigunde. Ich wünsche — weil die Tanten mich erwarten,  
 — Wenn's sein kann, morgen, — oder mindestens  
 In diesen Tagen, abgeführt zu werden.

Gräfin. Bedenkt ihr auch, was dem entgegen steht?

Kunigunde. Nichts mehr, erlauchte Frau, wenn ihr mir nur  
 Vergönnt, mich offen vor euch zu erklären.

(Sie küßt ihr die Hand, steht auf und holt die Papiere.)

Nehmt dies von meiner Hand, Herr Graf vom Strahl.

Gr. Strahl (steht auf). Mein Fräulein! Kann ich wissen,  
 was es ist?

Kunigunde. Die Dokumente sind's, den Streit betreffend  
 Um eure Herrschaft Stauffen, die Papiere,  
 Auf die ich meinen Anspruch gründete.

Gr. Strahl. Mein Fräulein, ihr beschämt mich, in der That!  
 Wenn dieses Heft, wie ihr zu glauben scheint,  
 Ein Recht begründet: weichen will ich euch,  
 Und wenn es meine letzte Hütte gälte!

Kunigunde. Nehmt, nehmt, Herr Graf vom Strahl! Die  
 Briefe sind  
 Zweideutig, seh' ich ein, der Wiederkauf,



Zu dem sie mich berechtigen, verjährt;  
Doch wär' mein Recht so klar auch, wie die Sonne,  
Nicht gegen euch mehr kann ich's geltend machen.

Gr. Strahl. Niemals, mein Fräulein, niemals, in der That!  
Mit Freuden nehm' ich, wollt ihr mir ihn schenken,  
Von euch den Frieden an; doch wenn auch nur  
Der Zweifel eines Rechts auf Stauffen euer,  
Das Dokument nicht, das ihn euch belegt!  
Bringt eure Sache vor bei Kaiser und bei Reich,  
Und das Gesetz entscheide, wer sich irrt.

Kunigunde (zur Gräfin). Befreit denn ihr, verehrungswürd'ge  
Gräfin,

Von diesen leid'gen Dokumenten mich,  
Die mir in Händen brennen, widerwärtig  
Zu dem Gefühl, das mir erregt ist, stimmen,  
Und mir auf Gottes weiter Welt nichts mehr,  
Lebt' ich auch neunzig Jahre, helfen können.

Gräfin (steht gleichfalls auf). Mein theures Fräulein! Eure  
Dankbarkeit

Führt euch zu weit. Ihr könnt, was eurer ganzen  
Familie angehört, in einer flüchtigen  
Bewegung nicht, die euch ergriff, veräußern.  
Nehmt meines Sohnes Vorschlag an und laßt  
In Wezlar die Papiere untersuchen;  
Versichert euch, ihr werdet werth uns bleiben,  
Man mag auch dort entscheiden, wie man wolle.

Kunigunde (mit Affekt). Nun denn, der Anspruch war mein  
Eigenthum!

Ich brauche keinen Vetter zu befragen,  
Und meinem Sohn vererb' ich einst mein Herz!  
Die Herrn in Wezlar mag ich nicht bemühen:  
Hier diese rasche Brust entscheidet so!

(Sie zerreißt die Papiere und läßt sie fallen.)

Gräfin. Mein liebes, junges, unbefonn'nes Kind,  
Was habt ihr da gethan? — Kommt her,  
Weil's doch geschehen ist, daß ich euch küsse. (Umarmt sie.)

Kunigunde. Ich will, daß dem Gefühl, das mir entflammt  
Im Busen ist, nichts fürder widerspreche!  
Ich will, die Scheidewand soll niedersinken,  
Die zwischen mir und meinem Ketter steht!  
Ich will mein ganzes Leben ungestört  
Durchathmen, ihn zu preisen, ihn zu lieben.

Gräfin (gerührt). Gut, gut, mein Töchterchen. Es ist  
schon gut,

Ihr seid zu sehr erschüttert.

Gr. Strahl.

— Ich will wünschen,

Daß diese That euch nie gereuen möge. (Paus.)

Kunigunde (trocknet sich die Augen). Wann darf ich nun nach  
Thurneck wiederkehren?

Gräfin. Gleich! Wann ihr wollt! Mein Sohn selbst wird  
euch führen!

Kunigunde. So sei's — auf morgen denn!

Gräfin. Gut! Ihr begehrt es,

Ob schon ich gern euch länger bei mir sähe. —

Doch heut bei Tisch noch macht ihr uns die Freude?

Kunigunde (verneigt sich). Wenn ich mein Herz kann sam-  
meln, wart' ich auf. (ab.)

Gr. Strahl. So wahr als ich ein Mann bin, die begehrt' ich  
zur Frau!

Gräfin. Nun, nun, nun, nun!

Gr. Strahl.

Was! Nicht?

Du willst, daß ich mir eine wählen soll;

Doch die nicht? Diese nicht? Die nicht?

Gräfin.

Was willst du?

Ich sagte nicht, daß sie mir ganz mißfällt.

Gr. Strahl. Ich will auch nicht, daß heut noch Hochzeit sei:

— Sie ist vom Stamm der alten säch'schen Kaiser.

Gräfin. Und der Sylvesternachttraum spricht für sie?

Nicht? Meinst du nicht?

Gr. Strahl.

Was soll ich's bergen: ja!

Gräfin. Laß' uns die Sach' ein wenig überlegen. (ab.)

### D r i t t e r A k t.

Gebirg und Wald. Eine Einsiedelei.

(Theobald und Gottfried Friedeborn führen das Rätchen  
von einem Felsen herab.)

Theobald. Nimm dich in Acht, mein liebes Rätchen; der  
Gebirgspfad, siehst du, hat eine Spalte. Setze deinen Fuß hier auf  
diesen Stein, der ein wenig mit Moos bewachsen ist; wenn ich  
würde, wo eine Rose wäre, so wollte ich es dir sagen. — So!

Gottfried. Du hast wohl Gott, Rätchen, nichts von der  
Reise anvertraut, die du heut zu thun willens warst? — Ich



glaubte, an dem Kreuzweg, wo das Marienbild steht, würden zwei Engel kommen, Jünglinge, von hoher Gestalt, mit schneeweißen Fittigen an den Schultern, und sagen: Ade, Theobald! Ade, Gottfried! Kehrt zurück, von wo ihr gekommen seid; wir werden das Rätchen jetzt auf seinem Wege zu Gott weiter führen. — Doch es war nichts; wir mußten dich ganz bis an's Kloster herbringen.

Theobald. Die Eichen sind so still, die auf den Bergen verstreut sind; man hört den Specht, der daran pickt. Ich glaube, sie wissen, daß Rätchen angekommen ist, und lauschen auf das, was sie denkt. Wenn ich mich doch in der Welt auflösen könnte, um es zu erfahren. Harfentlang muß nicht lieblicher sein, als ihr Gefühl; es würde Israel hinweggelockt von David und seinen Zungen neue Psalter gelehrt haben. — Mein liebes Rätchen!

Rätchen. Mein lieber Vater.

Theobald. Sprich ein Wort!

Rätchen. Sind wir am Ziele?

Theobald. Wir sind's. Dort in jenem freundlichen Gebäude, das mit seinen Thürmen zwischen die Felsen geklemmt ist, sind die stillen Zellen der frommen Augustinermönche, und hier der geheiligte Ort, wo sie beten.

Rätchen. Ich fühle mich matt.

Theobald. Wir wollen uns setzen. Komm, gib mir deine Hand, daß ich dich stütze. Hier vor diesem Gitter ist eine Ruhebänk, mit kurzem und dichtem Gras bewachsen; schau' her, das angenehmste Plätzchen, das ich jemals sah. (Sie setzen sich.)

Gottfried. Wie befindest du dich?

Rätchen. Sehr wohl.

Theobald. Du scheinst doch blaß, und deine Stirne ist voll Schweiß? (Pausen.)

Gottfried. Sonst warst du so rüstig, konntest meilenweit wandeln, durch Wald und Feld, und brauchtest nichts als einen Stein und das Bündel, das du auf der Schulter trugst, zum Pfühl, um dich wieder herzustellen; und heut bist du so erschöpft, daß es scheint, als ob alle Betten, in welchen die Kaiserin ruht, dich nicht wieder auf die Beine bringen würden.

Theobald. Willst du mit etwas erquickt sein?

Gottfried. Soll ich gehen, und dir einen Trunk Wasser schöpfen?

Theobald. Oder suchen, wo dir eine Frucht blüht?

Gottfried. Sprich, mein liebes Rätchen!

Rätchen. Ich danke dir, lieber Vater.

Theobald. Du dankst uns?

Gottfried. Du verschmäht Alles?

Theobald. Du begehrt nichts, als daß ich ein Ende mache;

hingehe und dem Prior Hatto, — meinem alten Freund, sage, der alte Theobald sei da, der sein einzig liebes Kind begraben wolle?

Rätchen. Mein lieber Vater.

Theobald. Nun gut. Es soll geschehn. Doch bevor wir die entscheidenden Schritte thun, die nicht mehr zurück zu nehmen sind, will ich dir noch etwas sagen. Ich will dir sagen, was Gottfried und mir eingefallen ist, auf dem Wege hierher, und was, wie uns scheint, in's Werk zu richten nothwendig ist, bevor wir den Prior in dieser Sache sprechen. — Willst du es wissen?

Rätchen. Rede!

Theobald. Nun wohl, so mer' auf, und prüfe dein Herz wohl! — Du willst in das Kloster der Ursulinerinnen gehen, das tief im einsamen Kieferreichen Gebirge seinen Sitz hat. Die Welt, der liebliche Schauplatz des Lebens, reizt dich nicht mehr; Gottes Anlik, in Abgezogenheit und Frömmigkeit angeschaut, soll dir Vater, Hochzeit, Kind und der Kuß kleiner blühender Enkel sein.

Rätchen. Ja, mein lieber Vater.

Theobald (nach einer kleinen Pause). Wie wär's, wenn du auf ein Paar Wochen, da die Witterung noch schön ist, zu dem Gemäuer zurückkehrtest, und dir die Sache ein wenig überlegtest?

Rätchen. Wie?

Theobald. Wenn du wieder hingingst, mein' ich, nach der Strahlburg unter den Hollundertrauch, wo sich der Zeisig das Nest gebaut hat, am Hang des Felsens, du weißt, von wo das Schloß, im Sonnenstrahl funkelnd, über die Gauen des Landes hernieder schaut?

Rätchen. Nein, mein lieber Vater!

Theobald. Warum nicht?

Rätchen. Der Graf, mein Herr, hat es mir verboten.

Theobald. Er hat es dir verboten. Gut. Und was er dir verboten hat, das darfst du nicht thun. Doch wie, wenn ich hinginge, und ihn bäte, daß er es erlaube?

Rätchen. Wie? Was sagst du?

Theobald. Wenn ich ihn ersuchte, dir das Plätzchen, wo dir so wohl ist, zu gönnen, und mir die Freiheit würde, dich daselbst mit dem, was du zur Nothdurft brauchst, freundlich auszustatten?

Rätchen. Nein, mein lieber Vater.

Theobald. Warum nicht?

Rätchen (bestimmt). Das würdest du nicht thun; und wenn du es thätest, so würde es der Graf nicht erlauben; und wenn es der Graf erlaubte, so würd' ich doch von seiner Erlaubniß keinen Gebrauch machen.

Theobald. Rätchen! Mein liebes Rätchen! Ich will es thun. Ich will mich so vor ihm niederlegen, wie ich es jetzt vor



dir thue, und sprechen: „Mein hoher Herr! erlaubt, daß das Rätchen unter dem Himmel, der über eure Burg gespannt ist, wohne; reitet ihr aus, so vergönnt, daß sie euch von fern, auf einen Pfeilschuß, folge, und räumt ihr, wenn die Nacht kommt, ein Plätzchen auf dem Stroh ein, das euren stolzen Rossen untergeschüttet wird. Es ist besser, als daß sie vor Gram vergehe.“

Rätchen (indem sie sich gleichfalls vor ihm niederlegt.) Gott im höchsten Himmel; du vernichtest mich! — du legst mir deine Worte kreuzweis, wie Messer, in die Brust! Ich will jetzt nicht mehr in's Kloster gehen, nach Heilbrunn will ich mit dir zurückkehren, ich will den Grafen vergessen, und, wen du willst, heiraten; müßt' auch ein Grab mir, von acht Ellen Tiefe, das Brautbett sein.

Theobald (der aufgestanden ist und sie aufhebt.) Bist du mir böse, Rätchen?

Rätchen. Nein, nein! Was fällt dir ein?

Theobald. Ich will dich in's Kloster bringen!

Rätchen. Nimmer und nimmermehr! Weder auf die Strahlburg, noch in's Kloster! — Schaff' mir nur jetzt, bei dem Prior, ein Nachtlager, daß ich mein Haupt niederlege und mich erhole; mit Tagesanbruch, wenn es sein kann, gehen wir zurück. (Sie weint.)

Gottfried. Was hast du gemacht, Alter?

Theobald. Ach! Ich habe sie gekränkt!

Gottfried (klingelt). Prior Hatto ist zu Hause?

Pförtner (öffnet). Gelobt sei Jesus Christus!

Theobald. In Ewigkeit, Amen!

Gottfried. Vielleicht besinnt er sich!

Theobald. Komm, meine Tochter! (Alle ab.)

### Eine Herberge.

(Der Rheingraf vom Stein und Friedrich von Herrnsdorf treten auf, ihnen folgt Jakob Pech, der Gastwirth. Gefolge von Knechten.)

Rheingraf (zu dem Gefolge). Laßt die Pferde absatteln! Stellt Wachen aus, auf dreihundert Schritt um die Herberge, und laßt Jeden ein, Niemand aus! Füttert und bleibt in den Ställen, und zeigt euch so wenig es sein kann; wenn Eginhardt mit Rundschaft aus der Thurneck zurückkommt, geb' ich euch meine weitem Besehle. (Das Gefolge ab.) Wer wohnt hier?

Jakob Pech. Halten zu Gnaden, ich und meine Frau, gestrenger Herr.

Rheingraf. Und hier?

Jakob Pech. Vieh.

Rheingraf. Wie?

Jakob Pech. Vieh. — Eine Sau mit ihrem Wurf, halten zu Gnaden; es ist ein Schweinstall, von Latten draußen angebaut.

Rheingraf. Gut. — Wer wohnt hier?

Jakob Pech. Wo?

Rheingraf. Hinter dieser dritten Thür?

Jakob Pech. Niemand, halten zu Gnaden.

Rheingraf. Niemand?

Jakob Pech. Niemand, gestrenger Herr, gewiß und wahrhaftig. Oder vielmehr Jedermann. Es geht wieder auf's offene Feld hin.

Rheingraf. Gut. — Wie heißest du?

Jakob Pech. Jakob Pech.

Rheingraf. Tritt ab, Jakob Pech. — (Der Gastwirth ab.)

Ich will mich hier wie die Spinne zusammen knäueln, daß ich ansehe wie ein Häuflein argloser Staub; und wenn sie im Netz sitzt, diese Kunigunde, über sie herfahren — den Stachel der Rache tief eindrücken in ihre treulose Brust; tödten, tödten, tödten, und ihr Gerippe, als das Monument einer Erzbuhlerin, in dem Gebälke der Steinburg aufbewahren!

Friedrich. Ruhig, ruhig, Albrecht! Eginhardt, den du nach Thurneck gesandt hast, ist noch mit der Bestätigung dessen, was du argwohnst, nicht zurück.

Rheingraf. Da hast du Recht, Freund; Eginhardt ist noch nicht zurück. Zwar in dem Bettel, den mir die Bübin schrieb, steht: Ihre Empfehlung voran; es sei nicht nöthig, daß ich mich fürder um sie bemühe; Stauffen sei ihr von dem Grafen vom Strahl, auf dem Wege freundlicher Vermittlung, abgetreten. Bei meiner unsterblichen Seele, hat dies irgend einen Zusammenhang, der rechtschaffen ist, so will ich es hinunterschlucken, und die Kriegsrüstung, die ich für sie gemacht, wieder auseinander gehen lassen. Doch wenn Eginhardt kommt und mir sagt, was mir das Gerücht schon gesteht, daß sie ihm mit ihrer Hand verlobt ist, so will ich meine Arzigkeit wie ein Taschenmesser zusammenlegen, und ihr die Kriegskosten wieder abjagen, müßt' ich sie umkehren, und ihr den Betrag hellerweise aus den Taschen herauschütteln.

(Eginhardt von der Wart tritt auf.)

Rheingraf. Nun, Freund, alle Grüße treuer Brüderschaft über dich! — Wie steht's auf dem Schlosse zu Thurneck?



Eginhardt. Freunde, es ist Alles, wie der Ruf uns erzählt! Sie gehen mit vollen Segeln auf dem Ocean der Liebe, und ehe der Mond sich erneut, sind sie in den Hafen der Ehe eingelaufen.

Rheingraf. Der Blich soll ihre Masten zersplittern, ehe sie ihn erreichen!

Friedrich. Sie sind mit einander verlobt?

Eginhardt. Mit dürrn Worten, glaub' ich, nein; doch wenn Blicke reden, Mienen schreiben und Händedrucke siegeln können, so sind die Ehepacten fertig.

Rheingraf. Wie ist es mit der Schenkung von Stauffen zugegangen? Das erzähle!

Friedrich. Wann machte er ihr das Geschenk?

Eginhardt. Ei! Vorgestern, am Morgen ihres Geburtstags, da die Vetter ihr ein glänzendes Fest in der Thurneck bereitet hatten. Die Sonne schien kaum röthlich auf ihr Lager, da findet sie das Dokument schon auf der Decke liegen; das Dokument, versteht mich, in ein Briefchen des verliebten Grafen eingewickelt, mit der Versicherung, daß es ihr Brautgeschenk sei, wenn sie sich entschließen könne, ihm ihre Hand zu geben.

Rheingraf. Sie nahm es? Natürlich! Sie stellte sich vor den Spiegel, knirte und nahm es?

Eginhardt. Das Dokument? Allerdings.

Friedrich. Aber die Hand, die dagegen gefordert wird?

Eginhardt. O, die verweigerte sie nicht.

Friedrich. Was! Nicht?

Eginhardt. Nein. Gott behüte! Wann hätte sie je einem Freier ihre Hand verweigert!

Rheingraf. Aber sie hält, wenn die Glocke geht, nicht Wort?

Eginhardt. Danach habt ihr mich nicht gefragt.

Rheingraf. Wie beantwortete sie den Brief?

Eginhardt. Sie sei so gerührt, daß ihre Augen wie zwei Quellen niederträufelten, und ihre Schrift ertränkten; — die Sprache, an die sie sich wenden müsse, ihr Gefühl auszudrücken, sei ein Bettler. — Er habe, auch ohne dieses Opfer, ein ewiges Recht an ihre Dankbarkeit, und es sei, wie mit einem Diamanten, in ihre Brust geschrieben; — kurz, einen Brief voll doppelsinniger Fragen, der, wie der Schillertast, zwei Farben spielt, und weder ja sagt, noch nein.

Rheingraf. Nun, Freunde, ihre Zauberei geht mit diesem Kunststück zu Grabe! Mich betrog sie, und Keinen mehr; die Reihederer, die sie am Narrenseil geführt hat, schlägt mit mir ab. — Wo sind die beiden reitenden Boten?

Friedrich (in die Thür rufend.) He!

(Zwei Boten treten auf.)

Rheingraf (nimmt zwei Briefe aus dem Collet). Diese beiden Briefe nehmt ihr — den du, diesen du; und tragt sie — diesen hier du an den Dominikanerprior Hatto, verstehst du? Ich würd' Glock sieben gegen Abend kommen und Absolution in seinem Kloster empfangen! Diesen hier du an Peter Quanz, Haushofmeister in der Burg zu Thurneck; Schlag zwölf um Mitternacht stünd' ich mit meinem Kriegshaufen vor dem Schloß und brähe ein. Du gehst nicht eher in die Burg, du, bis es finster ist, und lässest dich vor keinem Menschen sehen; verstehst du mich? — Du brauchst das Tageslicht nicht zu scheuen. — Habt ihr mich verstanden?

Die Boten. Gut.

Rheingraf (nimmt ihnen die Briefe wieder aus der Hand). Die Briefe sind doch nicht verwechselt?

Friedrich. Nein, nein.

Rheingraf. Nicht? — — Himmel und Erde!

Eginhardt. Was gibt's?

Rheingraf. Wer versiegelte sie?

Friedrich. Die Briefe?

Rheingraf. Ja!

Friedrich. Tod und Verderben! Du versiegeltest sie selbst!

Rheingraf (gibt den Boten die Briefe wieder). Ganz recht! hier, nehmt! Auf der Mühle, beim Sturzbach, werd' ich euch erwarten. — Kommt, meine Freunde!

(Alle ab.)

Thurneck. Ein Zimmer in der Burg.

(Der Graf vom Strahl sitzt gedankenvoll an einem Tisch, auf welchem zwei Kistchen stehen. Er hält eine Raute in der Hand, und thut einige Griffe darauf. Im Hintergrunde, bei seinen Kleidern und Waffen beschäftigt, Gottschalk.)

Stimme (von außen). Macht auf! Macht auf! Macht auf!

Gottschalk. Holla! — Wer ruft?

Stimme. Ich, Gottschalk, bin's; ich bin's, du lieber Gottschalk!

Gottschalk. Wer?

Stimme. Ich!

Gottschalk. Du?

Stimme. Ja!

Gottschalk. Wer?



Stimme.

Ich!

Gr. Strahl. (legt die Saute weg.)

Die Stimme kenn' ich!

Gottschalk. Mein Seel! ich hab' sie auch schon wo gehört.

Stimme. Herr Graf vom Strahl! Macht auf! Herr Graf vom Strahl!

Gr. Strahl. Bei Gott! Das ist —

Gottschalk. Das ist, so wahr ich lebe —

Stimme. Das Räthchen ist's! Wer sonst! Das Räthchen ist's,

Das kleine Räthchen von Heilbronn!

Gr. Strahl. (steht auf.)

Wie? Was? zum Teufel!

Gottschalk. (legt Alles aus der Hand.) Du, Mädel? Was! O Herzensmädel! Du? (Er öffnet die Thür.)

Gr. Strahl. Ward, seit die Welt steht, so etwas —?

(Räthchen tritt ein, mit einem Brief in der Hand.)

Räthchen.

Ich bin's.

Gottschalk. Schaut her, bei Gott! Schaut her, sie ist es selbst!

Gr. Strahl. Schmeiß' sie hinaus. Ich will nichts von ihr wissen.

Gottschalk. Was! Hörst' ich recht —?

Räthchen. Wo ist der Graf vom Strahl?

Gr. Strahl. Schmeiß' sie hinaus! Ich will nichts von ihr wissen!

Gottschalk. (nimmt sie bei der Hand.) Wie, gnädiger Herr, vergönnt —!

Räthchen. (reicht ihm den Brief.) Hier! nehmt, Herr Graf!

Gr. Strahl. (sieh plötzlich zu ihr wendend.) Was willst du hier? Was hast du hier zu suchen?

Räthchen. (erschrocken.) Nichts! — Gott behüte! Diesen Brief hier bitt' ich —

Gr. Strahl. Ich will ihn nicht! — Was ist dies für ein Brief?

Wo kommt er her und was enthält er mir?

Räthchen. Der Brief hier ist —

Gr. Strahl. Ich will davon nichts wissen!

Fort! Gib ihn unten in dem Vorsaal ab.

Räthchen. Mein hoher Herr! Laßt, bitt' ich, euch bedeuten —

Gr. Strahl. (wilt). Die Dirne, die landstreichend unverschämte!

Ich will nichts von ihr wissen! Hinweg, sag' ich!

Zurück nach Heilbronn, wo du hingehörst!

Räthchen. Herr meines Lebens! Gleich verlass' ich euch!

Den Brief nur hier, der euch sehr wichtig ist, Erniedrigt euch, von meiner Hand zu nehmen.

Gr. Strahl. Ich aber will ihn nicht! Ich mag ihn nicht! Fort! Augenblicks! Hinweg!

Räthchen.

Mein hoher Herr!

Gr. Strahl. (wendet sich). Die Peitsche her! An welchem Nagel hängest sie?

Ich will doch sehn, ob ich vor losen Mädchen

In meinem Haus nicht Ruh' mir kann verschaffen.

(Er nimmt die Peitsche von der Wand.)

Gottschalk. O gnäd'ger Herr! Was macht ihr? Was beginnt ihr?

Warum auch wollt ihr, den nicht sie verfaßt,

Den Brief, nicht freundlich aus der Hand ihr nehmen?

Gr. Strahl. Schweig', alter Esel, du, sag' ich.

Räthchen. (zu Gottschalk.)

Laß, laß!

Gr. Strahl. In Thurneck bin ich hier, weiß, was ich thue;

Ich will den Brief aus ihrer Hand nicht nehmen!

— Willst du jetzt gehn?

Räthchen. (rasch). Ja, mein verehrter Herr!

Gr. Strahl. Wohlan!

Gottschalk. (halblaut zu Räthchen, da sie zittert). Sei ruhig. Fürchte nichts.

So fern' dich! —

Gr. Strahl.

Am Eingang steht ein Knecht, dem gib den Brief,

Und keh' des Weges heim, von wo du kamst.

Räthchen. Gut, gut. Du wirst mich dir gehorsam finden.

Peitsch' mich nur nicht, bis ich mit Gottschalk sprach, —

(sie kehrt sich zu Gottschalk um.)

Nimm du den Brief.

Gottschalk. Gib her, mein liebes Kind.

Was ist dies für ein Brief? Und was enthält er?

Räthchen. Der Brief hier ist vom Graf vom Stein, versteht du?

Ein Anschlag, der noch heut vollführt soll werden

Auf Thurneck, diese Burg, darin enthalten,

Und auf das schöne Fräulein Kunigunde,

Des Grafen, meines hohen Herren, Braut.

Gottschalk. Ein Anschlag auf die Burg? Es ist nicht möglich!

Und vom Graf Stein? — Wie kamst du zu dem Brief?

Räthchen. Der Brief ward Prior Hatto übergeben,

Als ich mit Vater just, durch Gottes Fügung,



In dessen stiller Klause mich befand.  
Der Prior, der verstand den Inhalt nicht,  
Und wollt' ihn schon dem Boten wiedergeben;  
Ich aber riß den Brief ihm aus der Hand,  
Und eilte gleich nach Thurneck her, euch Alles  
Zu melden, in die Harnische zu jagen;  
Denn heut, Schlag zwölf um Mitternacht, soll schon  
Der mörderische Frevel sich vollstrecken.

Gottschalk. Wie kam der Prior Hatto zu dem Brief?

Räthchen. Lieber, das weiß ich nicht; es ist gleichviel.  
Er ist, du siehst, an irgend wen geschrieben,  
Der hier im Schloß zu Thurneck wohnhaft ist;  
Was er dem Prior soll, begreift man nicht.  
Doch, daß es mit dem Anschlag richtig ist,  
Das hab' ich selbst gesehen, denn kurz und gut,  
Der Graf zieht auf die Thurneck schon heran;  
Ich bin ihm auf dem Pfad hieher begegnet.

Gottschalk. Du siehst Gespenster, Töchterchen!

Räthchen. Gespenster! —  
Ich sage nein! So wahr ich Räthchen bin!  
Der Graf liegt draußen vor der Burg, und wer  
Ein Pferd besteigen will und um sich schauen,  
Der tann den ganzen weiten Wald ringsum  
Erfüllt von seinen Reifigen erblicken!

Gottschalk. — Nimm doch den Brief, Herr Graf, und seht  
selbst zu.

Ich weiß nicht, was ich davon denken soll.

Gr. Strahl (legt die Peitsche weg, nimmt den Brief und entfaltet ihn).  
Um zwölf Uhr, wenn das Glöckchen schlägt, bin ich  
Vor Thurneck. Laß die Thore offen sein.  
Sobald die Flamme zuckt, zieh' ich hinein.  
Auf Niemand miß' ich es, als Kunigunden,  
Und ihren Bräutigam, den Graf vom Strahl.  
Thu' mir zu wissen, wo sie wohnen."

Gottschalk. Ein Höllenfrevel! — Und die Unterschrift?

Gr. Strahl. Das sind drei Kreuze. (Pausen.)

Wie stark fand'st du den Kriegstrog, Katharina?

Räthchen. Auf sechzig Mann, mein hoher Herr, bis siebzig.

Gr. Strahl. Sahst du ihn selbst, den Graf vom Stein?

Räthchen. Ihn nicht.

Gr. Strahl. Wer führte seine Mannschaft an?

Räthchen. Zwei Ritter,

Mein hochverehrter Herr, die ich nicht kannte.

Gr. Strahl. Und jetzt, sagst du, sie lägen vor der Burg?

Räthchen. Ja, mein verehrter Herr.

Gr. Strahl. Wie weit von hier?

Räthchen. Auf ein drei tausend Schritt, verstreut im Walde.

Gr. Strahl. Rechts auf der Straße?

Räthchen. Links, im Föhrengrunde,  
Wo, über'm Sturzbach sich die Brücke baut. (Pausen.)

Gottschalk. Ein Anschlag, grauhaft und unerhört.

Gr. Strahl (steckt den Brief ein). Ruf' mir sogleich die Herrn  
von Thurneck her!

Wie hoch ist's an der Zeit?

Gottschalk. Glock halb auf zwölf.

Gr. Strahl. So ist kein Augenblick mehr zu verlieren.

(Er setzt sich den Helm auf.)

Gottschalk. Gleich, gleich; ich gehe schon! — Komm', liebes  
Räthchen,

Daß ich dir das erschöpfte Herz erquickte! —

Wie großen Dank, bei Gott, sind wir dir schuldig!

So in der Nacht, durch Wald und Feld und Thal!

Gr. Strahl. Hast du mir sonst noch, Jungfrau, was zu  
sagen?

Räthchen. Nein, mein verehrter Herr.

Gr. Strahl. — Was suchst du da?

Räthchen (sieh in den Busen fassend). Den Einschlag, der vielleicht  
dir wichtig ist.

Ich glaub', ich hab' —? Ich glaub', er ist —?

(Sie sieht sich um.)

Gr. Strahl.

Der Einschlag?

Räthchen. Nein, hier. (Sie nimmt das Couvert und gibt es dem  
Grafen.)

Gr. Strahl. Gib her! (Er betrachtet das Papier.)

Dein Antlitz speit ja Flammen! —

Du nimmst dir gleich ein Tuch um, Katharina,

Und trinkst nicht eh'r, bis du dich abgekühlt.

— Du aber hast keins?

Räthchen. Nein —

Gr. Strahl (macht sich die Schärpe los — wendet sich plötzlich und wirft  
sie auf den Tisch).

So nimm die Schärpe.

(Nimmt die Handschuh und zieht sie an.)

Wenn du zum Vater wieder heim willst kehren,

Werd' ich, wie sich's von selbst versteht — (Er hält inne).

Räthchen. Was wirst du?

Gr. Strahl (erblickt die Peitsche). Was macht die Peitsche hier?



Gottschalk. Ihr selbst ja nahmt sie —!  
 Gr. Strahl (ergrimmt.) Hab' ich hier Hunde, die zu schmeißen  
 sind?

(Er wirft die Peitsche, daß die Scherben niederfliegen, durch's Fenster; hierauf  
 zu Rätchen.)

Pferd' dir, mein liebes Kind, und Wagen geben,  
 Die sicher nach Heilbrunn dich heimgeleiten.

— Wann denkst du heim?

Rätchen (zitternd).

Gleich, mein verehrter Herr.

Gr. Strahl (streicht ihre Wangen). Gleich nicht! Du kannst  
 im Wirthshaus übernachten. (Er weint.)

— Was gloht er da? Geh', nimm die Scherben auf!

(Gottschalk hebt die Scherben auf. Er nimmt die Schärpe vom Tisch und gibt  
 sie Rätchen.)

Da! Wenn du dich gekühlt, gib mir sie wieder.

Rätchen (will seine Hand küssen). Mein hoher Herr!

Gr. Strahl (wendet sich von ihr ab). Leb' wohl! Leb' wohl!  
 Leb' wohl!

(Getümmel und Glockenklang draußen.)

Gottschalk. Gott, der Allmächtige!

Rätchen. Was ist? Was gibt's?

Gottschalk. Ist das nicht Sturm?

Rätchen. Sturm?

Gr. Strahl. Auf! Ihr Herrn von Thurneck!  
 Der Rheingraf, beim Lebend'gen, ist schon da! (Alle ab.)

Platz vor dem Schloß. Es ist Nacht. Das Schloß brennt.  
 Sturmgeläute.

(Ein Nachtwächter tritt auf und stößt in's Horn.)

Feuer! Feuer! Feuer! Erwacht, ihr Männer von Thurneck, ihr  
 Weiber und Kinder des Fleckens erwacht! Werft den Schlaf nieder,  
 der, wie ein Riese, über euch liegt; besinnt euch, erseht und erwacht!  
 Feuer! Der Frevel zog auf Socken durch's Thor! Der Mord steht,  
 mit Pfeil und Bogen, mitten unter euch, und die Verheerung, um  
 ihm zu leuchten, schlägt ihre Fackel an alle Ecken der Burg! Feuer!  
 Feuer! O daß ich eine Lunge von Erz und ein Wort hätte, das sich  
 mehr schreien ließe, als dies: Feuer! Feuer! Feuer!

(Der Graf vom Strahl. Die drei Herren von Thurneck und  
 Gefolge.)

Gr. Strahl. Himmel und Erde! Wer steckte das Schloß in  
 Brand? — Gottschalk!

Gottschalk (außerhalb der Scene). He!

Gr. Strahl. Mein Schild, meine Lanze!

Thurneck. Was ist geschehn?

Gr. Strahl. Fragt nicht, nehmt, was hier steht, fliegt auf  
 die Wälle, kämpft und schlägt um euch, wie angeschossene Eber!

Thurneck. Der Rheingraf ist vor den Thoren?

Gr. Strahl. Vor den Thoren, ihr Herrn, und ehe ihr den  
 Riegel vorschiebt, drin; Verrätherei im Innern des Schloßes, sie  
 hat ihm geöffnet!

Thurneck. Der Mordanschlag, der unerhörte! — Auf!

(Ab mit Gefolge.)

Gr. Strahl. Gottschalk!

Gottschalk (außerhalb). He!

Gr. Strahl. Mein Schwert! Mein Schild! Meine Lanze!

(Das Rätchen tritt auf.)

Rätchen (mit Schwert, Schild und Lanze). Hier!

Gr. Strahl (indem er das Schwert nimmt und es umgürtet). Was  
 willst du?

Rätchen. Ich bringe dir die Waffen.

Gr. Strahl. Dich rief ich nicht!

Rätchen. Gottschalk rettet.

Gr. Strahl. Warum schickt er den Buben nicht? — Du  
 bringst dich schon wieder auf?

(Der Nachtwächter stößt wieder in's Horn.)

(Ritter Flammberg tritt auf, mit Reißigen.)

Flammberg. Ei, so blase, daß dir die Wangen bersten!  
 Fische und Maulwürfe wissen, daß Feuer ist, was braucht es deines  
 gotteslästerlichen Gefangs, um es uns zu verkündigen?

Gr. Strahl. Wer da?

Flammberg. Strahlburgischel!

Gr. Strahl. Flammberg?

Flammberg. Er selbst!

Gr. Strahl. Tritt heran! — Verweil' hier, bis wir erfah-  
 ren, wo der Kampf tobt!



(Die Tanten von Thurneck treten auf.)

Erste Tante. Gott helf' uns!

Gr. Strahl. Ruhig, ruhig.

Zweite Tante. Wir sind verloren! Wir sind gespießt.

Gr. Strahl. Wo ist Fräulein Kunigunde, eure Nichte?

Die Tanten. Das Fräulein, unsre Nichte?

Kunigunde (im Schloß). Helft! Ihr Menschen! Helft!

Gr. Strahl. Gott im Himmel! War das nicht ihre Stimme?

(Er gibt Schild und Lanze an Rätchen.)

Erste Tante. Sie rief! — Eilt, eilt!

Zweite Tante. Dort erscheint sie im Portal!

Erste Tante. Geschwind! Um aller Heiligen! Sie wankt, sie fällt!

Zweite Tante. Eilt, sie zu unterstützen!

(Kunigunde von Thurneck kommt.)

Gr. Strahl (empfängt sie in seinen Armen). Meine Kunigunde!  
Kunigunde (schwach). Das Bild, das ihr jüngst geschenkt,  
Graf Friedrich,

Das Bild mit dem Futteral!

Gr. Strahl. Was soll's? Wo ist's?

Kunigunde. Im Feu'r! Weh mir! Helft! Rettet! Es verbrennt.

Gr. Strahl. Laßt, laßt! Habt ihr mich selbst nicht, Theuerste?

Kunigunde. Das Bild mit dem Futteral, Herr Graf vom Strahl!

Das Bild mit dem Futteral!

Rätchen (tritt vor). Wo liegt's, wo steht's?

(Sie gibt Schild und Lanze an Klammberg.)

Kunigunde. Im Schreibtisch! Hier, mein Goldkind, ist der Schlüssel!

(Rätchen geht.)

Gr. Strahl. Hör', Rätchen!

Kunigunde. Eile!

Gr. Strahl. Hör', mein Kind!

Kunigunde. Hinweg!

Warum auch stellt ihr wehrend euch —?

Gr. Strahl. Mein Fräulein,

Ich will zehn andre Bilder euch statt dessen —

Kunigunde (unterbrecht ihn). Dies brauch' ich, dies; sonst keins! — Was es mir gilt,

Ist hier der Ort jetzt nicht, euch zu erklären. —  
Geh', Mädchen, geh', schaff' Bild mir und Futteral:  
Mit einem Diamanten lohn' ich's dir!

Gr. Strahl. Wohlan, so schaff's! Es ist der Thörin recht!  
Was hatte sie an diesem Ort zu suchen?

Rätchen. Das Zimmer — rechts?

Kunigunde. Links, Liebchen; eine Treppe,  
Dort, wo der Altan, schau, den Eingang ziert!

Rätchen. Im Mittelzimmer?

Kunigunde. In dem Mittelzimmer!  
Du fehlst nicht, lauf'; denn die Gefahr ist dringend!

Rätchen. Auf! Auf! Mit Gott! Mit Gott! Ich bring' es euch! (Ab.)

Gr. Strahl. Ihr Leut', hier ist ein Beutel Gold für den,  
Der in das Haus ihr folgt!

Kunigunde. Warum? Weshalb?

Gr. Strahl. Beut Schmidt! Hans, du! Karl Böttiger!  
Frits Löpfer!

Ist Niemand unter euch?

Kunigunde. Was fällt euch ein?

Gr. Strahl. Mein Fräulein, in der That, ich muß gestehn —

Kunigunde. Welch ein besondrer Eifer glüht euch an? —  
Was ist dies für ein Kind?

Gr. Strahl. — Es ist die Jungfrau,

Die heut mit so viel Eifer uns gedient.

Kunigunde. Bei Gott, und wenn's des Kaisers Tochter wäre!

Was fürchtet ihr? Das Haus, wenn es gleich brennt,

Steht, wie ein Fels, auf dem Gebälke noch;

Sie wird auf diesem Gang nicht gleich verderben.

Die Treppe war noch unberührt vom Strahl;

Rauch ist das ein'ge Uebel, das sie findet.

Rätchen (erscheint in einem brennenden Senfter.) Mein Fräulein!

He! Hilf Gott! Der Rauch erstickt mich!

— Es ist der rechte Schlüssel nicht.

Gr. Strahl (zu Kunigunden). Tod und Teufel!

Warum regiert ihr eure Hand nicht besser?

Kunigunde. Der rechte Schlüssel nicht?

Rätchen (mit schwacher Stimme). Hilf, Gott! Hilf, Gott!

Gr. Strahl. Komm herab, mein Kind!

Kunigunde. Laßt, laßt!

Gr. Strahl. Komm herab, sag' ich!

Was sollst du ohne Schlüssel dort? Komm herab!



Runigunde. Laßt einen Augenblick —!  
 Gr. Strahl. Wie? Was, zum Teufel!  
 Runigunde. Der Schlüssel, liebes Herzens-Töchterchen,  
 hängt, jezt erinnr' ich mich's, am Stift des Spiegels,  
 Der über'm Pustisch glänzend eingefugt!  
 Rätchen. Am Spiegelstift?  
 Gr. Strahl. Beim Gott der Welt! Ich wollte,  
 Er hätte nie gelebt, der mich gezeichnet,  
 Und er, der mich gemacht hat, obenein!  
 — So such'!

Runigunde. Mein Augenlicht! Am Pustisch, hörst du?  
 Rätchen (indem sie das Fenster verläßt). Wo ist der Pustisch?  
 Voller Rauch ist Alles.

Gr. Strahl. Such'!  
 Runigunde. An der Wand rechts.  
 Rätchen (unsichtbar). Rechts?  
 Gr. Strahl. Such', sag' ich!  
 Rätchen (schwach). Hilf, Gott! Hilf, Gott! Hilf, Gott!  
 Gr. Strahl. Ich sage, such' —

Verflucht die hündische Dienstfertigkeit!  
 Flammberg. Wenn sie nicht eilt, das Haus stürzt gleich  
 zusammen!

Gr. Strahl. Schafft eine Leiter her!  
 Runigunde. Wie, mein Geliebter?  
 Gr. Strahl. Schafft eine Leiter her! Ich will hinauf.  
 Runigunde. Mein theurer Freund! Ihr selber wollt —?  
 Gr. Strahl. Ich bitte!

Räumt mir den Platz! Ich will das Bild euch schaffen.  
 Runigunde. Harret einen Augenblick noch, ich beschwör' euch.  
 Sie bringt es gleich herab.

Gr. Strahl. Ich sage, laßt mich! —  
 Pustisch und Spiegel ist, und Nagelstift,  
 Ihr unbekannt, mir nicht; ich find's heraus,  
 Das Bild von Kreid' und Del auf Leinwand,  
 Und bring's euch her, nach eures Herzens Wunsch.  
 (Hier Knechte bringen eine Feuerleiter.)

— Hier! Legt die Leiter an!  
 Erster Knecht (vorn, indem er sich umsieht). Holla! Da hinten!  
 Ein Anderer (zum Grafen). Wo?  
 Gr. Strahl. Wo das Fenster offen ist.  
 Die Knechte (heben die Leiter auf). O ha!  
 Der Erste (vorn). Blitz! Bleibt zurück, ihr hinten da! Was  
 macht ihr?

Die Leiter ist zu lang!

Die Anderen (hinten). Das Fenster ein!  
 Das Kreuz des Fensters eingestoßen! So!  
 Flammberg (der mit geholfen). Jezt steht die Leiter fest und  
 rührt sich nicht!  
 Gr. Strahl (wirft sein Schwert weg). Wohlan denn!  
 Runigunde. Mein Geliebter! Hört mich an!  
 Gr. Strahl. Ich bin gleich wieder da!  
 (Er setzt einen Fuß auf die Leiter.)  
 Flammberg (auffschreiend). Halt! Gott im Himmel!  
 Runigunde (eilt erschreckt von der Leiter weg). Was gibt's?  
 Die Knechte. Das Haus sinkt! Fort, zurück!  
 Alle. Heiland der Welt! Da liegt's in Schutt und Trümmern!  
 (Das Haus sinkt zusammen, der Graf wendet sich und drückt beide Hände vor die  
 Stirne; Alles, was auf der Bühne ist, weicht zurück und wendet sich gleichfalls  
 ab. — Pause.)

(Rätchen tritt rasch, mit einer Papierrolle, durch ein großes Portal, das ste-  
 hen geblieben ist, auf, hinter ihr ein Cherub in der Gestalt eines Jüng-  
 lings, von Licht umflossen, blondlockig, Hittige an den Schultern und einen  
 Palmzweig in der Hand.)

Rätchen (sowie sie aus dem Portal ist, kehrt sie sich, und flüstert vor ihm  
 nieder). Schirmt mich, ihr Himmlischen! Was widerfährt mir?  
 (Der Cherub berührt ihr Haupt mit der Spitze des Palmzweiges, und ver-  
 schwindet. — Pause.)

Runigunde (sieht sich zuerst um). Nun, beim lebendigen Gott,  
 ich glaub', ich träumel —

Mein Freund! Schaut her!

Gr. Strahl (vernichtet). Flammberg!  
 (Er stützt sich auf seine Schulter.)

Runigunde. Ihr Bettern! Tanten —  
 Herr Graf, so hört doch an!

Gr. Strahl (schiebt sie von sich). Geht, geht! — ich bitt' euch.  
 Runigunde. Ihr Thoren! Seid ihr Säulen Salz geworden?  
 Gelöst ist Alles glücklich.

Gr. Strahl (mit abgewandtem Gesicht). Trostlos mir!  
 Die Erd' hat nichts mehr Schönes. Laßt mich sein.  
 Flammberg (zu den Knechten). Rasch, Brüder, rasch!  
 Ein Knecht. Herbei, mit Hacken, Spaten!  
 Ein Anderer. Laßt uns den Schutt durchsuchen, ob sie lebt!  
 Runigunde (scharf). Die alten, härt'gen Oeden, die! das  
 Mädchen,

Das sie verbrannt zu Asche glauben,  
 frisch und gesund am Boden liegt sie da,  
 Die Schürze kichernd vor dem Mund, und lacht!



Gr. Strahl (wendet sich) Wo?  
 Runigunde. Hier!  
 Flammberg. Nein, spricht! Es ist nicht möglich.  
 Die Tanten. Das Mädchen wär' —?  
 Alle. O Himmel! Schaut! Da liegt sie.  
 Gr. Strahl (tritt zu ihr und betrachtet sie).  
 Nun, über dich schwebt Gott mit seinen Schaa ren!  
 (Er erhebt sie vom Boden.)

Wo kommst du her?  
 R äthchen. Weiß nicht, mein hoher Herr.  
 Gr. Strahl. Hier stand ein Haus, dünkt mich, und du warst  
 drin. —

Nicht? war's nicht so?  
 Flammberg. — Wo warst du, als es sank?  
 R äthchen. Weiß nicht, ihr Herren, was mir widerfahren. (Pause).  
 Gr. Strahl. Und hat noch obenein das Bild. (Er nimmt ihr  
 die Rolle aus der Hand.)  
 Runigunde (reißt sie an sich). Wo?  
 Gr. Strahl. Hier.

(Runigunde erblickt.)  
 Gr. Strahl. Nicht? Ist's das Bild nicht? — Freilich!  
 Die Tanten. Wunderbar!  
 Flammberg. Wer gab dir es? Sag' an!  
 Runigunde (ihr mit der Rolle einen Streich auf die Wacke gebend).  
 Du dumme Trine!

Hatt' ich dir nicht gesagt, das Futteral?  
 Gr. Strahl. Nun, beim gerechten Gott, das muß ich sagen —!  
 — Ihr wolltet das Futteral?  
 Runigunde. Ja und nichts Anders!  
 Ihr hattet euren Namen drauf geschrieben;  
 Es war mir werth, ich hatt's ihr eingepreßt.  
 Gr. Strahl. Wahrhaftig, wenn es sonst nichts war —  
 Runigunde. So? Meint ihr?  
 Das kommt zu prüfen mir zu, und nicht euch.

Gr. Strahl. Mein Fräulein, eure Güte macht mich stumm.  
 Runigunde (zu R äthchen). Warum nahnst du's heraus aus dem  
 Futteral?

Gr. Strahl. Warum nahnst du's heraus, mein Kind?  
 R äthchen. Das Bild?  
 Gr. Strahl. Ja!  
 R äthchen. Ich nahm es nicht heraus, mein hoher Herr.  
 Das Bild, halb aufgerollt, im Schreibtischwinkel,  
 Den ich erschloß, lag neben dem Futteral.

Runigunde. Fort! — das Gesicht der Messin!  
 Gr. Strahl. Runigunde!  
 R äthchen. Hätt' ich's hinein erst wieder ordentlich  
 In das Futteral —?  
 Gr. Strahl. Nein, nein, mein liebes R äthchen!  
 Ich lobe dich, du hast es recht gemacht.  
 Wie konntest du den Werth der Pappe kennen?  
 Runigunde. Ein Satan leitet' ihr die Hand!  
 Gr. Strahl. Sei ruhig! —  
 Das Fräulein meint es nicht so böse. — Tritt ab.  
 R äthchen. Wenn du mich nur nicht schlägst, mein hoher Herr!  
 (Sie geht zu Flammberg und mischt sich im Hintergrund unter die Knechte.)

(Die Herren von Thurneck treten auf.)

Ritter von Thurneck. Triumph, ihr Herrn! Der Sturm  
 ist abgeschlagen!  
 Der Rheingraf zieht mit blut'gem Schädel heim!  
 Flammberg. Was! Ist er fort?  
 Volk. Heil, Heil!  
 Gr. Strahl. Zu Pferd, zu Pferd!  
 Laßt uns den Sturzbach ungesäumt erreichen,  
 So schneiden wir die ganze Rotte ab!  
 (Alle ab.)

## Vierter Akt.

Gegend im Gebirg, mit Wasserfällen und einer Brücke.

(Der Rheingraf vom Stein zu Pferd, zieht mit einem Troß Fußvolk  
 über die Brücke. Ihnen folgt der Graf vom Strahl zu Pferd; bald  
 darauf Ritter Flammberg mit Knechten und Reifigen zu Fuß.  
 Zuletzt Gottschalk, gleichfalls zu Pferd, neben ihm das R äthchen.)

Rheingraf (zu dem Troß). Ueber die Brücke, Kinder, über die  
 Brücke! Dieser Wetter vom Strahl kracht, wie vom Sturmwind  
 getragen, hinter uns drein; wir müssen die Brücke abwerfen, oder  
 wir sind Alle verloren! (Er reitet über die Brücke.)  
 Knechte des Rheingrafen (folgen ihm) Reißt die Brücke  
 nieder! (Sie werfen die Brücke ab.)

Gr. Strahl (erscheint in der Scene, sein Pferd tummelnd). Hinweg!  
 — Wollt ihr den Steg unberührt lassen?



Knechte des Rheingrafen (schießen mit Pfeilen auf ihn). Heil! Diese Pfeile zur Antwort dir!

Gr. Strahl (wendet das Pferd). Mordmörder! — He! Flamberg!

Räthchen (hält eine Rolle in die Höhe). Mein hoher Herr!

Gr. Strahl (zu Flamberg). Die Schürker her!

Rheingraf (über den Fluß rufend). Auf Wiedersehn, Herr Graf! Wenn ihr schwimmen könnt, so schwimmt; auf der Steinsburg, diesseits der Brücke, sind wir zu finden. (Ab mit dem Troß.)

Gr. Strahl. Habt Dank, ihr Herren! Wenn der Fluß trägt, so sprech' ich bei euch ein! (Er reitet hindurch.)

Ein Knecht (aus einem Troß). Halt! zum Henker! nehmt euch in Acht!

Räthchen (am Ufer zurückbleibend). Herr Graf vom Strahl!

Ein anderer Knecht. Schafft Balken und Bretter her!

Ritter Flamberg. Was! bist du ein Jude?

Alle. Seht hindurch! Seht hindurch! (Sie folgen ihm.)

Gr. Strahl. Folgt! Folgt! Es ist ein Forellenbach, weder breit noch tief! So recht! So recht! Laßt uns das Gesindel völlig in die Pfanne hauen! (Ab mit dem Troß.)

Räthchen. Herr Graf vom Strahl! Herr Graf vom Strahl!

Gottschalk (wendet mit dem Pferde). Ja, was lärmst und schreist du? — Was hast du hier im Getümmel zu suchen? Warum läufst du hinter uns drein?

Räthchen (hält sich an einem Stamm). Himmel!

Gottschalk (indem er absteigt). Komm'! Schürz' und schwinde dich! Ich will das Pferd an die Hand nehmen, und dich hindurch führen.

Gr. Strahl (hinter der Scene). Gottschalk!

Gottschalk. Gleich, gnädiger Herr, gleich. Was befehlt ihr?

Gr. Strahl. Meine Lanze will ich haben!

Gottschalk (hilft dem Räthchen in den Steigbügel). Ich bringe sie schon!

Räthchen. Das Pferd ist schon.

Gottschalk (reißt das Pferd in die Zügel). Steh', Mordmähre!

— So zieh' dir Schuh und Strümpfe aus!

Räthchen (setzt sich auf einen Stein). Geschwind!

Gr. Strahl (außerhalb). Gottschalk!

Gottschalk. Gleich, gleich! ich bringe die Lanze schon. — Was hast du denn da in der Hand?

Räthchen (indem sie sich auszieht). Das Futteral, lieber, das gestern — nun!

Gottschalk. Was? Das im Feuer zurück blieb?

Räthchen. Freilich! Um das ich gescholten ward. Fröh mor-

gens, im Schutt, heut such' ich nach, und durch Gottes Fügung — nun, so! (Sie zerzt sich am Strumpf.)

Gottschalk. Je, was der Teufel! (Er nimmt es ihr aus der Hand.) Und unversehrt, bei meiner Treu, als wär's Stein! — Was steckt denn drin?

Räthchen. Ich weiß nicht.

Gottschalk (nimmt ein Blatt heraus). „Acte, die Schenkung Stauffen betreffend, von Friedrich, Grafen vom Strahl.“ — Je, verflucht!

Gr. Strahl (draußen). Gottschalk!

Gottschalk. Nun, das mußt du dem Grafen geben! (Er gibt ihr das Futteral wieder.) Komm', reich' mir die Hand, und folg' mir! (Er führt sie und das Pferd durch den Bach.)

Räthchen (mit dem ersten Schritt in's Wasser). Ah!

Gottschalk. Du mußt dich ein wenig schürzen.

Räthchen. Nein, bei Leibe, schürzen nicht! (Sie zieht sich.)

Gottschalk. Bis an den Zwickel nur, Räthchen!

Räthchen. Lieber such' ich mir einen Steg! (Sie kehrt um.)

Gottschalk (hält sie). Bis an den Knöchel nur, Kind! bis an die äußerste, unterste Kante der Sohle!

Räthchen. Nein, nein, nein, nein; ich bin gleich wieder bei dir! (Sie macht sich los, und läuft weg.)

Gottschalk (kehrt aus dem Busch zurück und ruft ihr nach). Räthchen! Räthchen! Ich will mich umkehren! Ich will mir die Augen zuhalten! Räthchen! Es ist kein Steg auf Meilenweite zu finden! — Ei, so wollt' ich, daß ihr der Gürtel platze! Da läuft sie am Ufer entlang der Berge; mein Seel', wenn sich kein Fährmann ihrer erbarmt, so geht sie verloren!

Gr. Strahl (draußen). Gottschalk! Himmel und Erde! Gottschalk!

Gottschalk. Ei, so schrei du! — Herr, gnädiger Herr! ich komme schon. (Er leitet sein Pferd mürrisch durch den Bach.)

Schloß Wetterstrahl. Platz, dicht mit Bäumen, am äußeren, zerfallenen Mauerring der Burg. Vorn ein Hollunderstrauch, der eine Art von natürlicher Laube bildet, worunter von Feldsteinen, mit einer Strohmatten bedeckt, ein Sitz. An den Zweigen steht man ein Hemdchen und ein Paar Strümpfe u. s. w. zum Trocknen aufgehängt.

(Räthchen liegt und schläft. Der Graf vom Strahl tritt auf.)

Gr. Strahl (indem er das Futteral in den Busen steckt). Gottschalk, der mir dies Futteral gebracht, hat mir gesagt, das Räthchen wäre



wieder da. Kunigunde zog eben, weil ihre Burg niedergebrannt ist, in die Thore der meinigen ein; da kommt er und spricht: unter dem Hollunderstrauch läge sie wieder da und schliefe, und hat mich mit thranenden Augen, ich möchte ihm doch erlauben, sie in den Stall zu nehmen. Ich sagte, bis der alte Vater, der Theobald, sich aufgefunden, würd' ich ihr in der Herberge ein Unterkommen verschaffen; und indessen hab' ich mich herabgeschlichen, um einen Entwurf mit ihr auszuführen. — Ich kann diesem Jammer nicht mehr zusehen. Dies Mädchen, bestimmt, den herrlichsten Bürger Schwabens zu beglücken, wissen will ich, warum ich verdammt bin, sie, einer Meze gleich, mit mir herumzuführen; wissen, warum sie hinter mir herschreitet, einem Hunde gleich, durch Feuer und Wasser, mir Glenden, der nichts für sich hat, als das Wappen auf seinem Schild. — Es ist mehr, als der bloße sympathetische Zug des Herzens; es ist irgend von der Hölle angefaßt, ein Wahn, der in ihrem Busen sein Spiel treibt. So oft ich sie gefragt habe: Räthchen! Warum erschraust du doch so, als du mich zuerst in Heilbronn sahst? hat sie mich immer zerstreut angesehen, und dann geantwortet: Ei, gestrenger Herr, ihr wißt's ja — — — Dort ist sie! — Wahrhaftig, wenn ich sie so daliegen sehe, mit rothen Backen und verschränkten Händchen, so kommt die ganze Empfindung der Weiber über mich, und macht meine Thränen fließen. Ich will gleich sterben, wenn sie mir nicht die Peitsche vergeben hat — ach, was sag' ich? wenn sie nicht im Gebet für mich, der sie mißhandelte, eingeschlafen! — — — Doch rasch, ehe Gottschalk kommt und mich stört. Dreierlei hat er mir gesagt: Einmal, daß sie einen Schlaf hat, wie ein Murmeltier; zweitens, daß sie wie ein Jagdhund immer träumt; und drittens, daß sie im Schlafe spricht; und auf diese Eigenschaften hin will ich meinen Versuch gründen. — Thue ich eine Sünde, so mag sie mir Gott verzeihen.

(Er läßt sich auf die Kniee vor ihr nieder und legt seine beiden Arme sanft um ihren Leib. — Sie macht eine Bewegung, als ob sie erwachen wollte, liegt aber gleich wieder still.)

Gr. Strahl. Räthchen! Schläfst du?

Räthchen. Nein, mein verehrter Herr! (Pause.)

Gr. Strahl. Und doch hast du die Augenlider zu!

Räthchen. Die Augenlider?

Gr. Strahl. Ja; und fest, dünkt mich.

Räthchen. — Ach, geh!

Gr. Strahl. Was! Nicht? Du hättest die Augen auf?

Räthchen. Groß auf, so weit ich kann, mein bester Herr!

Ich seh' dich ja, wie du zu Pferde sitzt.

Gr. Strahl. So! Auf dem Fuchs — nicht?

Räthchen. Nicht doch! Auf dem Schimmel. (Pause.)

Gr. Strahl. Wo bist du denn, mein Herzchen? Sag' mir an?

Räthchen. Auf einer schönen, grünen Wiese bin ich, wo Alles bunt und voller Blumen ist.

Gr. Strahl. Ach! die Vergißmeinnicht? Ach, die Kamillen!

Räthchen. Und hier die Veilchen; schau! ein ganzer Busch.

Gr. Strahl. Ich will vom Pferde niedersteigen, Räthchen, und mich in's Gras ein wenig zu dir setzen.

— Soll ich?

Räthchen. Das thue, mein hoher Herr.

Gr. Strahl. (als ob er riefte). He! Gottschalk! —

Wo laß' ich doch das Pferd? — Gottschalk! Wo bist du?

Räthchen. Je, laß' es stehn. Die Liese läuft nicht weg.

Gr. Strahl. (achzet). Weinst du? Nun denn, so sei's!

(Pause. Er rasselt mit seiner Ausrüstung.) Mein liebes Räthchen!

(Er faßt ihre Hand.)

Räthchen. Mein hoher Herr!

Gr. Strahl. Du bist mir wohl recht gut?

Räthchen. Gewiß! von Herzen.

Gr. Strahl. Aber ich — was meinst du?

Ich nicht.

Räthchen. (achzet). O Schelm!

Gr. Strahl. Was, Schelm! ich hoff' —?

Räthchen. O geh! —

Verliebt ja, wie ein Käfer, bist du mir.

Gr. Strahl. Ein Käfer! Was! Ich glaub', du bist —?

Räthchen. Was sagst du?

Gr. Strahl. (mit einem Seufzer). Ihr Glaub' ist, wie ein Thurm, so fest gegründet! —

Sei's, ich ergebe mich darin. — Doch, Räthchen,

Wenn's ist, wie du mir sagst —

Räthchen. Nun? Was beliebt?

Gr. Strahl. Was, sprich, was soll draus werden?

Räthchen. Was draus soll werden?

Gr. Strahl. Ja! hast du's schon bedacht?

Räthchen. Je, nun.

Gr. Strahl. — Was heißt das?

Räthchen. Zu Ostern über's Jahr wirst du mich heuern.

Gr. Strahl. (das Aachen verbeißen). So! Heuern? In der That!

Das wußt' ich nicht.

Rathbrinchen, schau! — Wer hat dir das gesagt?

Räthchen. Das hat die Mariane mir gesagt.

Gr. Strahl. So! Die Mariane! Ei! — Wer ist denn das?

Räthchen. Das ist die Magd, die sonst das Haus uns segte.



Gr. Strahl. Und die, die wußt' es wiederum — von wem?  
 Rätchen. Die sah's im Blei, das sie geheimnißvoll  
 In der Sylvesternacht mir zugegossen.  
 Gr. Strahl. Was du mir sagst! Da prophezeigte sie —?  
 Rätchen. Ein großer, schöner Ritter wird mich heuern.  
 Gr. Strahl. Und nun meinst du so frischweg, das sei ich?  
 Rätchen. Ja, mein verehrter Herr. (Paus.)  
 Gr. Strahl (gerührt). — Ich will dir sagen,  
 Mein Kind, ich glaub', es ist ein Anderer.  
 Der Ritter Flammberg. Oder sonst. Was meinst du?  
 Rätchen. Nein, nein!  
 Gr. Strahl. Nicht?  
 Rätchen. Nein, nein, nein!  
 Gr. Strahl. Warum nicht? Rede!  
 Rätchen. Als ich zu Bett' ging, da das Blei gegossen,  
 In der Sylvesternacht, bat ich zu Gott,  
 Wenn's wahr wär', was mir die Mariane sagte,  
 Möcht' er den Ritter mir im Traume zeigen.  
 Und da erschienst du ja, um Mitternacht,  
 Leibhaftig, wie ich jetzt dich vor mir sehe,  
 Als deine Braut mich liebend zu begrüßen.  
 Gr. Strahl. Ich wär' dir —? Herzchen! Davon weiß ich nichts.  
 — Wann hatt' ich dich —?  
 Rätchen. In der Sylvesternacht.  
 Wenn wiederum Sylvester kommt, zwei Jahr.  
 Gr. Strahl. Wo? In dem Schloß zu Strahl?  
 Rätchen. Nicht! In Heilbronn;  
 Im Kämmerlein, wo mir das Bette steht.  
 Gr. Strahl. Was du da schwach'st, mein liebes Kind. —  
 Ich lag  
 Und obenein todtkrank, im Schloß zu Strahl.  
 (Paus. — Sie seufzt, bewegt sich, und lispelt etwas.)  
 Gr. Strahl. Was sagst du?  
 Rätchen. Wer?  
 Gr. Strahl. Du?  
 Rätchen. Ich? Ich sagte nichts. (Paus.)  
 Gr. Strahl (für sich). Seltsam, beim Himmel! In der Syl-  
 vesternacht —  
 (Er träumt vor sich nieder.)  
 — Erzähl' mir doch etwas davon, mein Rätchen!  
 Kam ich allein?  
 Rätchen. Nein, mein verehrter Herr!  
 Gr. Strahl. Nicht? — Wer war bei mir?

Rätchen. Ach, so geh'!  
 Gr. Strahl. So rede!  
 Rätchen. Das weißt du nicht mehr?  
 Gr. Strahl. Nein, so wahr ich lebe.  
 Rätchen. Ein Cherubim, mein hoher Herr, war bei dir,  
 Mit Flügel, weiß wie Schnee, auf beiden Schultern,  
 Und Licht — o Herr! Das funkelte! Das glänzte! —  
 Der führt', an seiner Hand, dich zu mir ein.  
 Gr. Strahl (starrt sie an). So wahr, als ich will selig sein, ich  
 glaube,  
 Da hast du Recht!  
 Rätchen. Ja, mein verehrter Herr!  
 Gr. Strahl (mit bestimmter Stimme). Auf einem häßlichen Ri-  
 sen lagst du da,  
 Das Bettuch weiß, die wollne Decke roth?  
 Rätchen. Ganz recht! so war's!  
 Gr. Strahl. Im bloßen leichten Hemdchen?  
 Rätchen. Im Hemdchen? — Nein.  
 Gr. Strahl. Was! Nicht?  
 Rätchen. Im leichten Hemdchen?  
 Gr. Strahl. Mariane! riefst du?  
 Rätchen. Mariane! rief ich,  
 Geschwind! Ihr Mädchen! Kommt doch her! Christine!  
 Gr. Strahl. Sahst groß, mit schwarzem Aug', mich an?  
 Rätchen. Ja, weil ich glaubt', es wär' ein Traum.  
 Gr. Strahl. Stiegst langsam,  
 An allen Gliedern zitternd, aus dem Bett,  
 Und sankst zu Füßen mir —?  
 Rätchen. Und flüsterte —  
 Gr. Strahl (unterbricht sie). Und flüstertest: Mein hochver-  
 ehrter Herr!  
 Rätchen (lächelnd). Nun! Siehst du wohl? — Der Engel  
 zeigte dir —  
 Gr. Strahl. Das Maal — Schüßst mich, ihr Himmelschen!  
 Das hast du?  
 Rätchen. Je, freilich!  
 Gr. Strahl (reißt ihr das Tuch ab). Wo? Am Halse?  
 Rätchen (bewegt sich). Bitte, bitte.  
 Gr. Strahl. O ihr Urewigen! — und als ich jetzt  
 Dein Kinn erhob, in's Antlitz dir zu schauen?  
 Rätchen. Ja, da kam die unselige Mariane  
 Mit Licht — — und alles war vorbei;  
 Ich lag im Hemdchen auf der Erde da,  
 Und die Mariane spottete mich aus.



Gr. Strahl. Nun steht mir bei, ihr Götter; ich bin doppelt!  
Ein Geist bin ich und wandle zur Nacht!

(Er läßt sie los und springt auf.)

Räthchen (erwacht). Gott, meines Lebens Herr! Was wider-  
fährt mir!

(Sie steht auf und sieht sich um.)

Gr. Strahl. Was mir ein Traum schien, nackte Wahrheit ist's:  
Im Schloß zu Strahl, todtkrank am Nervenfieber,  
Lag ich danieder, und hinweggeführt  
Von einem Cherubin, besuchte sie  
Mein Geist in ihrer Klause zu Heilbrunn!

Räthchen. Himmel! Der Graf!

(Sie setzt sich den Hut auf, und rückt sich das Tuch zurecht.)

Gr. Strahl. Was thu' ich jetzt? Was laß' ich? (Pauze.)

Räthchen (fällt auf ihre beiden Kniee nieder). Mein hoher Herr,  
hier lieg' ich dir zu Füßen,

Gewärtig dessen, was du mir verhängst!

An deines Schlosses Mauer fand'st du mich,  
Trotz des Gebots, das du mir eingeschärft;  
Ich schwör's, es war ein Stündchen nur, zu ruhn,  
Und jetzt will ich gleich wieder weiter gehn.

Gr. Strahl. Weh mir! Mein Geist, von Wunderlicht  
geblendet,

Schwankt an des Wahnsinns grauem Hang umher!

Denn wie begreif' ich die Verkündigung,  
Die mir noch silbern wiederklingt im Ohr,  
Daß sie die Tochter meines Kaisers sei?

Gottschalk (draußen). Räthchen! He, junge Maid!

Gr. Strahl (erhebt sie rasch vom Boden). Geschwind, erhebe dich!  
Mach' dir das Tuch zurecht! Wie siehst du aus?

(Gottschalk tritt auf.)

Gr. Strahl. Gut, Gottschalk, daß du kommst! du fragtest mich,  
Ob du die Jungfrau in den Stall darfst nehmen;  
Das aber schiedt aus manchem Grund sich nicht;  
Die Friedborn zieht auf's Schloß zu meiner Mutter.

Gottschalk. Wie? Was? Wo? — Oben auf das Schloß  
hinauf?

Gr. Strahl. Ja, und das gleich! Nimm ihre Sachen auf,  
Und auf dem Pfad zum Schlosse folg' ihr nach.

Gottschalk. Gott's Bliß auch, Räthchen! hast du das gehört?

Räthchen (mit einer zierlichen Verbeugung). Mein hochverehrter  
Herr! Ich nehm' es an,  
Bis ich werd' wissen, wo mein Vater ist.

Gr. Strahl. Gut, gut! Ich werd' mich gleich nach ihm  
erkund'gen.

(Gottschalk bindet die Sachen zusammen; Räthchen hilft ihm.)

Nun? Ist's geschehn?

(Er nimmt ein Tuch vom Boden auf und übergibt es ihr.)

Räthchen (erröthend). Was! Du bemühst dich mir?

(Gottschalk nimmt das Bündel in die Hand.)

Gr. Strahl. Gib deine Hand!

Räthchen. Mein hochverehrter Herr!

(Er führt sie über die Steine; wenn sie hinüber ist, läßt er sie vorangehen und  
folgt. — Alle ab.)

Garten. Im Hintergrunde eine Grotte, im gothischen Styl.

(Kunigunde, von Kopf zu Fuß in einen feuerfarbenen Schleier verhüllt, und  
Rosalie treten auf.)

Kunigunde. Wo ritt der Graf vom Strahl hin?

Rosalie. Mein Fräulein, es ist dem ganzen Schloß unbegreif-  
lich. Drei kaiserliche Kommissarien kamen spät in der Nacht, und  
weckten ihn auf; er verschloß sich mit ihnen, und heut, bei Anbruch  
des Tages, schwingt er sich auf's Pferd und verschwindet.

Kunigunde. Schließ' mir die Grotte auf.

Rosalie. Sie ist schon offen.

Kunigunde. Ritter Flammberg, hör' ich, macht dir den Hof;  
zu Mittag, wann ich mich gebadet und angekleidet, werd' ich dich  
fragen, was dieser Vorfall zu bedeuten? (Ab in die Grotte.)

(Fräulein Eleonore tritt auf.)

Eleonore. Guten Morgen, Rosalie.

Rosalie. Guten Morgen, mein Fräulein! — Was führt euch  
so früh schon hierher?

Eleonore. Ei, ich will mich mit Räthchen, dem kleinen, holden  
Gast, den uns der Graf in's Schloß gebracht, weil die Luft so heiß  
ist, in dieser Grotte baden.

Rosalie. Vergebt! — Fräulein Kunigunde ist in der Grotte.



Eleonore. Fräulein Kunigunde? — Wer gab euch den Schlüssel?

Rosalie. Den Schlüssel? — Die Grotte war offen.

Eleonore. Habt ihr das Rätchen nicht darin gefunden?

Rosalie. Nein, mein Fräulein, keinen Menschen.

Eleonore. Ei, das Rätchen, so wahr ich lebe, ist darin!

Rosalie. In der Grotte? Unmöglich!

Eleonore. Wahrhaftig! In der Nebenkammern einer, die dunkel und versteckt sind. — Sie war vorangegangen; ich sagte nur, als wir an die Pforte kamen, ich wollte mir ein Tuch von der Gräfin zum Trocknen holen. — O Herr meines Lebens; da ist sie schon!

(Rätchen aus der Grotte.)

Rosalie (für sich). Himmel! Was seh' ich dort?

Rätchen (zitternd). Eleonore!

Eleonore. Ei, Rätchen! Bist du schon im Bad gewesen?

Schaut, wie das Mädchen funkt, wie es glänzt!

Dem Schwane gleich, der in die Brust geworfen,

Aus des Krystallsees blauen Fluten steigt!

Hast du die jungen Glieder dir erfrischt?

Rätchen. Eleonore! Komm' hinweg.

Eleonore. Was fehlt dir?

Rosalie (schreckend). Wo kommst du her? Aus jener Grotte dort?

Du hattest in den Gängen dich versteckt?

Rätchen. Eleonore! Ich beschwöre dich!

Kunigunde (im Innern der Grotte). Rosalie!

Rosalie. Gleich, mein Fräulein!

(zu Rätchen.) Hast sie gesehen?

Eleonore. Was gibt's? Sag' an! — Du erbleichst?

Rätchen (sinkt in ihre Arme). Eleonore!

Eleonore. Hilf, Gott im Himmel! Rätchen! Kind! Was fehlt dir?

Kunigunde (in der Grotte). Rosalie!

Rosalie (zu Rätchen). Nun, beim Himmel! Dir wär' besser, Du rißest dir die Augen aus, als daß sie

Der Zunge anvertrauten, was sie sahn! (Ab in die Grotte.)

Eleonore. Was ist geschehn, mein Kind? Was schilt man dich?

Was macht an allen Gliedern so dich zittern?

Wär' dir der Tod in jenem Haus erschienen,

Mit Hipp' und Stundenglas, von Schrecken könnte

Dein Busen grimmiger erfaßt nicht sein!

Rätchen. Ich will dir sagen — (sie kann nicht sprechen).

Eleonore. Nun, sag' an! Ich höre.

Rätchen. Doch du gelobst mir, nimmermehr, Leonore, Wem es auch sei, den Vorfall zu entdecken.

Eleonore. Nein, keiner Seele; nein! Verlaß dich drauf.

Rätchen. Schau', in die Seitengrotte hatt' ich mich Durch die verborgne Thüre eingeschlichen;

Das große Prachtgewölb' war mir zu hell.

Und nun, da mich das Bad erquickt, tret' ich

In jene größ're Mitte scherzend ein,

Und denke, du, du seist's, die darin rauscht;

Und eben von dem Rand in's Becken steigend,

Erblickt mein Aug' —

Eleonore. Nun, was? Wen? Sprich!

Rätchen. Was sag' ich!

Du mußt sogleich zum Grafen, Leonore,

Und von der ganzen Sach' ihn unterrichten.

Eleonore. Mein Kind! Wenn ich nur wüßte, was es wäre!

Rätchen. — Doch, ihm nicht sagen, nein, um's Himmels willen,

Daß es von mir kommt. Hörst du? Eher wollt' ich,

Daß er den Greuel nimmermehr entdeckte.

Eleonore. In welchen Rätseeln sprichst du, liebstes Rätchen?

Was für ein Gren'l? Was ist's, das du erschaut?

Rätchen. Ach, Leonor', ich fühle, es ist besser,

Das Wort kommt über meine Lippen nie!

Durch mich kann er, durch mich enttäuscht nicht werden!

Eleonore. Warum nicht? Welch ein Grund ist, ihm zu bergen —?

Wenn du nur sagtest —

Rätchen (wendet sich). Horch!

Eleonore. Was gibt's?

Rätchen. Es kommt!

Eleonore. Das Fräulein ist's, sonst Niemand, und Rosalie.

Rätchen. Fort! Gleich! Hinweg!

Eleonore. Warum?

Rätchen. Fort, Rasende!

Eleonore. Wohin?

Rätchen. Hier fort, aus diesem Garten will ich —

Eleonore. Bist du bei Sinnen?

Rätchen. Liebe Leonore!

Ich bin verloren, wenn sie mich hier trifft!

Fort! In der Gräfin Arme flücht' ich mich! (Ab.)



(Kunigunde und Rosalie kommen aus der Grotte.)

Kunigunde (gibt Rosalien einen Schlüssel). Hier, nimm! — Im Schubfach, unter meinem Spiegel;

Das Pulver, in der schwarzen Schachtel, rechts,  
Schütt' es in Wein, in Wasser oder Milch,  
Und sprich: Komm' her, mein Rätchen! — Doch du nimmst  
Vielleicht sie lieber zwischen deine Kniee?  
Gift, Tod und Rache! Mach' es, wie du willst,  
Doch Sorge mir, daß sie's hinunterschluckt.

Rosalie. Hörst mich nur an, mein Fräulein —

Kunigunde. Gift! Pest! Verwünschung!

Stumm mache sie und rede nicht!  
Wenn sie vergiftet, todt ist, eingesargt,  
Verscharrt, verwest, zerstiëbt, als Myrthenstengel,  
Von dem, was sie jetzt sah, im Winde flüstert;  
So komm und sprich von Sanftmuth und Vergebung,  
Pflicht und Gesetz und Gott und Höll' und Teufel,  
Von Reue und Gewissensbissen mir.

Rosalie. Sie hat es schon entdeckt, es hilft zu nichts.

Kunigunde. Gift! Asche! Nacht! Chaotische Verwirrung!

Das Pulver reicht, die Burg ganz wegzufressen  
Mit Hund und Ragen hin! — Thu', wie ich sagte!  
Sie bühlt mir so zur Seite um sein Herz,  
Wie ich vernahm, und ich — des Todes sterb' ich,  
Wenn ihn das Affenangesicht nicht rührt;  
Fort! In die Dünste mit ihr hin; die Welt  
Hat nicht mehr Raum genug für mich und sie! (Ab.)

### F ü n f t e r A k t .

Worms. Freier Platz vor der kaiserlichen Burg, zur Seite ein Thron;  
im Hintergrunde die Schranken des Gottesgerichts.

(Der Kaiser auf dem Thron; ihm zur Seite der Erzbischof von Worms, Graf Otto von der Flübe und mehrere andere Ritter, Herren und Trabanten. Der Graf vom Strahl im leichten Helm und Harnisch, und Theobald von Kopf zu Fuß in voller Rüstung; beide stehen dem Thron gegenüber.)

Der Kaiser. Graf Wetterstrahl, du hast, auf einem Zuge,  
Der durch Heilbronn dich, vor drei Monden, führte,  
In einer Thörin Busen eingeschlagen;

Den alten Vater jüngst verließ die Dirne,  
Und, statt sie heimzufinden, birgst du sie  
Im Flügel deiner väterlichen Burg.  
Nun sprengst du, solchen Frevel zu beschönen,  
Gerüchte, lächerlich und gottlos, aus;  
Ein Cherubim, der dir zu Nacht erschienen,  
Hab' dir vertraut, die Maid, die bei dir wohnt,  
Sei meiner kaiserlichen Lenden Kind.  
Solch eines abgeschmackt prophet'schen Grußes  
Spott' ich, wie sich's versteht, und meinethalb  
Nagst du die Krone selbst auf's Haupt ihr setzen;  
Von Schwaben einst, begreift du, erbt sie nichts,  
Und meinem Hof auch bleibt sie fern zu Worms.  
Hier aber steht ein tiefgebeugter Mann,  
Dem du, zufrieden mit der Tochter nicht,  
Auch noch die Mutter willst zur Nehe machen;  
Denn er, sein Lebelang fand er sie treu,  
Und rühmt des Kind's unsel'gen Vaters sich.  
Darum, auf seine schweren Klagen, riefen wir  
Vor unsern Thron dich her, die Schmach, womit  
Du ihre Gruft geschändet, darzuthun;  
Auf, rüste dich, du Freund der Himmli'schen,  
Denn du bist da, mit einem Wort von Stahl,  
Im Zweikampf ihren Ausspruch zu beweisen.

Gr. Strahl (mit dem Geröthen des Unwillens).  
Mein kaiserlicher Herr! hier ist ein Arm,  
Von Kräften strotzend, markig, stahlgeschient,  
Geschickt im Kampf dem Teufel zu begegnen;  
Treff' ich auf jene Scheitel dort,  
Flach schmettr' ich sie, wie einen Schweizerkäse,  
Der gährend auf dem Bret des Sennen liegt.  
Erlaß', in deiner Guld und Gnade, mir,  
Ein Märchen, aberwitzig, sinnverwirrt,  
Dir darzuthun, das sich das Volk aus zwei  
Ereignissen, zusammen, seltsam freilich,  
Wie die zwei Hälften eines Ringes, passend,  
Mit müß'gem Scharfsinn an einander setzte.  
Begreif', ich bitte dich, in deiner Weisheit,  
Den ganzen Vorfall der Sylvesternacht,  
Als ein Gebild des Fiebers, und so wenig  
Als es mich kümmern würde, träumtest du,  
Ich sei ein Jud', so wenig kümmern dich,  
Daß ich geraft, die Tochter jenes Mannes  
Sei meines hochverehrten Kaisers Kind!



Erzbischof. Mein Fürst und Herr, mit diesem Wort, fürwahr,  
Kann sich des Klägers wackres Herz beruh'gen.  
Geheimer Wissenschaft, sein Weib betreffend,  
Rühmt er sich nicht; schau, was er der Mariane  
Küngst, in geheimer Zwiegespräch, vorgeschwagt:  
Er hat es eben jeho widerrufen!  
Straft um den Wunderbau der Welt ihn nicht,  
Der ihn, auf einen Augenblick, verwirrt.  
Er gab, vor einer Stund', o Theobald,  
Mir seine Hand, das Räthchen, wenn du kommst,  
Zu Strahl, in seiner Burg, dir abzuliefern;  
Geh' hin, und tröste dich, und hole sie,  
Du alter Herr, und lass' die Sache ruhn!

Theobald. Verfluchter Heuchler du, wie kannst du leugnen,  
Daß deine Seele ganz durchdrungen ist,  
Vom Wirbel bis zur Sohle, von dem Glauben,  
Daß sie des Kaisers Bänkeltochter sei?  
Hast du den Tag nicht, bei dem Kirchenspiel,  
Erforscht, wann sie geboren, nicht berechnet,  
Wohin die Stunde der Empfängniß fällt,  
Nicht ausgemittelt mit verruchtem Witze,  
Daß die erhabne Majestät des Kaisers  
Vor sechszehn Lenzen durch Heilbrunn geschweift?  
Verwegner, du, aus eines Gottes Kuß,  
Auf einer Furie Mund gedrückt, entsprungen,  
Ein glanzumflohner Vatermördergeist,  
An jeder der granitnen Säulen rüttelnd,  
In dem urew'gen Tempel der Natur;  
Ein Sohn der Hölle, den mein gutes Schwert  
Entlarven jeho, oder, rückgewendet,  
Mich selbst zur Nacht des Grabes schleudern soll.

Gr. Strahl. Nun, den Gott selbst verdamme, gifterfüllter  
Verfolger meiner, der dich nie beleidigt,  
Und deines Mitleids eher würdig wäre,  
So sei's, Mordrauber, denn, so wie du willst.  
Ein Cherubin, der mir, in Glanz gerüstet,  
Zu Nacht erschien, als ich im Tode lag,  
Hat mir, was leugn' ich's länger, Wissenschaft,  
Entschöpft dem Himmelsbrunnen, anvertraut.  
Hier vor des höchsten Gottes Antlitz steh' ich,  
Und die Behauptung schmettr' ich dir in's Ohr:  
Räthchen von Heilbrunn, die dein Kind du sagst,  
Ist meines höchsten Kaisers dort; komm her,  
Mich von dem Gegentheil zu überzeugen!

Der Kaiser. Trompeter, bläst, dem Lasterer zum Tode!

(Trompetenstöße.)

Theobald (sieht). Und wäre gleich mein Schwert auch eine  
Binse,

Und einem Griffe, locker, wandelbar,  
Von gelbem Wachs geknetet, eingefügt,  
So wollt' ich doch von Kopf zu Fuß dich spalten,  
Wie einen Giftpilz, der der Haid' entblüht,  
Der Welt zum Zeugniß, Mordgeist, daß du logst!

Gr. Strahl (nimmt sich sein Schwert ab und gibt es weg).  
Und wär' mein Helm gleich, und die Stirn, die drunter,  
Durchsichtig, messerrückendünn, zerbrechlich,  
Die Schale eines ausgenomm'nen Ei's,  
So sollte doch dein Sarraz, Funken sprühend,  
Abprallen, und in alle Ecken splintern,  
Als hätt'st du einen Diamant getroffen,  
Der Welt zum Zeugniß, daß ich wahr gesprochen!  
Hau', und lass' jezt mich sehn, weß Sache regin?

(Er nimmt sich den Helm ab und tritt dicht vor ihn.)

Theobald (zurückweichend). Setz' dir den Helm auf!

Gr. Strahl (folgt ihm). Hau!

Theobald. Setz' dir den Helm auf!

Gr. Strahl (stößt ihn zu Boden).

Dich lähmt der bloße Blitz aus meiner Wimper?

(Er windet ihm das Schwert aus der Hand, tritt über ihn und setzt ihm den Fuß  
auf die Brust.)

Was hindert mich, im Grimm gerechten Siegs,  
Daß ich den Fuß in's Hirn dir drücke? — Rebel!

(Er wirft das Schwert vor des Kaisers Thron.)

Mag es die alte Sphynx, die Zeit, dir lösen,  
Das Räthchen aber ist, wie ich gesagt,  
Die Tochter meiner höchsten Majestät!

Volk (durcheinander). Himmel! Graf Wetterstrahl hat obgesiegt!  
Der Kaiser (erblaßt und sieht auf). Brecht auf, ihr Herren!

Erzbischof. Wohin?

Ein Ritter (aus dem Gefolge). Was ist geschehn?

Gr. Otto. Allmächt'ger Gott! Was fehlt der Majestät?  
Ihr Herren, folgt! Es scheint, ihr ist nicht wohl? (ab.)



Ebenbaselbst. Zimmer im kaiserlichen Schloß.

Der Kaiser (wendet sich unter der Thür). Hinhweg! Es soll mir Niemand folgen! Den Burggrafen von Freiburg und den Ritter von Waldstätten laßt herein; das sind die einzigen Männer, die ich sprechen will! (Er wirft die Thür zu.) — Der Engel Gottes, der dem Grafen vom Strahl versichert hat, das Rätchen sei meine Tochter; ich glaube, bei meiner kaiserlichen Ehre, er hat Recht! Das Mädchen ist, wie ich höre, fünfzehn Jahre alt; und vor sechszehn Jahren, weniger drei Monaten, genau gezählt, feierte ich, der Pfalzgräfin, meiner Schwester, zu Ehren, das große Turnier in Heilbronn! Es mochte ungefähr 11 Uhr Abends sein, und der Jupiter ging eben mit seinem funkelnden Licht im Osten auf, als ich, vom Tanz sehr ermüdet, aus dem Schloßthor trat, um mich in dem Garten, der daran stößt, unerkannt, unter dem Volk, das ihn erfüllte, zu erlaben; und ein Stern, mild und kräftig, wie der, leuchtete, wie ich gar nicht zweifle, bei ihrer Empfängniß. Gertrud, so viel ich mich erinnere, hieß sie, mit der ich mich in einem, von dem Volk minder besuchten Theil des Gartens, beim Schein verlöschender Lampen, während die Musik fern von dem Tanzsaal her in den Duft der Linden niederfäufelte, unterhielt; und Rätchens Mutter heißt Gertrud. Ich weiß, daß ich mir, als sie sehr weinte, ein Schaustück mit dem Bildniß Papst Leo's von der Brust lösmachte, und es ihr, als ein Andenken von mir, den sie gleichfalls nicht kannte, in das Nieder steckte; und ein solches Schaustück, wie ich eben vernehme, besitzt das Rätchen von Heilbronn! O Himmel! die Welt wankt aus ihren Fugen! Wenn der Graf vom Strahl, dieser Vertraute der Auserwählten, von der Duhlerin, an die er geknüpft ist, loslassen kann, so werd' ich die Verkündigung wahr machen, den Theobald, unter welchem Vorwand es sei, bewegen müssen, daß er mir dies Kind abtrete, und sie mit ihm verheiraten müssen: will ich nicht wagen, daß der Cherub zum zweiten Mal zur Erde steige, und das ganze Geheimniß, das ich hier den vier Wänden anvertraut, ausbringe. (Ab.)

(Burggraf von Freiburg und Georg von Waldstätten treten auf. Ihnen folgt Ritter Flammberg.)

Flammberg (erstaunt). Herr Burggraf von Freiburg! — Seid ihr es oder ist es euer Geist? O eilt nicht, ich beschwör' euch —!

Freiburg (wendet sich). Was willst du?  
Georg. Wen suchst du?

Flammberg. Meinen bejammernswürdigen Herrn, den Grafen vom Strahl! Fräulein Kunigunde, seine Braut — o hätten wir sie euch nimmermehr abgewonnen! Den Koch hat sie bestochen wollen, dem Rätchen Gift zu reichen —: Gift, ihr gestrengen Herren, und zwar aus dem abscheulichen, unbegreiflichen und räthselhaften Grunde, weil das Kind sie im Bade belauschte.

Freiburg. Und das begreift ihr nicht?

Flammberg. Nein!

Freiburg. So will ich es dir sagen. Sie ist eine mosaikische Arbeit, aus allen drei Reichen der Natur zusammengesetzt. Ihre Zähne gehören einem Mädchen aus München, ihre Haare sind aus Frankreich verschrieben, ihrer Wangen Gesundheit kommt aus den Bergwerken in Ungarn, und den Wuchs, den ihr an ihr bewundert, hat sie einem Hende zu danken, das ihr der Schmied aus schwedischem Eisen verfertigt hat. — Hast du verstanden?

Flammberg. Was!

Freiburg. Meinen Empfehl an deinen Herrn! (Ab.)

Georg. Den meinigen auch! — Der Graf ist bereits nach der Strahlburg zurück; sag' ihm, wenn er den Hauptschlüssel nehmen, und sie in der Morgenstunde, wenn ihre Reize auf den Stühlen liegen, überraschen wolle, so könne er seine eigene Bildsäule werden, und sich, zur Verewigung seiner Heldenthät, bei der Köhlerhütte aufstellen lassen! (Ab.)

Schloß Wetterstrahl. Kunigundens Zimmer.

(Rosalie, bei der Toilette des Fräuleins beschäftigt. Kunigunde tritt ungeschminkt, wie sie aus dem Bette kommt, auf; bald darauf der Graf vom Strahl.)

Kunigunde (indem sie sich bei der Toilette niederlegt). Hast du die Thür besorgt?

Rosalie. Sie ist verschlossen.

Kunigunde. Verschlossen! Was! Verriegelt, will ich wissen! Verschlossen und verriegelt, jedesmal!

(Rosalie geht, die Thür zu verriegeln; der Graf kommt ihr entgegen.)

Rosalie (erschrocken). Mein Gott! wie kommt ihr hier herein, Herr Graf?

— Mein Fräulein!

Kunigunde (steht sich um). Wer?

Rosalie. Seht, bitt' ich euch!

Kunigunde. Rosalie! (Sie erhebt sich schnell und geht ab.)



Gr. Strahl (steht wie vom Donner gerührt). Wer war die unbekante Dame?

Rosalie. — Wo?

Gr. Strahl. Die, wie der Thurm von Pisa, hier vorbei ging? —

Doch, hoff' ich, nicht —?

Rosalie. Wer?

Gr. Strahl. Fräulein Kunigunde?

Rosalie. Bei Gott, ich glaub', ihr scherzt! Sibylle,

Meine Stiefmutter, gnäd'ger Herr —

Kunigunde (drinnen). Rosalie!

Rosalie. Das Fräulein, das im Bett liegt, ruft nach mir. —

Verzeiht, wenn ich —! (Sie holt einen Stuhl.)

Wollt ihr euch gütigst sehen? (Sie nimmt die Toilette und geht ab.)

Gr. Strahl (vernichtet). Nun, du allmächt'ger Himmel, meine Seele,

Sie ist doch werth nicht, daß sie also heiße!

Das Maß, womit sie, auf dem Markt der Welt

Die Dinge mißt, ist falsch; scheußel'ge Bosheit

Hab' ich für die milde Herrlichkeit erstanden!

Wohin flücht' ich, Glender, vor mir selbst?

Wenn ein Gewitter wo in Schwaben tobte,

Mein Pferd könnt' ich in meiner Wuth besteigen,

Und suchen, wo der Keil mein Haupt zerschlägt!

Was ist zu thun, mein Herz? Was ist zu lassen?

(Kunigunde tritt auf in ihrem gewöhnlichen Glanz; Rosalie und die alte Sibylle, die schwächlich auf Krücken durch die Mittelthüre abgeht.)

Kunigunde. Sieh da, Graf Friedrich! Was für ein Anlaß führt euch so früh in meine Zimmer her?

Gr. Strahl (indem er die Sibylle mit den Augen verfolgt). Was! Sind die Heren doppelt?

Kunigunde (sieht sich um). Wer?

Gr. Strahl (faßt sich). Vergebt! —

Nach euerm Wohlsein wollt' ich mich erkunden.

Kunigunde. Nun? — Ist zur Hochzeit Alles vorbereitet?

Gr. Strahl (indem er näher tritt und sie prüft). Es ist, bis auf den Hauptpunkt, ziemlich Alles —

Kunigunde (weicht zurück). Auf wann ist sie bestimmt?

Gr. Strahl. Sie war's — auf morgen.

Kunigunde (nach einer Pause). Ein Tag mit Sehnsucht längst von mir erharret!

— Ihr aber seid nicht froh, dünkt mich, nicht heiter?

Gr. Strahl (verbeugt sich). Erlaubt, ich bin der Glückliche der Menschen!

Rosalie (traurig). Ist's wahr, daß jenes Kind, das Rätzchen, gestern,

Das ihr im Schloß beherbergt habt —?

Gr. Strahl. O Teufel!

Kunigunde (betreten). Was fehlt euch? Sprecht!

Rosalie (für sich). Verwünscht!

Gr. Strahl (faßt sich). Das Loos der Welt!

Man hat sie schon im Kirchhof beigesetzt.

Kunigunde. Was ihr mir sagt!

Rosalie. Jedoch noch nicht begraben?

Kunigunde. Ich muß sie doch im Leichenkleid noch sehn.

(Ein Diener tritt auf.)

Diener. Gottschall schickt einen Boten, gnäd'ger Herr, Der euch im Borgemach zu sprechen wünscht!

Kunigunde. Gottschall?

Rosalie. Von wo?

Gr. Strahl. Vom Sarge der Verbliebenen!

Laßt euch im Puz, ich bitte sehr, nicht stören! (Ab.)

(Pause.)

Kunigunde (ausbrechend). Er weiß, umsonst ist's, Alles hilft zu nichts,

Er hat's gesehn, es ist um mich gethan!

Rosalie. Er weiß es nicht!

Kunigunde. Er weiß!

Rosalie. Er weiß es nicht!

Ihr klagt, und ich, vor Freuden möcht' ich hüpfen,

Er steht im Wahn, daß die, die hier gesehn,

Sibylle, meine Mutter, sei gewesen;

Und nimmer war ein Zufall glücklicher,

Als daß sie just in euerm Zimmer war;

Schnee, im Gebirg' gesammelt, wollte sie

Zum Waschen eben euch in's Becken tragen.

Kunigunde. Du sahst, wie er mich prüfte, mich ermaß.

Rosalie. Gleichviel! Er traut den Augen nicht! Ich bin

So fröhlich, wie ein Eichhorn in den Fichten!

Laßt sein, daß ihm von fern ein Zweifel kam;

Daß ihr euch zeigtet, groß und schlant und herrlich,

Schlägt seinen Zweifel völlig wieder nieder.

Des Todes will ich sterben, wenn er nicht



Den Handschuh Jedem hinwirft, der da zweifelt,  
 Daß ihr die Königin der Frauen seid.  
 O, seid nicht muthlos! Kommt und zieht euch an;  
 Der nächsten Sonne Strahl, was gilt's, begrüßt euch  
 Als Gräfin Kunigunde Wetterstrahl!  
 Kunigunde. Ich wollte, daß die Erde mich verschlänge! (Ab.)

Das Innere einer Höhle mit der Aussicht auf eine Landschaft.

(Räthchen, in einer Bekleidung, sitzt traurig auf einem Stein, den Kopf an die Wand gelehnt. Graf Otto von der Flühe, Wenzel von Nachtheim, Hans von Warentklu, in der Tracht kaiserlicher Reichsräthe, und Gottschalk treten auf. Gefolge, zuletzt der Kaiser und Theobald, welche, in Mänteln verhüllt, im Hintergrunde bleiben.)

Gr. Otto (eine Pergamentrolle in der Hand). Jungfrau von Heilbronn! Warum herbergst du, Dem Sperber gleich, in dieser Höhle Raum?  
 Räthchen (steht auf). O Gott! Wer sind die Herren?  
 Gottschalk. Erschreckt sie nicht!  
 Der Anschlag einer Feindin, sie zu tödten,  
 Zwang uns, in diese Berge sie zu flüchten.  
 Gr. Otto. Wo ist dein Herr, der Reichsgraf, dem du dienst?  
 Räthchen. Ich weiß es nicht.  
 Gottschalk. Er wird fogleich erscheinen!  
 Gr. Otto (gibt ihr das Pergament). Nimm diese Rolle hier; es ist ein Schreiben,

Verfaßt von kaiserlicher Majestät.  
 Durchleug's und folge mir; hier ist kein Ort,  
 Jungfrau'n von deinem Range zu bewirthen;  
 Worms nimmt fortan in seinem Schloß dich auf!  
 Der Kaiser (im Hintergrunde). Ein lieber Anblick!  
 Theobald. O, ein wahrer Engel!

(Der Graf vom Strahl tritt auf.)

Gr. Strahl (betroffen). Reichsräth', im festlichen Gepräng', aus Worms!  
 Gr. Otto. Seid uns gegrüßt, Herr Graf!  
 Gr. Strahl. Was bringt ihr mir?

Gr. Otto. Ein kaiserliches Schreiben dieser Jungfrau!  
 Befragt sie selbst; sie wird es euch bedeuten.  
 Gr. Strahl. O Herz, was pochst du? (Zu Räthchen.) Kind, was hältst du da?  
 Räthchen. Weiß nicht, mein hoher Herr! —  
 Gottschalk. Gib, gib, mein Herzchen.  
 Gr. Strahl (tief). „Der Himmel, wisset, hat mein Herz gestellt,

Das Wort des Auserwählten einzulösen.  
 Das Räthchen ist nicht mehr des Theobalds,  
 Des Waffenschmieds, der mir sie abgetreten,  
 Das Räthchen fürderhin ist meine Tochter,  
 Und Katharina heißt sie jetzt von Schwaben.“

(Er durchblättert die andern Papiere.)  
 Und hier: „Kund sei“ — Und hier: „das Schloß zu Schwabach“ — (Kurze Pause.)

Nun möcht' ich vor der Hochgebenedeiten  
 In Staub mich werfen, ihren Fuß ergreifen,  
 Und mit des Danks glutheißer Thräne waschen.  
 Räthchen (setzt sich). Gottschalk, hilf, steh' mir bei; mir ist nicht wohl!  
 Gr. Strahl (zu den Räthchen). Wo ist der Kaiser, wo der Theobald?  
 Der Kaiser (indem Beide ihre Mäntel abwerfen). Hier sind sie!  
 Räthchen (steht auf). Gott im hohen Himmel! Vater!  
 (Sie eilt auf ihn zu; er empfängt sie.)  
 Gottschalk (für sich). Der Kaiser! Ei, so wahr ich bin! Da steht er!  
 Gr. Strahl. Nun, sprich du — Göttslicher! Wie nenn' ich dich?

— Sprich, las ich recht?  
 Der Kaiser. Beim Himmel, ja, das that'st du!  
 Die einen Cherubim zum Freunde hat,  
 Der kann mit Stolz ein Kaiser Vater sein!  
 Das Räthchen ist die Erst' jetzt vor den Menschen,  
 Wie sie's vor Gott längst war; wer sie begehrt,  
 Der muß bei mir jetzt würdig um sie frein.  
 Gr. Strahl (beugt ein Knie vor ihm). Nun, hier auf Knie'n bitt' ich: gib sie mir.  
 Der Kaiser. Herr Graf! Was fällt ihm ein?  
 Gr. Strahl. Gib, gib sie mir!  
 Welch andern Zweck ersänn' ich deiner That?  
 Der Kaiser. So! Meint er das? — der Tod nur ist umsonst,  
 Und die Bedingung setz' ich dir.



Gr. Strahl. Sprich! Rede!  
Der Kaiser (ernst.) In deinem Haus den Vater nimmst  
du auf!

Gr. Strahl. Du spottest!  
Der Kaiser. Was! Du weigerst dich?  
Gr. Strahl. In Händen!

In meines Herzens Händen nehm' ich ihn!  
Der Kaiser (zu Theobald). Nun, Alter; hörtest du?  
Theobald (führt ihm Rätchen zu). So gib sie ihm!  
Was Gott fügt, heißt es, soll der Mensch nicht scheiden.

Gr. Strahl (steht auf und nimmt Rätchens Hand). Nun denn,  
zum Selgen hast du mich gemacht! —

Laßt einen Kuß mich, Väter, einen Kuß nur  
Auf ihre himmelsüßen Lippen drücken.  
Hätt' ich zehn Leben, nach der Hochzeitnacht  
Opf' ich sie jauchzend Jedem von euch hin!

Der Kaiser. Fort jetzt, daß er das Räthsel ihr erkläre! (Ab.)

Gr. Strahl (indem er sie bei der Hand nimmt und sich setzt). Nun  
denn, mein Rätchen, komm'! Komm' her, o Mädchen!  
Mein Mund hat jetzt dir etwas zu vertraun.

Rätchen. Mein hoher Herr! Sprich! Was bedeutet mir —?

Gr. Strahl. Zuerst, mein süßes Kind, muß ich dir sagen,  
Daß ich mit Liebe dir, unsäglich, ewig,  
Durch alle meine Sinne zugethan.  
Der Hirsch, der, von der Mittagsglut gequält,  
Den Grund zerwühlt mit spitzigem Geweih,  
Er sehnt sich so begierig nicht,  
Vom Felsen in den Waldstrom sich zu stürzen,  
Den reisenden, als ich, jetzt, da du mein bist,  
In alle deine jungen Reize mich.

Rätchen (schamroth). Jesus! Was sprichst du? Ich versteh'  
dich nicht.

Gr. Strahl. Vergib mir, wenn mein Wort dich oft gekränkt,  
Beleidigt; meine roh mißhandelnde  
Geberde dir zuweisen weh gethan.  
Denk' ich, wie lieblos einst mein Herz geeifert,  
Dich von mir wegzustoßen — und seh' ich gleichwohl jezo dich  
So voll von Huld und Güte vor mir stehn,  
Sieh, so kommt Wehmuth, Rätchen, über mich,  
Und meine Thränen halt' ich nicht zurück. (Er weint.)

Rätchen (ängstlich). Himmel! Was fehlt dir? Was bewegt  
dich so?

Was hast du mir gethan? Ich weiß von nichts.

Gr. Strahl. O Mädchen, wenn die Sonne wieder scheint,  
Will ich den Fuß in Gold und Seide legen,  
Der einst auf meiner Spur sich wund gelaufen,  
Ein Baldachin soll diese Scheitel schirmen,  
Die einst der Mittag hinter mir versengt.  
Arabien soll sein schönstes Pferd mir schicken,  
Geschirrt in Gold, mein süßes Kind zu tragen,  
Wenn mich in's Feld der Klang der Hörner ruft;  
Und wo der Zeisig sich das Nest gebaut,  
Der zwitschernde, in dem Hollunderstrauch,  
Soll sich ein Sommerfug dir auferbaun,  
In heitern, weitverbreiteten Gemächern,  
Mein Rätchen, keh' ich wieder, zu empfangen.

Rätchen. Mein Friedrich! Mein Angebeteter!  
Was soll ich auch von dieser Rede denken?  
Du willst? — Du sagst?

(Sie will seine Hand küssen.)

Gr. Strahl (zieht sie zurück). Nichts, nichts, mein süßes Kind.  
(Er küßt ihre Stirn.)

Rätchen. Nichts?

Gr. Strahl. Nichts. Vergib. Ich glaubt', es wäre  
morgen.

— Was

— Was wollt' ich doch schon sagen? — Ja, ganz recht,  
Ich wollte dich um einen Dienst ersuchen.

(Er wischt sich die Thränen ab.)

Rätchen (leimlaut). Um einen Dienst? Nun, welchen? Sag'  
nur an. (Paus.)

Gr. Strahl. Ganz recht. Das war's. — Du weißt, ich  
mache morgen Hochzeit.

Es ist zur Feier Alles schon bereitet!  
Am nächsten Mittag bricht der Zug  
Mit meiner Braut bereits zum Altar auf.  
Nun sann ich mir ein Fest aus, süßes Mädchen,  
Zu welchem du die Göttin spielen sollst.  
Du sollst aus Lieb' zu deinem Herrn für morgen  
Die Kleidung, die dich deckt, bei Seite legen,  
Und in ein reiches Schmuckgewand dich werfen,  
Das Mutter schon für dich zurecht gelegt.

— Willst du das thun?

Rätchen (hält ihre Schürze vor die Augen). Ja, ja, es soll  
geschehn.

Gr. Strahl. Jedoch recht schön; hörst du? Still, aber  
prächtig!



Recht, wie's Natur und Weis' in dir erheischt.  
Man wird dir Perlen und Smaragden reichen;  
Gern möcht' ich, daß du alle Frau'n im Schloß,  
Selbst noch die Kunigunde überstrahlst. —  
Was weinst du?

Räthchen. — Ich weiß nicht, mein verehrter Herr,  
Es ist in's Aug' mir was gekommen.  
Gr. Strahl.

In's Auge? Wo?

(Er küßt ihr die Thränen aus den Augen.)

Nun, komm' nur fort. Es wird sich schon erhellern.

(Er führt sie ab.)

Schloßplatz zur Rechten, im Vordergrund ein Portal. Zur Linken,  
mehr in der Tiefe, das Schloß mit einer Rampe. Im Hinter-  
grunde die Kirche.

(Marsch. Ein Aufzug. Ein Herold eröffnet ihn; darauf Trabanten.  
Ein Baldachin, von vier Mohren getragen. In der Mitte des Schloß-  
platzes stehen der Kaiser, der Graf vom Strahl, Theobald,  
Graf Otto von der Flühe, der Rheingraf vom Stein, der  
Burggraf von Freiburg und das übrige Gefolge des Kaisers und  
empfangen den Baldachin. Unter dem Portal rechts Fräulein Kuni-  
gunde von Thurneck im Brautschmuck, mit ihren Tanten und Vet-  
tern, um sich dem Zuge anzuschließen. Im Hintergrunde Volk, worunter  
Flammberg, Gottschalk, Rosalie u. s. w.)

Gr. Strahl. Halt hier, mit dem Baldachin! — Herold,  
thue dein Amt!

Der Herold (ablesend). „Kund und zu wissen sei hiermit  
Jedermann, daß der Reichsgraf Friedrich Wetter vom Strahl heute  
seine Vermählung feiert, mit Katharina, Prinzessin von Schwaben,  
Tochter unsers durchlauchtigsten Herrn Herrn und Kaisers. Der  
Himmel segne das hohe Brautpaar, und schütte das ganze Füll-  
horn von Glück, das in den Wolken schwebt, über ihre theuren  
Häupter aus!“

Kunigunde (zu Rosalie). Ist dieser Mann besessen, Rosalie?

Rosalie. Beim Himmel! Wenn er es nicht ist, so ist es darauf  
angelegt, uns dazu zu machen. —

Burggraf von Freiburg. Wo ist die Braut?

Ritter von Thurneck. Hier, ihr verehrungswürdigen  
Herren!

Freiburg. Wo?

Thurneck. Hier steht das Fräulein, unsere Muhme, unter  
diesem Portal!

Freiburg. Wir suchen die Braut des Grafen vom Strahl.  
— Ihr Herren, an euer Amt! Folgt mir und laßt uns sie holen.  
(Burggraf von Freiburg, Georg von Waldstätten und der Rheingraf vom Stein  
besteigen die Rampe und gehen in's Schloß.)

Die Herren von Thurneck. Hölle, Tod und Teufel!  
Was haben diese Anstalten zu bedeuten?

(Räthchen, im kaiserlichen Brautschmuck, geführt von Gräfin Helena und  
Fräulein Leonore, ihre Schleppe von drei Pagen getragen; hinter  
ihr Burggraf von Freiburg u. s. w. steigen die Rampe herab.)

Gr. Otto. Heil dir, o Jungfrau!

Ritter Flammberg und Gottschalk. Heil dir, Räth-  
chen von Heilbronn, kaiserliche Prinzessin von Schwaben!

Volk. Heil dir! Heil! Heil dir!

Herrnstadt und von der Wart (die auf dem Platz geblieben).  
Ist dies die Braut?

Freiburg. Dies ist sie.

Räthchen. Ich? Ihr hohen Herrn! Wessen?

Der Kaiser. Wessen, den dir der Cherub geworben. Willst  
du diesen Ring mit ihm wechseln?

Theobald. Willst du dem Grafen deine Hand geben?

Gr. Strahl (umfaßt sie). Räthchen! Meine Braut! Willst  
du mich?

Räthchen. Schütze mich Gott und alle Heiligen! (Sie sinkt,  
die Gräfin empfängt sie.)

Der Kaiser. Wohlan, so nehmt sie, Herr Graf vom Strahl,  
und führet sie zur Kirche! (Glockenklang.)

Kunigunde. Pest, Tod und Rache! Diesen Schimpf sollt  
ihr mir büßen! (Ab mit Gefolge.)

Gr. Strahl. Giftmischerin!

(Marsch. Der Kaiser stellt sich mit Räthchen und dem Grafen vom Strahl unter  
den Baldachin; die Damen und Ritter folgen. Trabanten beschließen den Zug. —  
Alle ab.)



# Prinz Friedrich von Homburg.

Ein Schauspiel.

## Personen.

Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg.  
Die Kurfürstin.  
Prinzessin Natalie von Dranien, seine Nichte, Chef eines Dragonerregiments.  
Feldmarschall Dörfling.  
Prinz Friedrich Arthur von Homburg, General der Reiterei.  
Obrist Kottwitz, vom Regiment der Prinzessin von Dranien.  
Pennings, Oberster der Infanterie.  
Graf Truchß, }  
Graf Hohenzollern, von der Suite des Kurfürsten. }  
Rittmeister von der Goltz. }  
Graf Georg von Sparren, }  
Stranz, } Rittmeister.  
Siegfried von Möner, }  
Graf Neuß, }  
Ein Wachtmeister.  
Offiziere. Korporale und Reiter. Koskavallere. Hofdamen. Pagen. Bedienten. Volk jedes Alters und Geschlechts.

## Erster Akt.

Fehrbellin. Ein Garten im altfranzösischen Styl. Im Hintergrunde ein Schloß, von welchem eine Rampe herabführt. — Es ist Nacht.

(Der Prinz von Homburg sitzt mit bloßem Haupt und offener Brust, halb wachend, halb schlafend, unter einer Eiche und windet sich einen Kranz. — Der Kurfürst, seine Gemahlin, Prinzessin Natalie, der Graf von Hohenzollern, Rittmeister Goltz und Andere treten heimlich aus dem Schloß und schauen vom Geländer der Rampe auf ihn nieder. — Pagen mit Fackeln.)

Hohenzollern. Der Prinz von Homburg, unser tapfrer  
Der, an der Reiter Spitze, seit drei Tagen  
Bettler,

Den flücht'gen Schweden munter nachgesetzt,  
Und sich erst heute wieder athemlos,  
Im Hauptquartier zu Fehrbellin gezeigt:  
Befehl ward ihm von dir, hier länger nicht,  
Als nur drei Fütterungsstunden zu verweilen,  
Und gleich dem Wrangel wiederum entgegen,  
Der sich am Rhyn versucht hat einzuschlagen,  
Bis an die Hadelberge vorzurücken?

Kurfürst. So ist's!

Hohenz. Die Geiß nun sämtlicher Schwadronen,  
Zum Aufbruch aus der Stadt, dem Plan gemäß,  
Glock zehn zu Nacht, gemessen instruiert,  
Wirft er erschöpft, gleich einem Jagdhund lechzend,  
Sich auf das Stroh, um für die Schlacht, die uns  
Bedor beim Strahl des Morgens steht, ein wenig  
Die Glieder, die erschöpften, auszuruhn.

Kurf. So hört' ich! — Nun?

Hohenz. Da nun die Stunde schlägt  
Und aufgefressen schon die ganze Reiterei  
Den Acker vor dem Thor zerstampft,  
Fehlt — wer? der Prinz von Homburg noch, ihr Führer.  
Mit Fackeln wird und Lichtern und Laternen  
Der Held gesucht — und aufgefunden, wo?

(Er nimmt einem Pagen die Fackel aus der Hand.)

Als ein Nachtwandler, schau, auf jener Bank,  
Wohin, im Schlaf, wie du nie glauben wolltest,  
Der Mondschein ihn gelockt, beschäftigtet,  
Sich träumend, seiner eignen Nachwelt gleich,  
Den prächt'gen Kranz des Ruhmes einzutwinden.

Kurf. Was!

Hohenz. In der That! Schau hier herab: da sitzt er!

(Er leuchtet von der Rampe auf ihn nieder.)

Kurf. Im Schlaf versenkt? Unmöglich!

Hohenz. Fest im Schlafe!

Ruf' ihn bei Namen auf, so fällt er nieder.

(Paus.)

Kurfürstin. Der junge Mann ist krank, so wahr ich lebe.

Natalie. Er braucht des Arztes —!

Kurfürstin. Man sollt' ihm helfen, dünkt mich.

Nicht den Moment verbringen, sein zu spotten!

Hohenz. (indem er die Fackel wieder weggibt). Er ist gesund, ihr  
mitleidsvollen Frauen,

Bei Gott, ich bin's nicht mehr! Der Schwede morgen,

Wenn wir im Feld ihn treffen, wird's empfinden!



Es ist nichts weiter, glaubt mir auf mein Wort,  
Als eine bloße Unart seines Geistes.

Kurf. Fürwahr! Ein Märchen glaubt ich's! Folgt mir,  
Freunde,  
Und laßt uns näher ihn einmal betrachten.

(Sie steigen von der Rampe herab.)

Hofkavalier (zu den Pagen). Zurück! Die Fackeln!  
Hohenz. Laßt sie, laßt sie, Freunde!  
Der ganze Flecken könnt' in Feuer aufgehen,  
Daß sein Gemüth davon nicht mehr empfinde,  
Als der Demant, den er am Finger trägt.

(Sie umringen ihn; die Pagen leuchten.)

Kurf. (über ihn gebeugt). Was für ein Laub denn flücht er? —  
Laub der Weide?  
Hohenz. Was! Laub der Weid', o Herr! — Der Lorbeer ist's,  
Wie er's gesehen hat, an der Helden Bildern,  
Die zu Berlin im Rüstsaal aufgehängt.

Kurf. — Wo fand er den in meinem mär'schen Sand?  
Hohenz. Das mögen die gerechten Götter wissen!  
Hofkavalier. Vielleicht im Garten hinten, wo der Gärtner  
Mehr noch der fremden Pflanzen auferzieht.

Kurf. Seltsam beim Himmel! Doch, was gilt's, ich weiß,  
Was dieses jungen Thoren Brust bewegt?  
Hohenz. O — was! Die Schlacht von morgen, mein Ge-  
bieter!

Sterngucker sieht er, wett' ich, schon im Geist,  
Aus Sonnen einen Siegestranz ihm winden.

(Der Prinz befeht den Kranz.)

Hofkavalier. Jetzt ist er fertig!  
Hohenz. Schade, ewig Schade,  
Daß hier kein Spiegel in der Nähe ist!  
Er würd' ihm, eitel wie ein Mädchen, nahn,  
Und sich den Kranz bald so, und wieder so,  
Wie eine storne Haube ausprobiren.

Kurf. Bei Gott! ich muß doch sehn, wie weit er's treibt!

(Der Kurfürst nimmt ihm den Kranz aus der Hand; der Prinz erröthet und sieht ihn an. Der Kurfürst schlingt seine Halskette um den Kranz und gibt ihn der Prinzessin; der Prinz steht lebhaft auf. Der Kurfürst weicht mit der Prinzessin, welche den Kranz erhebt, zurück; der Prinz mit ausgestreckten Armen folgt ihr.)

Prinz (flüsternd). Natalie! Mein Mädchen! Meine Braut!  
Kurf. Geschwind! Hinweg!  
Hohenz. Was sagt der Thor?

Hofkavalier.

Was sprach er?

(Sie besteigen sämmtlich die Rampe.)

Prinz. Friedrich! Mein Fürst! Mein Vater!  
Hohenz. Höll' und Teufel!  
Kurf. (rückwärts ausweichend). Deßn' mir die Pforte nur!  
Prinz. O meine Mutter!  
Hohenz. Der Rasende! Er ist —  
Kurfürstin. Wen nennt er so?  
Prinz (nach dem Kranz greifend). O! Liebste! Was entweichst  
du mir? Natalie!

(Er erhascht einen Handschuh von der Prinzessin Hand.)

Hohenz. Himmel und Erde! Was ergriff er da?  
Hofkavalier. Den Kranz?  
Natalie. Nein, nein!  
Hohenz. (öffnet die Thür). Hier rasch herein, mein Fürst!  
Auf daß das ganze Bild ihm wieder schwindet!  
Kurf. In's Nichts mit dir zurück, Herr Prinz von Homburg,  
In's Nichts, in's Nichts! In dem Gefild der Schlacht,  
Sehn wir, wenn's dir gefällig ist, uns wieder!  
Im Traum erringt man solche Dinge nicht!

(Alle ab; die Thür fliegt raselnd vor dem Prinzen zu. Pause.)

(Der Prinz bleibt einen Augenblick mit dem Ausdruck der Verwunderung vor der Thür stehen; steigt dann sinnend, die Hand, in welcher er den Handschuh hält, vor die Stirn gelegt, von der Rampe herab; lehrt sich, so bald er unten ist, um, und sieht wieder nach der Thür hinauf.)

(Der Graf von Hohenzollern tritt von unten, durch eine Gitterthür, auf. Ihm folgt ein Page.)

Page (leise). Herr Graf, so hört doch! Gnädigster Herr Graf!  
Hohenz. (unwillig). Still! die Cicade! — Nun? Was gibt's?  
Page. Mich schickt —!

Hohenz. Wed' ihn mit deinem Birpen mir nicht auf!  
Wohlan! Was gibt's?

Page. Der Kurfürst schickt mich her!  
Dem Prinzen möchtet ihr, wenn er erwacht,  
Kein Wort, befiehlt er, von dem Scherz entdecken,  
Den er sich eben jetzt mit ihm erlaubt!

Hohenz. (leise). Ei, so leg' dich im Weizenfeld auf's Ohr,  
Und schlaf' dich aus! Das wußt' ich schon! Hinweg! (der Page ab.)

Hohenz. (indem er sich in einiger Entfernung hinter den Prinzen stellt,  
der noch immer unverwandt die Rampe hinauffieht). Arthur!

(Der Prinz fällt um.)

Da liegt er; eine Kugel trifft nicht besser! (Er nähert sich ihm.)  
Nun bin ich auf die Fabel nur begierig,



Die er ersinnen wird, mir zu erklären,  
Warum er hier sich schlafen hat gelegt. (Er beugt sich über ihn.)  
Arthur! He! Bist des Teufels du? Was machst du?  
Wie kommst du hier zu Nacht auf diesen Platz?

Prinz. Je, Lieber!

Hohenz. Nun, fürwahr, das muß ich sagen!  
Die Reiterei ist, die du kommandirst,  
Auf eine Stunde schon im Marsch voraus,  
Und du, du liegst im Garten hier und schläfst.

Prinz. Welch eine Reiterei?

Hohenz. Die Mamelucken! —  
So wahr ich Leben athm', er weiß nicht mehr,  
Daß er der märk'schen Reiter Oberst ist?!

Prinz. (steht auf). Rasch! Meinen Helm! Die Rüstung!

Hohenz. Ja, wo sind sie?

Prinz. Zur Rechten, Heinz, zur Rechten; auf dem Schemel!

Hohenz. Wo? Auf dem Schemel?

Prinz. Ja, da legt' ich, mein' ich —!

Hohenz. (steht ihn an). So nimm sie wieder von dem Schemel  
weg!

Prinz. — Was ist dies für ein Handschuh?

(Er betrachtet den Handschuh, den er in der Hand hält.)

Hohenz. Ja, was weiß ich? — (für sich.)  
Verwünscht! Den hat er der Prinzessin Richte,  
Dort oben unbemerkt vom Arm gerissen! (abbrechend.)

Nun, rasch! Hinweg! Was säumst du? Fort!

Prinz. (wirft den Handschuh wieder weg). Gleich! gleich! —

He, Franz! der Schurke, der mich wecken sollte —

Hohenz. (betrachtet ihn). Er ist ganz rasend toll!

Prinz. Bei meinem Eid!

Ich weiß nicht, liebster Heinrich, wo ich bin.

Hohenz. In Fehrbellin, du sinnverwirrter Träumer;  
In einem von des Gartens Seitengängen,  
Der ausgebreitet hinterm Schlosse liegt!

Prinz. (für sich). Daß mich die Nacht verschläng! Mir un-  
bewußt

Im Mondschein bin ich wieder umgewandelt! (Er faßt sich.)

Vergib! Ich weiß nun schon. Es war, du weißt vor Hise,

Im Bette gestern fast nicht auszuhalten;  
Ich schlief erschöpft in diesen Garten mich,  
Und weil die Nacht so lieblich mich umfing,  
Mit blondem Haar, von Wohlgeruch ganz triefend,  
Ach! wie den Bräut'gam eine Perser-Bräut,

So legt' ich hier in ihren Schooß mich nieder. —

— Was ist die Glocke jeho?

Hohenz. Halb auf Zwölf.

Prinz. Und die Schwadronen, sagst du, brachen auf?

Hohenz. Versteht sich, ja! Glos' zehn; dem Plan gemäß!  
Das Regiment Prinzessin von Dranien,  
Hat, wie kein Zweifel ist, an ihrer Spitze  
Bereits die Höhen von Hackelwitz erreicht,  
Wo sie des Heeres stillen Aufmarsch morgen,  
Dem Brangel gegenüber, decken sollen.

Prinz. Es ist gleichviel! Der alte Kottwitz führt sie,  
Der jede Absicht dieses Marsches kennt.

Zudem hätt' ich zurück in's Hauptquartier  
Um zwei Uhr Morgens wiederkehren müssen,  
Weil hier Parol' noch soll empfangen werden:  
So blieb ich besser gleich im Ort zurück.

Komm; laß uns gehn! Der Kurfürst weiß von nichts?

Hohenz. Ei, was! Der liegt im Bette längst und schläft.

(Sie wollen gehen; der Prinz flucht, kehrt sich um und nimmt den Handschuh auf.)

Prinz. Welch einen sonderbaren Traum träumt' ich?! —

Mir war, als ob, von Gold und Silber strahlend,  
Ein Königsschloß sich plötzlich öffnete,  
Und hoch von seiner Marmorramp' herab,  
Der ganze Reigen zu mir niederstiege,  
Der Menschen, die mein Busen liebt:  
Der Kurfürst und die Fürstin und die — dritte  
— Wie heißt sie schon?

Hohenz. Wer?

Prinz. (er scheint zu suchen). Jene — die ich meine!  
Ein Stummgeborner würd' sie nennen können!

Hohenz. Die Platen?

Prinz. Nicht doch, Lieber!

Hohenz. Die Ramin?

Prinz. Nicht, nicht doch, Freund!

Hohenz. Die Vork? Die Winterfeld?

Prinz. Nicht, nicht; ich bitte dich! Du siehst die Perle  
Nicht vor den Ring, der sie in Fassung hält.

Hohenz. Zum Henker, sprich! Läßt das Gesicht sich rathen?  
— Welch eine Dame meinst du?

Prinz. Gleichviel! gleichviel!

Der Ram' ist mir, seit ich erwacht, entfallen,  
Und gilt zu dem Verständniß hier gleichviel.

Hohenz. Gut! So sprich weiter!



Prinz. Aber stör' mich nicht! —  
Und er, der Kurfürst, mit der Stirn des Jovs,  
Hielt einen Kranz von Lorbeern in der Hand:  
Er stellt sich dicht mir vor das Antlitz hin,  
Und schlingt, mir ganz die Seele zu entzünden,  
Den Schmuck darum, der ihm vom Nacken hängt,  
Und reicht ihn, auf die Locken mir zu drücken

— O Lieber!

Hohenz. Wem?

Prinz. O Lieber!

Hohenz. Nun, so sprich!

Prinz. Es wird die Platen wohl gewesen sein.

Hohenz. Die Platen? Was! — Die jetzt in Preußen ist?

Prinz. Die Platen. Wirklich. Oder die Ramin?

Hohenz. Ach, die Ramin! Was! Die, mit rothen Haaren! —  
Die Platen, mit den schelm'schen Veilchenaugen!  
Die, weiß man, die gefällt dir.

Prinz. Die gefällt mir. —

Hohenz. Nun, und die, sagst du, reichte dir den Kranz?

Prinz. Hoch auf, gleich einem Genius des Ruhms,  
Hebt sie den Kranz, an dem die Kette schwankte,  
Als ob sie einen Helden krönen wollte.

Ich streck' in unaussprechlicher Bewegung,

Die Hände streck' ich aus, ihn zu ergreifen:

Zu Füßen will ich vor ihr niedersinken.

Doch, wie der Duft, der über Thäler schwebt,

Von eines Windes frischem Hauch zerfliehet,

Weicht mir die Haar, die Klampe' ersteigend, aus.

Die Klampe dehnt sich, da ich sie betrete,

Endlos, bis an das Thor des Himmels aus,

Ich greife rechts, ich greife links umher,

Der Theuren Einen ängstlich zu erhaschen.

Umsonst. Des Schlosses Thor geht plötzlich auf;

Ein Blitz, der aus dem Innern zuckt, verschlingt sie.

Das Thor flog rasselnd wieder sich zusammen:

Nur einen Handschuh, heftig, im Verfolgen,

Streif' ich der süßen Traumgestalt vom Arm:

Und einen Handschuh, ihr allmächt'gen Götter,

Da ich erwache, halt' ich in der Hand!

Hohenz. Bei meinem Eid! — Und nun meinst du, der  
Handschuh,

Der sei der ihre?

Prinz. Wessen?

Hohenz. Nun, der Platen!

Prinz. Der Platen. Wirklich. Oder der Ramin? —

Hohenz. (lacht). Schelm, der du bist, mit deinen Visionen!  
Wer weiß, von welcher Schäferstunde, traum,  
Mit Fleisch und Wein hier wachend zugebracht,  
Dir noch der Handschuh in den Händen klebt!

Prinz. Was! Mir? Bei meiner Liebe —!

Hohenz. Ei so, zum Henker,  
Was kümmert's mich? Meinethalben sei's die Platen,  
Sei's die Ramin! Am Sonntag geht die Post nach Preußen,  
Da kannst du auf dem kürz'esten Weg erfahren,  
Ob deiner Schönen dieser Handschuh fehlt. —  
Fort! Es ist Zwölf. Was stehn wir hier und plaudern.

Prinz (träumt vor sich nieder). — Da hast du Recht. Laß uns zu  
Bette gehen.

Doch was ich sagen wollte, Lieber,  
Ist die Kurfürstin noch und ihre Richte hier,  
Die liebliche Prinzessin von Oranien,  
Die jüngst in unser Lager eingetroffen?

Hohenz. Warum? — Ich glaube gar der Thor —?

Prinz. Warum? —

Ich sollte, weißt du, dreißig Reiter stellen,  
Sie wieder von dem Kriegssplatz wegzuschaffen.

Ramin hab' ich deshalb beordern müssen.

Hohenz. Ei, was! Die sind längst fort! Fort, oder reisen  
gleich!

Ramin, zum Aufbruch völlig fertig stand

Die ganze Nacht durch mindestens am Portal.

Doch fort! Zwölf ist's; und eh' die Schlacht beginnt,

Wünsch' ich mich noch ein wenig auszuruhen. (beide ab.)

(Ebenfallselbst. Saal im Schloß. Man hört in der Ferne schießen.)

(Die Kurfürstin und die Prinzessin Natalie in Reifesseleidern, geführt  
von einem Hofkavalier, treten auf und lassen sich zur Seite nieder.  
Hofdamen. Hierauf der Kurfürst, Feldmarschall Dörfling,  
der Prinz von Homburg, den Handschuh im Kollett, der Graf von  
Hohenzollern, Graf Truchseß, Obrist Hennings, Rittmeister  
von der Goltz und mehrere andere, Generale, Obersten und Offi-  
ziere.)

Kurfürst. Was ist das für ein Schießen? — Ist das Gök?  
Feldmarschall. Das ist der Oberst Gök, mein Fürst  
und Herr,



Der mit dem Vortrab gestern vorgegangen.  
 Er hat schon einen Offizier gesandt,  
 Der im Voraus darüber dich beruh'ge.  
 Ein schwed'scher Posten ist, von tausend Mann,  
 Bis auf die Hackelberge vorgerückt;  
 Doch hastet Götz für diese Berge dir,  
 Und sagt mir an, du müchtest nur verfahren,  
 Als hätte sie sein Vortrab schon besetzt.

Kurf. (zu den Offizieren). Ihr Herrn, der Marschall kennt den Schlachtentwurf;

Nehmt euren Stift, bitt' ich, und schreibt ihn auf.

(Die Offiziere versammeln sich auf der andern Seite um den Feldmarschall und nehmen ihre Schreibtafeln heraus.)

Ramin ist mit dem Wagen vorgefahren?

Hofkavalier. Im Augenblick, mein Fürst. — Man spannt schon an.

Kurf. (läßt sich auf einen Stuhl hinter der Kurfürstin und der Prinzessin nieder)

Ramin wird meine theur' Elisa führen,  
 Und dreißig rüst'ge Reiter folgen ihm.  
 Ihr geht auf Kalkbühns, meines Kanzlers, Schloß,  
 Bei Havelberg, jenseits des Havelstroms,  
 Wo sich kein Schwede mehr erblicken läßt. —

Kurfürstin. Hat man die Fährre wieder hergestellt?

Kurf. Bei Havelberg? — Die Anstalt ist getroffen.

Zudem ist's Tag, bevor ihr sie erreicht. (Pause.)

Natalie ist so still, mein süßes Mädchen?

— Was fehlt dem Kind?

Prinzessin Natalie. Mich schauert, lieber Onkel.

Kurf. Und gleichwohl ist mein Töchterchen so sicher,

In ihrer Mutter Schooß war sie's nicht mehr. (Pause.)

Kurfürstin. Wann, denkst du, werden wir uns wiedersehen?

Kurf. Wenn Gott den Sieg mir schenkt, wie ich nicht zweifle,

Vielleicht im Laufe dieser Tage schon.

(Wagen kommen und serviren den Damen ein Frühstück. — Feldmarschall Dörfling tritt. — Der Prinz von Homburg, Stift und Tafel in der Hand, führt die Damen.)

Feldmarsch. Der Plan der Schlacht, ihr Herren Obersten,  
 Den die Durchlaucht des Herrn ersann, bezweckt,  
 Der Schweden flücht'ges Heer, zu gänzlicher  
 Zerspaltung, von dem Brückenkopf zu trennen,

Der an dem Rhynfluß ihren Rücken deckt.

Der Oberst Hennings —?

Oberst Hennings. Hier! (Er schreibt.)

Feldmarsch.

Der, nach des Herren Willen, heut

Des Heeres rechten Flügel kommandirt,

Soll, durch den Grund der Hackelbüsche, still

Des Feindes linken zu umgehen suchen,

Sich muthig zwischen ihn und die drei Brücken werfen,

Und mit dem Grafen Truchß vereint —

Graf Truchß!

Truchß. Hier!

(Er schreibt.)

Feldmarsch. Und mit dem Grafen Truchß vereint —

(Er hält inne.)

Der, auf den Höhen indeß, dem Wrangel gegenüber,

Mit den Kanonen Posten hat gefaßt —

Truchß (schreibt). Kanonen Posten habt gefaßt —

Feldmarsch.

Habt ihr?

(Er fährt fort.)

Die Schweden in den Sumpf zu jagen suchen,

Der hinter ihrem rechten Flügel liegt.

Ein Heiduck (tritt auf). Der Wagen, gnäd'ge Frau, ist vor-  
 gefahren.

(Die Damen stehen auf.)

Feldmarsch. Der Prinz von Homburg —

Kurfürst (erhebt sich gleichfalls.) — Ist Ramin bereit?

Heiduck. Er harret zu Pferd schon unten am Portal

(Die Herrschaften nehmen Abschied von einander.)

Truchß (schreibt). Der hinter ihrem rechten Flügel liegt.

Feldmarsch. Der Prinz von Homburg —

Wo ist der Prinz von Homburg?

Hohenz. (heimlich).

Arthur!

Prinz (fährt zusammen).

Hier!

Hohenz. Bist du bei Sinnen?

Prinz.

Was befiehlt mein Marschall?

(Er erröthet, stellt sich mit Stift und Pergament und schreibt.)

Feldmarsch. Dem die Durchlaucht des Fürsten wiederum

Die Führung ruhmvoll, wie bei Rathenow

Der ganzen märt'schen Reiterei vertraut —

(Er hält inne.)

Dem Obrist Rottwitz gleichwohl unbeschadet,

Der ihm mit seinem Rath zur Hand wird gehn —

(Salblaut zum Wittmeister Holz.)

Ist Rottwitz hier?



Golz. Nein, mein General, du siehst,  
Mich hat er abgeschickt, an seiner Statt,  
Aus deinem Mund den Kriegsbefehl zu hören.

(Der Prinz steht wieder nach den Damen herüber.)

Feldmarsch. (fährt fort). Stellt auf der Ebene sich beim Dorfe  
Häfelwik,

Des Feindes rechten Flügel gegenüber,  
Fern außer dem Kanonenschusse auf.

Golz (schreibt). Fern außer dem Kanonenschusse auf.

(Die Kurfürstin bindet der Prinzessin ein Tuch um den Hals. Die Prinzessin, indem sie sich die Handschuhe anziehen will, sieht sich um, als ob sie etwas suchte.)

Kurf. (tritt zu ihr). Mein Töchterchen, was fehlt dir —?

Kurfürstin. Suchst du etwas?

Natalie. Ich weiß nicht, liebe Tante, meinen Handschuh —

(Sie sehen sich alle um.)

Kurf. (zu den Hofdamen). Ihr Schönen! Wollt ihr gütig euch  
bemühen?

Kurfürstin (zur Prinzessin). Du hältst ihn, Kind.

Natalie. Den rechten; doch den linken?

Kurf. Vielleicht daß er im Schlafgemach geblieben?

Natalie. O liebe Vork!

Kurf. (zu diesem Fräulein). Rasch, rasch!

Natalie. Auf dem Kamin!

Prinz (für sich). Herr meines Lebens! Hab' ich recht gehört?

(Er nimmt den Handschuh aus dem Koffer.)

Feldm. (steht in ein Papier, das er in der Hand hält). Fern außer  
dem Kanonenschusse auf. —

(Er fährt fort.)

Des Prinzen Durchlaucht wird —

Prinz. Den Handschuh sucht sie —?

(Er sieht bald den Handschuh, bald die Prinzessin an.)

Feldmarschall. Nach unsers Herrn ausdrücklichem Befehl —

Golz (schreibt). Nach unsers Herrn ausdrücklichem Befehl —

Feldmarschall. Wie immer auch die Schlacht sich wenden mag,

Vom Platz nicht, der ihm angewiesen, weichen —

Prinz. — Rasch, daß ich jetzt erprüfe, ob er's ist!

(Er läßt, zugleich mit seinem Schnupftuch, den Handschuh fallen; das Schnupftuch hebt er wieder auf, den Handschuh läßt er so, daß ihn Jedermann sehen kann, liegen.)

Feldmarschall (befremdet). Was macht des Prinzen Durch-  
laucht?

Hohenz. (heimlich.)

Arthur!

Prinz. Hier!  
Hohenz. Ich glaub',  
Du bist des Teufels?!  
Prinz. Was befiehlt mein Marschall?

(Er nimmt wieder Stift und Tafel zur Hand. Der Feldmarschall sieht ihn einen Augenblick fragend an. — Pause.)

Golz (nachdem er geschrieben). Vom Platz nicht, der ihm ange-  
wiesen, weichen —

Feldmarschall (fährt fort). Als bis, gedrängt von Hennings  
und von Truchß —

Prinz (zum Rittmeister Golz, heimlich, indem er in seine Schreibtafel  
sieht). Wer? Lieber Golz! Was? Ich?

Golz. Ihr, ja! Wer sonst?

Prinz. Vom Platz nicht soll ich —?

Golz. Freilich!

Feldmarschall. Nun? Habt ihr?

Prinz (laut). Vom Platz nicht, der mir angewiesen, weichen —

(Er schreibt.)

Feldmarschall. Als bis, gedrängt von Hennings und von  
Truchß —

(Er hält inne.)

Des Feindes linker Flügel aufgelöst,  
Auf seinen rechten stürzt, und alle seine  
Schlachthausen wankend nach der Trift sich drängen,  
In deren Sümpfen, oft durchkreuzt von Gräben,  
Der Kriegsplan eben ist, ihn aufzureiben.

Kurfürst. Ihr Bagen, leuchtet! — Euren Arm, ihr Lieben!

(Er reicht mit der Kurfürstin und der Prinzessin auf.)

Feldmarschall. Dann wird er die Fanfare blasen lassen.

Kurfürstin (da einige Offiziere sie komplementiren). Auf Wieder-  
sehn, ihr Herrn! Laßt uns nicht stören.

(Der Feldmarschall komplementirt sie auch.)

Kurfürst (steht plötzlich still). Sieh da! Des Fräuleins Hand-  
schuh! Rasch! Dort liegt er!

Hofkavalier. Wo?

Kurfürst. Zu des Prinzen, unsers Veters, Füßen!

Prinz. Zu meinen —? Was! Ist das der eure?

(Er hebt ihn auf und bringt ihn der Prinzessin.)

Natalie. Ich dank' euch, edler Prinz.

Prinz (verwirrt). Ist das der eure?

Natalie. Der meinige; der, welchen ich vermigt.

(Sie empfängt ihn und zieht ihn an.)



Kurfürstin (zu dem Prinzen, im Abgehen). Lebt wohl! Lebt wohl!  
Viel Glück und Heil und Segen!  
Macht, daß wir bald und froh uns wiedersehn!

(Der Kurfürst mit den Frauen ab. Hofdamen, Kavaliers und Pagen folgen.)

Prinz (steht einen Augenblick, wie vom Blitze getroffen, da; dann wendet er sich mit trümpfenden Schritten wieder in den Kreis der Offiziere zurück.)  
Dann wird er die Fanfare blasen lassen!

(Er thut, als ob er schriebe.)

Feldmarschall (steht in sein Papier). Dann wird er die Fanfare blasen lassen. —

Doch wird des Fürsten Durchlaucht ihm, damit,  
Durch Mißverstand der Schlag zu früh nicht falle —

(Er hält inne.)

Golz (schreibt). Durch Mißverstand der Schlag zu früh nicht fallen —

Prinz (zum Grafen Hohenzollern, in großer Bewegung). O Heinrich!  
Hohenz. (unwillig). Nun! Was gibt's? Was hast du vor?

Prinz. Was! Sahst du nichts?

Hohenz. Nein, nichts! Sei still, zum Henker!

Feldmarschall (fährt fort). Ihm einen Offizier aus seiner Suite senden,

Der den Befehl, das merkt ausdrücklich noch,  
Zum Angriff auf den Feind ihm überbringe.  
Eh' wird er nicht Fanfare blasen lassen.

(Der Prinz steht und träumt vor sich nieder.)

— Habt ihr?

Golz (schreibt). Eh' wird er nicht Fanfare blasen lassen.

Feldmarschall (mit erhöhter Stimme). Des Prinzen Durchlaucht, habt ihr?

Prinz. Mein Feldmarschall!

Feldmarschall. Ob ihr geschrieben habt?

Prinz. — Von der Fanfare?

Hohenz. (heimlich, unwillig, nachdrücklich). Fanfare! Sei verwünscht! Nicht eh', als bis der —

Golz (eben so). Als bis er selbst —

Prinz (unterbricht sie). Ja, allerdings! Eh' nicht —

Doch dann wird er Fanfare blasen lassen.

(Er schreibt. — Pause.)

Feldmarschall. Den Obrist Rottwitz, merkt das, Baron Golz, Wunsch' ich, wenn er es möglich machen kann,  
Noch vor Beginn des Treffens selbst zu sprechen.

Golz (mit Bedeutung). Bestellen werd' ich es. Verlaß dich drauf. (Pause.)

Kurfürst (kommt zurück). Nun meine General' und Obersten,  
Der Morgenstrahl ergraut! — Habt ihr geschrieben?

Feldmarschall. Es ist vollbracht, mein Fürst; dein Kriegsplan ist

An deine Feldherrn pünktlich ausgetheilt!

Kurfürst (indem er Hut und Handschuh nimmt). Herr Prinz von Homburg, dir empfehl' ich Ruhe!

Du hast am Ufer, weißt du, mir des Rheins  
Zwei Siege jüngst verscherzt; regier' dich wohl,  
Und laß mich heut den dritten nicht entbehren,  
Der Windres nicht, als Thron und Reich, mir gilt!

(Zu den Offizieren.)

Folgt mir! — He, Franz!

Ein Reitknecht (tritt auf). Hier!

Kurfürst. Rasch! den Schimmel vor!

— Noch vor der Sonn' im Schlachtfeld will ich sein!

(Ab; die Generale, Obersten und Offiziere folgen ihm.)

Prinz (in den Vordergrund tretend). Nun denn, auf deiner Kugel, Ungeheures,

Du, dem der Windeshauch den Schleier heut,  
Gleich einem Segel, lüftet, roll' heran!  
Du hast mir, Glück, die Locken schon gestreift:  
Ein Pfand schon warfst du, im Vorüberfliegen,  
Aus deinem Füllhorn lächelnd mir herab:  
Heut, Kind der Götter, such' ich, Flüchtiges,  
Ich hasche dich im Feld der Schlacht und stürze  
Ganz deinen Segen mir zu Füßen um:  
Wärest du auch siebenfach, mit Eisenketten,  
Am schwed'schen Siegeswagen festgebunden!

(ab.)

## Zweiter Akt.

Schlacht bei Fehrbellin.

(Obrist Rottwitz, Graf Hohenzollern, Rittmeister von der Golz und andere Offiziere, an der Spitze der Reiterei treten auf.)

Rottwitz (außerhalb der Scene). Halt hier die Reiterei, und abgesehen!

Hohenz. und Golz (treten auf). Halt! — halt!



Rottwik. Wer hilft vom Pferde mir, ihr Freunde?  
Hohenz. und Golz. Hier, Alter, hier!

(Sie treten wieder zurück.)

Rottwik (außerhalb). Habt Dank! — Auf! Daß  
die Pest mich!

— Ein edler Sohn, für euren Dienst, jedwedem,  
Der euch, wenn ihr zerfallt, ein Gleiches thut!

(Er tritt auf; Hohenzollern, Golz und Andere, hinter ihm)

Ja, auf dem Roß fühl' ich voll Jugend mich;  
Doch sit' ich ab, da hebt ein Strauß sich an,  
Als ob sich Leib und Seele kämpfend trennten!

(Er sieht sich um.)

Wo ist des Prinzen, unsers Führers, Durchlaucht?

Hohenz. Der Prinz kehrt gleich zu dir zurück!

Rottwik. Wo ist er?

Hohenz. Er ritt in's Dorf, das dir, versteckt in Büschen,  
Zur Seite blieb. Er wird gleich wiederkommen.

Ein Offizier. Zur Nachtzeit, hör' ich, fiel er mit dem Pferd?

Hohenz. Ich glaube, ja!

Rottwik. Er fiel?

Hohenz. (wendet sich). Nichts von Bedeutung!

Sein Knappe scheute an der Mühle sich,  
Jedoch, leichthin zur Seite niedergleitend,  
That er auch nicht den mind'sten Schaden sich.  
Es ist den Odem keiner Sorge werth.

Rottwik (auf einen Hügel tretend). Ein schöner Tag, so wahr  
ich Leben athme!

Ein Tag von Gott, dem hohen Herrn der Welt,  
Gemacht zu süßerm Ding, als sich zu schlagen!  
Die Sonne schimmert röthlich durch die Wolken,  
Und die Gefühle flattern, mit der Lerche,  
Zum hettern Dufte des Himmels jubelnd auf!

Golz. Hast du den Marschall Dörfling aufgefunden?

Rottwik (kommt vorwärts). Zum Henker, nein! Was denkt die  
Excellenz?

Bin ich ein Pfeil, ein Vogel, ein Gedanke,  
Daß er mich durch das ganze Schlachtfeld sprengt?  
Ich war beim Vortrab, auf den Hackelhöhn,  
Und in dem Hackelgrund, beim Hintertrab:  
Doch wen ich nicht gefunden, war der Marschall!  
Drauf meine Reiter sucht' ich wieder auf.

Golz. Das wird sehr leid ihm thun. Es schien, er hatte  
Dir von Belang noch etwas zu vertrauen.

Offizier. Da kommt des Prinzen, unsers Führers, Durchlaucht!

(Der Prinz von Homburg mit einem schwarzen Band um die linke  
Hand.)

Rottwik. Sei mir begrüßt, mein junger, edler Prinz!

Schau her, wie während du im Dörfchen warst,  
Die Reiter ich im Thalweg aufgestellt:

Ich denk', du wirst mit mir zufrieden sein!

Prinz. Guten Morgen, Rottwik! — Guten Morgen, Freunde!

— Du weißt, ich lobe Alles, was du thust.

Hohenz. Was machtest, Arthur, in dem Dörfchen du?

— Du scheinst so ernst!

Prinz. Ich — war in der Kapelle,

Die aus des Dörfchens stillen Büschen blinkte.

Man läutete, da wir vorüberzogen,

Zur Andacht eben ein, da trieb mich's an,

Am Altar auch mich betend hinzuwerfen.

Rottwik. Ein frommer junger Herr, das muß ich sagen!

Das Werk, glaubt mir, das mit Gebet beginnt,

Das wird mit Heil und Ruhm und Sieg sich krönen!

Prinz. Was ich dir sagen wollte, Heinrich —

(Er führt den Grafen ein wenig vor.)

Was war's schon, was der Dörfling, mich betreffend,

Bei der Parol' hat gestern vorgebracht?

Hohenz. — Du warst zerstreut. Ich hab' es wohl gesehn.

Prinz. Zerstreut — getheilt; ich weiß nicht, was mir fehlte.

Diktiren in die Feder macht' mich irr. —

Hohenz. — Zum Glück nicht diesmal eben viel für dich.

Der Truchß und Hennings, die das Fußvolk führen,

Die sind zum Angriff auf den Feind bestimmt,

Und dir ist aufgegeben, hier zu halten

Im Thal, schlagfertig mit der Reiterei,

Bis man zum Angriff den Befehl dir schickt.

Prinz (nach einer Pause, in der er vor sich niedergedrückt).

— Ein wunderlicher Vorfall!

Hohenz. Welcher, Lieber?

(Er steht ihn an. — Ein Kanonenschuß fällt.)

Rottwik. Holla, ihr Herrn, holla! Sitzt auf, sitzt auf!

Das ist der Hennings und die Schlacht beginnt!

(Sie besteigen sämmtlich einen Hügel.)

Prinz. Wer ist es? Was?

Hohenz. Der Obrist Hennings, Arthur,

Der sich in Brangels Rücken hat geschlichen!

Komm nur, dort kannst du Alles überschauen.



Golz (auf dem Hügel). Seht, wie er furchtbar sich am Rhyn entfaltet:

Prinz (hält sich die Hand vor's Auge).

— Der Hennings dort auf unserm rechten Flügel?

Erster Offizier. Ja, mein erlauchter Prinz.

Prinz. Was auch, zum Henker!  
Der stand ja gestern auf des Heeres linken.

(Kanonenschüsse in der Ferne.)

Kottwitz. Mitlelement! Seht, aus zwölf Feuerschlünden  
Wirkt jetzt der Wrangel auf den Hennings los!

Erster Offizier. Das nenn' ich Schanzen das, die schwedischen!

Zweiter Offizier. Bei Gott, gethürmt, bis an die Kirchthurmspitze,

Des Dorfs, das hinter ihrem Rücken liegt!

(Schüsse in der Nähe.)

Golz. Das ist der Truchß!

Prinz. Der Truchß?

Kottwitz. Der Truchß, er, ja;

Der Hennings jetzt von vorn zu Hülfe kommt.

Prinz. Wie kommt der Truchß heut in die Mitte?

(Heftige Kanonade.)

Golz. O Himmel, schaut, mich dünkt, das Dorf sing Feuer!

Dritter Offizier. Es brennt, so wahr ich leb!

Erster Offizier. Es brennt! Es brennt!

Die Flamme zuckt schon an dem Thurm empor!

Golz. Hui! Wie die Schwedenboten fliegen rechts und links!

Zweiter Offizier. Sie brechen auf!

Kottwitz. Wo?

Erster Offizier. Auf dem rechten Flügel! —

Dritter Offizier. Freilich! In Lügen! Mit drei Regimentern!

Es scheint, den linken wollen sie verstärken.

Zweiter Offizier. Bei meiner Treu! Und Reiterei rückt vor,

Den Marsch des rechten Flügels zu bedecken!

Hohenz. (lacht). Ha! Wie das Feld die wieder räumen wird,

Wenn sie versteckt uns hier im Thal erblickt!

(Musketenfeuer.)

Kottwitz. Schaut, Brüder, schaut!

Zweiter Offizier. Horcht!

Erster Offizier. Feuer der Musketen!

Dritter Offizier. Jetzt sind sie bei den Schanzen aneinander! —

Golz. Bei Gott! Solch einen Donner des Geschützes  
Hab' ich Zeit meines Lebens nicht gehört!

Hohenz. Schießt! Schießt! Und macht den Schooß der Erde  
bersten!

Der Riß soll eurer Leichen Grabmal sein!

(Pause. — Ein Siegesgeschrei in der Ferne.)

Erster Offizier. Herr, du, dort oben, der den Sieg verleiht:  
Der Wrangel kehrt den Rücken schon!

Hohenz. Nein, sprich!

Golz. Beim Himmel, Freunde! Auf dem linken Flügel!

Er räumt mit seinem Feldgeschütz die Schanzen.

Alle. Triumph! Triumph! Triumph! Der Sieg ist unser!

Prinz (steigt vom Hügel herab). Auf, Kottwitz, folg' mir!

Kottwitz. Ruhig, ruhig, Kinder!

Prinz. Auf! Laß Fanfare blasen! Folge mir!

Kottwitz. Ich sage, ruhig.

Prinz (wilt). Himmel, Erd' und Hölle!

Kottwitz. Des Herrn Durchlaucht, bei der Parole gestern,

Befehl, daß wir auf Ordre warten sollen.

Golz, lies den Herren die Parole vor.

Prinz. Auf Ordre? Ei, Kottwitz! Reitest du so langsam?

Hast du sie noch vom Herzen nicht empfangen?

Kottwitz. Ordre?

Hohenz. Ich bitte dich!

Kottwitz. Von meinem Herzen?

Laß dir bedeuten, Arthur!

Golz. Hör', mein Obrist!

Kottwitz (beteibigt). Oho! Kommst du mir so, mein junger

Herr? —

Den Gaul, den du daher sprengst, schlepp' ich noch

Im Nothfall an dem Schwanz des meinen fort!

Marsch, marsch, ihr Herrn! Trompeter, die Fanfare!

Zum Kampf! Zum Kampf! Der Kottwitz ist dabei!

Golz (zu Kottwitz). Nein, nimmermehr, mein Obrist! Nimmer-

mehr!

Zweiter Offizier. Der Hennings hat den Rhyn noch nicht

erreicht!

Erster Offizier. Nimm ihm den Degen ab!

Prinz. Den Degen mir?

(Er stoßt ihn zurück.)

Ei, du vorwiz'ger Knabe, der du noch

Nicht die zehn märtischen Gebote kennst!

Hier ist der deinige, zusammt der Scheide!

(Er reißt ihm das Schwert sammt dem Gürtel ab.)



Erster Offizier (taumelnd). Mein Prinz, die That, bei Gott —!  
 Prinz (auf ihn einschreitend). Den Mund noch öffnest —?  
 Hohenz. (zu dem Offizier). Schweig! Bist du rasend?  
 Prinz (indem er den Degen abgibt). Ordonnanz! —  
 Führt ihn gefangen ab, in's Hauptquartier.

(Zu Kottwitz und den übrigen Offizieren.)

Und jetzt ist die Parol, ihr Herrn: ein Schurke,  
 Wer seinem General zur Schlacht nicht folgt!  
 — Wer von euch bleibt?  
 Kottwitz. Du hörst. Was eiserst du?  
 Hohenz. (beilegend). Es war ein Rath nur, den man dir ertheilt.  
 Kottwitz. Auf deine Kappe nimm's. Ich folge dir.  
 Prinz (beruhigt). Ich nehm's auf meine Kappe. Folgt mir, Brü-  
 der! (Alle ab.)

~~~~~  
 Zimmer in einem Dorfe.

(Ein Hofkavalier in Stiefeln und Sporen tritt auf. — Ein Bauer und seine Frau sitzen an einem Tisch und arbeiten.)

Hofkavalier. Glück auf, ihr wackern Leute! Habt ihr Platz,
 In eurem Hause Gäste aufzunehmen?

Bauer. O ja! Von Herzen.

Frau. Darf man wissen, wen?

Hofkavalier. Die hohe Landesmutter! Keine Schlechtere! —
 Am Dorfthor brach die Aue ihres Wagens,
 Und weil wir hören, daß der Sieg erschoten,
 So braucht es weiter dieser Reise nicht.

Beide (stehen auf). Der Sieg erschoten? — Himmel!

Hofkavalier. Das wißt ihr nicht?
 Das Heer der Schweden ist auf's Haupt geschlagen,
 Wenn nicht für immer, doch auf Jahresfrist,
 Die Mark vor ihrem Schwert und Feuer sicher!
 — Doch seht! Da kommt die Landesfürstin schon.

(Die Kurfürstin, bleich und verächt, Prinzessin Natalie und mehrere Hofdamen folgen.)

Kurfürstin (unter der Thür). Vork! Winterfeld! Kommt: gebt
 mir euren Arm!

Natalie (zu ihr essend). O meine Mutter!

Hofdamen. Gott! Sie bleicht! Sie fällt!
 (Sie unterstützen sie.)

Kurfürstin. Führt mich auf einen Stuhl, ich will mich setzen.
 — Todt, sagt er; todt?

Natalie. O meine theure Mutter!
 Kurfürstin. Ich will den Unglücksboten selber sprechen.

(Rittmeister von Mörner tritt verwundet auf, von zwei Reitern geführt.)

Kurfürstin. Was bringst du, Herold des Entsetzens, mir?
 Mörner. Was diese Augen, leider, theure Frau,
 Zu meinem ew'gen Jammer, selbst gesehn.

Kurfürstin. Wohlan! Erzähl!

Mörner. Der Kurfürst ist nicht mehr!

Natalie. O Himmel!

Soll ein so ungeheurer Schlag uns treffen?

(Sie bedeckt das Gesicht.)

Kurfürstin. Erstatte mir Bericht, wie er gesunken.
 — Und wie der Blitzstrahl, der den Wandrer trifft,
 Die Welt noch einmal purpurn ihm erleuchtet,
 So laß dein Wort sein; Nacht, wenn du gesprochen,
 Mög' über meinem Haupt zusammenschlagen.

Mörner (tritt, geführt von den beiden Reitern, vor ihr).

Der Prinz von Homburg war, sobald der Feind,
 Gedrängt von Truchß, in seiner Stellung wankte,
 Auf Wrangel in die Ebne vorgerückt;
 Zwei Linien hatt' er, mit der Reiterei,
 Durchbrochen schon, und auf der Flucht vernichtet,
 Als er auf eine Feldredoute stieß;
 Hier schlug so mörderischer Eisenregen
 Entgegen ihm, daß seine Reiterschaaar,
 Wie eine Saat, sich knickend niederlegte:
 Halt mußt' er machen zwischen Busch und Hügeln,
 Um sein zerstreutes Reitercorps zu sammeln.

Natalie (zur Kurfürstin). Geliebte! Fasse dich!

Kurfürstin. Laß, laß mich, Liebe!

Mörner. In diesem Augenblick, dem Staub entrückt,
 Bemerkten wir den Herrn, der, bei den Fahnen
 Des Truchß'schen Corps, dem Feind entgegenweitet;
 Auf einem Schimmel herrlich saß er da,
 Im Sonnenstrahl, die Bahn des Siegs erleuchtend.
 Wir alle sammeln uns, bei diesem Anblick,

Auf eines Hügel's Abhang, schwer besorgt,
In Mitten ihn des Feuers zu erblicken:
Als plötzlich jezt der Kurfürst, Roß und Reiter,
In Staub vor unsern Augen niedersinkt;
Zwei Fahnenträger fielen über ihn,
Und deckten ihn mit ihren Fahnen zu.

Natalie. O meine Mutter!

Erste Hofdame.

Himmel!

Kurfürstin.

Weiter! Weiter!

Mörner. Drauf saßt, bei diesem schreckenvollen Anblick,
Schmerz, unermesslicher, des Prinzen Herz;
Dem Bären gleich, von Wuth gespornt und Rache,
Bricht er mit uns auf die Verschanzung los:
Der Graben wird, der Erdwall, der sie deckt,
Im Anlauf übersflogen, die Besatzung
Geworfen, auf das Feld zerstreut, vernichtet,
Kanonen, Fahnen, Pauken und Standarten
Der Schweden ganzes Kriegsgepäck, erbeutet:
Und hätte nicht der Brückenkopf am Rhyn
Im Würgen uns gehemmt, so wäre keiner,
Der an dem Herd der Väter sagen könnte:
Bei Fehrbellin sah ich den Helden fallen!

Kurfürstin. Ein Sieg, zu theu'r erkauf't! Ich mag ihn nicht.
Gebt mir den Preis, den er gekostet, wieder.

(Sie sinkt in Ohnmacht.)

Erste Hofdame. Hilf, Gott im Himmel! Ihre Sinne schwin-
den.

(Natalie weint.)

(Der Prinz von Homburg tritt auf.)

Prinz. O meine theuerste Natalie!

(Er legt ihre Hand gerührt an sein Herz.)

Natalie. So ist es wahr?

Prinz. O! könnt' ich sagen: nein!

Könt' ich mit Blut aus diesem treuen Herzen,
Daß seinige zurück in's Dasein rufen! —

Natalie (trocknet sich die Thränen). Hat man denn schon die Leiche
aufgefunden?

Prinz. Ach, mein Geschäft bis diesen Augenblick,
War Rache nur an Brangel; wie vermocht' ich,
Solch einer Sorge mich bis jezt zu weihn?
Doch eine Schaar von Männern sandt' ich aus,

Ihn, im Gefild des Todes aufzusuchen:
Vor Nacht noch zweifelsohne trifft er ein.

Natalie. Wer wird, in diesem schauerhaften Kampf,
Jezt diese Schweden niederhalten? Wer
Vor dieser Welt von Feinden uns beschirmen,
Die uns sein Glück, die uns sein Ruhm erworben?

Prinz (nimmt ihre Hand). Ich, Fräulein, übernehme eure Sache!
Ein Engel will ich, mit dem Flammenschwert,
An eures Throns verwaisten Stufen stehn!
Der Kurfürst wollte, eh das Jahr noch wechselt,
Befreit die Marken sehn; wohlan! ich will der
Bollstrecker solchen letzten Willens sein!

Natalie. Mein lieber, theurer Vetter!

(Sie zieht ihre Hand zurück.)

Prinz.

O Natalie!

(Er hält einen Augenblick inne.)

Wie denkt ihr über eure Zukunft jezt?

Natalie. Ja, was soll ich, nach diesem Wetterschlag,

Der unter mir den Grund zerzeißt, beginnen?

Mir ruht der Vater, mir die theure Mutter,

Im Grab zu Amsterdam; in Schutt und Asche

Liegt Dortrecht, meines Hauses Erbe, da;

Gedrängt von Spaniens Tyrannenheeren,

Weiß Moriz kaum, mein Vetter von Dranien,

Wo er die eignen Kinder retten soll:

Und jezt sinkt mir die letzte Stütze nieder,

Die meines Glückes Rebe aufrecht hielt.

Ich ward zum zweiten Male heut verwaist!

Prinz (schlägt einen Arm um ihren Leib). O meine Freundin! Wäre
diese Stunde

Der Trauer nicht geweiht, so wollt' ich sagen:

Schlingt eure Zweige hier um diese Brust,

Um sie, die schon seit Jahren, einsam blühend,

Nach eurer Glocken holdem Duft sich sehnt!

Natalie. Mein lieber, guter Vetter!

Prinz.

— Wollt ihr? Wollt ihr?

Natalie. — Wenn ich in's innere Mark ihr wachsen darf?

(Sie legt sich an seine Brust.)

Prinz. Wie? Was war das?

Natalie.

Hinweg!

Prinz (hält sie).

In ihren Kern!

In ihres Herzens Kern, Natalie!

(Er küßt sie; sie reißt sich los.)

O Gott, wär' er jetzt da, den wir beweinen,
Um diesen Bund zu schauen! Könnten wir
Zu ihm aufstammeln: Vater, segne uns!
(Er bedeckt sein Gesicht mit seinen Händen; Natalie wendet sich wieder zur Kurfürstin zurück.)

Ein Wachtmeister (tritt eiligst auf). Mein Prinz, kaum wag' ich, beim lebend'gen Gott, Welch ein Gerücht sich austrent, euch zu melden!
— Der Kurfürst lebt!

Prinz. Er lebt!
Wachtmeister. Beim hohen Himmel!
Graf Sparren bringt die Nachricht eben her.
Natalie. Herr meines Lebens! Mutter, hörtest du's?
(Sie stürzt vor der Kurfürstin nieder und umfaßt ihren Leib.)

Prinz. Nein, sag' —! Wer bringt mir?
Wachtmeister. Graf Georg von Sparren,
Der ihn in Hackelwitz, beim Truchßschen Corps,
Mit eignem Aug' gesund und wohl gesehn!
Prinz. Geschwind! Lauf', Alter! Bring' ihn mir herein!
(Wachtmeister ab.)

(Graf von Sparren und der Wachtmeister treten auf.)

Kurfürstin. O stürzt mich zweimal nicht zum Abgrund nieder!
Natalie. Nein, meine theure Mutter!
Kurfürstin. Friedrich lebt?
Natalie (hält sie mit beiden Händen aufrecht). Des Daseins Gipfel nimmt euch wieder auf!

Wachtmeister (auftretend). Hier ist der Offizier!
Prinz. Herr Graf von Sparren!
Des Herrn Durchlaucht habt ihr, frisch und wohllauf,
Beim Truchßschen Corps in Hackelwitz gesehn?
Gr. Sparren. Ja, mein erlauchter Prinz, im Hof des Pfarrers,
Wo er Befehle gab, vom Stab umringt,
Die Todten beider Heere zu begraben!

Die Hofdamen. O Gott! An deine Brust —
(Sie umarmen sich.)

Kurfürstin. O meine Tochter!
Natalie. Nein, diese Seligkeit ist fast zu groß!
(Sie drückt ihr Gesicht in der Tante Schoos.)

Prinz. Sah ich, von fern, an meiner Reiter Spitze,
Ihn nicht zerschmettert von Kanonentugeln,
In Staub, sammt seinem Schimmel, niederstürzen?

Gr. Sparren. Der Schimmel, allerdings, stürzt' sammt dem Reiter,
Doch wer ihn ritt, mein Prinz, war nicht der Herr.
Prinz. Nicht? Nicht der Herr?
Natalie. O Jubel!
(Sie steht auf und stellt sich an die Seite der Kurfürstin.)

Prinz. Sprich! erzähle!
Dein Wort fällt schwer wie Gold in meine Brust?
Gr. Sparren. O laßt die rührendste Begebenheit,
Die je ein Ohr vernommen, euch berichten!
Der Landesherr, der, jeder Warnung taub,
Den Schimmel wieder ritt, den blendend weißen,
Den Froben jüngst in England ihm erstand,
War wieder, wie bis heut noch stets geschah,
Das Ziel der feindlichen Kanonentugeln.
Kaum konnte, wer zu seinem Troß gehörte,
Auf einen Kreis von hundert Schritt ihm naht;
Granaten wälzten, Kugeln und Kartätschen
Sich wie ein breiter Todesstrom daher,
Und Alles, was da lebte, wich an's Ufer:
Nur er, der kühne Schwimmer, wankte nicht,
Und, stets den Freunden winkend, rudert' er
Getrost den Höb'n zu, wo die Quelle sprang.

Prinz. Beim Himmel, ja! ein Grausen war's, zu sehn.
Gr. Sparren. Stallmeister Froben, der, beim Troß der Suite,
Zunächst ihm folgt, ruft dieses Wort mir zu:
„Verwünscht sei heut mir dieses Schimmels Glanz,
Mit schwerem Gold in London jüngst erkauf!
Wollt' ich doch fünfzig Stück Dukaten geben,
Könnst' ich ihn mit dem Grau der Mäuse decken.“
Er naht, voll heißer Sorge, ihm und spricht:
„Hohheit, dein Pferd ist scheu, du mußt verstaten,
Daß ich's noch einmal in die Schule nehme!“
Mit diesem Wort entfißt er seinem Fuchs,
Und fällt dem Thier des Herren in den Zaum.
Der Herr steigt ab, still lächelnd, und verseht:
„Die Kunst, die du ihn, Alter, lehren willst,
Wird er, so lang' es Tag ist, schwerlich lernen.
Nimm, bitt' ich, fern ihn, hinter jenen Hügeln,
Wo seines Fehls der Feind nicht achtet, vor!“
Dem Fuchs drauf sieht er auf, den Froben reitet,
Und kehrt zurück, wohin sein Amt ihn ruft.
Doch Froben hat den Schimmel kaum bestiegen,
So reißt, entsendet aus der Feldredoute,

Ihn schon ein Mordblei, Roß und Reiter, nieder:

In Staub sinkt er, ein Opfer seiner Treue,
Und keinen Laut vernahm man mehr von ihm. (Kurze Pause.)

Prinz. Er ist bezahlt! — Wenn ich zehn Leben hätte,
Könn' ich sie besser brauchen nicht, als so!

Katalie. Der wahre Froben!

Kurfürstin.

Der Vortreffliche!

Katalie. Ein Schlechter wäre noch der Thränen werth!

(Sie weinen.)

Prinz. Genug! Zur Sache jetzt. Wo ist der Kurfürst?
Nahm er in Hackelwitz sein Hauptquartier?

Gr. Sparren. Vergib! Der Herr ist nach Berlin gegangen,
Und die gesammte Generalität
Ist aufgefordert, ihm dahin zu folgen.

Prinz. Wie? Nach Berlin! — Ist denn der Feldzug aus?

Gr. Sparren. Fürwahr, ich staune, daß dir Alles fremd! —

Graf Horn, der schwed'sche General, traf ein;

Es ist im Lager, gleich nach seiner Ankunft,

Ein Waffenstillstand ausgerufen worden.

Wenn ich den Marshall Dörfling recht verstanden,

Ward eine Unterhandlung angeknüpft:

Leicht, daß der Frieden selbst erfolgen kann.

Kurfürstin. O Gott, wie herrlich klärt sich Alles auf!

(Sie steht auf.)

Prinz. Kommt, laßt sogleich uns nach Berlin ihm folgen!

— Räumst du, zu rascherer Beförderung, wohl

Mir einen Platz in deinem Wagen ein?

— Zwei Zeilen nur an Kottwitz schreib' ich noch,

Und steige augenblicklich mit dir ein. (Er setzt sich nieder und schreibt.)

Kurfürstin. Von ganzem Herzen gern!

(Prinz legt den Brief zusammen und übergibt ihn dem Wachtmeister; indem er sich wieder zur Kurfürstin wendet und den Arm sanft um Kataliens Leib legt.)

Ich habe so

Dir einen Wunsch noch schüchtern zu vertrauen,

Deß' ich mich auf der Reif' entlasten will.

Katalie (macht sich von ihm los.)

Vorf! rasch! Mein Halstuch, bitt' ich!

Kurfürstin. Du? Einen Wunsch mir?

Erste Hofdame. Ihr tragt das Tuch, Prinzessin, um den

Hals!

Prinz (zur Kurfürstin). Was? Räthst du nichts?

Kurfürstin. Nein, nichts!

Prinz. Was? Keine Sylbe?

Kurfürstin (abbrechend). Gleichviel! — Heut keinem Flehen
den auf Erden

Antwort' ich: Nein! was es auch immer sei;
Und dir, du Sieger in der Schlacht, zulezt!

— Hinweg!

Prinz. O Mutter! Welch ein Wort sprachst du?

Darf ich's mir deuten, wie es mir gefällt?

Kurfürstin. Hinweg, sag' ich! Im Wagen mehr davon!

Kommt, gebt mir euren Arm!

Prinz. O Cäsar Divus!

Die Leiter seh' ich an, an deinen Stern!

(Er führt die Damen ab; Alle folgen.)

Berlin. Lustgarten vor dem alten Schloß. Im Hintergrunde die
Schloßkirche mit einer Treppe. Glockenklang; die Kirche ist stark
erleuchtet; man sieht die Leiche Frobens vorübertragen und auf einen
prächtigen Katafalk niederlegen.

(Der Kurfürst, Feldmarschall Dörfling, Obrist Hennings, Graf
Truchseß und mehrere andere Obersten und Offiziere treten auf. Ihm
gegenüber zeigen sich einige Offiziere mit Depeschen. — In der Kirche so-
wohl als auf dem Platz Volk jedes Alters und Geschlechts.)

Der Kurfürst. Wer immer auch die Reiterei geführt
Am Tag der Schlacht, und, eh' der Obrist Hennings
Des Feindes Brücken hat zerstören können,
Damit ist aufgebrochen, eigenmächtig,
Zur Flucht, bevor ich Ordre gab, ihn zwingend,
Der ist des Todes schuldig, das erklär' ich,
Und vor ein Kriegsgericht bestell' ich ihn.

— Der Prinz von Homburg hat sie nicht geführt?

Truchseß. Nein, mein erlauchter Herr!

Kurf. Wer sagt mir das?

Truchseß. Das können Reiter dir bekräftigen,

Die mir's versichert, vor Beginn der Schlacht.

Der Prinz hat mit dem Pferd sich überschlagen,

Man hat verwundet schwer, an Haupt und Schenkeln,

In einer Kirche ihn verbinden sehn.

Kurf. Gleichviel. Der Sieg ist glänzend dieses Tages.

Und vor dem Altar morgen dank' ich Gott;

Doch wär' er zehnmal größer, das entschuldigt

Den nicht, durch den der Zufall mir ihn schenkt:
Mehr Schlachten noch, als die, hab' ich zu kämpfen,
Und will, daß dem Befehl Gehorsam sei.
Wer's immer war, der sie zur Schlacht geführt,
Ich wiederhol's, hat seinen Kopf verwirkt,
Und vor ein Kriegsgericht hiemit lad' ich ihn.
— Folgt, meine Freunde, in die Kirche mir!

(Der Prinz von Homburg, drei schwedische Fahnen in der Hand, Obrist Kottwitz mit deren zwei, Graf Hohenzollern, Rittmeister Golz, Graf Neuß, jeder mit einer Fahne, mehrere andere Offiziere, Korporale und Reiter mit Fahnen, Pauken und Standarten treten auf.)

Feldmarsch. (sowie er den Prinzen erblickt). Der Prinz von Homburg! — Truchß! Was machet ihr?

Kurf. (flucht). Wo kommt ihr her, Prinz?

Prinz (einige Schritte vorschreitend). Von Fehrbellin, mein Kurfürst, Und bringe diese Siegstrophäen dir.

(Er legt die drei Fahnen vor ihm nieder; die Offiziere, Korporale und Reiter folgen, jeder mit der ihrigen.)

Kurf. (betroffen). Du bist verwundet, hör' ich, und gefährlich? — Graf Truchß!

Prinz (heiter). Vergib!

Truchß. Beim Himmel, ich erstaune!

Prinz. Mein Goldfuchs fiel vor Anbeginn der Schlacht;

Die Hand hier, die ein Feldarzt mir verband,

Verdient nicht, daß du sie verwundet taufft.

Kurf. Wiltst du hast du die Reiterei geführt?

Prinz (steht ihn an). Ich? Allerdings! Mußt du von mir das hören?

— Hier legt' ich den Beweis zu Füßen dir.

Kurf. — Nehmt ihm den Degen ab. Er ist gefangen.

Feldmarsch. (erschrocken). Wem?

Kurf. (tritt unter die Fahnen). Kottwitz! Sei gegrüßt mir.

Truchß (für sich). O verflucht!

Kottwitz. Bei Gott, ich bin auf's Neueste!

Kurf. (steht ihn an). Was sagst du? —

Schau, welche Saat für unsern Ruhm gemäht!

— Die Fahne ist von der schwed'schen Leibwacht! Nicht?

(Er nimmt eine Fahne auf, entwickelt und betrachtet sie.)

Kottwitz. Mein Kurfürst?

Feldmarsch. Mein Gebieter?

Kurf. Allerdings!

Und zwar aus König Gustav Adolfs Zeiten!

— Wie heißt die Inschrift?

Kottwitz. Ich glaube —

Feldmarsch. Per aspera ad astra.

Kurf. Das hat sie nicht bei Fehrbellin gehalten — (Pausen.)

Kottwitz (schüchtern). Mein Fürst, vergönn' ein Wort mir —

Kurf. Was beliebt? —

Nehmt Alles, Fahnen, Pauken und Standarten,

Und hängt sie an der Kirche Pfeilern auf;

Beim Siegesfest morgen dent' ich sie zu brauchen!

(Der Kurfürst wendet sich zu den Kurieren, nimmt ihnen die Depeschen ab, erbricht und liest sie.)

Kottwitz (für sich). Das, beim lebend'gen Gott, ist mir zu stark!

(Der Obrist nimmt, nach einigem Zaudern, seine zwei Fahnen auf; die übrigen Offiziere und Reiter folgen; zuletzt, da die drei Fahnen des Prinzen liegen bleiben, hebt Kottwitz auch diese auf, so daß er nun fünf trägt.)

Ein Offizier (tritt vor den Prinzen). Prinz, euren Degen, bitt' ich,

Hohenz. (mit seiner Fahne ihm zur Seite). Ruhig, Freund!

Prinz. Träum' ich? Wack' ich? Leb' ich? Bin ich bei Sinnen?

Golz. Prinz, gib den Degen, rath' ich, hin und schweig!

Prinz. Ich, ein Gefangener?

Hohenz. So ist's!

Golz. Ihr hört's!

Prinz. Darf man die Ursach' wissen?

Hohenz. (mit Nachdruck). Jesho nicht!

— Du hast zu zeitig, wie wir gleich gesagt,

Dich in die Schlacht gedrängt; die Ordre war,

Nicht von dem Platz zu weichen, ungerufen!

Prinz. Helft, Freunde, helft! Ich bin verrückt.

Golz (unterbrechend). Still! Still!

Prinz. Sind denn die Märkischen geschlagen worden?

Hohenz. (kämpft mit dem Fuß auf die Erde). Gleichviel! — Der

Satzung soll Gehorsam sein.

Prinz (mit Bitterkeit). So — so, so, so!

Hohenz. (entfernt sich von ihm). Es wird den Hals nicht kosten.

Golz (eben so). Vielleicht bist du schon morgen wieder los.

(Der Kurfürst legt die Briefe zusammen, und kehrt wieder in den Kreis der Offiziere zurück.)

Prinz (nachdem er sich den Degen abgeschallt). Mein Vetter Friedrich will den Brutus spielen,

Und sieht, mit Kreid' auf Leinwand verzeichnet,

Sich schon auf dem curul'schen Stuhle sitzen:

Die schwed'schen Fahnen in dem Vordergrund,

Und auf dem Tisch die märk'schen Kriegsartikel.
Bei Gott, in mir nicht findet er den Sohn,
Der, unter'm Beil des Henkers ihn bewundre.
Ein deutsches Herz, von altem Schrot und Korn,
Bin ich gewohnt an Edelmuth und Liebe,
Und wenn er mir in diesem Augenblick,
Wie die Antike starr entgegenkömmt,
Thut er mir leid, und ich muß ihn bedauern!

(Er gibt den Degen an den Offizier und geht ab.)

Kurf. Bringt ihn nach Jehrbellin, in's Hauptquartier,
Und dort bestellst das Kriegsrecht, das ihn richte.

(Als in die Kirche. Die Fahnen folgen ihm, und werden während er mit seinem
Gesolge an dem Sarge Frohens niederkniet und betet, an den Pfeilern
aufgehängt. Trauermusik.)

Dritter Akt.

Jehrbellin. Ein Gefängniß.

(Der Prinz von Homburg. — Im Hintergrunde zwei Reiter als
Wache. — Der Graf von Hohenzollern tritt auf.)

Prinz. Sieh da! Freund Heinrich! Sei willkommen mir!

— Nun, des Arrestes bin ich wieder los?

Hohenz. (erstaunt). Gott sei Lob, in der Höl!

Prinz. Was sagst du?

Hohenz. Los?

Hat er den Degen dir zurückgeschickt?

Prinz. Mir? Nein.

Hohenz. Nicht?

Prinz. Nein!

Hohenz. — Woher denn also los?

Prinz (nach einer Pause). Ich glaubte, du, du bringst es mir. —
Gleichviel!

Hohenz. — Ich weiß von nichts.

Prinz. Gleichviel! Du hörst: gleichviel!

So schickt er einen Andern, der mir's melde.

(Er wendet sich und holt Stühle.)

Setz' dich! — Nun, sag' mir an, was gibt es Neues?

— Der Kurfürst kehrte von Berlin zurück?

Hohenz. (gestreut). Ja. Gestern Abend.

Prinz. Ward, beschloßner Maßen,
Das Siegesfest dort gefeiert? — Allerdings!

— Der Kurfürst war zugegen in der Kirche?

Hohenz. Er, und die Fürstin und Natalie. —

Die Kirche war, auf würd'ge Art, erleuchtet;

Batt'rien ließen sich, vom Schloßplatz her,

Mit ernster Pracht bei dem Tedeum hören.

Die schwed'schen Fahnen wehten und Standarten,

Trophäenartig, von den Pfeilern nieder,

Und auf des Herrn ausdrücklichen Befehl,

Ward deines, als des Siegers Namen —

Erwähnung von der Kanzel her gethan.

Prinz. Das hört' ich! — Nun, was gibt es sonst; was

bringst du?

— Dein Antlitz, dünkt mich, sieht nicht heiter, Freund!

Hohenz. — Sprachst du schon wen?

Prinz. Goltz, eben, auf dem Schlosse,

Wo ich, du weißt es, im Verhöre war.

Hohenz. (sieht ihn bedenklich an). Was denkst du, Arthur, denn
von deiner Lage,

Seit sie so seltsam sich verändert hat?

Prinz. Ich? Nun, was du und Goltz — die Richter selbst!

Der Kurfürst hat gethan, was Pflicht erheischte,

Und nun wird er dem Herzen auch gehorchen.

Gefehlt hast du, so wird er ernst mir sagen,

Vielleicht ein Wort von Tod und Festung sprechen;

Ich aber schenke dir die Freiheit wieder —

Und um das Schwert, das ihm den Sieg errang,

Schlingt sich vielleicht ein Schmutz der Gnade noch;

— Wenn der nicht, gut; denn den verdient ich nicht!

Hohenz. O Arthur!

(Er hält inne.)

Prinz. Nun?

Hohenz. — Dess' bist du so gewiß?

Prinz. Ich denk's mir so! Ich bin ihm werth, das weiß ich,

Werth wie ein Sohn; das hat seit früher Kindheit

Sein Herz, in tausend Proben mir bewiesen.

Was für ein Zweifel ist's, der dich bewegt?

Schien er an Wächstum meines jungen Ruhms

Nicht mehr fast, als ich selbst, sich zu erfreuen?

Bin ich nicht Alles, was ich bin, durch ihn?

Und er, er sollte lieblos jetzt die Pflanze,

Die er selbst zog, bloß weil sie sich wenig

Zu rasch und üppig in die Blume warf,

Mißgünstig in den Staub darnieder treten?

Das glaubt' ich seinem schlimmsten Feinde nicht,
Viel weniger dir, der du ihn kennst und liebst.

Hohenz. (bedeutend). Du standst dem Kriebsrecht, Arthur, im
Verhör;

Und bist des Glaubens noch?

Prinz. Weil ich ihm stand! —
Bei dem lebend'gen Gott, so weit geht keiner,
Der nicht gesonnen wäre zu begnad'gen!
Dort eben vor der Schranke des Gerichts,
Dort war's, wo mein Vertrau'n sich widersand.
War's denn ein todeswürdiges Verbrechen,
Zwei Augenblicke früher, als befohlen
Die schwed'sche Macht in Staub gelegt zu haben?
Und welch ein Frevel sonst drückt meine Brust?
Wie könnt' er doch vor diesen Tisch mich laden,
Von Nichtern, herzlos, die den Eulen gleich,
Stets von der Kugel mir das Grablied singen:
Dächt' er, mit einem heitern Herrscherspruch,
Nicht, als ein Gott, in ihren Kreis zu treten?
Nein, Freund, er sammelt diese Nacht von Wolken,
Nur um mein Haupt, um wie die Sonne mir,
Durch ihren Dunstkreis, strahlend aufzugehn!
Und diese Lust, fürwahr, kann ich ihm gönnen!

Hohenz. Das Kriebsrecht gleichwohl, sagt man, hat ge-
sprochen?

Prinz. Ich höre, ja; auf Tod.

Hohenz. (erstaunt). Du weißt es schon?

Prinz. Goltz, der dem Spruch des Kriebsrechts beigevoht,
Hat mir gemeldet, wie er ausgefallen.

Hohenz. Nun denn, bei Gott! — Der Umstand rühret dich
nicht?

Prinz. Mich? Nicht im Mindesten.

Hohenz. Du Rasender!

Und worauf stützt sich deine Sicherheit?

Prinz. Auf mein Gefühl von ihm! (Er steht auf.)
Ich bitte, laß mich!

Was soll ich mich mit falschen Zweifeln quälen?

(Er besinnt sich und läßt sich wieder nieder. — Pause.)

Das Kriebsrecht mußte auf den Tod erkennen;
So lautet das Gesetz, nach dem es richtet.
Doch eh' er solch ein Urtheil läßt vollstrecken,
Eh' er dies Herz hier, das getreu ihn liebt,
Auf eines Tuches Wink, der Kugel Preis gibt,

Eh' sieh, eh' öffnet er die eigne Brust sich,
Und spritzt sein Blut selbst tropfenweis in Staub.

Hohenz. Nun, Arthur, ich versichre dich —

Prinz (unwillig).

O Lieber!

Hohenz. Der Marschall —

Prinz (eben so).

Laß mich, Freund!

Hohenz. Zwei Worte hör' noch!

Wenn die dir auch nichts gelten, schweig' ich still.

Prinz (wendet sich wieder zu ihm). Du hörst, ich weiß von Allem.

— Nun? Was ist's?

Hohenz. Der Marschall hat, höchst seltsam ist's, so eben

Das Tod'surtheil im Schloß ihm überreicht:

Und er, statt wie das Urtheil frei ihm stellt,

Dich zu begnadigen, er hat befohlen,

Daß es zur Unterschrift ihm kommen soll.

Prinz. Gleichviel. Du hörst.

Hohenz.

Gleichviel?

Prinz.

Zur Unterschrift?

Hohenz. Bei meiner Ehr'! Ich kann es dich versichern.

Prinz. Das Urtheil? — Nein! Die Schrift —?

Hohenz. Das Todesurtheil.

Prinz. — Wer hat dir das gesagt?

Hohenz. Er selbst, der Marschall!

Prinz. Wann?

Hohenz. Eben jetzt.

Prinz. Als er vom Herrn zurück kam?

Hohenz. Als er vom Herrn die Treppe niederstieg! —

Er fügt' hinzu, da er bestürzt mich sah,

Verloren sei noch nichts, und morgen sei

Auch noch ein Tag, dich zu begnadigen;

Doch seine bleiche Lippe widerlegte

Ihr eignes Wort, und sprach: ich fürchte, nein!

Prinz (steht auf). Er könnte — nein! so ungeheuere

Entschließungen in seinem Busen wälzen?

Um eines Fehls, der Brille kaum bemerkbar,

In dem Demanten, den er jüngst empfing,

In Staub den Geber treten? Eine That,

Die weiß den Dey von Algier brennt, mit Flügeln,

Nach Art der Cherubime, silberglänzig,

Den Sardanapel ziert, und die gesammte

Ultrömische Tyrannenreiche, schuldlos,

Wie Kinder, die am Mutterbusen sterben,

Auf Gottes rechter Seit' hinüberwirft?

Hohenz. (der gleichfalls aufgestanden). Du mußt, mein Freund,
dich davon überzeugen.

Prinz. Und der Feldmarschall schwieg und sagte nichts?

Hohenz. Was sollt' er sagen?

Prinz. O Himmel! Meine Hoffnung!

Hohenz. Hast du vielleicht je einen Schritt gethan,
Sei's wissentlich, sei's unbewußt,
Der seinem stolzen Geist zu nah getreten?

Prinz. Niemals!

Hohenz. Besinne dich.

Prinz. Niemals, beim Himmel!

Mir war der Schatten seines Hauptes heilig.

Hohenz. Arthur, sei mir nicht böse, wenn ich zweifle.

Graf Horn traf, der Gesandte Schwedens, ein,

Und sein Geschäft geht, wie man mir versichert,

An die Prinzessin von Dranien.

Ein Wort, das die Kurfürstin Tante sprach,

Hat auf's Empfindlichste den Herrn getroffen;

Man sagt, das Fräulein habe schon gewählt.

Bist du auf keine Weise hier im Spiele?

Prinz. O Gott! Was sagst du mir?

Hohenz. Bist du's? Bist du's?

Prinz. Ich bin's, mein Freund; jetzt ist mir Alles klar;

Es stürzt der Antrag in's Verderben mich:

An ihrer Weigerung, wisse, bin ich Schuld,

Weil mir sich die Prinzessin anverlobt!

Hohenz. Du unbesonn'ner Thor! Was machtest du?

Wie oft hat dich mein treuer Mund gewarnt?

Prinz. O Freund! Hilf, rette mich! Ich bin verloren.

Hohenz. Ja, welcher Ausweg führt aus dieser Noth?

Willst du vielleicht die Fürstin Tante sprechen?

Prinz (wendet sich). — He, Wache!

Reiter (im Hintergrunde). Hier!

Prinz. Ruft euren Offizier! —

(Er nimmt eilig einen Mantel um von der Wand und setzt einen Federhut auf der auf dem Tisch liegt.)

Hohenz. (indem er ihm beifällig ist). Der Schritt kann, Aug ge-
wandt, dir Rettung bringen.

— Denn kann der Kurfürst nur mit König Karl,
Um den bewußten Preis, den Frieden schließen,
So sollst du sehn, sein Herz versöhnt sich dir,
Und gleich, in wenig Stunden, bist du frei.

(Der Offizier tritt auf.)

Prinz (zu dem Offizier). Stranz, übergeben bin ich deiner
Wache!

Erlaub', in einem dringenden Geschäft,
Daß ich auf eine Stunde mich entferne.

Offizier. Mein Prinz, mir übergeben bist du nicht.

Die Ordre, die man mir erteilt hat, lautet,

Dich gehn zu lassen frei, wohin du willst.

Prinz. Seltsam! — So bin ich kein Gefangener?

Offizier. Vergib! — Dein Wort ist eine Fessel auch.

Hohenz. (beicht auf). Auch gut! Gleichviel!

Prinz. Wohlan! So leb' denn wohl!

Hohenz. Die Fessel folgt dem Prinzen auf dem Fuße!

Prinz. Ich geh' auf's Schloß, zu meiner Tante nur,

Und bin in zwei Minuten wieder hier. (Alle ab.)

Bücher der Kurfürstin.

(Die Kurfürstin und Natalie treten auf.)

Kurfürstin. Komm, meine Tochter; komm! dir schlägt die
Stunde!

Graf Gustav Horn, der schwed'sche Gesandte,
Und die Gesellschaft hat das Schloß verlassen;

Im Kabinet des Danks seh' ich Licht:

Komm, leg' das Tuch dir um, und schleich' dich zu ihm,

Und sieh, ob du den Freund dir retten kannst. (Sie wollen gehen.)

Hofdame (tritt auf). Prinz Homburg, gnäd'ge Frau, ist vor
der Thüre!

— Raum weiß ich wahrlich, ob ich recht gesehn?

Kurfürstin (betroffen). O Gott!

Natalie. Er selbst?

Kurfürstin. Hat er denn nicht Arrest?

Hofdame. Er steht in Federhut und Mantel draußen,

Und steht bestürzt und dringend um Gehör.

Kurfürstin (unwillig). Der Unbesonnene! Sein Wort zu
brechen!

Natalie. Wer weiß, was ihn bedrängt.

Kurfürstin (nach einigem Bedenken). — Laßt ihn herein!

(Sie setzt sich auf einen Stuhl.)

Prinz (tritt auf). O meine Mutter!

(Er läßt sich auf Knien vor ihr nieder.)

Kurfürstin. Prinz! Was wollt ihr hier?

Prinz. O laß mich deine Knie umfassen, Mutter!

Kurfürstin (mit unterdrückter Rührung). Gefangen seid ihr, Prinz, und kommt hierher!

Was häuft ihr neue Schuld zu eurer alten?

Prinz (dringend). Weißt du, was geschehn?

Kurfürstin. Ich weiß um Alles!

Was aber kann ich, Ärmste, für euch thun?

Prinz. O meine Mutter, also sprächst du nicht,

Wenn dich der Tod umschauerte, wie mich!

Du scheinst mit Himmelskräften, rettenden,

Du mir, das Fräulein, deine Frau'n, begabt,

Mir Alles rings umher; dem Trostknecht könnt' ich,

Dem schlechtesten, der deiner Pferde pflegt,

Gehängt am Halse stehen: rette mich!

Nur ich allein, auf Gottes weiter Erde,

Bin hilflos, ein Verlassner, und kann nichts!

Kurfürstin. Du bist ganz außer dir! Was ist geschehn?

Prinz. Ach! Auf dem Wege, der mich zu dir führte,

Sah ich das Grab, beim Schein der Fackeln, öffnen,

Das morgen mein Gebein empfangen soll.

Sieh, diese Augen, Tante, die dich anschauen,

Will man mit Nacht umschatten, diesen Busen

Mit mörderischen Kugeln mir durchbohren.

Bestellt sind auf dem Markte schon die Fenster,

Die auf das öde Schauspiel niedergehn,

Und der die Zukunft, auf des Lebens Gipfel,

Heut, wie ein Feenreich, noch überschaut,

Liegt in zwei engen Brettern dustend morgen,

Und ein Gestein sagt dir von ihm: er war!

Die Prinzessin, welche bisher auf die Schultern der Hofdame gelehnt in der Ferne gestanden hat, läßt sich bei diesen Worten erschüttert an einem Tisch nieder und weint.)

Kurfürstin. Mein Sohn! Wenn's so des Himmels Wille ist, Wirst du mit Muth dich und mit Fassung rüsten!

Prinz. O Gottes Welt, o Mutter, ist so schön!

Laß mich nicht, fleh' ich, eh' die Stunde schlägt,

Zu jenen schwarzen Schatten niedersteigen!

Mag er doch sonst, wenn ich gefehlt, mich strafen,

Warum die Kugel eben muß es sein?

Mag er mich meiner Kneiter doch entsetzen,

Mit Kassation, wenn's das Geseh so will,

Mich aus dem Heer entfernen: Gott des Himmels!

Seit ich mein Grab sah, will ich nichts, als leben,

Und frage nichts mehr, ob es rühmlich sei!

Kurfürstin. Steh' auf, mein Sohn; fleh' auf! Was sprichst du da?

Du bist zu sehr erschüttert. Fasse dich!

Prinz. Nicht, Tante, eh'r, als bis du mir gelobt,

Mit einem Fußfall, der mein Dasein rette,

Fleh'nd seinem höchsten Angesicht zu nahn!

Dir übergab zu Homburg, als sie starb,

Die Hedwig mich, und sprach, die Jugendfreundin:

Sei ihm die Mutter, wenn ich nicht mehr bin.

Du beugtest tiefgerührt, am Bette knieend,

Auf ihre Hand dich und erwidertest:

Er soll mir sein, als hätt' ich ihn erzeugt.

Nun, jezt erinnr' ich dich an solch ein Wort!

Geh' hin, als hätt'st du mich erzeugt, und sprich:

Um Gnade fleh' ich, Gnade! Laß ihn frei!

Ach, und komm mir zurück und sprich: Du bist's!

Kurfürstin (weint). Mein theurer Sohn! Es ist bereits geschehen!

Doch Alles, was ich flehte, war umsonst!

Prinz. Ich gebe jeden Anspruch auf an Glück.

Nataliens, das vergiß nicht, ihm zu melden,

Begehr' ich gar nicht mehr, in meinem Busen

Ist alle Zärtlichkeit für sie verloscht.

Frei ist sie, wie das Reh auf Haiden wieder,

Mit Hand und Mund, als wär' ich nie gewesen.

Berschenken kann sie sich, und wenn's Karl Gustav,

Der Schweden König, ist, so lob' ich sie.

Ich will auf meine Güter gehn am Rhein,

Da will ich bauen, will ich niederreißn,

Daß mir der Schweiß herabtrieß, säen, ernten,

Als wär's für Weib und Kind, allein genießen,

Und, wenn ich erntete, von Neuem säen,

Und in dem Kreis herum das Leben jagen,

Bis es am Abend niederstinkt und stirbt.

Kurfürstin. Wohlan! Rehr' jezt nur heim in dein Gefängniß,

Das ist die erste Forderung meiner Gunst!

Prinz (steht auf und wendet sich zur Prinzessin). Du armes Mädchen, weinst! Die Sonne leuchtet

Heut alle deine Hoffnungen zu Grab!

Entschieden hat dein erst Gefühl für mich,

Und deine Miene sagt mir, treu wie Gold,

Du wirst dich nimmer einem Andern weihn.
Ja, was erschwing' ich, Aermster, das dich tröste?
Geh' an den Main, rath' ich, in's Stift der Jungfrau,
Zu deiner Base Thurn, such' in den Bergen
Dir einen Knaben, blondgelockt wie ich,
Kauf' ihn mit Gold und Silber dir, drück' ihn
An deine Brust und lehr' ihn: Mutter! stammeln,
Und wenn er größer ist, so unterweis' ihn,
Wie man den Sterbenden die Augen schließt. —
Das ist das ganze Glück, das vor dir liegt!

Natalie (muthig und erhebend, indem sie aufsteht und ihre Hand in die seinige legt).

Geh', junger Held, in deines Vaters Haft,
Und auf dem Rückweg schau noch einmal ruhig
Das Grab dir an, das dir geöffnet ward!
Es ist nichts finsterner und um nichts breiter,
Als es dir tausendmal die Schlacht gezeigt!
Inzwischen werd' ich in dem Tod dir treu
Ein rettend Wort für dich dem Oheim wagen:
Vielleicht gelingt es mir, sein Herz zu rühren,
Und dich von allem Kummer zu befreien! (Pause.)

Prinz. (stet, in ihrem Anschauen verloren, die Hände). Hätt' du
zwei Flügel, Jungfrau, an den Schultern,
Für einen Engel wahrlich hielt ich dich! —
O Gott, hört' ich auch recht? Du für mich sprechen?
— Wo ruhte denn der Köcher dir der Rinde.
Bis heute, liebes Kind, daß du willst wagen,
Den Herrn in solcher Sache anzugehn?
— O Hoffnungslicht, das plötzlich mich erquickt!

Natalie. Gott wird die Pfeile mir, die treffen, reichen! —
Doch wenn der Kurfürst des Gesetzes Spruch
Nicht ändern kann, nicht kann: wohl! so wirst du
Dich tapfer ihm, der Tapfre, unterwerfen:
Und der im Leben tausendmal gesiegt,
Er wird auch noch im Tod zu siegen wissen!

Kurfürstin. Hinweg! — Die Zeit verstreicht, die günstig ist!
Prinz. Nun, alle Heil'gen mögen dich beschirmen!
Leb' wohl! Leb' wohl! Und was du auch erringst,
Vergönne mir ein Zeichen vom Erfolg! (Alle ab.)

Vierter Akt.

Zimmer des Kurfürsten.

(Der Kurfürst steht mit Papieren an einem mit Büchern besetzten Tisch, —
Natalie tritt durch die mittlere Thür auf und läßt sich in einiger Entfer-
nung vor ihm nieder.)

(Pause.)

Natalie (tueend). Mein edler Oheim, Friedrich von der
Markt!

Kurfürst (legt die Papiere weg). Natalie!
(Er will sie erheben.)

Natalie. Laß, laß!

Kurfürst. Was willst du, Liebe?

Natalie. Zu deiner Füße Staub, wie's mir gebührt,
Für Vetter Homburg dich um Gnade flehn!
Ich will ihn nicht für mich erhalten wissen —
Mein Herz begehrt sein und gesteht dir;
Ich will ihn nicht für mich erhalten wissen —
Mag er sich welchem Weib er will vermählen;
Ich will nur, daß er da sei, lieber Oheim,
Für sich, selbständig, frei und unabhängig,
Wie eine Blume, die mir wohlgefällt.
Dies fleh' ich dich, mein höchster Herr und Freund,
Und weiß, solch Flehen wirst du mir erhören.

Kurf. (erhebt sie). Mein Töchterchen! Was für ein Wort ent-
fiel dir?

— Weist du, was Vetter Homburg jüngst verbrach?

Natalie. O lieber Oheim!

Kurf. Nun? Verbrach er nichts?

Natalie. O dieser Fehltritt, blond mit blauen Augen,
Den, eh' er noch gestammelt hat: ich bitte!
Verzeihung schon vom Boden heben sollte:
Den wirst du nicht mit Füßen von dir weisen!
Den drückst du um die Mutter schon an's Herz,
Die ihn gebär, und ruffst: komm, weine nicht;
Du bist so werth mir, wie die Treue selbst!
War's Eifer nicht, im Augenblick des Treffens,
Für deines Namens Ruhm, der ihn verführt,
Die Schranke des Gesetzes zu durchbrechen:
Und, ach! die Schranke jugendlich durchbrochen
Trat er dem Lindwurm männlich nicht auf's Haupt?

Erst, weil er siegt, ihn kränzen, dann enthaupten,
Das fordert die Geschichte nicht von dir;
Das wäre so erhaben, lieber Ohm,
Daß man es fast unmenschlich nennen könnte:
Und Gott schuf noch nichts Wilderes, als dich.

Kurf. Mein süßes Kind! Sieh! Wäre ich ein Tyrann,
Dein Wort, das fühl' ich lebhaft, hätte mir
Das Herz schon in der ehrnen Brust geschmelzt.
Dich aber frag' ich selbst: Darf ich den Spruch,
Den das Gericht gefällt, wohl unterdrücken? —
Was würde doch davon die Folge sein?

Natalie. Für wen? Für dich?

Kurf. Für mich; nein! — Was? Für mich!
Kennst du nichts Höheres, Jungfrau, als nur mich!
Ist dir ein Heiligthum ganz unbekannt,
Das, in dem Lager, Vaterland sich nennt?

Natalie. O Herr! Was sorgst du doch? Dies Vaterland!
Das wird, um dieser Regung deiner Gnade,
Nicht gleich zerschellt in Trümmern untergehn.

Vielmehr, was du, im Lager auferzogen,
Unordnung nennst, die That, den Spruch der Richter,
In diesem Fall, willkürlich zu zerreißen,
Erscheint mir als die schönste Ordnung erst:
Das Kriegsgefeß, das weiß ich wohl, soll herrschen,
Jedoch die lieblichen Gefühle auch.

Das Vaterland, das du uns gründetest,
Steht, eine feste Burg, mein edler Ohm:
Das wird ganz andre Stürme noch ertragen,
Fürwahr als diesen unberufenen Sieg;

Das wird sich ausbauen herrlich, in der Zukunft,
Erweitern unter Enkels Hand, verschönern,
Mit Zinnen, üppig, feenhaft, zur Wonne
Der Freunde und zum Schrecken aller Feinde:
Das braucht nicht dieser Bindung, kalt und öd',
Aus eines Freundes Blut, um Oheims Herbst,
Den friedlich prächtigen, zu überleben.

Kurf. Denkt Vetter Homburg auch so?

Natalie. Besser Homburg?

Kurf. Meint er, dem Vaterlande gelt' es gleich,
Ob Willkür drin, ob drin die Sakung herrsche?

Natalie. Ach, dieser Jüngling!

Kurf. Nun?

Natalie. Ach, lieber Oheim! —

Hierauf zur Antwort hab' ich nichts, als Thränen.

Kurf. (betroffen). Warum, mein Töchterchen? Was ist ge-
schehn?

Natalie (jauhnend). Der denkt jezt nichts, als nur dies Eine:
Rettung!

Den schaun die Röhren, an der Schützen Schultern,
So gräßlich an, daß überrascht und schwindelnd,
Ihm jeder Wunsch, als nur zu leben, schweigt:
Der könnte, unter Bliß und Donner Schlag,
Das ganze Reich der Mark versinken sehn,
Daß er nicht fragen würde: was geschieht?
— Ach, welch ein Heldenherz hast du geknickt!

(Sie wendet sich und weint.)

Kurf. (im äußersten Erstaunen). Nein, meine theuerste Natalie,
Unmöglich in der That?! — Er fleht um Gnade?

Natalie. Ach, hättest du nimmer, nimmer ihn verdammt!

Kurf. Mein, sag': er fleht um Gnade? — Gott im Himmel,
Was ist geschehn, mein liebes Kind? Was weinst du? —
Du sprachst ihn? Thu' mir Alles kund! Du sprachst ihn?

Natalie (an seine Brust gelehnt). In den Gemächern eben jezt
der Tante,

Wohin, im Mantel, schau, und Federhut,
Er, unterm Schuß der Dämmerung, kam geschlichen:
Verstört und schüchtern, heimlich, ganz unwürdig,
Ein unerfreulich, jammernswürd'ger Anblick
In solchem Glend, glaubt' ich, sänte keiner,
Den die Geschicht' als ihren Helden preist.
Schau her, ein Weib hin ich, und schaudere
Dem Wurm zurück, der meiner Ferse naht:
Doch so zermalmt, so fassungslos, so ganz
Unheldenmüthig träge mich der Tod,
In eines scheußlichen Leum Gestalt nicht an!

— Ach, was ist Menschengröße, Menschenruhm!

Kurf. (verwirrt). Nun denn, beim Gott des Himmels und der
Erde,

So fasse Muth, mein Kind; so ist er frei!

Natalie. Wie, mein erlauchter Herr?

Kurf. Er ist begnadigt! —

Ich will sogleich das Nöth'g' an ihn erlassen.

Natalie. O Liebster! Ist es wirklich wahr?

Kurf. Du hörst!

Natalie. Ihm soll vergeben sein? Er stirbt jezt nicht?

Kurf. Bei meinem Eid! Ich schwör's dir zu! Wo werd' ich
Mich gegen solchen Kriegers Meinung setzen?

Die höchste Achtung, wie dir wohl bekannt,
Trag' ich im Innersten für sein Gefühl:
Wenn er den Spruch für ungerecht kann halten,
Kassir' ich die Artikel: er ist frei! —

(Er bringt ihr einen Stuhl.)

Willst du, auf einen Augenblick, dich setzen?

(Er geht an den Tisch, setzt sich und schreibt. — Pause.)

Natalie (für sich). Ach, Herz, was klopft du also an dein Haus?

Kurf. (indem er schreibt). Der Prinz ist drüben noch im Schloß?
Natalie. Vergib!

Er ist in seine Haft zurückgekehrt. —

Kurf. (endigt und siegelt; hierauf kehrt er mit dem Brief wieder zur Prinzessin zurück). Fürwahr, mein Töchterchen, mein Nichten,
weinte!

Und ich, dem ihre Freude anvertraut,
Wußt' ihrer holden Augen Himmel trüben!

(Er legt den Arm um ihren Leib.)

Willst du den Brief ihm selber überbringen? —

Natalie. In's Stadthaus! Wie?

Kurf. (drückt ihr den Brief in die Hand). Warum nicht? — He!
Heibuden!

(Heibuden treten auf.)

Den Wagen vorgefahren! Die Prinzessin
Hat ein Geschäft beim Obersten von Homburg!

(Die Heibuden treten wieder ab.)

So kann er, für sein Leben, gleich dir danken.

(Er umarmt sie.)

Mein liebes Kind! Bist du mir wieder gut?

Natalie (nach einer Pause). Was deine Guld, o Herr, so rasch
erweckt.

Ich weiß es nicht und untersuch' es nicht.
Das aber, sieh, das fühl' ich in der Brust,
Unedel meiner spotten wirst du nicht:
Der Brief enthalte, was es immer sei,
Ich glaube Rettung — und ich danke dir!

(Sie küßt ihm die Hand.)

Kurf. Gewiß, mein Töchterchen, gewiß! So sicher,
Als sie in Better Homburgs Wünschen liegt. (Ab.)

Zimmer der Prinzessin.

(Prinzessin Natalie tritt auf. — Zwei Hofdamen und der Rittmeister, Graf Neuß, folgen.)

Natalie (eifertig). Was bringt ihr, Graf? — Von meinem Regiment?

Ist's von Bedeutung? Kann ich's morgen hören?

Graf Neuß (überreicht ihr ein Schreiben). Ein Brief vom Oberst
Kottwitz, gnäd'ge Frau!

Natalie. Geschwind! gebt! was enthält er?

(Sie eröffnet ihn.)

Graf Neuß. Eine Bittschrift,

Freimüthig, wie ihr seht, doch ehrenvoll,
An die Durchlaucht des Herrn, zu unserm Führers,
Des Prinzen von Homburg, Gunsten aufgesetzt.

Natalie (liest). „Supplik, in Unterwerfung eingereicht,
Vom Regiment, Prinzessin von Oranien.“ — (Pause.)

Die Bittschrift ist von wessen Hand verfaßt?

Graf Neuß. Wie ihrer Züg' unsichre Bildung schon
Errathen läßt, vom Obrist Kottwitz selbst. —
Auch steht sein edler Name obenan.

Natalie. Die dreißig Unterschriften, welche folgen? —

Graf Neuß. Der Offiziere Namen, Gnädigste,
Wie sie, dem Rang nach Glied für Glied, sich folgen.

Natalie. Und mir, mir wird die Bittschrift zugefertigt?

Graf Neuß. Mein Fräulein, unterthänigst euch zu fragen,
Ob ihr, als Chef, den ersten Platz, der offen,
Mit eurem Namen gleichfalls füllen wollt. (Pause.)

Natalie. Der Prinz zwar, hör' ich, soll, mein edler Better,
Vom Herrn aus eignem Trieb begnadigt werden,
Und eines solchen Schritts bedarf es nicht.

Graf Neuß (vergnügt). Wie? Wirklich?

Natalie. Gleichwohl will ich unter einem Blatte,
Das, in des Herrn Entscheidung, klug gebraucht,
Als ein Gewicht kann in die Wage fallen,
Das ihm vielleicht den Ausschlag einzuleiten
Sogar willkommen ist, mich nicht verweigern —
Und, eurem Wunsch gemäß, mit meinem Namen,
Hiermit an eure Spitze setz' ich mich.

(Sie geht und will schreiben.)

Graf Neuß. Fürwahr, uns lebhaft werdet ihr verbinden!

(Pause.)

Natalie (wendet sich wieder zu ihm). Ich finde nur mein Regiment, Graf Neuß! —

Warum vermiß ich Bomsdorf Kürassiere,
Und die Dragoner Göß und Anhalt-Platz?

Graf Neuß. Nicht, wie vielleicht ihr sorgt, weil ihre Herzen
Ihm lauer schlägen, als die unsrigen! —
Es trifft ungünstig sich für die Supplik,
Daß Kottwitz fern in Arnstein kantonirt.
Besondert von den andern Regimentern,
Die hier, bei dieser Stadt, im Lager stehn.
Dem Blatt fehlt es an Freiheit, leicht und sicher,
Die Kraft nach jeder Richtung zu entfalten.

Natalie. Gleichwohl fällt, dünkt mich, so das Blatt nur leicht! —

Seid ihr gewiß, Herr Graf, wär't ihr im Ort,
Und sprächt die Herrn, die hier versammelt sind,
Sie schloßen gleichfalls dem Gesuch sich an?

Graf Neuß. Hier in der Stadt, mein Fräulein? — Kopf für Kopf!

Die ganze Reiterei verpfändete
Mit ihren Namen sich; bei Gott, ich glaube,
Es ließe glücklich eine Subskription,
Beim ganzen Heer der Märker, sich eröffnen!
Natalie (nach einer Pause). Warum nicht schickt ihr Offiziere ab,
Die das Geschäft im Lager hier betreiben?

Gr. Neuß. Vergebt! — Dem weigerte der Obrist sich!
— Er wünsche, sprach er, nichts zu thun, das man
Mit einem übeln Namen taufen könnte.

Natalie. Der wunderliche Herr, bald kühn, bald zaghaft! —
Zum Glück trug mir der Kurfürst, fällt mir ein,
Bedrängt von anderen Geschäften, auf,
An Kottwitz, dem die Stellung dort zu eng,
Zum Marsch hierher die Ordre zu erlassen! —
Ich setze gleich mich nieder, es zu thun.

(Sie setzt sich und schreibt.)

Graf Neuß. Beim Himmel, trefflich Fräulein! Ein Ereigniß,
Das günst'ger sich dem Blatt nicht fügen könnte!

Natalie (während sie schreibt). Gebraucht's, Herr Graf von Neuß, so gut ihr könnt;

(Sie schließt und siegelt, und steht wieder auf.)

Inzwischen bleibt, versteht! dies Schreiben noch,
In eurem Portefeuille; ihr geht nicht eh'r

Damit nach Arnstein ab, und gebt's dem Kottwitz:
Bis ich bestimmten Auftrag euch erteilt!

(Sie gibt ihm das Schreiben.)

Ein Heiduck (tritt auf). Der Wagen, Fräulein, auf des Herrn Befehl,

Steht angeschirrt im Hof und wartet eu'r!

Natalie. So fahrt ihn vor! Ich komme gleich herab!

(Pause, in welcher sie gedankenvoll an den Tisch tritt, und ihre Handschuhe anzieht.)

Wollt ihr zum Prinz von Homburg mich, Herr Graf,
Den ich zu sprechen willens bin, begleiten?
Euch steht ein Platz in meinem Wagen offen.

Graf Neuß. Mein Fräulein, diese Ehre, in der That —!

(Er bietet ihr den Arm.)

Natalie (zu den Hofdamen). Folgt, meine Freundinnen! — Vielleicht daß ich
Gleich, dort des Briefes wegen, mich entscheide! (Alle ab.)

Gefängniß des Prinzen.

Prinz (hängt seinen Hut an die Wand und läßt sich nachlässig auf ein
auf der Erde ausgebreitetes Kissen nieder). Das Leben nennt der Der-
wisch eine Reise,

Und eine kurze. Freilich! Von zwei Spannen
Diesseits der Erde noch zwei Spannen drunter.
Ich will auf halbem Weg mich niederlassen!
Wer heut sein Haupt noch auf der Schulter trägt,
Hängt es schon morgen zitternd auf den Leib,
Und übermorgen liegt's bei seiner Ferse.
Zwar, eine Sonne, jagt man, scheint dort auch,
Und über bunte Felder noch, als hier:
Ich glaub's; nur Schade, daß sein Auge modert,
Das diese Herrlichkeit erblicken soll.

(Prinzessin Natalie tritt auf, geführt von dem Rittmeister Graf Neuß. Hofdamen folgen. Ihnen voran tritt ein Käufer mit einer Kackel.)

Käufer. Durchlaucht, Prinzessin von Dranien!

Prinz (steht auf). Natalie!

Käufer. Hier ist sie selber schon.

Natalie (verbeugt sich gegen den Grafen). Laßt uns, auf einen Augenblick, allein!

(Graf Reuß und der Käufer ab.)

Prinz. Mein theures Fräulein!

Natalie. Lieber, guter Vetter!

Prinz (führt sie vor). Nun sagt, was bringt ihr? Sprecht! Wie steht's mit mir?

Natalie. Gut. Alles gut. Wie ich vorher euch sagte. Begnadigt seid ihr, frei; hier ist ein Brief, von seiner Hand, der es bekräftigt.

Prinz. Es ist nicht möglich! Nein! Es ist ein Traum!

Natalie. Lest! Lest den Brief! So werdet ihr's erfahren.

Prinz (liest). „Mein Prinz von Homburg, als ich euch gefangen setzte,

Um eures Angriffs, allzufrüh vollbracht,
Da glaubt' ich nichts, als meine Pflicht zu thun;
Auf euren eignen Beifall rechnet' ich.
Meint ihr, ein Unrecht sei euch widerfahren,
So bitt' ich, sagt's mir mit zwei Worten —
Und gleich den Degen schick' ich euch zurück.“

(Natalie erblaßt. Pause. Der Prinz sieht sie fragend an.)

Natalie (mit dem Ausdruck plötzlicher Freude). Nun denn, da steht's!
Zwei Worte nur bedarf's —!

O lieber, süßer Freund!

(Sie drückt seine Hand.)

Prinz. Mein theures Fräulein!

Natalie. O sel'ge Stunde, die mir aufgegangen! —

Hier, nehmt, hier ist die Feder; nehmt und schreibt!

Prinz. Und hier die Unterschrift?

Natalie. Das F; sein Zeichen! —

O Vork! O freut euch doch! O seine Milde

Ist uferlos, ich wußt' es, wie die See. —

Schafft einen Stuhl nur her, er soll gleich schreiben.

Prinz. Er sagt, wenn ich der Meinung wäre —?

Natalie (unterbricht ihn). Freilich!

Geschwind! Setzt euch! Ich will es euch diktiren.

(Sie setzt ihm einen Stuhl hin.)

Prinz. — Ich will den Brief noch einmal überlesen.

Natalie (reißt ihm den Brief aus der Hand). Wozu? — Seht ihr die Grust nicht schon im Münster

Mit offnem Rachen euch entgegenähen? —

Der Augenblick ist dringend. Sitzt und schreibt!

Prinz (lächelnd). Wahrhaftig, thut ihr doch, als würde sie Mir, wie ein Panther, über'n Rachen kommen,

(Er setzt sich und nimmt die Feder.)

Natalie (wendet sich und weint). Schreibt, wenn ihr mich nicht böse machen wollt!

(Der Prinz klingelt einem Bedienten; der Bediente tritt auf.)

Prinz. Papier und Feder, Wachs und Pestschaft mir! —

(Der Bediente, nachdem er diese Sachen zusammengesucht, geht wieder ab. Der Prinz schreibt. — Pause.)

Prinz (indem er den Brief, den er angefangen hat, zerreißt und unter den Tisch wirft.). Ein dummer Anfang. (Er nimmt ein anderes Blatt.)

Natalie (hebt den Brief auf). Wie? Was sagtet ihr? —

Mein Gott, das ist ja gut; das ist vortrefflich.

Prinz (in den Bart). Bah! — Eines Schuftes Fassung, keines Prinzen. —

Ich denk' mir eine andre Wendung aus.

(Pause. — Er greift nach des Kurfürsten Brief, den die Prinzessin in der Hand hält.)

Was sagt er eigentlich im Briefe denn?

Natalie (ihn verweigernd). Nichts, gar nichts!

Prinz. Gebt!

Natalie. Ihr laßt ihn ja!

Prinz (erhascht ihn). Wenn gleich!

— Ich will nur sehn, wie ich mich fassen soll.

(Er entfaltet und überliest ihn.)

Natalie (für sich). O Gott der Welt! Jetzt ist's um ihn geschehn!

Prinz (betroffen). Sieh da! Höchst wunderbar, so wahr ich lebe!

— Du überjähst die Stelle wohl?

Natalie. Nein! — Welche!

Prinz. Mich selber ruft er zur Entscheidung auf!

Natalie. Nun ja!

Prinz. Recht wacker, in der That, recht würdig!

Recht, wie ein großes Herz sich fassen muß!

Natalie. O seine Großmuth, Freund, ist ohne Grenzen!

— Doch nun thu auch das Deine du, und schreib',

Wie er's begehrt; du siehst, es ist der Vorwand,

Die äußre Form nur, deren es bedarf:

Sobald er die zwei Wort' in Händen hat,

Flugs ist der ganze Streit vorbei!

Prinz (legt den Brief weg). Nein, Liebe!

Ich will die Sach' bis morgen überlegen.

Natalie. Du Unbegreiflicher! Welch eine Wendung? —

Warum? Weshalb?

Prinz (erhebt sich leidenschaftlich vom Stuhl). Ich bitte, frag' mich nicht!

Du hast des Briefes Inhalt nicht erwogen!

Daß er mir Unrecht that, wie's mir bedingt wird,
Das kann ich ihm nicht schreiben; zwingst du mich,
Antwort in dieser Stimmung ihm zu geben,
Bei Gott! so seh' ich hin: Du thust mir Recht!
(Er läßt sich wieder mit verschränkten Armen an den Tisch nieder und steht in den Brief.)

Natalie (steht). Du, Rasender! Was für ein Wort sprachst du?

(Sie beugt sich gerührt über ihn.)

Prinz (drückt ihr die Hand). Laß, einen Augenblick! Mir scheint —

(er stinkt.)

Natalie. Was sagst du?!

Prinz. Gleich werd' ich wissen, wie ich schreiben soll.

Natalie (schmerzvoll). Homburg!

Prinz (nimmt die Feder). Ich hör'! Was gibt's?

Natalie. Mein süßer Freund!

Die Regung lob' ich, die dein Herz ergriff;
Das aber schwör' ich dir: das Regiment
Ist kommandirt, das, dir Versenktem morgen,
Aus Karabinern, überm Grabeshügel,
Versöhnt die Todtenfeier halten soll.
Kannst du dem Rechtspruch, edel wie du bist,
Nicht widerstreben, nicht, ihn aufzuheben,
Thun, wie er's hier in diesem Brief verlangt:
Nun so versich' ich dich, er faßt sich dir
Erhaben, wie die Sache steht, und läßt
Den Spruch mittheilend morgen dir vollstrecken!

Prinz (schreibend). Gleichviel!

Natalie. Gleichviel?

Prinz. Er handle, wie er darf;

Mir ziemt's hier zu verfahren, wie ich soll!

Natalie (tritt erschrocken näher). Du Ungeheuerster, ich glaub',
du schreibst?

Prinz (schreift). „Homburg! gegeben, Fehrbellin, am zwölf-
ten —“

Ich bin schon fertig. — Franz!

(Er couvertirt und siegelt den Brief.)

Natalie. O Gott im Himmel!

Prinz (steht auf). Bring' diesen Brief auf's Schloß, zu meis-
nem Herrn!

(Der Bediente ab.)

Ich will ihm, der so würdig vor mir steht,
Nicht, ein Unwürd'ger, gegenüber stehn!
Schuld ruht, bedeutende, mir auf der Brust,

Wie ich es wohl erkenne; kann er mir
Vergeben nur, wenn ich mit ihm drum streite,
So mag ich nichts von seiner Gnade wissen.

Natalie (tupft ihn). Nimm diesen Kuß! — Und bohrten gleich
zwölf Kugeln

Dich jezt in Staub, nicht halten könnt' ich mich,
Und jauchzt' und weint' und spräche: du gefällst mir;

— Inzwischen, wenn du deinem Herzen folgst,

Ist's mir erlaubt, dem meinigen zu folgen.

— Graf Neuß.

(Der Käufer öffnet die Thür, der Graf tritt auf.)

Graf Neuß. Hier!

Natalie. Auf, mit eurem Brief,

Nach Arnstein hin, zum Obersten von Kottwitz!

Das Regiment bricht auf, der Herr befiehlt's;

Hier, noch vor Mitternacht, erwart' ich es! (Alle ab.)

Fünfter Akt.

Saal im Schloß.

(Der Kurfürst kommt halb entkleidet aus dem Nebentabinet, Graf Truchß,
Graf Hohenzollern und der Rittmeister von der Goltz. —
Pagen mit Lichtern.)

Kurf. Kottwitz? Mit den Dragonern der Prinzessin?
Hier in der Stadt?

Graf Truchß (öffnet das Fenster). Ja, mein erlauchter Herr!
Hier steht er vor dem Schlosse aufmarschirt.

Kurf. Nun? — Wollt ihr mir, ihr Herrn, dies Räthsel lösen?
— Wer rief ihn her?

Hohenz. Das weiß ich nicht, mein Kurfürst.
Kurf. Der Standort, den ich ihm bestimmt, heißt Arnstein! —
Geschwind! Geh' einer hin, und bring' ihn her!

Goltz. Er wird sogleich, o Herr, vor dir erscheinen!

Kurf. Wo ist er?

Goltz. Auf dem Rathhaus, wie ich höre,
Wo die gesammte Generalität,
Die deinem Hause dient, versammelt ist.

Kurf. Weshalb? Zu welchem Zweck?

Hohenz. — Das weiß ich nicht.

Graf Truchß. Erlaubt, mein Fürst und Herr, daß wir uns
gleichfalls,

Auf einen Augenblick, dorthin verfügen?

Kurf. Wohin? Auf's Rathhaus?

Hohenz.

In der Herrn Versammlung!

Wir gaben unser Wort, uns einzufinden.

Kurf. (nach einer kurzen Pause). — Ihr seid entlassen!

Golz.

Kommt, ihr werthen Herrn!

(Die Officiere ab.)

Kurf. Seltsam! — Wenn ich der Dey von Tunis wäre,

Schlug' ich, bei so zweideutigem Vorfall, Lärm;

Die seidne Schnur legt' ich auf meinen Tisch,

Und vor das Thor, verrammt mit Ballisaden,

Führt' ich Kanonen und Haubitzen auf.

Doch weil's Hans Rottwitz aus der Briegnis ist,

Der sich mir naht, willkürlich, eigenmächtig,

So will ich mich auf märk'sche Weise fassen:

Von den drei Locken, die man silberglänzig,

Auf seinem Schädel sieht, fass' ich die Eine,

Und führ' ihn still, mit seinen zwölf Schwadronen,

Nach Arnstein, in sein Hauptquartier, zurück.

Wozu die Stadt aus ihrem Schlafe wecken?

(Nachdem er wieder einen Augenblick an's Fenster getreten, geht er an den Tisch und klingelt; zwei Bediente treten auf.)

Kurf. Spring' doch herab und frag', als wär's für dich,
Was es im Stadthaus gibt.

Erster Bedienter. Gleich, mein Gebieter!

Kurf. (zu dem Anderen). Du aber geh' und bring' die Kleider mir!
(Der Bediente geht und bringt sie; der Kurfürst kleidet sich an und legt seinen fuchsfarbenen Schmuck an.)

Feldmarsch. Dörfling (tritt auf). Rebellion, mein
Kurfürst!

Ruhig, ruhig! —

Kurf. (noch im Ankleiden beschäftigt).

Es ist verhaßt mir, wie dir wohl bekannt,

In mein Gemach zu treten, ungemeldet!

— Was willst du?

Feldmarsch. Herr, ein Vorfall — du vergißst!

Führt von besonderem Gewicht mich her.

Der Obrist Rottwitz rückte, unbeordert,

Hier in die Stadt; an hundert Offiziere

Sind auf dem Rittersaal um ihn versammelt;

Es geht ein Blatt in ihrem Kreis herum,

Bestimmt, in deine Rechte einzugreifen.

Kurf. Es ist mir schon bekannt! — Was wird es sein,

Als eine Regung zu des Prinzen Gunsten,

Dem das Gezeck die Kugel zuerkannte.

Feldmarsch. So ist's! Beim höchsten Gott! Du hast's
getroffen!

Kurf. Nun gut! — So ist mein Herz in ihrer Mitte.

Feldmarsch. Man sagt, sie wollten heut, die Rasenden!

Die Bittschrift noch im Schloß dir überreichen,

Und falls, mit unverföhntem Grimm, du auf

Dem Spruch beharrest — kaum wag' ich's dir zu melden? —

Aus seiner Haft ihn mit Gewalt befreien!

Kurf. (Äußerl.). Wer hat dir das gesagt?

Feldmarsch. Wer mir das sagte?

Die Dame Nekow, der du trauen kannst,

Die Base meiner Frau! Sie war heut Abend,

In ihres Ohms, des Drost von Nekow, Haus,

Wo Offiziere, die vom Lager kamen,

Laut diesen dreisten Anschlag äußerten.

Kurf. Das muß ein Mann mir sagen, eh' ich's glaube.

Mit meinem Stiefel, vor sein Haus gesetzt,

Schütz' ich vor diesen jungen Helden ihn.

Feldmarsch. Herr, ich beschwöre dich, wenn's überall

Dein Wille ist, den Prinzen zu begnadigen:

Ihu's, eh' ein höchst verhaßter Schritt geschähe!

Jedwedes Heer liebt, weißt du, seinen Helden;

Laß diesen Junken nicht, der es durchglüht,

Ein heillos freßend Feuer um sich greifen.

Rottwitz weiß und die Schaar, die er versammelt,

Noch nicht, daß dich mein treues Wort gewarnt;

Schick', eh' er noch erscheint, das Schwert dem Prinzen,

Schick's ihm, wie er's zulezt verdient, zurück:

Du gibst der Zeitung eine Großthat mehr,

Und eine Unthat weniger zu melden.

Kurf. Da müßt' ich noch den Prinzen erst befragen,

Den Willkür nicht, wie dir bekannt sein wird,

Gefangen nahm und nicht befreien kann. —

Ich will die Herren, wenn sie kommen, sprechen.

Feldmarsch. (für sich). Bervünscht! — Er ist jedwedem Pfeil
gepanzert.

(Zwei Heiden treten auf; der eine hält einen Brief in der Hand).

Erster Heide. Der Obrist Rottwitz, Hennings, Truchß
und Andere,

Erbitten sich Gehör!

Kurf. (zu dem anderen, indem er ihm den Brief aus der Hand nimmt.)
Vom Prinz von Homburg?

Zweiter Heibuck. Ja, mein erlauchter Herr!

Kurf. Wer gab ihn dir?

Zweiter Heibuck. Der Schweizer, der am Thor die Wache hält,

Dem ihn des Prinzen Jäger eingehändigt.

(Der Kurfürst stellt sich an den Tisch und liest; nachdem dies geschehen ist, wendet er sich und ruft einen Page.)

Prittwill! — Das Todesurtheil bring' mir her!

— Und auch den Paß, für Gustav Graf von Horn,
Den schwedischen Gesandten, will ich haben!

(Der Page ab; zu dem ersten Heibucken.)

Kottwitz und sein Gefolg' — sie sollen kommen!

(Obrist Kottwitz und Obrist Hennings, Graf Truchß, Graf Hohenzollern und Sparren, Graf Neuß, Rittmeister von der Holz und Stranz, und andere Obristen und Offiziere treten auf.)

Kottwitz (mit der Bittschrift). Vergönne, mein erhabner Kurfürst, mir,

Daß ich, im Namen des gesammten Heers,
In Demuth dies Papier dir überreiche!

Kurf. Kottwitz, bevor ich's nehme, sag' mir an,

Wer hat dich her nach dieser Stadt gerufen?

Kottwitz (steht ihn an.) Mit den Dragonern?

Kurf. Mit dem Regiment! —

Arnstein hatt' ich zum Sitz dir angewiesen.

Kottwitz. Herr! deine Ordre hat mich hergerufen.

Kurf. Wie? — Zeig' die Ordre mir.

Kottwitz. Hier, mein Gebieter.

Kurf. (liest.) „Natalie, gegeben Fehrbellin;

In Auftrag meines höchsten Oheims Friedrich.“ —

Kottwitz. Bei Gott, mein Fürst und Herr, ich will nicht hoffen,
Daß dir die Ordre fremd?

Kurf. Nicht, nicht! Versteh' mich,

Wer ist's, der dir die Ordre überbracht?

Kottwitz. Graf Neuß!

Kurf. (nach einer augenblicklichen Pause.) Vielmehr, ich heiße dich willkommen! —

Dem Obrist Homburg, dem das Recht gesprochen,
Bist du bestimmt, mit deinen zwölf Schwadronen,
Die letzten Ehren morgen zu erweisen.

Kottwitz (erschrocken.) Wie, mein erlauchter Herr?!

Kurf. (indem er ihm die Ordre wieder gibt.) Das Regiment
Steht noch, in Nacht und Nebel, vor dem Schloß?

Kottwitz. Die Nacht, vergib —

Kurf. Warum rückt es nicht ein?

Kottwitz. Mein Fürst, es rückte ein; es hat Quartiere,
Wie du befaßt, in dieser Stadt bezogen.

Kurf. (mit einer Wendung gegen das Fenster.) Wie? Vor zwei
Augenblicken — —? Nun, beim Himmel!

So hast du Ställe rasch dir ausgemittelt! —

Um so viel besser denn! Begrüßt noch einmal!

Was führt dich her, sag' an? Was bringst du Neues?

Kottwitz. Herr, diese Bittschrift deines treuen Heers.

Kurf. Gib!

Kottwitz. Doch das Wort, das deiner Lipp' entfiel,
Schlägt alle meine Hoffnungen zu Boden.

Kurf. So hebt ein Wort auch wiederum sie auf.

(Er liest.)
Bittschrift, die allerhöchste Gnad' ersiehend,
Für unsern Führer, peinlich angeklagt,
Den General, Prinz Friedrich Hessen-Homburg.

(Zu den Offizieren.)
Ein edler Nam', ihr Herrn! unwürdig nicht,
Daß ihr, in solcher Zahl, euch ihm verwendet!

(Er sieht wieder in das Blatt.)
Die Bittschrift ist verfaßt von wem?

Kottwitz. Von mir.

Kurf. Der Prinz ist von dem Inhalt unterrichtet?

Kottwitz. Nicht auf die fernste Weis! In unsrer Mitte
Ist sie empfangen und vollendet worden.

Kurf. Gebt mir auf einen Augenblick Geduld.

(Er tritt an den Tisch und durchsieht die Schrift. Lange Pause.)
Hm! Sonderbar! — Du nimmst, du alter Krieger,
Des Prinzen That in Schutz? Rechtfertigst ihn,
Daß er auf Wrangel stürzte unbeordert?

Kottwitz. Ja, mein erlauchter Herr; das thut der Kottwitz!

Kurf. Der Meinung auf dem Schlachtfeld warst du nicht.

Kottwitz. Das hatt' ich schlecht erwogen, mein Gebieter!

Dem Prinzen, der den Krieg gar wohl versteht,
Hätt' ich mich ruhig unterwerfen sollen.

Die Schweden wankten auf dem linken Flügel,
Und auf dem rechten wirkten sie Succurs;
Hätt' er auf deine Ordre warten wollen,
Sie saßten Posten wieder in den Schluchten,
Und nimmermehr hätt'st du den Sieg erkämpfst.

Kurf. So! — Das beliebt dir so vorauszusetzen!
 Den Obrist Hennings hatt' ich abgeschickt,
 Wie dir bekannt, den schwed'schen Brückenkopf,
 Der Wrangels Rücken deckt, hinwegzunehmen.
 Wenn ihr die Ordre nicht gebrochen hättet,
 Dem Hennings wäre dieser Schlag geglückt;
 Die Brücken hätt' er in zwei Stunden frist,
 In Brand gesteckt, am Rhyn sich aufgespauzt,
 Und Wrangel wäre ganz, mit Stumpf und Stiel,
 In Gräben und Morast, vernichtet worden.

Kottwiz. Es ist der Stümper Sache, nicht die deine,
 Des Schicksals höchsten Kranz erringen wollen;
 Du nahmst bis heut noch stets, was es dir bot.
 Der Drache ward, der dir die Marken trotzig
 Verwüstete, mit blut'gem Hirn verjagt:
 Was konnte mehr an einem Tag geschehn?
 Was liegt dir dran, ob er zwei Wochen noch
 Erhöpft im Sand liegt, und die Wunden heilt?
 Die Kunst jetzt lernten wir, ihn zu besiegen,
 Und sind voll Lust, sie fürder noch zu üben:
 Laß uns den Wrangel rüstig, Brust an Brust,
 Noch einmal treffen, so vollendet sich's,
 Und in die Ostsee ganz fliegt er hinab!
 Rom ward an einem Tage nicht erbaut.

Kurf. Mit welchem Recht, du Thor, erhoffst du das,
 Wenn auf dem Schlachtenwagen, eigenmächtig,
 Mir in die Flügel jeder greifen darf?
 Meinst du, das Glück werd' immerdar, wie jüngst,
 Mit einem Kranz den Ungehorsam lohnen?
 Den Sieg nicht mag ich, der, ein Kind des Zufalls,
 Mir von der Bank fällt; das Gesetz will ich,
 Die Mutter meiner Krone aufrecht halten,
 Die ein Geschlecht von Siegen mir erzeugt.

Kottwiz. Herr, das Gesetz, das höchste, oberste,
 Das wirken soll in deiner Feldherrn Brust,
 Das ist der Buchstab deines Willens nicht;
 Das ist das Vaterland, das ist die Krone,
 Das bist du selber, dessen Haupt sie trägt.
 Was kümmert dich, ich bitte dich, die Regel,
 Nach der der Feind sich schlägt: wenn er nur nieder
 Vor dir mit allen seinen Fahnen sinkt?
 Die Regel, die ihn schlägt, das ist die höchste!
 Willst du das Heer, das glühend an dir hängt,
 Zu einem Werkzeug machen, gleich dem Schwerte,

Das todt in deinem goldnen Gürtel ruht?
 Der ärmste Geist, der, in den Sternen fremd,
 Zuerst solch eine Lehre gab! Die schlechte
 Kurzsicht'ge Staatskunst, die, um eines Falles,
 Da die Empfindung sich verderblich zeigt,
 Zehn andere vergift, im Lauf der Dinge,
 Da die Empfindung einzig retten kann!
 Schütt' ich mein Blut dir, an dem Tag der Schlacht,
 Für Gold, sei's Geld, sei's Ehre, in den Staub?
 Behüte Gott! Dazu ist es zu gut!
 Was! Meine Lust hab', meine Freude ich,
 Frei und für mich, im Stillen, unabhängig,
 In deiner Trefflichkeit und Herrlichkeit,
 Am Ruhm und Wachsthum deines großen Namens!
 Das ist der Lohn, dem sich mein Herz verkauft!
 Gehest, um dieses unberufen Siegs,
 Brächst du dem Prinzen jetzt den Stab; und ich,
 Ich träfe morgen, gleichfalls ungerufen,
 Den Sieg wo irgend zwischen Wald und Felsen
 Mit den Schwadronen, wie ein Schäfer, an:
 Bei Gott! ein Schelm müßt' ich doch sein, wenn ich
 Des Prinzen That nicht munter wiederholte.
 Und sprächst du, das Gesetzbuch in der Hand:
 „Kottwiz, du hast den Kopf vermischt!“ so sagt' ich:
 Das wußt' ich, Herr; da nimm ihn hin, hier ist er:
 Als mich ein Eid an deine Krone band,
 Mit Haut und Haar, nahm ich den Kopf nicht aus,
 Und nichts dir gab' ich, was nicht dein gehörte!

Kurf. Mit dir, du alter, wunderlicher Herr,
 Wird' ich nicht fertig! Es bezieht dein Wort
 Mich, mit arglist'ger Rednerkunst gesetzt,
 Mich, den du weisst dir zugethan, und einen
 Sachwalter ruf' ich mir, den Streit zu enden,
 Der meine Sache führt!

(Er klingelt ein Bedienter tritt auf.)

Der Prinz von Homburg —
 Man führ' aus dem Gefängniß ihn hierher!

(Der Bediente ab.)

Der wird dich lehren, das versich' ich dich,
 Was Kriegszucht und Gehorsam sei! Ein Schreiben
 Schickt er mir mind'stens zu, das anders lautet,
 Als der spitzfind'ge Lehrbegriff der Freiheit,
 Den du hier, wie ein Knabe mir entfaltet.

(Er stellt sich wieder an den Tisch und liest.)

Rottwih (erschauet). Wen holt? — Wen ruft? —
Oberst Hennings. Ihn selber?

Graf Truchß. Nein, unmöglich!

(Die Offiziere treten unruhig zusammen und sprechen miteinander.)

Kurf. Von wem ist diese zweite Zuschrift hier?

Hohenz. Von mir, mein Fürst!

Kurf. (liest). "Beweis, daß Kurfürst Friedrich
Des Prinzen That selbst" — — — Nun, beim Himmel!
Das nenn' ich fest!

Was! Die Veranlassung, du wälzest sie, des Frevels,
Den er sich in der Schlacht erlaubt, auf mich?

Hohenz. Auf dich, mein Kurfürst; ja, ich, Hohenzollern!

Kurf. Nun denn, bei Gott, das übersteigt die Fabel!

Der Eine zeigt mir, daß nicht schuldig er,

Der Andre gar mir, daß der Schuld'ge ich! —

Womit wirst solchen Satz du mir beweisen?

Hohenz. Du wirst dich jener Nacht, o Herr, erinnern,

Da wir den Prinzen, tief versenkt im Schlaf,

Im Garten unter den Platanen fanden:

Vom Sieg des nächsten Tages mocht' er träumen,

Und einen Lorbeer hielt er in der Hand.

Du, gleichsam um sein tiefes Herz zu prüfen,

Nahmst ihm den Kranz hinweg, die Kette schlangst du,

Die dir vom Hals hängt, lächelnd um das Laub;

Und reichtest Kranz und Kette, so verschlungen,

Dem Fräulein, deiner edlen Nichte, hin.

Der Prinz steht, bei so wunderbarem Anblick,

Erröthend auf; so süße Dinge will er,

Und von so lieber Hand gereicht, ergreifen:

Du aber, die Prinzessin rückwärts führend,

Entziehst dich eilig ihm; die Thür empfängt dich,

Jungfrau und Kett' und Lorbeerkranz verschwinden,

Und einsam — einen Handschuh in der Hand,

Den er, nicht weiß er selber, wem? entriß —

Im Schooß der Mitternacht, bleibt er zurück.

Kurf. Welch einen Handschuh?

Hohenz. Herr, laß mich vollenden! —

Die Sache war ein Scherz; jedoch von welcher

Bedeutung ihm, das lern' ich bald erkennen;

Denn, da ich, durch des Gartens hintre Pforte,

Jetzt zu ihm schleich', als wär's von ungefähr,

Und ihn erweck', und er die Sinne sammelt:

Gießt die Erinnerung Freude über ihn,

Nichts Ruhrendes fürwahr, kannst du dir denken!

Den ganzen Vorfall, gleich, als wär's ein Traum,
Trägt er, bis auf den kleinsten Zug, mir vor;
So lebhaft, meint' er, hab' er nie geträumt —:

Und fester Glaube baut sich in ihm auf,

Der Himmel hab' ein Zeichen ihm gegeben:

Es werde Alles, was sein Geist gesehen,

Jungfrau und Lorbeerkranz und Ehrenschild,

Gott, an dem Tag der nächsten Schlacht, ihm schenken.

Kurf. Hm! Sonderbar! — Und jener Handschuh? —

Hohenz.

Ja!

Dies Stück des Traums, das ihm verkörpert ward,

Zerstört zugleich und kräftigt seinen Glauben.

Zuerst, mit großem Aug' sieht er ihn an: —

Weißt ist die Farb', er scheint, nach Art und Bildung,

Von einer Dame Hand: — doch weil er keine

Zu Nacht, der er entnommen könnte sein,

Im Garten sprach, — durchkreuzt, in seinem Dichten,

Von mir, der zur Parol' auf's Schloß ihn ruft,

Vergift er, was er nicht begreifen kann,

Und steckt zerstreut den Handschuh in's Kollet.

Kurfürst. Nun? Drauf?

Hohenz. Drauf tritt er nun, mit Stift und Tafel,

In's Schloß, aus des Feldmarshalls Mund, in frommer

Aufmerksamkeit den Schlachtbefehl zu hören;

Die Fürstin und Prinzessin, reisefertig,

Befinden grad' im Herrensaal sich auch.

Doch wer ermisst das ungeheure Staunen,

Das ihn ergreift, da die Prinzessin den Handschuh,

Den er sich in's Kollet gesteckt, vermist!

Der Marschall ruft, zu wiederholten Malen:

Herr Prinz von Homburg! Was befehlt mein Marschall?

Entgegnet er, und will die Sinne sammeln;

Doch er, von Wundern ganz umringt — —: der Donner

Des Himmels hätte niederfallen können — —! (Er hält inne.)

Kurfürst. War's der Prinzessin Handschuh?

Hohenz.

Allerdings!

(Der Kurfürst fällt in Gedanken.)

Hohenz. (fährt fort.) Ein Stein ist er; den Bleistift in der

Hand,

Steht er zwar da und scheint ein Lebender;

Doch die Empfindung, wie durch Zauberschläge

In ihm verlöscht; und erst am andern Morgen,

Da das Geschütz schon in den Reihen donnert,

Rehrt er in's Dasein wieder und befragt mich:

Bibliothek der deutschen Klassiker XV. 4.

Liebster, was hat schon Dörfling, sag' mir's, gestern
Beim Schlachtfeld, mich treffend, vorgebracht?
Feldmarschall. Herr, die Erzählung, wahrlich, unter-
schreib' ich!

Der Prinz, erinnr' ich mich, von meiner Rede
Bernahm kein Wort; zerstreut sah ich ihn oft,
Jedoch in solchem Grad abwesend ganz
Aus seiner Brust, noch nie, als diesen Tag.

Kurfürst. Und nun, wenn ich dich anders recht verstehe,
Thürmst du, wie folgt, das Schlußgebäude mir auf:
Hätt' ich, mit dieses jungen Träumers Zustand,
Zweideutig nicht gescherzt, so blieb er schuldlos:
Bei der Parole wär' er nicht zerstreut,
Nicht widerspenstig in der Schlacht gewesen.
Nicht? Nicht? Das ist die Meinung?

Hohenz. Mein Gebieter,
Das überlass' ich jetzt dir, zu ergänzen.

Kurfürst. Thor, der du bist, Blödsinniger! Hättest du
Nicht in den Garten mich hinabgerufen,
So hätt' ich, einem Trieb der Neugier folgend,
Mit diesem Träumer harmlos nicht gescherzt.
Mitthin behaupt' ich, ganz mit gleichem Recht,
Der sein Versehen veranlaßt hat, warst du! —
Die delph'sche Weisheit meiner Offiziere!

Hohenz. Es ist genug, mein Kurfürst! Ich bin sicher,
Mein Wort fiel, ein Gewicht, in deine Brust!

Ein Offizier (tritt auf). Der Prinz, o Herr, wird augen-
blicks erscheinen!

Kurfürst. Wohlan! Laßt ihn herein.

Offizier.

In zwei Minuten!

Er ließ nur flüchtig im Vorübergehn
Durch einen Pförtner sich den Kirchhof öffnen.

Kurfürst. Den Kirchhof?

Offizier. Ja, mein Fürst und Herr!

Kurfürst.

Weshalb?

Offizier. Die Wahrheit zu gestehn, ich weiß es nicht;
Es schien, das Grabgewölbe wünscht' er zu sehen,
Das dein Gebot ihm dort eröffnen ließ.

(Die Obersten treten zusammen und sprechen mit einander.)

Kurfürst. Gleichviel! Sobald er kommt, laßt ihn herein.

Truchseß. Da führt die Wache schon den Prinzen her.

(Der Prinz von Homburg tritt auf. Ein Offizier mit Wache.)

Kurfürst. Mein junger Prinz, auch ruf' ich mir zu Hülfe!

Der Obrist Rottwitz bringt, zu Gunsten eurer,
Mir dieses Blatt hier, schaut, in langer Reihe
Von hundert Edelleuten unterzeichnet;
Das Heer begehre, heißt es, eure Freiheit,
Und billige den Spruch des Kriegsrechts nicht. —
Leßt, bitt' ich, selbst, und unterrichtet euch!

(Er gibt ihm das Blatt.)

Prinz (nachdem er einen Blick hineingethan, wendet er sich und steht sich
im Kreis der Offiziere um). Rottwitz, gib deine Hand mir, alter
Freund!

Du thust mir mehr, als ich, am Tag der Schlacht
Um dich verdient! Doch jetzt geschwind geh' hin
Nach Arnstein wiederum, von wo du kamst,
Und rühr' dich nicht; ich hab's mir überlegt,
Ich will den Tod, der mir erkannt, erdulden!

(Er übergibt ihm die Schrift.)

Rottwitz (betroffen). Nein, nimmermehr, mein Prinz! Was
sprichst du da?

Hohenz. Er will den Tod — ?

Truchseß.

Er soll und darf nicht sterben!

Mehrere Offiziere (vordringend). Mein Herr und Kur-
fürst! Mein Gebieter! Hör' uns!

Prinz. Ruhig! Es ist mein unbeugsamer Wille!

Ich will das heilige Gesetz des Kriegs,
Das ich verlegt' im Angesicht des Heers,
Durch einen freien Tod verherrlichen!
Was kann der Sieg euch, meine Brüder, gelten,
Der eine, dürstige, den ich vielleicht
Dem Brangel noch entreiße, dem Triumph
Verglichen, über den verderblichsten
Der Feind' in uns, den Troß, den Uebermuth,
Erungen glorreich morgen? Es erliege
Der Fremdling, der uns unterjochen will,
Und frei, auf mütterlichem Grund, behaupte
Der Brandenburger sich; denn sein ist er,
Und seiner Fluren Pracht nur ihm erbaut!

Rottwitz (gerührt). Mein Sohn! Mein liebster Freund! Wie
nenn' ich dich?

Truchseß. O Gott der Welt!

Rottwitz.

Laß deine Hand mich küssen!

(Sie drängen sich um ihn.)

Prinz (wendet sich zum Kurfürsten). Doch dir, mein Fürst! der
einen süßern Namen

Dereinst mir führte, leider jetzt verscherzt;

Dir leg' ich tief bewegt zu Füßen mich!
 Vergib, wenn ich, am Tage der Entscheidung,
 Mit übereiltem Eifer dir gedient:
 Der Tod wäscht jezt von jeder Schuld mich rein.
 Laß meinem Herzen, das versöhnt und heiter
 Sich deinem Rechtspruch unterwirft, den Trost,
 Daß deine Brust auch jedem Groll entsagt:
 Und in der Abschiedsstunde, deß' zum Zeichen,
 Bewill'ge huldreich eine Gnade mir!

Kurfürst. Sprich, junger Held! Was ist's, das du begehrst?
 Mein Wort verpänd' ich dir und Rittershre!
 Was es auch sei, es ist dir zugestanden!

Prinz. Erkauf', o Herr, mit deiner Michte Hand,
 Von Gustav Karl den Frieden nicht! Hinweg
 Mit diesem Unterhändler aus dem Lager,
 Der solchen Antrag ehrlos dir gemacht:
 Mit Kettenkugeln schreib' die Antwort ihm!

Kurfürst. (küst seine Stirn.) Sei's, wie du sagst, mit diesem
 Kuß, mein Sohn,

Bewilligt sei die letzte Bitte dir!
 Was auch bedarf es dieses Opfers noch,
 Vom Mißglück nur des Kriegs mir abgerungen;
 Blüht doch aus jedem Wort, das du gesprochen,
 Jezt mir ein Sieg auf, der zu Staub ihn malmt!
 Prinz Homburgs Braut sei sie, werd' ich ihm schreiben,
 Der Fehrbellins halb dem Geßez verfiel,
 Und seinem Geist, todt vor den Fahnen schreitend,
 Kämpf' er auf dem Gefild der Schlacht, sie ab!

(Er küßt ihn noch einmal und erhebt ihn.)

Prinz. Nun sieh, jezt schenkst du das Leben mir!
 Nun fleh' ich jeden Segen dir herab,
 Den von dem Thron der Wolken Seraphin'
 Auf Heldenhäupter jauchzend niederschütten:
 Geh' und bekrieg', o Herr, und überwinde
 Den Weltkreis, der dir troht — denn du bist's werth!

Kurfürst. Wachel! Führt ihn zurück in sein Gefängniß.

(Natalie und die Kurfürstin zeigen sich unter der Thür, Hofdamen folgen.)

Natalie. O Mutter, laß! Was sprichst du mir von Sitte?
 Die höchst, in solcher Stund, ist ihn zu lieben!
 — Mein theurer, unglücksel'ger Freund!

Prinz. (bricht auf).

Hinweg!

Truchseß (hält ihn). Mein nimmermehr, mein Prinz!

(Mehrere Offiziere treten ihm in den Weg.)

Prinz. Führt mich hinweg!

Hohenz. Mein Kurfürst, kann dein Herz —!
 Prinz (reißt sich los). Tyrannen, wollt ihr
 Hinaus an Ketten mich zum Richtplatz schleifen?
 Fort! — Mit der Welt schloß ich die Rechnung ab!

(Ab, mit Wache.)

Natalie (indem sie sich an die Brust der Tante legt)
 O Erde, nimm in deinen Schooß mich auf!
 Wozu das Licht der Sonne länger schauen?

Feldmarschall. O Gott der Welt! Mußt' es bis dahin
 kommen!

(Der Kurfürst spricht heimlich und angelegentlich mit einem Offizier.)

Rottwitz (kalt.) Mein Fürst und Herr, nach dem, was vor-
 gefallen,

Sind wir entlassen?

Nein! Zur Stund noch nicht!

Dir sag' ich's an, wenn du entlassen bist!

(Er führt ihn eine Weile mit den Augen; alsdann nimmt er die Papiere, die
 ihm der Page gebracht hat, vom Tisch, und wendet sich damit zum
 Feldmarschall.)

Hier diesen Paß dem schwed'schen Grafen Horn!
 Es wär' des Prinzen, meines Vetter's, Bitte,
 Die ich verpflichtet wäre, zu erfüllen;
 Der Krieg heb' in drei Tagen wieder an!

(Pause. — Er wirft einen Blick in das Todesurtheil.)

Ja, urtheilt selbst, ihr Herrn! Der Prinz von Homburg
 Hat im verflossnen Jahr, durch Troß und Leichtsin,
 Um zwei der schönsten Siege mich gebracht;
 Den dritten auch hat er mir schwer gekränkt.
 Die Schule dieser Tage durchgegangen,
 Wollt ihr's zum vierten Male mit ihm wagen?

Rottwitz und Truchseß (durcheinander). Wie, mein vergöt-
 tert — angebeteter? —

Kurfürst. Wollt ihr? Wollt ihr?

Rottwitz. Bei dem lebend'gen Gott,
 Du könntest an Verderbens Abgrund stehn,
 Daß er, um dir zu helfen, dich zu retten,
 Auch nicht das Schwert mehr zückte, ungerufen!

Kurfürst (gerreißt das Todesurtheil). So folgt, ihr Freunde, in
 den Garten mir! (Alle ab.)

Schloß, mit der Rampe, die in den Garten hinabführt; wie im ersten Akt. — Es ist wieder Nacht.

(Der Prinz von Homburg wird vom Rittmeister Stranz mit verbundenen Augen durch das untere Gartengitter aufgeführt. Offiziere mit Wache. — In der Ferne hört man Trommeln des Todtenmarsches.)

Prinz. Nun, o Unsterblichkeit, bist du ganz mein!
Du strahlst mir durch die Binde meiner Augen,
Mit Glanz der tausendfachen Sonne zu!
Es wachsen Flügel mir an beiden Schultern,
Durch stille Aetherräume schwingt mein Geist;
Und wie ein Schiff, vom Hauch des Winds entführt,
Die muntre Hafenstadt versinken sieht,
So geht mir dämmernd alles Leben unter:
Jetzt unterscheid' ich Farben noch und Formen,
Und jetzt liegt Nebel Alles unter mir.

(Der Prinz setzt sich auf die Bank, die in der Mitte des Platzes, um die Tische aufgeschlagen ist, der Rittmeister Stranz entfernt sich von ihm, und sieht nach der Rampe hinauf.)

Prinz. Ach, wie die Nachtwiole lieblich duftet!
— Spürst du es nicht? (Stranz kommt wieder zu ihm zurück.)
Stranz. Es sind Levkohn und Nelken.
Prinz. Levkohn? — Wie kommen die hierher?
Stranz. Ich weiß nicht. —
Es scheint, ein Mädchen hat sie hier gepflanzt.
— Kann ich dir eine Nelke reichen?
Prinz. Lieber! —
Ich will zu Hause sie in's Wasser setzen.

(Der Kurfürst mit dem Lorbeerkranz, um welchen die goldene Kette geschlungen ist, Kurfürstin, Prinzessin Natalie, Feldmarschall Dörfling, Obrist Kottwitz, Hohenzollern, Golz u. s. w. — Hofdamen, Offiziere und Bedienten erscheinen auf der Rampe des Schlosses. — Hohenzollern tritt mit einem Tuch an das Geländer und winkt dem Rittmeister Stranz; worauf dieser den Prinzen von Homburg verläßt, und im Hintergrund mit der Wache spricht.)

Prinz. Lieber, was für ein Glanz verbreitet sich?
Stranz (steht zu ihm zurück). Mein Prinz, willst du gefällig dich erheben?

Prinz. Was gibt es?
Stranz. Nichts, das dich erschrecken dürfte! —
Die Augen bloß will ich dir wieder öffnen.

Prinz. Schlag meiner Leiden letzte Stunde?
Stranz.
Heil dir und Segen, denn du bist es werth!

Ja! —

(Der Kurfürst gibt den Kranz, an welchem die Kette hängt, der Prinzessin, nimmt sie bei der Hand und führt sie die Rampe hinab. Herren und Damen folgen. Die Prinzessin tritt, umgeben von Bedienten, vor den Prinzen, welcher erschauert aufsteht, setzt ihm den Kranz auf, hängt ihm die Kette um und drückt seine Hand an ihr Herz. Der Prinz fällt in Ohnmacht.)

Natalie. Himmel! Die Freude tödtet ihn!

Hohenz. (faßt ihn auf).

Zu Hülfe!

Kurfürst. Laßt den Kanonendonner ihn erwecken!

(Kanonenschüsse. Ein Marsch. Das Schloß erleuchtet sich.)

Kottwitz. Heil, Heil dem Prinz von Homburg!

Die Offiziere.

Heil! Heil! Heil!

Alle. Dem Sieger in der Schlacht bei Fehrbellin!

(Augenblickliches Stillschweigen.)

Prinz. Nein, sagt! Ist es ein Traum?

Kottwitz.

Ein Traum, was sonst?

Mehrere Offiziere. In's Feld! In's Feld!

Truchseß.

Zur Schlacht!

Feldmarschall.

Zum Sieg! Zum Sieg!

Alle. In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!

Epigramme.

Die Schwierigkeit.

In ein großes Verhältniß, das fand ich oft, ist die Einsicht
Leicht, das Kleinliche ist's, was sich mit Mühe begreift.

Herr von Goethe.

Sieh, das nenn' ich doch würdig, fürwahr, sich im Alter beschäit'gen;
Er zerlegt jetzt den Strahl, den seine Jugend sonst warf.

Verwahrung.

Scheltet, ich bitte, mich nicht! Ich machte, beim delphischen Gotte,
Nur die Verse; die Welt nahm ich, ihr wißt's, wie sie steht.

Eine nothwendige Berichtigung.

Frauen stünde, gelehrt sein, nicht? Die Wahrheit zu sagen,
Nützlich ist es, es steht Männern so wenig, wie Frau'n.

Der Aufschluß.

Was dich, fragst du, verdammt, stets mit den Dienern zu hadern?
Freund, sie verstehen den Dienst, aber nicht du den Befehl.

Der unbefugte Kritikus.

Ei, welch ein Einfall dir kommt! Du richtest die Kunst mir, zu
schreiben,
Ehe du selber die Kunst, Bester, zu lesen gelernt.

Voltaire.

Lieber, ich auch bin nackt, wie Gott mich erschaffen, natürlich,
Und doch häng' ich mir klug immer ein Mäntelchen um.

Antwort.

Freund, du bist es auch nicht, den nackt zu erschauen mich jückte,
Siehe mir nur dem Apoll Hosen, ersuch' ich, nicht an.

Das Erdbeben in Chili.

In St. Jago, der Hauptstadt des Königreichs Chili, stand gerade in dem Augenblicke der großen Erderschütterung vom Jahre 1647, bei welcher viele tausend Menschen ihren Untergang fanden, ein junger, auf ein Verbrechen angelegter Spanier, Namens Jeronimo Rugera, an einem Pfeiler des Gefängnisses, in welches man ihn eingesperrt hatte, und wollte sich erheben. Don Henrique Asteron, einer der reichsten Edelleute der Stadt, hatte ihn ungefähr ein Jahr zuvor aus seinem Hause, wo er als Lehrer angestellt war, entfernt, weil er sich mit Donna Josephe, seiner einzigen Tochter, in einem zärtlichen Einverständnis befunden hatte. Eine geheime Bestellung, die dem alten Don, nachdem er die Tochter nachdrücklich gewarnt hatte, durch die hämische Aufmerksamkeit seines stolzen Sohnes verrathen worden war, entrüstete ihn dergestalt, daß er sie in dem Karmeliterkloster unsrer lieben Frauen vom Berge daselbst unterbrachte. Durch einen glücklichen Zufall hatte Jeronimo hier die Verbindung von neuem anzuknüpfen gewußt, und in einer verschwiegene Nacht den Klostergarten zum Schauplatz seines vollen Glückes gemacht. Es war am Frohnleichnamsfeste, und die feierliche Prozession der Nonnen, welchen die Novizen folgten, nahm eben ihren Anfang, als die unglückliche Josephe, bei dem Anklänge der Glocken, in Mutterwehen auf den Stufen der Kathedrale niedersank. Dieser Vorfall machte außerordentliches Aufsehen; man brachte die junge Sünderin, ohne Rücksicht auf ihren Zustand, sogleich in ein Gefängniß, und kaum war sie aus den Wochen erstanden, als ihr schon, auf Befehl des Erzbischofs, der geschärfte Prozeß gemacht ward. Man sprach in der Stadt mit einer so großen Erbitterung von diesem Skandal, und die Zungen fielen so scharf über das ganze Kloster her, in welchem er sich zugetragen hatte, daß weder die Fürbitte der Familie Asteron, noch auch sogar der Wunsch der Abtissin selbst, welche das junge Mädchen wegen ihres sonst untadelhaften Betragens lieb gewonnen

hatte, die Strenge, mit welcher das klösterliche Gesetz sie bedrohte, mildern konnte. Alles, was geschehen konnte, war, daß der Feuertod, zu dem sie verurtheilt wurde, zur großen Entrüstung der Matronen und Jungfrauen von St. Jago, durch einen Machtpruch des Vicelkönigs, in eine Enthauptung verwandelt ward. Man vermietete in den Straßen, durch welche der Hinrichtungszug gehen sollte, die Fenster, man trug die Dächer der Häuser ab, und die frommen Töchter der Stadt luden ihre Freundinnen ein, um dem Schauspiele, das der göttlichen Rache gegeben wurde, an ihrer schwesterlichen Seite beizuwohnen. Jeronimo, der inzwischen auch in ein Gefängniß gesetzt worden war, wollte die Besinnung verlieren, als er diese ungeheure Wendung der Dinge erfuhr. Vergebens sann er auf Rettung: überall, wohin ihn auch der Fittig der vermessenen Gedanken trug, stieß er auf Niegel und Mauern, und ein Versuch, die Gitterfenster zu durchseilen, zog ihn, da er entdeckt ward, eine nur noch engere Einsperrung zu. Er warf sich vor dem Bildnisse der heiligen Mutter Gottes nieder, und betete mit unendlicher Inbrunst zu ihr, als der Einzigen, von der ihm jetzt noch Rettung kommen könnte. Doch der gefürchtete Tag erschien, und mit ihm in seiner Brust die Ueberzeugung von der völligen Hoffnungslosigkeit seiner Lage. Die Glocken, welche Joseph zum Richtplatze begleiteten, ertönten, und Verzweiflung bemächtigte sich seiner Seele. Das Leben schien ihm verhaßt, und er beschloß, sich durch einen Strick, den ihm der Zufall gelassen hatte, den Tod zu geben. Eben stand er, wie schon gesagt, an einem Wandpfeiler und befestigte den Strick, der ihn dieser jammervollen Welt entreißen sollte, an eine Eisenklammer, die an dem Gesimse derselben eingefügt war; als plötzlich der größte Theil der Stadt, mit einem Gefache, als ob das Firmament einstürzte, versank, und alles, was Leben athmete, unter seinen Trümmern begrub. Jeronimo Rugera war starr vor Entsetzen; und gleich als ob sein ganzes Bewußtsein zerstückt worden wäre, hielt er sich jetzt an dem Pfeiler, an welchem er hatte sterben wollen, um nicht umzufallen. Der Boden wankte unter seinen Füßen, alle Wände des Gefängnisses rissen, der ganze Bau neigte sich, nach der Straße zu einzustürzen, und nur der, seinem langsamen Fall begegnende, Fall des gegenüberstehenden Gebäudes verhinderte, durch eine zufällige Wölbung, die ganzliche Zubodenstreckung desselben. Zitternd, mit sträubenden Haaren und Knieen, die unter ihm brechen wollten, glitt Jeronimo über den schiefgefallenen Fußboden hinweg, der Deffnung zu, die der Zusammenstoß beider Häuser in die vordere Wand des Gefängnisses eingerissen hatte. Kaum befand er sich im Freien, als die ganze, schon erschütterte Straße auf eine zweite Bewegung der Erde völlig zusammenfiel. Besinnungslos, wie er sich aus diesem allgemeinen

Verderben retten würde, eilte er, über Schutt und Gebälk hinweg, indessen der Tod von allen Seiten Angriffe auf ihn machte, nach einem der nächsten Thore der Stadt. Hier stürzte noch ein Haus zusammen und jagte ihn, die Trümmer weit umhererschleudern, in eine Nebenstraße; hier leckte die Flamme schon, in Dampfwolken blügend, aus allen Giebeln, und trieb ihn schreckenvoll in eine andere; hier wälzte sich, aus seinem Gestade gehoben, der Mapochosfluß auf ihn heran und riß ihn brüllend in eine dritte. Hier lag ein Hausen Erschlagener, hier ächzte noch eine Stimme unter dem Schutte, hier schrien Leute von brennenden Dächern herab, hier kämpften Menschen und Thiere mit den Wellen, hier war ein müthiger Retter bemüht, zu helfen; hier stand ein Anderer, bleich wie der Tod, und streckte sprachlos zitternde Hände zum Himmel. Als Jeronimo das Thor erreicht und einen Hügel jenseits desselben bestiegen hatte, sank er ohnmächtig auf demselben nieder. Er mochte wohl eine Viertelstunde in der tiefsten Bewußtlosigkeit gelegen haben, als er endlich wieder erwachte und sich, mit nach der Stadt gekehrtem Rücken, halb auf dem Erdboden, erhob. Er befühlte sich Stirn und Brust, unwissend, was er aus seinem Zustande machen sollte, und ein unsägliches Wonnegefühl ergriff ihn, als ein Westwind vom Meere her sein wiederkehrendes Leben anwehte und sein Auge sich nach allen Richtungen über die blühende Gegend von St. Jago hinwandte. Nur die verstörten Menschenhaufen, die sich überall blicken ließen, beklemmten sein Herz; er begriff nicht, was ihn und sie hiehergeführt haben konnte, und erst, da er sich umkehrte und die Stadt hinter sich versunken sah, erinnerte er sich des schrecklichen Augenblicks, den er erlebt hatte. Er senkte sich so tief, daß seine Stirn den Boden berührte, Gott für seine wunderbare Errettung zu danken; und gleich, als ob der eine entsetzliche Eindruck, der sich seinem Gemüth eingeprägt hatte, alle früheren daraus verdrängt hätte, weinte er vor Lust, daß er sich des lieblichen Lebens, voll hunder Erscheinungen, noch erfreue. Drauf, als er eines Ringes an seiner Hand gewahrte, erinnerte er sich plötzlich auch Josephens, und mit ihr seines Gefängnisses, der Glocken, die er dort gehört hatte, und des Augenblicks, der dem Einsturze desselben vorangegangen war. Diese Schwermuth erfüllte wieder seine Brust; sein Gebet fing ihn zu reuen an, und fürchterlich schien ihm das Wesen, das über den Wolken waltet. Er mischte sich unter das Volk, das überall, mit Rettung des Eigenthums beschäftigt, aus den Thoren stürzte, und wagte schüchtern nach der Tochter Asterons, und ob die Hinrichtung an ihr vollzogen worden sei, zu fragen; doch Niemand war, der ihm umständliche Auskunft gab. Eine Frau, die auf einem fast zur Erde gedrückten Raden eine ungeheure Last von Geräthschaften und zwei Kinder, an der Brust hängend,

trug, sagte im Vorbeigehen, als ob sie es selbst angesehen hätte, daß sie enthauptet worden sei. Jeronimo lehrte sich um; und da er, wenn er die Zeit berechnete, selbst an ihrer Vollendung nicht zweifeln konnte, so setzte er sich in einem einsamen Walde nieder und überließ sich seinem vollen Schmerz. Er wünschte, daß die zerstörende Gewalt der Natur von neuem über ihn einbrechen möchte. Er begriff nicht, warum er dem Tode, den seine jammervolle Seele suchte, in jenen Augenblicken, da er ihm freiwillig von allen Seiten rettend erschien, entflohen sei. Er nahm sich fest vor, nicht zu wanken, wenn auch jetzt die Eichen entwurzelt werden und ihre Wipfel über ihn zusammenstürzen sollten. Darauf nun, da er sich ausgeteint hatte und ihm, mitten unter den heißesten Thränen, die Hoffnung wieder erschienen war, stand er auf und durchstreifte nach allen Richtungen das Feld. Jeden Berggipfel, auf dem sich die Menschen versammelt hatten, besuchte er; auf allen Wegen, wo sich der Strom der Flucht noch bewegte, begegnete er ihnen; wo nur irgend ein weibliches Gewand im Winde flatterte, da trug ihn sein zitternder Fuß hin: doch keines deckte die geliebte Tochter Asterons. Die Sonne neigte sich, und mit ihr seine Hoffnung schon wieder zum Untergange, als er den Rand eines Felsens betrat und sich ihm die Aussicht in ein weites, nur von wenig Menschen besuchtes Thal eröffnete. Er durchlief, unschlüssig, was er thun sollte, die einzelnen Gruppen derselben, und wollte sich schon wieder wenden, als er plötzlich an einer Quelle, die die Schlucht bewässerte, ein junges Weib erblickte, beschäftigt, ein Kind in seinen Fluten zu reinigen. Und das Herz hüpfte ihm bei diesem Anblick: er sprang voll Ahnung über die Gesteine herab und rief: O Mutter Gottes, du Heilige! und erkannte Josephen, als sie sich bei dem Geräusche schlüchtern umsah. Mit welcher Seligkeit umarmten sie sich, die Unglücklichen, die ein Wunder des Himmels gerettet hatte! Joseph war, auf ihrem Gang zum Tode, dem Nichtplage schon ganz nahe gewesen, als durch den krachenden Einsturz der Gebäude plötzlich der ganze Hinrichtungszug aus einander gesprengt ward. Ihre ersten entsehungsvollen Schritte trugen sie hierauf dem nächsten Thore zu; doch die Besinnung kehrte ihr bald wieder, und sie wandte sich, um nach dem Kloster zu eilen, wo ihr kleiner, hilfloser Knabe zurückgeblieben war. Sie fand das ganze Kloster schon in Flammen, und die Aebtissin, die ihr in jenen Augenblicken, die ihre letzten sein sollten, Sorge für den Säugling angelobt hatte, schrie eben, vor den Pforten stehend, nach Hülfe, um ihn zu retten. Joseph stürzte sich unerschrocken durch den Dampf, der ihr entgegenqualmte, in das von allen Seiten schon zusammenfallende Gebäude, und gleich, als ob alle Engel des Himmels sie umschirmten, trat sie mit ihm unbeschädigt wieder aus dem Portal hervor. Sie wollte der Aebtissin,

welche die Hände über ihr Haupt zusammenschlug, eben in die Arme sinken, als diese, mit fast allen ihren Klosterfrauen, von einem herabfallenden Giebel des Hauses auf eine schmählige Art erschlagen ward. Joseph bebt bei diesem entsetzlichen Anblicke zurück; sie drückte der Aebtissin flüchtig die Augen zu und flog, ganz von Schrecken erfüllt, den theuern Knaben, den ihr der Himmel wieder geschenkt hatte, dem Verderben zu entreißen. Sie hatte noch wenig Schritte gethan, als ihr auch schon die Leiche des Erzbischofs begegnete, die man so eben zerschmettert aus dem Schutze der Kathedrale hervorgezogen hatte. Der Palast des Vickönigs war versunken, der Gerichtshof, in welchem ihr das Urtheil gesprochen worden war, stand in Flammen, und an die Stelle, wo sich ihr väterliches Haus befunden hatte, war ein See getreten und kochte röthliche Dämpfe aus. Joseph raffte alle ihre Kräfte zusammen, sich zu halten. Sie schritt, den Jammer von ihrer Brust entfernend, muthig mit ihrer Beute von Straße zu Straße, und war schon dem Thore nah, als sie auch das Gefängniß, in welchem Jeronimo gefesselt hatte, in Trümmern sah. Bei diesem Anblicke wankte sie, und wollte besinnungslos an einer Ecke niedersinken; doch in demselben Augenblick jagte sie der Sturz eines Gebäudes hinter ihr, das die Erschütterungen schon ganz aufgelöst hatten, durch das Entsetzen gestärkt, wieder auf; sie küßte das Kind, drückte sich die Thränen aus den Augen und erreichte, nicht mehr auf die Greuel, die sie umringten, achtend, das Thor. Als sie sich im Freien sah, schloß sie bald, daß nicht Jeder, der ein zertrümmertes Gebäude bewohnt hatte, unter ihm nothwendig müsse zerschmettert worden sein. An dem nächsten Scheidewege stand sie still und harrete, ob nicht Einer, der ihr nach dem kleinen Philipp der Liebste auf der Welt war, noch erscheinen würde. Sie ging, weil Niemand kam und das Gewühl der Menschen anwuchs, weiter, und kehrte sich wieder um und harrete wieder; und schlich, viel Thränen vergießend, in ein dunkles, von Pinien beschattetes Thal, um seiner Seele, die sie entflohen glaubte, nachzujubeln, und fand ihn hier, diesen Geliebten, im Thale, und Seligkeit, als ob es das Thal von Eden gewesen wäre. Dies Alles erzählte sie jetzt voll Rührung dem Jeronimo und reichte ihm, da sie vollendet hatte, den Knaben zum Küssen dar. — Jeronimo nahm ihn und hätschelte ihn in unsäglichlicher Vaterfreude, und verschloß ihm, da er das fremde Antlitz anweinte, mit Liebkosungen ohne Ende den Mund. Indessen war die schönste Nacht herabgestiegen, voll wundermilden Duftes, so silberglänzend und still, wie nur ein Dichter davon träumen mag. Ueberall längs der Thalquelle hatten sich, im Schimmer des Mondscheins, Menschen niedergelassen, und bereiteten sich sanfte Lager von Moos und Laub, um von einem so qualvollen Tage auszuruhen. Und weil die Armen immer noch

jammerten; dieser, daß er sein Haus, jener, daß er Weib und Kind, und der dritte, daß er Alles verloren habe: so schlichen Jeronimo und Josephe in ein dichtes Gebüsch, um durch das heimliche Gesäus ihrer Seelen Niemand zu betrüben. Sie fanden einen prachtvollen Granatapfelbaum, der seine Zweige voll duftender Früchte weit ausbreitete, und die Nachtigall stütete im Wipfel ihr wollüstiges Lied. Hier ließ sich Jeronimo am Stamm nieder, und Josephe in seinem, Philipp in Josephens Schooß, saßen sie, von seinem Mantel bedeckt, und ruhten. Der Baumschatten zog mit seinen verstreuten Lichtern über sie hinweg, und der Mond erblagte schon wieder vor der Morgenröthe, ehe sie einschliefen. Denn Unendliches hatten sie zu schwärmen vom Klostergarten und den Gefängnissen, und was sie um einander gelitten hätten; und waren sehr gerührt, wenn sie dachten, wie viel Elend über die Welt kommen mußte, damit sie glücklich würden! Sie beschloßen, sobald die Erdererschütterungen aufgehört haben würden, nach La Concepcion zu gehen, wo Josephe eine vertraute Freundin hatte, sich mit einem kleinen Vorschuß, den sie von ihr zu erhalten hoffte, von dort nach Spanien einzuschiffen, wo Jeronimo's mütterliche Verwandte wohnten, und daselbst ihr glückliches Leben zu beschließen. Hierauf, unter vielen Küssen, schiefen sie ein.

Als sie erwachten, stand die Sonne schon hoch am Himmel, und sie bemerkten in ihrer Nähe mehrere Familien, beschäftigt, sich am Feuer ein kleines Morgenbrod zu bereiten. Jeronimo dachte eben auch, wie er Nahrung für die Seinigen herbeischaffen sollte, als ein junger wohlgekleideter Mann, mit einem Kinde auf dem Arm, zu Josephen trat und sie mit Bescheidenheit fragte: ob sie diesem armen Burme, dessen Mutter dort unter den Bäumen beschädigt liege, nicht auf kurze Zeit ihre Brust reichen wolle? Josephe war ein wenig verwirrt, als sie in ihm einen Bekannten erblickte: doch da er, indem er ihre Verwirrung falsch deutete, fortfuhr: es ist nur auf wenige Augenblicke, Donna Josephe, und dieses Kind hat, seit jener Stunde, die uns alle unglücklich gemacht hat, nichts genossen; so sagte sie: „ich schwieg — aus einem andern Grunde, Don Fernando; in diesen schrecklichen Zeiten weigert sich Niemand, von dem, was er besitzen mag, mitzutheilen“, und nahm den kleinen Fremdling, indem sie ihr eigenes Kind dem Vater gab, und legte ihn an ihre Brust. Don Fernando war sehr dankbar für diese Güte, und fragte: ob sie sich nicht mit ihm zu jener Gesellschaft verfügen wollten, wo eben jetzt beim Feuer ein kleines Frühstück bereitet werde? Josephe antwortete, daß sie dies Anerbieten mit Vergnügen annehmen würde, und folgte ihm, da auch Jeronimo nichts einzuwenden hatte, zu seiner Familie, wo sie auf das innigste und zärtlichste von Don Fernando's beiden Schwägerinnen, die sie als sehr würdige

junge Damen kannte, empfangen ward. Donna Elvire, Don Fernando's Gemahlin, welche schwer an den Füßen verwundet auf der Erde lag, zog Josephen, da sie ihren abgehärteten Knaben an der Brust derselben sah, mit vieler Freundlichkeit zu sich nieder. Auch Don Pedro, sein Schwiegervater, der an der Schulter verwundet war, nickte ihr liebevoll mit dem Haupte zu. — In Jeronimo's und Josephens Brust regten sich Gedanken von seltsamer Art. Wenn sie sich mit so vieler Vertraulichkeit und Güte behandelt sahen, so wußten sie nicht, was sie von der Vergangenheit denken sollten, von dem Nichtplaze, von dem Gefängnisse und der Glocke; und ob sie bloß davon geträumt hätten? Es war, als ob die Gemüther, seit dem fürchterlichen Schlage, der sie durchdröhnt hatte, alle versöhnt wären. Sie konnten in der Erinnerung gar nicht weiter, als bis auf ihn, zurückgehen. Nur Donna Elisabeth, welche bei einer Freundin, auf das Schauspiel des gestrigen Morgens, eingeladen worden war, die Einladung aber nicht angenommen hatte, ruhte zuweilen mit träumerischem Blicke auf Josephen; doch der Bericht, der über irgend ein neues gräßliches Unglück erstattet ward, riß ihre, der Gegenwart kaum entflozene Seele schon wieder in dieselbe zurück. Man erzählte, wie die Stadt gleich nach der ersten Haupterschütterung von Weibern ganz voll gewesen, die vor den Augen aller Männer niedergekommen seien; wie die Mönche darin, mit dem Kreuzfirk in der Hand, umhergelaufen wären und geschrien hätten: das Ende der Welt sei da! wie man einer Wache, die auf Befehl des Vicestnigs verlangte, eine Kirche zu räumen, geantwortet hätte: es gäbe keinen Vicestnig von Chili mehr! wie der Vicestnig in den schrecklichsten Augenblicken hätte müssen Galgen aufrichten lassen, um der Dieberei Einhalt zu thun; und wie ein Unschuldiger, der sich von hinten durch ein brennendes Haus gerettet, von dem Besitzer aus Uebereilung ergriffen, und sogleich auch aufgeknüpft worden wäre. Donna Elvire, bei deren Verletzungen Josephe viel beschäftigt war, hatte in einem Augenblicke, da gerade die Erzählungen sich am lebhaftesten kreuzten, Gelegenheit genommen, sie zu fragen: wie es denn ihr an diesem fürchterlichen Tag ergangen sei? Und da Josephe ihr, mit bestimmtem Herzen, einige Hauptzüge davon angab, so ward ihr die Wollust, Thränen in die Augen dieser Dame treten zu sehen; Donna Elvire ergriff ihre Hand und drückte sie, und winkte ihr, zu schweigen. Josephe dankte sich unter den Seligen. Ein Gefühl, das sie nicht unterdrücken konnte, nannte den verfloznen Tag, so viel Elend er auch über die Welt gebracht hatte, eine Wohlthat, wie der Himmel noch keine über sie verhängt hatte. Und in der That schien, mitten in diesen gräßlichen Augenblicken, in welchen alle irdischen Güter der Menschen zu Grunde gingen, und die ganze Natur ver-

schüttet zu werden drohte, der menschliche Geist selbst, wie eine schöne Blume, aufzugehn. Auf den Feldern, so weit das Auge reichte, sah man Menschen von allen Ständen durcheinander liegen, Fürsten und Bettler, Matronen und Bäuerinnen, Staatsbeamte und Tagelöhner, Klosterherren und Klosterfrauen: einander bemitleiden, sich wechselseitig Hilfe reichen, von dem, was sie zur Erhaltung ihres Lebens gerettet haben mochten, freudig mittheilen, als ob das allgemeine Unglück Alles, was ihm entronnen war, zu einer Familie gemacht hätte. Statt der nichtsagenden Unterhaltungen, zu welchen sonst die Welt an den Theetischen den Stoff hergegeben hatte, erzählte man jetzt Beispiele von ungeheuern Thaten: Menschen, die man sonst in der Gesellschaft wenig geachtet hatte, hatten Römerrgröße gezeigt; Beispiele zu Hausen von Unerfrodenheit, von freudiger Verachtung der Gefahr, von Selbstverleugnung und der göttlichen Aufopferung, von ungesäumter Wegwerfung des Lebens, als ob es, dem nichtswürdigsten Gute gleich, auf dem nächsten Schritte schon wieder gefunden würde. Ja, da nicht Einer war, für den nicht an diesem Tage etwas Rührendes geschehen wäre, oder der nicht selbst etwas Großmüthiges gethan hätte, so war der Schmerz in jeder Menschenbrust mit so viel süßer Lust vermischt, daß sich, wie sie meinte, gar nicht angeben ließ, ob die Summe des allgemeinen Wohlseins nicht von der einen Seite um so viel gewachsen war, als sie von der anderen abgenommen hatte. Jeronimo nahm Josephen, nachdem sich beide in diesen Betrachtungen stillschweigend erschöpft hatten, bei'm Arm, und führte sie mit unaussprechlicher Heiterkeit unter den schattigen Lauben des Granatwaldes auf und nieder. Er sagte ihr, daß er, bei dieser Stimmung der Gemüther und dem Umsturz aller Verhältnisse, seinen Entschluß, nach Europa einzuschiffen, aufgebe; daß er vor dem Vizekönig, der sich seiner Sache immer günstig gezeigt, falls er noch am Leben sei, einen Fußfall wagen würde, und daß er Hoffnung habe (wobei er ihr einen Kuß aufdrückte), mit ihr in Chili zurückzubleiben. Josephine antwortete, daß ähnliche Gedanken in ihr aufgestiegen wären; daß auch sie nicht mehr, falls ihr Vater nur noch am Leben sei, ihn zu veröhnen zweifle; daß sie aber statt des Fußfalles lieber nach La Concepcion zu gehen, und von dort aus schriftlich das Veröhnungsgeschäft mit dem Vizekönig zu betreiben rathe, wo man auf jeden Fall in der Nähe des Hafens wäre, und für den besten, wenn das Geschäft die erwünschte Wendung nähme, ja leicht wieder nach St. Jago zurückkehren könnte. Nach einer kurzen Ueberlegung gab Jeronimo der Klugheit dieser Maßregel seinen Beifall, führte sie noch ein wenig, die heitern Momente der Zukunft übersiegend, in den Gängen umher, und kehrte mit ihr zur Gesellschaft zurück.

Inzwischen war der Nachmittag herangelommen, und die Gemüther der herumschwärmenden Flüchtlinge hatten sich, da die Erdstöße nachließen, nur kaum wieder ein wenig beruhigt, als sich schon die Nachricht verbreitete, daß in der Dominikanerkirche, der einzigen, welche das Erdbeben verschont hatte, eine feierliche Messe von dem Prälaten des Klosters selbst gelesen werden würde, den Himmel um Verhütung ferneren Unglücks anzuflehen. Das Volk brach schon aus allen Gegenden auf und eilte in Strömen zur Stadt. In Don Fernando's Gesellschaft ward die Frage aufgeworfen, ob man nicht auch an dieser Feierlichkeit Theil nehmen und sich dem allgemeinen Zuge anschließen solle. Donna Elisabeth erinnerte mit einiger Beklemmung, was für ein Unheil gestern in der Kirche vorgefallen sei; daß solche Dankfeste ja wiederholt werden würden, und daß man sich der Empfindung alsdann, weil die Gefahr schon mehr vorüber wäre, mit desto größerer Heiterkeit und Ruhe überlassen könnte. Josephine äußerte, indem sie mit einiger Begeisterung sofortig aufstand, daß sie den Drang, ihr Antlitz vor dem Schöpfer in den Staub zu legen, niemals lebhafter empfunden habe als eben jetzt, wo er seine unbegreifliche und erhabene Macht so entwickele. Donna Elvire erklärte sich mit Lebhaftigkeit für Josephens Meinung. Sie bestand darauf, daß man die Messe hören sollte, und rief Don Fernando auf, die Gesellschaft zu führen, worauf sich Alles, Donna Elisabeth auch, von den Sizen erhob. Da man jedoch letztere mit heftig arbeitender Brust die kleinen Anstalten zum Ausbruche zaudernd betreiben sah, und sie auf die Frage, was ihr fehle, antwortete, sie wisse nicht, welche eine unglückliche Abndung in ihr sei, so beruhigte sie Donna Elvire, und forderte sie auf, bei ihr und ihrem kranken Vater zurückzubleiben. Josephine sagte: „So werden Sie mir wohl, Donna Elisabeth, diesen kleinen Liebling abnehmen, der sich schon wieder, wie Sie sehen, bei mir eingefunden hat.“ „Sehr gern“, antwortete Donna Elisabeth, und machte Anstalten, ihn zu ergreifen; doch da dieser über das Unrecht, das ihm geschah, kläglich schrie und auf keine Art darein willigte, so sagte Josephine lächelnd, daß sie ihn nur behalten wolle, und küßte ihn wieder still. Hierauf bot Don Fernando, dem die ganze Würdigkeit und Anmuth ihres Betragens sehr gefiel, ihr den Arm; Jeronimo, welcher den kleinen Philipp trug, führte Donna Konstanzen; die übrigen Mitglieder, die sich bei der Gesellschaft eingefunden hatten, folgten; und in dieser Ordnung ging der Zug nach der Stadt. Sie waren kaum fünfzig Schritte gegangen, als man Donna Elisabeth, welche inzwischen heftig und heimlich mit Donna Elvire gesprochen hatte: „Don Fernando!“ rufen hörte, und dem Zuge mit unruhigen Tritten nachhellen sah. Don Fernando hielt, und kehrte sich um; harrete ihrer, ohne Josephinen loszulassen, und fragte, da sie, gleich als ob sie auf sein Ent-

gegenkommen wartete, in einiger Ferne stehen blieb, was sie wollte. Donna Elisabeth näherte sich ihm hierauf, obschon, wie es schien, mit Widerwillen, und raunte ihm, doch so, daß Joseph es nicht hören konnte, einige Worte in's Ohr. „Run?“ fragte Don Fernando: „und das Unglück, das daraus entstehen kann?“ Donna Elisabeth fuhr fort, ihm mit verstörtem Gesicht in's Ohr zu zischeln. Don Fernando stieg eine Röthe des Unwillens in's Gesicht; er antwortete: „es wäre gut! Donna Elvire möchte sich beruhigen!“ und führte seine Dame weiter. — Als sie in der Kirche der Dominikaner ankamen, ließ sich die Orgel schon mit musikalischer Pracht hören, und eine unermeßliche Menschenmenge wogte darin. Das Gedränge erstreckte sich bis weit vor den Portalen auf den Vorplatz der Kirche hinaus, und an den Wänden hoch in den Rahmen der Gemälde hingen Knaben, und hielten mit erwartungsvollen Blicken ihre Mützen in der Hand. Von allen Kronleuchtern strahlte es herab, die Pfeiler warfen bei der einbrechenden Dämmerung geheimnißvolle Schatten, die große, von gefärbtem Glase gearbeitete Rose in der Kirche äußerstem Hintergrunde glühte wie die Abendsonne selbst, die sie erleuchtete, und Stille herrschte, da die Orgel jetzt schwieg, in der ganzen Versammlung, als hätte keiner einen Laut in der Brust. Niemals schlug aus einem christlichen Dome eine solche Flamme der Inbrunst gen Himmel, wie heute aus dem Dominikanerdom zu St. Jago; und keine menschliche Brust gab wärmere Glut dazu her, als Jeronimo's und Josephens! Die Feierlichkeit fing mit einer Predigt an, die der ältesten Chorherren Einer, mit dem Festschmuck angethan, von der Kanzel hielt. Er begann gleich mit Lob, Preis und Dank, seine zitternden, vom Chorhebende weit umflossenen Hände hoch gen Himmel erhebend, daß noch Menschen seien auf diesem in Trümmer zerfallenden Theile der Welt, fähig zu Gott empor zu stammeln. Er schilderte, was auf den Wink des Allmächtigen geschehen war; das Weltgericht kann nicht entschlicher sein; und als er das gestrige Erdbeben gleichwohl, auf einen Riß, den der Dom erhalten hatte, hinzeigend, einen bloßen Vorboten davon nannte, lief ein Schauder über die ganze Versammlung. Hierauf kam er im Flusse priesterlicher Beredsamkeit auf das Sittenverderbniß der Stadt; Greuel, wie Sodom und Gomorrha sie nicht sahen, straft' er an ihr; und nur der unendlichen Langmuth Gottes schrieb er es zu, daß sie noch nicht gänzlich vom Erdboden vertilgt worden sei. Aber wie dem Dolche gleich fuhr es durch die von dieser Predigt schon ganz zerrissenen Herzen unserer beiden Unglücklichen, als der Chorherr bei dieser Gelegenheit umständlich des Frevels erwähnte, der in dem Klostergarten der Karmeliterinnen verübt worden war; die Schonung, die er bei der Welt gefunden hatte, gottlos nannte, und in einer von Verwünschungen erfüllten Seitenwendung

die Seelen der Thäter, wörtlich genannt, allen Fürsten der Hölle übergab! Donna Konstanze rief, indem sie an Jeronimo's Armen zuckte: „Don Fernando!“ Doch dieser antwortete so nachdrücklich und doch so heimlich, wie sich beides verbinden ließ: „Sie schweigen, Donna, Sie rühren auch den Augapfel nicht, und thun, als ob Sie in eine Ohnmacht versänken; worauf wir die Kirche verlassen.“ Doch, ehe Donna Konstanze diese sinnreiche, zur Rettung erfundene Maßregel noch ausgeführt hatte, rief schon eine Stimme, des Chorherrn Predigt laut unterbrechend, aus: „Weichet fern hinweg, ihr Bürger von St. Jago, hier stehen diese gottlosen Menschen!“ Und als eine andere Stimme schreckenvoll, indessen sich ein weiter Kreis des Entsetzens um sie bildete, fragte: „Wo?“ „Hier!“ versetzte ein Dritter, und zog, heiliger Ruchlosigkeit voll, Joseph bei den Haaren nieder, daß sie mit Don Fernando's Sohne zu Boden getaumelt wäre, wenn dieser sie nicht gehalten hätte. „Seid ihr wahnsinnig?“ rief der Jüngling und schlug den Arm um Joseph: „ich bin Don Fernando Orme, Sohn des Kommandanten der Stadt, den ihr Alle kennt.“ „Don Fernando Orme?“ rief, dicht vor ihn hingestellt, ein Schnüßflicker, der für Joseph gearbeitet hatte, und diese wenigstens so genau kannte als ihre kleinen Füße. „Wer ist der Vater zu diesem Kinde?“ wandte er sich mit frechem Troß zur Tochter Asterons. Don Fernando erblaßte bei dieser Frage. Er sah bald den Jeronimo schüchtern an, bald überflog er die Versammlung, ob nicht Einer sei, der ihn kenne? Joseph rief, von entsetzlichen Verhältnissen gedrängt: „Dies ist nicht mein Kind, Meister Pedrillo, wie er glaubt;“ indem sie, in unendlicher Angst der Seele, auf Don Fernando blickte: „Dieser junge Herr ist Don Fernando Orme, Sohn des Kommandanten der Stadt, den ihr Alle kennt!“ Der Schuster fragte: „Wer von euch, ihr Bürger, kennt diesen jungen Mann?“ Und mehrere der Umstehenden wiederholten: „Wer kennt den Jeronimo Rugera? Der trete vor!“ Nun traf es sich, daß in demselben Augenblicke der kleine Juan, durch den Tumult erschreckt, von Josephens Brust weg Don Fernando in die Arme strebte. Hierauf: „Er ist der Vater!“ schrie eine Stimme; und „er ist Jeronimo Rugera,“ eine andere; und: „sie sind die gottelasterlichen Menschen!“ eine dritte; und: „steinigt sie! steinigt sie!“ die ganze im Tempel Jesu versammelte Christenheit! Drauf jetzt Jeronimo: „Halt! Ihr Unmenschen! Wenn ihr den Jeronimo Rugera sucht: hier ist er! Befreit jenen Mann, welcher unschuldig ist!“ — Der wüthende Haufen, durch die Aeußerung Jeronimo's verwirrt, sturzte; mehrere Hände ließen Don Fernando los; und da in demselben Augenblicke ein Marine-Offizier von bedeutendem Rang herbeieilte, und indem er sich durch den Tumult drängte, fragte: „Don Fernando Orme! Was ist euch widerfahren?“ so antwortete dieser,

nun völlig befreit, mit wahrhaft heldenmüthiger Besonnenheit: „Ja, sehen Sie, Don Alonso, die Mordknechte! Ich wäre verloren gewesen, wenn dieser würdige Mann sich nicht, die rasende Menge zu beruhigen, für Jeronimo Rugera ausgegeben hätte. Verhaften Sie ihn, wenn Sie die Güte haben wollen, nebst dieser jungen Dame zu ihrer beiderseitigen Sicherheit; und diesen Nichtswürdigen,“ indem er Meister Pedrillo ergriff, „der den ganzen Aufruhr angezettelt hat!“ Der Schuster rief: „Don Alonso Onoreja, ich frage euch auf euer Gewissen, ist dieses Mädchen nicht Josephe Asteron?“ Da nun Don Alonso, welcher Josephen sehr genau kannte, mit der Antwort zauderte, und mehrere Stimmen, dadurch von Neuem zur Wuth entflammt, riefen: „Sie ist's, sie ist's!“ und: „Bringt sie zu Tode!“ so setzte Josephe den kleinen Philipp, den Jeronimo bisher getragen hatte, sammt dem kleinen Juan auf Don Fernando's Arm, und sprach: „Gehn Sie, Don Fernando, retten Sie Ihre beiden Kinder, und überlassen Sie uns unserm Schicksale!“ Don Fernando nahm die beiden Kinder und sagte: „er wolle eher umkommen, als zugeben, daß seiner Gesellschaft etwas zu Leide geschehe.“ Er bot Josephen, nachdem er sich den Degen des Marine-Offiziers ausgebeten hatte, den Arm, und forderte das hintere Paar auf, ihm zu folgen. Sie kamen auch wirklich, indem man ihnen bei solchen Anstalten mit hinlänglicher Ehrerbietigkeit Platz machte, aus der Kirche heraus, und glaubten sich gerettet. Doch kaum waren sie auf den von Menschen gleichfalls erfüllten Vorplatz derselben getreten, als eine Stimme aus dem rasenden Haufen, der sie verfolgt hatte, rief: „Dies ist Jeronimo Rugera, ihr Bürger, denn ich bin sein eigner Vater!“ und ihn an Donna Konstanzen's Seite mit einem ungeheuren Keulenschlage zu Boden streckte. „Jesus Maria!“ rief Donna Konstanze, und floh zu ihrem Schwager; doch: „Klostermeze!“ erscholl es schon, mit einem zweiten Keulenschlage von einer andern Seite, der sie leblos neben Jeronimo niederwarf. „Ungeheuer!“ rief ein Unbekannter: „dies war Donna Konstanze's Ares!“ „Warum belogen Sie uns!“ antwortete der Schuster; „sucht die rechte auf, und bringt sie um!“ Don Fernando, als er Konstanzen's Leichnam erblickte, glühte vor Zorn; er zog und schwang das Schwert, und hieb, daß er ihn gespalten hätte, den fanatischen Mordknecht, der diese Greuel veranlaßte, wenn derselbe nicht durch eine Wendung dem wüthenden Schlag entweichen wäre. Doch da er die Menge, die auf ihn eindrang, nicht überwältigen konnte: „Leben Sie wohl, Don Fernando mit den Kindern!“ rief Josephe — und: „Hier mordet mich, ihr blutdürstigen Tiger!“ und stürzte sich freiwillig unter sie, um dem Kampf ein Ende zu machen. Meister Pedrillo schlug sie mit der Keule nieder. Darauf ganz mit ihrem Blute bespritzt: „Schickt ihr den Bastard zur Hölle nach!“ rief er,

und drang mit noch ungesättigter Mordlust von neuem vor. Don Fernando, dieser göttliche Held, stand fest, den Rücken an die Kirche gelehnt; in der Linken hielt er die Kinder, in der Rechten das Schwert. Mit jedem Hieb weiterstrahlte er Einen zu Boden; ein Löwe wehrt sich nicht besser. Sieben Bluthunde lagen todt vor ihm, der Fürst der satanischen Rotte selbst war verwundet. Doch Meister Pedrillo ruhte nicht eher, als bis er der Kinder Einen bei den Beinen von seiner Brust gerissen, und, hochher im Kreise geschwungen, an eines Kirchspeerers Ecke zerschmettert hatte. Hierauf ward es still, und Alles entfernte sich. Don Fernando, als er seinen kleinen Juan vor sich liegen sah mit aus dem Hirne vorquellendem Mark, hob voll namenlosen Schmerzes seine Augen gen Himmel. Der Marine-Offizier fand sich wieder bei ihm ein, suchte ihn zu trösten, und versicherte ihn, daß seine Unthätigkeit bei diesem Unglück, obschon durch mehrere Umstände gerechtfertigt, ihn reue; doch Don Fernando sagte, daß ihm nichts vorzuwerfen sei, und bat ihn nur, die Leichname jetzt fortzuschaffen zu helfen. Man trug sie alle bei der Finsterniß der einbrechenden Nacht in Don Alonso's Wohnung, wohin Don Fernando ihnen, viel über das Antlitz des kleinen Philipp weinend, folgte. Er übernachtete auch bei Don Alonso, und säumte lange unter falschen Vorpiegelungen, seine Gemahlin von dem ganzen Umfang des Unglücks zu unterrichten; einmal, weil sie krank war, und dann, weil er auch nicht wußte, wie sie sein Verhalten bei dieser Begebenheit beurtheilen würde; doch kurze Zeit nachher, durch einen Besuch zufällig von Allem, was geschehen war, benachrichtigt, weinte diese treffliche Dame im Stillen ihren mütterlichen Schmerz aus, und fiel ihm mit dem Kopf einer erglänzenden Thräne eines Morgens um den Hals und küßte ihn. Don Fernando und Donna Gloire nahmen hierauf den kleinen Fremdling zum Pflegesohn an; und wenn Don Fernando Philippen mit Juan verglich, und wie er beide erworben hatte, so war es ihm fast, als müßte er sich freuen.

G e d i c h t e.

Der Schrecken im Bade.

Eine Idylle.

Johanna. Klug, doch von List durchtrieben ist die Grethe,
Wie kein' im Dorf mehr! „Mütterchen,“ so spricht sie,
Und gleich, als scheute sie den Dufte der Nacht,
Knüpft sie ein Tuch geschäftig sich um's Kinn:
„Laß doch die Pforte mir, die hintre, offen;
Denn in der Hürd' ein Lamm erkrankte mir,
Dem ich Lavendelöl noch reichen muß.“
Und, husch! statt nach der Hürde, die Verrätherin,
Drückt sie zum Seegeflade sich hinab. —
Nun heiß, fürwahr, als sollt' er Ernten reifen,
War dieser Tag des Mai's, und Blumen gleich
Fühlt jedes Glied des Menschen sich erschlaft. —
Wie schön die Nacht ist! Wie die Landschaft rings
Im milden Schein des Mondes still erglänzt!
Wie sich der Alpen Gipfel umgekehrt
In den krystallinen See darnieder tauchen!
Wenn das die Gletscher thun, ihr guten Götter,
Was soll der arme herzdurchglühte Mensch?
Ach! Wenn es nur die Sitte mir erlaubte,
Vom Ufer sänk' ich selbst herab, und wälzte
Wollüstig wie ein Hecht mich in der Flut!

Margarethe. Friß! — Faßt nicht Schrecken, wie des To-
des, mich!

— Friß, sag' ich, noch einmal: Maria — Joseph!
Wer schwagt dort in der Fliederhecke mir?
— Seltsam, wie hier die Silberpappel flüstert!
Husch und Lavendelöl und Hecht und Sitte:
Als ob's von seinen rothen Lippen käme!

Fern im Gebirge steht der Friß, und lauert
Dem Hirsch auf, der uns jüngst den Mais zerrühlete;
Doch hätt' ich nicht die Büchse ihn greifen sehen,
Ich hätte schwören mögen, daß er's war.

Johanna. Gewiß! Diana, die mir unter'm Spiegel,
Der Keuschheit Göttin, prangt im goldnen Rahm:
Die Hunde liegen lechzend ihr zur Seite,
Und Pfeil und Bogen gibt sie, jagdermüdet,
Den jungen Nymphen hin, die sie umstehen:
Sie wählte sich, der Glieder Duft zu frischen,
Verständiger den Grottenquell nicht aus.
Hier hätt' Aktäon sie, der Menschen Aermster,
Niemals entdeckt, und seine junge Stirn
Wär' ungehörnt bis auf den heut'gen Tag.
Wie einsam hier der See den Felsen klatscht!
Und wie die Ulme, hoch vom Felsen her,
Sich niederbeugt, von Schlee umrankt und Flieder,
Als hätt' ein Eifersücht'ger sie verwebt,
Daß selbst der Mond mein Gretchen nicht, und nicht,
Wie schön sie Gott der Herr erschuf, kann sehn!

Margarethe. Friß!

Johanna. Was begehrt mein Schatz?

Margarethe. Abscheulicher!

Johanna. O Himmel, wie die Ente taucht! O seht doch,
Wie das Gewässer heftig mit Gestrudel,
Sich über ihren Kopf zusammenschließt!
Nichts, als das Haar vom seidnen Band umwunden,
Schwimmt mit den Spitzen glänzend, oben hin!
In Halle sah ich drei Halloren tauchen,
Doch das ist nichts, seit ich die Ratt' erblickt!
Ei, Mädel! Du erstickst ja! Margarethe.

Margarethe. Hilf! Rette! Gott mein Vater!

Johanna. Nun? Was gibt's? —

Ward, seit die Welt steht, so etwas erlebt!
Friß ist's, so schau doch her, der junge Jäger,
Der morgen dich, du weißt, zur Kirche führet! —
Umsonst! Sie geht schon wieder in den Grund!
Wenn wiederum die Nacht sinkt, kenn' ich sie
Auswendig bis zur Sohl' herab, daß ich's
Ihr mit geschlossenem Aug' beschreiben werde:
Und heut, von ungefähr belauscht im Bade,
Thut sie, als wollte sie den Schleier nehmen,
Und nie erschaut von Männeraugen sein!

Margarethe. Unsittlicher! Psui, Häßlicher!

Johanna. Nun endlich!
 In dein Geschick doch endlich fügst du dich.
 Du setzest dich, wo rein der Kiesgrund dir,
 Dem Golde gleich, erglänzt und hältst mir still.
 Wovor, mein Herzenskind, auch bebstest du?
 Der See ist dir, der weite, strahlende,
 Ein Mantel, in der That, so züchtiglich,
 Als jener sammtene, verbräunt mit Gold,
 Mit dem du Sonntags in der Kirch' erscheinst.
 Margarethe. Fritz, liebster aller Menschen, hör' mich an,
 Willst du mich morgen noch zur Kirche führen?
 Johanna. Ob ich das will?
 Margarethe. Gewiß? Begehrst du das?
 Johanna. Ei, allerdings! Die Glock' ist ja bestellt.
 Margarethe. Nun sieh, so fleh' ich, keh' dein Antlitz weg!
 Geh' gleich vom Ufer, schleunig, augenblicklich!
 Laß mich allein!
 Johanna. Ach, wie die Schultern glänzen,
 Ach, wie die Kniee, als sah' ich sie im Traum,
 Hervorgehn schimmernd, wenn die Welle flieht!
 Ach, wie das Paar der Händchen, fest verschränkt,
 Das ganze Kind, als wär's aus Wachs gegossen,
 Mir auf dem Kiesgrund schwebend aufrecht halten!
 Margarethe. Nun denn, es mag die Jungfrau mir verzeihn!
 Johanna. Du steigst heraus? Ach, Gretchen! Du erschreckst
 mich!

Hier an den Erbstamm drück' ich das Gesicht,
 Und obenein noch fest die Augen zu.
 Denn Alles, traum, auf Erden möcht' ich lieber,
 Als mein geliebtes Herzenskind erzürnen.
 Geschwind, geschwind! Das Hemdchen — hier! da liegt es!
 Das Röschchen jetzt, das blaugekantete!
 Die Strümpfe auch, die seidnen, auch die Bänder,
 Worin ein flammend Herz verzeichnet ist!
 — Auch noch das Tuch? Nun, Gretchen, bist du fertig?
 Kann ich mich wenden, Kind?

Margarethe. Schamloser, du!
 Geh' hin und suche für dein Bett dir morgen,
 Welch' eine Dirn' im Orte dir gefällt.
 Mich, wahrlich, wirst du nicht zur Kirche führen!
 Denn wisse: wessen Aug' mich nackt gesehn,
 Sieht weder nackt mich noch bekleidet wieder!
 Johanna. Gott, Herr, mein Vater, in so großer Noth,
 Bleibt auf der Welt zum Trost mir nichts, als Eines.

Denn in das Brautbett morgen möcht' ich wohl,
 Was leugnet' ich's; doch Herzchen, wiss' auch du:
 In Sigismunds, des Großknechts, nicht in deins.

Margarethe. Was sagst du?

Johanna. Was?

Margarethe.

Sieh da, die Schülerin!

Johanna ist's, die Magd, in Fritzens Röcken!

Und äßt, in eines Lieders Busch gesteckt,

Mit Fritzens rauher Männerstimme mich!

Johanna. Ha, ha, ha, ha!

Margarethe.

Das hätt' ich wissen sollen!

Das hätte mir, als ich im Wasser lag,

Der kleine Finger zuckend sagen sollen!

So hätt' ich, als du sprachst: „Ei sieh, die Nixe!

Wie sie sich wälzet!“ Und: „Was meinst du, Kind;

Soll ich herab zu dir vom Ufer sinken?“

Gesagt: „Komm her, mein lieber Fritz, warum nicht?

Der Tag war heiß, erfrischend ist das Bad,

Und auch an Platz für beide fehlt es nicht;“

Daß du zu Schanden wärst, du Unverschämte,

An mir, die dreimal Aergere, geworden.

Johanna. So! Das wär' schön gewesen! Ein züchtig Mäd-
 chen, wisse,

Soll über solche Dinge niemals scherzen;

So lehrt es irgendwo ein schwarzes Buch. —

Doch jetzt das Nieder her; ich will es senkeln:

Daß er im Ernst uns nicht, indeß wir scherzen,

Fritz hier, der Jäger, lauschend überrasche.

Denn auf dem Rückweg schleicht er hier vorbei;

Und schade wär' es doch — nicht wahr, mein Gretchen?

Müßt' er dich auch geschnürt nie wieder sehn.

Das letzte Lied.

(Nach dem Griechischen, aus dem Zeitalter Philipps von Macedonien.)

Fernab am Horizont, auf Felsenriffen,
Liegt der gewitterschwarze Krieg gethürmt.
Die Blitze zucken schon, die ungewissen,
Der Wanderer sucht das Laubdach, das ihn schirmt.
Und wie ein Strom, geschwellt von Regengüssen,
Aus seines Ufers Bette heulend stürmt,
Kommt das Verderben, mit entbundnen Wogen,
Auf Alles, was besteht, herangezogen.

Der alten Staaten graues Prachtgerüste
Sinkt donnernd ein, von ihm hinweggespült,
Wie auf der Haide Grund, ein Burmgeniße,
Von einem Knaben scharrend weggeiwühlt;
Und wo das Leben, um der Menschen Brüste,
In tausend Lichtern jauchzend hat gespielt,
Ist es so lautlos jezt, wie in den Flecken,
Durch die die Wellen des Kocythus schleichen.

Und ein Geschlecht, von düsterm Haar umflogen,
Tritt aus der Nacht, das keinen Namen führt,
Das, wie ein Hirngespinnst der Mythologen,
Hervor aus der Erschlagnen Knochen stiert;
Das ist geboren nicht und nicht erzogen,
Vom alten, das im deutschen Land regiert:
Das läßt in Tönen, wie der Nord an Strömen,
Wenn er im Schilfrohr seufzet, sich vernehmen.

Und du, o Lieb, voll unnennbarer Wonnen,
Das das Gefühl so wunderbar erhebt,
Das, einer Himmelsturne wie entronnen,
Zu den entzückten Ohren niederschwebt,
Bei dessen Klang, empor in's Reich der Sonnen,
Von allen Banden frei, die Seele strebt:
Dich trifft der Todespfeil; die Parzen winken,
Und stumm in's Grab mußt du danieder sinken.

Ein Götterkind, bekränzt im Jugendreigen,
Wirst du nicht mehr von Land zu Lande ziehn,
Nicht mehr in unsre Tänze niedersteigen,
Nicht hochroth mehr bei unserm Wahl erglühn.
Und nur wo einsam, unter Tannenzweigen,
Zu Leichensteinen stille Pfade flieh'n,
Wird Wanderern, die bei den Todten leben,
Ein Schatten deiner Schön' entgegenschweben.

Und stärker rauscht der Sänger in die Saiten,
Der Töne ganze Macht lockt er hervor,
Er singt die Lust, für's Vaterland zu streiten,
Und machtlos schlägt sein Ruf an jedes Ohr,
Und wie er flatternd das Panier der Zeiten
Sich näher pflanzen sieht, von Thor zu Thor,
Schließt er sein Lied; er wünscht mit ihm zu enden,
Und legt die Leier thränend aus den Händen.

An die Königin von Preußen.

Erwäg' ich, wie in jenen Schreckenstagen
Still Deine Brust verschlossen, was sie litt,
Wie Du das Unglück mit der Grazie tritt
Auf jungen Schultern hast getragen,

Wie von des Kriegs zerriffnem Schlachtenwagen
Selbst oft die Schaar der Männer zu Dir schritt,
Wie trotz der Wunde, die Dein Herz durchschnitt,
Du stets der Hoffnung Fah'n' uns vorgetragen:

O Herrscherin, die Zeit dann möcht' ich segnen!
Wir sahn Dich Amuth endlos niederregnen,
Wie groß Du warst, das ahndeten wir nicht!

Dein Haupt scheint wie von Strahlen mir umschimmert;
Du bist der Stern, der voller Pracht erst flimmert,
Wenn er durch finstre Wetterwolken bricht!

Germania an ihre Kinder

Die des Maines Regionen,
Die der Elbe heitre Aue,
Die der Donau Strand bewohnen,
Die das Oderthal bebauen,
Aus des Rheines Laubensitzen,
Von dem duft'gen Mittelmeer,
Von der Niesenberge Spitzen,
Von der Ost- und Nordsee her!

Chor.

Hörstet! — Durch die Nacht ihr Brüder,
Welch' ein Donnerruf hernieder?
Stehst du auf, Germania?
Ist der Tag der Rache da?

Deutsche, muth'ger Kinder Reigen,
Die, mit Schmerz und Lust geküßt,
In den Schooß mir kletternd steigen,
Die mein Mutterarm umschließt,
Meines Busens Schutz und Schirmer,
Unbesiegt's Marsenblut,
Enkel der Kohortenstürmer,
Römerüberwinderbrut!

Chor.

Zu den Waffen! Zu den Waffen!
Was die Hände blindlings raffen!
Mit dem Spieße, mit dem Stab,
Strömt in's Thal der Schlacht hinab!

Wie der Schnee aus Felsenrissen:
Wie auf ew'ger Alpen Höhen,
Unter Frühlings heißen Küßen,
Siedend auf die Gletscher gehn:

Katarakten stürzen nieder,
Wald und Fels folgt ihrer Bahn,
Das Gebirg hallt donnernd wieder,
Fluren sind ein Ocean —

Chor.

So verlaßt, voran der Kaiser,
Eure Hütten, eure Häuser,
Schäumt, ein uferloses Meer,
Ueber diese Franken her!

Der Gewerbsmann, der den Hügeln
Mit der Fracht entgegen zeucht,
Der Gelehrte, der auf Flügeln
Der Gestirne Saum erreicht,
Schweißbedeckt das Volk der Schnitter,
Das die Fluren niedermäht,
Und vom Fels herab der Ritter,
Der sein Cherub, auf ihm steht —

Chor.

Wer, in unzählbaren Wunden,
Jener Fremden Hohn empfunden,
Brüder, wer ein deutscher Mann,
Schließe diesem Kampf sich an!

Alle Triften, alle Stätten,
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis;
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt, gestäuft von ihrem Wein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen,
Und ihn dann die Grenze sein!

Chor.

Eine Lustjagd, wie wenn Schützen,
Auf die Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn todt! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!

Nicht die Flur ist's, die zertreten
 Unter ihren Rossen sinkt;
 Nicht der Mond, der in den Städten
 Aus den öden Fenstern blinkt;
 Nicht das Weib, das mit Gewimmer
 Ihrem Todeskuß erliegt,
 Und zum Sohn beim Morgenschimmer
 Auf den Schutt der Vorstadt fliegt!

Chor.

Das Geschehne sei vergessen;
 Reue mög' euch ewig pressen!
 Höh'rem, als der Erde Gut,
 Schwillt, an diesem Tag, das Blut!

Rettung von dem Joch der Knechte,
 Das, aus Eisenerz geprägt,
 Eines Höllensohnes Rechte,
 Ueber unsern Nacken legt;
 Schutz den Tempeln vor Verheerung;
 Unserer Fürsten heil'gem Blut
 Unterwerfung und Verehrung:
 Gift und Dolch der Afterbrut!

Chor.

Frei auf deutschem Grunde walten
 Laßt uns, nach dem Brauch der Alten,
 Seines Segens selbst uns freun:
 Oder unser Grab ihn sein!

Heinrich Joseph von Collin.



Heinrich Joseph von Collin

Heinrich Joseph von Collin.

Geb. 26. Dec. 1772. Gest. 28. Juli 1811.

Collin war ein Wiener von Geburt, der Sohn eines dortigen Arztes. Er besuchte seit 1782 das Löwenburgische Collegium, wo er durch angestrengten Fleiß, wie durch glückliche Anlagen excellirte, und widmete sich dann dem Studium der Rechte. Nachdem er 1797 als Hofconcipist bei der obersten Finanzstelle in den Staatsdienst getreten, stieg er, als einer der gewissenhaftesten und arbeitssamsten Staatsdiener, von Stufe zu Stufe, bis er 1809 Hofrath bei der Geheimen Credit Hofcommission und Ritter des Leopoldordens wurde. Den Krieg von 1809 machte er als Landwehroffizier mit. Seine angestrenzte Thätigkeit, verbunden mit dem Gram über die Leiden, welche das Vaterland trafen, untergruben indessen seine Gesundheit, und er erlag im Sommer 1811 einem Nervenfieber, zu früh für den Staat, wie für seine zahlreichen Freunde. Zu seinem Denkmal in der Karlskirche steuerten alle Provinzen der Monarchie bei, und zwar so reichlich, daß aus dem fast 6000 Reichsthaler betragenden Ueberschusse, zum Andenken des trefflichen Mannes, ein Stipendium für arme Rechtsbesessene gestiftet werden konnte.

Als Dichter ist Collin im lyrischen und erzählenden, wie im dramatischen Fache mit Erfolg thätig gewesen. Würde, Anmuth, Reinheit der Gesinnung und Korrektheit zeichnen seine Leistungen vortheilhaft aus. In seinen Tragödien, in denen ihm Schiller

zum Vorbild diene, waltet Einfachheit, rhetorische Kraft und verständige Charakteristik vor; nur die eigentliche Genialität und schöpferische Phantasie geht Collin ab. Seine Dichtungen sind mehr Erzeugnisse des Verstandes und wirken daher mehr durch diesen als durch das Gefühl auf den Zuschauer oder Leser. Hervorzuheben ist aber noch die vaterländische Tendenz des Dichters, der mehrere Stücke in der offenbaren Absicht schrieb, das Gefühl für Unabhängigkeit und Nationalität im Volke zu wecken, und nicht ohne schöne Erfolge; so den „Coriolan“, die „Horatier und Curiatier“, namentlich aber „Regulus“ (1802), den wir als das gelungenste seiner Dramen mittheilen. Der Dichter hat (nach H. Kurz' Urtheil) den bei aller Einfachheit tief bedeutenden und ergreifenden Stoff mit Liebe erfasst und mit Begeisterung durchgeführt, und ein Stück geliefert, das trotz des Mangels an Handlung, den er durch glänzende rhetorische Ausführungen umsonst zu verbergen sucht, durch die tüchtige Gesinnung, die es durchdringt, die antike Einfachheit, seine edle und würdige Sprache, wie durch die glückliche Zeichnung der Charaktere stets neues Wohlgefallen erregt. — Collins' Oden, zu sehr antiken Mustern nachgebildet, ermangeln hin und wieder der Natürlichkeit. Glückselig dagegen traf er den richtigen Ton in seinen Wehrmannsliedern, die von 1805—1809 gedichtet wurden. Unter seinen Balladen und Romanzen ist die von „Kaiser Max auf der Martinswand“, ausgezeichnet durch dramatisch lebendige Darstellung und glücklich dem Inhalt angemessenen Strophenbau, mit Recht allgemein beliebt geworden.

Collins' sämtliche Schriften (6 Bände, Wien 1814) gab sein jüngerer Bruder Mathäus († 1824) heraus, der sich gleichfalls als Dichter hervorgethan hat, ohne jedoch Heinrich gleichzukommen.

Regulus.

Eine Tragödie in fünf Aufzügen.

Personen.

Prolog. Melpomene.	Valerius,	} Senatoren.
M. Atilius Regulus.	Appius,	
Atilia, seine Gattin.	Mantius,	} römische Bürger.
Publius, Volkstribun.	Certus,	
Serran, 17 Jahre alt.	Tullus,	
Mutius, 5 Jahre alt.	Crispus,	
L. Cæcilius Metellus, Consul.	Martus,	} Capto, als Scriba und Herold.
Bobostor, Gesandter von Karthago.	Capto, als	
Nico, sein Sklave	Senatoren, Volk, Krieger, ein Sklave.	

(Die Handlung geht in Rom vor.)

Prolog.

Der Hintergrund des Theaters ist durch Wolken verhüllt. Aus einer Wolkengruppe kommt langsam herab

Melpomene.

Ihr kennet mich. Ich bin Melpomene,
Die oft den heitern Höhen des Olymps
Entsteigt und gern in eurem Kreise weilet.
— Es will ein Dichter nun die erste Gabe
Auf den Altar des Vaterlandes legen.
Er nahet schüchtern — nehmt ihn freundlich auf!
Denn seine Seele glühet für die Kunst,
Er strebet redlich nach dem hohen Ziele;
Und seht ihr, daß sein Flug noch schwankt und sinket,
O, so bedenkt, daß von der Erde sich
Der Geist nur langsam wie die Feder hebt!

Der Dichter hofft, ihr werdet ihm nicht zürnen,
 Daß er ein Bild der längst entflohenen Zeit
 Vor eurer Seele zu beleben sucht.
 Wenn der Gesang von grauer Vorwelt schallt,
 Da klingen hell und rein die zarten Saiten
 Der Menschlichkeit in eurem Herzen nach;
 Doch wenn die Töne von dem Raben brausen,
 Da drängen oft sich in die Harmonie
 Der Selbstheit Mißlaut — stört des Hörers Wonne.
 — Und wahrlich! Nichts erhebt das Menschenherz
 So sehr, als der entzückende Gedanke:
 „Wie stirbt die große That! Sie wirkt fort,
 Und durch die Kraft des Beispiels wecket sie
 Auch nach Jahrtausenden das edle Herz
 Zu großer That!“

Doch welche Handlung hier
 Beginne — hört! Ich weiß, der Dichter wünscht
 Der Ueberraschung kurzen Beifall nicht.
 Vom Kampfe wisset ihr, den einst Karthago
 Mit Rom um Dasein und um Herrschaft führte.
 Nun raset sieben Jahre schon Bellona;
 Noch messen beide zweifelnd ihre Kräfte;
 Der Kriegesschauplatz blieb Sicilien.
 Doch länger nicht kann Regulus, der Römer,
 Den Feind so nah dem Vaterlande dulden.
 Er denkt's der Erste — will den grimmen Ven
 Verschleichen in die eigne Höhle — will
 Karthago nun bekriegen in Karthago.
 Und was er denkt — er führet es hinaus!
 Ihm öffnen hundert Städte schon die Thore,
 Jetzt droht er vor Karthago schon Verderben,
 Und setzt den Fuß schon auf des Feindes Nacken.
 Daß nie der Mensch sich seiner Hoheit brüste!
 Auch Regulus, den Großen, Göttergleichen,
 Verläßt das Glück, es naht Nemesis
 Und schleppt in Feindesbanden nach — den Stolzen,
 Der mit Triumphgeschrei, mit Siegesgesang,
 Und hoch wie Jupiter im Donnerwagen,
 In die Ruinen der zerstörten Stadt
 Zu ziehen — träumte. — — Nichts ist außer Größe!
 Wohl dem, der dann, wenn diese falsche scheidet,
 In seiner Brust die wahre Größe findet,
 Die jedem Schicksal, die dem Tode troht!
 — Ich sah den Mann, wie er, in sich gekehrt,

Die Niederlage seines Heers bedachte,
 Und als vom Falle Rom sich wieder hob,
 Die Siege — nicht durch seine Kraft erkochten.
 Wohl scheint vor Sehnsucht nach dem Vaterlande
 Die Seele seinem Körper zu entfliehen;
 Doch trägt er still sein Loos, und keine Klage
 Vermag des Feindes Ohr ihm abzuhorchen.
 — So kam ein Lustrum er dem Tode näher.
 Als nun Metell den Sieg erkoch, durch den
 Karthago sich entblößt an Truppen sieht
 Und ohne Rettung, wenn es nicht sein Heer
 Zum Lösepreis für Regulus erhält.
 Schnell wird ein Friedensbote weggesendet,
 Und Regulus mit ihm! Den Helden bindet
 Ein schwerer Eid — ihn hände schon sein Wort —
 Er schwört Rückkehr, falls ihn Rom nicht löse.
 Doch nicht erheitert sich sein Geist, hinab
 Auf seine Bande sieht er, scheidet so
 Mit finstern Blick und düstern Todeschweigen.
 Das Volk steht lautlos, schaut ihm staunend nach.
 Als nun die Väter Roms den Helden sahen
 Im Sklavenkleid, umklirt von schweren Fesseln,
 Den Mann schon grau und seine Kraft gelähmt:
 Sieh! da geschieht, worauf Karthago hofft,
 Die Väter sind gerührt, und Jeder denkt
 Das eigne Glück, und dieses Glückes Wechsel,
 Und Jeder brennt, die Fesseln ihm zu brechen.
 — Nun mögt ihr sehn, was Menschenstärke kann!
 Nicht wild erhitet nach der Schwärmer Art,
 Mit Einsicht über Widerspruch erhaben,
 Gelassen Blutes zeigt Regulus,
 Daß staatsverderblich seine Lösung wäre.
 Er will zurück, was auch der Feind ihm droht,
 Und seine Rede siegt! — Die Väter weichen,
 Ihm weicht ehrfurchtsvoll das große Volk.
 Gewaltjam, schmerzlich windet er sich los
 Von seinen Kindern, die ihn fest umklammern,
 Von seiner Gattin, die nun wild verzweifelt;
 Und ziehet fort — aus eigner Kraft — ein Gott!
 Dem Tod entgegen und den grausen Qualen,
 Die ihn nicht schrecken — denn er denkt der Pflicht!
 Und ach, sein Tod! sein Tod! Doch gönnt der Muse,
 Euch schonend diesem Anblick zu entziehen.
 Ihr wendet euch? Ihr schaudert? Sorget nicht,

Daß man zerrissnen Herzens euch entlasse.
 Der Dichter weiß — ich bin der Menschen Freundin,
 Will ihre Leiden grausam nicht vermehren;
 Und nicht ershwert, erleichtert und gehoben
 Soll jede Menschenbrust durch mich sich fühlen.
 Wenn bei der Seinen zärtlichem Gewimmer
 Sein Herz nun bricht und seine Thräne stürzt,
 Wohl mag ein Dolch euch dann im Busen wühlen.
 Doch wenn ihr seht, mit welcher Kraft er trägt,
 Wie das Bewußtsein hoch den Starken hebt,
 Daß er ihn stirbt, den Tod für's Vaterland,
 Dann wird, da seinem Leiden Trost nicht fehlet.
 Gemildert euer Mitleid sein. — Und nun!
 Ihm öffnet Aug' und Ohr ein guter Gott,
 Er sieht die Folgen alle, die der That
 Entströmen — sieht die Helden alle, die
 Sein Beispiel weckt — sieht Rom durch sich erhoben,
 Und hört entzückt die Götterharmonie,
 Der Enkel Dank, der späten Nachwelt Dank,
 Und ruft begeistert auf: Triumph! Triumph!
 Und reißt das Volk mit sich, es ruft Triumph!
 Vielleicht auch ihr — wenn die verborgne Kraft
 Vor eurer Seele mächtig dann erscheint,
 Ihr neubelebet denkt: „Wohlan! Ich biete
 Dem Schicksal Trost! Es wüthe! Besser ist's,
 Mit Ruhme fallen, als geschändet stehn.“
 Ach, hört ihr? Hört! Es drang ein Jammerton
 Mir durch die Seele! Hört! Es klagt ein Weib.
 Hinweg, ihr Wolken, ihr verhüllt den Blick!

(Die Wolken verschwinden. Man sieht die Scene des ersten Aktes.)

Wir sind in Rom. — Dort lieget seine Gattin
 Attilia. — Die guten Kinder schlummern. —
 O, sehet hin und horchet ihrer Klage!
 Das arme Weib! Sie leidet sehr! Weh ihr!

(Unter den letzten zwei Versen entfernt sie sich.)

Erster Akt.

Ein Platz. Den Hintergrund bildet ein einfacher, einige Stufen erhabener
 Säulengang, der zur Wohnung des Konsuls führt. Der Ausgang ist in
 der Mitte. Rückwärts die Aussicht auf das Kapitol.

Erste Scene.

Attilia sitzt Anfangs zwischen ihren Kindern, Serran und Mutius, bei
 dem Eingange des Säulenganges. Die Kinder schlafen auf den Stufen.

Attilia. Schon glänzt am Kapitol das Morgenroth —
 Noch zögert Publius!

Wie süß sie schlafen!
 So möcht' ich ruhen, eine Stunde nur;
 Nur eine kurze Stunde. — Gute Götter!
 Die könntet ihr mir doch gewähren! — Ach,
 Ich armes Weib! Zu bitter ist mein Loos,
 Auf Erden duld' ich schon des Orkus Qualen. —
 Und wenn ich nun nicht länger dulden will?
 Ich will nicht länger!

Hört mich, große Götter!
 Gefaßt ist mein Entschluß und stehet fest:
 Wie heute mir der Trauerbote kommt,
 Mir sagt, daß auf Senatsbeschuß mein Gatte,
 Gefangen in Karthago, wie zuvor,
 Verlassen bleibt, so zück' ich schnell den Dolch
 Und schüttle weg mein hartes Joch und sterbe! —
 Wo bleibt doch Publius?

— Noch schlafen sie;
 Sind Waisen, wie ich Wittwe, schlafen doch —
 Und ich!

Wacht auf, Serran und Mutius!
 O still! — Die Knaben wecken — ist's wohl recht?
 Entsetzlich! Bin ich schon so tief gefallen,
 Daß ich, die Mutter, meinen Kindern grausam
 Den süßen Schlaf mißgönne? — Schlummert sanft!
 Im Schlaf ist Ruh'.

Ach, so zu zaudern! — Sohn,
 Du bist ein Mann wie alle, fühlst nur halb;
 Dir ahnet's nicht, wie ich mich hier verzehre.

(Sie setzt sich nieder zwischen die Kinder.)

Zweite Scene.

Publius kommt mit einem Sklaven von der rechten, Sertus und Crispus kommen von der linken Seite heraus.

Publius. Seid ihr es, Freunde?

Crispus. Ja, Tribun; wir sind's.

Sertus. Du hast uns früh berufen, Publius.

Publius. Der Tag wird leicht dem Thätigen zu kurz,
Dem eine That recht nah am Herzen liegt;
Und dieser Tag ist mir vor allen wichtig.

Sertus. Du regst in mir die schönste Hoffnung auf.

Es sollte ganz besonders mich erfreuen,
Könnst' ich in dir, mein Freund, mein Publius,
Erkennen endlich der Tribunen einen,
Wie jene starken Volkeschirmer waren.

Sinnst du darauf, den übermüthigen
Senat mit Muth und Kraft in enge Schranken
Zu drängen? Freund, das hiesse schön dein Amt
Begonnen! Ist es so? ich bin dein Mann.

Publius. Mein Lebensglück wird heute sich entscheiden.

Crispus. So fällt das Loos um deines Vaters Freiheit.

Publius. Ich sehe, Crispus, wir verstehen uns.

Nimm eines Freundes Händedruck zum Dank.

Die Tafeln hier, die dieser Slave trägt,

Ich bitte, stellt sogleich sie aus.

Sertus. Man muß

Doch sehen, was auf diesen Tafeln steht.

Publius. Lies, Crispus!

Crispus. Laß den klugen Sertus lesen.

Sertus (liest). „Ich, Publius, Tribun, entbiete Gruß
Und wünsche Heil und Wohl den Bürgern Roms.

Karthago hält den Regulus gefangen,

Der euren Kriegeſruhm — vergeht es nicht! —

In vielen Schlachten zu den Sternen hob,

Der euer Stolz und eure Liebe war.

Daß man ihn endlich löse, hab' ich schon

Für euch Metell, den Konſul, angegangen.

Der wird nun heute den Senat befragen,

Ob Regulus, der Held, als Bürger Roms,

Ob er als Slav' in Fesseln sterben soll.

Bedenkt! Euch, Bürger, träre große Schmach,

Wenn so ein Mann in Feindesfesseln stürbe.

Verhütet es! — Ihr Bürger Roms, lebt wohl!“

Crispus. Er dauert mich. O, welch ein großer Mann!

Sertus. Der Aufruf kann von guter Wirkung sein. —

Wo stellen wir die Tafeln aus?

Crispus. Dorthin

Zuerst, wohin sich der Senat versammelt.

Publius. Man sagt, Gesandte von Numidien

Erlangen heute feierlich Gehör.

Crispus. Dann ist Senat im Tempel der Bellona.

Dort richten wir sogleich vier Tafeln auf,

Vier auf dem Forum, vier am Kapitol —

Sertus. Und sechs im Cirkus. Seit Metell, der Konſul,
Die Elephanten aus Sicilien

Dort in Verwahrung hält, strömt Alles hin.

Crispus. Schon wird es hell. Es ist nun hohe Zeit.

Sertus. Leb' wohl, Tribun!

Publius. Ihr stimmt mir das Volk?

Sertus. Vertraue nur auf mich; du kennst mich ja.

Dritte Scene.

Atilia Publius.

Atilia. Mein Sohn!

Publius. Bist du es, Mutter? Sei begrüßt!

Es taget kaum; du gönnst dir keine Ruhe.

Atilia. Mich zog ein banges Sehnen früh hieher.

Publius. Was seh' ich! Auch die Brüder nahmst du mit?

Was nützen diese Knaben hier?

Atilia. Vielleicht

Bewegt der Kinder Anblick und ihr Flehen

Wo nicht des Konſuls, doch des Volkes Herz.

Publius. Sieh, liebe Mutter! das gefällt mir nicht.

Nicht unsrer werth, nicht edel scheint es mir

Dies Flehn.

Atilia. Nicht edel scheint es dir? — Nicht edel?

Ich will dir sagen, was unedel ist.

Unedel ist der Mangel an Gefühl,

Den jener viel zu rasche Sohn verräth,

Der die bereits so tief gebeugte Mutter

Unedler Handlung frech zu zeihen wagt.

Publius. Vergib!

Atilia. Wie sollt' ich nicht, an diesem Tage,

Den du so schön begannst, und — hoff' ich fest —

Noch schöner enden wirst! — So haben wir

Es endlich doch erreicht! — Du bist Tribun,
Um den gefangnen Vater zu befreien.
Bedenke dies! Es gibt kein höher Amt.
Erfüll' es ganz. — O, daß mein Feuer dich
Begeelen könnte!

Publius. Mutter, höre mich!
Ich fühle, wenn du sprichst, des Vaters Loos,
Dein Loos, mir auf der Seele wüthend brennen;
Dann treibt es mich zu jeder kühnen That.
Doch wenn der Sturm sich legt, ich mich befrage,
Wie hier nach Pflicht der Bürger handeln soll? ...

Attilia. Wer fragt um's Sollen, wo er muß? — Ich muß
Mir den Gemahl, den Vater meinen Söhnen,
Dem Heere seinen Feldherrn, unserm Rom
Den großen Bürger Regulus — den muß
Ich ja, die Gattin, Mutter, Bürgerin,
Vom Tod, vom Tod in Sklaveneffeln, retten!
Wer wär' ich, wenn ich hier nicht müßte? Kalt
Noch fänne, was ich soll? — Ha, was ich soll?
Gewaltig ist die Stimme der Natur,
Unwiderstehlich Jedem, dessen Brust
Ein edles Herz verbirgt. — Verachtung dem,
Der sie verhört!

Publius. Nie werd' ich sie verhören!
Ich bin dein Sohn, dir dank' ich mein Gefühl.
Allein, der Mann soll das Gefühl bezwingen,
Wenn Bürgertugend dieses Opfer heischt.

Attilia. Dem Vaterlande seinen Helden retten —
Wie, Sohn! das könnte Bürgerpflicht verbieten?

Publius. Wenn Rom den Vater löst, verliert es viel.
Es weiß der Feind, was er an ihm besitzt.
Den Sieger über hundert seiner Städte,
Der vor den Thoren von Karthago selbst
Sich drohend lagerte, den gibt er hart
Zurück, vielleicht nur dann, wenn Rom für ihn
Ein ganzes Heer Karthager ziehen läßt,
Den Preis so vieler Schlachten, vieler Jahre!

Attilia. Nun wahrlich, du hast deines Vaters Werth
Noch nie gefühlt, da du so groß es findest,
Gibt Rom für ihn auch einen ganzen Schwarm
Karthager frei.

Publius. Du kränkst mich unverdient.
O, wär's mit unsern Wünschen hier gethan,
Und wüßt' ich nicht, wie streng der Vater denkt!

Attilia. Er fühlet seinen Werth.

Publius. Doch glaubt er nicht
Den Staat verlassen, bloß weil Er ihm fehlt.
Er ist zu groß, um sich zu viel zu sein.
Ein Held auch unter Helden noch zu bleiben,
Dies schwellt sein Herz. Er würde klein sich wähnen,
Gäb's keine Größe außer ihm. — Raum war
Von seinem Konsulat das Jahr verlossen,
So bat er unter Siegen um die Rückkehr,
Und gönnt' auch Andern, Lorbeer sich zu ernten.
Mit dieser Denkart hält sich Regulus
Zu kostbar um ein ganzes Heer gelöst.
Bin ich's, der ihn befreit, durch den der Feind
Mit neuer Kraft sich hebt: dann wehe mir!
Mich trifft des Vaters Fluch als Staatsverrätther!
Wohl kenn' ich seinen hohen Bürger Sinn.
So lange Rom die Früchte seines Muths
Genießt, trägt standhaft er sein Loos,
Verbleibet gern um diesen Preis ein Sklave,
Ja, fühlt als Sklav' sich groß, und wünschet sich
Nicht frei.

Attilia. Und wünschet sich nicht frei? Wohlan!
Er folge seiner Pflicht; ich weiß die meine.
Verschiedne Bahnen gehen die Gestirne,
Zum hohen Einklang sind sie doch gestimmt.
Verschiednes Ziel verfolgt des Menschen Wille;
Gewiß! der beste, größte Jupiter
Vereinigt auch diesen Zwist zur Harmonie.
Der stört sie nur, der die Natur nicht hört,
Des Andern Bahn und nicht die seine geht.
O Regulus! o Unglückseliger!
Ach, dich verläßt der Sohn, der Staat, die Welt:
Wer bleibet dir noch übrig? — Ich!

Vierte Scene.

Die Vorigen. Serran. Mutius.

Serran (im Schlafe).

O Vater!

Publius. Der Knabe träumt.

Attilia.

Gewiß hat seine Sinne

Mein Klagegeton verwirrt.

Serran.

O Vater, Vater!

Atilia. Er ruft nach seinem Vater, windet sich
So kläglich! — ach! der Arme träumet schwer.
Ich muß ihn wecken. Auf! Serran, wach' auf!
Serran. Wo bin ich? Mutter, wo, wo ist der Vater?
Atilia. In Sklavenfesseln, Sohn. Du hast geträumt.
Serran. Den Göttern sei's gedankt; es war nur Traum!
Atilia. Du dankst den Göttern?
Serran. Schrecklich war mein Traum.
Ich sah den Vater, ach, so bleich, verstört!
Atilia. So mag er sein.
Serran. Mit Brausen riß ein Strom
Sich zwischen uns. Der Vater streckte sehnlich
Die Arme nach uns aus. Er rief, und rief —
Der wilde Sturm verheulte seinen Ruf.
Da schriest du, Mutter, und du, Mutius;
Ihr schriest so laut — mir zuckte Weh durch's Herz.
Atilia. So ist's, so ist's!
Serran. Jetzt brannte mein Gehirn,
Ich stürzte mich hinein, und ihm — ach ihm.
Entgegen. Ja, ich hing an seinem Halse,
In seine Seele haucht' ich meine aus.
Atilia. Was dünkt dir, Publius? Die That war Traum,
Nicht seine Liebe, die den Traum gebat.
Mutius. Du sahst den Vater, ach — ich sah ihn nie!
Atilia. Nein, Armer! nein, du hast ihn nie gesehen.
Mutius. Nur Einmal möcht' ich meinen Vater sehen!
Publius. Ihr Götter! — Ja, du sollst ihn sehn, und bald!
Atilia. O Kinder, hört! Der Vater kommt zurück,
Kommt bald! So saget unser Publius,
Und Publius hält Wort. Ich bau' auf ihn.
Wir werden endlich wieder glücklich sein!
O, dankt dem Bruder, dankt!
Serran. Ich danke dir!
Mutius. Du bist mein Publius!
Atilia. Nicht also, nein,
Nicht so; durch Worte nicht, die gleich verhallen,
Durch Thaten dankt der Römer. Kinder, hört!
Wenn euer Arm schon ernste Waffen trägt,
Und ihr zum Kriege zieht, so zieht mit ihm!
Beginnt die Schlacht und dringt der Feind heran,
Schnell bietet eure Brust zum Schild ihm dar,
Die Brust, die Bruderliebe feurig hebt.
Und fließet euer Blut, so jauchzet laut,
Und zählet froh nach Wunden euern Dank!

Serran. Das will ich, Bruder!
Mutius. Und ich auch!
Atilia. Ich seh'
Euch segnend nach von dem Elysiun.
Erleben werd' ich's nicht. Mich haben Leiden
Dem Grabe nah gebracht. Und schwindet mir
Auch noch die letzte Hoffnung dieses Tages,
So end' ich schnell. Dann bist du ihnen Vater;
Nicht wahr, mein guter Publius? Gewiß!
Du bildest sie zu jeder Tugend aus.
Versprich es mir!
Publius. Die Götter werden's — Doch,
Es sei! Nun lebet wohl!
Atilia. Ein Wort noch, Guter!
O, glaube nicht, daß ich den schönen Kampf,
Den edel deine Seele kämpft, verkenne.
Ich fühl' ihn ganz mit dir, und ehre dich
Darum!
Publius. Es gibt dem Sohne hohe Kraft,
Wenn ihn die Mutter ehrt. Wohlan! Ich geh'
An's Werk. Lebt wohl! Auf Wiedersehn! (Ab.)
Alle. Leb' wohl!

Fünfte Scene.

Atilia Serran. Mutius.

Atilia. Fürwahr, er ist des großen Vaters würdig! —
Ich sehe Bürger kommen. Viel zu früh —
Ich bin erschöpft. Ich will im Portikus
Ein wenig ruhn. Man hört auch dort, was hier
Gesprochen wird.

(Geht mit den Knaben in die rechte Abtheilung des Portikus.)

Sechste Scene.

Valerius. Appius.

Appius. Hast du gesehen?
Valerius. Ja.
Appius. Den Aufruf des Tribuns?
Valerius. Nun ja!

Appius. Und bleibst
Gelassen?
Valerius. Soll ich mit dem Sohne zürnen,
Daß er den Vater zu befreien strebt?
Appius. Du bist Senator, bist Patrizier,
Und ahnest nichts? Hierunter lieget mehr;
Ich sag' es dir, ich Appius! — Genug,
Sie sind Plebejer, die Atilier.
Daß sie sich an die Väter wenden sollten?
O nein, das litte nicht ihr stolzer Sinn.
Valerius. Es traf ein schweres Unglück dieses Haus.
Appius. Die Uebermüthigen! Es geht zu weit!
Sie denken den Senat zu zwingen; trocken,
Wo Flehn sich ziemte. Gut, schon gut. Ich gehe
Zum Konsul; komm' mit mir!
Valerius. Was soll ich dort?
Appius. Er muß das Ansehn des Senats beschützen.
Ha, die Atilier! Ich hasse sie
Und die Plebejer alle. Gibt es doch
Kein Ehrenamt, zu dem sie sich nicht drängten.
Valerius. Und was noch schlimmer ist, es gibt kein Amt,
Zu dem sie Kopf nicht hätten.
Appius. Scherze nicht,
Und folge, wenn du willst.

(Gehen zur Linken in den Portikus ab.)

Siebente Scene.

Sextus, Tullus, Markus und andere Bürger, die sich nach und nach vermehren. Einige Senatoren kommen und gehen in den Portikus, um den Konsul in den Senat abzuholen.

Sextus. Ihr wisset doch —
Sehr frühe hält sich heute der Senat.
Hier zieht Metell vorbei.
Tullus. So bleiben wir.
Kommt näher!
Sextus. Nun, nur nicht zu nahe, Freund;
Sonst ruft der Viktor: „Platz!“ und du mußt weichen.
Das kann man sich ersparen.
Tullus. Recht, mein Sextus!
Das „Platz!“ es gelst mir immer in den Ohren.
Hört, Bürger! ruhet ja dem Konsul zu;

Denn so ein Mann verdient's, beim Herkules!
Die Schlacht war heftig; hundert Elephanten
Hat aus Sicilien er mitgebracht.
Und wie? Die Mühe war hierbei nicht klein.
Er ließ sich Flöße bauen, die den Ställen
Von diesen Thieren glichen. Nun da ging
Das Thier hinein, und wußte nicht, wie ihm
Geschah.

Markus. Ein kluger Streich!

Tullus. Es hebt das Herz,
Wenn man die großen Männer vor sich sieht,
Die uner schöplich Rom erzeugt.

Sextus. Ja wohl!
Und so geschieht's, daß das vergangene
Verdienst dem Auge schnell entschlüpft. Wer denkt
An Regulus?

Markus. Wir Alle!

Sextus. Gut. Doch nützt
Ihm euer Denken auch?

Tullus. Er wird gelöst;
Ich müßte sonst nicht unsern Konsul kennen.
Der ist so gut, als groß; so groß, als gut.
Gewiß! er wird die Väter wohl bewegen.

Sextus. Die Väter? Regulus ist ein Plebejer;
Nun wisset ihr —

Tullus. Die Zeiten sind vorbei.
Es sind ja selbst Plebejer im Senat.

Achte Scene.

Atilia. Die Vorigen.

Markus. Ha, seht! was regt sich im Portikus?
Wie? eine Frau, so früh, und ganz in Trauer?
Sehr sonderbar!

Sextus. So sprich sie an!

Markus. Wer bist
Du, gute Frau!

Atilia. Ich bin Atilia,
Gemahlin eures Regulus, den ihr
Vergessen habt, wie mich.

Markus. Du scheinst sehr krank.

Atilia. Ich bin's; doch meine Seele leidet mehr.

Tullus. Du dauerst uns!

Attilia. Vergebt! Wie kann ich's glauben?
Fünf Jahre seufzet Regulus in Fesseln;
Er hat euch nicht gedauert. Rom vergißt
Den Mann, dem Rom so Vieles dankt; und ich,
Ich sollt' euch dauern? Nein, ich glaub' es nicht.
Tullus. Du sprichst sehr hoch. Wohl denkst du nicht daran,
Daß du vor Bürgern sprichst.

Attilia. Vor Bürgern, ja,
Das weiß die Bürgerin. Vor Fremden würde
Sie eures Uldants, eurer Schande nicht
Erwähnen.

Tullus. Immerhin! Es hätte sich
Der große Mann nicht sollen fangen lassen.
Attilia. O seht, wie ungerecht! Denn ungerecht
Bleibt jedes Urtheil über Unverhörte.
Ist euer Held so leicht, was wiegt denn ihr?
Ihr wißt ja nicht, wie er gefangen ward.
Ich weiß es, und genau, durch Augenzeugen.
So höret mich, dann richtet; ehe nicht.

Sertus. Man muß sie hören. Billig ist's.

Tullus. So sprich!

Attilia. Ein Grieche war's, Kanthipp, der sich zulezt
Dem Löwen Regulus entgegen wagte.
Das wußt' er, abzurufen sei ein Sieg
Den Römern nie; gestohlen müß' er werden.
Gestohlen hat er ihn! Hier siegte nicht
Die Kraft, hier siegten List und Hinterhalt,
Die kleinen Künste!

Tullus. Daß ihn Jupiter
Dafür mit seinem Donnerkeil zerschmettre!
Attilia. Als Regulus sein sieggewohntes Heer
Zum Siege führte, schon die Tuba klang:
Da zog auf einmal sich der Feind zurück
Und suchte hinter Elephanten Schutz.

Mit Thieren kämpfen Sklaven nur, nicht Bürger.
Erwartend steht das Heer. Dies Zaudern hält
Der Feind für Furcht; er nimmt sich plötzlich Herz,
Wird kühner, schlüpfet hie und da hervor,
Ja, wagt's zulezt und ruft — von ferne doch —
Dem Heere spottend zu, und fordert es
Zum Kampf heraus. — Kein Römer darf das dulden!

Tullus. Der duldet's nicht!

Attilia. O nein, er duldet's nicht!

Er fordert ungestüm die Schlacht. Mit Mühe
Bezähmt der Feldherr noch die Kampfbegiergen.
Zwar knirscht der Krieger; doch er hält und steht,
Und drückt den Speer ergrimmt dem Boden ein.
Allein, noch kühner, frecher wird der Feind;
Empörend schallt sein wildes Hohngelächter.
Jetzt fährt vor Wuth der Römer furchtbar auf;
Hin drängt er zum Feldherrn, schäumt, rast,
Und schwört, er wolle siegen oder sterben.
„Wir siegen! Krieger, auf! Die Schlacht beginnt!“
Ruft Regulus.

Tullus. Ihr Götter! nun, nun gilt's!

Attilia. Mit Vorsicht bildet er zum Keil das Heer,
Befiehlt, das Thier verwegen nicht zu reizen
Und für den Feind die Waffen ja zu sparen.
Umsonst! Kaum, daß ihr Blick den Schleudrer sieht,
Der nun hervor zum leichten Kampf sich wagt,
So schwinget schon, vergeßend des Befehls,
Ein jeder Arm den Speer. Vor seinem Flug
Verdunkelt sich der Tag. Er trifft! — Doch wehe!
Vor Schmerz ergrimmt das Thier, es stampfet, daß
Die Erde bebt, durchbricht mit Wuth den Phalanx.
„Mir nach, wer noch ein Römer ist! mir nach!“
So ruft Regulus, und Alles ruft:
„Ihm nach, ihm nach, wer noch ein Römer ist!“

Tullus. Ihm nach!

Sertus. O still!

Attilia. Und acht Manipeln folgten.

Tullus. Die andern?

Attilia. Trennt die wilde Wuth der Thiere;
Der Weg ist abgeschnitten. Doch die Axt
Gewahrten's nicht. Nur vorwärts drang ihr Blick,
Nur vorwärts; denn — da war der Feind zu sehn.
Wer gibt mir Kraft, was folgte, zu erzählen?
So hört nur dies! Sogleich entflohn die Feinde,
Die Römer setzten ihnen gierig nach.
Doch Regulus, besorgt, der Krieger möcht'
Ermatten, drängt voran, entreißt den Adler
Dem Signifer. Er ruft: „Den Adler rettet!“
Und da er weit hervor nun eilt, den Arm
Schon hebt, den Adler in der Feinde Mitte
Jetzt werfen will: — da schleicht vom Hinterhalt
Der Feind ihm tückisch nach, und fängt den Arm,
Der ohne Waffen, wehrlos war! — Nun richtet! —

Ihr schweiget? noch schweiget ihr? — Ich dank' euch, Bürger!
 Berecht ist dieses Schweigen, ehrenvoll
 Für Regulus.

Tullus. Ob er an uns noch denkt?

Atilia. Ihr fragt, ob er an euch noch denkt? — Er lebt!

Sertus. Wahr ist's, den Tod hat er wohl nie gescheut.

Atilia. Gewiß, sein Geist ist thätig noch für euch.

Fest späht sein Blick des Feindes Schwächen durch,

Fest sinnt im Kerker er Karthago's Sturz,

Und sehnt sich, dürftet frei zu sein, um auf

Karthago's rauchenden Ruinen einst

Als Sieger euch ein Denkmal zu erbauen,

Bei welchem stamend noch der Enkel weile.

Tullus. Er lebe! lebe hoch!

Atilia. Ach, wo? im Kerker!

Tullus. Wir sehen bald ihn unter uns.

Markus. Er muß

Gelöset werden.

Sertus. Heute wird sein Schicksal

In dem Senat bestimmt. Wollet ihr

Ihn frei, so ruft nur euern Willen laut

Den Vätern zu. Das kann sehr viel bewirken.

Und was ihr hier gehöret, erzähle Jeder

In seinem Tribus eifrig hie und da;

So wird die gute Stimmung allgemein.

Tullus. Das wollen wir. Denn seht — Metell ist groß;

Doch, wahrlich! größer noch ist Regulus.

Sertus. Wer stand, wie er, schon vor Karthago's Mauern?

Markus. Wer weiß! sie fallen wohl noch einst durch ihn.

Tullus. Ha, welches Fest, wenn Rom ihn wieder sieht!

Atilia. O Bürger! danken möcht' ich euch — ich möchte —

Vermag es nicht. Der Freude süße Last

Ist mir zu ungewohnt. Mir stockt das Wort

Im Mund, und meine Füße wanken. Ach!

Wo seid ihr, Söhne? — So erhält Serran

Die Toga doch vom Vater; und er sieht

Ihn auch, mein guter, armer Mutius.

(Sie zieht sich in den Portikus zurück, um ihre Kinder zu holen. Die Bürger
 ziehen in dem Hintergrunde sich näher zusammen.)

Neunte Scene.

Die Vorigen. Manlius mit einem Sklaven. Anfangs im Vordergrunde.

Manlius. Wer ist's, der hier das Wort erst führte?

Sklave. Sertus.

Manlius. Wie heißen jene Bürger ihm zur Seite?

Sklave. Zur Rechten stehet Tullus, Markus ihm

Zur Linken.

Manlius. Gaius Manlius entbietet

Euch seinen Gruß, Quiriten, und besonders

Den guten Bürgern Sertus, Tullus, Markus!

Seid mir in den Komitien, ich bitte,

Zum Konsulat mit eurer Stimme günstig.

Sertus. Es kennt und ehrt der Römer dein Verdienst;

Doch würd' es noch in hellerem Lichte glänzen,

Wär' deiner Thaten Zeuge, Regulus,

Schon frei.

Manlius. Ein Wort, das ich zu schätzen weiß. (Geht ab.)

Atilia (mit den Kindern.) Hier, Bürger, sehet —

Tullus. Still, mich dünkt, sie kommen!

Der Konsul ist's — habt Acht!

Zehnte Scene.

Der Konsul Metell. Vor ihm gehen sechs Viktoren, welche die Fasces
 ohne Beile liegend im Arme halten. Die Senatoren, die man durch den
 Portikus zu ihm gehen sah, folgen ihm nach.

Die Vorigen.

Volk. Heil dir, Metell!

Atilia. Weh', ruß' ich, Wehe!

Metell. Weiß, sag' an, wem ruffst

Du Weh'?

Atilia. Wem sonst, als mir, der Elenden,

Der jede Saite ihres Herzens Weh',

Nur Wehe tönt!

Metell. Geh' heim, Atilia,

Zu deinem Weberstuhl. Es ziemt sich nicht,

Daß die Matron' auf offnem Plage weile.

Atilia. Du sagst, es ziemt der Matrone nicht?

Matrone war ich einst, mich ehrte Rom;

Zur Sklavin bin ich nun herabgesunken,

Seitdem mein hoher Gatte Sklave heißt.

Metell. Kommt, Senatoren!

Atilia. Ach! nicht achtest du

Mein Wehgeschrei, und bist doch Konsul Roms?

Metell (sanft.) So sprich, Atilia, geschwind und kurz:

Was willst du mir?

Attilia. Was dir dein Herz schon sagt,
Da dir die Gattin eines Regulus,
Dir seine Kinder — nun verwaist — das Knie
Gebeugt umfassen. Worte brauchst du nicht.

Metell. Attilia, mein Wort ist ohne Falch.

Dürft' ich, der Konsul, thun, was ich, Metell,
Mir wünsche — längst schon wär' er frei,
Dein Regulus, der auch der meine ist.
Ich hätte nicht dein Wehgeschrei erwartet,
Um ihn zu sehn, nach dem mein Herz verlangt.
Doch mein Gefühl erstarrt dem kalten Hauch
Der Pflicht. Ich darf, ich kann ihn nicht befreien.
Warum? — erklär' ich heute dem Senat,
In dem auch ich nur Eine Stimme habe.

Attilia, du weinst — es kränkt mich tief.

Attilia. Auch sind es Thränen einer Römerin!

Metell. Sie fallen schwer dem Konsul in die Seele.

Wer über vieler Menschen Wohl und Wehe

Zu sorgen steht, den traf ein hartes Loos!

Es brennt ihm jede Thräne tief in's Herz,

Die großes Leid dem Edeln auch entpreßt;

Doch ungetrocknet muß er oft sie lassen.

Damit nicht später Aller Thränen fließen.

Attilia. Sie werden fließen, bald die Thränen Aller,

Befreit ihr nicht den größten Helden Roms.

Wenn einst Karthago siegt, dann fließen sie.

Metell. Attilia, es ziert Bescheidenheit

Die Frau am meisten. Wag' es nicht, so kühn

Dich zwischen Roms erhabene Heroen

Als Richter zu drängen; wag' es nicht!

Attilia. Es ist nicht möglich, daß, von Eifersucht

Gequält, Metell den Regulus entferne.

Fürwahr, du bist ein großer Mann, Metell!

Und Größe duldet Größe neben sich.

O Konsul! Zwecklos wäre deine Furcht!

Er buhlt nicht um der Bürger Händeklatschen,

Und wird von ihnen bald vergessen sein.

Markus. O nein!

Tullus. Du lästerst!

Sertus. Wir dem Regulus

Vergessen? Hört, das werdet ihr doch nie,

Den guten Bürger nie vergessen?

Volk. Nie!

Attilia. Ihn flammt ja keine hohe Marmorsäule,
Die seinen Ruhm der späten Nachwelt zeigt,
Und ihn begleitet nicht der Fäden Klang,
Der hellen Fackeln Glanz, wenn er, umringt
Von der Klienten Schaar, vom Schmaus nach Hause
Wie im Triumphe zieht. Quillius
Vermag so was, nicht Regulus, der Stille,
Der seine Hoheit nur im Busen trägt;
Der jedem Bürger gleich sich hält, der jedem
Die Hände herzlich drückt, nicht Vorrang will,
Nur Achtung, Liebe. Bürger, sagt es selbst!

Markus. Ein guter Mann, das ist er, ja.

Sertus.

Er war

Zum Rathe stets bereit.

Tullus.

Und vor Gericht

Ein Donnerer zum Schutze der Bedrängten.

Attilia. Dich wird er nie verdunkeln, nein, dich nie,

Metell! Du thatest große Thaten, hast

Judem die Elephanten uns gebracht.

Es ist ein furchtbar Thier, ein Elefant,

Und hundert sind es — eine schöne Zahl!

Wenn so ein Wunderthier die Straße trabt,

Dann spräche gleich der große Regulus,

Dann ruft das Volk: „Seht da, ein Elefant!

Da, seht ihn recht! den hat Metell, der Held,

Mit neun und neunzig andern uns gebracht.

Metell ist doch ein großer Mann!“ So ruft

Das Volk frohlockend — einsam und allein

Steht Regulus.

Metell. Du hast dir deine Rede

Sehr schlaue gewählt. Schon mancher bessere Mann,

Sonst fest und unbestechbar, fiel, weil er

Von sich den Schein des Unrechts wenden wollte.

Allein, mit mir hast du vergebens dich

Bemüht! Mag doch Verleumdung zischen! Sieh! —

Ich achte nicht das Urtheil einer Welt

So sehr, als des Bewußtseins stilles Zeugniß.

Gerecht will ich nicht scheinen, ich will's sein.

Dann tadle mich die Welt — ich lob' mich selbst. (196)

Volk (ihm nachfolgend.) Io Metell! io, io, Metell!

Fünfte Scene.

Sertus. Atilia.

Sertus. Atilia, das hat dir fehlgeschlagen.

Atilia. Es war ein falscher Schritt, den ich gethan.
Durch seinen Ehrgeiz dacht' ich ihn zu reizen;
Alein, es fand sich, daß die feste Seele
Auch über Ehrgeiz hoch erhaben sei.
Serran, hier lerne Römergröße kennen!

Sertus. Du sprachst, als wollt' er ihn aus Eifersucht
Entfernen. Hart vergißt er dies. Es liegt
Die Rache nun in seiner Hand.

Atilia. Nein, Sertus!
Du denkst zu klein von ihm. Er rächet sich
Nach Art der großen Seelen — er beschämt.
Von ihm, dem Edlen, fürcht' ich keine Rache;
Ich fürchte seine Tugend.

Sertus. Eilen muß
Ich nun. Es ist noch nichts gethan. Du zeige
Den Senatoren dich! Erreg' ihr Mitleid,
Denn die Entscheidungstunde rückt heran.

Atilia. Nur wenige Sekunden Ruh'! Ich muß
Zum weiten Weg mir erst noch Kräfte sammeln.
Ach, eile nur, ich folge bald dir nach.
Leb' wohl, mein guter Sertus!

Sertus. Lebet wohl! (Ab.)

Zwölfte Scene.

Atilia. Die Kinder. Publius.

Publius (außer sich). O Mutter!

Atilia. Publius! Du hier? und jetzt?
Und bist so sonderbar bewegt? O sprich,
Was kann ich Schlimmres noch erfahren? Sprich!

Publius. O Mutter, er ist hier!

Atilia. So sprich nur, wer?

Publius. Er selbst!

Atilia. Es gibt nur einen Er, und der
Ist Regulus!

Publius. Er ist's, ich sah ihn selbst.

Atilia. Allmächt'ge Götter, er ist hier! — ist hier!
Du sagst, du hast ihn selbst gesehen? — Zu ihm!
Fort, Kinder, fort — zu ihm!

(sau an) Geduld! Ach, mich
Erstükt die Freude — helft mir fort! Nur Lu't!
Ist es auch wahr, ist er nun wirklich frei?

Publius (bedrängt). Hier ist er — sagt' ich nur.

Atilia. Und frei!

Publius. — Nicht frei.

Atilia. Nicht frei?

Publius. Ich hörte seine Ketten klirren.

Atilia. Dich täuschte die Entfernung. — Ist er hier,
So ist er sicher frei. Bedenke doch:

Was sollte Regulus als Sklav' in Rom?

Du irrst dich wahrlich, Sohn! O, nimm dein Wort

Zurück! — Ach, sieh' so finster, leichenblaß

Zur Erde nicht, und sage, sprich, erzähl!

Erkläre! Kurz und schnell! Sieh, ich vergehe!

Publius. Er ließ sogleich sich dem Senate melden;
Karthago's Abgesandter ist mit ihm.

Die Botschaft soll den Frieden, oder doch

Die Lösung der Gefangenen erwirken —

So saget man.

Atilia. So saget man; nun sieh',

Es wird so sein. Es dämmert uns ein Licht

Der Hoffnung wieder. Glaubst du nicht? Du schweigst?

Wie könnt' ich, Publius, so grausam sein!

Publius. Dich täuschen, Mutter, nein, das kann ich nicht.

Als ich, mit offenen Armen zu ihm eilend,

Mein klopfend Herz an seines drücken wollte,

Zieht ihn bei'm süßen Vaternamen nannte,

Da hielt er weigernd mir den Arm entgegen

Und heftete den finstern Blick zur Erde.

Schnell wandt' er sich, schnell war er mir entschwunden.

Die eignen Laren hat er nicht begrüßt,

Er folgte dem Karthager in die Wohnung.

Dort such' ich ihn zu sprechen — ach, er hat

Den Eingang mir versaget!

Atilia. Na, du glaubst —

Publius (grinst). Nur allzuwahr ist meine Furcht gewesen;
Er wünscht die Freiheit nicht.

Atilia. Und du? mein Sohn,

Mein Publius! und du? Was wirst du thun?

Schon ahn' ich Böses. — Sieh mich an! Du zögerst?

Wesh' mir! Dein Blick verträgt den meinen nicht.
Wenn du mich täuschtest? Bei den Göttern, sprich —
Bleibt es bei deinem Wort?

Publius. Wenn ich's vermag!

Attilia. O, du vermagst noch mehr! Mit Kälte siehst
Du hin, wenn deine Mutter stirbt — und wie?
Ich ende gräßlich — ich verzweifle!

Publius. Mutter!

Attilia. Und rufe: seht! das that mein Sohn an mir!

Publius. O Mutter, Mutter! hab' ich das verdient?

Mein Leben gab' ich froh für deines hin!

Attilia. Ich that dir Unrecht — ach, vergib! — Ich seh's,

Du liebst mich. — Es riß mich fort — mein Kopf!

Publius. Sei ruhig, liebe Mutter! — Sorge ja

Für sie, Serran! Ich geh' in den Senat —

Der Weg zum blassen Orkus ist nicht rauher.

Dort trifft mich drohend meines Vaters Blick,

Vielleicht sein Fluch!

Attilia. O, laßt mich sterben, Götter!

Publius. Und sollt' es ein Verbrechen sein — ich muß!

Nur ruhig, Mutter! —

Attilia. Ruhig? Ich?

Publius. Du siehst,

Ich gehe schon.

Attilia. Du gehst mit meinem Segen.

Dreizehnte Scene.

Attilia. Die Kinder.

Attilia. Das lang' erwünschte, oft ersehnte Glück,

Nach Jammerjahren zeigt es trügend sich.

Vorbei jedoch vor meiner Seele rauscht

Der Freude Flug — es söhnt die Angst in mir:

Du sollst nicht glücklich sein! Bereite dich

Zur Qual, verhaßtes, fluchbeladnes Weib!

Ich ahne dies, ich fühl's und lebe noch —

Ein Wurm, der ängstlich sich im Tode windet.

Ich habe lang' genug mein Loos ertragen;

Soll ich nicht enden dürfen?

Ach! Was wird

Aus euch, o meine guten Kinder, werden?

(Sie umarmt die Kinder; der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Senat, im Tempel der Bellona. Rechts im Vordergrund eine auf Säulen
ruhende Rotunda mit der Statue und dem Altar der Bellona. Links an
der Scene der kurlische Sitz des Konsuls.

Erste Scene.

Metell. Krieg also, Väter, Krieg! Sicilien
Soll nicht die Brücke sein, auf der nach Rom
Den stolzen Fuß einst der Karthager setze.
So denkt ihr, wie unsre Väter dachten,
Und Gleichsinn führt des Staates Ruder gut. —
Doch nicht genügt's, daß Krieg beschlossen ist:
Es muß sich Rom mit ganzer Macht erheben.
Ist's doch, als sprächen uns die Fasces an:
Seht — Stab für Stab zerbricht ein jeder Knabe;
Der Stäbe Bund zerbricht nicht Herkuls Kraft.
Die Lehr' ist alt, doch leider unbefolgt.
Wie dem Horatier die drei einst fielen,
So fallen einzeln jetzt die Römer hin —
Nichts nützt ihr Heldentod dem Vaterland.
Noch Eines heischt von mir die Konsulspflicht.
Ich muß euch warnen. — Wenn nun Regulus
Erscheinet, tief wird dieser Anblick uns
Erschüttern! Ach, er war so groß — und fiel!
Wer weiß, was uns die dunkle Zukunft droht?
Wer menschlich fühlt und einen großen Mann
Erniedrigt sieht, der fühlt sich selbst vernichtet.
Darauf hat es Karthago angelegt,
Darum ward er gesandt. Es hofft der Feind
Den Frieden sich von dieser weichen Stimmung.
Karthager sind und bleiben stets — Karthager.
Wenn sie sich freundlich nahn, dann denken sie
Auf Trug, dann fürcht' ich sie.

Nur eure Weisheit

Beruhigt mich; sie wird die Schlangenlist
Entlarven. Krieg habt ihr beschlossen — wohl!
Mich laßt sorgen, daß der Schluß bestehe.
Wacht euer Mitleid auf, so denkt an Rom!

Sein Wohl hat unsre Meinung nur geleitet.
Dies Wohl ist unser höchstes, größtes Gut!
Nein, unser Schluß wird keiner Wallung wanken.
Nun seid gefaßt, ihr Väter!

Liktor, geh!
Erscheinen mag Karthago's Abgesandter,
Und Regulus wird freundlich mit geladen. (Lektor ab.)
Sind vom Kollegen Boten angekommen?

(Er beschäftigt sich mit Briefscollen, die man ihm bringt.)

Zweite Scene.

Regulus. Bodoſtor. Die Vorigen.

Regulus

(nachdem er einige Zeit vor dem Bilde der Göttin in stummer Betrachtung stand).

Drohst du noch hier, du Bürgeroberin,
Du starke Heerbezwingerin, Bellona?
Erschüttere deinen Schild, heb' auf den Speer,
Dann sieget Rom, dann stürzt Karthago hin!
Sieh deinen Sohn, er liegt, ein Sklav', im Staube!

Valerius (zu Manlius). Vermagst du's, hinzusehn?

Manlius.

Den Helden hält

Ein schlechtes Sklavenkleid.

Publius.

Ihr Götter! Ach,

Mein armer Vater!

Valerius (zu Manlius). Muth gefaßt! Metell,

Der Konsul, scheint mir gerührt.

Liktor (zu Bodoſtor). Tritt vor!

Metell. Was sucht Karthago's Abgesandter hier

Vor dem Senate Roms?

Bodoſtor. Erhabner

Senat! Karthago sandte mich hierher,

Den Frieden euch zu bringen. Friede sei!

Wenn anders Rom sich selbst den Frieden gönnt.

Metell. Beschlossen ist es vom Senat und Volk:

Karthago wird der Friede nur gegönnt —

Bodoſtor (tritt ein). Vergiß nicht, Konsul! daß Karthago sich

Erfreuen kann, was ihr nur gönnen wollt.

Metell (enträsten). Der wünscht den Frieden nicht, der trogend

Bodoſtor. Der Friedend naht, ist nicht des Friedens werth.

Metell. Wenn ihr Sicilien uns räumt, wohlan!
Dann magst du auch sogleich Karthago's Volke
Des süßen Friedens freier Bote sein.

Bodoſtor. Das nennst du, Konsul, frohe Botschaft? Wahrlich!
Die frohe Botschaft würd' an's Kreuz mich bringen.

Metell. So sehr wird dort der Friede noch gehaßt?

Bodoſtor. Karthago wählet Knechtschaft nicht für Krieg.

Wer siegen wird, Karthago oder Rom,

Steht in der Götter Hand. Doch meint Karthago,

Wer ehrenvoll und frei nicht stehen kann,

Der könne frei und rühmlich doch noch fallen!

Das kömmt ihr und eure Bundesgenossen

Und euer Glück, Karthago niemals wehren.

Drum, fällt es, nun — so fall' es rühmlich hin!

Metell. Doch, fällt es hin, so fällt's aus eigner Schuld.

Bodoſtor. Darüber mag die Nachwelt einst entscheiden.

Metell. Erkläre dich, was trägt dein Staat uns an?

Bodoſtor. Der Krieg wird um Sicilien geführt.

Es ist ein fremdes Haus für uns und euch.

Wir wurden, so wie ihr, als Gäste hin

Geladen. Doch ihr Römer wollet nun

Den Mitgast vor die Schwelle werfen. Seht!

Gerechter ist Karthago. Bleibet immer!

Wir wollen uns vereint des Wahls erfreuen.

Metell. Bis ihr den Dolch uns in die Kehle stoßt!

Wir sind nicht sicher, seid ihr uns so nahe.

Bodoſtor. Dann müßten wir euch aus der Welt uns wünschen.

Metell. Ihr räumt Sicilien uns also nicht?

Bodoſtor. Das wird Karthago nie!

Alle Senatoren.

Krieg also, Krieg!

Metell. Du hörst, es gibt nur Eine Stimme hier;

Sie lautet „Krieg!“

Bodoſtor. So nehmt ihn hin, den Krieg!

Metell. Ist deine Botschaft nun vollbracht?

Bodoſtor.

Noch nicht!

Karthago glaubt euch wenigstens geneigt,

Die Kriegsgefangnen endlich auszuwechseln,

Daß sie, durch lange Zeit des Vaterlands

Beraubt, sich wieder ihres Herds erfreuen.

Metell. Gewährt wird dieses, löst ihr Mann für Mann.

Bodoſtor. Dann würde ja der Tausch nicht billig sein.

Ich bringe — seht! — den Regulus zurück.

Ihr wißt, es gilt der Mann ein ganzes Heer.

Doch traurig müßt' es diesem Helden fallen,

Wenn höher, als sein Rom, der Feind ihn schätzte.
 Noch liegt er am Altar — ein Flehender!
 Er soll nun selbst für seine Brüder sprechen.
 Auf, Regulus! und komm' und sammle dich!
 Du hast gelobt, sogleich zurück zu kehren,
 Wenn die Gefangnen nicht gewechselt werden.
 Die Götter hörten deinen Schwur! Jetzt rede!

Metell. Bodostor, tritt nun ab!

Regulus (erschrocken). So folg' ich ihm!
 Denn nur vor ihm hat meine Stimme Kraft.

Metell. Wie, Regulus?

Regulus (unwillig). Ich denke — hinter'm Rücken,
 Und sei es auch dem schlimmsten Feinde — reden,
 Das ziemt selbst dem niedern Sklaven nicht,
 Der einst ein Römer war. Drum folg' ich ihm.

Metell. Es dankt dir Rom das Wort. Bodostor bleibt.

Regulus. Ich sehe, wie gerührt ihr, Väter, seid,
 Wie finster ihr auf meine Fesseln blicket;
 Es drückt euch schwer, daß ich ein Sklave bin.
 Das hab' ich wohl besorget. Höret mich!
 Nicht ganz gesunken müßet ihr mich denken.
 Den Körper fesselte der Feind; mein Geist —
 Der ist ja Regulus, mein Körper nicht —
 Mein Geist floh über's Meer zu euch, ihr Väter;
 Verweilte hier, bis er in dieser Stunde
 Mit meinem Körper wieder sich vereinte,
 Und nun, vor euch, den Göttern jubelnd dankt,
 Daß ihre Huld ihm diese Stunde gönnte.
 So hab' ich stets, ein Bürger unter Bürgern,
 In der Gedankenwelt mit euch gelebt.
 Darum seid gnädig meinem Flehen, Väter!
 O, hört mein Wort, als wär' es Römerwort!
 Denkt nicht daran, daß ich ein Sklave bin.

Metell. Wenn Rom dich denkt, so denkt es dein Verdienst.

Regulus. O, dächt' es künftig nur an meinen Rath!
 Er ist so treu, so wohl gemeint und wahr:
 „Gebt die gefangnen Feinde ja nicht los!“

Bodostor. Verräther, schweig! Du redest dir den Tod.

Regulus. Sei ruhig, Feind! Dir bleibt zur Rache Zeit.

Metell. Sprich weiter, Regulus! Bodostor, schweige!

Regulus. Mein Rath ist leicht begreiflich, sonnenklar.
 Den Haufen, der mit mir gefangen ward,
 Hat eure Macht schon größtentheils befreit,
 Nur Wenig' sind's, die noch auf Lösung warten;

Und die sind zu Karthagern schon geworden,
 Sind nicht mehr Römer. Niedrig kriechen sie
 Um Brod, das von des Reichen Tafel fällt,
 Weil ihnen Leben mehr denn Ehre gilt.
 Ich hab's mit Wuth und Schrecken oft bemerkt:
 Karthago's Siegstrophäen sehn sie an —
 Doch färbet ihnen Scham die Stirne nicht.
 Der Arm, schon feig an Fessellast gewöhnt,
 Der würde herrlich ja die Waffen tragen!
 Gemeinschaft mit dem Schlechten macht schlecht:
 Kein Lager nehme diese Sklaven auf!
 Vergesst sie! Erspart mir mehr zu sagen.

Metell. Wir glauben dir; denn wahrlich, ohne Grund
 Spricht nie der Römer von des Römers Schmach.

Regulus. Heil dir, Metell! Heil dir, Quillius!
 Und dir, Valerius! Euch Allen Heil!
 Die uns ein ganzes Heer Karthager schon
 In Bande legten! Laßt sie ja nicht los!
 Denn seht! wie Rom im Kampf ein Heer verliert,
 So steht im Bürger schon ein Rächer da,
 Weil sich der Waffen jeder Römer freut.
 Nicht also in Karthago. Denn was hier
 Der Sklave treibt, und tausend Kleinlichkeiten,
 Die wir zum Glück nicht kennen, machen dort
 Des Bürgers Tagwerk: — Waffen scheuet er.
 Wie wünschet sich der Feind ein Heer zurück,
 Das Römerlust gehaucht, mit ihr den Wuth;
 Das hier gelernt, was uns die Väter lehrten,
 Und dem der Rache Blut im Busen kocht.
 Versagt ihr's ihm — fürwahr, dann fällt Karthago!
 Man kauft ja nicht, gewinnt nur durch Zeit,
 Durch strenge Zucht und Übung selbst im Felde,
 Ein kriegserfahrenes, hochbeherztes Heer.
 Laßt sie auch eines noch zusammenraffen:
 Es sind doch nicht Manipeln, sind nur Horden,
 Zu denen schwer ein Feldherr sich gesellet,
 Weil er am Kreuz den Vorfahr hangen sieht,
 Und nie vergißt, daß auch Kanthipp, der Held,
 Der ihn rettend wie ein Gott erschien,
 Karthago, schon im Fallen, hielt und hob,
 Durch schnelle Flucht dem Undank nur entging. —
 Dies euch zu sagen, Väter, kam ich her;
 Für diese Stunde hab' ich mich erhalten.

Die hohen Götter lenken euern Sinn,
Daß ihr beschließt, was unserm Rom gedeiht.

Metell. Ich denke, Väter, an sein Wort, denk' an
Das Wohl des Vaterlands, und ruß' euch zu:
"Karthago's Heer darf nicht gelöst werden!" —
Valerius, dich frag' ich nun, den Ersten:
Sag' uns, wohin sich deine Meinung lenkt.

Valerius. Ich folge fest den Schritten meiner Väter.
Bei ihnen fand der Bürger Schutz und Rettung.
Ich bin ihr Sohn und habe hier nur Stimme,
Den Helden zu befreien. Vergesst nicht, Väter!
Rom dankt ihm viel und soll ihm mehr noch danken.

Regulus. Meint ihr, ich sei noch Regulus? — Ihr irret!
Ihr seht nicht ihn, ihr seht nur seinen Schatten.
Der Arm, der mächtig einst den Speer erhob,
Ist welk, verdorrt; das Auge matt, die Brust
Beengt von Kerkerluft, die ganze Kraft
Erschöpft; es trägt das schwache Knie mich kaum.
Gefackelt hat es lang', mein Lebenslicht,
Nun ward der Sturm zu stark; kein Wunder ist's,
Daß endlich doch sein trüber Schein erlischt.
Ist so der Feldherr, Römer, den ihr wünscht?
Glaubt mir, sie würden lachen, die Karthager,
Erhielten sie für einen flehen, matten,
Schon abgelebten Löwen, dem sie schlan
Die Klauen abgestumpft und jede Sehne
Zerschnitten — ihre ganze Tigerbrut,
Noch ungelähmt und wutherrfüllt, zurück.
Geht ihn nicht ein, zu punisch ist der Tausch.

Valerius. Im Arme nicht allein, im Geiste ruht
Des Feldherrn Kraft.

Regulus. Du nimmst das Wort mir weg.
Der Sieg erzeugt den Muth, der Muth den Sieg.
Besiegte haben nimmer freien Geist.
Der Zweifel und die Sorge, schwer wie Blei,
Umklammern der Gedanken kühnen Fittig.
Zu spät erfolgt Entschluß, zu spät die That;
Der Augenblick entflieht, mit ihm das Glück.

Valerius. Das Rad des Glückes eilt in stetem Lauf;
Was unten ist, erscheint bald oben wieder.

Regulus. Ihr zwinget mich zu einem harten Schritte;
Ich muß mich euch in jeder Schwäche zeigen.
Mein Körper nicht allein, mein Geist erlag.
Die Einsamkeit ist fürchterlich! — Sie hat

Zum Träumer mich gemacht. Die Phantasie
Hält oft ein trügendes Gebild mir vor,
Bermengt, was ist und war, daß ich nur schwer
Den Faden aus dem Labyrinth finde.

Eins tröstet mich, wenn ich sedann erwache,
An dem ich mich, den Regulus, erkenne.
Für euch nur glüht mein Kopf, für euch nur klopfet
Mein Herz, und meine Träume gelten euch.

Ich lieb' euch sehr; o, lohnt mir diese Liebe!
Ich fleh' euch an, wie man zu Göttern fleht:
Zu punisch ist der Tausch, gebt ihn nicht ein!

Metell. Nun, deine Meinung, Appius?
Appius. Ich rufe, nun eilt

Vereint mit Regulus, den Vätern zu:
Geht ihn nicht ein, zu punisch ist der Tausch!

Metell. Wohlan! so laßt uns die Stimmen sammeln.
Bodostor. Verweilt! Noch ist mein Auftrag nicht vollbracht;
Hochwichtig ist, was ich nun sagen werde.

Metell. So sprich! Doch sprichst du hier zum letzten Mal.
Bodostor. Du dachtest irrig, Regulus, es sei

So kurzen Blicks Karthago; habe sich
Auf jenen schlimmsten Fall nicht auch gefast,
Wenn Rache mehr dir als Befreiung gilt.

Was ich nun thu', gebot Karthago mir.
Beim Ammon schwör' ich, bei dem Schrecklichen!

Ich trifft die Rache, dich allein, und blutig!
Nicht an dem Kreuze sollst du sterben; nein,

Es ist zu gut für dich. Für dich erkümt
Man einen neuen Tod, daß dir dein Leben

Gequält, gemartert, langsam nur zerschmelze.
Die Welt und Nachwelt denk' an ihn mit Schauern!

Du wirst —
Metell. Halt' ein, du Heiter!

Publius. Jupiter,
Bernichte mich!

Valerius. Stürzt von Tarpeja's Felsen
Den Bösewicht!

Manlius. Hintweg mit ihm!
Valerius. Mir nach!

Ergreift das Ungeheuer!
Metell. Zurück! Zurück!

Soll ich den Vektor gegen Väter senden?
Zurück, sag' ich, ehrt das Völkerrecht!

Valerius. Wie? Konful! Soll er noch Gefangner bleiben?

Regulus. Bedenkt das Wohl von Rom und meinen Schwur!
Valerius. Man hat zum Schwur dich mit Gewalt gezwungen.

Regulus. Gewalt? — Valerius! Du machst mich klein.
Den zwingt man nur, der nicht zu sterben weiß.

Valerius. Wir halten dich zurück, du brichst kein Wort,
Wir üben nur dabei Vergeltungsrecht.
Denkt an Cornelius! Sie ehrten nicht
In ihm Gesandtschaftswürde, hielten ihn
Bei sich.

Regulus. Da meinst du, Rom, das dürfe wohl
Ein Gleiches thun? und denkst nicht, daß auch
Das große Rom um nichts dann besser wäre,
Als nun Karthago?

Valerius. Väter! Könntet ihr
Zum sichern Tod den Helden ziehen lassen?
Nein, nimmermehr! So nehmt den Antrag an,
Und löset die Gefangnen aus.

Regulus. Daß dann
Die List der Feinde triumphire? Nie,
Nie möcht' ich es erleben! — Seht, wie schon
Bodostor lächelt. Rom ist in Gefahr;
O sehet zu, daß Schaden nicht der Staat
Erleide!

Valerius. Ha! So soll der Pontifer
Mit Schauer in die heil'gen Bücher schreiben:
„Unheil'ig und verflucht sei dieser Tag!
Den Vater Roms, den großen Regulus,
Gab Rom an diesem Tage Hentern Preis.“
Kein Kriegesglück kann diese Schande löschen.

Regulus. Es ist doch hart, ihr Väter! daß ein Sklav'
Euch mahnen soll, wie nicht der Wirbelwind
Der Leidenschaft, wie nur gelassene
Bermunft der Väter Schlüsse leiten müsse.
Will mir am Thore schon der Unterwelt
Verdämmern jenes Licht der Römergröße,
Daß mir am Etyr noch freundlich leuchten sollte?
Ich dachte, dem Torquat, dem Curtius,
Den Fabiern von ihren Söhnen Kunde
Zu bringen, die der Alten Herz erfreue.
Betreten wollt' ich froh die dunkle Straße;
Doch traurig wird nun meine Botschaft sein. —
— Nein! Zwingen will der Sklave Regulus
Euch nicht. — Ich spreche noch mein letztes Wort
Zu euch. Das Wort des Sterbenden ist wahr.

Metell. Wir hören's fromm, wie eines Gottes Wort.

Regulus. Was ist's, das Roms Senat so sehr entsetzt,
Daß er sogar das Wohl von Rom vergißt?
Daß ich, ein alter Mann, nun sterben soll?
Wie unbegreiflich! Bin ich doch in Rom
Noch mehr! bin im Senat; wohin mein Blick
Sich wendet, seh' ich Römer nur, nur Helden.
Wann fragt der Römer, ob er sterben soll?
Ihn kümmert's nur, ob er auch rühmlich stirbt.
Daß sie mich quälen wollen, rührt euch so? —
Ich sah den Adler in Karthago's Tempeln,
Die Thore von Karthago ungeschlossen;
Ich hörte am Arme mir die Ketten rasseln,
Und ihren Siegesgesang, den hörte ich auch.
Wo ist die graue Qual, die dieser gleicht?
O möchten sie mich sehr, recht sehr nur quälen,
Daß jener Qual im Scheiden ich vergäße!
Allein, so gut wird schwerlich mir es werden.
Denn wie der Peiniger nun kaum beginnt,
Entschlüpft mein Geist ihm unvermerkt, und harret
Auf euch, die ihr doch alle folgen werdet.
Dann wird der Schatten froh den Schatten treffen
Und einer zu dem andern sagen: „Sieh!
Dein Tod erweckt doch auch dem Vaterlande
Noch Heldensinn in mancher Römerbrust.“

Metell. O Regulus! O großer, einz'ger Mann!
Nimm meinen ganzen Lebensruhm dahin
Für diese That, die dich zu Göttern hebt!

Regulus. Wohl mir! der Römergeist erwacht in euch.
Dir dank' ich, Jupiter! Was säum' ich noch?
Zur That! (Knieend und gebeugt mit gesunkenen Armen.)

Vor eurem Angesichte, Väter!
Weiß' ich nunmehr mein graues Haupt den Göttern
Der Unterwelt. — Dich, Pluto, ruf' ich an,
Dich Schrecklichen! Dich ruf' ich, Hekate!
Ich rufe! rufe! hört! o nehmt mich auf!
Droht irgendwo ein graues Unheil nun
Dem Vaterland — auf mich, auf dieses Haupt
Sei es gewälzt! — O sehet doch, ihr Götter!
Mit sanftern Blicken meine Sühnung an! — —
Es ist geschehn. Das Opfer ist bereit.
Das meine ist vollbracht. Thut nun das eure.

Metell. Vielleicht vereinet uns der Schluß, den ich
In Vorschlag bringe. Schreibe, Cäpio!

Der Konsul rät und der Senat beschließt:
 „Nicht hat die Lösung der Gefangnen Statt,
 Weil Regulus mit Weisheit uns gezeigt,
 Daß diesen Schluß das Wohl von Rom erheische.
 Ihn danket tief gerühret der Senat,
 Und selbst die Enkel werden ihm noch danken,
 Daß er als Opfer für das Vaterland
 Den Untergöttern sich mit Großmuth weihte.
 Doch frei und heilig muß dies Opfer sein.
 Wenn ihn noch unsre tiefe Sehnsucht rühret,
 Und er doch endlich unsrer Liebe weicht,
 So sei der Held mit einem ganzen Heere
 Zu theuer nicht gelöst; er sei willkommen!
 Doch beuge nichts sein hohes Römerherz,
 Und zieht er hin — so halt' ihn Niemand auf,
 Und ihm, dem Gottgeweihten, folge dann
 Ein Klageruf von allen Bürgern nach.“
 Wer meiner Meinung ist, der folge mir!

(Geht mit dem größten Theile des Senats in den Hintergrund des Tempels.)

Valerius. Mir nach, wer ihn vom Tod zu retten strebt!

(Geht mit einigen Senatoren vorwärts.)

Regulus. Quirin! nun wache für das Wohl der Stadt.

(Setzt sich in die Rotunda und verhäßt das Gesicht.)

Dritte Scene.

Valerius. Manlius. Publius. Einige Senatoren.

Valerius. So Wenig' sind's, die meinem Rufe folgen? —
 Wie, Publius! Du schläfst?

Publius. Den Todeschlaf!

Valerius. Wach' auf, Tribun! und Sohn!

Publius. Zum Mordhelfer?
 Am Vaterlande?

Manlius. Laß ihn, laß den Schwächling;

Du siehst, er fürchtet sich.

Publius. Wer wagt's, mich feige

zu schmähen?

Manlius. In Thaten zeigt sich der Muth.

Publius. Ich will dem Tod mit Muth entgegen treten,
 Nicht meines Vaters Fluch.

Manlius. Den du verdienst.
 Du kannst sein Leben retten — doch du regst
 Dich nicht.

Publius. Erdrücken würde mich sein Fluch!

Valerius. Er wäre hart und unverdient. Getrost!

Den nimmst vom Haupte sanft ein Gott dir ab.

Publius. Es sei!

Vierte Scene.

Die Vorigen. Metell mit den Senatoren nehmen ihre Plätze wieder
 ein. Valerius und Manlius bleiben bei dem Tribun.

Metell. Gesammt ist der Senat; der Schluß besteht!
 Du hast ihn doch geschrieben, Cäpio?

Cäpio. Geschrieben.

Metell. Sorge, daß in Erz gegraben

Zur späten Nachwelt dieser Schluß —

Publius. Nicht Schluß,

Entachten ist's. Ja, Publius, Tribun
 Des Volks, ich dulde, dulde es nicht! Beim Volke

Wird noch hierüber angefragt. Du, Konsul!

Berufe die Komitien. Das Volk

Entscheide! Schreibe, Cäpio: ich dulde!

Es nicht.

Cäpio. Sogleich!

Regulus (hervorfügend). Halt' ein, halt', Cäpio. —

Tribun! wenn du mein Sohn genannt willst sein,

So widerrufe; widerrufe, sag!

Ich dir — sogleich! — — Nicht wahr, du widerrufst?

Sei nicht so klein und zeige dich als Römer.

Wie wird's — Kannst du mit frecher Hand die Kraft

Des Vaterlandes würgen? Nimmermehr! — —

Da steht er, schweigt, und hört den Vater nicht. —

Soll ich dich mehr, als die Karthager, hassen?

Die morden nur das Leben, du die Ehre.

Und du, mein Sohn! willst du mein Mörder werden?

Publius. O nein, nein!

Regulus. Nimm zurück das Wort. Noch ist

Es Zeit. —

Manlius. Der Mutter Leben oder Tod

zu geben.

Publius. Grausamer!

Valerius. Du schwantst? O Sohn!
 Ich sehe deine Mutter — sie verzweifelt!
 Regulus. Noch schweigst du, Publius? Nun sieh, ich sehe,
 Sieh her — gebeuget fleht dein Vater dir!
 Nun, Publius? Sieh mich doch an, mein Sohn!
 Publius. Weh' mir!
 Valerius. Sei Mann!
 Metell. Wärrt's lange noch, Tribun?
 Publius. Ihr Götter!
 Metell. Deine Mutter stirbt!
 Valerius. Und Niemand
 Begräbt des Regulus bald moderndes
 Gebein!
 Publius. Genug!
 Metell. Tribun, zur Pflicht!
 Publius. Nun Muth! —
 Du schreibe, Cäpio — ich duld' es nicht!
 Regulus. Der ist ein Staatsverrätther, nicht mein Sohn.
 Metell. Er that, was ihm sein heilig Amt erlaubte.
 Zwar rühm' ich nicht die That des Publius;
 Doch seh' ich viel der Sohnesliebe nach
 Verlesen darf ihn Niemand, Niemand schmähen.
 Ich halte heute noch Komitien.
 Was auch das Volk beschließt, genehm wird's sein!
 — So hätten wir nun unsre Pflicht gethan!
 Es hält euch länger nichts, ihr Väter, an.
 (Ab mit den Senatoren.)

Fünfte Scene.

Regulus. Valerius. Publius. Bodostor.

Valerius. Wo willst du hin?
 Publius. Zu ihm!
 Valerius. Zurück!
 Publius. Ich muß,
 Und sollt' ich auch zu seinen Füßen sterben!
 Vergebung muß ich mir von ihm erslehn.
 Valerius. Jetzt, da er zürnt!
 Publius. (reißt sich los.) Laß mich! Es reißt sich dir
 Sonst meine Seele los. — O Vater! höre!
 Vergebung! Vater! — ach, Vergebung!

Regulus. Nein!
 Daß ich ein Sklave bin! O wär' ich frei,
 Beim Jupiter, ich übt' Vaterrecht!
 Hin fiele mir dein Haupt, und fallen wollt'
 Ich's sehn, wie Brutus, fest und unerschütter. —
 So legte dich die Amme mir zu Füßen;
 Ich hob dich auf, ich gab dir Kindesrecht.
 Hoch schwoll mein Herz! ich dachte dich und Zukunft.
 Verdammte Gaukelei! Ich schwamm in Wonne,
 Die überwallend mir vom Auge floß.
 Ich arger Träumer! wach' ich endlich auf?
 Ein letzter froher Pulschlag noch war übrig;
 Mein eigner Sohn vergiftet ihn! Es drang
 Mein Ruf mit Macht den Vätern in die Seele;
 Mein Sohn verhört des grauen Vaters Flehn!
 Er zeigt sich, schamlos, unter Großen klein;
 Er fühlt es nicht, wie glücklicher es sei,
 Mit Ruhme fallen, als geschändet stehn! —
 Daß du dich meiner nie, du Schwacher, rühmst!
 Dich wird einst Rom für diese That verfluchen.
 Ich sollte dich für meinen Sohn erkennen?
 Nein! ich verachte dich! ich fluche dir!
 Ha! wie er niedrig nun im Staub sich krümmt!
 Bodostor, komm! mir taugt der Anblick nicht.

(Geht ab, und wartet bei der Statue der Bellona auf den
 verweilenden Bodostor.)

Publius. Er fluchte mir!

Valerius. Doch unverdient! Es nimmt
 Den Fluch vom Haupte sanft ein Gott dir ab.
 Steh' auf! Hinweg, mein Freund!

Bodostor. Ha, welche Menschen!
 (Bodostor mit Regulus, Valerius mit Publius auf verschiedenen Wegen ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

Wohnung des karthagischen Gesandten.

Erste Scene.

Regulus sitzt in einer nachdenkenden Stellung. Bodoſtor betrachtet ihn von ferne. Dann Miſo.

Bodoſtor. Worauf der Alte nun wohl ſinnen mag?
Gewiß, daß nur ſein Tod ihm nicht entgehe.
Wie komm ich doch dem Wunderbaren bei?
Nur leiſe, Miſo! — Nun, hat Publius
Den Brief erhalten?

Miſo. Ja.

Bodoſtor. Wie nahm er ſich?
Miſo. Erſchrocken, zitternd laß und laß er wieder,
Und lange blieb er ſtumm. So wie er laß,
Daß Haupt gekent, die Arme kraftlos hängend,
Daß Auge ſtarr — gleich er dem Schmerz ſelbſt.
Doch, als die Mutter nun ein Wehgeſchrei
Erhob, die Kinder kläglich wimmerten:
Da fuhr er auf und ſchrie mit wilder Miene:
„Um ein Verbrechen mehr — was kümmert's den
Verbrecher? — Wagen will ich's, was er rath.
Ihm ſag', er möge nicht zu früh frohlocken.
Umſonſt wird's ſein. Metell hält feſt auf Pflicht,
Und achtet nicht den Tod.“ Er ſprach's, verſank
In Trauer wieder, ſaß wie leblos da.

Bodoſtor. Utilia?

Miſo.

Wird kommen.

Bodoſtor. Kommt ſie bald?

Miſo. Sie will ein Opfer nur vorher vollziehen,
Daß ſie für Regulus den Laren bringt.
Bodoſtor. Die Götter ſei'n ihr gnädig! — Gehe, Miſo!
Wohl gut, daß doch die Gattin zu ihm kommt;
Es muß ſein Herz mir dieſe Blöße geben,
Sonſt ſchmelz' ich nicht den Sinn ſo ſtarr wie Eis.
Könn' ich ihm nur das Bild der That verdüſtern,
Die herrlich glänzend ſeinem Geiſt erſcheinet;
Vom Abgrund zög' ich ihn und uns zurück.

Verſuchen kann ich es, gelingt's auch nicht.

— Was ſinnſt du, Regulus? Du dauerſt mich.

Regulus. Wie ſo?

Bodoſtor. Dein Leben iſt verwirrt.

Regulus. Sonſt nichts?

Bodoſtor. Nach Leben ſtrebet ja, was Leben hat.

Regulus. Ich bin gewohnt, nach Thaten nur zu ſtreben.

Bodoſtor. Was haſt du nun von deinen Thaten? — Nichts.

Regulus. O ſieh, wie falſch! Fürwahr, du dauerſt mich.

Wie? wär's dir nie gelungen, fremdes Glück
Durch That, durch That, durch hohe Selbſtverleugnung,

Mit ganzer Kraft der aufgeregten Seele,

Zu ſchaffen, und als Schöpfer dich zu freun?

Das fremde Wohl, durch dich gewirkt, wird dein,

Und nun — von tauſend, tauſend Wegen ſtrömt

Genuß dir zu; nun kettet an die Spanne

Des Lebens ſich der Nachwelt heitres Reich.

Ha, wie die Ausſicht labt! Wenn eine Welt

Um mich durch mich ſich glücklich preiſt, o wie

Erweitert, wie erhöht ſich mein Gefühl!

Da leb' ich Jahre hin in einer Stunde. —

Du biſt ſehr arm, wenn du mich nicht verſtehſt!

Bodoſtor. Nur eitler Ruhm iſt deiner Wünſche Ziel.

Von Ehrbegier im Land der Phantaſie

Kraftlos herumgetrieben und gequält,

Verträumeſt du des Lebens flücht'ge Stunden.

Du denkeſt nicht, daß ſich der ſtolze Träumer

Um ſeines Lebens Glück und Freuden bringt;

Für eine Zukunft, die er nicht mehr fühlt,

Für einen Plan, der oft am Zufall ſcheitert,

Sich um den wirklichen, den einzigen

Genuß der Gegenwart betrügt. Du denkeſt —

Regulus (unwillig einfallend). Ich denke nichts, als meine Pflicht
zu thun.

Bodoſtor. Sich in den Tod zu ſtürzen, wäre Pflicht?

Regulus. Der Tod wird Pflicht, wenn er dem Staate frommt.

Bodoſtor. Verdienſtlich rühmt ihn wohl die Welt; doch Pflicht?

Wer hat uns je noch dieſe Pflicht bewieſen!

Regulus. Wie ſchlimm für euch, wenn ihr Beweiſe ſucht.

Der Römer fühlet dieſe Pflicht; bedarf,

Sie zu beſehen, eurer Lampe nicht.

Ich bin kein Redner, werde dir nur ſagen,

Wie dieſes Gefühl entſteht; genug wird's ſein.

Ich war ein Knabe, als mein Vater mich

Am Arme hin zu Cocles Bildniß führte.

Noch hör' ich seinen Ton, mit dem er rief:

"Sieh hin! Sein Leben hat der Held gewagt,

Sich als ein Damm den Feinden bloßgestellt;

Wohl stünde sonst das hohe Rom nicht mehr."

Erzitternd vor Bewunderung und Dank,

Erhob sich damals schon des Knaben Brust.

Nun rollte sich dem Blick die Vorwelt auf,

Ich sah — ein jeder Fleck des Vaterbodens

War ein Altar, auf dem ein Edler fiel,

Für uns nur fiel, die wir ihm folgen sollten.

Zog nun hinweg in's Feld ein Heer aus Rom,

So schlug mein Herz, so trübte sich mein Blick.

Ha! dacht' ich dann, und jeder Knab' mit mir. —

Die Helden ziehen hin in die Gefahr

Für uns, zum Tod für uns! daß wir wie sie

Als Römer groß uns fühlen. Feuer ward

Mein Geist; er zehrte sich in Sehnsucht auf,

Wenn sie einst Greise würden, ihnen dann

Und ihren Kindern jene große Schuld

Zu zahlen, die so schwer den Schuldner drückt.

O Jupiter! noch hab' ich nicht bezahlt!

Wie viel des Heldenblutes mußte fließen,

Daß meines nun auch rühmlich fließen kann!

Bodostor. Und all' dies Blut, wozu ward es vergossen?

Regulus. Daß Rom noch steht, und Römer Römer sind.

Bodostor (leise). Was war's denn auch, wenn sie Hetrurer

wären?

Regulus. Karthager! ist die Frage dir wohl Ernst?

Bodostor. Nun ja!

Regulus. Und denkt dein Volk auch so, wie du?

Bodostor. Wär's ein Verbrechen, wenn es also dächte?

Regulus. Der schlaffen Seim' entschnellt kein Todespfeil.

Den Göttern Dank! Karthago fällt durch Rom.

Bodostor. Nein, nicht durch euch!

Regulus. Es fällt!

Bodostor. Doch nicht durch euch!

Denn euer Stolz bewaffnet unsern Haß. (Fast rasch.)

Erkläre, Regulus: Was hat der Römer,

Als Römer, wohl voraus? Wie? glänzt ihm heller

Der Sonne Licht? Ist milder ihm die Luft,

Erquickender die Speise und der Trank?

Spinnt länger sich sein Lebensfaden aus?

Winkt später ihm der Tod? — Was hat der Römer,

Als Römer, wohl voraus?

Regulus.

Das, was voraus

Der Bürger jedes Staats vor Sklaven hat!

Auch die genießen Alles, was du rühmtest,

Doch unzufrieden. Weh' dem Volk, das feige

Sich unter fremdem Joch beugt! Kein Volk

Ist's mehr, ist eine Sklavenheerde nur.

Bodostor. Es bleibt, wie vor, ein Sklave des Gesetzes.

Regulus. Doch das Gesetz, im Ursprung und im Zwecke,

Wie sehr verschieden ist's! Der Lehre folg'

Ich nun, die liebend mir die Väter gaben,

Mit Kindeshehrfurcht nach; ich folge dem

Vertrag, der unter Brüdern ein Gesetz

Besteht. Berechnet ist dabei mein Wohl,

So wie das ihre; — dieses Wohl, berechnet

Nach jener Denkart, jener Eigenheit,

Die jedes Volk zum eignen Volke macht.

Der fremde Staat ist mir ein fremder Herr.

Was bindet mich an ihn? Sie fechten hier,

Des Blutes, der Verwandtschaft süße Bande,

Die gleiche Denkt, die gleiche Sinnes-Art,

Und das, was dem Vertrauen die Herzen öffnet,

Der süßen Muttersprache gleicher Klang.

Bodostor. Und wie? wenn der bezwungne Bejer nun,

Wenn der Hetrurer so, wie du, auch dächte?

Regulus. Bezwingen wär' er nicht, hätt' er also

Gedacht!

Bodostor. Und wenn er sich ermannt, wie dann?

Regulus. Kessle heben schwer vom Fall sich auf.

Bodostor. So ist es Rom, allein und einzig Rom,

Um das all' euer Denken, Wünschen, Streben

Sich immerfort im engen Kreise dreht.

Ist Rom die Welt? Der Mensch des fremden Staats

Nicht Mensch, wie ihr? Ist euer Wohl — des Häusleins,

Das in dem Wegen einer Menschenflut

Als Welle steigt und sinkt — ist dieses Wohl

Allein dem Herzen hoher Götter nah? —

In ihren frohen Gaben kennet man

Der guten Götter Gegenwart und Liebe.

Wo sich der Mensch am Sonnenlichte wärmt,

Wo ihm der Erde reiches Füllhorn strömt;

Wo Mann und Weib sich ihres Bundes freun —

Der Kinder freun, die ihre Fähigkeit,

Beglückt zu sein, noch weiterhin verpflanzen;

Wo er mit Wonne sagt: „ich bin da!“

Dort schaffet, wirkt, schützt ein guter Gott.
Dort ist ein Mensch, ein Mensch wie ich, ein Gast,
Zum frohen Lebensmahl, wie ich, berufen.

Regulus. Wohl wahr! den Satz wird Niemand dir bezweifeln.

Bodostor. Und doch soll eingeschrumpft mein enges Herz
Nur für den nahen Bruder zärtlich schlagen;
Für jenen nicht, den des Geschicks Wurf
So weit von meinem Vaterhaus entfernte.
Der soll nur darum nicht mein Bruder sein,
Weil fremde Sitte, fremde Lebensart
Und fremde Sprache ihn bezeichnen? O,
Wenn diese Sitte, diese Lebensart
Und diese Sprache nur ein menschlich Herz
Verbürgen, so ein Herz, wie mir es schlägt —
Er ist mein Bruder, ich umarme ihn!
Und auch sein Wohl ist meiner Sorge nah'.

Regulus. Du hast mit großer Sorge dich beschwert.

Bodostor. O spotte nur! — Ihr seht mit Hohn und Stolz
Auf fremde Völker hin, und — klein seid ihr!
Denn euer Ich umfasset euer Sein.
Ihr wißt nur Römerwerth, nicht Menschenwerth.
Den höhern, größern, einzigen, zu schätzen.
Ihr haßt den fremden Bruder, achtet nicht
In ihm der Menschheit Recht — Unwürdige!

Regulus. Wohl hättest du die Rede dir erspart.
Sieh, all' die Worte, die du nun gesagt,
Hat in Karthago mir ein wichtiger Mann
Mit langem Bart, von jener Schaar, die ihr —
Ich glaube, Weise nennt, geheimnißvoll
Vertraut.

Bodostor. Er sprach wohl auch, wie ich, umsonst?

Regulus. Für eure Weisheit ist mein Kopf zu alt.

Bodostor. Unbeugsam.

Regulus.

Ja, zu fest!

Bodostor.

Wo das Gefühl

Erstarrt, da kann Gefühl nicht wirksam sein.

Regulus. Das ist's gerade, daß zu sehr ich fühle,
Und mein Gefühl sogleich gewahrt, wie ihr
Das Falsche trügend mit dem Wahren menget. —
Bodostor! Viel hast du von Göttern mir
Gesagt, daß väterlich sie überall,
Ohn' Unterschied, für alle Menschen sorgen.
Willst du, wie Tantalus, zu ihnen dich

Erheben? Wag' es nicht! du bist kein Gott.
Unendlich ist nicht deine Kraft, du stirzest.
Wenn du für Alle, Alle wirken willst,
So bist du Keinem nützlich. Wirke da,
Wo dir der Götter Wink zu wirken heißt.
Ihr Will' ist klar, du kannst ihn nicht verkennen.
Das nahe, wechselseitige Bedürfnis,
Die Wechselhilfe, bildet ja das Band,
Womit der Götter Kraft die Sterblichen
Verknüpft. Ungestraft vermag es Niemand,
Sich von den süßen Banden loszureißen,
Worin er sich zuerst als Mensch erkannte,
Zuerst mit Lust und Schmerz den Kampf begann.
Wo er als Kind schon Lieb' empfing und gab,
Dort geb' und nehm', als Jüngling, Mann und Greis,
Er Liebe noch! — Wie froh, wie schnell versiegt
Beim süßen Tausch die kurze Lebensreise!

Bodostor. So sind die Menschen alle Mäklern gleich,
Die ängstlich Waare nur für Waare wägen.

Regulus. Doch — in der Sorge liegt der Unterschied.
Der Mäkler sorgt, daß er zu wohlfeil gibt;
Der Edle sorgt, daß er zu wohlfeil nimmt: —
Er fühlt, daß Vieles unbezahlbar ist.
Erwäg' ein Beispiel, das dir näher liegt.
Die Elternliebe, wer vergütet die?

Ich sah so gern der Mutter in das Auge,
Den Spiegel meiner Freuden, meiner Leiden;
Ich sah, und sah, und fiel ihr um den Hals,
Und an ihr Mutterherz, das liebend pochte.
Nichts zahlt diese Sorge — todt ist sie.
Wohl ihr! sie weiß nicht ihren Sohn gefangen.

Und o, mein guter Vater, welch ein Mann!
Wenn er in seiner Kraft den Pflug bezwang,
Sein Schweiß in Tropfen floß, da sprach er oft,
Sein Silberhaupt mir lächelnd zugewendet:

„Es ist des Sohnes Erbtheil — frisch daran!“
Was schön ist, gut und groß, aus seinem Mund
Empfing ich es. Wie er selbst Großes übte,
Bernahm ich aus der Römer Dank. Durch ihn
Geehrt, gehoben, flammte nun mein Muth;
Mein Geist erkannte sich, und Regulus
Erstand. — „Was wird hierzu der Vater sagen?“
Bodostor, sieh, so frag' ich mich noch jetzt,
Obgleich schon lang' ihn finstre Nacht bedeckt.

Bodostor. Du fühlst — ja, du fühlst, Regulus!
 Regulus. Und meines guten Vaters Römergröße,
 Und meiner guten Mutter Götterherz,
 Verdank' ich Rom allein. Wem sonst, als Rom?
 Das sie genährt, gepflegt, gebildet und
 Erhoben. Dank, o Dank! Ich habe viel
 Von euch, ihr Römer: Namen, Ehre, Ruhm!
 Für meine Kinder hoff' ich viel von euch!
 Was ihr den Eltern thatet, hätte schon
 Genügt. — — — Bodostor, siehst du nun in mir
 Den Schuldner? — Schenken kann ich Fremden nichts,
 Weil ich den Meinen erst bezahlen muß.
 Das hab' ich eurem Weisen auch gesagt.
 Bodostor. Wohl würd' ich gerne seine Antwort hören.
 Regulus. Er sprach kein Wort. Ich sah ihm scharf in's
 Auge;

Er hielt, beschämt, den ernsten Blick nicht aus.
 Nun straft' ich ihn durch bittre Worte so:
 „Mit Schulgeschwätz betäubt man Männer nicht;
 Du liebst die Welt nur, um dem Vaterlande
 Mit Anstand deine Dienste zu entziehen.
 Du bist ein feiger Heuchler, weiter nichts!“

Bodostor. Und er —
 Regulus. Er knirschte. — Du vertrittst ihn
 doch? —

Sein wildes Knirschen war die Wuth, entlarvt
 Zu sein; dein scharfer Blick, Bodostor, ist
 Beschämung eines Mannes, der zu schnell
 Bei jedem Glitter sich erwärmet. Ihn
 Verließ ich kalt; dir reich' ich meine Hand.
 Bodostor (für sich). Daß man den Feind verehren, lieben
 muß!

Zweite Scene.

Die Vorigen. Volk in weiter Entfernung hinter der Scene. Mitho.

Volk. Er bleibt! Er muß! Sei guten Muths! Er muß!
 Regulus. Welch ein Geräusch?
 Mitho. Attilia ist hier,
 Und wünschet ein Gespräch mit Regulus.
 Regulus (betroffen). Ich kann, ich darf, ich will sie nicht mehr
 sehen!

Bring' ihr mein Lebewohl! Es würde nur
 Ein Abschied für uns peinlich sein, das sage —
 Bodostor. Fort, Mitho! sie soll kommen.
 Regulus. Halt! — Bodostor,
 Erst reich' ich dir die Hand! . .
 Bodostor. Die Pflicht gebent —
 Sie komme, Mitho!
 Regulus. Götter! Ihr verleih
 Mir auch zu diesem großen Kampfe Kraft!

Dritte Scene.

Attilia. Regulus. Bodostor, der bald sich entfernt, und bald wieder
 kommt.

Attilia. Wo ist er? Ha, dort, der, so grau, gebeugt!
 Nun halte dich, mein Herz! — O Regulus!
 Erkennst du der Gattin Stimme nicht?
 Ich bin's — Attilia! Wie? Regulus!
 Du reichst mir nicht die Hand? Du wendest dich
 Von mir hinweg? Ach, sage — zürnest du? —
 Warum? Du schweigst! O, das ist hart, ist grausam!
 Verachtung! — nein, die hab' ich nicht verdient.

Regulus. Du lösest mit Gewalt die Zunge mir;
 Und doch — viel besser wär's, wir hätten nie
 Uns mehr begegnet, mehr besprochen. Sieh!
 Den fernnen Freund entbehrt man ruhiger,
 Vom nahen Freund entreißt uns nur Gewalt,
 Die jede Seelenwunde bluten macht.
 Dich schonen wollt' ich, denn du bist mir lieb.
 Ich bat, man möchte dies mit meinem Gruß
 Dir melden. Nein, der Feind gebent, ich muß
 Dich sprechen. Denk', Attilia, ich muß!
 So mahnt er mich durch deinen Anblick selbst
 Daran, daß ich ein niedrer Sklave bin.

Attilia (sich wendend, heftig). Das soll er nicht, schon geh' ich!
 (hält an.) Ach!

Bodostor (will sie aufhalten). Attilia!
 Attilia. Du schweige! — Regulus! ich bringe doch
 Den Kindern noch ein Lebewohl von dir?
 Regulus. Wenn sterbend schon mir meine Augen brechen,
 Dann denk' ich segnend noch an dich und sie!
 Attilia. Sie sind so stumm — das wird sie weinen machen.

Ich kann zu dir nicht sagen — Lebewohl!
 Daß ich's nicht kann, zerschneidet mir die Brust.
 In welches Wort verein' ich mein Gefühl? —
 Regulus. Ich sterbe für das Vaterland! Du solltest
 Mich glücklich preisen —
 Atilia. Nein, das kann ich nicht!
 Ich fühle — bin ein Weib.
 Regulus. Atilia,
 Auf Wiedersehen!
 Atilia (schnell). So recht auf baldiges!
 Regulus (sie prüfend). Es spinnt sich bald ein Lebensfaden ab!
 Atilia. Sehr bald — das gab mir Kraft. Und nun hinweg!
 Regulus. Atilia!
 Atilia. Mich ruft dein Herz — ich hör's.
 Regulus. Du scheinst gefaßt.
 Atilia. Ich scheine nichts — ich bin's.
 Regulus. So bleibe, wenn es dir doch Trost gewährt.
 Hierher zu mir, du große Dulderin!
 (Setzen sich.)
 Zwar trag' ich schwer; doch lade, theures Weib,
 Auch deine Bürde meinen Schultern auf.
 Atilia. Erwartend beb' ich in dem Innersten!
 Mir soll das Todeswort, das gräßliche,
 Aus dem verehrten Munde nun erschallen,
 An dem mit Kindesinn ich liebend hing.
 Doch — sprich es aus das Todeswort! Ich muß
 Von dir es hören. Sprich! Verweigert der
 Senat die Lösung der Gefangenen?
 Regulus. Nur langsam, zögernd wick' er meinem Rath.
 Atilia. Du kehrt zurück?
 Regulus. So ist's.
 Atilia. Und der Beschluß
 Besteht durch dich?
 Regulus. Durch mich.
 Atilia. So steh' ich dann
 Durch dich der Waisen Mutter einsam da!
 Durch dich! — Es ist ein namenlos Gefühl!
 Regulus. Es ziert das Weib, wenn es die Klage mäßigt.
 Atilia. Bald hab' ich ausgeklagt! Doch unsre Kinder —
 Warmherz'ge Götter! unsre Kinder. — Denkst
 Du nicht an sie? Mich fassen kalte Schauer!
 Einst wird der Waisen leichenblasser Mund
 Sich zu der Klage vor den Laren öffnen:
 Auch er hat sich entleibt, der große Vater!
 Er wollte nicht mehr unser Vater sein.

Regulus (unwillig). Nie sollen sie mich Vater nennen, die
 Entarteten! die so unrönmlich klagen.
 Atilia. Sie werden schweigen, denn — sie lieben uns.
 Wie wird's so still im Haus, so still, so öde;
 Kein Ton, kein Laut, bis das Gefühl der Knaben
 Mit einem: Weh! die zarte Brust zersprengt.
 Regulus. In deinem Busen flammet Mutterliebe,
 An dieser Flamme wärme sich ihr Herz.
 Sie sind, du bist nicht ganz verlassen. Ja,
 Du tröstest sie, sie dich. — So wird es sein.
 Und nun sei bessern Muths, Atilia!
 Wir sind ja lange Hand in Hand gewandelt,
 Auf kurze Zeit nur trennet sich der Weg.
 Getrost! der Weg vereint uns wieder.
 Atilia. Bald!
 Regulus. So laß uns muthig das Geschäft vollbringen,
 Das dir und mir die Götter noch vertrauen.
 Nach kurzem Kampfe folget lange Ruhe —
 Atilia (sant ein). O Regulus! so wenig kennest du
 Mein Herz? Von dir getrennet leben? — Nein.
 Verpflanzet ward mein Dasein in das deine,
 Nun leb' ich nur durch dich. — Sie ist dahin
 Die frohe Zeit, als ich mir selbst genügte,
 Als frei das Herz die Jungfrau sich bewahrte,
 Als ich beschloß, der Vesta mich zu weihen;
 Sie ist dahin! Die Götter fügten's anders. —
 Dich sah ich kaum, den alle Römer priesen;
 Da schwand mein Stolz, da sank mein Selbstgefühl,
 Da schien ich mir so klein, da fühlte ich mich
 An deiner Seite nur emporgehoben.
 Nicht mit den Banden, die, auf kurze Zeit
 Geschlossen, Neue wieder löset, nein!
 Als eine Tochter wollt' ich nun an dich,
 Bis an den Tod an dich gekettet sein. —
 Doch du zerrißest selbst die heil'gen Bande!
 Zerreiß' sie nicht! — Wie sich die Bande lösen,
 So flieht mein Geist dir ungeduldig nach.
 Regulus (strenge). Unweise sträubt der Mensch dem Schicksal sich,
 Das sich nicht beugen läßt. Ich muß zurück,
 Ich gab mein Wort.
 Atilia. Mir auch.
 Regulus. Ich schwur, dies Wort
 Zu halten.

Atilia. Wohl! Auf einen ältern Eid
Beruf' ich mich, und Juno sei mein Zeuge!
Regulus. Ich wußte ja, wem ich die Treue schwur;
Denn nur der Römerin Atilia
Hat sich der Römer Regulus geweiht,
Dem Weib, das ihm am Geiste gleich. Ich weiß,
Du fassst mir dies ernste Wort: — Verbleib'
Ich hier, erhält Karthago dann sein Heer,
So wandern Tausende der Römerseelen
Noch vor der Zeit zur Unterwelt hinab.
Atilia! doch hältst du mich zurück? —
So schwang uns Juno nicht, nein, Hekate
Zum grausen Hochzeitsbund die wilde Fackel;
So schämen sich die Söhne noch dereinst
Des Vaternamens, der ihr Stolz sein sollte!
Mich rufst nun unerbittlich meine Pflicht
Von deiner Seite weg. Sprich selbst! Ist's anders?
Atilia. Dem strömenden Gefühl verstummt die Rede!
Mein Herz empört sich gegen diese Pflicht!
Wenn euer Geist den unsern nur betäubt,
Die Zunge schweigen macht, dann glaubet ihr,
Hiemit sei Alles ganz und wohl gethan.
Mag das Gefühl des Weibs, das tiefer schrein,
Wie halt es rein im Männerbusen nach.
O mein Gefühl! es rufet, schreiet laut:
Erbarmung, Regulus, Erbarmung! ach!
Regulus. Atilia, mein Weib, sei deiner werth!
Verlaß mich nun, verkürze diese Qual! — Leb' wohl!
Atilia. Nur jetzt noch nicht! — Ich habe dir
Die Knaben mitgebracht. Sie wünschen dich
Zu sehn, und baten sehr. Fürwahr! Du mußt,
Es heißt die Vaterspflicht, du mußt sie sehen,
Damit dem Jüngling einst, beim Eintritt in
Die Welt, wenn er dich denkt und deine Thaten,
Und nun dem Ruhme seine Brust erglüht,
Ihm lächelnd dann des Vaters Lichtgestalt
Vor seine vorsatzreiche Seele trete.
Regulus. Du lenkst der Knaben Fuß mit Sicherheit
Einst in die Bahn des Vaters.
Atilia (seufz). Nein, ich nicht!
Regulus (erschrocken). Wie?
Atilia (stolz). Glaube mir, mein Weg geht schon zu Ende.
Regulus (schnell). Atilia, ich will die Knaben sehn!
Atilia. Du willst sie sehn? O kommet, Kinder, kommt!

Vierte Scene.

Die Vorigen. Serran. Mutius.

(Mutius läuft gerade auf seinen Vater zu, springt auf ihn hinauf und fällt ihm um den Hals. Serran zur Rechten umfaßt seines Vaters Knie. Atilia lehnt zur Linken ihren Arm auf die Schulter und ihre Wange auf den Kopf des Regulus.)

Mutius. Du bist mein Vater!
Regulus. Gutes, armes Kind!
Die Götter schützen dich, da ich's nicht kann.
Serran. Ich bin Serran.
Regulus. Wohl kenn' ich dich; doch sieh,
Wie groß!
Atilia. Auch ist er schon zur Toga reif.
Regulus. Sie hülle stets in ihm ein Römerherz.
Serran. Empfangen wollt' ich sie aus Vaterhand.
Regulus. Nun sieh, mein Sohn — die Götter wollen's nicht.
Serran. Seit Jahren hab' ich mich darnach gesehnt.
Mutius. Ach, gib sie ihm! Denn sieh, er hat darauf
Sich wirklich schon gefreut. Er hat mir's oft
Vertraut. Verdirb ihm nicht die Freude. Ach!
Du bist so gut, sagt Publius.
Regulus. Zu viel!
Serran. O Bruder, still! Der große Vater weint.
Atilia. Das sage nur ein Feind des Regulus,
Und nicht sein Sohn.
Regulus. Doch, liebe Mutter, doch!
Was nun die süßen Thränen mir entlockt,
Ist Behmuth nicht, ist hohe Vaterfreude.
Serran (entsetzt). Du weinst vor Freude?
Atilia (außer sich). Ach! er weint vor Freude!
Regulus. Nun still, o still! Nichts soll die Wonne stören.
Serran, hierher!
Atilia. Mein Herz zerspringt!
Mutius. Du mußt
Nicht weinen, Vater!
Serran. Ach, verlaß uns nicht!
Regulus (erschütteret). O Vaterland! Ich opfere dir viel!
Atilia. Ist keine Rettung? — Sieh, ich winde mich,
Ein Burm, zu deinen Füßen. Höre mich!
O, laß mich nicht verzweifeln, Regulus!
Ich flehe — hört mich, große Götter! Höre
Mich, Regulus! O, laß mich nicht verzweifeln!

Regulus (steht auf). Steh' auf, Atilia!
 Atilia. Bertritt mich ganz!
 Regulus. Bodostor steht auf dich — sei Römerin!
 Steh' auf, Atilia, ich bitte dich! (Pausen.)
 Du hast mir nun das Herz sehr schwer gemacht,
 Von deiner Liebe hätt' ich mehr gehofft.
 Mutius. Der Vater zürnt.
 Serran. Er sieht so starr vor sich.
 Mutius. Serran, ich fürchte mich.
 Regulus (sich fassend). Atilia!
 So war's, gerade so, wenn ich vor Zeiten
 Zu Felde ging, die Knaben um dich standen;
 Ich fühlte da, was ich zu Haus verließ.
 Ich fühl's auch jetzt und tief, beim Jupiter!
 Doch damals legt' ich schon die Söhne dir
 An's Herz, und rief: ich weiß, sie sind versorgt!
 Und zog dann ruhiger von Rom hinweg.
 So lange nur mein Blick das Kapitol
 Ersah, so dacht' ich auch: die Söhne sind
 Versorgt. Ich dacht' es ja, mich tröstend, selbst
 Beim ersten Klang der Kriegerstuba noch.
 Betrat ich nun nach langer Zeit mein Haus,
 Und sah die Mutter in der Kinder Kreis,
 Wie stürzt' ich dankend hin in deine Arme!
 Wohl waren meine Söhne gut versorgt!
 Atilia. Ach! anders, grauer, schrecklicher ist's nun!
 Regulus. Beginnen will ich jetzt die große Reise,
 Von der uns nie der Weg zurücke führt;
 Doch minder ist darum nicht mein Vertrauen.
 Ich leg' auch jetzt —
 Atilia. Halt ein!
 Regulus. Ich leg' auch jetzt
 Der Söhne Loos in deine treue Hand.
 Atilia! Wenn im Elysium
 Wir uns begegnen, ruf' ich dir entgegen:
 „Du hast mir meine Hoffnung nicht getäuscht;
 Wohl waren meine Söhne gut versorgt!“
 Atilia. Begehre nichts, was mir unmöglich ist.
 Regulus. Atilia! Ich danke dir so viel,
 Erfülle jetzt der Gattin letzte Pflicht.
 Des Tages Hitze trugst du redlich mit;
 Am Abend nun, da mir die Sonne schwindet,
 Schon Dunkel meinen Blick umhüllt, entzögst
 Du mir die treue Hand? — Das wirst du nicht.

D höre mich! denn wahr ist dieses Wort.
 Weiß ich die Mutter bei den Kindern nicht,
 So ist für mich dort kein Elysium! —
 Komm', Mutius, umfang' der Mutter Hals;
 Serran, umfasse flehend ihr die Knie.
 D seht, daß ihr das Herz der Mutter rühret,
 Nur wilder Schmerz vermocht' es zu verhärten.
 Daß sie euch Arme nicht verlasse — flehet!
 Mutius. O Mutter! Mutter!
 Serran. Ach, verlass' uns nicht!
 Regulus. Wen hättet ihr, wenn sie auch euch verlasse?
 Ich stehe selbst gebeugt vor dir. O Gattin!
 Gilt meine Bitte nichts? — Sie ist die letzte!
 Atilia (außer sich). Sie gilt! — — —
 O Regulus! o meine Kinder!
 Sie gilt!
 (Sie zieht einen Dolch aus ihrem Busen und gibt ihn dem Regulus.)
 Ich trau' mir nicht — wo hab' ich? — — da!
 So nimm! — er war mein letzter Trost — doch nimm!
 Regulus (küßt den Dolch). Du gibst mir viel, o viel, mit die-
 sem Dolch!
 Atilia. Ich will sie dir als Rächer auferziehen!
 Ja, Rache — Rache laßt, erquickt mich noch!
 Des Vaters Tod, der Mutter gräßlich Leben,
 Die Angst, die Qual, mein Wehgeheul: Ihr sollt
 Es rächen — höret ihr? — Ihr müßt es rächen! (Verloren.)
 Ich will noch jauchzen, ich, will jauchzen — o!
 Regulus (erschrocken). Atilia!
 Atilia. O Regulus! (fällt in seine Arme).
 Regulus (windet sich los, dann halblaut, mehr mit den Händen winkend).
 Nun fort!
 O fort!
 Atilia (rasend). Nun fort! Weh' ruf' ich! Wehe! Wehe! (Ab.)

Fünfte Scene.

Regulus allein.

(Er sieht ihr eine Weile erstarrt nach; dann sagt er, wie von einer Betäubung
 sich erholend:)
 Sie schied von hier. — Bodostor ging ihr nach —
 Wohl gut! (Setzt die Arme empor und verbüllt sein Gesicht.)
 Zu viel! Ach, mir versagt die Kraft!
 (Man hört in weiter Entfernung, fast undeutlich, das Volk.)

Volk. Er muß wohl bleiben, muß; er bleibt, er muß!
 Regulus (aufstehend und heftig). Wer muß? Ha, ich doch nicht?
 Verrathet ihr

Das Vaterland, ich nicht; beim Jupiter!

Ich nicht.

Volk. Er muß!

Regulus. Nein, sag' ich, nein! Ich biete
 Euch Trost!

(indem er den Dolch hoch empor hebt).

Nun bin ich ja mein eigener Herr!

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Akt.

Wohnung des Konsuls.

Erste Scene.

Metell. So ist der Mensch, unstät und wandelbar.
 Wenn glänzend ihm von fern ein Ziel erscheint,
 Da strebt er hin, entglüht von heißer Sehnsucht;
 Und hat er's dann erreicht — bald fühlet er,
 Daß Glanz nur blendet, aber nicht befriedigt. —
 Wie drückend wird mir nun mein Konsulat!
 Verkannt zu sein — es ist ein hartes Loos;
 Doch trägt es der, den sein Bewußtsein stärkt.
 Allein, wie sieg' ich über mein Gefühl?
 Verderben muß ich ihn, den edlen Mann,
 An dessen Bild ich tieferschüttelt, oft
 Mit unverwandtem Blicke staunend hing;
 Den Mann, vor dessen Göttergröße jetzt
 Ein Schauer mich ergreift, ihn — meinen Freund!
 Das foltert mich! Früh hab' ich ausgelebt,
 Für mich blüht künftig keine Freude mehr! —
 So mahnt das falsche Glück den Günstling selbst
 An seine Niedrigkeit! Er bleibt ein Mensch!
 Und wenn mit Kraft und Würde wie ein Gott
 Sich über Brüder auch der Starke hebt;
 Doch bleibt er Mensch — die stummen Wände wissen's!

Zweite Scene.

Metell. Cäpio.

Metell. Was bringst du, Cäpio?

Cäpio. Ein Bürger hat

Dies Schreiben hergebracht. Am Boden lag's
 Beim Hause des Gesandten von Karthago.

Metell. Schon gut, mein Cäpio; nur melde ja
 Dem guten Bürger meinen Gruß und Dank.

Dritte Scene.

Metell. Wie? wär' es möglich, daß mir Regulus —?
 Ja, seine Züge sind's! Was mag er wollen,
 Der werthe Mann?

„Metell, dem Consul Roms,
 Der Sklave Regulus.“

Wer so wie du
 Die Fesseln trägt, der ist als Sklave groß.
 Nimm meine Würde, gib mir deine Bande!
 „Wenn es dir wohl ergeht, so freut es mich;
 Mir geht es wohl.“

Ihm geht es wohl! dem Armen!
 Ihm geht es wohl! Wie mich das Wort erschüttert!
 Ich lese täglich diese Formel, doch —
 Dies Wohlsein kostet eine Thräne mich.
 „Atilia hat mich besucht. Sie sprach
 Kein Wort vom Publius. Das zeigt mir an,
 Daß er und sie nun wider mich bereits
 Geschäftig sind.“

Ad, wider ihn!

„Auf dich,
 Auf deine Bürgertugend bau' ich nun.
 Dir ist doch Rom noch Alles, mein Metell?
 Bei deinen Ahnen und bei deinen Kindern,
 Bei unserm Rom beschwör' ich dich, o Consul!
 Wenn du Komitien zu halten gehst,
 So führe mich mit den Viktoren hin.
 Noch einmal will ich dort als Römer sprechen.
 Und halte mir das Schiff sogleich bereitet.
 Empfehlen will ich dir nicht Weib und Kinder;

Ihr Mangel, mehr dein Herz, empfiehlt sie schon.
Ich schrieb dir dies in Eile. Lebe wohl!
Welch ein Vermächtniß! Dank dir, Edler, Guter!
Kommt, Cäpio!

Vierte Scene.

Metell. Cäpio.

Metell. Ein Littor eilt zum Strom.
Bodostors Schiff soll stets bereit sich halten.
Cäpio. Dürne nicht! Mit schwerem Herzen nur
Kann ich den Auftrag dir vollziehen.

Metell. Mein Freund,
Ist mir wohl leicht, der ich den Auftrag gebe?
Cäpio. Es wünscht Valerius bei dir Gehör.

Fünfte Scene.

Metell. Valerius.

Metell. Valerius, warum nicht gleich herein?
Bei Freunden lieb' ich nicht die Höflichkeit.

Valerius. Ich kam als Freund hieher; ob ich als Freund
Von dir noch scheiden werde, weiß ich nicht.

Metell. Die Bande, die an dich mich ketten, sind
Mir werth; ich lasse sie so leicht nicht los.

Valerius. Soll ich den Freund, soll ich den Consul sprechen?

Metell. Ich weiß ja nicht, was dein Begehren ist.

Valerius. Jetzt denk' ich Regulus und euern Schluß,
Und seine Qual und seinen Tod. Da faßt
Entsetzen mich mit kalter Hand.

Metell. Mich auch.

Valerius. Dich auch? Wer es so recht nur glauben könnte!
Dein Vorschlag ist's, der ihm das Leben raubt;
Du mordest ihn.

Metell. Valerius! Zu hart
War für den Consul, für den Freund dies Wort.

Valerius. Metell! Einst schlugen unsre Herzen gleich.

Metell. Noch jetzt.

Valerius. So hilf uns Regulus befreien!

Metell. Ich will beim Abgang von dem Consulat
Den Bürgern Roms den Eid in Wahrheit schwören,

Daß nur ihr Wohl mich jeden Schritt geleitet!

Ich kann dir deine Bitte nicht gewähren.

Valerius (verlegen). Doch wie, Metell? Du könntest selbst
dich täuschen.

Erforsche dich. Vielleicht, daß Eifersucht —

Er ist so groß, du glänzt gern allein.

Metell. Aus dir spricht Leidenschaft, du tränkst mich nicht.

Valerius. Soll ich nun auch wie immer ruhig bleiben,

Und kalt es sehn, wie tief du mich verachtest?

Metell. Was kümmert's dich, wie ich von dir wohl denke?

Ein Mann, der kleinlich nur nach Schimmer jagt.

Valerius. Du deutest auch so scharf ein jedes Wort.

Metell. Marcellus, der Aedil, verließ mich erst.

Er brachte Kunde mir, daß du, mein Freund,

Nach jedem Bürger durch die Straßen läufst,

Um jedes Stimme hitzig dich bewirbst;

Du fülltest dann mit Mißtraum gegen mich

Und den Senat der Bürger Brust. Ich staunte,

Und fragte zweifelnd, ob er recht gehört.

Valerius. Du hast gezweifelt? — nun, das dank' ich dir.

Doch mußt du glauben, was Marcellus sagte.

Ein wahrer Mann, das ist er, spricht nie falsch.

Metell. Erst schwoll von bitterer Galle mir das Herz,

Daß du, mein Freund, den ich so sehr verehere

Und immer im Senat den Ersten rufe,

Den Freund so offenbar, so schwarz entehrst.

Valerius. Hier galt's dem Freund, und dort des Bürgers Leben.

Metell. Ich dachte nun in mich gelehrt und traurig:

Wenn mich mein Freund Valerius verkennet,

Auf wessen Achtung darf ich weiter bauen?

Ihm hab' ich stets mein ganzes Herz eröffnet. —

Bald legte sich der Aufruhr meiner Seele.

Wie, fiel mir bei, du kennst Valerius

Und zürnst? Er ist es ja, der brave Mann,

Der das, was seinem Geist als Recht erscheint,

Sogleich mit Feuereifer glühend faßt;

Dem jedes Mittel dann gelegen kommt,

Und der, hat seine Hitze sich gelegt,

Und er zum Denken endlich sich gebracht,

Dann seinen Irrthum selbst sogleich entdeckt,

Nicht ruht, bis er am Halse seines Freundes

Ein noch so kleines Unrecht tief bereuet.

Und sieh, Valerius, ich dacht' es kaum,

So schmolz der Groll aus meinem Busen weg.

Valerius. Du bist zu gut, du sollst so gut nicht sein.
 Metell. Die Lehre gib dir selbst, Valerius.
 Valerius. Wer hat von uns nun Recht? — Das sage mir!
 Metell. Du sagst dir's selbst, wenn du erst ruhig bist.
 Valerius. Du hast mich sonderbar erschüttert. Wohl —
 Ich will mich auch ganz ruhig, stille halten.
 Nun lebe wohl, mein Konsul!
 Metell. Lebe wohl!
 Valerius. Und ist dann Alles einst vorbei, Metell,
 So laß uns wieder Freunde sein. Nicht wahr?
 Metell. Als ob wir es nicht jetzt schon wären.
 Valerius. Nein.
 Denn sieh, ich hab' an dir nicht recht gehandelt.
 Nun muß ich sinnen, wieder gut zu machen;
 Vielleicht geräth's. Eh' komm' ich nicht zu dir,
 Ich könnte sonst nicht deinen Blick ertragen.
 Metell. Valerius!
 Valerius. Dann liebst du mich wie vor?
 Metell. Wer würde dich nicht lieben, Guter! Edler!

Sechste Scene.

Metell. Appius.

Appius. Da, seh' ich, komm' ich wohl zu spät.
 Metell. Warum?
 Ich wüßte nicht —
 Appius. Wenn du dem Schwärmer dort
 Gehör verleihst, so nützt mein Reden nichts.
 Metell. Des Konsuls Ohr gehört für Jedermann.
 Appius. Du weißt es doch, wie sehr er dich geschmäht?
 Metell. Ich weiß noch mehr. Er hat es schon bereut.
 Appius. So zieht er sich im Stillen nun zurück?
 Metell. Wie immer, wenn er sich im Irrthum weiß.
 Appius. O Konsul! Wichtig ist uns dieser Tag.
 Metell. Er endet traurig, wie das Loos auch fällt.
 Appius. Der Ausgang sei dem Loose nicht vertraut.
 Noch gibt es Männer, die mit starker Hand
 Das Ruder fassen, wenn Gewitter drohn.
 Dein Freund, und Publius mit seiner Mutter,
 Die haben schon des Volkes Geist erhibt.
 Laut lärmt es nun durch alle Straßen fort:
 „Es lebe Regulus, der Vater Roms!
 Wir retten ihn, er bleibt bei uns, er bleibt!“

Indem ich nun zu dir herüber ging,
 Da wagten sie's, mir höhrend nachzuschreien.
 Aus voller Kehle brüllte dann der Troß:
 „Er darf nicht fort, er bleibt!“
 Er muß doch fort,
 Er muß! — Verdammt! Soll der Senat erliegen?
 Dich, Konsul, frag' ich nun: Was soll geschehn?
 Metell. Du siehst, daß Staunen mir die Zunge lähmt!
 Gibt es ein Herz in Rom, das nicht für ihn,
 Den großen Mann, mit banger Sorge schlägt?
 Appius. Zweizüngeln hört' ich nie den Konsul Roms.
 Du siehst, daß Staunen mir die Zunge lähmt.
 Metell. Kein Mißverständnis. Was heute der Senat
 Mit mir beschloß, das wird gehalten werden.
 Doch unter dieser Bürgerpflicht erseufzt
 Die Menschlichkeit.
 Appius. Man soll nur Bürger sein.
 Wer das nicht will, der möge sich im Walde
 Noch ferner wilde Kost gefallen lassen.
 Der Bürger hat den Menschen abgelegt.
 Metell. Für diesen Preis ist Bürgerrecht zu theuer.
 Appius. Ich frage dich, soll der Senat erliegen?
 Soll dieser Publius mit frecher Miene
 Und ungestraft der hohen Väter Schaar
 Zum Weichen bringen? — Eh' ich dieses dulde —
 Ich frage dich, Metell, dich, Konsul Roms!
 Metell. Es fragt der Konsul nun den Bürger Roms,
 Ob er so niedrig fühlt, daß er bei Roms
 Gefahr sein Ich, sein Ich allein, bedenkt?
 Ob Rom auch einst Karthago's Fesseln trage,
 Mit kälterm Blute denkt ihr daran.
 Doch des Plebejers Macht erhebt das Haupt —
 Nun sprüht er Feuer, der Patrizier,
 Und zückt das Schwert, wenn auch durch diesen Streich
 Der hohen Roms Haupt mit fallen sollte.
 Appius. Ja freilich, der Plebejer denkt anders.
 Metell. Er denkt wie ihr, allein das schützt euch nicht.
 Ein schwarzes Bild verdüstert mir die Seele.
 In wilden Bogen treibt das lecke Schiff
 Des Staats, und Grauen faßt den Steuermann,
 Da Stürme heulen, gräßlich Blitze leuchten,
 Nun schon der Kiel erkracht, die Masten sinken.
 Doch faßt er sich und schreit den Rudern zu,
 Vereinet zu bestehen die Gefahr.

Die hören nicht, die streiten nun wie Kinder,
Ein Jeder um des Andern Platz, bis endlich
Die Wuth der Wogen siegt, das Schiff zerscheitert,
Und dann mit Allen Jeder seinen Platz
Im grausen Abgrund mit Entsetzen findet.
In diesem Rand hat Rom schon oft geschwebt.

Appian. O, wie beredt doch unser Konsul ist!

Metell. Doch ach, wie taub so manche Hörer sind!

Man muß mit dir des Streitens sich begeben.

Appian. Für diesen Fall sind wir ja schon vereint.

Du kennst Licinius, den Volkstribun?

Metell. Ich lieb' ihn sehr, den hoffnungsvollen Mann.

Appian. Ich sage dir, er tanget jetzt schon nichts.

Wenn so ein neuer Mensch, ein Zukömmling,
Sich nun auf einmal auch als Jemand fühlt,
Wie bläht er sich dann auf in seiner Würde!
Vergessen ist's, durch wen er Jemand ist;
Das wirkt und handelt nur nach eignem Sinn.
Er mag mir's denken, der Licinius.

Metell. Doch such' auch du dem Vorwurf zu entgehen,

Daß du nur dir allein und nicht dem Staate

Die schöne Pflanze groß gezogen hast.

Was hat so sehr dich gegen ihn erbittert?

Appian. Als heute Publius uns Einspruch that,

Verzieh ich ihm, es galt doch seinem Vater.

Ich bildete sogleich mir diesen Plan:

Wenn Publius in den Comitien

Zum Volke schon für seinen Vater spräche,

Auftreten sollte dann Licinius,

Als Mittribun den Vortrag ihm verbieten.

Dann hättest du, Metell, allein zu sprechen,

Und Jeder weiß, was eine schöne Rede

Schon oft in Rom recht wunderbar vermochte.

Wie muß' ich staunen, da Licinius,

Der Uebermüthige, mir, dem Patron,

Sein amtlich Ansehn zu verweigern wagte,

Und, als ich ihn des groben Undanks zieh,

Mir stolz und frech zur Antwort gab: „Er zahle

Sein eignes Wohl mit Bürgerunglück nicht.“

Ich bat, ich drohte; doch vergebne Mühe.

Nur da er hörte, daß auch du mit mir

Hier gleichen Sinnes bist, bequemt' er sich,

Dem Publius dann Widerstand zu thun,

Wenn ihm hierzu von dir ein Auftrag käme,

Weil, wie der Weise sagt, das Wohl von Rom
Durch dich, Metell, am schärfsten nur erkannt,
Am tiefsten nur durch dich gefühlet werde.

Was darf ich ihm von dir nun sagen, Konsul?

Metell. So manches Unheil würde nicht geschehn,

Wenn Jeder, der für Rom zu wirken hat,

Allein nach dem, was ihm als Recht erscheint,

Und nicht nach dem, wie wohl der GröÙre denkt,

Die Handlungsweise festen Blicks bestimmte.

Nur der ist ruhig, der sich sagen kann:

„Ich habe mir die Sache reif durchdacht.

Wenn mich mein bestes Wissen nur nicht täuscht,

So muß sie so, darf anders nicht geschehen.

Wohl kann ich irren, doch ein Andreer auch;

Ich weiß von mir, daß ich, was Recht ist, will.

Wie es mit Andern steht, vermuth' ich nur.

Am besten ist's, ich folge meinem Sinn.“

So denk' ich, und — dies sage dem Tribun.

Appian. Mit einem Worte, du willst die Sache nicht.

Wer nicht die Mittel will, will nicht den Zweck.

Metell. Unedle Mittel schänden edlen Zweck;

Unedle Mittel nur, die will ich nicht.

Appian. Ich sehe nicht, was hier unedel ist.

Von meinen Ahnen ward so mancher Kampf

Auf diese Art in der Geburt erstickt.

Metell. Erstickt? O nein! Denn der verhaltne Zunder

Brach immerfort in neue Flammen aus,

Und Roms Geschichte wird zum Kriegesblatt.

Beim Herkules! Ich soll wohl gar dem Manne,

Der listig, tückisch mir zur Seite schleicht

Und nie gerade Sprache mit mir führet,

Die Rechte mit Vertraun und Achtung reichen?

Bewahre! Böses ahn' ich nur von ihm,

Ja, wüßt' ich auch, daß er mein Bestes will.

Empörend bleibt es, daß der Schlaue wähnt,

Mein Herz verschließe sich dem Ruf der Wahrheit;

Mein blöder Kopf sei seiner Schlinge sicher!

Das reizt den Niedrigten zum Widerstand;

Das nähret Haß. Aus der Verachtung Hand

Empfängt mit Groll der Sklave selbst sein Brod;

Der gute Bürger will geachtet sein.

Er ehrt nur den, der ihn auch billig schätzt.

Vertraun erweckt, erhält den Bürgerinn;

Nur durch Vertraun, sonst will ich gar nicht herrschen.

Appius. Ich wünsche Glück, Metell! So willst du folglich —
Metell. Die Sprache will ich zu den Bürgern führen,
Mit der Menenius, der große Römer,
Selbst ein empörtes Volk zur Ordnung brachte.
Das will ich!

Appius. Nach Gefallen. Lebe wohl! (Ab.)
Metell. Wie engbegrenzt ist dieses Mannes Herz!
Mein Cäpio!

Siebente Scene.

Metell. Cäpio.

Metell. Du eilest zum Tribun
Licinius, und meldest ihm von mir,
Nach Pflichtgefühl nur mög' er handeln, nicht
Nach Ansehn. Geh' sogleich!

Cäpio. Ganz recht, mein Consul.
Es bittet Publius dich um Gehör.
Er habe sehr geheim mit dir zu sprechen,
Wünscht ungestört und unbehört zu sein.

Metell. So sage nur im Beggehn den Littoren,
Daß Niemand sich dem Eingang nähern dürfe,
Und laß ihn vor.

Cäpio. Mir scheint, der Tribun
Sieht einem Menschen gleich, der Böses sinnet,
So schüchtern, unstät schweift sein Blick umher;
Verlegenheit verräth ein jedes Wort.
Man sieht, daß er sich zwingt, und doch — er zittert.

Metell. Es schändet nicht den wackern jungen Mann,
Daß er, besorgt für seinen Vater, zittert.

Cäpio. Doch daß so ängstlich er geheim mit dir
Zu sprechen wünscht, sich vor den Horschern fürchtet —

Metell. Kein Flehender weiß gerne sich behorcht.
Ich kenn' ihn ja, er ist ein edler Mann.
Du thust, was ich befehl.

Cäpio. Sogleich, mein Consul.

Achte Scene.

Metell. Publius.

Metell. Ich grüße dich, Tribun; was willst du mir?

(Publius bleibt betroffen stehen.)

So sprich, wir sind allein und unbehört;
Ich gab Befehl, daß Niemand nähern dürfe.
Nur eine Bitte send' ich dir voraus,
Eh' du dein Herz vertrauend mir eröffnest.
Du scheinst erschöpft, mehr, als dem Manne ziemt;
Was du auch sinnst: erniedrige dich nicht.

Publius (erschrocken). Wie meinst du das?

Metell. Es thut mir immer wehe,
Wenn Römer sich in flehender Gestalt
Mit dem Gefühl der Ohnmacht kriechend nahn;
Denn wirken, oder stille dulden muß
Des Mannes Stärke; nur das Weib mag flehn.
Du bist der Sohn des großen Regulus:
So dent' an ihn, und dulde, trage still,
Was du nach Bürgerpflicht nicht ändern darfst.

Publius (ausbrechend). Das kann ich nicht! Ich darf auch nicht!
Metell. Man sehe,

Wie klein die Söhne großer Väter sind!

Publius. Du fügest Schmach noch meinem Elend bei?

Metell. Soll ich dich ehren — nun, so sei ein Mann.

Publius. Ein Unmensch, willst du sagen, nicht ein Mann.
Das hohe Meer empört sich dem Orkan,
Und wüthend schlägt es an des Himmels Wölbung;
Der träge Sumpf allein bleibt unbewegt.

Metell. Wer männlich denkt, verbirgt in treuer Brust
Den innern Sturm. Wie? Glaubst du wohl, Tribun,
Daß deines Vaters Herz, nun er von euch,
Von Rom sich trennt, nicht tief erschüttert sei?

Publius. Weh', Consul, dir für die Erinnerung!

Metell. Gewiß, er fühlet tief. Ich sah schon oft
Sein großes Herz empört. Doch staunt' ich immer,
Wie seinem Herrschergeist der Aufruhr schwieg,
So wie der Wogen zügellose Wuth
Dem stillen Winke des Neptun gehorcht.

Publius. Ich bin kein Gott, ich hab' nicht Götterkraft.
Ein Wirbel hat mich grausam aufgefaßt,
Und hierhin, dorthin werd' ich fortgetrieben,

Mir bleibt nicht einmal zur Besinnung Raht.

Wo find' ich endlich vor mir selbst noch Ruhe?

Metell. Die Seelenruhe folgt erfüllter Pflicht!

Publius. Erfüllter Pflicht? — Was nennst du hier wohl Pflicht?

O, dieser Name treibt mich noch zum Wahnsinn!

Mir flucht mein Vater, weil ich nicht sein Haupt

Mit Schweigen seinen Mördern überlasse.

Ach, gäb' ich's hin, das graue Vaterhaupt,

Wie würde dann in mir die Stimme rasen:

„Verfluchter Sohn! Verfluchter Vaternörder!“

Nie möge mir der Donnerruf erschallen!

Und wenn ich nun an meine Mutter denke —

O nein! sie hält des Vaters Tod nicht aus,

Sie folgt ihm nach und flucht mir noch im Tode:

Ich hätte sie gemordet, ich, ihr Sohn,

Und stünde da, der Mörder in der Wüste —

Nein, Konsul, nein, das fordre nicht von mir!

Metell. Ich fühle deine Leiden, Publius.

Publius. So hilf, hilf, Konsul, ich beschwöre dich!

Nur du vermagst zu helfen, wirst uns helfen.

Zu deinen Füßen, großer, guter Konsul!

Metell. Gedenke doch, daß du ein Römer bist!

Publius. Ich bin ein Sohn, dem man die Eltern mordet.

Noch fleh' ich, höre mich! — Ich flehe, Konsul!

Metell (im Abgehen). Erniedrigung gewinnt nichts über mich.

Publius (hält ihn auf). Du lagst wohl auch an einer Wölfin Brust?

Du treibst mich nun zum Letzten, Neukersten!

Schon wirbelt Wuth in allen meinen Adern!

Nicht von der Stelle! Ha, du sollst, Füllloser,

Nach meinem Sinn dich beugen, oder brechen!

Metell. Verwegner! Wie, du drohst?

Publius. Mich schrecket nichts —

Vergewissung macht mich kühn. Metell, du schwörst

Sogleich mir deinen Beistand — oder stirbst!

Metell. Weg mit dem Dolche, Rasender!

Publius. Du stirbst —

Entschließe dich! Nichts gilt hier Ueberlegen —

Die Zeit ist kurz und meine Faust gezückt.

Metell. Mein Leben reis und meine Pflicht erfüllt!

Publius (wirft den Dolch weg, für sich). Es ist umsonst, ich wußt'

es wohl. O Mutter!

Nun bin ich doch an seinem Tod nicht Schuld!

Metell. Tribun! Mit deinem Vater hab' ich dies

Gemein, daß mich, wie ihn, der Tod nicht schreckt.

Publius. Wohl, Konsul! Nach vollbrachtem Tribunat,

Dann klage vor dem Volke gegen mich.

Metell. Das werd' ich nie.

Publius. So niedrig bin ich nicht,

Daß ich noch leugnen, mich vertheid'gen sollte.

Metell. Was zwischen uns sich jetzt ergeben hat,

Soll nie ein Dritter wissen. Hörest du?

Was kümmert's Andre? — Ich vergebe dir!

Publius. Doch ich mir nicht. Ich will mein Kläger sein!

Das Volk muß seines Konsuls Größe kennen.

Ich eile fort!

Metell. Halt' ein, was willst du thun?

Wie, Unbesonnener? Du wolltest selbst

Mit dieser Nachricht deines Vaters Herz

Durchbohren? Undankbarer! wag' es nicht!

Soll er von Rom mit dieser Kränkung scheiden:

Er könne dir das Erbe seines Ruhms

Nicht hinterlassen? — Siehst du nun, wie weit

Dich blinder Sturm der Leidenschaft verschlägt?

Ermanne dich! Sei deines Vaters werth!

Um seiner Ruhe willen schweige still!

Publius. Nun schmerzt's mich brennend in der tiefsten Seele,

Daß ich ganz unwerth deiner Achtung bin.

Metell. Hast du Besinnung jetzt gewonnen? gut,

So höre, was ein offnes Herz dir sagt.

Nicht acht' ich den für groß, den Leidenschaft

Zum Guten, wie zum Bösen wirbelnd reißt,

Und zeiget Riesenkraft auch seine Thaten.

Der Zufall ist sein Herr, er selbst ein Rohr,

Das hierhin, dorthin jedem Winde schwankt.

Den nenn' ich groß, der seiner Leidenschaft

Ein besseres, auf Pflicht gebautes Wollen,

In sich gefaßt, mit Ernst entgegen stemmt;

Der aushält, streitet, überwindet, siegt.

Denn wahrlich! zu des Kampfes kurzer Stunde

Bereitet nur in Jahren sich die Kraft,

Die in dem Heiligthume stiller Muße

Das Heer der Gründe sammelt, ordnet, reißt,

Daß es, wenn wilde Leidenschaft einstürmt,

Zum ersten Kampf mit sich, bereit ihr stehe.

Publius. O Konsul, könntest du mein Inneres sehen!

Wie es da wogt und stürmt und brausend gährt,

Gewiß, du würdest sanfter mit mir sein.

Du glaubest wohl, Metell, ich fasse nicht,

Wie groß die That des hohen Vaters sei?
O, bei den Göttern! ja, ich weiß es. Ach!
Dies Wissen macht gerade meine Qual.
Schon oft vom Flehn der Mutter aufgeregt,
Stürzt' ich mich rasend in der Bürger Schaaren;
Jetzt wollt' ich sie durch meine Wuth entflammen,
Da fällt dann plötzlich meines Vaters Fluch
Auf mich. Von Schauer überwältigt, stockt
Die Sprache mir; unschlüssig steh' ich da.
Vor dem Verbrechen bebet nun mein Geist,
Ihn frech von jener Bahn zurückzuhalten,
Auf der sich Menschen an die Götter reihen;
Und wieder wend' ich mich, und wage nichts.

Metell. Getrost! Hier flammet ja noch Bürgerfinn.

Publius. Kehre ich zu unsern Laren dann zurück,
Das Herz beschwert durch meiner Mutter Leiden,
Da weht beim Eintritt in das Atrium
Mich dumpfe Gräberluft mit Schauer an
Und still und öd' ist Alles rings umher.
Ich ziehe bange nun den Fuß zurück,
Und horche — horche! — stille bleibt's und öde.
„Schon todt! weh' mir, schon todt!“ sonst denk' ich nichts.
Da kriecht die Arme mit zerstreutem Haar,
Den Busen bloß, hervor vom Opferherd,
Die Knaben schmiegen winselnd sich ihr an.
Jetzt fällt ihr hohler, starrer Blick auf mich.
Sie fragt mit wildem, kreischendem Geschrei:
„Was willst du hier? Hinweg, Tribun, auf's Forum!
Hier kannst du nur die Mutter sterben sehen.“
Verwend' ich dann den thränenschweren Blick,
So ruft sie in vollem Wahnsinn aus:
Daß ich ein Vater-, Muttermörder sei.
Ich fliehe fort, von Furien getrieben,
Und meines Lebens rege Kraft verlischt.

(Paus.)

O sage, Konsul, immer, ich sei klein;
Wohl fühl' ich es, ich bin ein kleiner Mensch!
Doch ich erlag des Schicksals Riesenarmen;
Ich bin, o Konsul, auch bedauernswerth!

Metell. Das bist du, Freund, du bist bedauernswerth!
Dein Schicksal lieget mir sehr nah'; denn sieh,
Hier halt' ich einen Brief von deinem Vater,
Womit er seine Kinder mir empfiehlt.
Gewiß! Mich freuet das Vermächtniß sehr.

Publius. Ich fühl's, ich bin nicht dieser Freude werth.
Metell. Da denk' ich nun, wie ich es wohl beginne,
Daß ich an dir mir einen Sohn erobre.
Publius. O Vater!
Metell. Gut, so nennst du mich, mein Sohn,
Wenn du dich endlich auch nach diesem Sturme
In Ruh' als Mann und Römer wieder findest.
Wie sehn' ich mich nach diesem Augenblick!
Bis dahin mögen dich die Götter schützen.
Nun lebe wohl! Laß mich nicht lange warten!
O rede nicht! Ich weiß ja, was du denkst.
Noch hoff' ich Vieles mir von dir!
Publius (äußerst bewegt). Leb' wohl!

Neunte Scene.

Metell (steht ihm nach). Ach! leiden sehen, und nicht helfen können!

(Liest den Brief.)

Ja, Freund, sie sollen meine Kinder sein!

Fünfter Akt.

Markfeld. Zur Rechten die Rednerbühne, zur Linken der Altar der Proserpina. In der Mitte ein kleiner Opferaltar. Rückwärts die Aussicht auf die Tiber.

Erste Scene.

Sertus. Crispus.

(Unter der letzten Hälfte der Scene kommen Bürger einzeln heraus, die sich nach und nach vermehren.)

Sertus. Hier ist noch alles öd' und menschenleer.

Crispus. Der Konsul opfert nun am Kapitol;
Ganz Rom erhob sich, folgte strömend nach.
Sertus. O sage, Freund, wie könnt' ich müßig stehen?

Und jetzt, da's gilt! Was hab' ich heute nicht
Gewirkt, gethan! Doch ihr verließet mich,
Und wenig nur vermag der Einzelne.
Ich sah und hörte nichts vom Publius;
Dich treiff' ich an, die edle Zeit verträumend.

Crispus. Nur nicht so rasch! Man darf doch Athem holen.
Das Volk ist gut gestimmt.

Sertus. Die gute Stimmung
Ist schon dahin. Metell verdarb uns Alles.

Crispus. Der Konsul?

Sertus. Ja! Sein Schritt war gut bedacht.
Den Schreibern, die er stets zur Seite hat,
Befahl er, schnell die Reden hinzuschreiben,
Die Regulus heut im Senate hielt,
Und ließ sogleich sie überall vertheilen.

Crispus. O, das ist schlimm! ein wahrer Todesstreich!

Sertus. Ich sprach gerade, wie der Feind jetzt grausam
Für Regulus auf Tod und Qualen sinne,
Und immer drängten neue Schaaren an,
Und immer riß mich höher die Begeisterung.
Schon war das Volk im Innersten bewegt,
Es tobte wüthend, weinte, heulte, schwor
Den Feinden Untergang, dem Regulus
Befreiung. Unser war der Sieg! — Da kommt
Die Rede mir dazwischen. Ach, mein Crispus!
Es lieft sie einer immer zehen vor;
Schon löst sich Mitleid in Bewundrung auf.

Crispus. Wer weiß?

Sertus. O lehre mich das Volk nicht kennen
Auch der Geringste dünkt in Rom sich groß,
Sobald ein Römer eine Großthat übt.
An Jedes Gang und Miene siehst du dann
Den Weltbeherrscher. Wenig kümmert sie's,
Daß jener Edle seiner That erliegt.

Crispus. Gesteh' es, Freund, nur dieses Hochgefühl
Erhob einst Rom so sehr, erhält es uns.

Sertus. Du, Weiser, lenkst auch wohl noch um?

Crispus. Ich gab
Mein Wort.

Sertus. Du mußt dir ja den Platz recht nah'
Am Septim nehmen. Deine Brust ist fest,
Und deine Stimme tönt.

Crispus. O, sei versichert,
Man soll mich auf dem ganzen Marsfeld hören.

Sertus. Hast du Valerius gesehn?

Crispus. Der sitzt
Auf seinem Landgut ruhig nun und stille.
Das hat Metell bewirkt.

Sertus. Das fehlte noch!
Muß uns auch dieser Bürgerfreund verlassen?
In Zukunft sei, wer will, Tribunsgedülfe,
Ich nimmermehr! Ich zöge gern nach Hause.

Crispus. Nur leise, Sertus! Sieh, es wird belebter!

Zweite Scene.

Die Vorigen. Markus.

Markus. Dort kommt wohl gar Atilia? — So langsam,
Sie schleppt sich kaum.

Sertus. Das ist sie, ja. Jetzt bleibt
Sie stehn. Wie sie die Hände bange ringt!

Crispus. O sehet nur die guten lieben Kinder!
Sie sind so ängstlich um sie her beschäftigt.

Sertus. Mich rührt ihr Unglück. Still! sie kommt schon
näher.

Crispus. Ihr guten Götter! Ach, die Arme sieht
Fast wie verloren aus.

Sertus. Das ist sie leider.
Macht Platz, und laßt sie still vorüber ziehn.

Dritte Scene.

Atilia. Mutius. Serran. Die Vorigen.

Atilia. Unmensliche! Wo föhrtet ihr mich hin?
Hier ist das Marsfeld — weh! was soll ich hier?

Serran. Du hast es so verlangt.

Atilia. Hab' ich's? Nun das
Ist schlimm. — Ich bin so müde! — Mein Serran,
Siehst du mir nirgends eine Ruhestelle?
Und wär' auch dieser Ort ein gottgeweihter,
O führe, sehe mich dahin, und gönne
Doch endlich den zerschlagenen Gliedern Rast.

Serran. Weil du nur wieder ruhig bist!
 Atilia. Nicht wahr?
 Ich bin so still, in Gräbern ist's nicht stiller.
 Serran. Dort ist Proserpina's Altar.
 Atilia. Dort will
 Ich hin! Zu ihr, der Göttin, eil' ich gerne.
 Markus. Was will das Weib in den Komitien?
 Sertus. Vergönn' ihr doch die Ruhe, Freund! — Zudem —
 Wann sich's um eines Bürgers Leben handelt,
 So ziemt's der Gattin, Mitleid zu erregen.
 Atilia (auf das Septum zeigend). Dort, Kinder, sehet hin, o sehet
 — seht!
 Serran. O weh'! wie finster sich ihr Blick verwildert!
 Atilia. Streif' mir das nasse Haar vom Auge weg.
 O seht! — — — (wehklagend)
 Serran, es brennen mir die Augen!
 Serran. Ihr Götter!
 Atilia (noch heftiger). Und mein Herz —
 Serran. Geduld!
 Atilia (schreiend). Es brennt
 Mein Herz! — mein Herz!
 Serran. Mir auch, die Götter wissen's!
 Atilia. Dir auch? Das glaub' ich dir, du arme Waise!
 Doch schau' nur hin! — Denn sieh, hier wählt sich Rom
 Den Konsul. Herrlich stehen alle da
 Die Helden Roms. Wie ihre Kleider glänzen!
 Sie sind bekümmert von ängstlicher Erwartung,
 Und athmen kaum, — und ich — ich athme kaum!
 Sie fürchten, und mit Recht, es fehlet noch
 Der Eine, fehlt noch Regulus. Er kommt!
 Serran. O Mutter, längst vergangen ist, was du
 Erzählst; laß ruhen die Vergangenheit!
 Atilia. Ein schlimmes Wort ist dir, mein Kind, entflohen.
 Wenn dich Vergangenheit nicht mehr erquickt,
 Wie kannst du dann die Gegenwart ertragen?
 Denn sieh, hier liegt und drückt es zentnerischwer;
 Doch freut mich noch des Vaters Wahl zum Konsul.
 Ich freue mich, und herzlich! Freuet euch!
 Ach freuen! Ach! Worüber denn?
 Serran. Du sprachst
 Von unsers Vaters Wahl zum Konsulat.
 Atilia. Wahl, sagest du? Wer sprach von einer Wahl?
 Als ob's zum Wählen wohl gekommen wäre!
 Das Volk, und mit dem Volk die Väter riefen;

Ein Schrei nur war's, ein Ruf, und „Regulus“
 ertönt's, her schallt es laut vom Kapitol.
 Die Götter rufen mit, die Lüfte reizen,
 Und Vögel stürzen todt herab. — O Kinder!
 Als dieser Ruf erscholl, auf sprang ich, glaubte
 Vor Wonne müsse mir das Herz zerspringen.
 Und nun! Und nun! Wie stürmt es nun darin!
 Mutius. Ach, weine nicht!
 Atilia. Es soll der Elenden
 Erst heute bersten!
 Serran. Ach!
 Atilia. Vor Wonne nicht,
 Vor Wehmuth bersten!
 Serran. Ach!
 Atilia. Vor Wehmuth — ach!
 (Beht sich erschöpft in ruhender Stellung auf den Altar.)
 Sertus (ruft). Serran!
 Serran. Nur leise, Freund; denn seht, sie ruht.
 Nach kurzer Ruhe kommt sie bald zu sich.
 Sertus. Sag' uns, ist's immer mit der Armen so?
 Serran. Sie ist auf Augenblicke nur verwirrt.
 Ich muß zu ihr. Seid, Bürger, uns gewogen!

Vierte Scene.

Die Vorigen. Tullus.

Tullus. Der Zug erhebt sich schon vom Kapitol.
 Das Opfer ist vollbracht. Die Götter sind
 Uns günstig.
 Sertus. Schnell, sehr schnell geht Alles heute.
 Tullus. Beim Hercules! Warum, wozu die Eile?
 Es soll doch immer jede Volksversammlung
 Drei Mundinen voraus bestimmt werden.
 So fordert's alter Brauch. Man sollte denken,
 Schon droh' ein feindlich Heer den Thoren Roms.
 Sertus. Karthago dringt auf Eile, saget man.
 Ich bin's zufrieden. Ueberleget nur —
 Gelingt's uns heute nicht, wo Mitleid noch
 Mit erster Kraft in jeder Brust sich reget:
 Wohl dürft' es später nimmermehr gelingen,
 Wenn dieses Mitleid schon erkaltet ist.

Markus. Und die Versammlung wird auch zahlreich sein.
Es flog der Ruf, dem Pfeil Apollo's gleich,
Und von dem Lande strömt das Volk zusammen.

Atilia (erwachend). Serran!

Sertus. Habt Acht!

Atilia. Bist du noch hier, Serran?

Du treuer Stab der tiefgebeugten Mutter!

Verlaß mich nicht! — Wie glühet mir der Kopf!

Serran. O lehn' ihn doch an meine Brust!

Atilia. Ich sprach

Wohl wieder irre? Habt Geduld! Es muß

Doch enden. Ach! daß ich nicht enden darf!

Serran. So wenig liebst du, böse Mutter, uns?

Fünfte Scene.

Cäpio als Herold. Die Vorigen.

Cäpio. Ihr Bürger, Acht gehabt! Der Consul naht!
Nicht er allein, auch Regulus.

Atilia (erschüttert). Unmöglich!

Cäpio. Du wirst ihn gleich mit eignen Augen sehen.

Atilia (aufschreitend). Verloren ist nun Alles!

Sertus. Nein, wir sind

Gefast.

Atilia (entrauscht). Wer ist gefast, wenn er erscheint?

Wie thöricht du, geschäft'ger Sertus, sprichst!

Sertus. Nur festen Willen.

Atilia. Meineist du? Wer bist

Du denn? — Ich bin sein Weib! Ich darf und kann

Doch wollen — Ich! Versuch's und beuge mir

Den Sinn, wenn ich erklär': ich will! — Nun dann;

Ein sanftes Wort von ihm hat mich entwaffnet.

(Bewirrt.)

O weh! wo ist mein Dolsch? Wer hat ihn? — Ah!

Nicht wahr, Serran! er hat ihn mir genommen?

Ja, staunet nur, er hat ihn mir genommen!

Sertus. O Bürger! rührt euch dieser Anblick nicht?

Laßt dieses Bild euch fest vor Augen sein,

Und rettet ihn, die Gattin und die Kinder!

Wer denkt, wie ich?

Lullus. Wir Alle!

Volk. Ja!

Crispus. Sie kommen.

Atilia. Sie kommen! Kinder, helfet mir hinauf,
Auf diesen Stein hinauf, ich muß ihn sehen.

Cäpio (von einer Erhöhung am Sertum). Nun, Bürger, Ord-
nung, wenn's beliebt!

Volk (hinter der Scene). Heil dem
Metell!

Atilia (zu Serran). Hörst du? Metell?

Volk (wie oben). Heil dem Metell!

Atilia. Serran! Serran!

Serran. O Mutter!

Atilia. Halte mich!

Ich sinke — da, sieh' hin — er ist's!

Volk (näher). Heil! Heil
Dem Regulus!

Atilia (hysterisch). Heil, Heil dem Regulus!

Sertus. Bezähme dich!

Atilia (wie oben). Ich rufe ja nicht Wehe,
Obgleich mir Weh' in jeder Nerve dröhnt;
Heil ruf' ich nur dem großen Regulus.
So rufet mit: Heil! Heil!

Serran. Du wirst dich tödten!

Atilia. Weh', Kind! Jetzt sah er her — sein Blick war strafend.
Herab! Herab! Verbergt mich ihm! Da stellt
Euch vor! Ihn soll mein Anblick nicht betrüben.

Sertus. Nun komm', Atilia! Ich führe dich
In jenen Portikus. Dort siehst und hörst
Du Alles — besser ist's. Nimm sie, Serran!
Es darf die Feier der Comitien
Nicht Angstausruf, nicht Wehgeschrei entweihen.

Lictor (im Hintergrunde). Macht Platz, Quiriten! wenn's beliebt.

Volk (auf der Bühne). So!

Atilia (im Abgehen). Ha, was geschieht? O laßt mich! Ach,
Erbarmung!

Sechste Scene.

Der Konsul mit den sechs Liktoren. Regulus. Publius. Sertus kommt zurück. Volk. Vorige.

Liktor (vorne). Macht Platz, Quiriten, wenn's beliebt.

Volk. Heil dem

Metell! Heil, Heil dir, Regulus! Ho!

Cäpio. Quiriten, still! Die Zunge zähmt! Gewahrt Das Wort! Hinweg, hinweg, Unheilige!

Metell (geht feierlich rund herum um den Opferrast und küßt dann seine rechte Hand). Dich, Jupiter, den diese Stadt mit Recht Als den Erhalter preist; dich Besten, Größten! Und Juno, dich! und dich, o heil'ge Vesta! Dich, Janus! der, was war und sein wird, sieht; Auch dich, furchtbarer Mars! du unser Vater! Der auf der Feinde Sturz sein Rom erhebt; Euch, Götter in den Höhen des Olymps! Euch, Götter in den Tiefen ew'ger Nacht! Euch, Götter und Göttinnen alle! steht Das Volk von Rom nun an aus meinem Munde. Hat es sich je mit frommen Gaben euch Genähert, und bekränzt mit heil'gem Laube Die Tempelwände; stieg der Opferrauch, Und mit dem Opferdust der Dank von Rom, Zu euch, ihr Götter, durch die Luft empor, Daß segnend euer Blick nach uns sich wandte: So hört auch heute gnädig unser Flehen, So haucht belebend euern Geist uns ein! Daß nur das Wohl der euch so werthen Stadt, Nicht kleines Streben nach dem eignen Wohl, Erzeuge des gesammten Volks Beschluß. Dann wird auch Rom, sich selbst genug, bestehen; Nicht trauend fremder Völker Freundschaftsbund, Der oft zur Zeit der größten Noth versagt; Vertrauend nur der schön geknüpften Eintracht, Dem Bürgermuth, dem festen Bürgersinn, Dem regen Streben nur nach dem allein, Was schön, was gut, was groß, erhaben ist! So schwinde sich durch euch zur höchsten Höhe Der Name Roms, empor sich unsre Kraft! Zum Schutze Freunden, Feinden zum Verderben! (Metell, Regulus und Publius gehen auf das Septum hinauf, welches die Liktoren umzingeln. Unterdeß sprechen die Bürger.)

Sertus. O Crispus, steh nur hin auf den Tribun; Er scheint mehr todt als lebend.

Crispus. Sertus, das

Gefällt mir nicht.

Sertus. Mein Zuruf wird ihn schon Beleben.

Markus. Regulus ist alt geworden.

Tullus. Mich wundert's nicht.

Sertus. Sie sind nun oben. Rufet:

Volk. Heil dir, Metell! Heil, Heil dir, Regulus!

Metell (vom Septum). Obgleich, Quiriten, euer Schluß bestehet!

Karthago werde Friede nur gegönnt,

Wenn es Sicilien uns gänzlich räumt;

Obgleich die Lösung der Gefangenen,

Nicht Mann für Mann, wie sonst, nein, Heer für Heer,

Bei dem beschloßnen Krieg unmöglich ist,

Und folglich der Senat durch euern Schluß

Des Feindes übermüthig stolzen Antrag

Hinzanzuweisen schon berechtigt war:

So frag' ich doch, auf Einspruch des Tribuns,

Nach Amtsgewalt, der Konsul, nun das Volk:

Wollt ihr, befehlet nur, Quiriten, so

Begibt sich frei Karthago's Heer nach Haus.

Nur dies bedenkt: Noch trüflet dieses Heer

Von Römerblut; und wird es frei, so fließt

Auf's Neue Römerblut durch dieses Heer.

Sertus. Nun höret auch den Publius, ihr Bürger!

Wer weiß, was er zu sagen hat?

Crispus. Ja, laß

Ihn sprechen, Konsul!

Volk. Laß ihn sprechen!

Metell. Rede!

Publius. Quiriten! Dünkt euch meine Rede nicht

Des größten Volks und dieses Ortes würdig,

So denk, daß ich der Sohn des Mannes bin,

Dem, schon am Ziel der langen Lebensbahn,

In euerm Dienste ruhmvoll zugebracht,

Kein andrer Lohn von euch nun werden soll,

Als daß sein früh ergrantes heil'ges Haupt —

O seht es an, dies graue, heil'ge Haupt! —

Mit mordbefleckter Hand von den Karthagern

Entstellt im Staube hingerollet werde!

Beh' uns, Quiriten, lohnt ihr Helden so?

Markus. Beh' uns!

Tullus. Nein, nimmermehr!

Sertus. Habt Acht! Habt Acht!

Publius. Wie soll ich euer Herz bewegen? Ach!
Wär' dieser Held ein Andrer, nicht mein Vater,
Dann würde Feuer meine Rede sein.

Doch Schmerzgefühl beraubt mich der Besinnung.
Man will ihn morden — dies nur kann ich denken.

Ihr nicht, ihr Bürger! Die Karthager sind's,
Die werden morden. Ihr, ihr stoßt ihn nur
Hinaus, hinaus! Ihr fürchtet diese Henker!

Tullus. Halt' ein! Zu viel!

Sertus. Wir dulden's nicht!

Volk. Nein! Nein!

Publius. Es wird geschehen. Viele sagen ja,
Das Wohl des Staats erfordere dieses Opfer,
Und Männer sprechen so, die Rom mit Recht
Verehret. Doch — ich kann sie nicht begreifen.
Mein Herz empöret sich im Innersten!
Denn immer dacht' ich, nur darum vereine
Der Staat die Menschen durch das Bürgerband,
Daß Alle stets für Einen stehn. So sei
Es Pflicht. Verstoßen dürfe Keiner werden,
So lang' er würdig bleibt des Bürgerrechts.
Ist Regulus unwerth des Bürgerrechts?
Der zeige sich, der dies zu sagen wagt.

Crispus. Wer wagt es, Bürger?

Volk. Keiner! Keiner! Nein!

Publius. Mein Vater ist ein hochverdienter Mann,
Wer weiß es nicht? Drum will ich nicht, Quiriten,
Von dieses Mannes Römergröße reden;
Von seiner Liebe nur zu euch, von ihr
Nur will ich wenig Worte sprechen. Hört!
Ihr wißt, beschränkt und klein ist unser Gut;
Doch ließ auch dieses Gut er unbestellt,
Und eilte hin, wo euer Wunsch ihn rief.
So innig er auch Weib und Kinder liebet,
Euch liebt er mehr. Er wußte wohl, daß wir,
Von ihm verlassen, darben würden; ach!
Es quälte tief sein Herz, er sah auf uns
Mit trübem Blick, — und folgte doch dem Rufe.
Die Beute, die von hundert Städten er
Als Sieger hoch wie ein Gebirge häufte,
Roms Göttern hat er sie geweiht, und euch,

Nicht uns. Wir sind nicht reicher, als zuvor.

Hört, Bürger! Lohnt ihr treue Liebe so?

Sertus. Hört, Bürger! Lohnt ihr treue Liebe so?

Publius. Ich dank' euch Edlen, daß ihr doch den Schmerz
Des Sohnes schäht, mich willig, ruhig hört.
Wohl fühl' ich es, daß ich vergebens rede.

Erfolgt die Lösung, saget man, so hebt
Der Krieg von Neuem sich empor, der nun
Bereits schon seine letzte Wuth verhauchte.

Das Unheil würd' euch Alle treffen — Alle!
Es wäre kühn, verwegen selbst, zu wünschen,
Daß ihr für ihn, ihr Alle, leiden solltet.

Crispus. Wir wollen's Alle!

Tullus. Wollen's Alle!

Volk. Ja!

Publius. Wahr ist's, er hat für Jeden unter uns
Gedacht, gewirkt, gekämpft, geliegt, gelitten.

Beim Herkules! Wär' nun mein Vater Konsul,

Und träte den Metell des Vaters Loos,

Und hielt mich nicht zurück das Tribunat,

Entflammt würd' ich zu euch herunter rufen:

Ist nicht durch ihn der Römername herrlich?

Soll dankbar ihm nicht jeder Römer sein?

Dann wollt' ich hin zu meinem Vater eilen,

Der Erste rufen, daß das Marsfeld schallt:

Laß mich Metellen danken! Konsul, trage

Der Kriegesrolle meinen Namen ein!

Mein Blut mag fließen, froh verströmt's für ihn!

Crispus. Ihr Bürger, hört, ich gebe meinen Namen.

Volk. Wir auch!

Sertus. Nimm gleich die Bürgerrolle, Konsul!

Tullus. Wir ziehen fort!

Markus. Du führst uns an!

Volk. Heil dir,

Metell! Heil, Heil dir, Publius! io!

Metell. Mit welchen Weisheitsgründen Regulus

Die Lösung der Gefangnen widerrieth,

Ist euch bekannt; doch mag er selbst zu euch,

Quiriten, sprechen.

Sertus. Duld' es nicht, Tribun!

Crispus. Thut' Einspruch! duld' es nicht!

Publius. Quiriten, wie?

Nein, nimmermehr! Das kann ich nicht! Ich kann
Dem Vater nicht das Wort an euch versagen.

Zu frech, zu gottlos wäre diese That,
Sie kann nicht euer Wille sein.

Volk. Nein! Nein!

Metell. So rede, Regulus! Quiriten, hört!

Regulus. Wer sagt, daß der Senat, daß ihr, Quiriten,
Mich nun Karthago's Händen übergebt,
Der lügt und raubt mir meinen letzten Ruhm.
War ich's nicht selbst, der heute vor den Vätern
Unaufgefordert mich den Göttern weihte?
Ich will für Rom ein freies Opfer bluten!
So bin ich nun der Götter Eigenthum,
Ihr habt auf mich jetzt keinen Anspruch mehr.
Das letzte Wort, das ihr mir gütig gönnet,
Ich brauch' es nur, euch Lebewohl zu sagen.

Tullus. O nein! Du bleibst!

Crispus. Wir lassen dich nicht fort!
Regulus. Als ich den Göttern heute mich geweiht —

An euch hatt' ich gedacht, an euer Heil,
Und eurer Kinder, eurer Kindeskinde,
An eure Tempel, an das Kapitol!
Nicht zwecklos, unnütz schien mir dieser Tod,
Nicht eines Römers unwerth schien er mir,
Des Römers, der, er lebe oder sterbe,
Dem Vaterlande lebt und stirbt.

Volk. Heil! Heil!

Regulus. Doch ihr, Quiriten, die ihr nun, entflammt
Durch eines Knaben Fieberhitze, schon
Um Waffnen ruft, habt ihr auch wohl bedacht,
Ob ihr hierdurch dem Vaterlande nützt?
Gefahren schafft ihr euch voll Uebermuths,
Vergesst der Gefahren, die schon drohen,
Für die den Arm ihr weislich sparen solltet.
Wie, wenn sodann der stolze Gallier
Auf's Neue vor den Thoren Roms erscheint;
Und, findet er die Stadt entleert, entvölkert,
Zum zweitenmal das Kapitol ersteigt,
Und wieder Kinder, Greise, Mütter mordet,
Und wieder Blut die Tempel Roms verzehrt;
Wenn sie dann stürzt, die Königin der Städte,
Wer hat sie dann gestürzt? Nicht ihr, Quiriten?
Was soll er euch gewinnen, dieser Muth?

Volk. Dich! Dich!

Sertus. Quiriten, fürchtet nichts! Es mag
Der Gallier nur kommen! Rom hat einen

Camillus wieder! Unser Regulus

Ist der Camill. Bewahret euern Retter!

Tullus. Laß uns die Lösungstafeln geben, Consul!

Crispus. Wir wollen stimmen!

Volk. Stimmen! stimmen! stimmen!

Metell. So stimmt dann!

Regulus. Quiriten, höret mich!

Wenn ihr nun stimmt, und dann durch euern Schluß
Karthago neu belebet triumphirt,
So mögt ihr wohl das Häuflein euch befreien,
Das seige schon in Feindes Banden froh,
In dem kein Funke Römergeist mehr glimmt:
Mich nicht! Mich nimmermehr! Noch bin ich Römer!

Tullus. Wir stehen, Vater!

Crispus.

Ja, wir stehen!

Volk.

Bleibe!

Regulus. Nein, Römer, nie — nie könnte Regulus

Sein eignes Leben um das eure kaufen,
Und wär's mit eines Bürgers Leben nur!
Wo denkt ihr hin? Ich soll die Straßen Roms,
Ich Greis, mit dem Gefühl beschämt durchwandern,
Sie stünden nur durch mich so menschenleer!
Gefahr und Tod hab' ich gelernt verachten,
Die Schande würd' ich nicht ertragen. Nein!
So hört! Ich werde halten, was ich sage.
Ihr möget stimmen, wie es gut euch dünkt,
Doch wie der Herold euern Schluß verkündet,
Und Lösung der Gefangnen dieser Schluß
Gebent — beim Jupiter! ich rette dann
Der Götter Eigenthum, durchstoße mir —
Seht ihr den Dolch? — mit diesem Dolch das Herz!

Sertus. Halt' ein!

Publius. O wehe! wehe!

Tullus. Consul, nimm,

O nimm ihm doch den Dolch!

Publius. O wehe! wehe!

Crispus. Mit mir, wer Herz hat, kommt!

Metell. Zurück! Zurück!

Regulus. Soll ich nicht schnell als Leiche niederstürzen,
So weicht zurück! Ja, nehmt ihr auch den Dolch,
Viel sind der Wege hin zum Acheron!
Bergebens denkt ihr mich zurück zu halten! —
Nun, Consul, lasse stimmen! Bürger, hört!

Wie aus dem Grabe ruft mein Geist euch zu:
Gedenkt nicht mein, gedenkt des Vaterlands!

Metell. Quiriten! diese Stille läßt mich schließen,
Es hat sich euer Herz nun umgewandt. (Pauſe.)

Noch ſchweiget ihr? Was wollen wir nun ſtimmen?
Ihr wolltet ihn befreien — er gibt's nicht zu. (Pauſe.)

So zieh' er dann mit unſerm Dank aus Rom!
Ihm wird noch einſt die ſpäte Nachwelt danken.

Quiriten, hört, was mir das Herz bewegt.
Wo ſich ein Gott in Menſchenhülle zeigt,

Wer darf da noch mit eiller Größe prunken?
Liktoren, fort! — Ihm tretet vor! Erhebt

Die Faſces hoch dem Vater Roms! Er iſt
Nun Konſul, er — ich bin es nicht! Quiriten,

Als euer Konſul zieh' er weg aus Rom!

Volk. Als Konſul, ja! Heil dir, Metell! Als Konſul!

Regulus. Quiriten! Iſt es Ahnung? Schließt den Geiſt
Ein guter Gott mir auf am Grabesrande?

Beim Jupiter! mein Blut fließt nicht umſonſt!
Wie herrlich hebt ſich Rom! Wie ſinkt beſchämt

Der Feinde Troß! Ihr kämpfet, ſiegt und ſiegt!
Karthago fällt! Die Welt iſt unterthan!

Die hohe Roma herrſcht! Triumph! Triumph!

Volk. Jo, Triumph, Triumph! Jo, Triumph!

Regulus. Empfanget nun mein leztes Lebenswohl!

Metell. Liktoren, vor!

Regulus (zu Metell). Dir hab' ich ſchon gedankt.

Metell (abgewendet). Zieh' hin!

Liktor. Quiriten, Platz dem Regulus!

Publius (zu des Vaters Säßen). O Vater! ſcheide nicht in Groll
von mir.

Regulus (ſchon unten). Du haſt mir nicht das Wort an's
Volk verſagt.

Der Tod kennt keinen Groll; ich ſegne dich!

Siebente Scene.

Atilia. Die Vorigen.

Atilia. Ha, laßt mich, Graufame! Erbarmet euch!

Zurück!

Publius. Weh' mir, die Mutter!

Regulus (will abgehen). Haltet ſiel

Atilia. Zurück!

Liktor. Umſonſt!

Atilia (vorſtürzend). Ha, Regulus! den Dolch!

Den Dolch zurück! Dazu gab ich ihn nicht!

Serran (der mit Mutius den Vater umklammert). O Vater, ſieh'
mich an! Nur einen Blick!

Mutius. O Vater!

Atilia. Gib den Dolch!

Regulus (windet ſich los, dann im Abgehen auf ſeine Familie zurück-
weiſend, zu den Bürgern). Für dieſe ſorget! (Ab.)

Atilia. Halt' ein! nur einen Augenblick! — O wehe!

(Lehnt ſich betäubt an Proſerpina's Altar.)

Volk (ihm nachſtrömend). Ha, ſeht! Er iſt ein Gott, er geht
er geht!

(Stille.)

Metell (vom Septum nachſehend). Jezt ſteigen ſie zu Schiffe,
Götter, nun —

Nun iſt er fort!

Atilia (aus ihrer Betäubung aufgeſchreckt). Allmächt'ge Götter,
fort?

Fort iſt er, fort? — O Mutius! Serran!

Hierher mit mir! Umfaſſet den Altar!

Schwört Rache den Karthagern — Rache! laut,

Daß es die Götter aus dem Schlummer ſchrecke!

Karthago Weh' und Rache! Schwöret!

Volk. Rache!

Atilia. Ihr habt geſchworen! Dank, o Dank!

(Will ſich aufrichten, fällt aber erſchöpft zurück.)

Ach! Ach!

Publius. So mögen einſt Karthago's Mütter liegen!

Metell (noch vom Septum). Karthago falle!

Volk. Falle! falle! falle!

(Die Familie iſt um die Mutter beſchäftigt. Der Konſul eilt ihr entgegen.
Das Volk in unordentlicher Bewegung.)

(Der Vorhang fällt.)

Ausgewählte Gedichte.

Einsamkeit und Welt.

Ach, was soll der Welt das Feuer,
 Daß mir hell im Busen brennt?
 Nur den Fremden ist es theuer,
 Die der Feind nun von mir trennt.
 Weicht hinweg, unheil'ge Schaaren!
 Will das Feuer rein bewahren,
 Will's, im Busen tief verborgen,
 Still und priesterlich besorgen.

Also klagt' ich, und entflohen
 Jedem menschlichen Verein,
 Rief die Dränger ich nun drohen,
 Träumte schon ein Gott zu sein.
 Doch in abgeschiedner Stille
 Schwand mir bald des Herzens Fülle;
 Und der Flamme mattes Blinken
 Wollt' in Asche schon versinken.

Und die Welt, so feindlich wüste,
 Wehte kalt mir Schauer zu,
 Daß den Tod ich jubelnd grüßte
 Als Geleiter zu der Ruh';
 Daß ich rief: Ihr Himmelsmächte,
 Reichet mir freundlich eure Rechte!
 Dort bei euren lichten Thronen,
 Nicht im Chaos, laßt mich wohnen!

Durch die goldnen Aetherwogen
 Drang mein Sehnsuchtsruf empor!
 Meine Muse kam geflogen,
 Leuchtend wie ein Meteor.
 Ihre Augen strahlten Feuer;
 Rührend scholl die goldne Leier;
 Doch sie zürnt' in Harmonieen —
 Und ich konnte nicht entfliehen.

Staubvermählter Götterfunken,
 — Rief die Göttin mich nun an —
 Nicht in Weichlichkeit versinken
 Fliehet des Lebenskampfes Bahn!
 Erst vom Stahl herausgeschlagen,
 Fängt der Funke an zu tagen.
 Soll er seine Macht bewahren,
 Muß er feindlich Stoff verzehren.

Ruht auch Zeus, umtanzt von Horen,
 Ewig unbeweglich still,
 Blüht er doch zu Staub den Thoren,
 Der sich frech empören will.
 Als im Wahnsinn die Giganten
 Bergesgleitend auf ihn rannten,
 Hob er höher sich im Kriege,
 Sich allmächtig in dem Siege.

Nicht für sich der goldnen Sonne
 Freuet sich Hyperion;
 Welterleuchten ist ihm Wonne,
 Und er eilt vom Strahlenthron,
 Lenket seine Flügelpferde
 Unermülich um die Erde,
 In dem Kampf mit Finsternissen
 Seiner Gottheit zu genießen.

Wenn im grausen Schlachtgewirre
 Ares wilden Kampf erhebt:
 Ha, wie sich bei Schwertgeklirre
 Seine Götterkraft belebt!
 Strömt sein Blut in Purpurwellen,
 Fühlt der Gott die Adern schwellen,
 Heißer seine Gottheit glühen,
 Scheint das Leben ihm zu fliehen.

Mit gesenktem goldnen Speere
 Läßt sich Pallas himmelab;
 Dummheit stellt sich ihr zur Wehre,
 Rohheit hebt den Knotenstab;
 Trägheit will sich feig verkriechen,
 Böser Wille kommt geschlichen:
 Sieh im Kampf mit Drakosheeren
 Ihre Schimmer sich verklären!

Nicht zum selbstischen Ergötzen
Stimm' ich meiner Lyra Klang;
Menschenaugen sanft zu neigen,
Tönt mein schmeichelnder Gesang.
Ring' ich, stoffumfangne Seelen
Mit der Schönheit zu vermählen,
Fühl' ich selbst dann, freudetrunken,
In dem Lichtquell mich versinken.

Also schliefst ein Prometheus,
Seiner Götterabkunft werth,
Nicht die Flamme, kampfesmäde,
In des Herzens Opferherd;
Läßt hinaus in's freie Leben
Frei die Himmelsflamme schweben,
Daß sie wärmend um sich greife,
Holde Götterfrüchte reife.

Daß des Chaos dunkle Masse
Sich verkläre, schön zur Welt,
Geist den rohen Stoff umfasse,
Bis er liebend ihn beseelt.
Lodernd zeigt nur die Flamme,
Daß sie vom Olympus stamme,
Hebt sich aus dem Erdgetümmel
Lieberlodernd nur zum Himmel.

Ewig muß das Ew'ge wahren;
Darum sinke nicht dein Muth,
Will den Altar selbst verzehren
Deines Herzens Flammenglut.
Denn gelöst vom Sklavenbände
Fliegt sie auf zum Vaterlande,
An des Lichtes ew'gen Quellen
Sich den Göttern zu gesellen.

Künstlerentzückung.

Kunst ist das Höchste!
Sieh, es verblüht die Blume der Schönheit
Mit dem Traume der Jugend;
Es zerfällt das Gebäude der Macht,
Und des Reichthums leuchtende Fülle
Woget im falschen Wechsel umher. —
Herzerhebend, ewig, ist nichts,
Was täuschendes Glück aus goldenem Horne
Thöricht lechzender Habsucht verleiht. —
Mir hat die Kunst
Der Menschheit strahlendes Siegel
Auf die heitere Stirne gedrückt,
In die getreuen, die liebenden Arme
Mich schützend gefaßt.
So schreit' ich fest durch's Leben,
Und frei noch in das Grab. —
Wohlan, begeisterte Seele!
— Und wären die Völker auch taub —
Hör' es, du Hain und du Fels!
Nachhall! tön' es dem Enkel
In das empfängliche Herz: —
Kunst ist das Höchste!

Die Lyra, die Lyra herab!
Reich' mir die Lyra!
Denn nicht länger vermag
Die vor Entzückung wirbelnde Seele
Sich zu verschließen.
Begeisterung! ha! treibt sie mit Herrschergewalt,
In des Rhythmus freiesten Stürmen
Auszubrausen die Fülle,
Sich mit Kühnheit zu stürzen
In der Dichtung unendliches Glanzmeer.

Bilder, wie sie selig die Geliebten ersah'n
In den beglücktesten Stunden,
Ha, sie wogen vor mir,
Riesengestalten!
Durch die Lüfte den Sternen zu
Zieht mich ihr magischer Glanz, und ich schwebe
Schon auf den Höhen der Menschheit!

Hammergetöse durchschallt
Wald und Felsluft. Ach, dort schmiedet Hephästos
Mit dem Stahlgurt grausam Prometheus hin
An den Rücken der felsigen Wand.
Ihn doch stören die Qualen nicht, und er sinnet
Der Erdumwandlung zum Himmel
Froh nach im schaffenden Geist.
Schlag auf. Schlag zerreißt ihm den Leib; der Heros
Denkt das gelungene Werk.
Keine Klage tönet sein Mund; verachtend
Straft des Gefesselten Blick die Gewalt;
Die schleicht murrend weg,
Verläßt ihn unbezwungen.

Schon des erlittenen Unrechts theilnehmende Zeugen
Ruft er, menschlich, der Menschenbefreier,
An die heilige Gaa,
Und Okeanos auch, den liebenden Erdumgürter.
Mächtiger Ruf des Gerechten!
Er dringt durch die Tiefen der Erde.
Jetzt tönt Olympos ihn wieder,
Jetzt brüllt ihn Tartaros nach.

Sieh, den Horizont umzieht der Donnerer; —
Flammen fahren herauf vom Orkus; —
Die Erde bebt! noch ruft er laut,
Siegend ruft er empor.

Und es rollt, schmettert, kracht,
Näher und immer näher,
Tausendstimmiger Donnerhall,
Klings aus flammenden Wolken geschlängelt zischt
Blitz auf Blitz!
Sturmwind heult laut!
Ha, wie schäumt und siedet und woget und brüllt,
Hochaustrudelnd, die Flut am steilen Gestad'!

Weh'! in der weiten Natur der Lebendigen
Gibt es kein Ohr für dich, Prometheus,
So hinhörchte deinem gewaltigen Ruf!
Der durch Donnergebrüll, durch Stürmegeheul,
Durch der wogenden Flut betäubend Gebrüll
Vortönend, den Weltererschütterer Zeus
Anklagt unrecht verübter Gewalt.

Doch aus des Meeres tiefstem Grunde
Woget empor, hebet sich schon
Am wildumbrausten Gestade
Der Nereiden göttliche Schaar.
Schläft ja nie das heilige Mitleid
In der weiblichen Brust!
Und sie nahen dem Dolder Prometheus,
Mit melodischer Laute Silbergelispel,
Süßeindringend in's Ohr, warnen sie ihn:
„Nicht zu lästern den im Olymp!
Mächtiger sei ja Zeus!“
Von Prometheus Felsenbrust fliehet leis' ab
Der lockenden Stimmen Gesön.
Ungebündigt zürnet er fort:

„Schleudre, Zeus, den sengenden Strahl!
In die Grau'nluft ewiger Nacht,
In des Phlegethons Flammengestrudel
Stürz' mich hinab!
Laß gethürmeter Felsen Gewicht
Mir belasten die Brust!
Elende Nacht!
Kannst du den Willen mir beugen,
Daß ich verleugne Wahrheit und Recht? —
Nimmer! nimmer!
Vollbracht bleibt Menschenbeglückung doch,
Durch Prometheus vollbracht.
Höre mich, Donnerer Zeus!
Mächtiger wohl bist du;
Aber größer bin ich!“

Und der Nereiden zärtliche Schaar
Ob des Heros Frevelwort
Zittert, schandert, verstummt;
Aber es hängt der Staunenden Blick
Mitleidschimmernd, mitleidthauend
An des gefesselten Dolchers Gestalt.
Der Berge Haupt, der wolkenbekrönten,
Wankt, ha! stürzt, rollt,
Eichenzerschmetternd, tempelzerstörend
In des Meeres Tiefen hinab;
Und himmelan bäumt sich die Flut,
Weh! das Gestade versinkt.
Aus des Abgrunds glutrothwirbelndem Pfuhl,

Durch des aufdampfenden Qualmes Gewölke
Steigen die schlangengebähten Töchter der Nacht
Langsam empor,
Fackelschwingend, dumpfaufsteigend:

„Qual, Thor, dir, der Recht' anruft,
Wo Gewalt vorherrscht mit eisernem Stab,
Qual und Entsetzen!
Tief engt, Frevler, dich bald
Kluft ein in grau'woller Nacht.
Heul', Ohnmächtiger, dort,
Wo nicht aufdringt des Gefolterten Schrei
Zu dem ewig heiteren Mahle des Zens!“

Schwer nun hebt Prometheus die Heldenbrust;
Aber die letzte, die sterbende Kraft
Raßt er noch auf zum Entscheidungsruß:
„Stürzt mich hinab!
Mächtiger prei' ich Zens;
Aber — größer bin ich!“
Hochempörend prasselnde Fackelsglut
In grimmig geschwungener Faust
Winken dräunend die Töchter der Nacht
Den Nereiden, zu fliehn,
Oh' noch einstürze der Fels, sie begrab'
In der rauchenden Tiefen. Gerüßt.

Aber die rufen einstimmigen Lantz:
„Wo der Gerechte weilt, weilen wir auch,
Wo die Gewalt herrscht, laßt uns fliehn!
Abgrund, thue dich weit auf!
Alle verschling' uns mit!“

Jetzt vom Gipfel zum Fuße reißt,
Weit aufgähnend die Felsenwand,
Ach, entseßelt Prometheus! — Er stürzt!
Die Nereiden, sie folgen!
Und ich allein, weh' mir! ich bleibe.
Nein, verschlinge mich auch,
Düstere Nacht, Heldenbegräberin!
D, wie haß' ich das Licht! —

Verschwunden? Verschwunden!
War es ein lustiges Bild,
Das zum Gott mich erhob?
Das in empörter Brust gewaltig mir weckte
Die gefühlte schlummernde Kraft? —
Rief ich das Schicksal nicht
Trotzend heraus zum Kampf,
Festumarmend Wahrheit und Recht? —
Schauernd ergreift mich Jubelgefühl,
Ich that's, ich that's!
Groß ist der Mensch! —
D, sei gepriesen, göttliche Kunst!
Du bist das Höchste!

Preis der Standhaftigkeit.

Hin auf dornigen Wegen
Wandelt der Mensch.
Schreckengestalten
Heben sich dräunend;
Leiden auf Leiden
Stürmen herbei!
Wolken verhüllen
Mächtig den Ausgang.

Nie doch wähne der Mensch
Sich von Göttern verlassen! —
Faßt er nur Muth,
Zu wandeln die Pfade,
Sieht er den Larven
Kühn in das Auge,
Klimmt er auf Klippen,
Dringt er durch Dunkel
Strebend empor: —
D, dann reichen ihm Götter
Helfend den Arm;
Und er findet, entzückt,
Auf der Seligen Insel
Unter Heroen sich wieder;
Ruhe durchströmet sein Herz!

Jedem wohnet die Kraft
In der Tiefe der Brust:
Dem nur gehorcht sie,
Der oft und herrschend ihr ruft.
Weichlingen schwindet die Kraft
Bald im Schlummer dahin;
Dann im Kampfe —
Sinken sie, heben sich nicht!
Und es irren die Schatten,
Von den Heroen gesondert,
Traurig und öd' am düstern Strom.

Herzog Leopold vor Solothurn.

1318.

Romane.

An Solothurns Mauern ein Herold naht,
Trommetet; dann ruft er die Worte:
„Nahmt Ludwig ihr ein in die Pforte,
So büßet, Verräther, dem Kaiser die That!“
Von Mittag und von Mitternacht
Rückt Leopold an mit Heeresmacht,
Entschlossen, die Wälle zu stürmen,
Und sollt' er zum Himmel sie thürmen!

Noch scholl es, das stolze, dräuende Wort,
Schon fluthen der Reifigen Glieder,
Ein Lanzenwald, von den Bergen nieder,
Und Fähnlein drängen die Fähnlein fort.
Wie Herzog Leopold, siegesgewohnt,
Stolz auf dem bäumenden Rappen thront!
Jetzt vorn, jetzt mitten, und jetzt im Rücken,
Blickt er umher mit wildem Entzücken.

An den Ufern der Aar, mit lärmender Hast,
Entschaaren sich vielgeschäftig die Heere,
Und zimmern die Flöße und bauen die Wehre.
Nicht eher gönnen die Mannen sich Rast,

Bis wohlgefügt die Brücke steht
Und jauchzend Heer zum Heere geht.
Bald ruft die Trommete mit weckendem Halle:
Auf zu den Waffen! hin zu dem Walle!

Ob sich die Luft von Pfeilen schwärzt,
Steinlasten die Kämpfer bedecken: —
Der Tod kann Helden nicht schrecken!
Wie Schlangen Flug, wie Löwen beherzt,
Stehn sie im Graben auf Leichengrund,
Stoßen mit Widdern das Bollwerk wund;
Und trachend, rastlos, nimmer müde,
Schleudert den Fels die wüthende Blyde.

Wo schügend hoch die Zinne dräut,
Trost höher ein Thurm ihr entgegen.
Wer's wagt, auf dem Wall sich zu regen,
Der hat sich dem Tode geweiht.
Weh! rings Verwüstung, Mord und Graus!
Doch stehet der Bürger, hält noch aus;
Aber vom Gipfel der Thürme behende
Schwingt der Belagerer flammende Brände;

Auslodern die Dächer und stürzen in Glut! —
Da faßt Verzweiflung den Bürger.
Soll er die Wälle lassen dem Bürger
Und dämpfen des Feuers empörte Wuth?
Schwarz qualmt der Rauch in Wolken auf!
Ha, weithin mäht der Tod im Lauf!
Geschrei, Geheul an dem Wall, in den Straßen —
Daß auch die Tapfersten selbst erklaffen!

Ernst blickt Graf Hugo zum Himmel empor,
Vertrauend den ewigen Mächten.
Ihn preiset die Stadt den Gerechten,
Und weise stehet der Greis ihr vor.
„Du, Gott,“ so ruft er, „beugt uns sehr,
Uns kleine Schaar umbraust ein Meer;
Hier würden sich Helden nicht Sieg erwerben;
Eins bleibt uns nur: — als Männer zu sterben.“

„Ein Freier, hab' ich in Ehren gelebt;
Vor Schmach und Kerker und Ketten
Wird dieser Stahl mich retten;
Nie hab' ich dem Tode gebebt!“

Der Kinder, Greise, Weiber Loos,
Das leg' ich, Herr, in deinen Schoos;
Willst unserm Flehn dich gnädig erzeigen,
Muß endlich der Stolze sich dennoch beugen!"

Als gläubig der Greis empor noch schaut,
Kommt, Wolk' an Wolke geslogen,
Daher ein Gewitter gezogen —
Daß Jeder sich krenzt, daß Jedem graut.
Hoch flattert die Saat, der Windsbraut Raub,
Und dunkel wirbelt vom Grund auf Staub;
Als wär' in Empörung Erd' und Himmel,
Blist es und kracht es in Sturmgetümmel.

Und ehe der Krieger es sich versieht,
Da wanken die Thürme; — sie sinken, sie fallen,
Bertrümmert, zersplittert, mit Donnerhallen,
Vergebens ist Leopold zu retten bemüht.
Er ruft und ruft — des Herrschers Willen
Verhallet vor des Nordwinds Brüllen;
Als hätten die Mannen nicht Augen, nicht Ohren,
So stehn sie geblendet, betäubt und verloren.

Die Wolken brechen, und Flut auf Flut
Plagt nieder mit tausendem Falle,
Braust ab mit reißendem Schwall: —
Hoch hebt's der Belagerten Muth!
Die Brunnst erlischt dem Wasserfall,
Das Lager reißt mit der Wogen Schwall;
Und Ritter selbst auf hohen Rossen
Fallen wie Rohr den gewichtigen Schloßen.

"Schicksal," zürnt Leopold, "du triffst mich hart;
Trog biet' ich dir doch! die Stadt zu befreien,
Laut will ich einst der Ohnmacht dich zeihen.
Nicht laß ich mir kürzen Haar und Bart,
Bis die Verfluchten ich hingestreckt,
In Trümmer und Schutt ihr Nest gelegt!
Tod und Verderben soll sie ereilen,
Und müß' ich hier mein Leben verweilen!"

Nun erbrüllt die Nar in der engenden Klust!
Wie sie ringt, die Dämme zu sprengen,
Wie die Wogen auf Wogen sich drängen,
Und der Schaum zerstäubt in die Lust! —

Die neue, dringende, höchste Gefahr
Nimmt Leopold mit Entsetzen wahr;
Denn Bäume, Lasten, Felsenstücke
Schleudert die Flut an die wankende Brücke.

Er aber, mit klugem Feldherrnsinn,
Läßt schnell sie mit Steinen beschweren;
Dem Andrang mit Stangen zu wehren,
Reißt an's Geländer die Mannen er hin,
Doch immer höher schwillt der Fluß,
Und pfeilschnell fährt des Wassers Guß.
Jetzt, jetzt zerberstet die Brück' in Trümmer —
Auf schallt der Armen Geheul und Gewimmer.

Als stürzt sich Leopold vom hohen Ross;
In die Flut hinab stracks will er springen,
Mit dem Schwall um die Seinigen ringen:
Ihn läßt der Treuen Gefolge nicht los.
Da starrt er hinaus mit grauem Schmerz
Und schlägt verzweifelt an Stirn und Herz,
Fleht: „Gott, mein Gott! o, laß dich's erbarmen!
Mich strafe, mi ch! Nur rette die Armen!"

Und sieh! aus der Stadt schon Rahn auf Rahn
Beherzt in den Strudel sich wagen,
Mit Wogen und Scheitern sich schlagen;
Graf Hugo rudert wacker voran.
Er schwanket her, er schwanket hin:
Ihm glückt's, den Ersten empor zu ziehn.
Durch Feindeskraft, durch Feindeszorgen
Eine Alle gerettet, sind Alle geborgen.

An den Mern tönt auf ein Freudengeschrei!
Doch Leopold blickt dankend nach oben;
Stimmt an: „Herr Gott, dich wollen wir loben!“
Gleich fällt ihm das Heer mit Rührung bei.
Kaum war der Jubelchor vollbracht,
Ist schon der Lösung er bedacht:
Knechtschaft von den Seinen zu wenden,
Will er zum Feinde Rüdiger senden.

Befiehlt: „Wenn sich röthend der Tag erneut,
Magst du am Thor als Herold erscheinen
Und fordern sogleich vom Feinde die Meinen,
Die später doch sonst mein Arm befreit.

Er selbst bestimme das Lösegeld;
Wie hoch es kommt, wie schwer mir's fällt:
Sie früher zu retten vor Schmach und Qualen
Will ich es gern und redlich bezahlen.

Nur daß sich die Stadt nicht etwa vermigt,
Will Freiheit für Freiheit bedingen;
Ha, dazu ließe sich Leopold nicht zwingen,
Der nie geschworener Rache vergißt:
Wenn sie mit Unsrer Tode träum,
Sag' dann, ich könnt' auch grausam sein.
Für der Gefangenen Leben und Leiber
Bürgen mir Greise, Kinder und Weiber!"

Als kaum noch der Morgen dämmernd graut,
Da, horch, von der Stadt die Trommet' erklinget,
Und Leopold im Flug auf's Pferd sich schwinget;
Und Alles erwacht und eilet und schaut:

Graf Hugo naht, der edle Greis,
Der Kletter in der Geretteten Kreis;
Die stürzen hervor, umarmen die Brüder,
Und jubeln: „O Glück! wir sehen uns wieder!"

Fest spricht der Graf den Herzog an:

„Ich segne die heilige Stunde!
Wir stehn nicht mit Wogen im Bunde;
Wehrlose fesselt kein Ehrenmann.

Sie Alle zu retten, genoß ich das Glück!

Drum nehmt auch frei sie Alle zurück!
Was zwischen uns bleibt zu rechten,
Laßt ferner uns Mann an Mann verfechten!"

Und mit den Worten wandt' er sich um,
Und ohne Zögern und Weilen
Sieht man ihn rasch zu den Mauern eilen.
Lang' bleibt Leopold wie ein Marmorbild — stumm.

Jetzt wird er endlich wieder wach
Und spornt sein Roß und jagt ihm nach:
„Halt," ruft er, „ein Wörtchen laß mich noch sprechen!
Ich muß mich an dir, du Stolzer, rächen.

„Du wagst mir zu trohen im Uebermuth,
Willst mich durch Grobmuth bezwingen?
Das soll dir, bei Gott, nicht gelingen!
In mir walt Rudolphs erlauchtes Blut.

Der eignen Rache künd' ich Krieg;
Und schon gewonnen ist der Sieg!
Ich ziehe nach Hause mit all den Meinen;
Du bringe Frieden und Freiheit den Deinen!"

Kaiser Max auf der Martinswand in Tyrol.

Romanze.

„Hinauf! hinauf!
In Sprung und Lauf!
Wo die Luft so leicht, wo die Sonne so klar,
Nur die Gemse springt, nur horstet der Har,
Wo das Menschengewühl zu Füßen mir rollt,
Wo das Donnergebrüll tief unten grollt:
Das ist der Ort, wo die Majestät
Sich herrlich den Herrscherthron erhöht!
Die steile Bahn
Hinan! hinan!
Dort pfeiset die Gemse! Ha, springe nur vor;
Nachsetzt der Jäger und fliegt empor!"

„Gähnt auch die Luft,
Schwarz wie die Gruft;
Nur hinüber, hinüber im leichten Schwung!
Wer setet mir nach? 's war ein Kaiser-Sprung!
Klimm', Gemse, nur auf die Felsenwand!
In die lustige Höh', an des Abgrunds Rand
Mach' ich mit Eisen mir doch die Bahn.
Nur muthig hinauf und muthig hinan!
Jetzt ohne Raft
Den Strauch erfast!
Wenn tückisch der Zweig vom Gesteine läßt,
So hält mich im Fall die Klippe noch fest."

Der Stein nicht hält;
Der Kaiser fällt
In die Tiefen hinab zwei Klaster lang;
Da ward Herrn Maxen doch gleichsam bang,
Ein Felsen hervor ein wenig ragt,
Das nennet er Glück — Gott sei's geklagt!

Einbrachen die Füsse, doch blieb er stehn
Und taumelt' sich aus; da mußt' er nun sehn:
Hier half kein Sprung,
Kein Aberschwingung:
Denn unter ihm senkte sich die Martinswand,
Der steilste Felsen im ganzen Land.

Er starrt hinab
In's Wolkengrab,
Und starrt hinauf in's Wolkenmeer,
Und schaut zurück und schaut umher,
Da zeigt sich kein Fleck zum Sprung handbreit,
Kein Strauch, der den Zweig dem Kletterer deut.
Aus harten Felsen wölbt sich ein Loch
Schroff hinter ihm, wie ein Dom so hoch.
Der Kaiser ruft
In taube Luft:
„Si doch, wie hat mich die Gemse verführt!
Kein Weg zu den Lebenden nieder führt.“

Er war's gewillt,
Es ist erfüllt!
Wo die Luft so leicht, wo die Sonne so klar!
Wo die Gemse nur springt, nur horstet der Mar,
Wo das Menschengewühl zu Füßen ihm vollt,
Wo das Donnergebrüll tief unten grollt,
Da steht des Kaisers Majestät,
Doch nicht zur Wonne hoch erhöht.
Ein Jammersohn
Auf luft'gem Thron,
Findet sich Mar nun plötzlich allein
Und fühlt sich, schauernd, verlassen und klein.

Im Thalesgrund
Ein Hirte stand,
Und sieht auf der Platte sich's regen,
Und blicken und heben und schreitend bewegen.
„Den bannt wohl hinauf des Satans Gewalt?
Das ist, bei Gott, eine Menschengestalt!“
So ruft er, und winkt die Hirten herbei,
Daß jeder ihm staunend das Wunder zeih!
„Gott sei mit ihm!“
Ist's Eine Stimm':
„Der steht dort oben in großer Noth,
Muß arg wohl erleiden den Hungertod.“

Auf leichtem Roß
Ein Jägertroß
Kommt nun das Thal hereingefrenzt,
Wo sich die Menge schon gaffend drängt,
Und rufet den nächsten Hirten an:
„Nahm wohl der Kaiser anher die Bahn?
Hoch auf den Alpen klettert er empor,
Daß ihn des Jägers Blick verlor.“
Der Hirte blickt
Auf die Wand, erschrickt,
Hindeutend sagt er zum Jägerschwarm:
„Dann schaut ihn dort oben! daß Gott erbarm!“

Der Jäger blickt
Auf die Wand, erschrickt,
Und hebet nun schnell sein Sprecherrohr,
Und ruft, was Menschenbrust mag, empor:
„Herr Kaiser, seid ihr's, der steht in der Blend',
So werft herab einen Stein behend!“
Und vorwärts nun woget das Menschengewühl,
Und plötzlich ward es nun todtenstill.
Da fällt der Stein
Senkrecht hinein,
Wo unter dem Felsen ein Hüter wacht,
Daß, zerschmettert, das Dach zusammenkracht.

Des Volks Geheul
Auf eine Weil'
Im ganzen Umkreis zu hören,
Macht rings das Echo empören.
Und zum Kaiser auf dringet der Jammerlaut,
Der kaum mehr menschlicher Hülfe vertraut.
Er spannet das Aug', er strecket das Ohr:
„Was wühlet dort unten? was rauschet empor?“
Er sieht und lauscht;
Fort wühlet's und rauscht —
So harret er aus ohne Murren und Klag',
Der edle Herr bis zu Mittag.

Durch Sonnenbrand
Die Felsenwand
Zurück mit glühenden Strahlen prallt;
Da wird mitleidlich der Hike Gewalt.
Erschöpft von der matten Gemsenjagd,
Von Durst gequält, von dem Hunger geplagt,

Fühlet sich Mar ganz matt und schwach: —
 War's Wunder, daß endlich die Kraft ihm brach?
 Das wünscht er allein:
 Gewiß zu sein,
 Ob die Besinnung ihm verfliehet,
 Ob Hülfe bei Menschen noch möglich ist?

Bald wußt' er Rath
 Und schritt zur That,
 Und schrieb mit Stiften auf Pergament
 Die Frag' an's Volk, und wickelt' behend
 Mit goldenem Bunde das Täselein
 Auf einen gewicht'gen Marmorstein;
 Ließ fallen die Last in die Tiefe hinab, —
 Und horcht — kein Laut, der ihm Antwort gab —
 Ach Gott und Herr!
 Man liebt ihn so sehr;
 Drum findet vom Volke sich Niemand ein,
 Dem Herrn ein Bote des Todes zu sein.

Der Kaiser (wie hart!)
 Auf Antwort harret,
 Und sendet den dritten und vierten Stein,
 Doch immer wollt' es vergeblich sein.
 Bis schon am Himmel die Sonne sich senkt,
 Und nun ersetzend der Herr sich denkt:
 „Wär' Hülfe möglich, sie riefen es mir,
 So harr' ich nun sicher des Todes allhier.“
 Da hob sein Sinn
 Zu Gott sich hin;
 Ihm entflammt das Herz der heilige Geist,
 Daß er sich schnell von dem Irdischen reißt,

Begstößt die Welt,
 Zum Erw'gen hält.
 Nehmt wieder ein Täselein nimmt zur Hand,
 Beschreibt es eifrig. — Weil fehlte das Band,
 So band er's am Stein mit dem goldenen Bliß:
 Was sollt's ihm? Er war ja des Todes gewiß!
 Und aus dem erhöhten, lustigen Grab
 Wirft er den Stein in das Leben hinab.
 Wohl peinlicher Schmerz
 Durchwühlet das Herz
 Jedem, der nun, was der Kaiser begehrt,
 Weinend vom weinenden Leser hört.

Der Leser rief:
 So heißt der Brief:
 „Viel Dank, Tyrol, für deine Lieb',
 Die treu in jeder Noth mir blieb.
 Doch Gott versucht' ich mit Uebermuth,
 Das soll ich nun büßen durch Leib und Blut.
 Bei Menschen ist keine Rettung mehr;
 Gott's Wille geschehe! Gerecht ist der Herr!
 Will büßen die Schuld
 Mit Muth und Geduld.
 Mit Einem wohl könnt ihr mein Herz erfreun,
 Ich will euch den Dank im Tode noch weihn.“

„Nach Zierlein eilt
 Nun unverweilt
 Ein Bot' um das heilige Sakrament,
 Nach dem mir dürstend die Seele brennt.
 Und wenn der Priester steht am Fluß,
 So kündet's mir, Schützen, durch einen Schuß.
 Und wenn ich den Segen nun soll empfangen,
 So deut' es ein zweiter mir wieder an.
 Sehr bitt' ich euch,
 Fleht dann zugleich
 Mit mir zum Helfer in aller Noth,
 Daß er mich stärke in dem Hungertod.“

Der Bote fleucht;
 Der Priester leucht
 Nun schon herbei, nun steht er am Fluß;
 Schnell kündet's dem Kaiser der Schützen Schuß.
 Der schauet hinab, erblickt die Monstranz;
 Denn blühend erglänzt ihr Demantkranz.
 Und wirft sich vor ihr auf die Kniee hin
 Mit zerknirschem Herzen, mit gläubigem Sinn.
 Die Menschheit ringt,
 Und singt, und schwingt
 Auf entfesselten Flügeln empor sich schnell
 Zu der ewigen Liebe hochheiligem Quell.

Und, o wie fleht
 Sein heißes Gebet!
 „O Gott, du Vater, allmächtig am Himmelskron,
 Du Lieb' aus Lieb' entquollener Gottessohn,
 Und du, hochheiliger Gottesgeist,
 Der beide vereint, das Heil uns weist;

O Gott, deß Lieb' auf jeder Spur
Verkündet laut die weite Natur!
O, tauchte sich schnell
Im Liebesquell
Mein liebender Geist, umfakte die Welt,
Die liebend am Herzen dein Arm erhält.

„Vor meinem Tod
Dein Himmelsbrod
Wünsch' ich, Unwürdiger, o wie sehr!
O, sieh auf mich erbarmend her!
O, Christus Lieb' tritt bei mir ein,
Und führ' mich zurück in der Gläub'gen Verein,
Die deine Lieb' so feurig befeelt,
Daß eines sie werden mit Gott und Welt.
Und weil ich nicht werth,
Was ich begehrt,
Ein einzig Wort aus deinem Mund
Macht deinen Knecht auch wieder gesund.“

So will er im Flehn
Vor Liebe vergehn.
Da kündet ein zweiter Schuß ihm an,
Daß er den Segen nun soll empfangen.
Der Herr sogleich auf Felsengrund
Wirft sich die Stirn und die Hände wund.
Und der Jäger mit lautem Sprecherrohr
Sagt ihm des Priesters Worte vor:
„Dich segnet Gott
In deiner Noth,
Der Vater, der Sohn und der heilige Geist,
Den Himmel und Erd' ohn' Ende preist.“

Nun allzumal
Im ganzen Thal
Das Volk auf den Knie'n harret im Gebet,
Und laut für das Heil des Herren fleht.
Den Kaiser rührt's; der Betenden Schall
Bringt ihm zu Ohren der Wiederhall.
Auch er bleibt knien im Gebet
Und Gott für das Wohl der Völker fleht.
Schon flammt der Wend
Am Horizont,
Und herrlich das grünliche Firmament
Von funkelnden Sternenhorden brennt.

Des Himmels Pracht
Erweckt mit Macht
Die Sehnstucht zum himmlischen Vaterland:
Ihm löset sich jedes irdische Band.
Wo der Seraphim Harfe Jubel erklingt,
Der Seligen Chor das Heilig singt,
Wo das Leiden schweigt, die Begierde sich bricht,
Zur ewigen Liebe, zum ewigen Licht,
Dahin, dahin
Schwingt sich sein Sinn,
Und mit hoch empor gehobenen Händen
Denkt er entfliehend sein Elend zu enden:

Als schlank und fein
Ein Bäumlein,
Wie der Blitz ihn blendend, nun vor ihm stand
Und grüßte ihn mit lieblich ertönendem Mund:
„Herr Marx, zum Sterben hat's wohl noch Zeit,
Doch selget mir schnell, der Weg ist weit.“
Der Kaiser entsetzt sich ob dem Gesicht
Und trennet den Augen und Ohren nicht.
Und wie er schaut,
Ihm heimlich graut;
Denn es wallt um den Knaben gar sonderlich
Ein dämmernder Schein, der nichts Irdischem gleich.

Doch der Kaiser in Hast
Sich wieder faßt,
Und fragt das Knäblein: „Wer bist du? — Sprich!“
„Ein Bote, gesandt, um zu retten dich.“
„Wer zeigte dir an zur Klippe den Weg?“
„Wohl kenn' ich den Berg und jeglichen Steg.“
„So hat dich der Himmel zu mir geschickt?“
„Wohl hat er dein reuiges Herz erblickt.“
Drauf er sich dreht,
Zur Höhlung geht
Und gleitet nun leicht durch den Riß in die Wand,
Den vorher sein forschendes Auge nicht fand.

Durch den Riß gebückt
Der Kaiser sich drückt;
Sieh, da hüpfet das Knäblein leuchtend voran,
Durch steile Schluchten tief ab die Bahn.
Wo funkelnd das Erz an den Wänden glimmt,
In der Tiefe der Schwaden aufblitzend schwimmt;

Am Gewölb' ertönt der Schritte Hall,
Fern donnert des Bergstromes brausender Fall
Tiefer noch ab,
Meilen hinab!
Da gleitet das Knäblein in eine Schlucht;
Die Fackel erlosch. — Mit den Händen bange nun sucht

Mar sich den Weg hinvor,
Und dringt empor,
Und schaut aufathmend der Sterne Licht,
Und sucht den Knaben — und findet ihn nicht.
Da faßt ihn ein Schauer. Nicht hat er geirrt.
Wohl war es ein Engel, der ihn geführt.
Und schon erkennt er Zierleins Thal,
Hört brausen der Menge verworrenen Schall.
Mit bebendem Tritt
Er weiter schritt,
Wie oft, ermattet, er weilen muß,
Bis er naht dem weit erglänzenden Fluß.

Noch stand er weit,
Doch hocherfreut
Schaut er den Priester bei Fackelglanz
Stehn unermüdet mit der Menstranz.
Und noch die treuen Gemeinden knien,
Und heiß im Gebete für ihn glühn.
Sein Auge ward naß, sein Herz hoch schwoll,
— 's war ja von tausend Gefühlen voll.
Schnell tritt er vor,
Ruft laut empor:
„Lobet den Herrn und seine Macht!
Seht! mich hat sein Engel zurück gebracht.“

An Joseph Haydn.

(Bei Aufführung der Schöpfung im Universitätsaale zu Wien.)

Du hast die Welt in deiner Brust getragen; —
Der Hölle düstre Pforten stark bezwingen,
Den freien Flug in Himmelsräume wagen
Hört man dich auf der Lüfte kräft'gen Schwingen:

Drum sollst du, theurer Greis, nicht trauernd klagen,
Daß mit dem Alter deine Kräfte ringen.
Zwar weicht der Leib den düstern Zeitgewalten:
Was du gewirkt, wird ewig nie veralten.

Wie nun in dieses Musentempels Hallen
Erwartungsvoll sich frohe Schaaren drängen,
So sieht man einst die späten Enkel wallen
Zu deiner Schöpfung hohen Himmelsklängen,
So hört man noch der Enkel Jubel hallen
Bei deiner Engel Hallelujahsängen.
Was rein der Mensch aus reiner Brust gesungen,
Ist wohl nie leicht in Menschenbrust verklungen.

O, lausche lang' entzückt den eignen Tönen
In deiner Freunde dicht gedrängtem Kreise,
So wirst du sanft der Erde dich entwohnen,
So froh dich rüsten zu der großen Reise.
Die Erde mit dem Himmel zu versöhnen
War deiner Kunst erhabne Lebensweise.
Noch schallt dir Dank tief von der Erde Klüften,
Empfängt dich Halleluja in den Lüften.

Wehrmannslieder.

Oesterreichs Landwehr.

Habsburgs Thron soll dauernd stehen;
Oestreich soll nicht untergehen!
Auf, ihr Völker! bildet Heere!
An die Grenze! fort zur Wehre!“
Solchen Ruf ließ Franz erschallen
Aus der Ahnen Kaiserhallen.

„Stolze Fahnen, die euch führen,
Sorgte meine Hand zu zieren;
Wo nur Feindeswaffen blinken,
Laßt zum Siege sie euch winken!“

Rief Ludwige, hieß dann fliegen
Stolz die Fahnen vor den Jüngen.

Franzens und Ludwigs Brüder
Sanken vor dem Throne nieder,
Schwuren: „In des Kampfes Hize
Stehn wir an der Völker Spitze.“

Schnell zur That sieht man sie eilen,
In die Völker sich vertheilen.

Helden, reichbedeckt mit Wunden,
Haben willig sich gefunden,
Ordnen rastlos, kriegserfahren,
Froher Völker tapfre Schaaren;
Wissen ihre Kraft zu stärken,
Bilden sie zu Kriegeswerken.

Ihres Muthes Adlerflügen
Will nicht kaltes Wort genügen;
Froh entflammen sich die Brüder
An dem Klange stolzer Lieder;
Was aus tapfrer Brust sie singen,
Tapfer werden sie's vollbringen.

West und Ost und Süd und Norden
Send' auf uns nun Feindeshorden;
Ha! des Reiches weite Grenzen
Werden Bürger rings bekränzen,
Mit den aufgepflanzten Speeren
Tyrannei den Eingang wehren!

Welches Volk sich selbst empfunden,
Ward vom Feind nie überwunden;
Welches Volk dem Tod sich weihet,
Wird vom Siege stets erfreuet. —
Alles opfert hohem Streben:
In dem Tode liegt das Leben! —

Habsburgs Thron wird dauernd stehen;
Oestreich wird nicht untergehen.
Auf, ihr Völker! bildet Heere!
An die Grenze! fort zur Wehre!
Daß dem Kaiser in den Hallen
Siegesjubiläum einst erschallen.

Kriegseid.

Wir stehn vor Gott,
Der des Meineids Frevel rächt,
Weiß' und gerecht.
O, hör' uns, Gott!
Wir schwören:
Zu lösen die theure Wehrmannspflicht;
Wir bedenken den Eid, und beben nicht,
Und schwören!

Wir stehn vor Gott,
Der des Urahnherren Thron
Schülzet dem Sohn.
O, hör' uns, Gott!
Wir schwören:
Zu folgen des Kaisers Heeresmacht
Auf den Feind, in den Tod, zum Sturm, zur Schlacht
Wir schwören!

Wir stehn vor Gott,
Der uns heil'ger Obrigkeit
Folgen gebet.
O, hör' uns, Gott!
Wir schwören:
Zu folgen der Helden Wink und Ruf,
Die des Kaisers Gebot zu Führern schuf;
Wir schwören!

Wir stehn vor Gott,
Der die Treu' in Obhut hat,
Straft den Verrath.
O, hör' uns, Gott!
Wir schwören:
Nicht gefangen in Qual und Feindeshand
Nie verrathen wir treulos Heer und Land!
Wir schwören!

Wir stehn vor Gott,
Der die Tapfern mächtig hält,
Feige zerschelt.
O, hör' uns, Gott!

Wir schwören:
Nie wählen für Tod wir Schmach und Flucht;
Uns besiege nie feige Lebensjucht;
Wir schwören!

Wir stehn vor Gott
In der Schlacht, in Noth und Tod
Stehn wir vor Gott.

O, hör' uns, Gott!
Wir schwören!
Wir halten zur Fahn' in heißer Schlacht,
Bis es Gottes Gewalt durch uns vollbracht;
Wir schwören!

G e b e t.

Allmächt'ger Gott!
Du hauchst, und neue Sonnen flammen;
Du winkst, der Weltbau stürzt zusammen!
O wende hold dein Angesicht
Auf uns, die für das Vaterland
Ein heil'ger Eid zum Kampf verband;
Geh' mit den Feinden in's Gericht!
Erhör' uns, Gott!

Allmächt'ger Gott!
Fech dringt der Feind in unsre Lande,
Hält schon für uns bereit die Bände;
Doch du hast uns mit Muth beseelt;
Dein Wort ist unsers Wehrbunds Macht!
Stärk' uns, daß auch in heißer Schlacht
Sich Jeder Tod für Knechtschaft wählt.
Erhör' uns, Gott!

Allmächt'ger Gott!
Was auch des Feindes Muth nun bräuet,
Wie er voraus des Siegs sich freuet,
Erhören wirst du mein Gebet!
Und drängt des Stolzen grimmig Heer
Zahllos heran, wie Sand am Meer,
Ein Hauch von dir: — es ist verweht!
Erhör' uns, Gott!

Allmächt'ger Gott!
Belohnen wirst du mein Vertrauen,
Mein froher Muth darf auf dich bauen;
Du hältst uns — wir verzagen nicht!
Uns schenke, Herr, uns schenke Sieg!
Gerecht ist unser Nothwehrkrieg!
Sie treibt der Stolz, uns führt die Pflicht.
Erhör' uns, Gott!

Allmächt'ger Gott!
In wilder Schlacht, im Kriegsgetümmel
Fleh' ich mit frommem Blick zum Himmel:
O sende Sieg mir oder Tod!
Wenn Oesterreich nur glorreich siegt,
Der stolze Feind nur unterliegt,
Preis' ich noch, sterbend, preis' im Tod
Dich, großen Gott!

Allmächt'ger Gott!
Bewahr' mein Herz vor Schuld und Sünden;
Dann darf mein Muth auf dich sich gründen!
O Gott, o meine Zuversicht!
Und wenn auch plötzlich Erd' und Welt
Einbrechend auf mich niedersfällt;
Noch lebt mein Muth, noch want' ich nicht,
Und hoff' auf Gott!

Und hoff' auf Gott!
Und wenn zur Rechten und zur Linken
Auch tausend Brüder niedersinken;
Ich hoff' auf Gott und sechte noch! —
Und fallend hoff' ich, daß mein Blut
Dem Enkel sichere Thron und Gut;
Ihn rette vor der Feinde Noth. —
Erhör' uns, Gott!

Der Greis.

Mein Aug' ist matt, mein Haar ist weiß;
Ich schwacher, abgelebter Greis
Kann nicht zu Felde ziehn,
Und sehne mich doch hin.

Scharf ist dein Aug' und stark dein Leib;
 Du bist ein Mann, du bist kein Weib,
 Sohn, sollst zu Felde ziehn;
 Stürz' auf die Feinde hin!

Die Hinte halt' in fester Hand,
 Trag' sie zum Ruhme, nicht zur Schand';
 Der Tod nur raub' sie dir;
 Ich segne dich dafür!

Grad' auf den Feind nur immer an,
 Dort suche schnell dir deinen Mann;
 Nur vorwärts sei dein Blick!
 Nie fall' er feig' zurück!

Durch Muth erweck' der Andern Muth,
 Dir brenn' im Auge düst're Blut,
 Ein Donner sei dein Wort!
 So jag' die Feinde fort!

O Sohn, soll fließen dann dein Blut,
 Verkauf' es theu'r dein Heldenmuth!
 Daß nicht umsonst du stirbst,
 Dir Heldenruhm erwirbst.

Steh' fest, ein Fels an deinem Ort!
 Und jeder Hieb, nun hier, nun dort,
 Treff' sicher einen Feind,
 Um den sein Vater weint.

Und liegst du todt dann auf dem Feld,
 Gewahrt man leicht, du warst ein Held
 Die Wunden sind von vorn,
 Die Wiene zeigt noch Born.

Und ist dann frei dein Vaterland,
 Ich kinderlos am Grabesrand,
 So schwach ich Greis dann bin,
 Eil' ich auf's Schlachtfeld hin.

Auf seinen Hügeln ruh' ich dann
 Und rufe jeden Wandrer an:
 Hier fiel mein wackerer Sohn,
 Hier fand er Heldenlohn.

Und seufze, weine, Klage nicht,
 Bis mir das Herz im Leibe bricht;
 Und ich vor Gottes Thron
 Dann finde meinen Sohn.

Der Bräutigam.

Jetzt ist es Zeit, die Trommel ruft,
 Lieb Mädchen, laß mich ziehn;
 Die Fahne flattert in die Luft,
 Muß zu den Männern hin;

Muß fort, als Wehrmann, in das Feld,
 Es ist beschworne Pflicht;
 Und wer nun Wort und Schwur nicht hält,
 Der bleibt ein feiger Wicht.

Was weinst du dir die Augen aus,
 Machst mir das Herz so schwer?
 Bald dränge dir der Feind in's Haus,
 Eilt' ich nun nicht zur Wehr.

Den Eltern raubt' er dann das Brod,
 Tränk' euren guten Wein,
 Stürzt' euch in Jammer, Angst und Noth,
 In's Elend tief hinein.

Vom Schlimmsten red' ich gar kein Wort,
 Wenn Schurken mit Gewalt — —
 Es treibt mich wie mit Sporen fort,
 Und überläuft mich kalt.

Wenn an des leeren Hauses Thor
 Du ständest jammervoll,
 Wohl rücktest du mir Feigheit vor
 Und rießt mit tiefem Groll:

„O, hättest du das Land beschützt,
 Nicht würd' ich trostlos sein,
 Nun sieh', was dir die Feigheit nützt:
 Ich kann dich nimmer frein.“

Der Vorwurf bräche mir das Herz,
Weit würd' ich weg dann ziehn,
Mit Scham und Zorn und Heu' und Schmerz
Durch Berg' und Thäler fliehn.

Und würd' es ohne mich vollbracht,
Und kämen sie zurück,
Würd' ich dann bitter ausgelacht;
Mich höhnte Aller Blick.

„Schaut“, riefen sie, „den Burschen an,
Der heim beim Rocken saß;
Ist an der Dirn' wohl auch nichts dran,
Die sich der Wicht erlas.“

Ach, wir ertrügen nicht den Spott
Und härmten still uns ab,
Bis uns vereinte dann der Tod
Unrühmlich in ein Grab.

So laß mich ziehn. Am Siegesmahl
Soll unsre Hochzeit sein;
Bei Pauken- und Trompetenschall
Will ich dich, Liebe, frein!

Dann rühmt dich Jeder in's Gesicht,
Weil dich ein Held erlas,
Der über seiner Liebe nicht
Des Vaterlands vergaß.

Ruf an den Feind.

Feind, ha, du wagst es und dräust uns verwegen?
Siedend empört sich mein feuriges Blut!
Nieder gebentst du die Waffen zu legen? —
Also nicht, Stolzer, noch hebet uns Muth!
Wenn bald der Feldruf schallet,
Ringsum der Donner hallet,
Zählst du die Frechheit mit strömendem Blut!

Wähnest du Männer in Fesseln zu schmieden?
Thörichte Hoffnung! Wir stehn dir im Krieg;
Kaufen nicht schimpflich mit Freiheit den Frieden,
Hoffen nur Rettung von Waffen und Sieg.

Der Stahl in unsern Händen
Soll Oestreichs Schicksal wenden!
Sieg oder Tod! Mit dem Ruf in den Krieg!

Träumst du, wir würden uns beugen und kriechen,
Küssen die schwere, die eiserne Hand?
Knechtschaft vernirschen in heimlichen Flüssen,
Schalten dich lassen im köstlichen Land?
Du sollst bei uns nicht wüthen,
Du sollst uns nicht gebieten!
Schüttelt die Waffen in tapferer Hand!

Besser, als Helden nun fechten und sterben,
Lösen im Tode die heilige Pflicht,
Als in dem Joche des Feindes verderben,
Fühlen sich Knecht — ein erbärmlich Gezücht!
Wenn wir dem Tod nicht beben,
Dann werden frei wir leben.
Kämpfet und sterbet, und löset die Pflicht!

Trommeln gerühret und Fahnen geschwungen!
Muthig gestürmet! — So endet die Noth.
Immer gekämpft, gefochten, gerungen,
Jagt in die Feinde nun Schrecken und Tod!
Ihr Feinde sollt erliegen,
Bei Gott! wir werden siegen!
Sieg nur befreiet; Sieg endet die Noth.

Jenseits der himmeln stürmenden Berge
Suchet euch Rettung in schimpflicher Flucht,
Wo euch die dräuende Feste verberge,
Wo euch der rächende Donner noch sucht.
Hinein, ihr wackern Brüder!
Bald singt ihr Siegeslieder.
Nieder mit ihnen! Ha! jagt sie in Flucht!

M a r s c h.

Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
 Werde bald den Feinden kund!
 Wenn die Schanzen, die wir schirmen,
 Tollkühn einst die Frechen stürmen;
 Stürzend von den hohen Wällen,
 Sie die Köpfe sich zerfellen,
 Und die hochgethürmten Leichen
 Bis herauf zum Brustbett reichen:
 Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
 Macht sich dann dem Feinde kund.

Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
 Werde bald den Feinden kund!
 Wenn, umpflanzt von Kanonen,
 Sie auf sichern Höhen thronen,
 Wie's auch hagelt, wie's auch knallet,
 Was auch sinket, was auch fallet,
 Auf zur Höhe wir uns schwingen,
 An den Leib dem Feinde dringen:
 Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
 Macht sich dann dem Feinde kund.

Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
 Werde bald den Feinden kund!
 Wenn im wilden Schlachtgetümmel
 Aus dem dichtesten Gewimmel
 Ihre Fahnen wir uns suchen;
 Unter Heulen, unter Fluchen
 Sie nun weichen, sie nun fliehen,
 Immer vorwärts wir dann ziehen:
 Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
 Macht sich dann dem Feinde kund.

Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
 Werde bald dem Lande kund!
 Wenn des Feindes Stolz nun schweiget,
 Tief vor Oestreichs Kraft sich neiget;
 Wir geschmückt mit Siegeskränzen
 Heim dann kehren von den Grenzen,
 In der Tempel heil'gen Hallen
 Lobgesänge hoch erschallen:
 Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
 Ward dann auch dem Lande kund.

S c h l a c h t r u f.

Zur Schlacht! zur Schlacht!
 Oestreicher beugen nicht in's Joch
 Die alte Kraft — sie lebet noch.
 Ob's Ernst euch war mit euerem Bund,
 Macht nun die ernste Stunde kund.

Zur Schlacht! zur Schlacht!
 Ihr Männer, die ihr euch bewehrt,
 Zu schützen Weib und Kind und Herd,
 Ja, jezo zilt's! „Tod oder Sieg!“
 Ist Wehrmannsruf im Wehrmannskrieg!

Zur Schlacht! zur Schlacht!
 Mit Heldennuth, mit Heldentrast
 Befreit das Land aus Feindschaft!
 Auf! Zah! dem Feinde seinen Hohn!
 Auf! Knechtschaft ist der Feigheit Lohn.

Zur Schlacht! zur Schlacht!
 Vertraut der Kraft, vertraut auf Gott!
 Entweder Sieger, oder todt!
 Und kommt der Tod, so kommt er gut;
 Dir, Vaterland! dir Leib und Blut!

M a c h t f e u e r.

Weib und Kind, schlaft wohl zu Haus!
 Daß ihr schlafet, rückt' ich aus;
 Wache hier in kalter Nacht,
 Dent' an euch, ru! ich mit Macht:
 Tod oder Freiheit!

Schon aus weiter Ferne klingt,
 Tief in's Herz dem Krieger dringt
 Brudergruß, den in der Nacht
 Mann dem Manne ruft mit Macht:
 Tod oder Freiheit!

Wo die Wachenfeuer glühn,
Steht der Feind, und troßt uns kühn;
Ruft hinüber durch die Nacht,
Wach' für Wache ruft mit Macht:
Tod oder Freiheit!

Wenn ihn Schauer dann befällt,
Bänger seine Brust sich schwellt,
Schiebt er's auf die kalte Nacht;
Doch ihn schreckt des Rufes Macht:
Tod oder Freiheit!

Wenn bald Schlachttumult erbraust,
Kugelhagel zischend saust,
Dann hinab in finstre Nacht
Stürz' ihn unsers Rufes Macht:
Tod oder Freiheit!



Gettaguer

Ernst Wagner.

Bibliothek der deutschen Klassiker XV. 6.

Ernst Wagner.

(Geb. 2. Febr. 1767. Gest. 28. Febr. 1812.)

Ernst Wagner war der Sohn eines Landpfarrers zu Rosfeld bei Meiningen und am 2. Februar 1767 daselbst geboren. Im Schooße traulichen Familienlebens und in heiterer Naturumgebung entwickelte sich der lebhafteste Knabe rasch und glücklich und wurde ohne weiteren Unterricht allein durch seinen in den Wissenschaften mannichfach bewanderten Vater zum Besuch der Universität herangebildet. In Jena, wo er die Rechtswissenschaft studirte, war er fleißig und unter seinen Genossen als muntre Bursche beliebt. Nach der Rückkehr in's Vaterhaus wurde er vom Freiherrn von Wechmar, dem Gutsherrn des Ortes, als Privatsekretär und Gerichtsaktuar, bald auch als Oekonomieverwalter angestellt, welchem oft lästigen Amte er zehn Jahre lang vorstand. Während dieser Zeit entstand sein erster und auch bester Roman „Wilibald's Ansichten,“ der im gebildeten Publikum sofort den allgemeinsten und ehrendsten Beifall fand und dem Verfasser die Freundschaft und Achtung Jean Paul's gewann. Wahrscheinlich auf Empfehlung des Letztern erhielt Wagner 1804 eine Verufung nach Meiningen als Kabinetsekretär des edlen Herzogs Georg, und die Aussicht auf die glücklichste Zukunft schien sich ihm jetzt zu öffnen. In rascher Folge erschienen seine übrigen Werke. Leider aber traten auch bald die Symptome einer unheilbaren Krankheit hervor, und schon nach sechs Jahren (28. Febr. 1812) starb Wagner.

Wagner wandelt eines Theils in den Pfaden Göthe's und besonders Jean Paul's, dessen Gemüthlichkeit er mit der Stylmarkeit des Ersteren zu vereinigen strebt; andrerseits betritt er auch vielfach

die Wege der Romantik, wie sich besonders in gewissen phantastisch-sentimentalen Uebertreibungen kundgibt. Sein Reichthum und seine Tiefe ist weit geringer als Jean Paul's, allein seine Fähigkeit, poetisch zu gestalten und darzustellen, nicht selten größer. Das bedeutendste seiner Werke ist, wie schon erwähnt, der Roman „Wilibald's Ansichten des Lebens“ (1803), der dem Besten zur Seite tritt, was unsere Literatur in dieser Gattung aufzuweisen hat. In dem einfach angelegten Plan (sagt der Herausgeber von Wagner's Werken) weben sich wie von selbst die anziehendsten Verwicklungen ein, nicht durch Einwirkung des Zufalls, sondern durch psychologisch entwickelte innere Wahrheit der dargestellten Charaktere herbeigeführt. Die Personen bewegen sich lebendig, plastisch, scharf individualisirt, und in den reizendsten Gegenstellungen vor unsern Augen: Mathilde, vollblühend im höchsten Liebreiz der Unschuld; Mariane, die etwas überreizte, aber doch so gefühlvolle, wie rein sittliche, schwärmerisch Liebende; die Gräfin, weniger regelrecht, aber reich an Geist und Bildung, hingegeben dem Zuge des großen Weltlebens, ihre aufstammende Sinnenglut nur hemeisternd durch die gewohnten Fesseln des äußern Anstandes, aber auch diese Fesseln manchmal genial von sich werfend; — auf der andern Seite der kräftig aufblühende Wilibald, immer in männlich thätiger Wechselwirkung mit dem Gange seines Geschicks, und der rein menschlichen Ausbildung stets entgegenstrebend; dann der edle gereifte Otto, der kunstschwärmerische Minelli, der lebenslustige Pinius &c. Das ganze lebensreiche Gemälde des Romans aber umrahmt die lieblichste idyllische Einfassung, so daß zugleich ein treues poetisch aufgefaßtes Bild ländlicher Beschäftigungen und Genüsse uns dargeboten wird. — Nächste „Wilibald“ sind „die reisenden Maler“ (1806) mit ihren meisterhaften Natur Schilderungen, die etwas formlosen, aber inhaltsreichen „Reisen aus der Fremde in die Heimat“ (1808) und „Isidore“ (1812) unter Wagner's Romanen hervorzuheben. Seine Werke erschienen gesammelt in 12 Bänden Leipzig 1827; neue Ausgabe 1854.

Wilibald's Ansichten des Lebens.

Ein Roman in vier Abtheilungen.

I. Winter.

Alles liegt verhüllt im Schlummerleben.
Liefverborgen leimt des Frühlings Gluth.
Jüngling, unter deinem dunkeln Streben
Glüht das Leben auf zum Silberblick.

Es war ein frostiger Decemberabend gegen das Ende der Adventszeit. Ueber die öden Felder fuhr ein schneidender Ostwind, der die weißen Massen von Nebel und eisigem Dufte bis in die Straßen der dampfenden Hauptstadt jagte. Die höchsten Thürme trugen schon weiße Spitzen. Eben brach die Dämmerung an, und das Abendgeläute brummte düster und matt durch den Nebel.

Unruhig trat der Finanzrath Kronach, ein reicher Banquier, zum Fenster, und trocknete den Dunst davon ab. Er sah mit Kopfschütteln, wie draußen die vorüberfahrenden Kutscher mit den Zähnen klapperten, und die Fußgänger sich in ihre Mäntel wickelten.

„Und doch ist er da!“ rief der Alte auf einmal, und lief vom Fenster weg, als eben ein Reiter abstieg, dessen Mantel und Pferd ganz mit einer weißen Kruste belegt waren. Lebhaft öffnete er die Thür, und Wilibald, sein jüngerer Sohn, trat die Hände reibend herein.

„Run, Gottlob! Ich dachte nicht, daß du Wort halten könntest. Du mußt halb erfroren sein, armer Junge.“ Wilibald war vier Wochen lang in Geschäften seines Vaters gereiset, und hatte versprochen, heute Abend gewiß wieder zu kommen.

„Es wird schon gelinder draußen, lieber Vater,“ sagte der Sohn, indem er seinen frohen Alten küßte, den Ueberrock weglegte und sich schüttelte. „Das Wetter muß bald anders werden. Mir ist recht wohl. Aber —“ Er blickte mit Besorgniß im Zimmer umher, und sah seinen Vater an.

„Sie ist vor fünf Minuten in die Oper gefahren,“ sagte dieser. „Alles ist wieder wohl. Dein Bruder August sitzt auf seinem Zimmer hinter den Akten.“

„O schön!“ rief Willibald. „Wenn nur die Mutter gesund ist, dann ist Alles gut!“

„Wirklich Alles gut?“ fragte der Vater mit Bedeutung. „Aber vor allen Dingen zieh doch die Kleider ab, und mach, daß du umgänglich wirst.“

Das war bald geschehen. August, der Kabinettsrath, wurde heruntergebracht, und mußte für heute aller Arbeit entsagen. Man setzte sich zusammen, um Wein zu trinken, und Willibald mußte dabei Rede und Antwort über sein Geschäft geben. Dieses Geschäft betraf die Beitreibung einer mißlichen, und für die Familie wichtigen Schuldforderung. Er war so glücklich gewesen, die Forderung noch eben vor dem Ausbruch eines Konkurses mit sehr leidlichen Aufopferungen einzukassiren, und seine Vorsicht und Entschlossenheit hatten hieran so viel Antheil, daß Vater und Bruder, welche sehr wenig gehofft hatten, ihm manches Freundliche darüber sagten. Besonders wohl that ihm das Lob seines ältern Bruders, eines gelehrten und sehr eifrigen Advokaten, da dieser sonst immer nur viel Hang zu den schönen Künsten, und wenig Lust zum Geschäftsleben an ihm finden wollte.

„Aber,“ sagte der Reisende, „warum lobt man mich eigentlich? Wenn auf die Erziehung eines Menschen Alles gewendet worden ist; wenn er vier Jahre lang die Rechtswissenschaft, die Philosophie studirt, zwei Jahre lang weite, kostspielige Reisen durch Städte und Länder gemacht hat: warum lobt man ihn noch, wenn er nun einmal einen dummen Streich zu vermeiden wußte?“

August griff heiter nach seinem Glas. „Ich weiß nicht, Freund, warum man das thut; aber laß es gut sein. Man thut's eben. Die Welt scheint uns zu verzeihen, aber sie hat ihre Ursachen dazu.“ Man ließ die Gläser klingen, und trank auf's Wohl des neuen Geschäftsmannes.

„Nun gib Acht,“ sagte der Vater, „jetzt will ich dir auch Alles nach und nach selbst erzählen, was in deiner Abwesenheit Neues geschehen ist. Du wirst dich wundern — aber du, August, bist ganz still! — Erstens also kommt mir die glückliche Ausrichtung deines Geschäfts jetzt gerade sehr gut zu staten, da ich bald eine starke Zahlung zu machen habe. Das Gut ist endlich gekauft. Gestern hab' ich es übernommen, und auch sogleich den alten Berwalter wieder in meinem Dienst angestellt. Morgen sollst du Hainberg sehen.“

Willibald kannte das Gut nicht. Er liebte wohl schöne Gegenden, und kannte ländliche Freuden; aber für das eigentliche

Landleben fühlte er weder Neigung noch wahren Sinn, und der wenige Antheil, den er an dieser Nachricht nahm, bestand daher bloß in dem Vergnügen, seinen Vater mit dem geschlossenen Kaufe zufrieden zu sehen.

Das Gespräch wurde durch die Ankunft der Mutter unterbrochen. Die Unruhe über ihren reisenden Sohn, dessen Pünktlichkeit sie kannte, hatte sie diesmal aus dem Theater früher nach Hause getrieben, wo sie Vater und Söhne schon in der besten Laune beisammen fand. Ihr gesundes Aussehen, ihre Heiterkeit, und die Bärtlichkeit gegen den neuangekommenen Liebling, erhöhten die frohe Stimmung unsers Freundes und die Zufriedenheit der ganzen Familie noch mehr.

Man setzte sich sogleich zum Abendessen. Draußen schob der wilde Wind mit Macht, und ließ seine hohlen, frostigen Flötentöne hören, indem er sich in den Fensterläden und Jalousieen fing und dicke Schneeflocken gegen die Fenster trieb. Drinn rückte die friedliche Gesellschaft näher zusammen und nickte lächelnd sich und der warmen Stube Beifall zu.

Willibald glaubte das Wohlthätige der Heimat und die ruhige Sicherheit in der Mitte seiner Verwandten nach dieser kurzen, aber mühseligen Abwesenheit weit lebhafter und rührender zu fühlen, als damals, wie er, nach einer mehr als sechsjährigen Entfernung, von seinen Reisen zurückkommend, das elterliche Haus wieder betreten hatte. Zu jener Zeit waren ihm Personen und Sachen schon fremd geworden, die Gesichter hatten sich verändert, die Stimmen den alten Ton verloren, das Hausgeräthe stand nicht mehr am gewohnten Platz — kurz, er sah sich von so manchen köstlichen Formen in seiner Erinnerung gewaltsam getrennt. Aber jetzt war er im ersten Augenblicke schon wieder einheimisch, Alles sprach ihn sogleich als den lieben Bekannten an, Alles war ihm süßgewohnte Melodie, von der Mutter Stimme an bis zum Knacken der väterlichen Wanduhr.

Er äußerte diese Gedanken; August stimmte mit ein, und die Mutter reichte ihm liebevoll die Hand. „Weiß er schon?“ fragte sie den Vater.

„Bist!“ sagte dieser. „Eins nach dem andern! Aber laßt doch Punsch machen bei dem unfreundlichen Wetter. Morgen ist Sonntag, da kann man ausschlafen.“

Eben wurde gemeldet, der Geheimerath von Salen sei heute von seinem Gute wieder in die Stadt zurückgekommen, und das Fräulein befinde sich nach der Reise so übel, daß sie ganz entkräftet, und jetzt in einer Art von Ohnmacht da liege.

Madam Kronach erschrak heftig. Der Kabinettsrath sprang in Bewegung vom Stuhl und bestellte hastig den Wagen. „Ich

will dir das Alles erklären," sagte der Alte zu unserm erstaunten Willibald. „Macht nur, daß ihr geschwinde dort seid. Warum muß man nun durch die Weiber um den köstlichen Abend kommen!"

Die Mutter fuhr mit August in's Salen'sche Haus und Kronach wandte sich zu seinem Sohne: „Du weißt, wie sehr deine Mutter wünscht und arbeitet, jenen alten berückigten Adel, den unsere Familie einst aus Armuth niedergelegt haben soll, wieder auf die Beine zu stellen, und wie eifrig sie von jeher an dem Plane hing, euch beide einst mit Mädchen von adeliger Herkunft zu verheiraten. Dein Bruder hat ihr vor vierzehn Tagen auf einmal diese Freude gemacht. Er verlobte sich ganz unerwartet und plötzlich mit der Tochter des Geheimraths von Salen. Sein Gut liegt zwei Stunden von hier, und sie bringen diesen Winter in der Stadt zu. Unter uns gesprochen: Die Sache machte mir eigentlich im Anfange wenig Freude. Das Fräulein hat so viel als gar nichts, und die Alten willigten im Grunde blos deswegen in die Verbindung, damit dem Sohne, der mir noch nicht sonderlich gefallen will, das Gut Felsenbeck allein erhalten, und die Tochter ohne großen Aufwand gut versorgt werde. Aber das Alles ist nun schon in Nichtigkeit; August bestand darauf, und das Mädchen gefällt mir recht wohl. Die Bekanntschaft mit ihr rührt von gewissen Prozessen her, die er für diese Familie geführt hat."

Willibald, welcher die Familie Salen nur dem Namen nach kannte, war zwar über jenen Punkt noch weniger mit den Gesinnungen seiner Mutter einverstanden, als der Vater; aber seines Bruders Entschluß freute ihn, da dieser sonst jede Verbindung, die irgend den Schein des Sonderbaren trug, als romanhaft, von Herzen haßte, und überhaupt bis jetzt noch nie den geringsten Hang zum andern Geschlechte gezeigt hatte. Die Ruhe seines Vaters bei diesem Schritte war ihm lieb, und er fühlte ein lebhaftes Verlangen, das Fräulein bald zu sehen.

Von den übrigen Veränderungen, die sich in seiner Abwesenheit zugetragen hatten, war die wichtigste die, daß der neue Minister angekommen, und daß sogleich bei seinem Antritte mehrere fremde Gesichter in der Stadt erschienen, auch manche ganz neue Menschen schon in die Kollegien eingerückt waren. So hatte man insbesondere den jungen Salen gestern als Assessor eingeführt.

Der neue Minister war ehemals in der Provinz ein vertrauter Hausfreund Kronachs gewesen. Er hatte hier ihn schon besucht und wegen Anstellung seines jüngern Sohnes bei einer gewissen guten Stelle, welche zu besetzen war und einstweilen von einem gewissen Rath Sello versehen ward, sehr einladende Winke gegeben. Willibald äußerte zwar die bescheidene Meinung, daß an dieses Amt Sello, sowohl wegen seiner Armuth als Geschicklichkeit allerdings

sehr gegründete Ansprüche habe, und er deswegen Bedenken trage sich zu melden. Allein sein Vater behauptete etwas lebhaft das Gegentheil, und glaubte, er müsse sich allerdings darum bewerben. Ihren Wortwechsel unterbrach die Zurückkunft der Madam Kronach und des Rabinetsraths. Sie berichteten, der Zufall werde keine Folgen haben und sei von der schnellen Veränderung der Luft und einem zu warmen Zimmer entstanden. Auf morgen sei die Familie zur Salen'schen eingeladen, und man habe großes Verlangen gezeigt, Willibalden zu sehen.

„Ich bin doch recht neugierig," sagte August, als Willibald ihm seine Freude ausdrückte, „wie dir meine Braut gefallen wird! Sie ist überspannt, sie ist Dichterin, und doch paßt sie ganz für mich."

Seinem Bruder fiel dieses auf, weil er Augusts Neigung für schlichte Anspruchslosigkeit kannte. Doch schwieg er, und sein Vater trug sogleich den Fall mit ihm und Sello'n vor. Der Rabinetsrath meinte, er habe die von seinem Bruder hierüber geäußerte Gesinnung schon vorher vermuthet. Heute sei ihm aber für gewiß gesagt worden, daß die Stelle nun erst in einem halben Jahre besetzt werde; der Entschluß des Bruders und die nöthigen Anstalten des halb hätten also keine Eile.

„Das ist gut," sagte Willibald, „und ich leugne es nicht, daß mir dieser Verzug lieb ist. Ich will indessen recht fleißig sein. Findet man mich dann würdig, so bin ich bereit. O, ich sehe mich nicht mehr so sehr nach immer neuen Tagen des Lebens. Der Mensch klagt so oft über die Kürze des Lebens, und doch treibt er die Rasse seiner Zeit zur Flucht, und jagt immer vorwärts nach den fernern Gefilden im zögernden Hintergrunde zu. Die liebliche Schatten-gestalt der stillen Vergangenheit möchten wir gern in's Leben zurückrufen; mit Sehnsucht eilen wir dem Lichte der Zukunft entgegen: nur der Moment, nur jede Gegenwart trägt den Fluch der Uners-träglichkeit, dem wir zu entgehen, den wir auf alle Art gewaltsam abzuwenden suchen. Das ist es eben, was uns im Traum erhält, was uns ewig unser Glück, oder doch das Scharfe und Fühlbare von jedem Augenblicke des wahren Genusses, raubt. — Oder wäre etwa des Menschen Leben absichtlich aus Traumstoff gewebt?"

„Du drückst dich nicht so aus," erwiderte August, „wie ich wünschte; doch magst du in deinem Sinne Recht haben. Aber viel wichtiger ist Folgendes: Ich hatte gewiß stets den besten Willen zum Guten, wie mir das wirklich beim Menschen im Ganzen der gewöhnliche Fall zu sein scheint. Allein, wie viel Gutes unterläßt man! Ich hielt immer das, wozu mich der Augenblick aufforderte, für zu unwichtig, — ich will nicht einmal sagen, zu beschwerlich; ich sah nur immer die Handlungen vor mir, die ich unter künftigen Umständen verrichten wollte. Und wie selten trafen diese Umstände

ein! Aber während dessen verbrauchten allmählig die schönen Minuten des Handelns, und ängstlich erblickte ich mich auf einmal im vorliegenden thatlosen Zaudern."

"Du hattest eben geträumt," sagte Wilibald. "Du gibst meinem Sage nur eine andere Richtung. Wir überlegen Wochen, Jahre lang. Plötzlich ergreift uns endlich einmal der gute, oder der böse Geist, und — wir sind bestimmt! Die That selbst scheint uns auch dann immer noch von augenblicklicher Willkür abhängig. Alles vorige Abwägen reut uns nun fast. Wir glauben einzusehen, daß es vergebens war, daß vielleicht die Wagschale bei längerem Ueberlegen nach einer ganz andern Seite hingesunken wäre: und — noch über dieser Betrachtung weckt schon die Stimme der neugeborenen That den Nachtwandler auf! Aber ach, daß nun die ernste Zeit keinen ihrer ehrwürdigen Schritte für uns zurücknimmt, wenn wir einmal die Gegenwart der ungewissen Zukunft zum Opfer verprast haben, und wenn nun das Andenken an die verlorenen Minuten unsterblich vor uns hintritt und seinen Stachel gegen die geängstete Brust richtet! Jene werthen Momente sind dahin, und keine Sehnsucht, keine Reue bringt sie uns aus dem unzugänglichen Reiche der Vergangenheit wieder herüber."

"Er spricht," sagte die Mutter, "ganz so, wie ich fühle; und ich glaube, er spricht sehr wahr."

"Leider ist es oft so!" sagte August.

Der Finanzrath meinte, das Alles höre sich wohl recht gut an, aber man müsse doch auf die Zukunft zu rechter Zeit die Blicke richten. "Sonst stößt man uns," sagte er, "oft in die neue Lebensbahn blindlings hinein. Zu meiner Zeit untersuchte man dergleichen Materien gelinder. Da wußte man nur schöne Sprüchelchen, wie zum Exempel: „Es wird nicht immer Sommer sein, drum sammelt in der Jugend ein. Kaufet in der Zeit, so habt ihr in der Noth.“ — Mit solchen schlichten Sentenzen kam man eben so weit, als ihr jetzt mit euren scharfsinnigen Auseinandersetzungen kommt. Am Ende läßt sich unser ganzes Gespräch auf die einfachen Regeln zurückbringen: Du thust wohl, deine jetzige Zeit für deine wichtigste, auch für deine schönste zu halten. Zugleich mußt du bedenken, daß sie eine Vorbereitungszeit zu einem wichtigen Amt ist, welches dir schon gewiß zu sein scheint."

"Das war es aber nicht allein!" entgegnete Wilibald.

"Ja, ja, ganz allein!" sagte der Alte ruhig und vergnügt, indem er siegreich ausbrach. Man trennte sich freundlich. Die Brüder besonders waren niemals einiger in ihren Meinungen, als wenn die Rede auf Lebenswerth und Zeitfürze kam.

Mit trefflichen Vorsätzen und Plänen zu seinem künftigen Leben erwachte Wilibald des andern Morgens. Ein tiefer Schnee hatte

die Erde bedeckt, und ein heiterer kalter Morgen schimmerte vom Himmel. Das machte ihn froh und häuslich zugleich. Er brachte seine Bücher und Papiere in eine ganz neue Ordnung, legte seine Arbeiten zurecht und machte auch sogleich den Anfang dazu mit Eifer. Der Finanzrath wollte ihn mit nach Hainberg nehmen, welches aber die Mutter verbat, da er heute nothwendig bei Salen's produziert werden mußte.

Des Nachmittags stellte ihn dann August seinen künftigen Schwiegereltern und seinem Schwager, dem Assessor von Salen, vor. Er ward mit vieler Wärme empfangen, und der Assessor, ein junger heißer Kopf, sagte im ersten Augenblick eine Neigung zu ihm, die unsern Antömmeling bald einen sehr warmen Freund hoffen ließ.

Endlich trat auch Fräulein Mariane herein. Wilibald, von ihrer Schönheit überrascht, blickte erstaunt nach seiner Mutter, die ihm froh zwinkte und sich mit Augen voll Liebe an die Kommende hing. Es war ein römischer Kopf, braunroth, mit schwarzen melancholischen Augen. Der Liebe Schwärmerei schien im Spalt ihrer Lippen zu wohnen. Ihr hoher Gang war lebhaft, der schlanke Wuchs hatte Fülle. Und wenn auch ihr Blick vom gestrigen Uebelbefinden noch matt und unsicher war, so schien doch über seine Reinheit, die, als das Herrschende, sich der ganzen Figur mittheilte, den körperlichen Leiden keine Gewalt gegeben; sie hatten nur die Farbe des Gesichts geföhlt, und den Augenstrahl zum Schimmer gemildert.

Eine Wolke flog vor Wilibald's ahnendem Geiste vorüber. "Armer August," dachte er, "wird nicht deine Wahl den Tod deines stillen Glücks, sowie der Ruhe dieses holden Geschöpfes bald herbeiwinken?" Im Herzen traurig, näherte er sich Marianen und sagte ihr das, was er mußte, mit dem freiesten Anstand, den ihm diese Stimmung übrig ließ. Sie selbst war merkwürdig überrascht, sprach zurückhaltend und kurz, und ward, sowie er die Unterhaltung übernahm, bald einsylbig und stille, worauf ihr Bräutigam sich an sie wandte, und sie in ein Gespräch zog.

Der Kabinettsrath hatte Marianen's Erwartung, durch seine Schilderungen von Wilibalden, sehr auf diesen gespannt. "Seine Brust hatte in Italiens Lüften einige Zeit geathmet", schon das machte ihn für ihre Phantasie, die hier alle Schranken vergaß, höchst interessant; und August hatte Alles hervorgehoben, um dem, welchen er selbst so sehr liebte, eine brüderliche Aufnahme zu bereiten. Das Bild, welches sie sich von ihm entworfen hatte, war: Ein Geist, durch Naturell und trefflichen Unterricht zu jedem Talente geweckt, und mit den schönsten Kränzen und Reichthümern hellenischer Vorwelt ausgestattet, dann am Busen einer südlichen

Natur erwärmt: gewiß, der konnte nur in schönem, hochklassischem Fluge erscheinen! Sein Aushauch mußte poetischer Duft sein!"

Und jetzt — stand sein Körper vor ihr, der vom Geiste leicht und harmonisch bewegt ward, und den sie in ihrer Skizze fast ganz vergessen hatte. Sie sah einen jungen, schönen, großen Mann; sie erinnerte sich keiner wohlgebildeteren männlichen Figur. Schon dies überraschte sie, und es war natürlich, daß sie sich sogleich eifrig bemühte, das alte Bild wieder zu erschaffen und an dieses ihre jetzt empfangenen Eindrücke anzuschließen. Aber vergebens! Er sprach gut, artig und freundlich, aber er sprach eben nicht blühend. Er vermied nur das Gemeine und wählte mit Gewandtheit das Schickliche. Ihr Traumbild war verschwunden, die Wirklichkeit hatte es unerbittlich verschluckt, und sie wußte nicht wie ihr geschah.

Sobald ihre Fassung einigermaßen zurückgelehrt war, machte sie den jungen Mann nochmals mit ihrem Bruder Franz, und zugleich mit einem Kapellmeister Minelli, einem lebhaften, schön gebanten Italiener, bekannt. „Da Sie, wie ich weiß, Musik lieben, so werden diese Freunde auch die Ihrigen sein,“ sagte sie, und fing ein Gespräch über italienische Musik an. Dieses wurde durch die Theilnahme Mehrerer von der Gesellschaft bald allgemeiner, und ging nachher in eine Unterredung von den diesjährigen Winterergötzlichkeiten über, wobei man allerlei Pläne, meistens von musikalischer Tendenz, machte.

Die Gesellschaft trennte sich früh, um andere Parteen zu suchen. Wilibald mußte die Frau von Salen in's Schauspiel begleiten und konnte erst Abends über die Verbindung seines Bruders nachdenken. Er hatte in Marianen ein gutes, anspruchsloses Landfräulein zu finden gehofft, die das arbeitame, und aus eigener Neigung fast mühselige Leben ihres Mannes ehren, seine stille Häuslichkeit theilen und die kleinen Zwischenräume zu seiner Erholung, in welchen er eine gemeinschaftliche Heiterkeit und einen rechten lauten Frohsinn von sich und andern forderte, gern und willig mit einer ewig guten Laune ausfüllen werde. Diese Hoffnung hatte ihm aber bereits August's gestrige Ankündigung zum Theil geraubt, und heute, beim ersten Anschauen der Braut, glaubte er gefunden zu haben, daß dies ein Geist von höherer Bildung sei, der einen ganz andern und erhabnern Schwung suche, als die bezeichnete Sphäre verflattete. Doch, da er so sehr wünschte, sich zu irren, und da sein Bruder von Marianen immer mit Entzücken sprach, so äußerte er nur am folgenden Morgen gegen die Mutter einen Theil seiner Gedanken. Diese versicherte ihm aber mit heitern Mienen, Alles werde vollkommen gut gehen, und August besonders sei jetzt mehr als je für Gesellschaft und die Verhältnisse der schönen

Welt empfänglich. Er beruhigte sich daher um so leichter, da er diese letztere Bemerkung schon selbst gemacht hatte.

Heute sollte er dem neuen Minister, dem Grafen von Sima, seinen ersten Besuch machen. Die Aufnahme übertraf seine Erwartung weit. Der Graf würdigte ihn einer langen Unterhaltung, und eine diesem Manne ganz eigne Gewandtheit in Behandlung und Veränderung der Materien erregte Wilibald's Bewunderung in hohem Grade; so wie die Herzlichkeit, mit welcher der vornehme Staatsmann einigemal von seinem Vater sprach, ihm das volle Zutrauen des jungen Mannes gewann. „Die Leute behaupten zwar,“ sagte er zuletzt, „daß ich ein geplagter Mensch sei; allein Sie sollen sich hieran nicht lehren. Ihr Besuch ist mir immer willkommen; und dadurch, daß Sie sich in Ihren eignen Angelegenheiten immer zuerst an mich wenden, lernen Sie auch gewiß bald einen ächten Freund Ihres Vaters kennen.“

Der Graf schien es im Ganzen zu billigen, daß sein Freund beide Söhne von seinem Metier entfernt habe, und er glaubte auch, wie es schien, sie wären wohl gerathen. Doch zeigte er Verlangen, die Gründe zu wissen, welche der Alte seinen Söhnen selbst hievon angegeben habe.

„Mein Vater,“ antwortete Wilibald, „hat seine Wohlhabenheit mehr einigen zufällig gelungenen Spekulationen im Großen zu danken, als den gewöhnlichen Geld- und Wechselgeschäften, die er seit langer Zeit nicht mehr liebt. Er wollte uns aber dem Zufall, welcher ihn gehoben hatte, weniger überlassen, als unsern eignen Kräften, zu deren Ausbildung ihm jener die Macht gab; auch glaubte er, bei keinem von uns beiden den rechten Sinn für Geld, als Waare betrachtet, zu finden.“

Der Minister lobte August als einen trefflichen Arbeiter, und erklärte ihn dabei für einen der freiesten Männer im Staate, da er mit diesem fast in keiner andern Verbindung stehe, als in der ursprünglich bürgerlichen. Diese Aeußerung erregte Wilibald's Nachdenken, und er betrachtete von diesem Augenblick an seinen Bruder aus einem ganz andern Gesichtspunkt, als bisher. In seinen Gedanken über Freiheit ward dadurch manches richtiger geordnet.

Beim Weggehen führte ihn der Minister in die Zimmer der Gräfin. „Du mußt ihm das Wiederkommen besser einschärfen, als ich es auf meiner wüsten Arbeitsstube konnte,“ sagte der Graf, und stellte ihn einigen Anwesenden als den Sohn eines Freundes vor, mit dem er zwanzig Jahre lang fast immer gute Geschäfte gemacht habe. „Und das will viel sagen!“ bemerkte er noch im Weggehen.

„Was werden wir mit Ihnen anfangen, lieber Kronach?“ sagte die junge, leichtfertige Gräfin, indem sie unsern Helden mit sichtbarem Wohlgefallen betrachtete. „Es ist erschrecklich kalt in dieser Stadt, und da habe ich schon drei Leute bei mir, die unsere prächtigsten Amusements abgeschmactt finden; ich hoffe, daß wir den vierten Mann erblickt haben.“ Sie nannte Minelli, den Assessor und den Maler Pinius, welche sämmtlich vor Verlangen starben, sie aus allen Kräften zu widerlegen.

„Ob er wohl etwas kann?“ fragte sie den Kapellmeister, und zeigte auf's Klavier. Als dieser es bejahte, sollte Wilibald sogleich seine Lektion auffagen. Obendrein sollte er keine Noten bekommen, sondern phantastiren.

Unser Held sah sich mitten in der Tyrannei eines schönen Terrorismus, und mußte der Gewalt dieses strengen Verfahrens weichen. Man setzte ihn, und er machte sich dran. Eigentlich war sein Instrument die Geige, er hatte aber auch Fertigkeit auf dem Klavier. Nach einiger Zeit warf ihm Minelli einen Kuß zu, und sagte: „Es geht, es kann etwas aus ihm werden.“ Nun erst durfte er schließen. Beim Uebergang dazu fuhren schnell ein Paar kleine weiße Hände über ihn herein, und hoben die seinigen sanft von den Tasten ab. Es war Mariane, die sich hereingeschlichen, und ihn belauscht hatte.

Jetzt, da auch diese hier war, gab man einige Kleinigkeiten aus dem musikalischen Vorrathe der Gräfin. Die Damen sangen und die Männer akkompagnirten. Marianen's Stimme war hell und von mächtigem Umfange, die der Gräfin hatte mehr menschliches, mehr Wahrheit und Naivetät. „Wir müssen uns nur erst verstehen!“ sagte der Kapellmeister, und bat Wilibalden, den Assessor und Pinius, diesen Abend ihn zu besuchen. Seine Augen leuchteten dabei wie Funken. Man entfernte sich endlich, sehr erbaut von der harmonischen Unterhaltung.

„Wenn Sie versprechen wollen, immer recht artig zu sein, so dürfen Sie mehr kommen,“ sagte die Gräfin zu Wilibalden, und lächelte so freundlich dazu, daß er sich nicht enthalten konnte, ihr etwas darüber zu sagen, welches sie übel nahm, und ihn ziemlich unsanft entließ.

Minelli eröffnete Abends die Ursache seiner Einladung mit folgenden Aeußerungen: Er treibe sich schon seit einem Jahre hier im Lande herum, und die Bekanntschaften, welche er in dieser Stadt wieder gefunden, seien bloß der Graf und die Salen'sche Familie. Bei seiner Anstellung habe ihm die hiesige Kapelle wenig Trost gewährt. Es gebe zwar darunter mehrere sogenannte Virtuosen, und an Fertigkeit und Geschick fehle es nur wenigen. Aber von Bildung, Ton und Geist sei noch wenig zu spüren. Bis sich dies bessere,

hege er den sehnlichen Wunsch, in einer kleinen auserlesenen Gesellschaft sich und andere Freunde dafür durch allerlei Uebungen schadlos zu halten. Er glaube, daß er jetzt diese Gesellschaft gefunden habe, und daß bei näherem Zusammentritt jeder unter ihnen gewinnen werde.

Allen Anwesenden war dieser Vorschlag willkommen, und Franz vor Allem trug, mit einem Feuer, wovon jeder ergriffen wurde, vor, was sie alles lernen wollten, und wie gut sie zusammen passen würden. Dazu trank man Champagner und Brüderschaft, und fing nun an, Musik zu machen, und die gegenseitigen Kräfte zu prüfen.

Nach den Proben, welche Minelli mit jedem anstellte, wurde festgesetzt, Wilibald sollte die Geige, der Maler das Violoncell und Franz die Flöte übernehmen. Der Kapellmeister mußte das übrige, theils selbst, theils durch seine Leute ausfüllen. Wenigstens zweimal in der Woche wollten Alle zusammen kommen, so lange sie hier einheimisch wären.

Dabei blieb's für heute, und man besprach sich noch über den Antheil, den die Ministerin, Mariane und einige andere Frauen an dieser Verbindung haben sollten.

„Gottlob!“ sagte Wilibald, „daß der Ton dieser Stadt sich durch die Bemühungen der Gräfin endlich aufzuheitern scheint. Ich finde wirklich nach einer nur viernöthentlichen Abwesenheit so viel Neues in meiner Heimat, daß ich noch immer nicht alles zu klassificiren weiß.“

„Zum Beispiel,“ bemerkte Franz, „diese Gesellschaft, worin du dich heute zum erstenmale in deinem Leben befindest — und das in deiner Vaterstadt — und wir alle wissen schon fast mehr von der neuen Stadt Gottes, als du selbst!“

„Die Gräfin,“ meinte der Maler, „wird große Dinge thun! Man sieht es wohl an den steifen Matronen; sie wollen schon nicht mehr so ehrenfest wie Bronzenjuiten neben einander sitzen, sondern auch organisiert sein. Was gibt's aber auch wohl Besseres als eine große, massive Stadt, wo man die Charis nur aus mythologischen Kompendien kennt!“

„Ja, Gott sei es geklagt!“ sagte Franz. „Die Aufklärung und die Sitten reißen auf allen Seiten ein, und die gewöhnlichen Zeichen der letzten Zeit hängen sich auch dieser unglücklichen Stadt endlich vor die Nase. Die Staatsmänner fangen an einzusehen, daß man am Ende alle Briefstellerei, Aemter und Kasen bloß zu besserer Aufnahme des Postwesens, der Dienerschaften und Tabaksfabriken erfunden hat — die Poeten lassen sich dem Apoll nicht mehr unbekannter Weise empfehlen, sondern citiren ihn zu sich mit Grobheiten aus dem Höllenzwang; die alten Fräulein vernachlässigen die

Arzneikunde; die Freiherren machen alles, was an Pracht, Erbsen, Thuen und altem Silber zu ihren eisernen Inventarien gehört, mobil und umgänglich, und verkaufen und versetzen alles lästige zu um sich, auf dem Wege nach der ächten freiherrlichen Befreiung, mit dem von noch eine Güte zu thun; kurz, alle Kreatur ängstet sich und seufzt nach der Kultur, wie der Fink nach dem Regen. Und an all dem Unheil wird die Gräfin schuld sein."

Wilibald glaubte, sein heutiger Empfang bei der Gräfin sei doch zu bizarr gewesen.

"Warum?" sagte Minelli. "Ich mag nichts lieber leiden als schnippische Weiber. Und worüber willst du dich auch beschweren? Wenn ein schönes Weib Händel an mich sucht, und nach Ursachen zum Zorne jagt, so wüthte ich ein entmarmortes Herz."

Unser Held erklärte Minelli's Meinung für boshaft. "Es ist traurig," sagte er, "daß man in den Versammlungen der Männer gewöhnlich den Ruf der Frauen so wenig achtet. Kaum haben wir ein liebes Weib zu finden geglaubt, gleich wird uns gesagt, sie soll ungetreu sein, wie eine Brücke von Eis, falsch, wie das Lager des Ehebruchs! — Man müßte immer nur sogleich Beweis verlangen, und gar manche Tugend würde, gerade wenn man sie verloren glaubte, wie der Mond, still in's neue Licht treten. Und warum soll denn ein Geschlecht, dem wir das Lieblichste in der Kunst, das Wertheste im Leben verdanken, welches mit ewiger Sanftheit und Langmuth unsere unbändigen Leidenschaften in die Schranken der Mäßigung zurückschmeichelt, und doch sich selbst, so oft, liebend für unsere höchsten Genüsse ganz zum Opfer hingibt — warum soll dies Geschlecht immer noch keine höheren Ansprüche an unsere Achtung haben? Warum mangelt unsern Urtheilen über die Frauen und das Geheime in ihrem Leben immer nichts mehr als Bescheidenheit?"

"Seht da, einen Götzendiener!" sagte der verwunderte Minelli lächelnd. "Und doch bist du ein gereifter Mann! der noch dazu auf seinen Reisen Geld und Geschmach aufzuwenden hatte! Zu diesen Fragen müssen dich also wunderbare Schicksale und Begebenheiten geführt haben. Wir sind sie unbegreiflich, aber merkwürdig."

"Und mir," erwiderte Wilibald, "ist nichts begreiflicher als deine Unbegreiflichkeit. Wir rühmen uns, die Weiber zu beherrschen; aber was heißt das? — Der Macht ihrer Schwächen vermögen wir nicht zu widerstehen; ihrem Sinne zur Verführung reichen wir demüthig den Herrscherstab über die heiligsten Attribute unserer Freiheit: aber, um sie in die Ketten unserer Selbstsucht und eigenwilligen Laune zu schlagen, um sie mit dem abscheulichen Rechte des Stärkeren zu bedrohen, dazu bleibt jeder noch Mannes genug. Nur ihr Edleres wirkt leider selten auf uns; wir unterdrücken dieses

gern, weil wir es zu verächtlich beurtheilen. So, mein Freund, denkt der größte Theil von uns."

"Ja, ja," rief Pinius, "Kronach hat Recht. Die Weiber müssen ewig der schönste Gegenstand unserer Lieder bleiben. Ohne sie läge manches göttliche Talent, manches unsterbliche Werk der Kunst im Schutt der Zeiten vergraben; ohne sie wäre ja das Leben starre Fühllosigkeit. Und gewiß, Niemand verdirbt die Armen als wir! Wir wünschen sie insgeheim lasterhaft, und wann nun die Liebe zu uns Undankbaren sie dazu gemacht hat, dann tadeln wir sie, und sprechen höhnisch und zweideutig von ihnen."

Minelli schwieg, und schien betroffen. Aber Franz fuhr hitzig auf den Maler. "So kann," sagte er, "nur ein Männerfeind reden. Ich sehe jetzt im Geiste das ganze berühmte Geschlecht vor mir. Eitel und reizend, falsch und klug, feig und herrschsüchtig — kurz, mit allen Reichs-Insignien der Frauenwürde geschmückt, steht das Weib vor euch da, und es scheint euch, daß sie so eben lächelnd mit dem rechten Fuß den höchsten Gipfel erhabener Tugend ersteigt, während sie schon lächelnd den linken in leichtfertiger Richtung zum Sprung in den finstern Spalt des Lasters hebt. Diese Veränderlichkeit, die keine Sprache nennt, diese Unerfättlichkeit in Widersprüchen jeder Art, kennt unser Geschlecht nicht; und schon deswegen wird es dem weiblichen ewig voranstehen; schon deswegen wird dieses nie größere Ansprüche an unsere Achtung machen können, als es bis jetzt hatte."

Pinius lächelte, und der Kapellmeister glaubte, Franz sei heute zu erhitzt, um zu streiten, er wandte sich daher wieder an Wilibald. "Aber wie kamen wir eigentlich so geschwind in's Ernste? Sonderbar ist's doch, daß widersprechende Meinungen und Parteilangerei sich in keiner Materie schneller und lebhafter zeigen, als in dieser. Denn im Grunde wirst du doch meine erste Bemerkung gewiß für richtig anerkennen müssen?"

"Bei den gewöhnlichen Frauen allerdings," antwortete Wilibald. "Aber wer hier allgemein urtheilen wollte, dessen Urtheil müßte verderblich werden."

"Was unsere Urtheile überhaupt betrifft," fiel der Maler ein, "so laßt uns bei dieser Gelegenheit beschließen, in ihnen stets recht wahr und aufrichtig gegen einander zu sein. Auch kommt es in unserem Fall eben nicht darauf an, einander Hochgefühle zu zeigen, sondern überhaupt wahre Gefühle, deren gemüthliche Aeußerungen, selbst wenn sie den Schein des Gewöhnlichen tragen, oft gerade am meisten Einfluß auf Leben und Kunst haben; vorausgesetzt, daß sie vollständig und ehrlich aus dem Gemüth genommen, und treu wiedergegeben sind."

„Sehr gut!“ setzte Minelli hinzu. „Denn aus Furcht vor dem Gemeinen übersteht der gesellschaftliche Mensch oft etwas Allgemeines. Und dieses letztere steht doch mit dem Schönen in so naher Verbindung. Aber, um noch etwas über die Frauen zu sagen: dich preise ich zwar selig, guter Kronach, wegen deines keuschen Glaubens an sie; allein du mußt dich jetzt, gewisser Ursachen wegen, erklären, ob du dir Toleranz gegen die gewöhnlichen Liebeständeleien bewußt bist, oder nicht?“

Nach einigem Stillschweigen erklärte sich Wilibald dahin: So lange das Gefühl für eignen Werth, für gemeinsamen Frieden und reine Lebensfülle beibehalten werde, sei Niemand duldsamer als er. Minelli umarmte ihn. „So bist du mein!“ sagte er.

„Das kann aber auch heißen,“ fing Franz wieder an: „König David war ein Mann, der ein Liebesgeschichtchen mit Geist und Witze einzufädeln wußte, da hingegen der tappische Holofernes bekanntlich schon beim ersten Rendezvous den Kopf verlor?“

„Besonders aber,“ fuhr Wilibald fort, „muß die Linie des Schönen niemals überschritten werden.“

„Sonst artet,“ sagte Pinus, „der herrlichste aller Triebe in gemeine Absichtlichkeit aus, die uns das Weib nie vergeihen sollte.“

„Absicht?“ lachte Franz. „Ihr kennt die Weiber wahrlich schlecht. Nichts erbittert sie mehr, als Mangel an Absichtlichkeit! Ich versichere euch auf Treu und Glauben: selbst jene unschuldigen Hirtinnen am Blüthenufer des Strymon sahen der reizenden Proserpina mit neidischer Sehnsucht nach, als der stygische Gott sie von ihren Blumen wegraubte. Und gewiß ahnten diese reinen Seelen schon, daß er dabei eine ganz andere, und noch heißere Absicht habe, als etwa, sie in seinen siedenden Bleikesseln und Pechpfannen zu schmoren.“

„Du sprichst sehr bitter und ungerecht,“ sagte Wilibald. „Die Götter mögen dich würdigen, durch die Liebe bald eines Bessern belehrt zu werden.“

„Ich wollte nur,“ antwortete er, „wir wären alle verheiratet. Dann könnten wir uns recht, wie muthige Krieger, darum stoßen, wessen Meinung die richtigste, und wessen Stirn die glatteste sei. — Aber freilich, wer den Sieg davon trüge, müßte eigentlich, der Vermuthung nach, und vor menschlichen Augen, der geschlagene Theil sein.“

Alle wünschten ihm lachend diesen Sieg zur Strafe seiner Bosheit, und die Rede kam wieder auf den Ton der hiesigen Stadt, wobei Jedermann der Meinung war, daß die Erscheinung des Grafen, und hauptsächlich die seiner Frau, einen sehr günstigen Einfluß auf die Bildung des gesellschaftlichen Tons haben müßte. Selbst dem Assessor gefiel es doch sehr an der Gräfin, daß sie über-

all anspruchslos und liberal zu Werke gehe, und nicht gleich so lärme wie ein neuer Finanzminister, der aus dem Urin des Reichs das vermuthliche Schicksal der vorigen Verwaltung prophezeihe. Wilibald hielt es für ein schweres Unternehmen, den Ton einer großen Stadt zu ändern, ohne dabei den Parteigeist aufzuregen.

Die Gesellschaft kam nun drei Abende nach einander bei Wilibald zusammen, und damit sollten ihre musikalischen Vorübungen geendigt sein. Nächstens wollte man ein Liebhaberconcert, abwechselnd bei dem Minister und bei Salen's eröffnen, dessen Einrichtung Minelli und Franz übernahmen.

Unserm Wilibald waren diese wenigen Tage, unter mancherlei Zerstreuungen, Besuchen, musikalischen Übungen und weitaufgeigen Selbstgesprächen, so geschwind verflogen, daß er kaum wieder eine hinlängliche Uebersicht von seiner Heimat gewonnen hatte, als sein Vater von ihm verlangte, sich für etliche Tage nach Hainberg zu begeben, um ihm über die Wirthschaft des Guts und die im nächsten Frühling zu treffenden Einrichtungen seine Meinung zu sagen. Er fühlte einige Unlust, wie ihm der Finanzrath erklärte, er habe den Verwalter dort zu seiner Bequemlichkeit alles Nöthige einrichten lassen, und wünsche, daß er diesem Gute künftig einen Theil seiner Zeit widme, da August hierzu weder Geschick noch Lust zeige. Willkommener wäre ihm der Auftrag hierzu im Frühling gewesen. Er wollte den Winter über so fleißig studiren, und fand es gar nicht erbaulich, mehrere trübe Wintertage mit einem alten mürrischen Verwalter in dem Prunkzimmer eines schmutzigen Landhauses zuzubringen, wo man nichts höre als das Brüllen des Viehes und das Klappern der Drescher. Auch war er in der Stadt noch lange nicht bei seinen Bekannten herum. Sogar seine nächsten Nachbarn, die ihn sonst so sehr belustigten, waren ihm wieder fremd geworden. Diese interessante Nachbarschaft bestand in einem außerordentlich fleißigen Schuster und einer sehr dicken Bäckerin, die ihm gegenüber wohnten, und in einem musikalischen Weber, dessen Wohnung neben seinem Zimmer im nächsten Hause war.

Ueber den Schuster stellte er dann am liebsten seine Betrachtungen an, wann dieser, die politische Brille auf der Nase, am Fenster die Zeitungen las, und diese zuweilen, ergriffen von einer blutigen Nachricht oder einem glänzenden Siege, plötzlich sinken ließ, um die Reuigkeit in die Stube hinein zu verkündigen und nach dieser Stärkung sogleich wieder über seine Arbeit herzufallen. Vermöge seines scharfen Gesichts hatte Wilibald herausgebracht, daß der Nachbar mit ihm dasselbe Zeitungsblatt las, und da die Zeitungen beiden Theilen zu gleicher Zeit gebracht wurden, so war es kein geringes Vergnügen, sich mit diesem staatsklugen Manne zuweilen

in Rapport zu setzen, und aus seinen heftigen Bewegungen manche Stelle zu errathen.

Die Bäckerin war ihm wegen ihrer dickhäutigen, ewigen Ruhe merkwürdig, mit der sie, auch beim häufigsten Zuschlag, ihr Backwerk auspendete und fast den ganzen Tag auf derselben Stelle sitzen blieb.

Am meisten aber interessirte ihn der Weber, den er eigentlich liebte. Er hatte ihn noch nie gesehen, und nur durch geheime Erkundigungen seinen Stand und Namen entdeckt. Täglich blies dieser Mann, gewöhnlich um die Zeit der Abenddämmerung, ein Stündchen auf der Flöte, und seine Phantasieen und die ganze Behandlung dieses Instruments verrathen keine gemeine Seele. Dabei hatte er von Wilibalden schon viel gelernt: denn dieser machte sich's zum Geschäft, ihm zuweisen Passagen auf der Geige vorzuspielen, welche eigentlich der Flöte zugehörten, und die der Nachbar gewöhnlich einige Abende darauf sehr glücklich nachahmte. Wilibalds Vergnügen war dann, ihn leise zu begleiten, und er bemerzte einigemal, daß der Nachbar dasselbe that. Keiner verzäumte diese Stunde gern, und nichts konnte bescheidener sein, als ihr freundschaftliches Verhältniß; sobald Einer laut zu spielen anfang, ehrte der Andere sein Spiel, und mischte sich bloß leise und andächtig drein. Nur dann, wann Kronach, welcher der überlegene Theil war, sich etwa in die höhern Regionen der Kunst empor schwang, schwieg jener ganz, und sang auch des folgenden Abends blöder und leiser wieder an.

Es war dem Jüngling lieb, daß er diesen Weber nicht gesehen hatte. Er fürchtete, der Mann möchte durch die persönliche Anschauung verlieren, und in seiner von ihm gefaßten Meinung sinken; wenigstens würden sie dann schwerlich mehr so gut und vertraulich, ohne Einmischung fremder Ideen, zusammen leben können, wie bisher. Seit der letzten Reise hatte er erst ein einzigesmal die bekannte Flöte gehört, und wirklich konnte der reichere musikalische Genuß mit seinen neuen Freunden ihn nicht ganz schadlos dastir halten.

Er ritt des Morgens, eben nicht in der besten Laune über seines Vaters Auftrag, nach Hainberg. Der reine kalte Morgen erheiterte bald seinen Geist. Zwei Stunden von der Stadt wandte sich ein ebner Feldweg rechts von der Chaussee ab, der ihn gerade auf das Gut führte.

Zwölf Wohnhäuser mit Nebengebäuden lagen unten an der nordwestlichen Seite eines oben mit Wald bewachsenen Hügels. Das Gutshaus stand ein wenig höher an diesem Hügel als die Bauernhäuser. Vor der Wohnung war ein großer freier Platz mit fünf schönen alten Linden, und die ökonomischen Gebäude

lagen in einiger Entfernung um diesen her. Oben aus dem Walde sah er etwas, wie den Kopf einer alten Ruine, herausgucken.

Schon freundlicher stieg Wilibald ab, und freute sich mit großen Komplimenten, die Bekanntschaft des alten Verwalters, Adams, zu machen. Das Haus fand er von außen wie von innen recht nett und reinlich; etliche Zimmer waren in ganz gutem Stand, und vom Vater schon mit Mobilien versehen. Herr Adams, ein alter Hagestolz, rechnete sich zur Klasse der Herren, und war ein Studirter. Eine kleine allerliebste Nichte, die er bei sich hatte, machte seinen Minister des Innern, und flog pfeilgeschwind unter dem Gefinde herum.

Sobald er die Nichte begrüßt, sein kleines Hauswesen eingerichtet und die Wohnung mit den Wirtschaftsgebäuden genau untersucht hatte, ließ er sich von Adams einen vorhandenen Riß über das ganze Gut geben, und machte sogleich den Anfang, die Grenzen desselben aufzusuchen, wobei er nicht nur des Verwalters Begleitung verbat, sondern ihn auch ersuchte, seine Erläuterungen bis nachher zu versparen. „Ich will jetzt alles selbst sehen und entdecken, was mein ist,“ dacht' er, und fing seine Wanderung durch den Schnee an. Es war ein geschlossenes Gut, und die dazu gehörigen Besitzungen lagen alle über dem Dörfchen, die der Bauern aber unter demselben. Er eilte an der untern Seite herum zu kommen, und stieg nun den Hügel hinan.

Als er oben war, zeigte sich's, daß dieser Hügel, welcher vom Dorfe her sich allmählig hob, hier auf der andern Seite jäh und klippig abschloß, und einen Halbkreis von hohen, senkrechten Felsen bildete, in deren Kessel ein schöner weiter See tief ausgebreitet lag. Er mochte wohl eine Stunde Umfang haben, und war, so weit ihn die Felsen einschlossen, an den Ufern mit dickem Gebüsch und hohen Eichen und Buchen bewachsen. Die Ruine lag zwischen einzelnen Bäumen und Sträuchern auf dem höchsten und gefährlichsten Punkte der kleinen waldigen Felsenkette, und zog sogleich die ganze Aufmerksamkeit unseres Helden an. „Das wird für den Sommer ein herrlicher Aufenthalt sein!“ sagte der Erfreute, indem er durch die offene Thür in ein hohes und schallendes, aber noch ganz wirthliches Zimmer trat. Er bewunderte die Dauer der großen alten Fenster, und die Dicke des äußern Mauerwerks, welches die kühne unmittelbare Fortsetzung der in den See schauerlich hinausragenden hohen Felsenklippe war, und der schrecklichen Tiefe zu spotten schien. Aus diesen Fenstern sah er mitten über den See hin in's weite Land, und auf allen offenen Plätzchen um das alte Schloß herum genoß er die trefflichste Aussicht. Nach Norden die Stadt und ferne Gebirge bis nach Westen hin. Da, wo der See seine Ufer öffnete, und ein Stück in die Fläche hinaus zog, lag ein reiches, unermessliches Land

von Osten bis Süden ausgebreitet. Nahe am See zog die Heerstraße von der Stadt nach Mittag zu vorüber, auf welcher man die Fuhrwerke deutlich sah und hörte. Diese ganze Seite war mit Dörfern, Schlössern, Städten und Meierhöfen besät, und alles das verlor sich in einer unendlichen Ebene, von keinem fernen Berge begrenzt, sondern endlich mit der Bläue des Himmels zusammenfließend. Für unsern Freund hatten solche Aussichten den meisten Reiz, die sich mit großen Ebenen schließen. Er fand, daß zur Empfindung einer weiten Ferne nothwendig sei, nie zu erfahren, was der äußerste Punkt derselben enthalte, und wie weit er entlegen sei, wodurch das sehnsüchtige Herz in einer süßen Ungewißheit erhalten werde. So bildete er sich hier ein, gegen Südwest bis nach Frankreich, gegen Südost bis nach Italien zu sehen, und konnte sich dabei die Alpen und alle Hindernisse wegdenken. Er zog nun von dem großen Ganzen die allgemeine Schneehülle ab, dachte sich alles im Gewande des Sommers, und schloß, entzückt über dieses Bild, die Augen.

Hier oben schien die Sonne warm, und hatte den Schnee vom Grafe geleckt, so daß einige grüne Plätzchen um die Ruine her sichtbar waren. Jetzt zog er seinen Riß wieder hervor, um von da den ganzen Umfang des Guts zu übersehen; selbst die angegebenen Grenzbezeichnungen waren hier und da im Schnee bemerklich. Der ganze schöne See, der wie ein Spiegel starr und glatt unter ihm lag, und große Felder, Wald und Wiesen um den See und Hügel herum, selbst das kleine Thal mit dem Gießbach, welches sich vom Wald herab nach dem Dörfchen zog, alles war sein Eigenthum! „Mein väterliches Eigenthum!“ rief er, und ergöhte sich lange an dieser Vorstellung.

Nur am westlichen Hange des Waldbügels mußte seine Grenze ganz nahe, oder sein Riß mangelhaft sein. Er stieg seitwärts nach dem Dörfchen zu wieder herab, und erblickte bald vor einem kleinen Gebüsch ein niedriges Haus, dessen geschmackvolle Bauart aber einen nicht gemeinen Besitzer verrieth. Neugierig schlich er an den Fenstern vorüber, und sah in einem derselben ein aufgeschlagenes Buch. Es war Emilia Galotti.

Schnell zog er sich zurück, und ging bescheidener an der nach dem Gutshause hinabsehenden Vorderseite des Gebäudes vorüber, als ein Mann von gutem Ansehen aus der Thüre trat und sich grüßend gegen ihn wandte. Er schien ein Vierziger, und war zwar einfach, doch nicht ländlich gekleidet. Auf seiner Stirne schienen die Merkmale trüber Zeiten abgedruckt, und in seinen Gesichtszügen lag eine ernste stille Traurigkeit, welche aber in ein sehr interessantes Lächeln verschmolz, wie er unsern Helden anredete und in ihm den Sohn des jetzigen Besitzers von Hainberg sogleich errieth.

Wilibald erfuhr von ihm, daß er Otto heiße, und seit einigen Jahren durch den Anlauf eines kleinen Gütchens der Nachbar und zugleich der Gerichtsuntergebene des Guts Hainberg sei. An freundschaftlicher Nachbarschaft mit Wilibalden und seinem Vater, den er auch bereits gesprochen hatte, sei ihm Alles gelegen, und das Ansuchen darum bitte er nicht eher für überflüssig zu halten, bis der Verwalter Adams sich darüber erklärt habe. — Er griff wieder nach dem Hut, und Wilibald, den der gesehnte Mann interessirte, versicherte ihn in sehr verbindlichen Ausdrücken seiner nachbarschaftlichen Aufmerksamkeit und Bereitwilligkeit, ihm gefällig zu sein.

Bei seiner Zurückkunft in's Gutshaus machte die artige Nichte Anstalt, ihn allein essen zu lassen, welches er nicht artig fand, sondern, aller Umständlichkeit des Herrn Adams ungeachtet, darauf antrug, mit beiden familiennäßig zu leben; und da die Nichte seit seinem Eintritt in's Haus unter dem Bilde des jungen Herrn den Gott des Schickslichen und aller neuen Moden verehrte, so widersprach sie nicht weiter, sondern wies, vergnügt über Wilibalds guten Ton, den Dunkel zurecht, und alle vertrugen sich bald sehr gut mit einander.

Nun mußte der Verwalter nach Anleitung des Mißes Erläuterungen geben. Sein dunkler Sinn konnte aber dem neuen Besitzer nur wenig zur richtigen Beurtheilung des Guts helfen. Die Rede kam bald auf den Nachbar Otto. Dieser war ein lausfremder Mann, der vor etlichen Jahren dem vorigen Besitzer Hainbergs, einem Gesandten, ein Stück Land, Obstgarten und Huth von hundert Morgen, abgelaufen hatte. Darauf war er plötzlich hier erschienen, hatte sich mit seinem Kaufbriefe legitimirt, und angefangen, seine Besitzungen oben am Hügel mit Wohnung, Nebengebäuden und Plantagen trefflich anzulegen. Adams schalt deswegen den Gesandten einen Thoren, und meinte, ohne dieses abgerissene Stück sei das hiesige Gut nie ein Ganzes zu nennen; er hatte gute Lust, dasselbe noch jetzt, etwa durch einen Beweis der Verletzung über die Hälfte, wieder beizubringen. Indessen gestand er ein, daß der ganze Platz vorher nur zur Viehweide benutzt worden, jetzt aber bis zur höchsten Kultur gebracht sei.

„Mein Vater,“ antwortete Wilibald, „hat Hainberg sehr wohlfeil vom Gesandten erkauft, von dessen Geldbedürfnissen dieser Otto eben früher als wir Vortheil gezogen hatte. Dies gibt uns kein Recht, einen Nachbar in seinem Eigenthume zu beunruhigen, der uns durch seinen Fleiß ein so nachahmungswürdiges Beispiel aufgestellt hat.“

Adams schwieg mißvergnügt eine Weile. Darauf fing er wieder an: „Und dann fragt es sich immer noch, woher der Mann gekommen ist? Der vorige Herr hat mir hierüber nie etwas

geschrieben. Woher hat er das viele Geld genommen? Fragt man ihn um etwas, so kommt nichts heraus, als etwa, daß er Otto heiße, und Eigenthümer dieses Güthens sei. Ich versichere Sie, auch unser Gerichtshalter weiß nicht mehr von ihm, und Sie selbst werden nichts weiter erfahren."

Wilibald zeigte auch keine Neugierde, und wollte nur wissen, in welchem Ruf der Mann im Dörfchen stehe.

"Mein Gott, er thut freilich Niemandem was zu Leid. Aber zum Exempel: wer gibt ihm das Recht, eigenmächtig einen Kahn auf den See zu legen, und nach Belieben darauf herum zu fahren?"

"So?" sagte der junge Gutsherr. "Thut er unserer Fischerei Abbruch? Ist die beträchtlich?"

"Wir nutzen sie freilich nicht viel; auch hab' ich da eben noch nichts gemerkt, wiewohl ich ihm sehr auf dem Gern gewesen bin."

"Davon bin ich überzeugt," lächelte Wilibald, der sich nun schon vornahm, seinen Nachbar gegen den Verwalter zu beschützen.

"Und da ich mich einigemal darüber mokirt habe, wollt' er mich lachend einladen, mit meiner Richte dieses Vergnügens auch zu genießen; und alle Welt weiß, daß ich so schwindlich bin wie die Kuh auf dem Dache."

"Nun," sagte Kronach begütigend, "das hat Otto doch wohl nicht gewußt. Er scheint mir ein hübscher, guter Mann zu sein."

"Das spricht Ihr Herr Vater auch. Aber woher soll man das schließen? Ich habe so meine eignen Gedanken — aber man wird eben verlacht und für leichtgläubig gehalten. . ."

"Wie so?"

"Man weiß eben nicht recht, wie man mit dem Manne dran ist." Der Alte wollte sich nicht weiter erklären, und Wilibald, welcher jetzt vielleicht schlechter von seinem Verwalter dachte, als dieser verdiente, bat ihn, einige Tage gar nicht von Otto'n zu sprechen, bis er selbst ihn näher würde kennen lernen. Denn er hatte sich vorgenommen, die persönliche Bekanntschaft aller seiner Nachbarn zu machen, und, da es hier weder Pfarrer noch Schulmeister gab, so war Otto der vornehmste und erste derselben, zu welchem er sogleich hinauf stieg.

In Otto's Wohnung fand er, außer ihm und zwei vor dem Hause beschäftigten Knechten, keine lebendige Seele. Der Hausherr führte ihn in ein reinliches wohleingerichtetes Zimmer, welches sein beständiger Aufenthaltsort schien, und worin, außer den soliden und netten Geräthen, einige Bücherschränke die besondere Aufmerksamkeit Wilibalds erregten. Lächelnd fragte ihn Otto, ob er mit Herrn Adams seinetwegen schon gesprochen habe, und sein Gast erzählte ihm offenerherzig ihr ganzes Gespräch, und bat ihn, wegen aller Ansprüche an sein Eigenthum außer Sorgen zu sein, und sein

guter Nachbar zu bleiben. Zufrieden drückte ihm der Mann die Hand, und legte seinen Kaufbrief sogleich vor, in welchem er nur Ludwig Otto benannt war.

"Mein Kaufbrief," sagte er, "sollte wohl in mancher Rücksicht förmlicher, er sollte gerichtlich sein. Ich erbiere mich auch, in der Folge dieses noch nachzuholen. Bis dahin wird Ihnen der Gesandte, dem ich näher bekannt bin, seine Richtigkeit selbst bezeugen. Ihr offener Blick, mein Herr, und die schon vorher von Ihrem edlen Herrn Vater mir bezeugte Schonung, haben mich übrigens bestimmt, sogleich beim Anfang unserer Bekanntschaft alles Mißtrauen zu entfernen, so weit mir selbst dieses möglich ist. Lassen Sie einen Mann, den das Unglück zu Boden gedrückt hat, in Ihrer Nähe einen stillen Zufluchtsort finden, und gönnen Sie ihm die ruhige Beherrschung seines kleinen Eigenthums in dieser reizenden Gegend, wohin ihn ein glückliches Ungesähr verschlug."

Diese wenigen einfachen Worte sprach er so rührend und mit so viel rednerischer Wahrheit aus, daß ihn unser Freund lebhaft umarmte. "Sollten meine Kräfte," sagte er bewegt, "in Ihrem Schicksal irgend etwas zu ändern vermögen, so werden Sie sich gewiß nicht getäuscht finden, wenn Sie einst Bedürfniß fühlen, mir Ihr Zutrauen zu schenken."

Bald war nun ihr Gespräch im Gange, und Wilibald lernte in seinem neuen Bekannten einen Mann schätzen, welchem man die vollendetste Bildung zugestehen mußte. Otto zeigte ihm auf einmal Hainberg in seiner wahren Gestalt, und durch eine umständliche Angabe seiner eignen Behandlungsart, führte er seine Aufmerksamkeit auf alle Verbesserungen, deren das Gut noch fähig war. Dabei machte es Wilibalden ihm immer geneigter, daß Otto zwar Adams ängstliche Sparsamkeit bei Gutsverbesserungen freimüthig tadelte, aber seinen verjährten Verdiensten um Hainberg volle Gerechtigkeit wiederfahren ließ.

Unter gemeinschaftlichem Lachen über den Aerger und die Neugierde des Alten, erzählte Wilibald auch die Geschichte vom Kahne. Bei Erwähnung dieses Kahnes bat ihn Otto sogleich um die Erlaubniß, noch ferner auf dem See schiffen zu dürfen. Er that dies mit einer gewissen dringenden Wichtigkeit, die Wilibalden etwas befremdete, weil er ja nicht daran gedacht hatte, ihm diese Freude zu mißgönnen.

Indessen nahm Otto's gute Laune jetzt merklich zu. Ueber sich selbst schwie er nunmehr ganz, schien auch alles, was auf seine Existenz Bezug haben konnte, zu vermeiden; und sein neuer Freund, dem er sich einmal als einen Unglücklichen zu erkennen gegeben hatte, unterdrückte gutmüthig sogar die Frage, ob er Familie habe.

Beim Abschied schlug er dem Alten vor, ihn mit zu den Nachbarn zu begleiten, welches Otto mit Vergnügen annahm. Sie

gingen in jedes Haus, und man begrüßte durchgängig die junge Gutsherrschaft mit vieler Ehrerbietung. Auch Otto schien überall willkommen und geachtet zu sein. Die Alten beschäftigten sich eben mit Abfütterung ihres Viehs, welches im Dertchen zahlreich und schön war; und das junge Volk spann; sogar die Knaben und jungen Bursche waren mit Spinnen und Stricken beschäftigt. Beim Eintritt in einige Stuben konnte man an dem noch auf den Gesichtern herrschenden Lachen merken, daß hier die Unterhaltung so eben von recht heiterem Gehalt gewesen sein mußte. Mädchen und Bursche waren meistens wohlgebildet, und von großem schlanke Bau. Unter den ersteren fand Willibald manches artige Gesicht; überhaupt schien ihm der ganze Schlag Leute schön und kräftig. „Wir haben hier,“ sagte Otto, „vorzüglich gutes Trinkwasser, und die reine Luft trägt noch mehr dazu bei, den Leuten Farbe zu geben. Es ist in vier Jahren hier Niemand gestorben.“

Willibald suchte sorgfältig alle jene sonderbaren und auffallenden Fragen zu vermeiden, womit gewöhnlich die vornehmere Klasse bei dem Landvolf, indem sie dieses zu persifliren glaubt, sich lächerlich macht; und da er sich immer nur mit Bedacht in's Gespräch mischte, oder etwas unstreitig Richtiges bemerkte, so gelang es ihm, fast überall vernünftige Antworten zu erhalten, und Zutrauen zu gewinnen. Viele Mädchen sahen dem schönen Herrn aus den Fenstern nach, und ließen sich lächelnd das Droßen der Bursche hierüber wohlgefallen.

„Im Ganzen,“ sagte Otto, „ist's ein braves Völkchen, welches diese Flur bewohnt. Die Meisten ernähren sich gut, aber auch Viele nur kümmerlich. In der Viehzucht haben sie es schon weit gebracht, aber im Ackerbau sind sie noch sehr zurück. Sie halten zu viel auf Weide, und hier scheint wirklich der Fall einzutreten, daß vielleicht die Stallfütterung diese Menschen einst reich machen wird.“

Die Betrachtung zweier verarmten Bauernhaushaltungen, die bloß noch durch Tagelohn erhalten wurden, war für Willibald um so trauriger, da er in ihren Häuschen keine Betten bemerkte. „Unter Gott!“ rief er, „wenn der Reiche und Große seine Würden, Renten, Landhäuser und andere Besitzungen verliert; wenn das alles zuweilen nur dem Staate wiedergegeben wird, von welchem es genommen war, und nun der Reducirte genöthigt ist, in gewöhnlichen Betten zu schlafen, sich auf Fleisch und Zugemüse einzuschränken, und einen ganz einfachen Rock überzuknöpfen, wie oft sagt er dann verzweifelt: ich bin ganz verarmt. Alles ist hin, ich muß im äußersten Elende leben! Ich selbst habe dieses so oft Leuten geglaubt, die ich hinter einer Hammelskeule sitzen sah, die an keiner Nothwendigkeit des Lebens Mangel hatten; und wie oft haben mich solche Menschen wahrhaft gerührt! Aber, mein Freund, welche

Zunge spricht wohl das Wort Armuth dann stark genug aus, wenn die letzten Mittel der Menschheit, Brod, Holz, Bett und Kleidung fehlen, wenn dem Armen sein kleiner Reichthum hinschwindet!“

„Vollenden Sie!“ setzte Otto finster hinzu: „Wenn dem kranken Bettler endlich auch Stroh und Lumpen, ja die ererbte Hütte von der Bosheit geraubt wird, welche das dunkle Auge der Gerechtigkeit mißbraucht.“

„Entsetzlich!“ seufzte Willibald. Er fühlte zum erstenmal den Sinn des Worts Armuth in seinem ganzen, schweren, fürchterlichen Schall, und alle bisherige Beschreibungen schienen ihm ungründlich und matt. — „Man darf,“ sagte er nach einiger Zeit, „allerdings hierbei nicht übersehen, daß mein Armer bei seinem Braten wohl elender sein konnte, als der Ihrige, weil jener mehr verlor als dieser kannte.“

„Gut,“ fiel Otto ein; „so sagt man! Aber warum heilte sich der Ihrige nicht sogleich durch die Anschauung meines Bildes, dessen Originale das Schicksal uns in ewig wechselnden Farben überall entgegen hält?“

„Überall?“ sagte Willibald, indem er mit einer gewissen Trostlosigkeit nach den beiden Häusern hinblickte. Otto zuckte die Achseln. „Es herrschte hier,“ fuhr er wieder heiterer fort, „auch viel Wohlstand, und nur diese zwei Familien leiden eigentlich Noth. In dessen man unterstützt sie, und die Hoffnung zu ihrem Gedeihen ist noch nicht verloren.“

Es war Nacht geworden, wie sie mit ihren Wanderungen fertig waren, und Willibald wollte nach Hause. „Noch eins ist übrig,“ sagte Otto, „Sie müssen mit in den Krug gehen, um auch den guten Ton kennen zu lernen.“ Das war für ihn eine härtere Arbeit, als des Odyssens Einkehr bei dem Sauhirten.

Wie sie hinein kamen, zündete man eben ein sogenanntes Licht an, welches aber eigentlich in einem langen Kerzensfurrogat von Spanholz bestand, und, der großen Flamme ungeachtet, doch von dem Drucke des Tabaksdampfes wieder zu verlöschen drohte. Einige Menschen waren schon da, und viele kamen nun nach und nach herein, und grüßten Willibalden schon als einen alten Bekannten. Auch der Verwalter, welchem die Nachricht zu Ohren gekommen war, erschien mit seiner Pfeife. — Willibald stärkte sich an Otto's geselliger Miene, und Otto, der seinen neuen Freund heute schon sehr lieb gewonnen hatte, verließ ihn nicht, und lächelte ihm jetzt Beifall zu, als Willibald trotzig eine Kanne Bier forderte, sich setzte, eine Meerschaumpfeife hervorzog, wie hier noch keine war gesehen worden, und in aller Schmaucher Klamen zu blasen anfang.

Aber er fand das Bier wirklich gut; Otto meinte, wer selbst zu rauchen verstehe, könne nicht leicht ersticken; auch ward auf Bitte des

Gutsherrn doch wenigstens ein Fenster geöffnet. Man mußte dieses aber bald wieder verschließen, weil sich draußen ein wüthender Sturmwind erhob.

Nun wurde von der hoffnungsvollen Wintersaat, von den kurzen Tagen, vom Christfest, vom Krieg, und endlich, als das Bier schon mehr Zutrauen erweckte, auch über delikate Materien gesprochen, worunter man zuletzt bei den alten beliebten Geistergeschichten mit Behagen stehen blieb. Diese hörte Wilibald, der ein Freund des Schauerlichen war, am liebsten in solchen gläubigen Gesellschaften erzählen. Er behauptete, man müsse da nicht gleich so spöttisch widersprechen, wie gewöhnlich die aufgeklärten und vornehmen Herren thun; er zeigte vielmehr nur zuweilen einigen wihigen Argwohn, ließ auch wohl hier und da selbst eine ähnliche Geschichte einfließen, worin der letzte Zaubererschlag in einen lustigen Schwanf zerfiel. Auch hier erregte er durch Erzählung einiger vorzüglich gründlichen Geschichten die allgemeine Theilnahme, und von der langen Tafel her waren immer vier Reihen großer Augen auf ihn gerichtet.

„Aber“ — nahm jetzt Otto das Wort, indem er Wilibalden einen leisen Wink gab, und sich ernst und mit abenteuerlicher Würde gegen den Verwalter wandte — „was werden Sie zu einer Geschichte sagen, die ich selbst erlebt habe, und Ihnen jetzt mit der treuesten Wahrheitsliebe erzählen will, die Sie mir hoffentlich zutrauen!“ Die Bauern rückten näher zusammen, manche räusperten sich leise und legten ihre Pfeifen weg, der Verwalter antwortete mit einem auf das Aergste gefaßten „Nun?“ und Wilibald, in süßem Schauer, hing erwartungsvoll an den inhaltschweren Gesichtszügen des schönen Mannes.

„Ich wohnte,“ fing er an, „vor mehreren Jahren mit einem Freunde den Winter durch in einer bekannten alten großen Reichsstadt, im Hause eines Goldschmieds. Wir schliefen beide in derselben Kammer, welche neben der Schlafstube unsers Hauswirths war. — Einst, eben in der Adventszeit, hatte ich in einem schweren Traume gelegen, aus welchem mich mein Freund erweckte. Der Thurmhammer schlug gerade drei, und da dies die Zeit war, in der ich meinen Hauswirth zuweilen in die Frühmette begleitete, was mir ein besonderes Vergnügen machte, so schlich ich mich leise, um meinen Freund nicht wieder zu stören, zur Thüre hinaus, weckte den Goldschmied, und wir zogen uns im Finstern an und gingen mit einander nach der alten Kathedrale zu, ohne uns weiter um die Uhr zu bekümmern. Die Kirchthore waren bereits offen, und jenes dumpfe polternde Getöse, welches gewöhnlich durch den Rumor der kommenden Christenversammlung vor Anstimmung der Gesänge verursacht wird, schallte uns aus dem innern ungeheuern Raume schon entgegen. Es befremdete uns indessen sogleich, daß wir Nie-

mand sahen, und daß, statt der Kerzen, nur ein gewisses sonderbares Hell Dunkel in der Kirche glimmte. Augenblicklich überließ uns ein kleiner Frost, doch gingen wir in diese zum wunderbaren Schimmer erbläute Finsterniß noch muthig hinein, und traten in die Tiefe des schallenden Raumes auf unsern gewohnten Platz. Indessen wurde das Poltern und Zischen um uns herum immer stärker und ängstlicher, wir glaubten bald auch einige herumerschwebende, ganz fremde und in der Tracht des grauesten Alterthums gekleidete Gestalten zu unterscheiden, und hier und da kam jetzt ein kleines molktiges Licht zum Vorschein. Es war wohl natürlich, daß das Drohende dieser Vorzeichen uns in die schrecklichste Angst setzen mußte. Die Zeit schien hier in der Offenbarung eines Geheimnisses zu kreisen, welches nicht dem Reiche der Lebendigen, sondern den Finsternissen des Grabes angehörte, und, zu schwer für eine menschliche Brust, den bangen Söhnen des Staubes ihre Auflösung verkündigte. Den Folgen unsers Vorwises zu entgehen, war längst zu spät. Zitternd und vernichtet standen wir da. Auf einmal fiel aus der hohen Kuppel, die sich plötzlich erhellte, ein kleines blutrothes Buch in matten Flammen herab auf den Hochaltar; zugleich sprang die Sakristei mit einem schmetternden Krach weit auf; ein himmellanger Mann im ehrwürdigen uralten Priestergewand eines längstvergeffenen Jahrhunderts, mit ungeheurem Kragen und weißem Barte, schwankte heraus, und zwölf schwarzgekleidete Chorherren trugen ihm die unendliche Schleppe nach. All' ihre Gesichter waren so bleich und sahl, wie der Schimmel an den Mauern. So zogen sie dreimal um den Altar, und jedesmal schrie der schreckliche Mann mit kreischendem und grellem Ton, indem er auf das Buch wies, aus welchem ihm beständig eine schwarze Kralle nach dem Herzen fuhr: miserere mei, Jesu Christo! Von dem entsetzlich wimmernden Schall dieser Stimme dröhnte das alte Säulenwerk der Kirche, unsere Nerven drohten zu reißen, und selbst dem Priester und seinem verweherten Gefolge schienen die Haare sich davon zu sträuben, und ihre Gesichter verzerrten sich zu fletschenden Scheusalen. Beim dritten Mal antwortete leise heulend ein Chorus aus unserer schauerhaften Nachbarschaft, dessen Angstgewimmer uns, wie ein tiefer Aufhauch des Abgrunds, kalt überfuhr; und aus allen Winkeln der Kirche seufzte es langsam und mächtig nach. Unsere Knie schlugen zusammen, und wir hielten uns, bereit zum Tode, noch schwach an einander. Indem kommt der grause Zug auf uns los; — bleiche Gestalten und hellflackernde Nachtvögel zittern uns von allen Seiten mit gellendem Geschrei entgegen; Gesichter funkeln und blöcken uns an; ein schneidender Wind pfeift durch die bebenden Gewölbe; im kalten Todeschweiße taumeln wir fort — das verfolgende helle Geplär der Hölle im Rücken, erreichen wir die Thorschwelle; —

mit erschrecklichem Krachen schlägt das Thor hinter uns zu, und wirft uns auf die kalte Straße. Zugleich tönt die zwölfte Stunde vom Thurm herab."

"Wir entflohen und liefen zum nächsten Hause, wo wir Leute bemerkten, die noch Licht hatten und aus den Fenstern sahen. Auf unser Geschrei antwortete man, das sei in dieser Kirche gar nichts Ungewöhnliches; aber hierüber auf's neue erstaunt, erfüllten wir die Straße mit Wehklagen, und suchten durch unser klägliches Gestöhn die Stadt zu erwecken, als plötzlich das Kirchthor aufsprang, und"

Otto erblaßte auf einmal, starrte nach der Thüre hin, und wankte dann in wilder Bewegung von seinem Stuhle weg.

"Himmel, was ist das?" rief Wilibald, dem's eiskalt über'n Rücken lief, als er sich wandte, und eine lange weiße Figur durch die Thür schleichen sah. — Otto ging darauf zu, und Wilibald stand sogleich auf, um ihm zu folgen.

"Man ruft mich wohl," sagte Otto, und heftete einen ruhigen, bittenden Blick auf Wilibalden. Dieser setzte sich wieder, und Otto sagte im Abgehen zerstreut und ohne Fassung: "Morgen will ich die Geschichte zu Ende erzählen."

Die Bauern saßen starr da, und einer sah den andern mit Entsetzen an.

"Run?" sagte Wilibald lächelnd, aber blaß. Keiner antwortete. Alle schienen elektrisch getroffen.

"Run?" sagte der Verwalter im Ton eines verkannten Propheten.

Ein junger Mensch sprang auf, und wollte doch durch's Fenster nach Otto'n sehen; aber unser Held verbot es. "Seid mir zufrieden!" sagte er mit überredendem Ton. "Seine Erzählung gibt er euch morgen selbst vollends, und, was hier zuletzt vorfiel, will ich genau untersuchen und ihr sollt dann die ganze Geschichte erfahren."

"Es winkte ihm," sagte ein Bauer. "Es zeigte etwas Weißes."

"Es hatte ein verschimmeltes Gesicht," sagte ein anderer.

"Wir hätten's gar nicht gesehen, wenn er nicht selbst so käseweiß geworden wäre."

"Ja, ja, ich glaube, es hat auch die Thür gar nicht aufgemacht."

"Man kann," platzte endlich der Verwalter heraus, eben nicht recht klug aus ihm werden!" Er schwieg aber sogleich wieder, als er sah, daß ihn sein Herr aufmerksam betrachtete.

"Er soll," fing wieder Einer an, manchmal in der Mitternacht auf dem großen See fahren."

"Ja, und des Morgens ist er wieder zu Haus, und ist doch nicht zur Thür herein gekommen."

"Aber," sagte ein alter Mann, "er ist doch ein leutseliger, behülflicher Nachbar; und ein gescheidter Herr, der von allem zu reden weiß; und erzählen kann er!"

"Das ist wahr!" beschloß Wilibald. "Habt nur Geduld. Wir wollen schon erfahren, wie es zusammen hing. Gute Nacht."

Gleichwohl konnte unser Freund des seltsamen Mannes wegen noch lange nicht einschlummern. Immer sah er ihn vor sich, immer hörte er ihn seine Geschichte erzählen, zu deren Schrecknissen die volgendende Mimik seines Gesichts alle Belege der Wahrheit zu liefern schien. "Wer weiß," dacht' er, "welche Todespost der Arme jetzt zu verschmerzen hat! Wer weiß, wo er ist, — wie es ihm eben ergeht! Hätt' er sich mir heute entdeckt, vielleicht konnte ich ihm da noch helfen! In diesem Augenblick ist er wohl schon verloren!" Die gestrige starke Ermüdung behielt endlich die Oberhand, und er schlief ein.

Den ganzen folgenden Tag arbeitete er an einer genauen und vollständigen Gutsbeschreibung, und suchte mit Adams alle dazu dienlichen Papiere auf. Einigemal war er wirklich im Begriffe, zu Otto'n zu gehen; allein er unterdrückte doch immer seinen Vorsatz wieder. Wie es Nacht wurde, kam Otto zu ihm, und sagte heiter: "Ich glaube, wir müssen heute noch einen Augenblick in den Krug gehen, um die Gesellschaft nicht zu täuschen." Mechanisch ging Wilibald sogleich mit ihm fort, und auf dem Wege sagte sein Begleiter: "Mein Herz dankt Ihnen, daß Sie gestern in einer für mich sehr unangenehmen Lage meine Geheimnisse ehrten, und sich wirklich schon zum erstenmal als meinen Freund zeigten. Was Sie übrigens gesehen haben, war ein Freund, der mir einen Brief von großer Wichtigkeit überbrachte. Aber ich werde dieses im Krüge etwas umgeändert vortragen müssen."

"Alles, was Sie wollen!" sagte Wilibald. "Aber es sollte mich schmerzen, wenn Sie in irgend einem Fall die Freundschaft eines andern Menschen der meinigen vorziehen zu müssen glaubten. Thun Sie doch dieses nie."

Er nickte lächelnd, drückte ihm lebhaft die Hand, und Wilibald sah seine Augen in feuchtem Glanze. "Die Freundschaft," sagte Otto mit gedämpfter Stimme, "ist zuweilen die Wirkung des Moments; aber es ist nur der seltenste Fall. Möcht' es der unfrige sein!"

Alles war schon in der Schenke versammelt, und sah Otto'n mit großen Augen an. Dieser nahm das Wort eben wie der Verwalter herein trat.

"Ich war," sagte er freundlich, "gestern Abend über meine eigene Erzählung zum Tod erschrocken. Und was war's? — Mein langer Michel hat einen Spaß machen wollen, und sich in ein weißes

Tuch gewickelt, um die Gesellschaft zu necken. Wie er lachte die Thür öffnet, sieht er mich sitzen, erschrickt, und läuft geschwind fort. Aber hart an meinem Hause erwisch' ich ihn, und zog ihm die Narren-Kappe ab. Ich denke, er wird's wohl künftig bleiben lassen. Fragt ihn nur selbst."

Der Verwalter sah ungläubig und albern aus. Die Bauern aber kannten Micheln schon als einen Spatzvogel, und seinen Herrn als einen strengen Mann gegen das Gesinde; also fand die Sache leicht Glauben; sie lachten, und Otto fuhr fort: "Aber ich bin euch den Schluß meiner Geschichte noch schuldig geblieben. Wir konnten unsere Furcht nicht mäßigen, unser Schrecken brach gewaltsam aus, und wir erhoben eben ein klägliches Geheul in der Straße, als hinter uns die Kirchthüre aufsprang und ein abscheulicher Zug von Todtenlarven, die jeder Gestalt spotteten, heraus drang, und unter einer heulenden Symphonie des Abgrunds, die mir noch diesen Augenblick in den Ohren tönt, auf uns los huschte. — Aber das war die Krisis. In diesem Augenblicke weckte mich mein Freund von Neuem. Ich hatte wieder geträumt; mein Hauswirth trat zugleich mit dem Lichte vor mein Bett, um mich zu fragen, ob ich ihn in die Frühmette begleiten wolle. Und jetzt hörten wir wirklich Alle, daß es erst drei schlug."

Das Ende der Geschichte erbaute die Gesellschaft nicht, und alle hätten es ganz anders gewünscht. Der kluge Otto lenkte das Gespräch unmerklich auf andere Gegenstände, und spielte den Faden der Unterhaltung wieder in die Hände der Bauern. Sie entfernten sich hierauf bald, und unser Freund bat Otto'n, diesen Abend mit ihm und dem Verwalter zuzubringen.

Sie aßen zusammen, und Otto's Geistergeschichte kam bald wieder zur Sprache. Sie hatte Willibalds großen Beifall. Das Seltsamste darin war für ihn Otto's geträumte Unzertrennlichkeit von seinem Hauswirth. "Diese war," antwortete Jener, "auch mir anfänglich auffallend dabei; denn gewöhnlich erscheinen uns die Gesellschaften in Träumen nur auf Augenblicke. Allein hier lag, wie mir bald einfiel, der Umstand zum Grunde, daß ich die Rathskirche nie anders betreten hatte, als in der Gesellschaft dieses Mannes. Ich wünschte übrigens wohl, daß ich Ihnen die Geschichte an einem andern Orte hätte erzählen können, als im Krüge. Ich war hier genöthigt, bis zur Verzerrung darzustellen, und die Erzählung mit Schrecknissen und fremdtönenden Worten zu überfüllen."

"Und warum das?" fragte Willibald. Auch er hatte sich durch Otto's erschütterndes Mienenspiel mehr gerührt gefunden, als durch den Text selbst.

"Ich hatte mir," sagte Otto, "einmal vorgenommen, — und der letzte bedeutende Zufall muß es wider meinen Willen vortrefflich

ausgeführt haben, — die Bauern anzugreifen, und aus ihrer Gemüthsruhe aufzuschrecken. Dies ist aber, wie ich bemerkt habe, nur durch Einmischung fremder Töne, abenteuerlicher Kunstwörter, und durch eine Art romantischer Mimik möglich. Denn so sehr auch der Bauer insgeheim an der Geisterwelt hängt, und so gern er das Romantische hört, so schwer ist's doch, ihn bis zur Nührung, oder gar bis zum Entsetzen zu treiben. Bei seinem respectablen Nervensystem muß man mit artistischen Pfählen drein schlagen, um eigentliche Nührung zu bewirken. Jene ruhige, leidenschaftliche Darstellung des Erzählenden, die einen Gebildeten in Bewegung setzt, läßt den Bauer kalt, wenn sie ihm auch angenehm ist; sie scheint ihm eine so gewöhnliche Speise wie etwas von Mehl. Um gerührt zu sein, ist erforderlich, daß ihm vor Bewegung Arm und Beine zittern. Er wird eine besonnene, altgriechische Darstellung, wenn ihm ihr voller Genuß verschafft werden kann, nie bewundern, sondern nur billigen und loben. Denn er lebt selbst noch in einer Art von töchterlicher Republik des alten Naiven. Sobald aber der Darstellende in die Unendlichkeit des Objectiven übergeht, sobald er diesem Zuhörer nie gekannte Eigenschaften in neuen fremden Farben und Tönen vorhält, sogleich wird er bewegt, und nun erst betritt der Erstauhte das Reich des Romantischen."

An der gründlichen Kenntniß neuer Bezeichnungen," sagte Willibald, "scheint aber dieser Klasse wenig gelegen zu sein. Zum Beispiel, ich erinnere mich nicht, daß ein Bauer mir je die Erklärung eines Kunstworts abverlangt hätte."

"Sein Object," fuhr Otto fort, "wird durch die neuen Ansichten immer bereichert. Aber die Bezeichnung geht wieder verloren, und er begnügt sich mit der erlernten Vielseitigkeit."

Sie kamen auf den Zeitvertreib des Landvolks, und den Aufenthalt gebildeter Menschen auf dem Lande zu reden. "Ich bekenne," sagte Willibald, "daß der kleine nothwendige Cyklus von Beschäftigungen und Tendenzen, jenes immer wiederkehrende Einerlei der Gegenstände, und das Beschränkte in der Wahl der Unterhaltung, mich sehr bald ermüden, ja unerträglich für mich sein würde."

"Es soll mich wundern," erwiderte Otto, "wenn Sie immer so denken. Jener kurze Umlauf des Jahres enthält so viele wechselnde Perioden, daß er nur dem Verstande ermüdend und kurz scheint, der Phantasie aber interessant und unendlich wird. Die Liebe zu den Gegenständen erhält erst einzig durch die zunehmende Kenntniß von denselben ihre wahre Uner schöplichkeit. Und wenn gleich auf dem Lande alle Akte des Lebens ein gewisses Gepräge allzugroßer Simplicität, Wahrheit und Besonnenheit tragen, so geht doch das Mannichfaltige menschlicher Verhältnisse bei näherer

Betrachtung hier eben so in's Große, wie in der großen Stadt. Nur sind diese Verhältnisse anders in der Form gehalten."

Das schien unserm Freund unmöglich; ja er verstand es gar nicht. Er konnte auch nicht begreifen, wie ein Mann von Otto's Geiste so reden könne.

"Es wird Ihnen," fuhr dieser fort, "jetzt auch völlig unverständlich bleiben, weil man selbst wirklich Landmann sein muß, um es möglich und wahr zu finden, daß das Leben auf dem Lande, durch seinen Reichtum an freien, concentrirten Abzeichen der Menschheit, für den Menschenbeobachter weit wichtiger und beachtungswürdiger werden kann und muß, als das sogenannte große Leben, welches, sobald wir ihm das äußere Gewand nehmen und nur auf seine Resultate und jene Abzeichen sehen, oft für den Beobachter völlig unnütz und inhaltslos wird, durch seine Verworfenheit und seinen Schein aber freilich immer auffallender sein muß als jenes."

Ueber die Unterhaltungen und Ergötzlichkeiten der Landleute erklärte sich Otto dahin: "Man kann nichts davon sagen, als daß sie bisher meistens als Zwischenräume der Ruhe von körperlichen Arbeiten anzusehen waren. Deswegen haben sie fast alle einen gewissen Anstrich von Trägheit, und bestehen gewöhnlich, während jenes Ansrühens, nur in spaßhaften Gesprächen, Erzählungen, und beim jungen Volk in nachlässigem verliebten Geplauder. Sobald aber die körperlichen Kräfte wieder hergestellt und gestärkt sind, verlangen die Naturen Anstrengung. Ist nun die Feier noch nicht zu Ende, so läuft der Landmann in Feld und Wald; er muß verliebte Abenteuer bestehen; er muß tanzen. Und fehlt alles das, so fängt er an zu gähnen, und sehnt sich nach dem Werkeltag; oder er sucht Gelegenheit zu ringen, sich zu schlagen; — kurz, er verlangt wieder Anspannung. Mehrere Festtage hinter einander, die überhaupt ihm in seiner jetzigen Verfassung entbehrlicher sind, als allen übrigen Ständen, machen ihn daher unmuthig, sobald sie nicht mit Tanzen, oder andern Zerstreuungen dieser Art verbunden sind. Ich weiß, daß junge Bauernbursche fünf und mehrere Tage, ja Nächte lang fast ununterbrochen getanzt haben, weil — sie eben so lange zu feiern hatten. Der Staat sollte freilich Anstalten treffen, um diese Zwischenräume, in welchen das Landvolk so Vieles entbehrt, zweckmäßig auszufüllen. Aber das müßte gar nicht durch Abschaffung der Festtage geschehen. Bisher hat man nur das Wenige, was Unterhaltung gab, durch Verbote noch eingeschränkt; den Müßiggang hat man wohl erlaubt, aber kein Vergnügen eingerichtet, keine Erholung angeordnet. Man sollte dem Bauer alle seine geraubten Feste zurückgeben, und noch mehr dazu. Zugleich müßte aber für diese ein gewisses, nicht eben pädagogisches oder bloß reli-

giöses, sondern ein bestimmtes ästhetisches Ziel aufgestellt werden; und mit welchem Entzücken würde bald jene zahllose Menge in's heilige Land der Bildung einziehen!"

Diesen letzten Aeußerungen konnte Wilibald seinen Beifall nicht versagen. Ueber das Landleben hingegen behielt er sich vor, seinen Freund zu widerlegen, wann er erst mit sich selbst mehr darüber einig sein werde.

Otto schien heute guter Laune zu sein. Er war gegen den Verwalter fast verbindlich, und ihm zu Gefallen verging der übrige Theil des Abends unter bloß ökonomischen Gesprächen, wobei auch Kronach Gelegenheit hatte, viel zu lernen. Als sie auf Fischerei zu reden kamen, erklärte Otto dem Verwalter: da er selbst bisher von dem großen See viel mehr Vergnügen genossen habe, als die Guts-herrschaft, so wolle er ihn dagegen mit einigen Fischerkunststücken beschenken, die, wenn sie ächt wären, diesem Wasser vielleicht beträchtlicheren Werth geben könnten. Erst vor einigen Tagen habe er sie von einem Freunde aus einer Seestadt erhalten.

Adams und sein Herr waren hierüber sehr erfreut. Da eins von diesen Kunststücken die Fischerei unter dem Eise lehrte, so ward es am folgenden Morgen sogleich ausgeführt. Während die beiden Alten ihre Vorbereitungen zur Fischerei einrichteten, besuhr Wilibald den See mit Schlittschuhen. Er erstaunte über die Größe dieses Wassers, welches noch dazu sehr fischreich sein sollte, und glitt, vergnügt über sein schönes glänzendes Eigenthum, auf der reinen Spiegelfläche dahin.

Die Fischerei dauerte nur eine Stunde, und brachte wirklich fünf Karpfen von ungewöhnlicher Größe ein; gerade so viel als Adams mit Neuf' und Angel seit zwei Jahren in seine Gewalt bekommen hatte. Dieser war entzückt über den ansehnlichen Fang. "Es ist," sagte er, "mein liebstes Vieh, und ich kann es D. Luthern, wenn ihm gleich unsere deutsche Viehzucht so viele neue Gräserereien verdankt, doch noch nicht verzeihen, daß er durch seine Reformation ein solcher Verderber des Fischwesens geworden ist, und ihr so viele herrliche Teiche und Weiher aufgeopfert hat." Unser Freund schenkte ihm zwei Fische für seine Küche. Die übrigen wurden sogleich nach der Stadt abgeschickt; Wilibald selbst ritt gegen Abend dahin zurück.

"Und wenn ich nun auch so lebte wie dieses Völkchen?" dachte der Heimkehrende, wie er sich noch einmal nach dem Dörschen umsah, und die kleinen Rauchnestler sinnig überblickte. Mit dem ewigen Einerlei konnte er sich noch nicht versöhnen; er wendete daher den Blick nach der Stadt und seinen neuen Freunden. Aber es fiel ihm doch alles wieder ein, was Otto gestern über das Landleben und die Bauern gesagt hatte, und er glaubte, ohne selbst zu wissen warum,

heute mehr Sinn darin zu finden. Dabei drang sich ihm der Gedanke auf, er habe wohl auf seinen Reisen viel todte Natur und Kunst studirt; nur sei ihm, wie so manchem andern Reisenden, der Mensch fremd geblieben; gerade in ihm habe er sein Studium am wenigsten geweiht; im Leben sei er ein Neuling.

Beim Rückblick auf Otto versiel er in tiefes Nachdenken. Es that ihm leid, sich von diesem zu trennen. Ob aber die edle Gestalt des Mannes, ob sein männlicher Ernst, sein ruhiger, gebildeter Geist, oder ob der romantische Glitzer, worin er ihm erschienen war, ihn anzog, wußte er nicht. „Vielleicht ist's nur sein Unglück," dacht' er, „was ihn mir interessant macht?" Es reute ihn jezt, daß er sich nicht nach seinen Familienverhältnissen erkundigt hatte; doch, er hoffte ja ihn bald wieder zu sehen.

Gleich bei seiner Ankunft in der Stadt konnte Wilibald seinem Vater und Bruder mit wenig Mühe über den Werth Hainbergs ein kurzes und richtiges Urtheil vorlegen, welches sehr erfreulich ausfiel. „Laßt uns froh sein," sagte der Alte, „daß die Sache sich wirklich so verhält! Aber hast du auch den Nachbar Otto gesehen? Das ist ein sonderbarer Mensch. Ich möchte ihn beinahe für einen eigentlichen Abenteurer halten."

Wilibald schwieg einen Augenblick betroffen, und erzählte dann nur, was er ihm in Ansehung der Kenntniß von Hainberg zu danken habe. „Gut bin ich ihm selbst," meinte der Vater: „und wer mit ihm streiten will, der muß sich recht zusammen nehmen! Er mag wohl viel in der Welt erlebt haben. Was auch der Verwalter sagen mag, so ist es doch mein Voratz, mit diesem Manne vor der Hand gute Nachbarschaft zu halten."

So eben kam die Gesellschaft an. Salen's, der Kapellmeister und Pinus waren von der Mutter zu Wilibalds Karpsen, als der ersten Nukung von Hainberg, eingeladen worden. Wilibald fand seine künftige Schwägerin heute bezaubernd, und ungleich heiterer, als sie ihm das erste Mal erschienen war. Sie küßt und lobte ihn wegen seiner gemeinnützigen Fiskerkünste. Bei Tische wollte sie seine Nachbarin sein, und unterhielt ihn auf das lebhafteste. Er mußte ihr von Hainberg erzählen, und versprechen, sie im Frühling sogleich zu der schönen Richte auf seinem Ritterfize zu fahren.

„O, es ist wohl recht herrlich auf dem Lande!" sagte sie. „Man ist sich seines Lebens viel deutlicher bewußt, als in der Stadt."

„Ein Satz, der sehr richtig gestellt ist!" sagte Pinus. „Der Landmann behält unter allen Ständen, und bei aller seiner mühseligen Arbeit, doch immer die richtigste, reinste und lebendigste Ansicht und das klarste Bewußtsein vom Leben. Der Gelehrte zum Beispiel weiß nur selten, daß er lebt. Er ist oft gleichsam ge-

nötigt, sich selbst zusammen zu raffen und zu befragen: Lebe ich? Und wie ist's, wenn man lebt?"

Unser Freund süßte sich von dem aufgestellten Satz überrascht. Diese Menschen schienen ja zu Otto's Partei zu gehören! Er meinte darauf, daß das Wohnen auf dem Lande im Winter doch ohne Frage höchst traurig sein müsse.

„Warum?" sagte Mariane. „So unfreundlich auch der Winter ist, so kurz macht ihn uns doch die Einbildungskraft. Bis in den November gibt's immer noch so viele Arbeiten auf dem Lande, daß wir diesen Monat noch zum Herbst zu rechnen sehr geneigt sind. Nun fangen wir erst an, uns vor dem Winter im Ernste zu fürchten, und die zunehmende Kürze der Tage macht, daß wir immer glauben, nun werde es angehen, nun komme bald das Schlimmste. So erscheint unvermerkt das Weihnachtsfest; und der eigentliche Winter existirt für mich wirklich nur in den wenigen Tagen zwischen Weihnachten und dem neuen Jahre. Aber, ich bitte Sie, wie oft hören wir nicht schon am Neujahrstage sagen: Gottlob, man kann es doch schon ein Bißchen merken, wie die Tage zunehmen! O, gewiß, mein Freund, mit dem neuen Jahre schimmert auch die neue Hoffnung wieder. Lassen Sie am zweiten Januar einen Schnee wegschmelzen, so heißt es gleich: Seht ihr, es ist wieder Hoffnung da! Man lacht kindlich über sich selbst, und spricht dann schon zu jedem grünen Gräschen: Wirst du noch sterben? Nein, nun kannst du noch erhalten werden; es ist dann doch schon Januar; man hat ja schon erlebt, daß der Frühling zuweilen bald kommt! Im Hornung — da hat bekanntlich schon alles gute Wege. Stürmt es auch noch zehnmal ärger als bisher, so denkt doch jeder Christ: Es kann nicht lange mehr dauern, die Sonne ist, nach dem gemeinen Glauben, schon gar sehr viel näher gerückt; — und, wie die Tage wieder zugenommen haben! — Nun erscheint auch jene Zeit, worin der Landmann sagt: „Die Wärme kommt schon von unten herauf." Und je zarter noch die Keime des Frühlings sind, je zarter und bescheidener sind auch unsere Hoffnungen. Stürme und Kälte vermindern hierbei unsere gute Meinung gar nicht; im Gegentheil sehen wir es mit einer Art von schadentrohem Vergnügen an, wenn das Uebrige vom Winter in Tropfen, Flocken und Zacken vollends herunter muß. Und über all den Täuschungen und immer neuen Erwartungen —"

„Bricht endlich," rief der entzückte Wilibald, „der schöne Freund, mein Frühling, wirklich herein. Er überrascht die Erde und ihre Bewohner auch dann immer noch, wie der Bräutigam die lang getäuschte wartende Braut noch roth macht, wann er endlich auf einmal über den Hügel herauf steuert."

„Das hat uns Mariane meisterhaft geschildert!“ sagte August, und sein Bruder bekräftigte es von Herzen. Pinus und Franz wünschten doch ihrer Darstellung mehr Wärme.

„Das wäre,“ antwortete Wilibald, „vom Winter wohl zu viel verlangt. Ich finde alles sehr gut gehalten; allenfalls über das Christfest hätten Sie mehr sagen sollen.“

Sie wollte, daß er selbst dies noch nachhole, und er fuhr fort: „Das Christfest schimmert, wie ein freundlicher Stern, mitten aus der Tiefe des Winters hervor. Dieses Fest hat wohl für jeden Menschen, für den Greis wie für das Kind, für den größten Staatsmann und Gelehrten wie für den Tagelöhner, etwas Erfreuliches, etwas Helles, Glänzendes — etwas durchaus Freundliches. Glücklicher Weise liegt es eben auch mitten in dem Scheidepunkt, wo die Verzweiflung endet, und die junge Hoffnung wieder beginnt.“

„Wenigstens hat das Neujahr,“ sagte Franz, „für mich viel mehr Gemeines, als das Christfest; und der Himmel weiß, worin das liegen mag. Vielleicht, weil nicht alle Menschen das Christfest haben.“

Der Maler meinte, alles dies würde beweisen, daß der Mensch wirklich ein gutmüthiges Thier sei, welches gern hoffe, spiele und sich von jeder Situation das Unangenehme wegzudenken aufgelegt sei, — wenn nämlich ihre jetzt geäußerten Gedanken auch für allgemein, und jedem Menschen eigen, anzunehmen wären.

„Ganz gewiß!“ rief Minelli. „Wer könnte besonders das heilige Christfest nicht lieben!“ Er sammelte die Stimmen bei den Alten, und das Resultat fiel dahin aus, daß man Marianens Gesinnungen über den Winter beistimmte, auch dem Christfest allerdings den meisten sinnlichen und religiösen Schimmer unter allen Festen des Jahres zusprach, übrigens aber (wie vorausszusehen war) die ganze Entwicklung dieser Sache für Spielerei hielt. Nur der Finanzrath schien sich selbst in der Sache wieder zu finden, und sagte mit einer gewissen angenommenen Strenge zu den Brüdern: „Nun, ihr Jungen, seid nur morgen hübsch artig!“

August und Wilibald sahen sich an. Es war morgen der heilige Christabend; das Land der Jugend lag mit allen seinen Blumen und Fruchtschnüren vor ihnen, und ihre Augen erglänzten, denn Schimmer gegenüber, welchen die rückblickende Freundlichkeit des Alters liebevoll auf jene Herrlichkeiten warf. August sprang begeistert auf, um seinem Vater die Hand zu küssen.

„Mich hat das Schicksal schon im zehnten Jahre aus meinem Vaterlande gestossen!“ sagte der Kapellmeister mit wehmüthigem Lächeln. „Ach, ich kannte keine Eltern, und mein Vaterland war — ein elendes italienisches Kloster!“

Es war keine Seele in der Gesellschaft, die der klagende Ton, in welchem Minelli dies sagte, nicht gerührt hätte. Mariane wandte sich still weg, und Wilibald machte eine lebhafteste schmerzliche Bewegung nach dem Verwaisten; er war von dem Augenblick an sein Freund. Man wurde noch einig, es sollte morgen Abend bei Salen's Souper sein, und Marianens Mutter wollte bejuchern.

Des folgenden Tags hörte man kein Wort vom heiligen Christ sprechen. Die Brüder saßen tief in der Meinung des Werkeltags, und arbeiteten fest. Wie die Abenddämmerung anbrach, und hie und da in den Straßen schon hoffnungsvolle Kinderstimmen melodisch ertönten, und die geheimen Proben der Christbaumbeleuchtungen, nebst den Vorübungen der Musikanten zur mitternächtlichen Thurmruhmusik, die Annäherung der ewig heiligen Nacht verkündigten, da kam August in Wilibalds Zimmer, in jedem Gesichtszuge freudige Wuth. „Du!“ zischelte er, „der Vater ist mir eben mit der Mutter auf der Treppe begegnet, und hat, indem er mich verdrüsslich ansah, Etwas bei Seite gesteckt. Um's Himmels willen, was wird das sein! Wirf Alles weg — es ist Feierabend!“

Der Finanzrath war ein ernsthafter Mann, der den Scherz liebte. Er hing dabei mit einer gewissen Feierlichkeit an den guten alten spielenden Sitten und Gebräuchen. Alle Jahre mußte bei ihm wenigstens Etwas bescheert, dabei aber alle Pracht vermieden werden, wenn er guter Laune bleiben sollte. Selbst das Geheimnißvolle bei der Sache, jenes übellaunige Dunkel, aus welchem sich dann auf einmal der Glanz der heiligen Christoperation entwickelt, behielt er bei, weil es, so lang er wußte, ihm angenehme Empfindungen erregt hatte. August war, wie wir schon erwähnt haben, eine ausgelassen lustige Seele, sobald er einmal den Arbeitstisch verschloß, und setzte einen großen Werth auf Familienfreuden. Auch unser Held, der ihn liebte, und sich so gern hinweisen ließ, stimmte gar bald mit in seinen Jubel ein. Sie wurden Kinder.

„Bald ist's nun vorbei,“ sagte August. „Denn wann ich erst selbst Kinder habe, muß doch der Spaß ein Ende nehmen.“

„Eigentlich,“ erinnerte sein Bruder, „sind wir freilich schon jetzt etwas alt dazu —“

„Sprich doch das nicht!“ rief jener ärgerlich. „Warum scheuen wir uns, wahr gegen uns selbst zu sein? Die Fortsetzung jener Jugendseligkeiten macht uns glücklich; warum wollen wir uns aber das nicht gestehen? Macht etwa das längere Leben es uns zur Pflicht, düster zu werden, die Kinderfreuden zu verachten oder lächerlich zu finden, wenn nun die glücklichen Verhältnisse sie uns doch noch lächelnd darbieten? Ich wüßte keinen Grund dafür! Im Gegentheil möcht' ich den schönen Ausspruch hier anwenden: Wenn ihr euch nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, so werdet ihr

nicht in's Reich Gottes kommen. Oder, liegt der Grund, warum man diese Freuden gering schätzen zu müssen glaubt, etwa im Geiste des Zeitalters? — Es ist wahr, Gefühl und unschuldiges Spiel werden, dünkt mich, immer seltener, seitdem die empfindsame Epoche vorüber ist; Sportivität ist an ihre Stelle getreten —

„Oder vielmehr,“ fiel Wilibald ein, „der Mensch besitzt zwar zuweilen noch Keivetät und Gefühl, Jedermann schämt sich aber, dieses im Gesellschaftlichen zu zeigen, weil man sich eben gewöhnlich dem höhnischen Modewitz zur Schau bloßstellt. Man hält es überhaupt seit einiger Zeit selten mehr der Mühe werth, sich über die Grenzlinie zwischen Empfindsamkeit und Empfindelei öffentlich und gründlich zu erklären, und ich glaube selbst, daß der Witz hieran einige Schuld hat. Man verzeiht es fast nur einzig noch dem Humor, wann er zuweilen die Empfindsamkeit in ihre alten heiligen Rechte wieder einsetzt.“

„D,“ sagte August, „wenn unsere Epoche diesen unseligen Individualismus mitgebracht hat, so wünscht' ich sie weit weg!“

„Du bist ein guter Junge!“ endigte Wilibald, und ging Arm in Arm mit ihm in die Wohnstube, wo sie sich allerlei Geschichten aus ihrer Jugend erzählten und darüber stritten, wer die lossten Streiche getrieben habe. „Auf alle Fälle,“ sagte zuletzt Wilibald, „warst du als Kind der Schlimmste unter uns beiden. Das Schadenfroheste, dessen ich mich von mir selbst erinnere, bestand doch nur darin, daß ich thönerne Laubthaler, recht zart eingewickelt, unter das Fenster legte, und dann hinter diesem Acht gab, wie der Ehrliche das Papierchen sogleich öffnete, der Schelm aber den Fund erst eine ganze Strecke wegtrug, um ihn im Winkel zu untersuchen. Aber du, was hast du nicht alles gethan! Den dummen Karl beredetest du immer, sich im Garten auf die schönen kleinen Hügelchen zu setzen, wo ihm dann die Ameisen — die kleinen gelben — eine wahre Hölle in die Beinkleider brachten. Und weißt du noch, wie du den ungeheuern Fleischerhund so lange übest, große Stücke Brod vor dem Fenster zu fangen, bis er endlich einmal einen halben scharfkantigen Backstein fing, der ihm alle Zähne einschlug?“

„D,“ lachte August, „der Spaß reut mich denn doch nicht. Ich höre das Ungeheuer noch jetzt brüllen. Aber gesehen habe ich nie wieder etwas von ihm.“

„Ja, ja,“ sagte Wilibald, „Plan zur Intrigue und Anlage zum Sachwalter hattest du schon damals. Aber solche Sünden setzten uns dann auch, je näher die Weihnachtszeit kam, jemebr in Angst.“

Die Mutter kam jetzt aus dem Nebenzimmer, als eine Vertraute des heiligen Christ, und sagte leise drohend; „Dahinein dürft ihr nicht. Hier wartet, bis euch der Vater ruft.“ Der Rabinetsrath

fiel entzückt vor ihr auf die Knie, und Wilibald und die Mutter konnten vor Lachen über ihn nicht zu Athem kommen.

„Aber,“ fing Wilibald wieder an, als die Mutter fort war, „es ist doch gewiß wahr, daß all die Nessel, Pfefferkuchen und Nüsse, welche der heilige Christ bescheert, wirklich ganz anders schmecken, als die ungeweihten.“

„Und hauptsächlich,“ sagte August, „der große Christweck, mit Mandeln und Rosinen! o, den erreicht an Köstlichkeit kein Weck unterm Himmel!“

Selbst der gemischte Geruch,“ fuhr Wilibald fort, „der uns, bei Eröffnung der Christstube, von den Wachskerzen, dem Obst und frischgebackenem Wehlwerk immer entgegen kam, verdiente den Namen eines festlichen Geruchs.“

Die Thür knarrte, und Mariane trat im Dunkeln herein. Die Mutter hatte sie auch dazu bitten lassen, um August recht froh zu sehen. Er drückte sie an's Herz, die Brüder ermahnten sie, stille zu sein und weihen sie lächelnd zu ihrer Feier. Sie war sehr glücklich, und half auch erzählen. So oft man im Nebenzimmer gehen und flüstern hörte, fielen die Kinder einander in die Arme und küßten sich vor Wonne und Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Aber August schlich einmal an ein Nitzchen in der Thüre, und Mariane hing während dessen noch mit einer Gewalt an Wilibalds Lippen, wovon er selbst erglühte. Bald fühlte er eine brennende Thräne auf seiner Wange, und erschraf.

„Ach, die vielen Lichter da drinn!“ keuchte der Rabinetsrath, und sprang auf den Beinen wieder zu ihnen. Mariane wandte sich schnell von Wilibalden zu ihm hin; sie umschloß ihn heftig, und er wiegte sie an seiner Brust. „Du edle Seele,“ rief sie nach einer Pause, vergiß mir, daß mein Gefühl mich wieder weich macht!“

„Nicht so, Beste!“ sagte August unter Küßen. „Sieh doch, wie wir so kühnlich und froh sind!“ Sie that bald heiterer, nöthigte auch Wilibalden wieder zu sich, und Alles war gut.

Jetzt endlich ging die Thür auf, und eine Masse von abenteuerlichem Glanz strömte heraus. „Kommt, ihr Kinder,“ sagte der Vater trocken, „der heilige Christ hat bescheert.“ Auf der Schwelle blieb August, als der Älteste, stehen; die andern beiden guckten, Hand in Hand, neben ihm hinein. Drei kleine Bäume, mit Wachskerzen und versilberten Früchten, standen auf einem langen Tische. Bei jedem Baume lag der gebackene Name des Kindes und die dazu gehörige Bescheerung, die diesmal, Marianens wegen, übermäßig reich ausgefallen war. Die Pfefferkuchen, das Obst, und der treffliche Weck waren nicht vergessen.

Nun untersuchte Jeder, und Jeder wollte sich im Danke gegen die Eltern gern auszeichnen. „Der Himmel laß uns noch einige Zeit so zusammen spielen!“ sagte der Vater. „Ihr guten Kinder, euer Spaß macht mir große Freude.“ Die Mutter konnte sich an ihren drei Kindern nicht satt küssen.

„Vor allen Dingen will ich meinen guten Namen essen,“ sagte August, und biß drein. Als der verzehrt war, schnitt er auch seinen Weck an. „Denn,“ sagte er, „die dritten Feiertage sind abgeschafft, und da hoff ich doch auszureichen, wenn ich schon den Heiligenabend anfangs zu schlemmen.“ Er aß ihn in Kurzem bis zur Hälfte auf.

Du warst doch immer der Bielschlag!“ sagte unser Held lachend. „Komm, wir wollen auch jeder einen Pseffertuchen schlachten.“

„Ja, schlachten, da hast du recht, das war unser altes, ächtes Wort: schlachten!“ Jeder brach, und mußte mit dem andern um seine zwei Hälften, zwischen Messerrücken oder Schneide, loosen. Der Kabinetstath wußte sich im Besitz seiner Reichthümer so wenig zu mäßigen, daß endlich die Mutter sagte: „Ihr werdet euch krank essen. Du kannst das nicht mehr vertragen, lieber August.“

„O doch, Mutterchen!“ rief er, und stopfte noch einmal beide Backen voll. „So, nun heben Sie Alles auf, damit Wilibald nicht darüber gerathen kann!“

„Nun, Gott segne dir's! — Morgen liegt er auf der Nase,“ sagte der Finanzrath drohend, und ging, um den Schlüssel seines Komptoirs zu sich zu nehmen.

Man fuhr zu Salen's. Franz, Minelli und der Maler füllten schon die Zimmer mit ihrem Freudengeschrei, und wurden von den Ankommenden nun sogleich durch verschiedene mitgebrachte Consumtibilen unterrichtet, was das heiße: der heilige Christ hat bescheert! Der Geheimerath empfing die Gesellschaft und führte sie sogleich in das fertige Christzimmer. Die Frau von Salen hatte dieses prächtig beleuchtet und jedem Anwesenden einen Baum gepußt und eine kleine Ueberraschung vorbereitet. Die ganze Aulast war wichtig: sie ging aber mehr auf modernen Scherz, als auf alte Reminiscenzen. Es wurde viel gelacht, und der Finanzrath war diesen Abend besonders lustig.

„Das Beste haben wir freilich schon zu Hause genossen!“ sagte August heimlich zu Wilibalden und Marianen. „Hier ist's doch wohl zu voll.“ Marianen war's lieb, daß Minelli nicht mit bei Kronachs gewesen war. Sie glaubte, daß jene Familienlust ihn zu sehr würde ergriffen haben.

Während die Gesellschaft sich der frohesten Laune überließ, bemerkte Wilibald einigemal, daß die Blicke seiner künftigen Schwester starr auf ihn gerichtet waren. Auch veränderte sie oft die Farbe, und er fühlte ein Zittern in ihrer Hand, als er sie in's Fenster zog.

„Was ist Ihnen, Mariane?“ fragte er mit seiner gewöhnlichen Gutmüthigkeit.

„O Gott!“ schluchzte sie, und eine Flut von Thränen stürzte aus ihren Augen. Der Zufall verbarg dies der Gesellschaft; Niemand hatte es bemerkt, als Franz.

„Sie hat einen geheimen Kummer,“ dachte Wilibald, und nahm sich vor, sie um ihr Vertrauen zu bitten. Er sah jetzt, daß sie zu Augusten ging und daß Beide, nebst den zwei Müttern, sich bald von der übrigen Gesellschaft absonderten. Als sie sich nach einiger Zeit wieder trennten, that Mariane viel munterer als vorher. Zu Hause sagte ihm die Mutter noch, sie habe, kurz vorm Weggehen aus dem Salen'schen Hause, mit seinem Bruder August Marianen sehr angelegen, den Tag ihrer Vermählung zu bestimmen. Diese habe aber denselben erst im Spätherbst angeheiratet, und sei durch keine Bitten und Vorstellungen von diesem Eigensinn abzubringen gewesen, so, daß sie ihr endlich alles hätten zugestehen müssen.

„Das ist sehr sonderbar,“ sagte Wilibald, und beschloß fest, mit Marianen zu reden. Auch dachte er auf seinem Zimmer weiter hierüber nach, und untersuchte bei dieser Gelegenheit seine eigenen Gefühle gegen Marianen. Er fand in seiner Brust die lauterste Freundschaft und den wärmsten Willen, ihr und August's Glück zu befördern. „Sollte sie unglücklich sein?“ dachte unser Freund, als er sich weiter in seiner Untersuchung verlor und trauriger wurde. „Sollte vielleicht irgend ein anderer Gegenstand ihr Herz fesseln — sollte gar mein eigenes unglückliches Bild die Gestalt sein, die auf dem Wasser dieser köstlichen Thränen schwimmt?“ Er beruhigte sich indessen doch bald hierüber, da er erwog, wie gar neu diese Bekanntschaft sei, und daß sein Bruder, wenn er dessen Eigenschaften mit den seinigen unparteiisch zusammenstelle, ihm keineswegs nachsehen könne und überdies Marianen so unendlich zu lieben scheine.

„Was willst du mit deinem Aufschieben eigentlich sagen?“ fragte der Professor am folgenden Morgen seine Schwester verdrießlich. „Und was sollte das Weinen gestern Abends?“ Sie erröthete. „Laß mich doch!“ antwortete sie endlich mit flehendem Blick. „Es ist ja der letzte Sommer meiner Freiheit.“

Franz war, wie schon bemerkt worden ist, bis zur Heftigkeit lebhaft. „Ich will dir sagen,“ fuhr er heraus, „wie das ist. Dein Bräutigam hat durch seines Bruders Erscheinung in deinen Augen zu viel verloren; du schlägst gern einen Umtausch vor, wenn nicht dies als ein gewisses Schweben zwischen zwei Brüdern erscheinen müßte, wodurch in den Augen der Welt alle Delikatesse, aller Geschmack und Ton vor den Kopf gestossen würde; wenn es nicht einen Grad von Flatterhaftigkeit offenbarte, dessen nur ein Weib fähig

ist, die von Woche zu Woche immer in das schönste Gesicht verliebt sein muß."

"Franz, Franz! Womit hab' ich diese Begegnung verdient!" rief sie, und zerfloß in Thränen.

"Hast du sonst Kummer, liebe Schwester?" sagte der Assessor erschrocken, und ergriff ihre Hand. Aber, es war zu spät; seine Unbescheidenheit hatte schon den Verlust ihres Zutrauens nach sich gezogen.

"Sei gut!" sagte er. "Ich will kein Wort mehr gegen diese Sache reden; ich war nur in Sorgen für deinen August und dich." Das schien sie zu beruhigen. Sie gab ihm die Hand, und er ging. "Ich hätte bedenken sollen," dachte er jetzt und schlug sich vor die Stirn, "daß ein Weib die gewaltthame Enthüllung ihrer theuersten Geheimnisse dann am wenigsten vergeißt, wenn ihre Schuld damit in Verknüpfung steht."

Diesen Morgen hielt man musikalische Probe bei Minelli; denn am Abend wollten unsere Freunde das erste Liebhaberkonzert beim Grafen Sima geben, weshalb auch das gewöhnliche große Konzert für heute ausgesetzt werden dürfte. Franz nahm in der Probe so gleich unsern Helden bei Seite. "Sprich doch mit Marianen über ihre Verbindung. Es liegt ihr etwas schwer auf dem Herzen, und ich besitze ihr Zutrauen nicht ganz."

Wilibald antwortete, er habe, nach seiner eigenen gestrigen Bemerkung, die er ihm mittheilte, sich dies schon vorgenommen. Er that es gleich des nämlichen Vormittags. Sie empfing ihn so froh und heiter, wie er sie noch nie gesehen hatte. "Ergebt euch doch," schärfte sie, und ließ ihn nicht zum Worte kommen; "ergebt euch doch meinem Eigensinne, der dem euren zum letzten Mal die Spitze bietet. Frühling und Sommer gehören noch mein. Da soll man noch von mir hören; da will ich mich noch recht austoben. Und Sie — Sie toben mit! Ich weihe Sie jetzt zum Gefährten meines Nestchens Jugend; zum letzten Genossen meiner sterbenden Kindheit. Sie sind von nun an mein Freund und Vertrauter. Suchen Sie sich dieses Vertrauens werth zu machen. Wer weiß, wie bald der Herbst aubricht!"

Sie umarmte ihn mit der launigsten Schwärmerei, und er mußte ihr unverbrüchliche Treue schwören, besonders auch, daß er sich nie wieder mit den Andern in ein Bündniß gegen sie einlassen, keiner Stimme als der übrigen folgen wolle. "Ich muß," sagte die Arme, "in diesen neun Monaten meine ganze Jugend noch einmal durchleben. Zu Augenblicken konzentriert, sollen mir Jahre der Freiheit und des kindlichen Lebens verrinnen, und erst der Tod — der Tod dieser Blüthenzeit, soll mich dann in's ernstere Leben einführen."

Ihre Augen waren naß, und hingen matt über seiner Gestalt. Da sah es nun Wilibald selbst: sie war eine Schwärmerin, die schwache Nerven hatte und durch ein einfaches, planes Leben geheilt werden mußte. Er sagte ihr das zutraulich, und sie gab ihm von Herzen Recht. August war ein Mann für sie; davon waren sie beide überzeugt. Von diesem Augenblicke an hatte sie Wilibalds ganzes Wesen in ihrer Gewalt. Er that blindlings Alles, was sie ihm befahl, und seine Freundschaft kannte keine Schranken. Sie waren beide, wie man sagt, Ein Herz und Eine Seele.

Bei dem Minister war heute Gala und groß Diner angesagt. Mariane wollte sich entschuldigen lassen. "Ich mag," sagte sie zu Wilibalden, in keine Gesellschaft mehr, von welcher ich vielleicht nun bald ausgeschlossen werde. Erst Abends gehe ich hin, wann die gemischte Gesellschaft sich zu eurem Konzert versammelt."

Das Konzert wurde dann des Abends feierlich eröffnet. Im prächtigen Saale der Ministerin, welcher nicht der gewöhnliche Konzertsaal war, hatten die vollsten Töne Raum. Die ganze Kapelle war gegenwärtig, wiewohl nur wenige davon an der Ausführung selbst Theil nahmen. Der neue Kapellmeister, Minelli, wollte sich heute zum erstenmal in dieser Stadt hören lassen. Unser Held stand während der Symphonie entzückt an seiner Seite, und fühlte sich heimlich geehrt, von diesem Wesen dirigirt zu werden, dessen Geige heute keine Töne — nein, ganze rollende Ströme von Harmonie entfloßen. Die Blicke der Gräfin schienen eine lebhafteste Theilnahme auszudrücken. Allein, sie durfte keinen ihrer Freunde bemerken; die Gesellschaft war zahlreich, steif und glänzend.

Still setzte sich der Kapellmeister hinter sein Violoncell. Die Musik war, wie man wußte, sein eigenes Werk. Wilibald durfte das Akkompagnement dirigiren. Alles war auf's Höchste gespannt, weil Minelli noch so gut als unbekannt war, und sogar auf dem Punkte stand, verkannt zu werden, da er es bisher noch nicht der Mühe werth gefunden hatte, öffentlich zu spielen. Das Tutti des Konzerts flog stürmisch zum Schluß, und er fing jetzt mit jener schneidenden, fremdartigen Bewegung an, welche (ohne sich der unterschiedenen Tenorstimme des Fagots zu nähern) diesem Instrument so besonders eigen ist, und deren imponirende Töne hier aus einer ganz andern Region zu kommen schienen, als aus der Summe aller eben jetzt gehörten Instrumente. Niemand athmete mehr. — Der erste Absatz opferte der Kunst und dem Talente des Künstlers; ein zweiter war der Melodie geweiht, und der letzte gehörte in die noch unbezeichnete Klasse jener melodischen Disharmonien, die das Herz zur Trostlosigkeit hinabziehen, um ihm dann, wie die unglückliche Liebe, zuweilen ein tragisches Lächeln abzuwingen. "Es ist keine von meinen guten Arbeiten," hatte er vorher zu Wilibalden gesagt;

„aber ich zeige mich gern damit als Künstler, weil die Welt das Schöne liebt.“

Seine Absicht wurde vollkommen erreicht. Die letzte Abtheilung griff sichtbar an. Je mehr sie alles Lebensglück verhöhnte, desto gebietender wurde doch ihre Kraft, desto unterirdischer tönte ihr Ruf. Man konnte es dem Künstler nicht verzeihen, daß er so affektlos dasaß, während alle Geister im großen Zuge des Unglücks stöhnten, und doch mit fortgerissen wurden in die Mächte des Schicksals. Hier preßte die Kunst aus manchem Auge die ersten namenlosen Thränen. Und wie er nun schied, hörte man kein Bravo, keine Hand hatte Stärke, um zu klatschen. Viele wendeten sich nur wehmüthig von ihm und bewegten unwillkürlich die Hand gegen das Orchester, als wollten sie den Unbarmherzigen gehen heißen. Mariane war bleich geworden, wie eine Leiche.

Sie machten eine kleine Pause. „Das ist ein fürchterlicher Mensch!“ sagte der Minister lächelnd zu einem erstaunten Präsidenten. „Und doch hab' ich ihn an einem andern Orte schon zweimal gehört.“ Natürlich mußte Minelli's Lob zugleich der Weisrauch werden, welchen man dem Geschmack des Grafen, der ihn hier angestellt hatte, von Herzen streute. Die Gräfin ging jetzt mit andern zu ihm. „Minelli!“ sagte sie leise, und mit Schmerz. Er sah sie still an und bückte sich tief; aber er schien das Reden mit Mühe zu unterdrücken — und sogleich fragte sie, ob er mit dem Saale zufrieden sei, und ging leicht vorüber.

Ein dumpfes Murren hatte nun den Saal gefüllt. Die zurückgehaltenen Urtheile und Gefühle brachen hervor, und der Kapellmeister erschien Jedem, besonders aber seinen Untergebenen, in einer Art von Heiligenschein. Er hatte die Herzen der Lehren heute auf einmal mit Sturm gewonnen, und heute hielt auch die heilige Cäcilia ihren Einzug wieder in die Vaterstadt unseres Helden.

Die Gräfin kam bald mit Marianen zu Minelli zurück. „Wann hören wir denn etwas von diesem unwissenden Menschen?“ sagte sie und wies auf Wilibalden, welcher eben den Bogen hob, um Stille zu gebieten. Minelli zeigte ihr das, und Wilibald bückte sich lächelnd, und trat mit der Geige vor.

Es war Minelli's Meisterstück; ein einzelnes Adagio, das nothwendig auf diese zerrüttenden Töne folgen zu müssen schien, von welchen noch jede Brust krank war. Die reine, kunstlose, volle Melodie nahm für den Dichter ein, und hob zugleich den Künstler mit. Wilibald lebte schön und heilig, wie ein Gott, in dieser süßen Melodie. Froh und heiter schien es Einer dem Andern zuzuwinken, wie gefällig der schöne Mann spiele! Selbst Minelli mußte bei dem naiven Schluß ihn anlächeln. Ein allgemeines Bravo ertönte, und man hätte ihn noch Stundenlang mit demselben Wohlfinden

zugehört. „Sagt' ich's nicht,“ flüsterte der Kapellmeister ihm zu, „daß man mich verabscheuen, und dich lieben würde?“

Sie gaben heute bloß Instrumentalmusik, weil der Kapellmeister nur zeigen wollte, was er mit wenigen Leuten in dieser zu leisten vermöge. Wie die Musiker am Ende bis auf unsere vier Freunde weg waren, sagte die Gräfin: „Es ist ein Glück für Sie, Minelli, daß Sie Kronach's Adagio selbst gemacht haben: denn übrigens haben Sie heute gespielt, wie ein Wahnsinniger; und Sie, mein guter Kronach, Sie haben gespielt, wie ein hübsches Kind spielt.“

„Ich habe noch nie so gut gespielt, wie heute,“ sagte Minelli, und sah sie mit komischem Künstlerzorn an. Sie lächelte. „Ich hätte nicht allein bei Ihnen im Saale sein mögen — ich hätte weglaufen müssen.“

„Kann ich dafür,“ erwiderte er, „daß das große Publikum sich noch immer auf die musikalische Nothzucht erpicht?“

„Es war nur ein Spiel!“ versetzte Wilibald. — „Ich will aber auch,“ sagte sie, „für den lieben Abend dankbar sein. Jeder soll einen heiligen Christ bekommen. Kronach hat es am besten gemacht.“

„Das leugne ich!“ fiel Minelli ein. „Ich habe es am besten gemacht.“

„Aber doch am schönsten,“ antwortete sie.

„Freilich wohl!“ sagte Minelli.

„Nun,“ fuhr sie fort, „also morgen früh um elf können Sie kommen, Kronach; und die andern erst des Nachmittags.“ Sie ging zur übrigen Gesellschaft.

„Das ist der Dank,“ sagte der Kapellmeister lachend, „für alles Unheil, was ich angerichtet habe; für die größten Thaten, die je verrichtet worden sind, seitdem die Welt auf Baßgeigen dudelt.“

Mariane und Wilibald unterhielten sich fast den ganzen Abend allein über die heutige Musik, und es war spät, wie die Gesellschaft sich trennte. Beim Nachhausegehen sagte Minelli zu Wilibalden: „Mit dir und der Gräfin ist's nicht richtig; das kannst du glauben.“ Dieser dachte aber hierüber nicht weiter nach. Er hatte bei den Weibern einiges Glück erfahren, doch dieses wenig benutzt; und seine diskreten Gedanken über das Geschlecht selbst haben wir zum Theil schon oben kennen gelernt. Aber keineswegs versäumte er des folgenden Tages die erste Stunde.

„Wo bleiben Sie so lange?“ rief ihm die Gräfin entgegen, welche las. „Sehen Sie sich, und lesen Sie weiter.“ Er that es. Sie trat neben ihn, und sah mit in's Buch. Nach einiger Zeit bog sie sich sanft über ihn, und küßte seine Stirn. „Das ist Ihr heiliger Christ!“ flüsterte sie erröthend, und wollte weggehen. Er ergriff ihre Hand, und sah hoffend zu dem schönen Gesicht empor. Sie

sahen einen Augenblick zu wanken; dann küßte sie ihn warm und herzlich auf die Lippen, und machte sich schnell los.

„Nun lesen Sie weiter.“

Er schwieg, und sah in's Buch.

„O lesen Sie,“ sagte sie dringend, und wandte sich ängstlich gegen das Fenster. Er las einige Sätze schlecht. Es war eine reizende Frau, fast in jugendlicher Blüthe.

„Lassen Sie uns noch zusammen sprechen,“ fing sie wieder an. Wie gefiel Ihnen gestern Minelli? Ist er nicht ein trefflicher Mensch?“ Wilibald antwortete, er habe sein Instrument noch nie in dieser Vollkommenheit gehört, und er selbst sei ganz erstaunt gewesen, weil Minelli in der Probe absichtlich allen Ausdruck vernachlässigt, und besonders einen höchstgemeinen Ton affektirt habe, um auch seine Freunde zu täuschen.

„Ton,“ sagte sie, — „das war's eben! Jedes Instrument und besonders dieses, scheint seinen eignen, ursprünglichen Grundton zu enthalten, der aber selten gefunden wird, den es sich nicht entziehen läßt, als von der Hand des vollendeten Künstlers.“

„Oder auch,“ erwiderte Kronach, „der Stümper findet jenen Ton zuweilen, aber er erkennt ihn nicht, er hat im Innern nichts, was diesen Ton ausspricht, was davon anspricht; er läßt ihn unaufmerksam verklingen, und tappt zurück in's gemeine äußere Reich der Töne.“

Nach einigen weiteren Erörterungen hierüber fuhr sie fort: „Er muß Ihr ächter Freund sein; er hat Ihnen den Sieg über sich so schön in die Hand gespielt. Sie haben mir einige sehr glückliche Minuten gemacht. Freilich, was mag auch dem Herzen sanfter thun, als wann es, nach so heißen, wilden Erschütterungen, wieder von jenen sanftbewegten Bogen in melodischen Farben umspielt wird! Es freute mich, daß Ihnen ein gewisses Zucken, Schieben und Ziehen fremd ist, welches gewöhnlich gute Geiger vorstellt. Fromm, rein und glücklich standen Sie da, und jeder Geist ging vergnügt mit dem kindlichen Schritte fort. Ich war Ihnen recht gut.“

Wilibald bat sie, es zu bleiben, aber auch ihn nicht zu loben, da Minelli ihn schon auf viele Unarten aufmerksam gemacht habe.

„Kommen Sie recht oft zu mir,“ sagte sie warm, „und bleiben Sie ein Freund des Kapellmeisters. Seine Art zu sein beunruhigt mich. Er ist ein wilder Mensch, der leicht zänkisch wird, und doch leider selten so lebt, wie es recht wäre. Aber jetzt sollen Sie gehen. — Stille! Ich muß Ihnen etwas schenken.“

Sie zog ihn in ein Kabinet, wo Pinus mit Restaurationen beschäftigt war. „Suchen Sie ihm etwas Gutes zu seinem heiligen Christ heraus,“ sagte die Gräfin. Pinus besann sich, und zeigte

ihr ein kleines Oelgemälde. Es war Thalia, mit dem Kopfe der Gräfin.

„Das nicht!“ sagte sie, „der Graf liebt es.“

Wilibald fand sich durch den Ton, womit sie dies sagte, und worin ihm eine gewisse zarte Treue zu liegen schien, seltsam gerührt. Aber er bat, und erhielt es, unter der Bedingung eines bescheidenen Besizes in Rücksicht auf Fremde. Abends im Schauspiel erzählten sich unsere Freunde ihr Glück. Die drei übrigen Unternehmer hatten von der Ministerin sehr beträchtliche Geschenke von bestimmtem Werth erhalten. Auch hatte der Kapellmeister außerdem die Zusicherung einer ansehnlichen Besoldungszulage vom Grafen bekommen. Jeder schäzte sich dem Krösus gleich, und sie wetteiferten im Lob ihrer herrlichen Freundin. Nur Minelli äußerte ganz offen seinen Reid über das Geschenk unseres Helden.

Wilibald arbeitete von jetzt an sehr fleißig, und nur seine Abende brachte er theils im Hause des Grafen, theils bei Salen's, theils aber mit seinen drei Freunden hin. Mit Marianen verband er sich immer fester, und zu seiner unbeschreiblichen Freude fing diese an, eine fast immerwährende frohe Stimmung zu zeigen. Wo sie und Wilibald einmal zusammen kamen, da waren sie auch selten von einander zu trennen, und man konnte, wenigstens von seiner Seite betrachtet, kein reineres und ächteres Bild der Geschwisterfreundschaft aufstellen.

Die Gräfin hielt er für leichtfertig, aber nicht für verderbt, im Gegentheil verehrte er sie hoch, als eine entschiedene Beschützerin der Künste. „Und dergleichen Frauen,“ meinte er, „sind gewöhnlich von zärtlichem und leichtem Sinn; sie leben gern in einem gewissen erotischen Farbensinn, und verlangen mit Sehnsucht nach Wärme, nach Leben und Liebe.“ Er suchte sie nicht auf, und wann sie ihn zu suchen schien, wußt' er immer den devoten galanten Mann so unbefangen zu machen, daß ihm Minelli einst nach einer Schlittenfahrt, wo sie ihm vorzügliche Beweise einer zärtlicheren Neigung gegeben hatte, geradezu vorwarf, er habe kein Herz, und sei keines schönen Blickes werth. „Du scheinst,“ sagte er, „gar nicht zu wissen, was Liebe, was Feuer ist. Dein ganzes Betragen gegen die Weiber ist dem fühllosen Alter so ähnlich, wie die starren Eiszacken dem todtten unfreundlichen Winter. Wüßt' ich nicht aus andern Gründen dein Gefühl für erwiesen annehmen, so könnt' ich dich hassen.“

„Und warum willst du mir,“ fragte ihn Wilibald, „blos deswegen alle Wärme absprechen, weil ich gern einer Art von Pflichtgefühl folgen möchte; weil ich wünsche, einigen aufgestellten Lebensregeln treu zu bleiben? Möchte dir die Gräfin nie mehr werden, als sie mir ist! Aber leider seh' ich hinter deinen Reden schon

die Eifersucht lauschen! Leider ist es dein Fall nicht, die Regel zu ehren."

"Du kommst mir," antwortete Zener, "mit deinen Regeln vor, wie manche große Herren, die ihre Wahrheit durch Dekrete und Strafen zur objektiven machen wollen, oder ästhetische Regeln in Patentform ausgeben lassen. Aber, wenn du damit noch lange auskommst, so sag', ich hätte gelogen."

Bei der Gräfin selbst stand Wilibald im Verdacht, daß er Marianen liebe, und sie ließ sich oft im heißesten Witz über seine zärtliche Schwägerschaft heraus. So wenig er hierauf achtete, so sehr freute es ihn dabei, daß sie selber doch Marianen herzlich liebte. "Sie ist," sagte die Gräfin einmal zu ihm, "eine Unglückliche, der man Gutes thun muß."

Minelli konnte seine glühende Leidenschaft für die Gräfin nur mit der größten Anstrengung verbergen, und Wilibald hatte sie längst errathen. Aber die Ministerin floh den Willen, wo sie konnte. Man sah zuweilen, daß sie ihm Zuneigung bewies, und an seiner Kunst hing sie mit tiefer Zuneigung. Allein, sie fürchtete sein Feuer, und war auch nie ganz zufrieden mit ihm. Unserm Helden und dem Maler näherte sie sich am liebsten, wenigstens öffentlich; der Kapellmeister und Franz hingegen wurden gewöhnlich sehr streng gehalten, und mußten nicht selten eine Art von Ueberlegenheit, ja selbst Standeshoheit fühlen, die an dem lieblichen Wesen unbegreiflich war. Ein einziges Mal versuchte es der kühne Minelli, sich dieser Ueberlegenheit zu stellen. Sie sah sehr ängstlich aus, und schwieg. Aber er war ganz trostlos, als sie des andern Tages in der Gesellschaft fehlte. Unser Wilibald glaubte gleichwohl einige Tage nach diesem Vorfall zu bemerken, daß ihr Auge den Verbrecher suche; und nun zweifelte er nicht mehr daran, daß ihr Herz gerührt sei.

Die Art, wie sie übrigens unsere vier Fremde nebst Marianen im Ganzen behandelte, sicherte ihr stets die Liebe jedes Einzelnen. Ihr reizender Körper, und ihr reicher, liberaler Geist zogen unwiderstehlich an.

Eine eigne Unterhaltung fand jetzt Wilibald an seiner Nachbarschaft. Er strengte sich oft bis auf's Aeußerste an, den rechten Sinn vom Leben dieser Menschen zu fassen; aber es war ihm nicht möglich, sich in ihre Situationen zu denken, ohne daß die Ideen von "traurig, öde und abgesehmacht," sich ihm sogleich aufdrängen. Zwar der Weber schien nicht glücklich, und wenn auch seine Familienverhältnisse glücklich waren, so bewies doch seine Flöte, daß er als ein strebender Geist unter einem ungünstigen Zeichen geboren sein mußte, oder daß er etwas wollte, was er selbst nicht deutlich verstand. Ueberhaupt rechnete ihn Wilibald nicht zu seinen übrigen

Nachbarn, sondern hielt ihn zuweilen für eine wahrhaft schöne Seele. Aber der Schuster und die Bäckerin schienen reich, froh und glücklich. Und diese waren ihm Räthsel, deren Auflösung er seit seiner Zurückkunft von Hainberg schwerer als jemals fand. "Wie kann doch der Mensch," dachte er, "so gar beschränkt sein! Wie kann er, zwei Stunden höchstens vom Tag abgerechnet, ewig Schuhe machen, ewig Semmeln verkaufen! Und, muß nicht das Leben eines Handwerkers in der Stadt überhaupt höchst leer, düster, und selbst ungesund sein? Wie bleich sieht man gewöhnlich die Menschen von dieser Klasse des Sonntags aus der Stadt schleichen, um nur für die ganze Woche Einmal Luft zu schöpfen!" Dabei fielen ihm die Gesetze wegen des blauen Montags, und alles das ein, was Otto über die mangelnden ländlichen Ergänzungen gesagt hatte. Der frische Landmann erschien ihm aber doch jetzt in einem ganz andern und gefälligeren Licht, als der Handwerker, an dem er hauptsächlich jene jubalterne Rolle des Städters, in welche derselbe gewöhnlich gebannt sei, widrig fand. Meinte vielleicht Otto diese Klasse von Städtern, und wollte er bloß sagen: ihr Leben ist vom Landleben nur in der Form verschieden? Es machte unserm Freund Vergnügen, zu glauben, daß die Klasse von Städtern, wozu er selbst gehörte, und die er fast für die allerglücklichsten zu halten geneigt war, von Otto'n in jener Zusammenstellung mit dem Landleute nicht habe begriffen sein sollen. In dieser Meinung über die Handwerker schienen ihm die melodischen Klagen seines Nachbarn, in die er so mitleidig einstimmt, immer mehr zu bestärken.

Den größten Theil seiner Erholungsstunden füllten die Abendunterhaltungen mit seinen Freunden aus. Sie glichen oft Dialecten und artistischen Hagtheatern. Man sprach über Kunst, über poetische und malerische Darstellung, musikalische Aufgaben und Möglichkeiten; und da die Ausführung nicht selten mit der Aufgabe verbunden wurde, so brachte dies eine Fülle von Leben und Freiheit in die Glieder, und das Ganze der Gesellschaft. Auch gerieth man nicht selten, ohne zu wissen wie, tief in die Feier des Bacchanals.

Minelli's lebhafter Geist, der in Lieb' und Wein sich ewig baden mußte; des Assessors heftiger Witz, den er selbst bei Gegenständen der Kunst nicht unterdrücken konnte, und des Malers stilles warmes Gefühl und strebende Seele, waren für Wilibalden ein höchst interessantes Studium. Pinius war ihm, seitdem er sich ihm mehr näherte und seine Arbeiten kannte, achtungswerther und lieber geworden, als er anfangs gehofft hatte. Nur Minelli's Anschweifungen machten ihm viele Sorgen, und Franz ließ sich in diese so oft mit hinein ziehen, daß Wilibald immer nur abzuwehren und gut zu machen hatte. Indessen tröstete sie Alle das: Sie kamen doch

im Ganzen weiter; und Minelli, welcher der leichtsinnigste war, meinte, das könne auch gar nicht fehlen!

Franz und Wilibald waren am glücklichsten in der Auffindung des schätzlichsten Kunststoffs, welchen man sodann gemeinschaftlich verarbeitete. In der Behandlung selbst aber erkannten sie den feinem Kunstgeschmack des Malers, und die tief eindringende Wärme des Musikers gern an. Dies Band hielt alle fest zusammen. Dieses gemeinschaftliche Streben bereitete ihren Geistern eine gesunde Kost, aus der sie Alle süße und kräftige Nahrung zogen.

„Wenn ihr Viere,“ sagte einmal die Gräfin, „eine Dichtung mit Melodien und Zeichnungen zu Stande brächtet, so könnte es wohl etwas Herrliches werden. Aber Minelli müßte keinen Theil am Texte haben, und der Assessor dürfte die Gemälde nicht angeben.“

Mariane meinte, den Entwurf des Ganzen bei einem solchen Werke würde sie nur Wilibalden und dem Maler gemeinschaftlich anvertrauen.

„Der Entwurf des Kunstwerks,“ sagte Pinius, „würde hier nicht so schwer sein, als die Vereinigung der Künste in der Ausführung. So schadet dem Roman oder epischen Gedichte nichts mehr, als Kupferstiche und Melodien, sobald einer von den Künstlern, welche sie bearbeiten, ein Vurscher ist. Nehmen Sie an, der Dichter stellte uns den kindlichblöden Eintritt zweier Liebenden in eine gespannte Versammlung dar, welche von ihnen Geständniß und Vorbringen erwartet, um über ihre Liebe und Zukunft das Urtheil zu sprechen*). Anspruchloses Bewußtsein besetzt die Haltung der Geliebten, kindliche Ehrfurcht mildert die feste Entschlossenheit des Liebenden, während in der Versammlung noch der väterliche Ernst, einer geistlichen Gnade und der Mutterzärtlichkeit gegenüber, dräut; während alles sich zum herannahenden unvermeidlichen Moment der Entscheidung rüßet; das Ganze mit dem Feierkleid der reinsten Menschlichkeit angethan! Hier greift und hascht unsere entzündete Sehnsucht begierig nach allem, was uns diesem Bilde noch näher bringen, und die Darstellung auf irgend eine Art erweitern oder erhöhen könnte. Mit Eifer schlagen wir das Blatt um, und —“

„Mit Erlaubniß!“ sagte Franz, indem er seinen Taschentaler der vom Leder zog und produzierte. „Und nun schmecken und sehen wir in einem verdammten Miniaturgefäß, wie ein langer, dürrer, breitmäuliger Ränge, ein wahrer Bohnentee, sich brüßend, an der Hand eines naseweisen Bengels zur Thüre herein krätscht. Auf der andern Seite sitzt ein so grober Wirth, als ihn nur irgend ein

*) Man sehe einige Ausgaben von Göthe's Hermann und Dorothea.

Löwen- oder Bärenasthof in Europa zu gebären vermag — eine dicke, fletschende Wirthin —“

„Genug,“ fuhr der Maler fort, „unser Bild ist uns geraubt, unserm Dichter ist Gewalt geschehen! Der ganze Genuß ist gestört!“

Wilibald bemerkte, daß dergleichen gemeine Eindrücke zum Glück selten lange dauerten, sondern bald von dem allgemeinen und unendlichen Bilde des Dichters selbst, aus dem Gemüth wieder verdrängt würden. So sei es wenigstens bei ihm.

„Ich zweifle fast,“ sagte Pinius, „an der allgemeinen Wahrheit dieses Satzes. Insbesondere wird eine einmal bekannte schlechte Melodie dem schönen Liede immer sehr lange schaden, und kaum wird es möglich sein, sie ganz wieder zu vertilgen.“

„Und wozu soll es auch?“ sagte Minelli. „Wozu wendet der Verleger die Kosten an schlechte Kupfer? Man achtet nicht mehr so viel darauf.“

„Oho,“ sagte Franz. „Es scheint, du weißt nicht was das heißt: Mit Kupfern und Vignetten von * —! Und wirklich gibt oft der Dichter selbst den bösen Rath dazu, wär' es auch nur, um über die Kupfer hinterher zu lachen, oder zu schimpfen.“

Nach einem langen Gezänke darüber, wie ein solches gemeinschaftliches Kunstwerk im Sinne der Gräfin möglich sei, kam man auf Plan in den Dichterverken zu reden, und blieb bei dem Trauerspiel Emilia Galotti stehen, welches gerade diesen Abend gegeben werden sollte, und worauf alle sehr gespannt waren.

„Ich bitte um Erlaubniß,“ sagte Minelli zur Gräfin, „diesen Abend im Theater eine kleine Veränderung vornehmen zu dürfen. Es soll nämlich vor dem Anfange des Stücks nur eine ganz kurze Phantasie auf dem Flügel gespielt werden, ohne alle weitere Begleitung. Ich hoffe, das Publikum wird es nicht übel nehmen, da ich selbst es thun und mir die möglichste Mühe geben will, um gut zu spielen.“

Sie verlangten zu wissen, warum. „Ich bin Willens,“ fuhr er fort, „Ihnen allen hierdurch einen Genuß vorzubereiten, der ohne diese Vorsicht weder rein noch vollständig sein könnte. Erst nachher kann ich mich darüber erklären, wie dieses geschehen soll.“

Wilibald stellte sich Abends in's Orchester. Wie sich das Haus füllte, kam Minelli durch eine Nebenthür mit einer Dame herein, die er nahe an Wilibalden vorüber führte. Ihr Gesicht war mit einem Schleier bedeckt, welchen sie in seiner Nähe einen Augenblick zurückschlug, um das Haus zu übersehen. Zufälliger Weise war ihr Gesicht bis an die Stirn im Schatten. Er sah nur, wie sie ein Paar leuchtende Augen aufschlug, die er, ohne zu wissen warum, für glänzend schwarz hielt. Minelli führte sie durch das Gedränge

in eine ganz entfernte Loge, wo sie bald allein blieb. Wilibald konnte keinen ihrer Züge erkennen, doch glaubte er noch einmal, als sie die Augen gegen die Beleuchtung hob, diese glänzen zu sehen, und er versicherte sich abermals, sie müßten wohl schwarz sein.

Jedermann sah sich verwundert an, als der Kapellmeister ganz allein auf dem Flügel zu spielen anfing. Aber man vergaß diese Sonderbarkeit bald über dem hohen, erusten Zuge seiner Gedanken; und es überraschte mehr als sonst, wie er auf einmal kurz schloß und der Vorhang schneller als gewöhnlich aufrauschte.

Das Stück wurde besonders gut gegeben, und unser Freund fand sich so sehr davon angezogen, und verlor sich bald so ganz im Geiste dieses unsterblichen Dichters, daß er erst beim Fallen des Vorhangs sich der Dame mit den leuchtenden Augen wieder erinnerte. Als er hinsah, drehte sie sich eben, um zu gehen, und ein Mann ging mit ihr weg, der Otto's Gestalt und sogar seine Gesichtszüge zu haben schien. Dies brachte unsern Wilibald in Bewegung, und eben wollte er zu ihnen durchbrechen, als man ihn rief, um mit der Gräfin nach Hause zu fahren.

„Sagen Sie mir, wer war das schöne Mädchen?“ rief sie ihm zu, und bezeichnete die nämliche Loge. Wilibald sagte ihr, was er wußte, und, daß ihm sein Platz nicht erlaubt habe, ihre Gesichtsbildung zu unterscheiden. Sie fanden schon mehr Gesellschaft bei der Gräfin; auch Minelli kam bald. Alles fiel sogleich auf diesen, und er sollte bekennen, wer seine Dame sei.

„Es war,“ sagte er, „eine sehr junge Schülerin von mir, welche auf dem Lande wohnt, deren Namen ich aber nicht nennen darf; auch thut er nichts zur Sache. Uebrigens hat diese Person, wegen sonderbarer Verhältnisse, noch nie ein Schauspiel gesehen, und nie ein Konzert gehört. Den ersten Genuß habe ich ihr heute verschafft; den zweiten soll sie uns allen nächstens durch den ihrigen mit verschaffen.“

„Und wie soll das zugehen?“ fragte die Gräfin.

„Sie soll uns singen,“ fuhr er fort. „Sie ist eine ursprünglich musikalische Seele, die aber noch kein anderes Instrument kennt, als das Klavier und die Guitarre. Zu beiden Instrumenten singt sie, und hat meinen Unterricht im vorigen Jahre genossen. Ihr Vater ist zwar ein eigensinniger Mann, der es mir heute rund abgeschlagen hat, sie singen zu lassen; aber ich bring' ihn auf alle Fälle doch noch dazu.“

Es wurde nun über die Wirkung des heutigen Stücks, insbesondere auf dieses Frauenzimmer, gesprochen. „Es ist doch,“ sagte Minelli, „etwas Großes um die unverzärtelte, gesunde Natur! Die Stärke des Flügels hatte sie merklich erschüttert; denn er gab ihr das Vollständigste, was sie noch von Musik gehört hatte. Allein

ich mußte dies thun, ehe sie eine Symphonie hören durfte. Dies letztere würde sie heute überfüllt haben. — Das volle Haus und die Beleuchtung waren aber auch, nebst der Musik, das Härteste für sie. Das Stück selbst kannte und liebte sie schon. Ich traf sie während der ersten Scene nur noch ein wenig ängstlich an; aber sie fand sich bei der zweiten sogleich ganz in ihrem Gedichte wieder. Orsina erregte hauptsächlich ihr Erstaunen. Wie der Vater die Tochter durchbohrte, wurde sie, meiner besten Vorbereitung ungeachtet, doch blaß, und schauderte in sich zusammen. Bei Emilia's letzten Worten trocknete sie leicht die Augen. Sie war sehr munter, als sie mit ihrem Vater hinausging, und holte nur von Zeit zu Zeit tief Athem.“

„Hatte sie nicht schwarze Augen?“ unterbrach ihn Wilibald mit auffallendem Anteil.

„Bei der Pallas!“ sagte Minelli, „die hat sie nie gehabt. Ihre Haare sind bräunlich, und doch ist ihr Auge unaussprechlich blau!“ Er fuhr fort, ihren Zustand bei den einzelnen Stellen zu schildern. Dann kam man auf die Wirkung zu reden, die wohl das erste Anhören des großen Orchesters bei diesem Mädchen hervorbringen werde.

„Ich habe sie,“ sagte der Kapellmeister, „eine Partie einstudiren lassen, die wir viere neulich gemeinschaftlich bearbeiteten und worin sie ziemlich von Allen einen Vorschmack bekommen wird. Allenfalls ist mir ein Wenig vor ihrem Erschrecken beim ersten Fortissimo bange; und ewig schade wär's, wenn ihre Stimme nicht durchdringen sollte; aber es ist nun einmal beschlossen, daß sie nicht zur Probe darf.“

„Das ist am Ende,“ sagte die Gräfin, „eine Ungezogenheit von Ihnen, Minelli, die wir gar nicht leiden sollten.“

Auch Mariane fand es grausam, ein armes junges Mädchen zu diesem Wagemuth zu verleiten.

„Sie kommt,“ sagte er, „in keine andere Verlegenheit, als in die, gehört zu werden. Sie thut es aus keiner andern Ursache, als um mir gefällig zu sein. Und was mag sie bei uns? Wir müssen allein bleiben. Aber es geht gewiß; das ganze Accompagnement ist ihr im Kleinen aus meinem Unterrichte bekannt, und ich getraue mich zu wetten, daß sie sich bald genug in die volltönige Harmonie finden wird; denn sie versteht einmal Musik.“

„Aber,“ warf ihm Wilibald ein, „sie fühlt auch Musik. Es wird indeß zugleich eine herrliche Probe sein, ob wir bei der Composition jener Musik in Unmatur gefallen sind, oder nicht. Mich dünkt wenigstens, dies müßte sich hier in mancher Rücksicht zeigen. Nur, wenn sie nicht probiren soll — wie kannst du sie Stärke und

Schwäche lehren? Sie wird uns stecken bleiben, mein Freund. Ich weiß und glaube dies aus mehreren Erfahrungen."

"Die Menschheit," sagte Minelli, "muß sich gar nicht präpariren, um sich dann als ächte Menschheit zu zeigen, wann plötzlich ihr gegenüber die Gallerie der ächten Kunst sich öffnet. Sie tritt entzückt in befreundete Regionen ein, und ihren eignen Ton gibt das große Echo nur ewig wieder. Genug, ich stehe für alles. Man lasse mich nur gewähren."

Wilibald fand dieses Unternehmen äußerst schwierig. Je länger er darüber nachdachte, je begieriger wurde er für den Ausgang.

Des andern Morgens ritt er nach Hainberg. Der Himmel war trüb, und der Schnee thaute weg. Die vielen schwarzen Flecken auf den Feldern und die entblößten gelblichen Wiesenstücke machten, daß er das Dörfchen kaum wieder erkannte; so verschieden von seiner ersten Ansicht fand er alles. Adams ließ das Schneewasser auf die Wiesen leiten, und freute sich, daß man die liebe Erde wieder einmal zu sehen bekomme.

"Es ist recht schön," sagte die Nichte, "daß Sie uns wieder besuchen. Hier ist es recht einsam. Aber wir hoffen, Sie werden den ganzen Sommer hier zubringen?"

Er versprach ihr, recht oft zu kommen, mit ihr im Garten herumzulaufen, zu fischen, und auf dem See zu fahren, wenn sie nicht auch so schwindlich sei, wie ihr Onkel.

"Ach, gar nicht!" sagte sie leise. "Mein Onkel leidet nur nicht, daß ich mit Otto's fahren darf."

Wilibald stunkte, wie er von seinem Freund Otto im Pluralis reden hörte. Aber er unterdrückte schnell jede Frage darüber und dachte: Ich will es selbst sehen. Ohne auf Hannchens Versicherung, daß er vor'm Ausgehen nothwendig erst frühstücken müsse, zu hören, ging er sogleich fort, den Hügel hinan, und auf Otto's Haus los. Er fühlte die größte Neugierde, diesen Mann in Familienverhältnissen zu sehen. Unbemerkt kam er in's Haus und klopfte sanft an die Thür. Ein sehr schön gebildeter Knabe öffnete sie von innen, und Otto rief zugleich im Zimmer: Nur herein!

Beim Eintritt fiel ihm zuerst ein junges Mädchen in die Augen, welche am kleinen Tische saß. Der Knabe ließ sogleich wieder nach ihr zu, und Wilibald schloß aus einigen dort liegenden Büchern, daß sie vorher dem kleinen Unterricht erteilt haben mochte. Otto selbst saß fest am Schreibtisch; er wandte sich jetzt, und schien, wie er Wilibalden erblickte, sehr überrascht, sprang aber sogleich auf, und reichte ihm freudig beide Hände. "Erlauben Sie," sagte er dann, "daß ich Ihnen meine Tochter Mathilde und meinen kleinen Albert vorstelle."

Es waren blühende Gesichter. Er schätzte Mathildens Alter auf sechzehn Jahre. Sie war in der Mode gekleidet, aber ganz im häuslichen Anzuge. Sein lebhafter Gruß wurde mit einer anständigen, etwas flüchtigen Verbeugung erwidert, und der Junge sagte zu Wilibalden, als ihn dieser küßte: "Hör', du bist ein recht hübscher Mann, du mußt heute mit uns essen."

"Ich glaubte das vorige Mal," sagte unser Freund, "Sie hätten keine Familie?"

Der Alte antwortete ernst und mühsam: "Die Kinder sind wohl damals in einem andern Zimmer gewesen."

Auf's neue beschloß Wilibald jetzt, nicht mehr zu fragen. Er gerieth eine Weile in Gedanken. "Emilia Galotti lag hier im Fenster; — Emilia Galotti wollte sie sehen; — Sie hat blaue Augen; — Ihr Vater soll ein eigensinniger Mann sein. — Dieser ist unglücklich. — Das Letzte gab den Ausschlag. Er unterdrückte alle Neugierde, und fing herzlich mit Otto zu sprechen an.

Mathilde brachte bald darauf einen Teller mit Obst, und ein frischgebackenes Brod. "Wollen Sie nicht etwas essen?" sagte sie, und legte die kleinen Finger auf die schönsten Äpfel; dann schnitt sie mit Kraft den obersten gelb aufgeborstenen Rand vom Brode.

"Darf er denn so außer der Zeit essen?" fragte Albert. "Mich hungert noch gar nicht, glaube ich."

Sie lachte, und drohte ihm. Der kleine Schelm lachte mit, und ließ sich von Wilibalden, der neuen Bekanntschaft wegen, gern einen Apfel ausnützig. Wilibald versicherte sie, er habe noch nie köstlicheres Brod und wohlgeschmeckenderes Obst gegessen. "Ach, das freut mich recht!" sagte sie im lieblichsten Ton der Gastfreierheit, und trat freundlich vor ihn hin. "Ich wollt', es wäre noch besser!"

Sie ging wieder hinaus, und Otto schlug nach einigen Gesprächen vor, auf den Berg zu steigen. Sie traten an die Ruine. Die Aussicht gewann bei den schwarzen schneeleeren Streifen, und hie und da war schon ein grünes Saatsfeld sichtbar. Alles strebte durch die Schneehülle in seltsamen Farben hervor. Das Grab des Winters gab seine Todten frei, und ein Odem der Auferstehung schien über der Natur zu wehen. Allein im See ging eine große Zerrüttung vor. Man hörte die schäumenden Ströme des Thauwassers die Felsen hinabrauschen. Ein röthlicher Gischt schwamm um die Ufer her, und nur mitten lag noch die Eisfläche still und hell da. Aber von Zeit zu Zeit war schon ein donnernder Knall aus der Tiefe zu vernehmen, weil eben jetzt das zuströmende Thauwasser die Eisdecke an den Ufern herum hob und zerbrach. Es sumimte ein nahe und fernes Brausen, und der Südwind, in den schwarzen Waldungen heulend, vermehrte dieses. In der Ferne sahen sie, wie gerade der Fluß ausbrach, und häuserhohe Eisschichten vor sich herthürmte,

während das trübe Wasser zugleich auf beiden Seiten austrat, und sich in die weiten Gründe zerstörend ergoß.

„Es ist wohl einleuchtend,“ sagte Otto, „daß die Härte des Winters durch solche gewaltsame Revolutionen gebrochen werden muß. Indessen bleibt's für mich, besonders in der Nähe, doch immer ein Grausen erregender Anblick, einen großen Fluß seine Eisdecken aufwühlen zu sehen. Gewiß, wenn das alte Grundeis so in zackigen Schollen herauf fährt, und die dicke obere Fläche drängt und zertrümmert, und nun die Stämmung dieser Eismassen der schütternden, vom Chamwind und Regen jeden Augenblick wachsenden Kraft nicht mehr widersteht, dann wird auch der ruhigste Geist vor der Zerstörung beben, die dieser schrecklich losbrechende Aufruhr da anrichten muß, wohin er zieht.“

„Aber,“ fuhr Wilibald fort, „wann nun die Natur sich zum ersten Mal wieder erweicht hat, dann rührt mich auch nichts lebhafter als der Blick von einer sichern, schon trocknen Anhöhe auf einen großen Fluß hinab, der sich bereits seiner Eisschollen entledigt hat, und wieder zur alten stillen Bahn einschrumpft, während das geängstete Meer von seiner Hülle schwillt! Die neulichen Schrecknisse schweben dann noch vor meinem Geiste, und der Gedanke, daß die erstarrte Welle nun wieder lebt, und der frohe Fisch sich auf ihr schaukelt, ist der erste milde Gedanke, den die erwachende Natur in mir erregt.“

Sie betrachteten die große Scene eine Zeit lang, und freuten sich über die glückliche Lage der hiesigen Gegend in Rücksicht solcher Ueberschwemmungen. Bei Otto's Hause trennten sie sich. Wilibald that seine ökonomischen Geschäfte ab, und ritt bald wieder nach der Stadt.

Des folgenden Tages verreiste Minelli, und brachte dann Abends bei der Ministerin die Nachricht vor, daß in acht Tagen seine Schülerin wirklich singen werde; sie und ihr Vater hätten es ihm endlich versprochen, doch unter Bedingungen, die er wörtlich und pünktlich erfüllen müsse. Es waren folgende: Am bestimmten Tage, Nachmittags um vier Uhr, wollte er seine Schülerin in ein Nebenzimmer am Konzertsale der Gräfin bringen. Ohne vorangehende Symphonie sollte die erwähnte Musik sogleich aufgeführt werden. Niemand durfte die Sängerin sprechen wollen, sondern diese sollte sogleich nach dem Schlusse des Stücks sich wieder entfernen. Er selbst wählte zugleich die Gesellschaft, welche, außer unsern Freunden, nur noch aus wenigen Personen bestehen durfte. Eine andere Hauptbedingung war: Niemand sollte fragen oder auskundschaften, woher die Sängerin komme, noch wohin sie gehe. Das Letzte mußten alle feierlich versprechen. „Nun sollen Sie

„einen frühen Waldbogel singen hören,“ sagte er vergnügt, und sah Wilibalden dabei aufmerksam an.

Die Neugierde und Erwartung Aller war durch des Kapellmeisters Umständlichkeit, die man sonst an ihm nicht gewohnt war, sehr gespannt worden, und Wilibald selbst trug das heisse Verlangen nach dem bestimmten Tage.

Endlich kam dieser. Minelli hatte einige Tage vorher scharfe Probe gehalten, und keinen Tag das Konzert bestimmt angesagt, vielmehr den Musikern über die ganze Sache Stillschweigen auferlegt. Schon des Nachmittags um drei stand Wilibald im leeren Saal, in welchen man heute nur auf Billets eingelassen wurde. Alles war so feierlich. Die ganze Kapelle versammelte sich nach und nach, vor deren Stärke unser Freund heute erschrak. Er, Pinius und Franz sollten bei den Zuhörern bleiben. Als endlich Minelli kam, ging er sogleich mit besorgter Miene auf Wilibalden zu, und sagte leise und dringend: „Es liegt mir sehr viel daran, daß du nichts verräthst.“

Wilibald konnte diesen Worten keinen Sinn abgewinnen. Es war ihm sonderbar zu Muth, und sein Herz schlug immer unruhiger, als der Kapellmeister alles sehr leise stimmen ließ, und nun gespannt nach seiner Uhr sah. Unser Freund fuhr zusammen, als in dieser Stille zufällig eine Pante dumpf ansprach.

Die Gesellschaft war versammelt, und Minelli, indem er einen unruhigen Blick auf sie warf, ging hinaus. Mariane zitterte, und die Gräfin sagte: „Mir ist gewiß viel banger als dem armen Mädchen.“

„Ich glaube,“ sagte Mariane, „daß ich auch für den Kapellmeister in Sorgen bin. Sehen Sie sich an seine Stelle. Mir ahnet etwas — gewiß, wir hätten's nicht zugeben sollen!“

„Zu spät,“ sagte die Gräfin, „zu spät! Mich friert! Aber der Himmel helfe ihr und ihm!“

Man hörte, wie der Kapellmeister im Nebenzimmer einige schweremüthige Striche auf der Geige machte, und in diesem Augenblicke trat er mit seiner Freundin heraus.

Es war Mathilde. Sie verbeugte sich tief und in schöner Bewegung gegen die Gesellschaft. Ihr entfärbtes Gesicht überflog eine leichte Röthe, als sie Wilibalden wieder erkannte; aber sie grüßte ihn lächelnd noch besonders. Alles war unserm Helden jetzt deutlich. Er erschrak von Herzen. Mariane trat sogleich zurück, um sich zu setzen, und die Gräfin nebst den übrigen Frauen sahen Wilibalden so scharf in die Augen, als ob dieser Geängstete den Schlüssel zu all dem Besitze, — als ob Er von nun an für Alles stehen müsse. Er fühlte sich selbst sehr beklommen, aber sein Liebestes hätt' er freudig hingegeben, um ihr helfen zu dürfen, wie er jetzt

sah, daß sie von neuem weiß wurde, und ein banges Klüstern drohend durch den Saal zog. Sie trat schon zwischen das Klavier und des Kapellmeisters Pult. Jetzt pochte er.

Das Orchester kündigte in einigen reißenden Akkorden ein Rezitativ an. Sie erbehte; aber sie fing an, schwach und prüfend. Die Stimme war gebildet, vernehmlich und hinreichend melodisch. Man hoffte. Unmerklich zog sie in's Kantabile über, und die sanfte, schmelzende Begleitung des Orchesters machte, wie es schien, daß sie lächeln mußte. Indem sich hierüber schon jeder Blick erheiterte, hob der Kapellmeister den Bogen, und es erfolgte im hohen Moll ein rufender Halt, wobei sie ihre Stimme zur äußersten Stärke hob, die ihr selbst einige Zeit leid zu sein schien, bis das Orchester sich nach und nach drein legte, die Trompeten einige Blitze in der Höhe darein zuckten, und die hohe, reine Stimme elegisch im Gefräßel der Pauken ganz verhallte! Der Schrecken machte sie bleich; doch sah man, daß sie noch schwach aushielt, und hörte sie das Rezitativ dann wieder mit ungewissem Schwanken fortsetzen, wobei der unruhig werdende Minelli den Takt etwas lebhafter angab. Aber — sie hatte schon überwunden! Das Rezitativ schloß im naiven, fragenden Ton; einige Takte Zwischenpiel; sie holte tief Athem, und das Thema begann in leichtsüßender, schneller Melodie.

Jetzt lächelte der bange Minelli, und sein Auge schien in einer Freudenthräne über die Gesellschaft hin zu glänzen. Er fühlte es, sie hatte überwunden. Mit schon geprüfter Stärke flog sie unaufhaltsam von Takt zu Takt, und die metallne Stimme durchschnitt im Crescendo die niedern Regionen, sammt dem bald folgenden brausenden Fortissimo, wie der Adler himmelwärts den Sturmwind zertreibt. Sie schwebte selbstgefällig einige Zeit, stehend, in der heiteren Höhe, und fiel, wie die Lerche, unschuldig zum lieblichen Arioso nieder.

Man war jetzt ihrer gewiß. Einer warf dem Andern frohe Blicke zu, und Alles athmete frei und glücklich. Insbesondere machte die Betrachtung der Sängerin selbst, bei dieser musikalischen Kunstausstellung (als Ausnahme von der Regel) einen Hauptgenuß aus. Man wagte jetzt erst diese Betrachtung — und freundlich und anspruchlos stand sie da; die Göttin der Melodien war auf ihr Blüthengesicht hernieder geschwebt. Sie wollte nicht gefallen; sie fürchtete auch nicht mehr zu mißfallen; nein, die musikalische Natur stellte sich rein dar: sie öffnete, wie die lieblichen Sänger des Hains, ihre süße Kehle, um zu singen.

Mancher schwere Satz wurde glücklich zurückgelegt. Ueberhaupt fand sich's, daß sie, wegen des genossenen guten Unterrichts, die Aufgaben der Kunst am leichtesten löste. Durch die Nacht der Ver-

wicklungen drang zuweilen die holde Stimme, wie Adon's ferner Ton aus cimmerischen Finsternissen.

Es überraschte sehr, als gegen das Ende alle Dissonanzen in Text und Melodie sich in einem Wechselgesange mit Minelli auflösten, und bei einem sterbenden Fall Mathildens endlich ein zärtliches, stillendes Duo eintrat.

Allein, von einer letzten aus Moll in's alte Dur übergehenden Resignation wurde die Sängerin zu mächtig ergriffen. Sie mußte sich an einer mitfühlenden Seele halten. Sehrend reichte sie nach ihres Freundes Hand. Er vereinigte sie sanft mit der seinigen, und man sah hier gerührt, wie die Natur das Duo gleichsam von neuem erschuf; Hand in Hand standen sie, und so verklangen ihre letzten Töne.

Hocherröthend über diese Vergessenheit ihrer selbst, entfernte sich Mathilde mit einer verwirrten Verbeugung, ehe noch das Nachspiel schloß. Sie flog im eigentlichen Verstande wie ein Kind. Eine starke Hand griff nach ihr, und Wilibald sah in diesem Augenblicke seinen Otto hervortreten, der sie schnell wegführte, und auf der Thürschwelle den Arm um sie schlug.

„Ach Minelli!“ rief die Gräfin im Ton des Schmerzes. „Lassen Sie mich mit ihr. Ich glaube sie zu kennen. Ich fürchte auch, ihr ist nicht wohl.“

„Bewahre!“ sagte er leise. „Sie war nur verwirrt. Es war ihr Vater, der, gerührt von der Musik, sie umarmte.“

Alles schwieg, und die Musiker hielten ihre Bogen noch einen Augenblick in der Höhe.

„Zulezt,“ fuhr der stolze Künstler fort, „zulezt mußte die weibliche Natur doch noch sterben. Aber ich vermuthete das schon vorher. Sie konnte diese Resignation schwerlich überleben, und — meine Freunde haben trefflich gespielt!“

„Sind Sie nicht ein wilder Mensch!“ sagte die Gräfin, und reichte ihm schwärmerisch dankbar die Hand.

„O Gott!“ rief Mariane, die Hände faltend; „wer ist sie? Wohin geht ihr Lauf, guter Minelli!“

„Sollen wir fortfahren?“ fragte er. Niemand war dieser Meinung, und selbst die nachdenkenden Künstler schienen das erwartet zu haben.

„Auch reden wollen wir nicht darüber,“ sagte die Gräfin nach einiger Zeit.

„Kritik wäre ohnehin hier übel angebracht, ja unmöglich,“ fügte Pinus hinzu.

„Unmöglich?“ fragte Wilibald unruhig, und sah den Maler steif an.

„Du bist erhit,“ sagte dieser lächelnd.

Man trennte sich mit seltener Stille, Jeder in einer andern Stimmung. Der Abend dämmerte, als Willibald durch die Straßen ging. Es rann der letzte Schnee in Bächen fort; fernerhin brauste der Hauptstrom. Am westlichen Gewölk schimmerte das milde Roth des Abends. Unser Freund athmete tief auf, und eine laue feuchte Südlust umwehte dem Träumenden die Wangen.

„Kommt nicht der Frühling?“ sagt' er erwachend leise zu sich selbst, und dacht' an die auferstehende Natur in Hainberg.

II. Frühling.

Sieh, wie lieblich Au' und Hain ergrünen!
Und du wünschst schon die Rosenzeit?
Ewigwünschend Herz! Mit deinem fahlen
Sehnen rufst du — der Vergänglichkeit.

So ernstlich Willibald am heutigen merkwürdigen Abende bemüht war, seinen Gefühlen über den vor wenigen Stunden gehörten Gesang eine besondere, von der Sängerin unabhängige Richtung zu geben, so wenig gelang ihm dies. Auf seinem Zimmer schlug er sogar, um sich zu zerstreuen, sein Reisejournal über eine ähnliche musikalische Ausführung nach, die ihm heute wieder eingefallen war; allein jede Vergleichung mißlang, jeder Versuch, das Kunstmäßige durch Hülfe der Kritik rein und unvermischt mit Nebenbildern in's Auge zu fassen, war unausführbar. Die Sache blieb für ihn eine bloße Begebenheit. Die heutigen Töne schienen dem leicht hervorgeschwebten und wieder schnell verrauschten Bilde der Sängerin einzig und ewig anzugehören; die Jugend, die blühende Lebendigkeit dieser Töne war von dem unschuldigen Bilde selbst unzertrennlich. So billigte er auch ihr verschämtes Entfliehen keineswegs, ja er konnte dies nur dem Landmädchen verzeihen: aber dabei war er ehrlich genug, sich einzugestehen, daß ihn doch gerade dieses ängstliche Fliehen anzog; daß diese zarte Flucht ihn selbst mit in ein abenteuerliches Land fortriß, welches er noch nicht kannte, wo er aber jene holde Gestalt in reinmenschlichem Lichte wiederfand und sich in ihrer Betrachtung fast gänzlich verlor.

Bewegt von diesen Gefühlen, trat er an's Fenster, und sah hinaus in die freie Nacht. Des Südwind's milder Hauch, sanftmurmelnd und gesprächig, nöthigte das harte Herz des Winters, in Thränen zu zerfließen. Die Seele unseres Freundes war wunderbar ge-

rührt, und wie er einen großen Schwarm Kraniche über die stille Stadt nach Hainberg hin ziehen hörte, fühlte der Lebende sich seltsam durch die Finsterniß nach namenlosen Fernen mit hingezogen. Es war die erste laue Nacht, aber mit ihrem schwarzen Schleier fühlte sie seine Phantasieen lieblicher, als eine sternhelle kalte Nacht vermocht hätte. Es wurde ihm bald wohl beim fernem Rauschen der Thauwässer; er sehnste sich, bei diesen Thauwassern zu sein; zum ersten Male dacht' er wieder mit Durst an Quellen und Bäche; und wie die Hähne ihre Nachtwache abträhten, kam es ihm vor, als sängen sie aus jenen unbekannten Fernen freundlich zu ihm herüber, und als hätten sie den Tod der Mitternacht noch nie so heiter verkündigt, wie jetzt. Er legte sich gestillt und glücklich nieder.

Als der Tag dämmerte, träumte unserm Willibald, daß Mathilde vor ihm stehe. Sie war in hellblauen Flor gekleidet, so wie er sie im Konzert gesehen hatte. Freundlich schien sie ihm für einen Dienst zu danken, den er ihr geleistet haben sollte, und steckte ein Beilchen von ihrer Brust los, um es ihm zu reichen. Der Duft der Blume entzückte ihn schon in der Ferne, und begierig streckte er beide Hände darnach aus, als Minelli auf einmal hervorsprang und Mathilden unwillig mit sich fortzog. Zürnend wollte der Träumer reden, und konnte nicht. In der Thür endlich wandte sie sich um, blickte von neuem mit liebevollem Mitleid zu ihm zurück, hielt das Beilchen in die Höhe, und blies es langsam nach seinem Munde zu. Er fühlte ihren warmen Hauch, in welchem der Blumenduft noch einmal zu ihm schwamm; und beide Arme weit ausbreitend, erwachte er, als eben der rothe Schein des Morgengewölks durch die Fenster leuchtete und an den Wänden umherfloß.

Mit schwärmerischem Lächeln spähte er im Zimmer nach dem Beilchen herum, dessen Geruch er wirklich noch zu empfinden glaubte, und legte sich dann erschöpft zurück, um den schönen Traum noch einmal zu träumen. „Es ist nicht das erste Mal,“ dacht' er, „daß ein weibliches Wesen, welches mir wohl gefiel, im Traume meine ganze Liebe entzündete; und besonders hab' ich oft, wenn mich ein schönes Weib in einem Morgentraume küßte, oder anlächelte, sie mit einer Sehnsucht, Stärke und Inbrunst geliebt, deren himmlischer Zauber mich aus dem Traum erweckte, und gerade im Moment des Erwachens auf's Höchste stieg, ja mir erst durch das Tödtliche und Irdische des Wiedersehens am folgenden Tage, völlig gelöst werden konnte. Aber dieser jetzige Traum — kann er wohl nur Eindrücke von jener Kürze hinterlassen? Wird und kann wohl dieser Himmelsduft verfliegen, wenn ich sie nun heute wiedersehe?“

Denn, daß er heute nach Hainberg wollte, das konnte er sehr leicht aus den starren Blicken schließen, die er während dieses Selbst-

gesprächs auf seine Reitpeitsche geheftet hatte. Sein Ankleiden zur gedachten Fahrt, die Anzeige davon an seine Eltern, deren Zufriedenheit damit, und seine glückliche Ankunft in Hainberg, alles dies schien ihm auch so natürlich zusammen zu hängen, daß er erst wieder auf sich aufmerksam wurde, als er den alten Adams in der Thüre stehen sah.

„Stellen Sie sich vor,“ rief dieser ihm zu, „ich habe gestern elf Fische gefangen, und neun davon auch wirklich beim Leben erhalten!“ Eben ließ er unter den Linden im Hofe einen Behälter ausgraben, wovon er den Brunnen leiten wollte, um seine Schätze aus dem See länger aufzubewahren. „Wie gut ist es,“ sagte die Nichte, „daß Sie kommen. Da hören wir doch wieder von etwas Anderem sprechen, als von Fischen. Mein Onkel träumt Tag und Nacht davon.“

„Herr Otto,“ sagte dieser, „ist uns auf einmal ein recht nützlicher Nachbar geworden. Ich habe ihm auch wohl in manchen Stücken zu viel gethan. Er ist doch ein gar kluger Mann. Hören Sie, ich hoffe nach und nach den ganzen See auszuleeren und zahn zu machen.“ Er that sogleich sehr heftige Vorschläge zu Anlegung eines Teiches.

Oben im Walde bei der Ruine sollte der Wind einige Bäume umgerissen haben. Wilibald hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Hügel hinaufzusteigen, um diese Windfälle zu besichtigen. Mathilde umschlang eben recht herzlich ihren Vater, und Albert spielte mit seiner Hand, als unser Freund in Otto's Zimmer trat, und die freundliche Gruppe grüßte. Mathilde erröthete, und der Alte lächelte bedeutend auf sie. „Willkommen!“ sagte er. „Wie gefiel Ihnen unser Duo?“

Wilibald fühlte sich vom Anblicke Mathildens durch und durch erwärmt. Er ergriff ihre Hand, und sagte ihr in diesem Augenblicke beinahe Alles, was er gestern über ihre Erscheinung gedacht hatte, und womit jetzt seine Phantasie von neuem überfüllt ward. Bei aller Verlegenheit, mit der sie seinen Beifall aufnahm, zeigte sie doch eine lebhaftige Freude darüber, daß sie gefallen hatte, und verlangte mit merklicher Unruhe zu wissen, was die Gesellschaft von ihrem plötzlichen Entlaufen gedacht habe. Er beruhigte sie darüber so, daß ihm Otto durch die Bitte Einhalt thun mußte, die Kleine nicht stolz zu machen. Als er besonders ihren Muth bewunderte, meinte sie, von diesem lasse sich eben nicht viel Gutes sagen, und sie wünsche ihm für sein ganzes Leben keine solche Angst, wie sie vor dem Anfang ihres Gesanges erfahren. „Die Menschen alle sahen mich so groß an,“ sagte sie. „Jeder sah traurig oder böse aus; Jedermann schien mich zu fürchten; Niemand wollte mich trösten; auch der einzige Winelli endlich nicht mehr. Ich stand so ganz allein da, in der großen, weiten Welt!“

Wilibald fragte, was ihr in der Folge das Auffallendste gewesen sei. „Austretend der Trompetenschall!“ antwortete sie. „Dieser Ton zersplitterte meine ganze Fassung. O gewiß, es ist der durchdringendste aller hohen Töne! Die Pauken erschreckten mich nur wenig, auch hatt' ich schon vorher einmal Trommeln aus der Ferne gehört; aber die Trompeten drangen mir durch Mark und Gebeine. Ich bebte besonders vor dem Gedanken, daß ich hier meinen eigenen Ton anstimmen hörte, — aber mit einer Macht, welche die meinige so weit überflog, als der Geier die Taube, und die ich bisher für ganz unerreichbar gehalten hatte.“

„Und zuletzt?“ fragt' er lächelnd. Sie wurde wieder roth. Der Blick, den sie auf ihn warf, schien Mißbilligung auszusprechen, und sie schlug dann mit Sehnsucht die reinen Augen zu ihrem Vater auf. „Kann man sich denn ewig beherrschen? Es war mir so weh! Beging ich denn ein Verbrechen?“

„Nein,“ sagte Otto, „ich selbst war recht im Innern bewegt.“ Wilibald hatt' ihr zu Füßen sinken und abbitten mögen. Sie mußte glauben, er spiele mit Gefühlen.

Otto bat ihn, diese Sache vor Jedermann geheim zu halten, weil er in der Hauptstadt nicht gekannt zu sein wünsche, auch außer dem Kapellmeister dort keinen Bekannten habe. „Aber ich muß Ihnen,“ fuhr er fort, „hierbei erläutern, daß meine Tochter auf einem einsamen Landhause erzogen worden ist, wo sie in der Religion und den Wissenschaften einen ganz eigenen Unterricht erhalten, sich vor wenigen Zeugen zur Christin bekannt, übrigens aber, außer der freien Natur und einer Menge von Büchern, soviel als nichts kennen gelernt hat. Erst seit einem Jahre ist sie bei mir; und nur die Dankbarkeit gegen den Kapellmeister, der ihr musikalischen Unterricht erteilte, konnte mich bestimmen, seiner Taube nachzugeben, die Sie selbst höchst sonderbar finden müssen.“

„Eigentlich wohl,“ sagte Wilibald mit Besorgtheit. „Aber alles ist ihm ja gelungen; und wie vielen Dank sind wir Alle ihm jetzt schuldig!“

„Lieber Vater,“ sagte Mathilde etwas schnippisch, indem sie hinauslief, „der Herr spricht nicht einmal wie das andere. Seinem Lob über meinen Gesang will ich nicht mehr glauben. Es hat mich mehr getadelt, als dein Tadel über einige Stellen des Gesanges.“

Otto drohte dem ferner Lobenden. „Der wahre Weg,“ sagte er, „um die Eitelkeit in einer Brust zu wecken, die noch keine Eitelkeit kannte!“

Wilibald lachte. „Glauben Sie mir,“ sagte er, „sie wäre, auch ohne mich, bald gekommen. Aber Sie haben gestern für das musikalische Leben Ihrer Tochter immer viel Entscheidendes gewagt.“

„Ohne von ihrem Muth und ihrer ungewöhnlichen Fassung überzeugt zu sein, hätt' ich es auch nie zugegeben.“

Mathilde kam eilfertig zurück, und bot ihm Frühstück an. Erst jetzt, wie sie so vor ihm stand, dacht' er wieder an das Beilchen, und bemerkte, daß sie vor ihrer Brust ein Schneeglöckchen trug.

„Schon Blumen?“ sagte er verwirrt. „Das ist sehr früh für unsere Gegend.“

„O, kommen Sie doch!“ rief sie erfreut, und nahm ihn beim Arme. „Sei nicht wild!“ eiferte der Alte. „Herr Kronach wird müde sein.“

„O gar nicht!“ sagte Albert, und hing sich an seine Seite. Die Kinder geleiteten ihn in den Garten, der am Hause lag. Der todte gelbe Rasen bekam hier und da schon Farbpunkte von dem Grün der durchstehenden Grasteine, und Mathilde zeigte fröhlich ihrem Gast einige fettgewässerte Plätze auf einer im Thale liegenden Wiese, die schon hochgrün waren. „So wird,“ sagte sie, „nun eins nach dem andern wieder lebendig. Bald ist der Schnee verschwunden. Man sieht keinen mehr, als auf den blauen Berggipfeln dort, und etwa hier an der Mitternachtsseite der Häuser und Mauern, wohin die warmen Sonnenstrahlen nicht dringen.“

„Wenn nur,“ klagte Wilibald, „diese Eis- und Schneereisichen vollends weggeschmolzen wären! Die ärgern mich immer am meisten!“

„Ach, an unserm schönen Hügel,“ sagte sie, „hat nun der kalte Schnee keine Zuflucht mehr. Er ist so quellig und warm! Die vielen lauen Brunnwasser malen ihn bald mit den äppigsten Grasstreifen wieder grün.“

Jetzt kamen sie zu den Beeten. Ein ganzer Rasen voll Schneeglöckchen stand schon in voller Blüthe, und daneben entfaltete auch die kleine Leberblume, das Röschen des Frühlings, ihr röthliches Herz. Um dies Plätzchen herum sah man schon viele von Mathildens kleinen Fußtapfen in der weichen Erde. „O wie gern,“ sagte sie mit glänzendem Blick, hätt' ich die kleinen Blümchen mit meinen Wünschen früher aus der gefrorenen Erde herausgezogen! Wohl zehnmal hab' ich sie hier mit Namen gerufen. Aber nun sind sie auf einmal da. Und nun sollen Sie auch recht viele bekommen. Die Schneeglöckchen sind immer die ersten und die schönsten. Sehen Sie nur den reinen weißen Kelch, und das lebendige gelbe Lichtchen drinn!“

Beim Ueberreichen ihrer Gaben machte er die Bemerkung, sie habe das schönste Blümchen doch schon vorher abgebrochen, und zeigte darauf. „Da haben Sie's auch!“ sagte sie, ohne roth zu werden, indem sie's gutwillig von der Brust absetzte und ihm gab. „Aber nehmen Sie mir's nicht übel, das ist Eigensinn. Diese sind viel

schöner.“ Es war ihm seltsam zu Muth. Er roch an der Blume, um sie leise zu küssen. „Schade,“ sagte er, „daß sie nicht riechen.“ „Ei,“ rief sie, „wer wird so unersättlich sein! Da, noch dieses Leberkraut nehmen Sie mit in die Stadt. Etwas Besseres hab' ich noch nicht.“

Albert bekam auch von jeder Sorte ein Stück, und nun lief sie wieder vor Wilibalden her zum Hause zurück. Otto kam ihnen entgegen, und Wilibald bat diesen, ihn mit seinem Eigenthume näher bekannt zu machen. Bei dieser Gelegenheit wurden endlich auch die Windfälle im Walde des Finanzrathes besehen. Das Wetter war herrlich. Aus weißen Wolkenstreifen schien die Sonne mild vom Himmel herab; die Luft war lau; einige Fußpfade auf dem Rasen waren schon fast trocken, und um den See her ließ sich im Gebüsch zuweilen ein früher Vogel hören. Der See selbst war noch von den Frühlingsströmen trüb, und die Ufer lagen nackt und öde da.

Sie hatten sich warm gegangen, und Wilibald äußerte seine Freude über den heutigen schönen Tag. „Diese ersten Augenblicke des Frühlings,“ sagte Otto, „sind für unser Herz die gesegnetesten des Jahres. Mit ihnen kehrt auch Sonnenschein und Kühnheit in's Herz zurück. Der Mensch fängt wieder an, die schützende Heimat geringer zu achten. Seine Gedanken erheben sich höher und weiter hinaus. Alles Ungemach, alle Standes- und Nahrungsorgen dünken uns leichter. Auf der ganzen Erde scheint es uns eben so wirthbar zu werden, als unter dem bisherigen engen Obdach. Für dieses sind wir hingegen im Herbst so sehr besorgt, wo wir die baldige sichere Ankunft des Winters ahnen. Aber, diese Empfindungen scheinen sich bloß auf das stille häusliche Leben einzuschränken.“

„Ach dächte nicht!“ bemerkte Wilibald. „Die Empfindung der Kälte scheint den Menschen überhaupt nicht nur körperlich, sondern auch moralisch feig zu machen. Der ganze Menschenhaufen kommt mir im Winter demüthiger vor, als im Frühlings.“

„Das ist zum Beispiel der Fall in der Stadt nicht,“ fiel Otto ein, wo im Sommer die Ebbe, im Winter die Flut eintritt, und wo freilich im Grund ein ewiger Winter herrscht. Soviel ist indessen wahr, daß die meisten unangenehmen Zufälle des Lebens mir im Herbst immer härter auffielen, als gegen den Frühlings.“

„Man müßte,“ meinte der Freund, „einmal die Geschichte befragen, ob die Summe außerordentlicher Thaten, die im Sommer und auf der südlichen Erde geschehen, überwiegend gegen die des Winters und der kalten Erde wäre.“

Otto glaubte, das Resultat würde wenig beweisen, und schwer zu ziehen sein. „Die Quellen der eigentlichen That,“ sagte er, „sind mächtiger als alles dies. Selbstsucht und Ruhmbegehrde, mit

dem ganzen Gefolge großer Leidenschaften, verlachten alle Geseze, und troßen selbst Elementen und Himmelsstrichen. Die größere Thätigkeit scheint freilich in Norden zu wohnen. Ist die Rede von großen Thaten, so wird die Frage erst schwierig. Aber so weit wolt' ich meine vorhinige Bemerkung gar nicht fortführen; wenigstens müßten wir da mehr vom Sein als vom Thun reden. Denn bei dem, was der Mensch ist, kommt wohl Klima und Jahreszeit schon mehr in Anschlag."

"Gut," sagte Wilibald, "so kommen wir auf das Gebiet des Schönen. Betrachten Sie die Griechen und Italiener in ihren Werken; versehen Sie sich an die Gestade des Indus und Ganges..."

"Wohl!" fiel Otto ein. "Shakespeare, den ich hier einzig nennen will, war aber ein Engländer, der in England, vielleicht im Winter, Romeo und Julie dichtete."

"Das hat Gewicht," sagte Zener, "aber wir sprachen vom Ueberwiegenden."

"Ich kenne das; und an die leichtere Entwicklung göttlicher Kräfte durch Umgebungen des Schönen und Mildern glaube ich allerdings. Allein, man geht gewöhnlich, aus nordischer Vorliebe für die südlichen Naturen, im Lobpreisen der letztern zu weit, und vermengt den Geist selbst, — das Göttliche im Menschen, — mit seinem Neupern. Wenn wir das ganze Reich der alten und modernen Kunst überschauen, so werden wir immer finden, daß das himmlische Genie aus den Verhältnissen des Menschenlebens heraustrat in den Kreis der Freiheit, und unabhängig war von Zeitalter, Zeitgenossen, Stand, Glück, Sprache, Bildung und Himmelsstrich, ja Versen und Prosa!"

Wilibald hatte gegen diesen Satz noch sehr viel einzuwenden. Er versuchte es, seinem Freunde den Unterschied zwischen der düsternen Themse und dem Klima von Korinth und Neapel anschaulicher zu machen; er bat ihn, zu bedenken, wie sehr Behaglichkeit und geistiges Wohlbefinden von der Milde der Natur abhängen; er führte ihn auf Beispiele in Meisterwerken nordischer Dichter, die in's Glühende gearbeitet seien, und selten eine elegische Stimmung verkennen ließen; er rief ihm Welschland, welches beide kannten, in's Andenken zurück: aber Otto wollte sich nirgends weiter auf's Einzelne einlassen, sondern meinte, vor der Hand müsse er bei seinem zuletzt aufgestellten Satze stehen bleiben.

Wilibald brachte die meiste Zeit dieses Tages in Otto's Hause zu. Mathilde waltete freundlich umher, kümmerte sich aber nur wenig um ihn, und schien nie aufmerksam auf seine Person, als wenn sie glaubte, er verlange etwas, oder es könne ihm irgend ein Dienst angenehm sein. All' ihre Mienen und Blicke hatten zunächst auf Otto und den Kleinen Bezug, und der ganze häusliche

Ton bewies, daß diese Familie sich sehr zärtlich lieben müsse. Mit dem Singen und Spielen war es heute nichts, weil auf ihrer Guitarre eine Saite fehlte, und das Klavier verstimmt war. Auch schien sie übrigens die Unterhaltung des Fremden sehr gern dem Vater allein zu überlassen und lieber ihren Hausgeschäften nachzugehen. Er erfuhr von Otto'n, daß das junge Mädchen seiner ganzen Haushaltung vorstehe, und ihm nur selten Gelegenheit lasse, sich selbst drein zu mischen.

"Es ist ein sehr interessantes Landmädchen!" sagte Wilibald zu sich selbst, weil er von ihr weg war. Nie hatte er sich einem weiblichen Wesen näher gefühlt, als Mathilden am heutigen Morgen nach jenem Traume; und doch fand er sich schon jetzt weiter von ihr entfernt, als es ihm noch vor wenigen Stunden möglich schien. Gern hätt' er darüber auf sie gezürnt, daß sie so an ihrem Hauswesen hing, aber, mußte er nicht, nach einigem Ueberlegen, ihr diese Eigenschaft zur Tugend anrechnen? "Sie ist," sagte er noch einmal seufzend, "ein äußerst interessantes Landmädchen. Ihre Stimme tönt wie die Stimme eines Engels. Aber leider ist das ganze Weib doch schon verländelt! Kommt denn Otto bei aller seiner Klugheit wollen, daß sie so große Neigung zur Kochkunst schöpft? Kommt' er der Pflege so trefflicher Talente die Bildung zur Haushälterin vorziehen! Denn ach! in dieser Rolle scheint sie sich, wie in ihrem rechten Fache, schon sehr glücklich und wohl zu befinden!"

Beim Abschied umarmte er das galante Händchen recht herzlich, und versprach ihr, sie nächsten auf acht Tage in seiner Mutter Haus zu bringen, wo sie dann alles erdenkbare Schöne der Hauptstadt genießen solle. Die Kleine war außer sich vor Freuden; und Wilibald, so wenig er sonst das gewöhnliche eitle Streben nach dem vornehmeren Wesen leiden mochte, wünschte doch Mathilden ihre Gesinnung über diesen Punkt. Uebrigens wußte er nicht recht, ob er auf Otto'n, oder Mathilden selbst zürnen sollte, da ihm die Tochter in Beziehung auf ihren Vater sehr frei zu leben schien. Sie selbst konnte gar wohl die größte Schuld haben! Sobald er sich aber die Sängerin wieder dachte, erschien ihm der harte Vater doch von neuem am meisten schuldig.

Etwas trüb und verdrießlich kam er wieder in die Stadt. Er nahm sich noch an diesem Abende vor, nur selten nach Hainberg zu gehen, wenn sein Vater es nicht ausdrücklich anders verlangen würde. Minelli kam zu ihm. "Du hast sie heute wieder gesehen," sagte er, "du Glücklicher!"

"Wie kommst du," fragte Wilibald, "eigentlich zu dieser Bekanntschaft?"

"Der Zufall," antwortete Zener, "führte mich im vorigen Jahre einst in ihre Gegend, wo ich Otto'n, den ich schon an einem

andern Orte gekannt hatte, wieder fand. Der gastfreie Mann nöthigte mich, bei ihm zu übernachten, und da ich zu jener Zeit oft im nächsten Städtchen haufete, so erbot ich mich, seiner Tochter Unterricht in der Musik zu geben. Noch während dieses Winters und seitdem ich hier angestellt bin, hab' ich zuweilen diesen Unterricht fortgesetzt; denn du kannst schon ungefähr ermessen, wie glücklich ich in dieser Gesellschaft sein mußte. Hast du je ein Weib von ihrer Zartheit gesehen? Von ihrem üppigen Wuchs, von ihrer Blüthe?"

"Schade, daß sie auf dem Lande wohnt!" sagte Wilibald frostig. "Ein schöner aufstrebender Geist würde ihren Körper erst verherrlichen."

"O du Grönländer!" fuhr Jener auf. "Du bist ihres Anschauens nicht werth! Was willst du dich um Stand, Ort und Verhältnisse kümmern? Diesen allen theilst die wahre Schönheit ihre Adelsbriefe mit. Sieh doch lieber ihr Auge, in welchem reinen, feuchten Glanz es schwimmt! Es ist so blau, wie das Dunkel des heitern Himmels. Und ihre Lippen — sie leben in jenem Lächeln, welches die Orgien der heiligsten Poesie in der jungen Brust ahnen läßt. Das ganze Bild existirt in einem Rosengewölke, in einem Aether der zartesten Liebe, der sie selbst bei den häuslichen Geschäften umfließt. Ihre Farbe ist nicht roth, aber es schimmert ein glühendes Roth durch die reine Haut; sie gehört zu den Weibern, aus deren ganzer Form eine milde Rosenfarbe blüht; dies gibt ihnen einen ewigen Schimmer, der, besonders bei Blondinen, mit der leisesten Bewegung sogleich als hohe Farbe vordringt, und sie den geschnittenen Frauen gegenüber so sehr hebt. Das Weiß der sammetnen Haut glüht überall, und ist doch, außer den Wangen, nicht roth zu nennen. Das Götterblut funkelt unter der reinen menschlichen Blässe hervor. Aber das macht noch immer ihren höchsten Reiz nicht aus."

Wilibald zitterte für Mathilden, wie er den verderbten Minelli in einer solchen Glut über ihre Schönheit sah, und er bezeugte ihm sein Erstaunen. Aber Jener fuhr unaufhaltsam fort: "O, du Kind der Götter! Selig, wer in dein sanftes Auge blicken darf, worin des Himmels Friede wohnt! Selig, in dessen Herz die Raubertöne deiner Stimme wie ein ferner elyrischer Schall dringen! Wer den Hauch dieser Lippen trinkt! Wem dies Auge verschämt und liebend bricht! Für wen es sich einst mit ungewohntem Zittern zum erstenmal vor Schmerz und Lust verschließt! Selig der Mund, den diese Lippen, von der Sehnsucht geöffnet und geistigt, in der Nacht der Liebe suchen, und mit heißem Schmerz erfassen! Kein menschlicher Gedanke vermag diese Wonne zu ermessen!"

"Du bist rasend," sagte Wilibald mißbilligend. "Kann denn die Sinnlichkeit den Menschen so ganz hinreißen!"

"Keine Sinnlichkeit!" schrie er wieder. "Ach nein! Wär' ich nur der vielgestaltete Morpheus, daß die heilige Schlafende sich meinen Umarmungen, wie der Frühlingsluft, gefahrlos überliege, daß ich mich mit meinem ganzen Wesen um sie schließe, um die rosigten Glieder schmiegen könnte! Wär' ich nur der kalte Quell, in dem sie badet!"

"Ich höre," sagte Wilibald ernsthaft und nachdenkend, "meinen Freund nicht mehr! Ich höre den wilden Sohn des Bacchus aus der Taberne rufen, wo der Wein tobt, und die Unkeuschheit ihre Krieglischer anstimmt."

"Und doch hast du jetzt Unrecht!" sagte Minelli, indem er ihn mit Wehmuth umarmte. "Ach, jenes Busens reiner Athem, durch ihre jungfräulichen Lippen in mich gezogen, gösse meinem ganzen Wesen den Stoff eines neuen, geheiligten Lebens ein!"

Sein Freund drückte ihn still an sich. Er erwiderte es und sagte: "Ich fühle wohl, daß du besser bist, als ich werden kann. Ein solches Weib wird mich nun nicht lieben. Aber, du hältst mich für einen gemeinen Wüstling, und thust mir weh. Auch das fühle ich. Du bist sehr hart."

"Du mußt aber jetzt einzig fühlen," jagte Kronach, "was Mathilde bleiben soll, und — was du in ihr vertilgen könntest! — Verzeih' mir!"

"Tiefer, als du glaubst, fühl' ich das, guter Kronach. Sieh, ich wollte, bei Gott, sie liebte dich — wenn du's nur irgend verdienst! Aber gib mir zu trinken, ich bin so durstig, wie eine brennende Sandwüste unter der Linde, und jede Trinkanstalt ist in jeder Rücksicht zur Löschanstalt zu gebrauchen."

"Ich wollt', es wäre dir noch zu helfen!" sagte Wilibald, indem er nach Bouteillen klangelte.

Eben kamen auch Franz und Pinius. Beide wollten mehr von der Sängerin wissen, welches aber Kronach und Minelli vor der Hand abschlugen. Franz war sehr aufgebracht über die Gräfin. "Es ist mir heute," sagte er, "im Gespräch eine äußerst geringfügige Zweideutigkeit entschlüpft, und — sie hat mir verboten, unter acht Tagen bei ihr zu erscheinen! Sie wächst uns Allen über den Kopf."

"Das ist so schlimm nicht," sagte Wilibald. Franz gehörte nach seiner Meinung zu den Menschen, denen man, um Vieles an ihnen genießbar zu finden, das Meiste, und dies fast täglich, verzeihen müsse. "Du und Minelli," fuhr er fort, "ihr bedürft nur einer ewigen Absolution. Es ist eine höchst verderbliche Annahme des Wiges, selbst des ächten, wenn er weder Regel, noch Maß, noch Zeit anerkennen will; und gewiß, auch die Sparsamkeit gehört zu seinen unerlässigen Eigenschaften."

„Ei was,“ schalt der Assessor, „mein Wig ist bezahlt! Was geht's euch an, wenn ich ihn verpasse, wenn ich ihn in einer Stunde sämmtlich zu Grunde richten will?“

„Freilich wir,“ sagte Willibald, „wir verschmerzen die Wunden gern, die uns eine liebende Hand schlägt; aber die Gräfin?“

„Ja, du und Pinius, ihr verderbt sie eben mit eurer Säuberlichkeit! So groß soll sie denn doch nie werden, daß sie Männer mißhandeln darf? Glänzende Seiten hat sie, aber auch Schatten die Fülle. Nichts kann mich mehr ärgern, als wenn die Frauen, deren Leben ja doch eine einzige Zweideutigkeit ist, die Zweideutigkeiten bestrafen wollen!“

„Heute,“ sagte der Maler, „bist du gerade am wenigsten fähig, die Frauen zu richten. Jedes gebildete Weib muß und will einmal züchtig und keusch genommen sein.“

„Keusch genommen,“ rief Franz, „ist die Gräfin ein äppiges Weib; aufrichtig gesprochen, ist sie falsch gegen die Männer; genau erwogen, ist sie eine Verschwenderin gegen eure falschen Verdienste; also ist und bleibt sie doch wohl, beim Lichte besehen, ein Kind der Finsterniß?“

„Mach doch der Tadler reden!“ sagte Pinius. „Laß heute die Liebesgöttin dem Momus zu Gefallen barfuß gehen, so bedauert er morgen, daß der Götterfuß nun doch einmal schon Anlage zu Hühneraugen habe.“

Sie lachten ihn wegen seiner wohlverdienten Strafe aus, und ließen ihn nicht weiter zu Worte kommen.

„Ich habe,“ sagte zuletzt Franz, „gleich Anfangs gedacht, ihr würdet lachen. Die Verbannung darf auch, da sie mich zum Märtyrer der Wahrheit macht, meinen Stolz keineswegs schmerzen; aber gerade in dieser Woche werden einige Fremde bei der Gräfin eingeführt, zu deren wichtiger Bekanntschaft ich leider nur in ihrem Hause gelangen kann! Euer verdammtes Lachen beweist mir die Wahrheit einer Bemerkung, die ich nenlich schon gemacht habe. Vielen Leuten begegnet nämlich, bei jedem wahren Unglück, immer noch ein komisches, und, bei aller Bosheit hierüber, können sie niemals zu einem thränenwerthen, systematischen Glande gelangen; immer findet sich dabei auch noch jenes bloß abgeschmackte, lächerliche, vierschrötige oder ärgerliche Nebenelement ein, worüber sich in kein erhabenes oder gelehrtes Klagegeheul ausbrechen, ja nicht einmal ein pathetisches Wörtchen vorbringen läßt. Das Lächerliche bei ihrem Glande benimmt aber diesem niemals die Größe, sondern macht nur, daß sie mit den Füßen trampeln, und über ihre eigene Person zugleich lachen und weinen müssen. Selbst zu ihrem letzten Stündlein schlägt noch eine eigne Glocke, die einen possierlich kurrrenden Ton hat. Eine Postle bringt sie um's Leben. Bei der Nachricht

von ihrem Tode will man sich zu Thränen zwingen, und möchte heimlich vor Lachen selbst des Todes sein. Der Gedanke an die Möglichkeit, daß mich einmal dieser Fluch der Possierlichkeit belasten könnte, ist mir ganz unerträglich, und euer Lachen ärgert mich daher noch weit mehr, als mein eigentliches Ungemach.“

Sie ließen nicht von ihm ab, bis er angelobte, sich ohne Murren in seine Strafe zu fügen. Der Sängerin zu Ehren versprach er es.

Jeder lieferte nun seine Meinung über den gestrigen Gesang. Alle hatten sich gerührt gefunden, und doch Jeder aus verschiedenen Gründen. Den Assessor hatte das Duo am lebhaftesten gerührt. „Wenn ich,“ sagte er, „je auf dieser verderbten Erde noch Unschuld und Natur statuiert habe, so war's gestern. Ihr Blick, als sie dich Sünder ergriff, war so engelrein, so ganz gnadenvoll, als wollte sie das Laster gen Himmel führen.“

Den Maler hatte ihr wachsender Muth im zweiten Fortissimo am meisten ergriffen, weil er sich aus ihrem Schrecken bei den ersten Trompetenstößen kein gutes Ende prophezeit hatte.

„Unstreitig,“ sagte Minelli, „ist die Trompete das mächtigste Instrument auf Erden. Ein Gott, scheint es, hat sie aus Dodana's Erz geschaffen. Ihr gemeines Schmettern in den niedern und mittlern Bahnen kann nur gemeine Seelen rühren. Es gehört allein den Markttschreibern und Wägenführern.“ Ich dulde nie einen Trompeter, der nicht bis zur höchsten Höhe seine Stärke behält. Denn es gibt bei vollem Orchester Augenblicke, wo im großen Mäuschen der Instrumente, besonders der Bässe und Pauken, aller Distant, auch bei größter Anstrengung der Geigen, doch verlischt, wo die Seele sich von aller Melodie verlassen fühlt, und hier tritt dieser lichte Ton dann mächtig dröhnend herein, stellt die Einheit her und ergreift wieder das große Kommandowort, den melodischen Strafbefehl, vor dem uns zuweilen die Haut schauert.“

Willibald fand, auch die tiefen Töne dieses Instrumentes hätten doch oft merklich auf ihn gewirkt.

„Das werden und können sie nie,“ antwortete Jener, „nämlich für sich allein; sondern nur dann, wenn auf jene hohen zuenden Töne, wie bei vielen Tonstücken der gewöhnliche Fall ist, das Schmettern sogleich erfolgt. Dann schreiben wir irrig diesem eine rührende Kraft zu, welche doch bloß eine spätere Wirkung jener Blitze war. Ich aber bediene mich ihrer Tiefe nie, als im Romantischen oder Komischen, und wo etwa das Horn zu rund ist.“

„Ich bin überzeugt,“ sagte Willibald, „daß sie schon mancher Schlacht den Ausschlag gegeben hat.“

„Die Trompete,“ sagte der Kapellmeister, „scheint doch mehr das Herz zum ersten Angriffe zu erheben. Aber beim eigentlichen Meheln und Fleischhacken leistet wohl die betäubende Trommel mehr,

bei deren Brausen der Mensch seine Person vervielfacht glaubt, und sich (wie der Furchtsame in einer Gesellschaft von Mordbrennern und Bösewichtern) verwegener in Tod und Trümmer zu wagen scheint. Die Trompete ist von viel erhabnerer Bedeutung. Der Mensch wird durch ihren Strahl nur tapferer."

"Du hast Recht," rief Piniüs; "ich erkennte es auch für die größte militärische Wohlthat, wenn beim Arquebusiren alle mögliche Trommeln im Reiche los gelassen würden."

"Selbst das Pferd," fügte Franz hinzu, "wird mir eben dadurch achtungswerth, daß es die Trompete so sehr liebt. Wie manches edle Ross, einzig vom wunderbaren Trompetengeschrei gereizt, hat wohl schon seinen tapfern Korner genöthigt, freiwillig in sein Verderben zu rennen, und sich endlich zum ersten Mal Tubalkains und Barthel Schwarzens niederträchtiger Erfindungen zu bedienen!"

"O, noch kürzlich," sagte Minelli, "hab' ich ein Beispiel von der Gewalt der Trompete gesehen. Ich kam in einer Stadt unter ein herrliches Corps Offiziere, die des folgenden Tages in's Feld marschiren sollten, und heute einen Abschiedstag feierten. Sie hatten eine vortreffliche Regimentsmusik, und es wurde unter andern ein Kriegsglied von einem neuern Dichter*) abgesungen. Die Melodie war elend, und ich schlug eine andere vor, die ich kannte und noch änderte. Wir hatten Zeit und ehe der Abschied kam, war alles einstudirt. Es war ein Trompeter dabei, der alle mir bekannten übertraf. Kein Mensch war trunken. Man übersah das, was im Texte unpassend war, und hielt sich allein an den ernstesten Ton des Kriegs. Beim letzten Verse, den ich verstärkt hatte, schwang sich das heilige Messing mit jubelndem Siegesgeschrei empor; es brachen die Strahlen des Muths aus jedem Auge, und die Arme hoben sich unwillkürlich zum Streit. Sie schwuren, den Tod zu verachten, und selbst die Frauen weinten seltsame, ich möchte sagen, tapfere Thränen, und wollten mit. Ein junger schöner Held riß den Trompeter wie wüthend zu sich. "Mensch," stammelte er, "rufe mich in den Schlund der Hölle, ich werde kommen." O gewiß, die Kunst ermächtigt den Menschen zur höchsten That!"

"Aber wir müßten," meinte Franz, "die Sängerin selbst über ihre Gefühle erforschen. Bringt uns doch bald zu ihr."

"Dies geht," sagte Minelli, "ohne besondere Erlaubniß ihres Vaters nicht an. Auch wird's Kronach nicht leiden, daß sie solche böse Nuben um sich habe, wie etliche von uns Vieren sein sollen. Er hat sie schon in eine ganz eigne Protektion genommen. Aber, ihr werdet in ihrer Nähe alle bezaubert, das schwör' ich euch zu! Die schönste Blume steht euch vor den Augen, und ihr habt nicht das

*) S. Wallenstein's Lager, v. Schiller.

Herz ihr zu nahen; ja, ihre unzugängliche Reinheit erstreckt sich sogar bis auf ihre Gewänder. Ich bin kapabel, sie unmittelbar aus der Küche in den Gesellschaftssaal zu führen, wenn sie nur Zeit hat, die Handschuhe zu wechseln. Ihr magt es nicht, ihre Kleidung zu berühren. Sie reicht euch den Arm, und ihr seht nach, ob euer Rockärmel rein ist; keiner hat das Herz, ihre Hand zu fassen. Und bei alle dem zieht sie alles unwiderstehlich zu sich hin. Wenn sie euch aus dem Fenster entgegen lächelt, so seid ihr auf der Treppe schon vor Liebe des Todes."

Diese Ausrufungen Minelli's, sobald die Rede auf Mathilden kam, machten den Assessor und Maler immer begieriger auf ihre Bekanntschaft. Allein auf Wilibalden, der weiter nichts zu ihrem Lob oder Tadel sagte, machten sie eine besondere Wirkung. Er hätte viel darum gegeben, wenn auch der Kapellmeister sie gar nicht gekannt hätte, und wenn überhaupt von seinen Fremden ihrer gar nicht weiter wäre gedacht worden. Warum? — das wußte er nicht recht. Dann fand er auch Minelli's Schilderungen von ihr viel zu excentrisch und phantastisch; und er haßte alle Uebertreibungen. Wenn er Mathilden mit des Kapellmeisters Gemälden verglich, so fand er zwar an diesen überall etwas Wahres, aber seine Bilder blieben doch immer Auswüchse einer schwelgerischen Phantasie, Geschöpfe einer tabeluswürdigen Sinnlichkeit. Auch gab er im Herzen Mathilden fast ungern die mancherlei Vorzüge, die sie doch unleugbar besaß, und die er selbst schon erkannt zu haben glaubte. Die Zurücksetzung seiner Unterhaltung gegen ihre häuslichen Verhältnisse schien die Ursache seines bösen Willens zu sein. Sie hatte ihn, so kam es seiner Eitelkeit vor, zu wenig bemerkenswerth gefunden; und dabei mußte er mit Verdruß eingestehen, daß sie auch nicht die kleinste Aufmerksamkeit, die ein Fremder oder Gast nur irgendwo erwarten kann, versäumt hatte. So wie er sich deshalb untersuchte, zog er, zu seinem Schrecken, diese Bemerkungen sogleich aus seinem Innern an's Licht, schalt sich einen eiteln Thoren, und wollt' es Mathilden abbitten. Aber demungeachtet blieb davon noch so manches bei ihm hängen, daß er sich aufs neue vornahm, lange nicht nach Hainberg zu reisen.

Mariane und der Kabinetssrath vereitelten aber seinen Vorsatz schon nach wenigen Tagen. Die erstere bestand darauf, Hainberg jetzt zu sehen, weil die Salen'sche Familie bald auf ihr Gut reisen wollte, und also trieb ihn August so lange, bis er eine Fahrt dahin veranstaltete.

An einem schönen Frühlingsmorgen fuhr die Kronach'sche und Salen'sche Gesellschaft hinaus, und Minelli, der Maler und Franz begleiteten sie zu Pferd. Wilibald selbst hatte dort schon ein köst-

liches Mahl bereiten lassen, und bot alles an, um seinen Freunden einen angenehmen Tag zu machen.

Sie kamen gerade in einem sehr interessanten Augenblicke zu Hainberg an, nämlich im ersten lustigen Getöse des Frühlings. Alt und Jung stand vor den Thüren, und sah nach den eben wiederkehrenden Störchen, die, umschwirrt von einem Schwalbenheere, hoch über dem Dörfchen ihre Kreise durch den blauen Himmel zogen, und die wiedergefundene werthe Heimat begrüßten. Kein Gesicht, was nicht lächelte! Die Knaben des Dorfs hatten sich Pfeifen und Schalmeien von neubesafteten Weidenzweigen gemacht, und reckten die Köpfe hausbäugig gen Himmel, um die alten theuern Gäste vieltönig anzublasen. Die Sonne schien hell und mild, und der frohe Landmann ergriff in diesem heitern Getöse mechanisch das Sätuch und Joch. Das muthwillige Vieh sprang, die gelenkten Glieder schüttelnd, aus den Ställen hervor.

„Gottlob,“ sagte Herr Adams, nach zahllosen Reverenzen; „Gottlob! Nun diese Glücksvögel, Störche und Schwalben, wieder da sind, haben wir keine Kälte mehr zu fürchten!“

Er schien sich auf dieser reizenden Fabel wie auf einem arkadischen Rosenzweige zu wiegen, und Vinus bemerkte sogleich, es sei Todfünde, ihn durch Zweifel herabzuwerfen; Jedermann gestand auch ein, daß sein in diesem Sage liegendes reines Vertrauen, und sein glaubenvolles Auge wesentlich zu der ganzen Scene gehöre, und sie eigentlich in's Reich der Poesie hinaufhebe.

„Dort schwebt er herab!“ rief Willibald, und zeigte Marianen, wie sich eben das Storchweibchen auf das Nest, welches auf dem Dach eines benachbarten Bauernhauses erbaut war, aufsetzte, und das Männchen klappernd zu sich lud. Die Knaben schrien Jo, Ja, Jo, besangen die Störche, schimpften sie und gaben ihnen Spitznamen; dazu schrien die weißbrüstigen Schwalben, und kämpften mit den kreischenden Sperlingen um die bösslich okkupirten Nester. Die Knechte des Verwalters klatschten, und trieben das Vieh an, um aus dem Hofe zu kommen, weil die muthwilligen Mägde Wasserströme nach ihnen goßen, welches die hier gebräuchliche Nothtaufe beim Anheben der ersten Saat war. Den allgemeinen Lärmen vermehrte der romantische Schellenklang der Kronach'schen Schäferin, welche nah' am Hause über den Hügel hinwallte. Und der Ruhhirte stieg unten im Dörfchen aus Selbstkräften in's Horn, mit einer Höhe und Reinheit, vor welcher selbst Minelli aufschrie, und behauptete, der Kerl sei eine poetische Person.

Die Gesellschaft sonnte sich einige Zeit in dieser lieblichen Aufregung, und Niemand war dabei, dem nicht an der warmen Luft die Brust freudiger athmete. Dann nahm man feierlichen Besitz vom Gutshaus, und ließ sich Hannchens Frühstück trefflich schmecken.

Das gute Kind sah sich von Jedermann, selbst von ihrem jungen Herrn, gelobpriesen, und wußte all dieser Seligkeiten kaum habhaft zu werden.

„Ich sehe wohl,“ — sagte der Finanzrath mit einer gewissen heitern Wichtigkeit zu seinen Söhnen, indem er, wie ein ächter Eigentümer, an der Decke des Zimmers umher sah, — ich muß dieses Gut so wirklich machen als möglich ist. Aber, dazu gehört freilich ein neues, schönes Haus; und — das wird mich viel Geld kosten!“

Wenn der Finanzrath von wichtigen Geldausgaben sprach, so mußte selbst der größte Bon vivant einen Augenblick nachdenkend werden, und Achtung für seine Mienen haben, worin die gründliche Kenntniß vom Werthe des Geldes, und die wahre Anlage zum grundreichen Manne sich lebendig ausdrückten. Das sichere Fundament, worauf er seine Pläne bauen konnte, war bekannt; aber die Wichtigkeit, womit er diese behandelte, interessirte doch Jeden; und seine bekannte Gutmüthigkeit erregte auch fast bei Jedem den Wunsch, daß seine Unternehmungen gelingen und gedeihen möchten. „Indessen,“ fuhr er fort, „ist es so schön hier, daß ich Willens bin, mich keine Kosten reuen zu lassen, um dies Haus zu bauen, und noch im Herbst bewohnbar zu machen. Vielleicht können wir dann künftigen Sommer, wenn uns Gott beisammen läßt, es bewohnen; denn ich finde die Luft hier doch viel anders für einen alten Mann, als in der schwermüthigen Stadt.“

Jeder that ihm nun Vorschläge, und der Assessor sprach mit so vieler Sachkenntniß über das Bauwesen, daß ihm der Alte ganz gewogen wurde. Er gab ihm die schicklichsten Mittel an, wie er den Bau bald, und doch solid herstellen könne, und nannte ihm einen Baumeister, dem er ohne alle weitere Aufsicht das Geschäft für eine bestimmte Summe überlassen könne. Alles nahm nach und nach Antheil an dem neuen Hause, und man zog hinaus, um den Platz zu wählen, wo es stehen sollte. Dieser wurde eine Strecke vom alten Hause weiter aufwärts verabredet, wo die Aussicht sich schon erweiterte und der Baumeister Terrain und Freiheit im Ueberfluß hatte. Die jungen Leute steckten den Platz mit Meßern ab.

Willibald stand auf der Mitte dieses Raums. Die Geister künftiger Bewohner umschwebten ihn. „Wer wird hier leben, wer wird hier sterben?“ rief er unwillkürlich aus.

„Du, oder ich,“ sagte August; „oder wir beide.“ Er reichte ihm die Hand entgegen. Die Alten hatten sich entfernt. Willibald schlug sanft in seine Hand ein. „Ach, August,“ sagte er, „es wird nicht ewig sein wie heute.“ Es war ihm aufgefallen, daß sein Vater sich einen alten Mann genannt hatte. Mariane fuhr bei Willibalds Worten schnell herum, und ging hastig auf die Seite.

Indem August es bemerkte, winkte er seinem Bruder, daß er abbreche.

Die Alten stellten ökonomische Untersuchungen an, und die Jungen wandten sich gegen den See. Man kam durch einen engen verwachsenen Pfad an seine niedrigsten Ufer, wo Otto's Kahn befestigt war. Während Wilibald Marianen fuhr, kletterten die Uebrigen an den Uferwänden herum, bis sie sich endlich oben bei der Ruine alle wieder zusammenfanden, wo eine allgemeine Bewunderung der reizenden Aussicht anhub.

"Eigentlich," sagte Wilibald, "kommen wir zu frühe hierher. Das Licht dieses Tages ist wohl mild, aber die Erde ist, außer den Saatzfeldern und Wiesengründen, noch fast ganz todt und schmucklos. Der Wald stirrt rauh und zackig empor, und erwartet noch seine schönen grünen Gewölbe. Freilich..."

"Ja freilich!" sagte Mariane verweisend. "Ist das wohl redlich gedacht, mein Freund? Sind denn diese frühen Waldblumen nichts? diese hundert schlagenden Rothkehlchen und zirpenden Blauweissen, diese schwellenden Virentknospen, (sie sagte ganze Zweige voll zusammen, und streichelte sie), ist das alles nichts? Muß denn das Ganze sogleich grünen und blühen?"

"Sie haben gewiß Recht," sagte Vinus. "Mich reizt die Natur im Werden, im Entwickeln ihrer bildsamen Keime immer am meisten. Es thut mir allezeit leid, wenn ich einen Wald schon geschmückt finde, ohne daß ich sein werdendes Grün sich in stiller Kraft entwickeln sah. Gewöhnlich versäumen wir die schönsten Genüsse über vorlauten Wünschen nach größeren und reicheren. Die Blumentknospe soll geschwind aufspringen; das zarte Wiesengrün soll auch noch mit Blumenschmelz durchwebt sein; die Waldknospen sollen eine grüne Nacht schaffen; die jungen blassen Saaten in blaugrünem Triebe das Land bedecken; die Fruchtbäume röthliche und weiße Wellen bilden, und die Nachtigall soll im März singen! Alles kommt endlich; und nun — ist das Ziel unserer Wünsche da, und die Natur bestraft uns durch das Vorrücken ihrer ewigen Schranken. Es bleibt uns nichts mehr zu wünschen übrig; aber — viel zu betrauern! Die Blume steht entfaltet da, um dem Stengel bald zu entfallen; den vielfarbigen Wiesengründen droht schon die Senfe; das Grün des Waldes nimmt mit seinem vollendeten Blätterwuchs sogleich ein ernstes ahnendes Dunkel an; die Saat färbt sich zum Schossen bleich; die Blüthen werden ein Raub des Windes, und die Zeit der Nachtigallen ist so bald vorüber! Ach, vom endlich erklimmten höchsten Punkte des vollendeten Lebens schauen wir sogleich jenseits in öde Tiefen des Todes!"

"Und das rührt Sie nicht?" sagte sie, und sah Wilibalden verächtlich an.

"Es ist sehr wahr," antwortete dieser, "und ich selbst denke so wie meine Freunde; aber es gibt, noch während des Aufstrebens der Natur, doch eine Zeit, wo ich am glücklichsten bin. Sie wird in kurzem erscheinen, wenn der Wald ein verworrenes Hellgrün trägt, und die Blüthen so glorreich aufspringen. Niemand wird mich deshalb tadeln, daß ich etwas mehr verlange als diese Nacktheit?" Minelli und Franz stimmten seiner Meinung bei.

"Nacktheit?" sagte Vinus, indem er ein ganz verborgenes Blümchen abbrach und in die Höhe hielt. Ihr seid Schwelger! Und wenn ihr das Mehrere habt, so wollt ihr wieder das Meiste, und dann ist das zarte erste Wenige doch schon dahin!"

"An der vollen Brust des höchsten Lebens wünscht' ich zu erblasen," sagte Minelli. "Je reicher, je besser. Zur Ueberfüllung lassen's die haushälterischen Götter schon nicht kommen."

"Aber ihr Andern," sagte Franz, "wollt euch gutwillig dem Strome der Natur überlassen, ohne die geringste Reflexion dabei zu wagen. Ihr wollt, wie gute arme Kinder, eure tägliche Portion trocknes Brod ohne Murren essen, ohne elegische Hinsicht auf Speck und Braten."

"O, an Elegieen wird's nicht fehlen!" sagte Minelli. "Im Mai müssen sie ohne Zweifel schon Stoff genug zu Jeremiaden auf den Frühling finden."

"Und warum nicht?" fragte Wilibald, der nun völlig auf Vinus und Marianens Seite übertrat. Mathildens Frühblumen fielen ihm ein. "Ist doch," sagte er, "die Schneeglocke schon jetzt verblüht, und selbst ihr kleiner schülfiger Busch bleicht nun dem Tode entgegen. Habt ihr sie gesehen? Gewiß, der Frühling geht, wie die Jugend, meist ungenossen vorüber. Immer strebt der Mensch vorwärts. Freilich thut er dies auch wohl im Herbst und Winter; aber es durchdringt mich jetzt recht im Innersten, daß wir oft im Frühling die zartesten seiner Kinder so vernachlässigt sterben lassen."

August erklärte sich für Minelli und Franz. "Ein großer Theil des menschlichen Erweiterungstrieb's," sagte er, "liegt im Herzen. Das Herz kann nie zu reich werden."

"Seine Fülle," setzte Minelli hinzu, "fließt noch in seligen Thränen über."

"Seine Wünsche," fuhr Jener fort, "sind unendlich; und da, wo ihnen die Naturgesehe ihr Ziel stecken, resignirt sich das große Herz willig und erhaben."

"Wenn ich," fing Franz wieder an, "mir im Herbst den Frühling zurückwünsche, so gibt mir sogleich das Gewissen einen Vorweis. Es verlangt diese Resignation; es findet jenen Wunsch höchst unschicklich und vermessend. Ihr studirt, und wir handeln und überblicken. Aber euer blindes, von Wünschen leeres Leben

muß dann, wann die Rosenzeit vorüber und die Dede wieder eingetreten ist, in puren Elegieen verwimmern."

"Gerade das ewige!" entgegnete Pinius. "Eure Resignationen werden von den unsrigen verschieden sein, wie der Selbstmord von der bußfertigen Reue. Unsere stillen Wünsche und Freuden halten mit der Natur gleichen Gang, und die Heilige nimmt sie mit sanfter Hand wieder von uns in ihren schönen Kreislauf zurück, um sie bald von neuem über uns zu gießen. Ihr überflügelt ihre schönsten Freuden. Ihr tadelt die Natur, die den Lauf der Sonnen eben so geregelt hat, wie die enge Blüthenzeit des armen Weichens. Nur als gemeine Geister, als Fremde erscheint ihr der Natur; nur die Anbetung verstatet sie euch, während wir mit der sanften Macht des Geliebten in ihre tiefsten Geheimnisse einbrechen, und satt und selig an der göttlichen Brust liegend, ihre heiligsten Chiffern enträthseln."

Mariane ging vorüber und sagte, indem sie dem Maler die Hand drückte: "O Jammer, daß ich nicht mit meinem ganzen Leben zu ihrer Partei gehören kann!" Pinius blickte sie ernst und traurig an.

"Was nützen uns auch am Ende diese Parteien?" sagte August. "Du möchtest gern wieder sagen, Freund, was nützt der ganze Streit?" rief Wilibald, der zuletzt keinen sonderlichen Antheil am Gespräche genommen hatte, und sich nach Etwas zu sehnen schien. "Aber das macht, du sprichst lieber von dem, was der Mensch soll, als was er will und thut."

Hierüber erhob sich ein für Alle belustigendes Gezänk der beiden Brüder. Bald fand unsere Gesellschaft einmüthig, daß es heute recht schön hier sei. Man scherzte, und jagte sich über Stock und Stein. Selbst Mariane ward ganz ausgelassen, und August trug sie vor übermäßiger Freude ganze Strecken weit in den Armen.

Als Wilibald auf dem Rückwege die Spitze von Otto's Hause durch die Gebüsche blicken sah, gab er dem Kapellmeister einen Wink, mehr seitwärts abzulenken. "Mariane sollte sie aber doch kennen!" dachte er dann wieder, und blieb etwas zurück. In diesem Augenblicke ging der lange Michel quer an ihm vorüber. "Ist dein Herr zu Hause?" fragte ihn Wilibald leise. "Keine Seele," sagte Michel freundlich. "Alles ist dort unten und rottet Wische aus. Und meine Jungfer geht eben fort und trägt den Arbeitern das Essen hinab."

"Nein, sie kann Marianen nicht gefallen!" sagte er still und erbittert. Er zürnte sich selbst darüber, daß er doch in Otto's Haus gewollt hatte. In diesem Augenblicke hätte er ihm Bitterkeiten sagen können. Es reute ihn sogar, daß er Michel gefragt hatte. So unlustig ihn indessen Michels Nachrichten machten, so schnell ließ er sich doch wieder von der allgemeinguten Laune mit ergreifen,

die während des Mittagessens die Gesellschaft belebte. Die beiden Mütter waren von der milden Landluft so erbaut, daß sie selbst vorschlugen, unter den Linden Kaffee zu trinken.

"Sie erlauben uns doch," sagte der Kapellmeister zum Finanzrath, "daß wir diesen Sommer recht oft hier hausen dürfen?"

"O, das alte Haus," rief Mariane dazwischen, "dürfen wir ja wohl nun nach und nach verwüsten?"

"Noch mehr als das!" sagte der Alte, und nannte sie heute zum ersten Mal du, und mein Töchterchen. "Ich will auch von den diesjährigen Einkünften des Guts keinen Heller haben. Sie sollen dein sein, und ihr sollt sie hier verprassen — aber auch nur hier."

Sie fiel ihm um den Hals. Bis zur Zeit des ersten Ertrags wollte er sogar einen Vorschuß thun. Augenblicklich bestellte sie nun Wilibalden zu ihrem Oberverwalter und Rechnungsführer. "Ich bin," sagte sie, "eine junge Anfängerin; Sie sollen meine rechte Hand sein, da ich Sie für den Ehrlichsten halte. Aber der kleinste Betrug wird sogleich den Verlust Ihres Dienstes nach sich ziehen." August wurde zum Justizminister ernannt, falls etwa die Gäste unartig sein sollten.

"Vor allen Dingen," sagte Minelli, "müssen wir ein Inventarium von musikalischen Instrumenten herstellen."

"Und," fiel Pinius ein, "auf der Ruine eine Werkstätte einrichten, das alte gothische Zimmer gehörig deficiren."

"Und," schrie der Assessor, "den Grund zu einer Hainberger Bibliothek legen; eine Gewehrkanne, mit Rappieren, Säbeln, Jagdflinten —"

"Meine Herren," protestirte Mariane, indem sie einen Schritt zurücktrat, "zerreißen Sie mich nicht, wenn ich bitten darf! Wofür hab' ich denn meine Kammer? Soll ich den Justizminister rufen?" Eben umarmte er sie, und die Herren wandten sich an die Kammer. Wilibald berichtete in continenti ad Serenissimam, und es wurde zur Anschaffung der nöthigen Instrumente und Dichter eine hinreichende Summe bewilligt. Franz und Minelli sollten dazu committirt werden, die Summe zweckmäßig zu verwenden. Noch wurden, auf einen Officialbericht der Kammer, verschiedene Bewilligungen zu Anlegung von Lauben und Blumenstücken im Gemüsgarten, zu schönen Gartenbänken, steinernen Fischen und Rasensitzen bei der Ruine und im Walde um den See her, auch zum Ausbauen und Anlegen bequemer Fußwege am See gemacht; und endlich rückte die Mächte mit einer Supplik um einen größern Kahn hervor, welche unter lautem Beifall durchging, und selbst dem alten Adams, welcher dazu kam, und über all' die Pläne den Kopf schüttelte, ein billigendes Lächeln abzwang. Aber nun beschloß man auch, auf dringendes Bitten des Geheimenraths, denn der alte Kro-

nach mischte sich nur noch als unparteiischer Dritter in die Sache, recht sparsam zu sein, weil man sich die Lebensmittel nicht abschneiden dürfte, deren Zufuhr nur im höchsten Nothfall aus der Stadt her erlaubt sein sollte.

Der Geheimerath versprach, sie nicht bankrott werden zu lassen, und die ganze Dienerschaft wollte Gut und Blut daran setzen, den Sturz ihrer Gebieterin abzuwenden.

„Dazu rath' ich nicht,“ sagte der Finanzrath. „Was ich bestimmt habe, ist nun einmal in Ausgabe geschrieben. Aber weiter dürft ihr auch auf gar nichts rechnen. Macht sie ein Falliment, so muß sie als eine unglückliche Prinzessin darben. Denn alles Schuldenmachen leide ich durchaus nicht.“

August trieb jetzt ängstlich zur Abfahrt, um wieder an seinen Schreibtisch zu kommen. So lange wie heute hatte seine Lust und Herrlichkeit seit geraumer Zeit nicht gedauert; auf dem Rückwege versprach er Marianen unaufgefordert, diesen Sommer recht oft in Hainberg zu sein, welches ihn ganz bezaubert habe.

Der Finanzrath ließ am folgenden Morgen sogleich den ihm empfohlenen Baumeister rufen. Er betrieb diese Angelegenheit mit einem Eifer, welcher sonst nicht in ihm lag. Dabei sprach er fast beständig von Marianen, und suchte den Kabinettsrath mehr als sonst von seinem arbeitsamen Leben zu ländlichen Geschäften und häuslichen Angelegenheiten hinzuziehen. Auch Wilibald zeigte viele Wärme für diese Sache. Er stellte alle Arbeitsleute, die er bekommen konnte, sogleich an, um die Verschönerungen in Hainberg recht bald, und Marianens Wünschen gemäß, fertig zu sehen. Da das Salen'sche Gut, Felsenack, zwei Stunden von der Stadt, und zwei Stunden von Hainberg lag, so war dieses Dreieck für die Zusammenkünfte beider Familien sehr bequem. Der Plan für den Sommer war der, daß Kronachs zuerst vierzehn Tage in Felsenack zubringen sollten; während dessen sollte Hainberg auch zum Uebernachten eingerichtet werden, und dann der beständige Zusammenkunftsort zwischen der Stadt und Felsenack sein, bis der Herbst, und die Hochzeit Marianens herbeikämen.

Salen's reisten einige Tage darauf ab. Mariane war sehr bewegt, als sie im Kronach'schen Hause Abschied nahm. „Das kommt,“ sagte der Alte, „davon her, daß du die Sache so weit hinausgespielt hast.“ Sie küßte zuerst ihren Bräutigam, dann die Mutter und den Alten, an dessen Halse sie so heftig zu weinen anfang, daß er selbst weich wurde.

„Adieu, Wilibald!“ sagte sie dann zitternd, und reichte ihm die Hand.

„Denken Sie an Hainberg!“ sagte er freundlich. „In Hainberg wird's schön sein.“ Sie umschlang ihn wie außer sich. „O,

wir müssen uns schon so früh trennen!“ schluchzte sie, und hing sich wieder an Augusten.

„Bald kommen wir ja nach,“ tröstete der Alte, und sie flog fort. Wilibald wurde einige Tage darauf von seinem Bruder sehr unangenehm aus der bisherigen Ruhe geweckt. Der Rath Sello hatte diesen gefragt, ob sein Bruder sich wohl zu der bewußten Stelle melden werde. Und August war, nach Wilibalds Meinung, so unbesonnen gewesen, ihm eine Antwort hierauf zuzusichern, um welche dieser nun sehr verlegen war. Er fühlte wohl, daß dieses Amt für ihn passe, daß es vielleicht im Staate das einzige ihm angemessene sei; ja, er hatte seit einiger Zeit gefunden, daß er selbst diesem Amte wohl besser als Sello vorzustehen im Stande sein werde. Aber des dürftigen Sello's Glück schien unter den vorliegenden Umständen fast einzig von Erlangung der Stelle abzuhängen; und dieser Gedanke machte ihm die ganze Sache völlig zuwider. Gleichwohl forderte es sein Vater fast unbedingt von ihm, daß er sich melden solle, weil besonders mit dieser Bedienung sehr schöne Aussichten in die Zukunft verbunden waren, und der Alte hatte ihm ja nur noch Zeit zu seiner eignen Ueberzeugung zugestanden, nicht Freiheit zu willkürlicher Wahl.

Das Beste schien ihm endlich, seinen Bruder zu bitten, daß er dem Vater nichts hiervon eröffnen, sondern Sello'n sagen möge: er sei noch nicht bestimmt. Sein Bruder war glücklicher Weise hierzu sogleich bereit. „Vielleicht,“ sagte Wilibald, „bin ich so glücklich, da ich Zeit gewinne, indessen selbst etwas für Sello'n zu thun.“

Dies letztere konnte er mit Grund hoffen, da der Minister allmächtig war, und allem Anscheine nach ihn vorzüglich schätzte. Er hatte ihm nicht allein bei mehreren Kollegien den gewöhnlichen ersten Zutritt verschafft, sondern ihn auch auf seine Bitte schon viele, und unter diesen einige wichtige Sachen arbeiten lassen, deren Behandlung sein Bruder, der ihm hier alles galt, gebilligt, und der Minister öffentlich gelobt hatte. Einst gestand ihm der Graf selbst bei Durchgehung einer seiner Arbeiten, daß schnell und gutgefaßte Gesichtspunkte, einfacher, aber vollständiger Plan, und richtige Ordnung der Gedanken ihn vor vielen guten Arbeitern auszeichneten. Ueber die bewußte Stelle hatte er indeß noch nie mit Wilibalden zu reden angefangen. Dieser bemerkte aber einige Male, daß ihn der Graf plötzlich rufen ließ, um über eine bestimmte Angelegenheit mit ihm zu reden, mit welcher er ihn dann immer bis auf die kleinsten Details bekannt machte. Dann sah er es gern, wenn Wilibald mit seiner bescheidenen Freimüthigkeit sich nun weitläufig über die Sache herausließ, wobei er ihn nie unterbrach, zuletzt gewöhnlich viel heiterer ward, und dann meistens äußerte, sein junger Freund denke sehr richtig über die Sache. Der kluge Mann schämte sich

nicht, seine Meinung dem Urtheil eines jungen Kopfs, dem er genugsame Diskretion zutraute, und der hier ganz unparteiischer reiner Mensch war, zur Prüfung zu unterwerfen. Dagegen war Wilibald auch versichert, daß ihn der Graf mit keinem halbwayren Sage gegen sich aufkommen ließ. Aber diese Freundschaft des Ministers gab ihm gegründete Hoffnung, daß auch einst sein erstes Gesuch gewiß keine Fehlbite sein werde.

Um diese Zeit that die Gräfin einen Schritt, welcher von der höhern Klasse durchaus gemißbilligt und von der ganzen Hauptstadt auf sehr verschiedene Art beredet wurde. Es war ein allerhöchster Geburtstag; bei dieser Gelegenheit gab der Minister unter andern einen Prachtball, wozu eigentlich nur der Adel gezogen werden konnte. Einige Tage vorher eröffnete die Gräfin Wilibalden, er werde eine Einladung erhalten. Dieser verbat es, und führte zum Hauptgrunde hiervon an, man würde glauben, seine Familie suche ihren alten Adel wiederum geltend zu machen.

„Gut,“ sagte sie, „daß Sie mich hieran erinnern. Ich muß und will einmal der Welt zeigen, wen man achten soll.“ Sie drückte mit einem gewissen seelenvollen, schwärmerischen Lächeln ihre Hand auf seine Lippen, und brach das Gespräch ab. Des andern Morgens bekamen zugleich mit dem Assessor auch er, Minelli und Pinius Willette. Franz wollte sich todt lachen. „Es wird,“ sagte er, „Gesichter setzen, zum Küssen! Die Sache kann aber nun nicht mehr geändert werden. In jedem Falle verlaßt euch nur auf den Grafen; ich kenne ihn über diesen Punkt schon.“

Salen's waren bereits in Fesseln, und man hatte sie nicht einladen lassen. Pinius und Minelli wußten jeder eine sichere Partie zum Tanze; nur Wilibald, dem die Sache überhaupt, seiner Privatgründe wegen, nicht angenehm war, hatte keine bestimmte Ausichten, da Mariane abwesend war. „Sie mag es ausfechten!“ dachte er endlich, und ging mißvergnügt auf den Ball.

Die Gesichter waren freilich so, wie man sie erwartet hatte. Mein bald wäre die Sache doch ernsthafter geworden. Sie schickten einen streitbaren Offizier an Minelli, weil ihnen dieser der Flüchtigste schien. Der Mars mußte ihm eine Frage wegen des Orchesters thun. Dem hitzigen Kapellmeister, der hier die Kunst angefallen sah, schoß augenblicklich der Kamm, und er sagte Jenem eine französische Zweideutigkeit, deren Beantwortung sogleich entscheidend sein mußte. Franz stellte sich an die Seite seines Freundes. Aber im Hui nahm der Graf das Wort auf eine so eingreifende, und zugleich doch so unwiderstehliche Manier, daß die Klagen des Offiziers unvermerkt zur Verbindlichkeit wurden, und an keine weitem Folgen zu denken sein konnte. Man setzte sich erst nachdem der Ball eröffnet war, zum Spiele; die Gräfin war nicht

wohl, und wußte Wilibalden zu ihrer Spielpartie zu ziehen. Dieser mußte den Grafen bewundern, wie unmöglich er es machte, Minelli und den Maler in irgend ein Gespräch zu verwickeln. Erst als beide wirklich tanzten, nahm der Graf seinen Abschied von der Gesellschaft, und ging zum Spieltisch.

Nach einer Stunde raunte Franz unserm Helden in's Ohr, Minelli lehre sie schon Tänze und Künste, und Pinius habe vorgezungen; der Offizier sei ihr bester Freund. Die Sache ging natürlich zu. Man hatte vorher geglaubt, alles sei eine eigenfünige Lanne der Gräfin, und der Minister werde, sobald man sich dagegen setze, zur Vernunft zurück kehren, und sich leidend verhalten. Alle desfallsigen Versuche vor dem Balle waren freilich bereits mißglückt, und der Offizier, ein sehr wackerer Mann, hatte seine Rolle nur ungern übernommen. Nach dem entscheidenden letzten Schritte des Grafen war aber nun nichts weiter übrig, als, sich für diesmal zu fügen. Dazu kam, daß zufällig dieser Offizier und unsere vier Freunde die besten Tänzer waren, und daß Jener sogleich im Anfang mit einem Nerven des Grafen über einen Tanz in Streit gerieth, welchen Pinius auf die an ihn gelangte Appellation ihrer Damen zum Vortheil des Offiziers entscheiden konnte und mußte. Die Frauen, welchen es, des starken Spiels wegen, an Tänzern fehlte, waren schon beim Anfange von den beiden leichtfüßigen Künstlern erbaut; es wurde bald zur Mode des Zirkels, mit ihnen zu tanzen, und nun kam in kurzer Zeit ein Leben in diesen Tanz, welches man weder vorher hatte hoffen können, noch sonst von dergleichenällen gewohnt war. Und darauf eben hatten die Gräfin und ihr Gemahl gerechnet. „Man muß nun,“ hatte der Graf zu Wilibalden gesagt, „unsere Männer selbst gewähren lassen. Rechte Sitte und Künstleralent bahnen sich selbst, becheiden, aber sicher den Weg, auch durch die ängstlichsten Vorurtheile. Des Künstlers inwohnender Gott muß sich überall verkündigen, überall glorreich die irdischen Meinungen überwinden.“

Jetzt, da der harmonische Wirbel im großen Umtriebe war, sagte die Gräfin, indem sie ihre Karte abgab, zu Wilibald: „Wollen wir's doch einmal versuchen?“ Der Graf bemerkte es, und rieth ihr ab. „Guter Ludwig!“ sagte sie und küßte dankbar und zärtlich seine Hand. „Nur dies noch!“ — Die Erscheinung war im Saale, nach der jetzigen Lage der Sachen, im Ganzen willkommen. Gegen Wilibalden hatte man, aus den erwähnten Ursachen, am wenigsten einzuwenden, und überdies war seine Familie, als eine der reichsten und wohlthätigsten, allgemein beliebt und geehrt. Auch war der Geist der Lust schon mächtig über die Frauen gekommen, und die Meisten hatten der Tyrannin verziehen. Minelli mußte jetzt einen allgemeinen Tanz erbauen; wie ein Genius der

Kunst schwebte er durch die Reihen, und seine blühende Beschützerin führte das Ganze so aus, daß am Ende sich Jedermann sagen mußte: sie ist doch ein höchstliebenswürdiges Weib! Unmittelbar darauf setzte sie sich erschöpft an den Spieltisch, ließ ihren Tänzer im Saal, und dieser fand am Morgen, daß er noch nie so viel und so gern getanzt habe, als diese Nacht.

Des folgenden Abends wurde der Fall im Conseil unserer Freunde genau untersucht. Fast alle Meinungen fielen dahin aus, die Gräfin habe unrecht gehabt, besonders, da sie keine Damen bürgerlichen Standes eingeladen hatte. Selbst Franz trat diesem Urtheile bei. „Ich müßte,“ sagte er, „wohl vorsichtiger mit meiner Meinung sein, wenn ihr mich nicht alle so genau kenntet. Soll einmal eine Gesellschaft aus einer gewissen Klasse bestehen, soll etwas in Stand und Rang gesetzt werden, so muß sie auch diesen Begriffen gemäß wirklich versammelt werden, oder selbst ihr Name verändert sich eben sogleich. Daß die Sache hier gut, und sehr gut ging, lag bloß in der eignen Grazie der Gräfin und in der außerordentlichen Gewandtheit ihres Mannes, zum Theil aber, ohne Ruhm zu melden, in euch selbst. Allein, es blieb doch immer ein Nachspruch, der erhoben wurde, und vielleicht erbittern wird.“

Pinius zuckte die Achseln über den Assessor, und meinte, die Sache an sich sei und bleibe gut. Aber man könne die Gräfin der Eitelkeit beschuldigen, und, daß sie ohne Kopf gehandelt habe. Vergleichende Versuche seien nämlich immer zu loben, und die Welt im Ganzen billige sie auch. Die Erfahrung habe aber gelehrt, daß so viele Beispiele, die von Königen, großen Männern und erhabenen Frauen gegeben worden, bis jetzt ganz fruchtlos geblieben, und oft nur Erbitterung zur Folge gehabt. „Der Stolz unserer Klasse,“ fuhr er fort, „wird eigentlich dadurch weit mehr gekränkt als geschmeichelt. Ich wäre auch sicher nicht auf den Ball gegangen, wenn nicht die Gräfin, die mir in hohem Grade werth ist, einmal ihren Ruhm darin gesetzt hätte. Warum wollen wir durch Gewalt, durch Revolution, eine Sache durchsetzen, die dadurch nur schlimmer werden kann, und deren Berichtigung einzig der Zeit und Bildung vorbehalten bleibt. Unsere Bürgerklasse muß hier nothwendig die ersten Schritte thun, und durch die allgemeine gute Meinung sich sanft heben und annähern. Sie enthält jetzt bei weitem die meisten Gebildeten; aber sie ist nicht die gebildetste Klasse. Statt die ruhigste zu sein, weil sie die größte ist, zeigt sie sich als die erbitterteste, und wird dadurch die belachenswürdigste.“ Uebrigens hatte ihm die Ministerin heute versprochen, die Sache vor der Hand nicht weiter zu treiben.

Minelli war der nämlichen Meinung, und ärgerte sich, daß er die Einladung angenommen hatte. „Und laßt,“ sagte er, „morgen

den Grafen entfernt werden, so singen wir übermorgen ohnehin das alte Lied. Man muß es ihr begreiflich machen, daß das gute Ende dieser Sache bloß ein Geschöpf des Zufalls war. Man muß ihr künftige Uebel zu beweisen suchen, damit sie die Aburtheilung des Schlusses: *post hoc, ergo ob hoc*, einsehen lerne, an dessen Krankheiten die Frauen hauptsächlich leiden.“

Nur unser Held fand etwas ganz Reines und Erhabenes im Schritte der Gräfin. Er war sehr dafür, die willkürliche Sitte zu ehren; er erkannte alle die köstlichen, beneidenswerthen Attribute, womit Geburt die Menschheit ausstattet, und jenen glücklichen Vorsprung zu den höhern und schönern Lagen des Lebens, welchen sie gibt, gern und willig an. „Aber,“ sagte er und sagte Pinius schwärmerisch bei der Hand, „kommt das Alles wohl in Betracht gegen eine reine menschliche Natur, im ursprünglichen, wirklich angeborenen Besitze des Schönen, unabhängig von Stand und Glück, ja Welt und Zeit? O, es gähnt noch eine schreckliche Kluft zwischen uns und den Genossen der alten Republiken!“

„Faß dich, Freund!“ sagte Pinius lächelnd. „Du machst die Künstler stolz, und das ist gut. Aber, überlege wenigstens diesen nüchternen Satz: So lang unsre Klasse, als Klasse, nicht sanft und kräftig hinauftritt, so lange bei allen solchen einzelnen Versuchen das Wort Herablassung noch einigen Sinn behält, sind auch diese nicht nur als fruchtlos, sondern auch fast immer als Geburten der Eitelkeit, des Irrthums — oder auch wohl (setzte er schärfer hinzu) einer individuellen Leidenschaft, zu betrachten.“

Die letzten Worte des Malers gaben zwar dem hohen Sinne Bilibalds einen empfindlichen Stoß; aber seinen Glauben an die lauternden Beweggründe der Gräfin konnten sie dennoch nicht löschen. Er war jedoch, von dieser Zeit an, dem Unterschied der Stände von Herzen gram, und die leichtesten Scherze der Gräfin selbst, wenn sie auf diese Materie mit ihm zu reden kam, vermochten ihn nicht mit dem stillen langsamen Gange der Zeit und Bildung auszuföhnen.

Er fand auch jetzt die Abendmelodien seines lieben Webers klagender und bedeutender als je. „Ich verstehe deine Elegieen wohl, du verlassener Künstler!“ kispelte er oft gegen die Wand, welche zwei Freunde schied. „Das eigne Leben hat mir schon ihren Sinn aufgeschlossen. Unsere Töne sind nur Ein Ruf. Sie klagen um dich, du schönes Volk der Hellenen! Ach, du warst der herrlichste Zweig der Vorwelt! Deine Blüthen duften nur noch aus den Fernen der Vergangenheit herüber, du letzter der reinen Menschenstämme!“

Mit vollem Herzen kam er, in Gesellschaft Augusts und der Eltern, nach Helsenack. Gleich einige Stunden nach seiner Ankunft

konnte er ohne Zeugen sich gegen seine Mariane von diesem Kummer und Unmuth entlasten, und da fand er sein wahres Echo. Fast jeden seiner Gedanken hatte sie schon gedacht; alle seine Sätze nahm sie in der Hälste auf, um sie ganz in seinem Sinne zu vollenden. Und dies versöhnte ihn mehr mit der Welt, als alle Gründe seiner Freunde.

Felsenack war ein reizender Aufenthalt. Das Schloß lag an einem großen Garten, der einige sehr liebliche Parteen enthielt, und sich auf der Südseite in einem schönen Wald endigte. Marianens Eltern waren nicht reich, aber unverschuldet, und es herrschte in dem Hause überall ein feiner Geschmack und sparsamer Ueberfluß. Dabei war der Geheimrath die Gastfreierheit selbst, und seine Gattin gehörte zu den Frauen, die dem Manne in Rücksicht des guten Hausregiments und der vollkommenen innern Einrichtung nichts zu wünschen übrig lassen. Fremde, und besonders so werthe Gäste wie unsere Kronach'sche Familie, mußten daher in diesem Hause die herrlichste Existenz haben. Hauptsächlich war der Kabinettsrath hier ganz an seinem Orte. Er hatte nur wenige Arbeiten mit herausgenommen, und sich zu einer vierzehntägigen Faulenzerei, wie er es nannte, präparirt.

Die drei Geschwister freuten sich des ausblühenden Jahres, und Mariane suchte ihre Freunde davon zu überzeugen, daß ein schönerer Garten doch auf dieser Erde nicht zu finden sei, als der ihrige, wo ihr jedes Plätzchen noch aus der lieblichen Jugend her merkwürdig war; wo sie jede Stelle genau kannte, welcher die oder jene Grasblume, hier das röthliche Osterschellchen, dort die gelbe Sternhyazinthe, nun bald entblühen mußte; wo noch jedes längst verödete Vogelnest unbeschädigt in der Hecke stand, und wo jede Nasenbank sie an eine mit ihrem Bruder genossene Freude, oder gegen ihn gelieferte Schlacht, erinnerte! Wegen des anstoßenden schönen Laubwaldes und eines mitten im Garten befindlichen Teichs liebten die Singvögel vor allen diesen Ort, der überhaupt, seiner Lage wegen, immer acht Tage eher Sommer hatte, als die übrige Gegend.

Wilibald stahl sich gegen Abend weg, um die Gegend zu besuchen. Er stieg einen Hügel hinan, auf dessen Spitze er einige einzelne Bäume und Büsche bemerkte, die, ohne der Aussicht zu schaden, dort oben einen wirthlichen Aufenthalt gewährten. Die Aussicht war sanft, weit, und ohne zu viele Unterbrechungen. In der Ferne sah er die Ruine von Hainberg in der Abendröthe glühen, und sein Blick ruhte unwillkürlich eine Zeitlang sehnlichsvoll auf ihrer ernstesten Gestalt.

Die Gruppe von Bäumen, unter welchen er stand, war eine der malerischsten. Mitten eine große uralte Eiche, die wohl schon

dem grauen Alterthum Obdach und Schatten gegeben hatte, mit kuetiger aufgerissener Schale und weißem ehrwürdigem Moos umgeben; um die Eiche herum einige schöne Hain- und Rothbuchen, und eine Menge junger Birkenköpflinge. Aus den alten rothgelben Herbstkapseln am Buchengestrüpp flammte das junge Laub, wie ein grüner Lichtbüschel, hervor. Die Birken hatten schon ganze Blättchen, und flüsteren süß in der Abendluft, und selbst an den schwärzlichen Sprossen jenes alten Baumes trieben schon die grünen Punkte bedächtlich hervor. Alles strebte mit Kraft heraus in's Leben.

Gegen Mitternacht hin endigte sich der Hügel in einem schönen großen Waldkopfe, in welchem das erste Grün trieb. Der Wald in seinem ersten Schmucke, beim Untergang der Sonne, war für Wilibalden ein sehr merkwürdiger Naturgegenstand. Die gelben sonnigen Birkenwellen im Abtich gegen das Blaugrün eines jungen Dickichts; zwischen ihnen die blätterlosen braunen Eichenäste, und hier und da saftgrüne Frühbuchenparteen; die röthlichen Knospenheere im dichtern Walde hinauf; die dunkeln und wieder blendend-weißen Stammelinien; die gelben und rothen Herbstblätter, die vom Boden noch durchschimmerten, und die Abendsonne, die in diesem allen so freundlich lebte, daß das Ganze in einem rosigem Meere zu schwimmen schien, daß der weite Waldberg zum Aufenthalt zahlloser spielender Sonnenstäubchen und vielfarbiger Flämmchen ward, bezauberten den Jüngling bis zur Schwärmerei. „O,“ rief er aus, „dieser rosige Zauber, in dem alles das herumfließt, dieses röthliche Heiligthum des Waldes, worin man liebliche Zauberverwesen anzutreffen wähnt! Hat denn wohl die Natur etwas Wilderes als einen solchen Anblick? Und das Spielen der Myriaden Lustinsekten; die vielen zirpenden Vogelstimmchen, machen das ganze Bild noch lebendiger. Ich erwarte den Augenblick, wo die große Feenwelt in's volle Leben heraustritt, und mich in artikulirten Tönen, in Chören, ansingt!“

Er ging bis an den Wald, so, daß zwischen ihn und die Sonne einige schon völlig grüne Trauerbirken zu stehen kamen. „Die junge Birke,“ rief er wieder, „hat gar keine Blätter! Sie schimmert dort wie ein Funkennebel aus grünem Golde gewebt. Welcher himmlische Glanz! O, wie schmückst du dich so bräuntlich, Natur! Wie springen alle schwellende Knospen deines Reichthums so triumphirend auf!“ Die sinkende Sonne hinter den Birken schmerzte seine Augen nicht, und, wie die Vögel, sang ihr sein Herz noch mit letzter Kraft ein Lebewohl. Jetzt war sie gesunken, und all die Herrlichkeit verging hier, verschwamm dort; nur die kleinen Kehlen hielten ihr noch wehmüthig nach. Der Strom im Thale, jetzt dunkel beschattet, schien langsamer zu ziehen, und die Fischertähne fuhrten heimwärts und landeten bei der stillen Hütte. Sein letzter Blick fiel auf

Hainberg. „Gute Nacht, meine Freunde!“ rief er im Traum, und fühlte sich jetzt im Erwachen erheitert und erschöpft zugleich. Trunken lag er herab.

Beim Eintritt in den Garten slog ihm Mariane entgegen. „Ist das redlich gehandelt,“ sagte sie mit schmelzendem Tone, „daß der Gast meines Herzens heimlich zu jenem Lieblingsörtchen schleicht, ohne mir zu winken? Ist denn alle Herrlichkeit dieses Frühlingslebens etwas werth, ohne eine nachbarliche Seele, die sie traulich mitgenießt?“ Sie schlang den Arm um ihn, um an seiner Brust zu ruhen. Dann lief sie fort und brachte ihm Veilchen, Maiglöckchen und Blüthenknospen, um ihn damit zu schmücken. Sie bot ihm Nebensaft, sie holte ihm Kuchen von der Gartenbank, und gab ihm frisches Wasser aus dem Springbrunn zu trinken. Dann umarmte sie ihn wieder, und rief, die Augen gen Himmel gewandt: „Ach, nun habe ich ja nichts mehr.“

August kam mit Franz, der eben auch angelangt war, dazu. Die jungen Leute spielten Haschens um die frischgegrabenen Beete her, und wer auf ein Beet trat, bekam einen Blumspieß. Nur die einbrechende Nacht, und mehrere Boten von den Eltern trieben sie endlich in's Schloß.

Jeder bekam nunmehr völlige Freiheit, seine Zeit alle Tage wie und wo er wollte zu verthun. Nur beim Frühstück, zur Tischzeit, und beim Eintritte der Nacht durfte Niemand fehlen. Der alte Kronach hatte auch vom Geheimenrath so viel Dekonomie zu erlernen, und die Mütter hatten so viel über die Zukunft zu verabschieden, daß man sich um das junge Völkchen wenig bekümmerte. Dieses führte ein so lustiges Leben, als man erwarten konnte. Die schöne Witterung war recht eigentlich für sie da. Zum Spiele kam man äußerst selten, und wenn es geschah, so spielten bloß Willibald und Franz; August hingegen schien für nichts Sinn zu haben, als für Liebe zu seiner schönen Braut, und für ein ewiges Singen, Springen und Lärmen. An's Arbeiten dachte er gar nicht mehr; Mariane und dieses kostbare Landleben hatten ihn ganz hingerissen. Die Braut selbst war äußerst zärtlich gegen ihn, aber ohne alle Leidenschaft. Sie war eben so froh, wenn er nicht da war. Täglich hörte man den Wunsch von ihr: „Könnt' ich doch diesen Frühling ewig fest halten!“ Wenn August nur von ferne darauf anspielte, wie viel theurer ihm der Herbst sei, so brach sie schnell ab, und nur wenn Franz dabei war, zwang sich die Freundliche zuweilen, von ihrer Verbindung zu sprechen, welches sie dann meist im scherzenden Tone that.

Salen's hatten den Minister mit seiner Gemahlin auf eine Nacht nach Jelseneck gebeten, und an diesem Tage zugleich ein großes Diner für ihre Freunde aus der Stadt veranstaltet. Mariane brachte

Willibalden die Nachricht, daß es der Graf zugesagt habe, in den Garten. Das morgende Diner war ihr recht, weil Pinius und Minelli auch mit kamen. Aber Graf und Gräfin wollten ihr nicht gefallen.

„Und warum?“ fragte Willibald. „Wir sind ja Beiden so gut!“ „Ich fürchte mich,“ sagte sie, „vor der Gräfin. Sie ist so wunderschön, und so leichtsinnig. Und sie nimmt mir meinen Freund immer weg, und dann bin ich ohne dich allein!“

Sie hatte ihn noch nie du genannt. Er ward nachdenkend, und sie schien auf einmal über etwas zu erschrecken. Bald aber war sie wieder die Borige, und je stiller er wurde, desto mehr scherzte sie, und trieb ihn so zur Lust, daß er endlich wieder mit einstimmt. Diesen Abend hing sie inniger als sonst an ihrem Bräutigam, und einmal weinte sie lang an seinem Halse.

Des andern Tags, als Willibald auf seinem Zimmer an einer Blume für Marianen zeichnete, glaubte er auf einmal, aus einem langen Traume zu erwachen. Die Wärme, womit sie ihm am ersten Abend im Garten entgegen gekommen war, — die Vermuthung, daß sie ihn dort auf seinem Gange beobachtet, und vielleicht lange auf ihn gewartet habe, — und das gestrige Mißvergnügen über die Ankunft der Gräfin, von dem auffallenden „Du“ begleitet: — alles dies fiel ihm wieder ein, und es überlief ihn kalt. „Heiliger Himmel,“ rief er, „was ist das! Sollte meine erste Ahnung doch eingetroffen sein?“ Er gerieth in eine niegefühlte Angst, und nahm sich nach langem Sinnen endlich vor, die Gräfin zum Probirsteine von Marianens Herzen zu gebrauchen.

Ein rollender Lärm zog ihn an's Fenster. Große Galawagen fuhren vor; desperate Figuren und podagrische Maschinen ließen sich herausheben; Sterne, Bänder und Gestein blendeten seine Augen; muthige Ritter sprengten heran; von fern erblickte er schon die Equipage des Grafen, und auf der Treppe schrien ihm jetzt Pinius und Minelli entgegen.

„Du wirst erstaunen,“ stöhnte der wüthende Minelli, „über die Gräfin!“

„Ein göttliches Weib,“ sagte Pinius, „sobald sie nur will!“ Wirklich war sie auch Willibalden noch nie so schön erschienen, wie jetzt, als Franz und sein Vater sie aus dem Wagen hoben. Ihr Anzug war bläulich. In den Haaren trug sie einen einzigen großen Stein.

„Wir müssen doch sehen, wo Sie geblieben sind!“ sagte sie sanft, wie sie an unserm entzückten Freunde vorüber flog.

Die unzähligen Bemerkungen, die unsere vier Männer bei Tische, wo sie in einer glücklichen Observationskreuzung zu sitzen kamen, über Gesichter und Gespräche machen konnten; der Scharfsinn der

Gräfin, womit sie zuweisen dergleichen Bemerkungen unmittelbar von den Augen auffing, und Marianen auf eine wichtige Art laut mittheilte; die Angst, worin mancher schwebte, wenn sich die Besäufte mit ihren Entdeckungen an die beleidigten Theile selbst, oder, je nachdem die Ekstasie auffallend oder interessant war, an den Grafen zu wenden schien, und die bewundernswürdige Fassung, womit sie jede Grenze des Anstandes heilig hielt, machten ihnen dieses Mittagessen zum wahren Göttermahle. Mariane war bezaubert von der Gräfin, und diese hing, wie es schien, heute mit besonderer Zärtlichkeit an Marianens reizender Gestalt.

Nach der Abfahrt der Gesellschaft theilten sich die Zurückgebliebenen, wozu auch ein Fräulein Luise aus der Nachbarschaft, eine Freundin Marianens, gehörte, in zwei Parteien. Der Graf hielt sich zu den Alten, und verlangte in den Garten. Die Gräfin wollte mit dem jungen Volke weiter. Man brachte den Auszug in Ordnung, und zog hinaus in die Mitte des Waldes, auf einen ebenen Platz, wo ein Tisch mit Bänken stand. Lebensmittel und musikalischer Apparat wurden nachgetragen.

Der frische grüne Rasenplatz, von der Hand des Frühlings mit süßduftenden gelben Schlüsselblumen besäet, und das vielfarbige Grün der hohen jungen Waldbäume rings umher, unter dem verzengten Zelte des wolkenlosen Himmels still aufstrebend, stellte ein kleines, aber liebliches Bild des Jahres in seiner Kindheit, eine Art von stillem, häuslichen Lenze dar, in dessen Anschauen jedes Herz sich neuerlich fühlte, und selbst Franz sich gerührt fand.

„Ich muß gestehen,“ sagte er mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit, „daß ich das Alles wirklich schon viel schlechter gesehen habe. Freilich in der Stadt neigt sich jede solche Ansicht doch noch mehr zum Ideal, als zum Exempel hier in diesem dumpfen Winkel. Der prächtigste Schauplatz zur Betrachtung der ersten schönen Frühlingstage bleibt für mich immer der geplattete Gang um den Wall herum. Man hat dort überall nur einen mäßigen Büchschuß bis zum Sonnenschein, und befindet sich doch im Schatten. Alles lacht, und alles Lachen hat doch, nachdem man's nimmt, auch einen elegischen Zuschnitt; alles scheint zu erwachen, wie hier; aber man weiß noch nicht so recht, wozu? Die Dichter singen aus dem zehnten Stockwerk über den Stadtgraben weg, wie die Stieglizen; die Ehe männer remen herum, werfen ihre Gehörne ab, und werden vom zweiten Kopfe jagdbar ...“

„Salen!“ sagte die Gräfin, und drohte ihm lächelnd. „Ich bin heute Ihr Gast.“ — Er warf sich vor ihr auf die Knie, und schwur, er wolle heute nie mehr reden, als ihm die Gottesfurcht erlaube.

Die Gräfin ward hier so ganz zum lieblichen Kinde, daß man alle Verhältnisse bald vergessen, und sie nur als Gespielin, als liebes

Mädchen betrachten mußte. Es wurde aus einer Flöte, Geige und einem Tambourin eine Art Orchester gebildet, wozu man alles mögliche Wilde sang. Das Tambourin lockte bald den Tanz herbei, und Minelli war wieder recht in seinem Fach. Er führte mit der Gräfin einen französischen ländlichen Tanz auf, wobei sie das Tambourin zuweilen wechselten. Sie war dieses Instrumentes vollkommen mächtig, und die heilige Lust schien in allen ihren Mienen zu glühen, wenn sie es in den Lüften herumwarf. Es konnte bald keiner mehr die Füße still halten. Tanzend und spielend zugleich mißbrauchte man Geige und Flöte erbärmlich, und Jeder wirbelte herum, ergriff den Andern, und riß ihn mit sich fort, bis den Vachanten der Athem verging. Mariane war schön wie ein Engel. „Wir sind alle völlig toll,“ sagte die Ministerin und setzte sich. Aber so gut ist mir's lange nicht geworden! Tanzen und Schlagen greift sehr an, und die trägen Glieder wollen das schlagende Herz im Stiche lassen.“

Vinius glaubte gefunden zu haben, daß das Tambourin nothwendig nur von Weibern müsse geschlagen werden, wenn gleich des Kapellmeisters Spiel das vollendetste gewesen sei.

August sagte, er hätte das alles niemals hinter dieser albernsten kleinen Schellentrommel gesucht.

„Das herrliche Ding,“ sagte Minelli, „enthält alle concentrirte Tiefe der Pauken, ja der Trommeln. Sein abenteuerliches Summen und der wilde Klang seiner gezeichneten Bleche liefern ein vollständiges dithyrambisches Orchester in nuce.“

Sie ließen nun, da der Abend einbrach, um die Wette nach dem Garten zurück, und Wilibald sprang mit Marianen und der Gräfin noch seitwärts in den Gehäusen umher, um Waldblumen zu suchen. „Wenn ich doch,“ sagte die Gräfin, „die vielen Singvögel, und die tausend herrlichen Blumen, und auch selbst morgen mitnehmen könnte! Aber ich habe Hoffnung, daß mir der Graf bald einen großen Garten vor der Stadt kauft und einrichtet; dann sollt ihr zu mir kommen und mein Blumenleben mit mir theilen.“

Wie sie Blumen genug hatten, mußte Wilibald sie und Marianen damit puzen. „Heiliger Gott,“ rief sie wieder, „wie schön ist's heute bei euch!“ Sie küßte schwärmerisch Marianen, und sagte im zärtlichsten Tone: „Unter Wilibald!“ Sie lud ihn zum Ruß ein; er schloß sie in die Arme; sie umschlang ihn, und ruhte freundlich auf seinen Lippen. Aber Mariane tanzte blaß und wild um sie herum und tobte im Verbergen eines ungeheuern Schmerzes. Wilibald bemerkte, daß die Gräfin Marianen einen Augenblick ängstlich fixirte, und dann seufzte. In diesem Moment hingen die Freundsinnen wieder fest aneinander. Es war eine schreckliche Umarmung für unsern erstaunten Wilibald.

Schnell riß sich Mariane in ein scherzhaftes Gespräch, und bat in ihrer Trunkenheit die Gräfin, oft hierher zu kommen, da der Graf nach einigen Tagen eine Reise machen wollte. Als sie in den Garten traten, äußerte die Gräfin, es wäre schön, wenn Wilibald morgen wieder in die Stadt gehe, da man ihn beim Konzerte vermissen werde. Wilibald, welcher gedankenschwer einhertritt, gab eine zweifelhafte Antwort, und Mariane lief schnell auf die Gesellschaft zu. Er trennte sich bald von den Uebrigen, und ging trübsinnig hinter der Kirchhecke hin. Im Umsehen stand Mariane vor ihm. Ihr Gesicht brannte in hoher Glut. „Wilibald,“ sagte sie mit einer Stimme, die in einer herzdurchschneidenden Melodie kraßlos herunzwante, „wenn Sie morgen nach der Stadt gehen, so machen Sie mich ganz elend.“ Sie schien dem Sinken nahe, raffte sich auf, und flog wieder zurück.

Die Gesellschaft ging eben in's Schloß, und unser Freund setzte sich in die Dämmerung hin, um sich ganz seinem Gram zu überlassen. Da hatte er nun auf einmal die schreckliche Probe, noch eh' er selbst sie zu machen gewagt hatte: Er untersuchte sein Betragen, und fand darin keine Veranlassung zu diesem Unfall, als höchstens die, daß er nicht eher aufmerksam geworden sei. Aber selbst der beruhigende Gedanke, daß er fehlerfrei gehandelt habe, öffnete ihm nur eine Wüste fremder Gefühle, worin er nichts erblickte, als die bleiche Gestalt des Unglücks. Einen Entschluß zu fassen, war ihm unmöglich, und erst auf seinem Zimmer fiel ihm ein, daß er vor allen Dingen, eh' er sich bestimme, nothwendig seinem Bruder Alles entdecken müsse, um sich dann gemeinschaftlich mit diesem über die mögliche Rettung zu berathen.

Die Thür öffnete sich, und Mariane trat mit einem Lichte herein. „Erschrecken Sie nicht vor mir,“ sagte sie sanft. „Mariane hat keinen Freund. O Franz, Franz!“ Das ergriff ihn mächtig. Er schloß sie fest an sich, und ließ ihr Herz ausweinen. Dann wollte er seinen Bruder rufen.

„Du theurer Mann!“ sagte sie jetzt mit Fassung. „Sei doch mein Freund. Sieh, du glaubst, ich liebe dich, und das ist kindisch. Ich liebe ja unsern August, und er ist mein Bräutigam.“

„Mariane,“ rief er, „wenn du den Werth eignen und fremden Glückes fühlst, wenn du nicht die Giftnischerin der Zukunft sein willst, so öffne jetzt dein Herz an dieser Brust. Das meinige schlägt ihm rein und liebevoll entgegen. Mariane, wen liebst du?“

Sie schien sich einen Augenblick zu bedenken, und sah stehend und ängstlich zum Himmel. „Ich glaube, Franz kommt,“ sagte die Unglückliche leise. „Wir wollen nicht so stehen.“

„Nicht doch,“ rief er, „Alles ist stille. Und, laß ihn kommen! Er ist unser Bruder, unser Freund, theure Schwester!“

„Also,“ fuhr sie heftig zitternd fort, „sei kein Kind, Wilibald, sondern höre, wie ich's meinte. Soll ich diesen lieben Mann der verderbten Gräfin hingeben sehen, — dieses reine Herz? O, das macht mich so unaussprechlich elend. Und wer, wer soll dich davor warnen, als die arme Mariane?“ Ihre Stimme war zuletzt wieder fest. Sein ehrlicher, wahrer Sinn ließ sich bald überzeugen. Sie selbst war von seiner Unschuld in Rücksicht der Gräfin noch leichter zu überzeugen, und seine feierliche Zusage, daß es immer so bleiben solle, ließ ihr schon wieder die reinste Freude aus den Augen strahlen.

„Also bleibst du?“ sagte sie.

„Ich wäre ohnehin gelieben.“

„O, mein freundlicher Engel!“ rief sie, und hing an seinen Lippen. „Aber rede auch nie wieder so!“ Sie ging froh und munter mit ihm zur Gesellschaft.

Unter Scherz und Spiel wurde der Abend verbracht. Man sah bei dieser Gelegenheit mit Bewunderung, was der Graf als Gesellschafter, als Freund, als zärtlicher Mann sein konnte, sobald er seinen Geschäften entflohen war; und Jedermann mußte zugestehen, daß dieses Ehepaar, auch nebeneinander wirkend, unwiderstehlich sei. Mariane zeigte viele Heiterkeit, und sah nur zuweilen Momente lang starr auf eine Stelle. Sie unterhielt sich fast mit Niemand als mit der Gräfin und mit ihrem August.

Beim Abschied des andern Morgens sagte die Gräfin zu Wilibald: „Wenn Sie nicht bald wieder in die Stadt kommen, so besuchen wir Sie auch nie in Hainberg.“ Sie hatte Marianen gebeten, einige Wochen bei ihr in der Stadt zuzubringen, welches diese annahm.

Der Kapellmeister und Pinus reisten erst des Nachmittags ab. Minelli wollte seinem Freunde eine scharfe Vorlesung wegen der Gräfin halten. „Ich weiß,“ sagte er, „daß du wahr bist; sage, wie du mit ihr stehst! Ueberlag mein Herz nicht der Eifersucht, diesem Kinde des Glücks, dessen qualvolles, sterbendes Leben nur die Dolchstiche verrätherischer Liebe fristen!“ Wilibald beruhigte ihn hierüber völlig, und bat ihn mit aller Wärme eines Bruders, sein Leben in dieser und andern Rücksichten zu bessern. Er schlug ihm vor, da er eine schwache Brust habe, und schon einmal von einem Blutsturze befallen worden sei, sich eine Zeitlang auf dem Lande aufzuhalten. Selbst Hainberg bot er ihm zur Wohnung an.

„Wie ist das möglich!“ rief Minelli. „Oft, wann sie mich ganz zu verstoßen droht, zieht sie mich mit tausend Ketten zurück in ihren Zauberkreis. Sie allein könnte mich besser machen; aber vom heißen Hauche meines Herzens erschreckt, flieht sie oft zu weit von mir; und mein Herz, von ihrem Bilde verlassen, wird dann dem Verderben zu Theil.“

Sein Freund bat ihn, die schöne junge Liebe mit reiner Innigkeit und mit Bewußtsein zu suchen. „Noch,“ sagte er, „ist es Zeit dazu, Minelli! Aber dein Verfall, ja dein Untergang ist nahe.“

„Ich will wahrlich!“ sagte er mit einiger Angst. „Du bringst mich zu mir selbst. Ist mir noch zu helfen, so warst du jetzt mein Retter.“

Wilibald vermied es fast unmerklich, Marianen oft allein zu sehen, und sie selbst, so unbefangen sie übrigens sich zeigte, schien diesen Voratz zu begünstigen, und ihn dabei zu unterstützen. Er hatte zwar gutmüthig ihren Aeußerungen geglaubt, allein eine gewisse stille Angst, eine schwüle Ahnung lag immer schwer auf ihm, sobald er an das, was vorgefallen war, zurückdachte. Indessen suchten Beide alles Mögliche hervor, was zu Beförderung ihrer und der allgemeinen Heiterkeit dienen konnte. Ihr Umgang wurde bald wieder vertraulicher, und das Leben in Felsenect erhielt auch täglich mehr Reize für sie, je mehr obige Eindrücke sich schwächten, je reicher der schöne Frühling ward, und je fester Wilibald, bei Marianens Frohsinn, den Gedanken wieder fassen konnte: Es wird alles gut werden!

Willkommen war ihm aber doch der Befehl seines Vaters, einige Tage sich in Hainberg aufzuhalten, damit, wie er sagte, Mariane dort nicht um das Ihrige käme. In lieblicher Gestalt erschienen ihm schon die Limonaden jener süßen Fluren; von ihren Lippen sehnte er sich jetzt, den Frühlingsthan zu küssen.

„Bringen Sie dort,“ sagte Mariane mit glänzenden Augen, „alles recht schön in Ordnung, dann sollen Sie auch Ihre Gutsheerrschaft nach Hainberg begleiten. Aber Alles muß längstens in zwei Tagen geschehen sein.“ Sie sah ihm mit verschränkten Armen eine Strecke nach, und stahl sich dann einige Stunden aus der Menschengesellschaft weg. Der stille Wald nahm sie mit ihrem tiefverborgnen Gram in seine dunkle Einsamkeit auf.

In Hainberg hatte sich die Natur mit ihrer schönsten Pracht angethan, und der See, an dem Wilibald vorüberritt, schimmerte jetzt in reiner Bläue aus seinen grünlichen Felsenauern hervor. Er fand bei seiner Ankunft schon alle bestellten Arbeiten fertig, und nahm sogleich neue Arbeiter an, um das übrige vollends zu beendigen. Er ließ noch einige Wege um den See her ausbauen und ebnen, Sand anfahren, Bänke und Tische aufstellen. Das Haus war inwendig durch allerlei Reparaturen und durch die Keilichkeit der Mächte so glänzend geworden, daß er seine wahre Lust daran sah. Das Zimmer in der Ruine war in guten Stand gesetzt. Minelli und Franz hatten Instrumente und Bächer gesandt. Alles das brachte er vollends in Ordnung. Zum Bau des neuen Hauses fand er bereits den Grund gelegt, und eine Menge Arbeiter waren fleißig

daran. Der Verwalter, welcher dem Bauen und allen diesen Verschönerungen von Herzen gram war, klagte über Unruhe, Faulheit der Handwerker, Grobheit des Baumeisters, und hundert andere Dinge, worüber ihn Wilibald zufrieden stellen mußte.

Er hatte noch nie so viel mit den Händen und in der freien Luft gearbeitet, als an diesem Tage, und noch nie mit so lustigem Eifer. Am meisten freuten ihn die neuen Wege und Plätze; und, wiewohl er, bei wenigen Arbeitern, die Herstellung dieser Dinge am langwierigsten fand, so gewährten sie ihm doch auch dann, wann irgend ein Stück geendigt war, das Vergnügen einer ganz neugeschaffenen Gestalt.

Wie er Abends von der Ruine herabstieg, kam ihm Mathilde mit einem andern jungen Mädchen, und dem kleinen Albert entgegen. Sie trug ein Stricktröbchen, und lief, wie sie unsern Freund sah, sogleich auf ihn los, um ihn zu grüßen. Die Tochter des Pfarrers war ihre Begleiterin, und Wilibald freute sich heimlich, sie doch unter rechtlichen Leuten anzutreffen.

„Sie haben neulich zu uns gewollt. Nicht wahr?“ sagte sie. Das Mädchen lachte so schön dazu, daß er „ja“ sagen mußte. Minelli's Beschreibung ihrer reinlichen Kleidung fiel ihm sogleich auf's Herz. Ihr Gewand war lilienrein.

„Wo waren Sie damals?“ sagte er hinzu, und wollte so ironisch als möglich aussehn.

„Mein Vater war bei seinen Arbeitern,“ sagte sie vergnügt; „und ich trug ihnen das Essen hinaus.“

„So?“ sagte er, und mochte, oder konnte nichts weiter sagen. „Jetzt geht's,“ fuhr sie fort, „bei uns alle Tage recht toll zu, und ich selbst möchte auch oft den ganzen Tag nicht in's Haus, wenn nur die Küche sich selbst bestellte. Sie halten sich aber wohl meistens im Zimmer auf, oder im Konzertsaal? — Oder gehen in's Schauspiel?“

„Sprich doch nicht so närrisch!“ fiel der verständige Knabe ein. „Es ist ja wieder Frühling. Da sitzt man ja nicht in der Stube! Du, Herr Kronach! Ich darf jetzt alle Tage nur zwei Stunden lernen. Nun, aber so komm doch!“ Er zog an ihm, und Wilibald hob ihn zu seinen Lippen empor.

„Ja, ich will's geschwind dem Vater sagen!“ rief Mathilde, und lief nach dem Hause zu. „Agnese, bleib du bei Herrn Kronach.“

„So von weitem sollte man glauben, daß Ihre Freundin schon zwanzig Jahre alt wäre?“ sagte Wilibald, wie die hohe Gestalt leicht vor ihm hinrauschte. Er hätte gern ihr Alter genau gewußt.

„Hm,“ sagte Agnese, „rathen Sie einmal!“ Es genirte ihn jetzt, sich mit dieser Frage befaßt zu haben.

„Und wenn man sie,“ sprach er, „in der Nähe sieht, müßte man sie auf Bierzehn schätzen.“

„Sie ist ein Vierteljahr jünger als ich,“ erklärte sie ihm endlich rund heraus — und nun mußte er es doch bald erfahren.

„Also?“ fragte er wieder, im Ton eines Mannes, welcher findet, daß das menschliche Leben ein mühseliges Ding sei.

„Nun?“ sagte sie.

Er mußte einmal die Sache durchsehen, und fing also des Wohlstandes wegen bei Dreizehn an. Wie er immer langsamer und feierlicher ward, und endlich zu Sechzehn kam, schrieb sie schnell: „Und ein halbes!“

„Ei!“ sagte er, und hatte das schon längst vermuthet.

„Aber ist sie nicht recht bildschön?“ fragte sie ihn ehrlich.

„Ich habe,“ sagte er lächelnd, „hier zu Lande lauter schöne Mädchen gesehen.“

Das arme Ding wußte nicht recht, wie sie mit ihm dran war. Sie schwieg also lieber still. Eben war Mathilde angelangt, und Otto, welcher leidend vor dem Hause saß, stand auf, und kam ihnen mit der hüpfenden Tochter entgegen.

„Sie sind uns ein feltner Freund geworden,“ sagte er. „Aber Sie werden sich nun schon öfter melden. Es wird jetzt alle Tage schöner bei uns.“

Willibald war von Herzen müde, und setzte sich zu Otto'n auf die Bank. Agnese empfahl sich, und ging hinab nach dem nahe liegenden großen Dorfe.

„Es schmeckt doch,“ sagte Otto, indem er den Don Quixote zuschlug, „in der Welt nichts besser, wenn man sich recht ermüdet hat, als eine geistreiche Unterhaltung.“

„Und ein Stück Brod!“ sagte Albert, der hoch aufgehört hatte. „Essen wir nicht bald, Schwester?“

Wer hätte es wohl dem Kleinen abschlagen können? Er sagte es so rührend, und gähnte hinterher.

„Ja, recht bald,“ sagte sie tröstend. „Nicht wahr, Sie sind unser Gast?“

„Wir geben,“ erläuterte Otto, „jetzt meistens mit den Vögeln zur Ruhe. Wenn es Ihnen recht ist, so soll Mathilde unser Abendbrod heraus vor die Thür bringen; es ist so still und warm hier. Eben will auch die Sonne sinken; da dürfen wir also schon Hunger haben.“

Mathilde deckte ihr Tischchen für Viere. Das Tischzeug war blendend weiß, und die Geräthe glänzten. Otto und sein Gast betrachteten, während sie deckte, die untergehende Sonne. Sie gewährte heute eine schöne ruhige Erscheinung, wie sie jetzt die vom Tag übrigen Wölkchen, welche nun sanft herumschwimmend nach

und nach zerschmolzen, vergoldete, und noch im Scheiden durch den roßigen lieblichen Dunst der werdenden Abendröthe, der sich auf dem fernen westlichen Waldgebirge gelagert hatte, hellere Strahlen, wie Schlaglicht, schoß, und über dem glühenden Saume jener Berge noch gern verweilend hing.

„Die Abendsonne,“ sagte Otto, „theilt den Gegenständen mehr von ihrer Farbenglut mit, als die Frühsonne.“ Er zeigte nach den fernen Bergen, die im rothen Dunste dämmerten, und Willibald blickte gerührt nach Mathilden, die sich eben heiter gegen die Abendröthe, wie zu einer Freundin, wandte, und von ihrer Herrlichkeit angestrahlt, gleich einem göttlichen Bilde da stand. Er hätte, fromm verlangend, wie ein Betender, die Arme nach ihr ausstrecken mögen.

„Ueberhaupt,“ fuhr Otto fort, „hat der Untergang für mich mehr Rührendes, als der Aufgang. Die Ankunft der Sonne ist zuweilen prächtiger. Sie feuert uns im Heraussteigen zu Thaten an. Wir fühlen uns ausgeruht. Aber, wir sind, im Gedanken an den ganzen vor uns liegenden heißen Tag und seine Mühen, in einer gewissen Besorgniß, welche sich bei der ersten, gewöhnlich unleidlichen, Erwärmung der Luft vermehrt, und welche besonders durch die Betrachtung sehr oft unterhalten wird, daß von den kleinen goldnen Wölkchen, die doch den Aufgang so wie den Untergang am weiten verherrlichen, bald auch das kleinste der Heiterkeit des neuen Tages gefährlich werden könne, und sogar sich wahrscheinlich bald vergrößern, und zum krachenden Gewitter umwandeln werde. Wir bewundern dann zwar die Sonne, aber wir gehen nun dem schwülen Tage mit einiger Unlust entgegen.“

„Sehr wahr!“ fiel sein Freund ein. „Ich unterschreibe das von Herzen. Und, betrachten Sie nun diesen ruhigen Untergang dagegen! Sie scheidet, und morgen hoffen wir sie rein und heiter wieder zu sehn; das verspricht uns eben jenes in Goldströme zerfließende Abendgewölk, dessen kühlende Auflösung uns schon umgibt. Dies rührt unser Herz. Wir sind schon, oder werden doch bald aller Tageslast ledig. Die Aussicht in ein Land der Ruhe, welches uns noch vor den morgenden Geschäften aufnehmen wird, liegt still-dämmernd vor uns. Die Ermüdung, das Kränkeln von den Tagesarbeiten, exaltirt unsere Gefühle, es macht uns sanft und schwärmerisch, ja selbst wohlthätiger, empfänglicher und weicher für die Leiden und Freuden Anderer, also glücklicher. Wir fühlen uns offener gegen unsere Nebenmenschen. Sie verschönern sich für uns, wir lieben sie, wenn wir in ihr geröthetes Antlitz schauen.“

„Ach ja!“ sagte Mathilde, die unwillkürlich stehen geblieben war, leise zu ihrem Vater, indem sie sich sanft an ihn hing. „Ich weiß keinen Augenblick in meinem ganzen Leben, wo ich dich inniger geliebt hätte, als im jetzigen.“ Eben war die Sonne gesunken.

Sie sahen noch einige Minuten stumm und feierlich hin, und Mathilde gab ihrem Gast die wirthliche Hand, um ihn zu seinem Stuble zu führen. Das Kind saß still und ermüdet da, und lächelte selig, wie ein Engel, hinaus in die Glut.

Sie speiste und trankte den willkommenen Gast mit einer Zärtlichkeit, die sein Herz guter Dinge machte, und sah ihn dabei immer so hold in's Angesicht, daß nur Otto's ewigernste Mienen ihn abhalten konnten, seine innigste Bewegung im Strome der Worte zu ergießen. Nur da, wie sie bemerkte, daß auch er an ihren Blicken hing, verschloß sie ihm erröthend diese liebliche Freude. Aus Agnesens Dorfe tönte die Abendglocke, um zu ihrem stillen Mahle den Gottesfrieden einzuläuten.

Erst da Mathilde abdeckte, bemerkten sie, daß das Kind eingeschlafen war.

„Ach, du Lieber, ist dir das Leben schon ausgegangen!“ sagte sie, und wandte sich entschuldigend zu Willibalden. „Er hat sich heute von früh vier Uhr an herumgetrieben.“ Sie hob ihn unter sanften Klüssen sorgsam an ihre Brust, und trug ihn in die Wohnung.

„Aber, ich bitte Sie,“ sagte Willibald, „wie fängt es Ihre Tochter an, daß sie, bei all der entsetzlichen Arbeit des Abends noch so munter sein kann! Sie sollten die schöne zarte Gestalt doch mehr schonen, mein Freund!“

„Arbeiten,“ sagte Otto, „ist ihre Lust. Harte Arbeiten kennt sie zwar, doch ohne sie selbst zu verrichten. Der Geist wird durch nichts so sehr gestärkt, durch nichts so wacker, als durch Bewegung und gelinde Anstrengung des Körpers. Ein unverdorbener Geist wird beim Umtreiben im häuslichen Leben, bei der regen Arbeitsamkeit des Körpers in der freien Luft, auch meistens gesunde Urtheile aushauchen, welche hingegen beim körperlich Schwachen und Verkümmerten auch immer entweder überspannt oder kränklich sein werden. Und dieser reg erhaltene Geist des Weibes wird über der angelegentlichen Beschäftigung mit dem Innern des Hauswesens, welche doch immer ihre höchste und ehrenvollste Bestimmung ist, gar manchen Eimtrieb und manche von jenen Leidenschaften einschläfern, mildern, ja zum göttlichen Trieb erheben, welche bei der trägen Last, die unsere sogenannte feinere Erziehung duldet, so viele süße Blumen frühe vergiften und tödten, wenn nun die körperliche Ueberfülle den freien Geist entwickelt, wenn allzufrüh geistige Nahrung die junge Phantasie auf gewisse einzelne Gegenstände fixirt, die man bis zu einem bestimmten Alter doch immer mit oberflächlicher Allgemeinheit betrachtet zu sehen wünschen muß.“

„Sie sind einmal,“ fiel Willibald ein, „von den beiden Sätzen überzeugt, daß durch körperliche Anstrengung der Geist freier werde,

und daß die höchste Bestimmung des Weibes die Haushaltung sein müsse.“

„Verstehen Sie,“ erwiderte er, „meinen ersten Satz nicht unredt. Die Verminderung der körperlichen Kräfte soll und kann nicht unmittelbar die Vermehrung oder Erweiterung der geistigen bewirken. Das sage ich nicht. Sondern die tägliche stille, aber stete Bewegung soll dem Saft des Lebens einen leichtern und schnellern Umtrieb, einen regelmäßigeren Abfluß geben, also den Körper leicht, geschickt und gesund erhalten. Sie stärkt das Leben wahrhaft, während die Ruhe seine Kraft nur erhöht, verstopft und überfüllt, also schwächt. Sie stellt die gesunde Seele im gefunden Körper her. Je leichter das Blut wallt, je geneigter fühlt sich der heitere Geist, die übrige Trägheit (worüber doch wohl jeder Mensch noch zu klagen Ursache hat) zu besiegen. Er unterwirft seinen Körper der Anstrengung freiwillig, und eben dadurch erwirbt er eine Art von schöner väterlicher Gewalt über diesen; dadurch wird es ihm leichter, zu den Eigenschaften eines freien Geistes, eines kräftigen, menschlichen Geistes zu gelangen.“

„Niemand,“ sagte Willibald, „erkennt die notwendige Oberherrschafft des Geistes über den Körper lieber an, als ich.“

„Halten Sie,“ fuhr Jener fort, „das Ganze nicht für zu unwichtig oder längst erwiesen.“

„Durch Mäßigkeit,“ sagte Willibald, „habe ich immer das nämliche zu erreichen geglaubt.“

„Die Leichtigkeit des Bluts,“ antwortete Otto, „worin die erste Veranlassung zur Lebhaftigkeit und Thätigkeit des Geistes liegt, konnten Sie wohl dadurch allein nicht bewirken. Nichts ist der Freiheit des Geistes, die doch immer sein letztes Ziel bleibt, gefährlicher, als die Ruhe des Körpers. Und hat unser Geist nur auf einen Moment die Regierung über den Körper aus der Hand gelassen, so zieht ihn dieser sogleich mit träger, unwiderstehlicher Gewalt zur Erde nieder; so wie auch der phlegmatische Mensch, wenn er nicht frühe die Herrschaft über seinen Körper ergreift, nur mit der größten Anstrengung zur Freiheit gelangen wird, weil er der sinnlichste ist. Die Ruhe des Geistes in seiner Freiheit ist die letzte, höchste Stufe menschlicher Hoheit und menschlicher Glückseligkeit. Wie oft verwechselt aber die Dummheit eine träge, bewußtlose Ruhe des fatten und wollüstigen Körpers, wenn dieser, von der erhöhten Lebenskraft glühend, in der Kälte vegetirend, daliegt, mit jener heiligen Vegetation des Geistes, der sich längst frei, und zum Herrn der Natur dadurch gemacht hat, daß er ihre Regeln spielend zu den seinigen bildete: mit der Ruhe des Weissen, der sich am heiligen Hain unter die Eiche lagert, und, während er die wunderbaren Massen der Natur überblickt, sich überall im geheimnißvollen Strome seines

eigenen Geistes spiegelt; dessen Ruhe, im reinsten Bewußtsein seiner Kraft, zur That, oder zum unsterblichen Liede wird; dessen innerer Mensch, ganz sittlich und frei in der ewigen Melodie des Schönen, des Göttlichen zerfließt!"

"Aber, ich soll Ihnen auch den Satz verteidigen, daß das Weib vorzugsweise für die Haushaltung da ist. Hierbei wird es Ihnen vielleicht scheinen, daß ich mehr für Stoff als Form sei. Doch, hören Sie mich zu Ende! Das Weib glaubt sich zur Verbindung mit einem Manne berufen, und beider Zwecke bestehen in gemeinschaftlichem Glück. Nun hängt aber, so sonderbar es manchem klingen mag, der größte Theil der Freiheit und Ruhe des Geistes, und unseres Lebensglückes, doch bloß von Essen, Trinken, Wohnung, Schlaf, Kleidung und Pflege ab. Ich kann mich ärgern, wenn ich so viele Menschen noch leugnen höre, daß zum Beispiel Essen und Trinken unter die Hauptfreuden des menschlichen Lebens gehören! Kann das Weib durch ihre Kunst, Kräfte und guten Willen bewirken, daß der Mann jederzeit gesunder, wohlsmackender Nahrung und eines stärkenden Schlafs genieße, daß in seiner Kleidung, Wäsche, in Haus und Hof eine ewigschöne Ordnung und Reinlichkeit, eine vernünftige Sparsamkeit herrsche, und daß er überhaupt sein Hauswesen mit Freude und Ruhe betrachte — aber dieses „überhaupt“ umfaßt freilich noch viel! — so ist sie schon eine achtungswürdige Frau, und der Mann darf ihr kühnlich vieles verzeihen, was sie außerdem nicht ist. Sein Haus ist auf einen Felsen gebaut, und der äußere Sturm wird es nicht leicht erschüttern. Denn von dem innern Charakter selbst, welcher die Ehe bezeichnet, ist hier noch so wenig, als von den Pflichten des Mannes die Rede, sondern nur von der Frage: wozu sollen wir unsere Töchter erziehen?"

"Eine Hauptforderung aber," sagte Wilibald langsam, „die der gebildete Mann macht, bringt doch immer auch schon die Freude am Hauswesen nothwendig mit sich; ich meine die Unterhaltung und Nahrung des Geistes und Herzens, in Stunden . . ."

Er hielt plötzlich inne. Denn Mathilde trat, die Guitarre im Arm, heraus. Es war Nacht und die Sterne funkelten rings umher. Das Licht, welches man ihnen gebracht hatte, wurde kaum von der Luft bewegt.

"Das ist schön," sagte Otto, „sing' uns noch ein Abendlied. Wir wollen ein andermal unsere Materie fortsetzen."

"O, Sie sind heute so gut und freundlich wie ein Engel!" rief Wilibald.

"Loben Sie mich wieder einmal?" sagte sie lachend. "Da spiele ich gewiß schlechter. Das sollte wirklich Niemand thun," — setzte sie sanfter hinzu — „und Sie haben vorhin mit dem Vater so schön in die Abendröthe hinaus gesprochen, daß es mich in der Seele

gerührt hat. Aber nun—" Er versprach, sie nicht mehr zu loben, und sie prälubirte.

Mathilde sang nicht in einem Konzertsale. Sie sang frei und unbefangen, in ihrer Heimat, vor ihrem Vater und seinem Freunde. Ein süßer lichter Strahl ging diesem in der Seele auf, wie sich die jungen Lippen öffneten, und die Blumen vor ihrer Brust sich hoben. Otto verlöschte das Licht, und die reinen Töne strichen jetzt freier in die blaue Nacht hinaus, und schwammen, wie Metallklänge hell, durch die kühle Luft. Die Natur war schon im Dunkel zerflossen. Aber das große All schien, liebend in den Umfang einer sterblichen Stimme geschniegt, sich der erstaunten Seele von neuem wunderbar aus den Finsternissen zu verkündigen.

Die Frühlingsnacht.

Von des Himmels ewigklaren Auen
Fließt herab die heil'ge Frühlingsnacht.
Laßt uns hin zu jenen Höhen schauen,
Wo ein neuer, schöner Tag erwacht.
Tief versinkt schon des Abends Schwüle,
Und das Herz, erfrischt von reiner Kühle,
Schwingt sich auf zum Sternenland mit Macht.
Süßer Frühling, deine Blütenmassen
Hüllen sich in stille Dunkelheit.
Jene Sapphirebenen umfassen
Sternesunkelnd deine Herrlichkeit.
Unten lagert sich der träge Schlummer
Ueber jedes Glück und jeden Kummer;
Oben lebt und eilt die Sternenzeit!
Stille Nacht, in deinem heitern Frieden
Schwindet mir des Lebens eiler Tand,
Wahn' ich mich vom Staube abgeschieden.
Aufgeschwebt zum lichten Aetherstrand,
Stirbt das Herz im flutendem Entzücken,
Und der Geist sieht mit geweiheten Blicken
Aufgethan der Heimat selig Land.
Ach! Die Scheidewand ist schon gefallen,
Und das Land der Träume schimmert matt.
Melodie'n in Melodien wallen
Die kein menschlich Ohr gehöret hat.
Früherblakte Lieben schau ich wieder;
Horch, die Vorwelt singt die alten Lieder;
Zion lebt, es tönt die heil'ge Stadt!

Beim letzten Verse ward ihr Antlitz auf einmal erhellte, und zusehends von einem heiligen Glanz umströmt; das blaue Auge strahlte in himmlischer Schönheit nach Ziens Bergen hin. Ihr Freund blickte betroffen um sich; hinter ihm war der Mond klar aufgegangen; das Nachspiel verhallte, und sie legte das Instrument weg. Ein seliger Schauer hatte ihn ergriffen; und der während des Gesanges aufgegangene Mond hatte ihrem Ton eine besondere Klarheit gegeben.

„Das hast du uns recht herzlich gesungen,“ sagte Otto. Willibald umarmte ihn. „Schlafen Sie sanft, lieber Freund!“ sagte er stöhnend. Sein Herz war so voll, daß er hier unmöglich länger bleiben konnte.

„Dank, Dank, Mathilde!“ Er umfaßte bebend ihre Hand, und sie befiel die seinige, während sie blöde und ängstlich sagte: „Kommen Sie bald wieder.“

„O du liebliches Weib!“ rief er, den Hügel hinab durch die blühenden Hecken schreitend: „Du Kind des Frühlings! Jeder Aushauch deiner frischen Lippen ist Natur. Das Silber deiner Töne entspringt aus einem himmlischen Born. Ihr Schall zieht das Herz mit hinüber in das ferne Land der Heimat.“ Sein Busen war mächtig erfüllt. Er wünschte Lärm, er sehnste sich, klagen zu hören. Aber nichts umgab ihn, als die heilige Stille der dufenden Mainacht. Keine klagende Seele in der ganzen Natur, als die ferne Stimme der liebevollenden Nachtigall!

Im seligen Rausche legte er sich nieder. Der nächtliche Ton ihrer Guitarre lullte ihn ein, und die zarten Töne, die sie mit ihren himmlischen Schwestern gewechselt hatte, wurden zu lichten Träumen. Er glaubte diese Töne noch sanft vom Hügel her durch die Lüfte über sich hinschießen zu hören, und verschlummerte diese Nacht, wie in einer schönen Feenwelt.

Des andern Morgens sah er seine Geschäfte durch die gestern angestellten Arbeiter sehr eifrig betrieben. Er war fast mit allem fertig geworden, außer, daß er vergebens versucht hatte, einen schönen breiten Weg, der sich nun schon fast um das ganze Seeufer im Gebüsch herumschlängelte, auch in der Mitte, unter den steilen Felsen hinzuführen, um dadurch das Ganze zu verbinden. An jener Stelle war nämlich im höchsten der Felsen eine sehr tiefe Schlucht, und man hatte in diese gestern schon viel Schutt und Steine gefahren, ohne die erwünschte Höhe zu erreichen. Durch das Versprechen doppelten Lohns hatten sich aber die Arbeiter reizen lassen, heute mit Tages Anbruch sogleich alle Kräfte anzustrengen; er fand daher bei seiner Ankunft diese Grube schon in einen ebenen, geräumigen Platz verwandelt, und konnte nun auf einmal rings um den See herum lustwandeln. An dieser Stelle hatte er längst gerne sein wollen. In der Felsenwand öffnete sich eine hohe schöne Grotte, die gerade

unter der Ruine lag, und deren Tiefe sich hinten in schwarzen Felsenritzen endigte. Er ließ nun diese Höhle selbst, so weit sie hinterging, vom Schutte reinigen, und den ganzen Platz vor und in derselben mit rothem Sand überfahren. Ein starker Quell sprang notwendig aus dem Felsen, welchen er wieder in den See leitete. Nach verschiedenen Proben, die er an den schwärzlichen Felsen mit Instrumenten machen ließ, waren diese von sicherer Festigkeit. So trat er dann vor die Grotte, über die das wilde Gebüsch herabhing, und sah sich durch Zufall und ganz unbeträchtliche Kosten im Besitz eines Platzes, dessen merkwürdige romantische Ansicht man auf einem Gemälde für erlogen gehalten hätte, und der ihm und seinen Freunden einen prächtigen Sommeraufenthalt gewähren mußte. Man überfah vor und in der Höhle den ganzen See, den die abschüssigen Ufer in zwei Armen zu halten schienen, und die Landschaft, welche sich vorn öffnete, war von weitem Umfang und großer Mannichfaltigkeit.

Wie er seine besten Bänke und Geräthe hierher schaffen ließ, bemerkte er, daß die Arbeiter leise zusammen sprachen. Er hatte schon gehört, daß sie während des Reinigens der Höhle einige Mal flüsteren, und wußte recht gut, daß diese Menschenklasse für Natur Schönheiten solcher Art wenig Sinn hat, und gewöhnlich die Mühe und Kosten, die man anwendet, um die Natur in ein reines gefälliges Licht zu stellen, für verloren hält und belächelt. Jetzt fragte er sie, wie ihnen nun dieser Platz gefalle.

Nach einigem Stillschweigen fing ein alter Soldat an: „I nu, der Born hat wohl gutes Wasser, und vor'm Regen kann man da auch Schutz suchen; aber, Herr, ich möchte doch nicht viel hier sein.“

„Und warum?“

„Es graut einem da doch so,“ sagte er.

„Der wilde Jäger,“ sprach ein Anderer, „zieht hier zuweilen des Nachts ein.“

„Hm,“ sagte der Alte, „man hat doch sehr lange nichts mehr gehört. Aber, das dürfen Sie mir doch glauben, Herr, und mein Vater hat mir's vielmals erzählt, daß in dem Loch da nichts Gutes regiert. Einmal ist er um Mitternacht am See vorbei gegangen, und hat gerade in diesem Loch eine Musik wie von zehn Regimenten, und ein Schreien und Jauchzen gehört, von dem ihm alle Haare zu Berge gestiegen sind, und der ganze See hat feurig ausgesehen. Er sagte, dahinein müßte wohl ein Fußpfad in die Hölle gehen, und sie hätten tief in der Erde ein miserables Gequäl verführt. So lange ich aber weiß, ist alles ruhig gewesen.“

„Ja,“ fiel ein Anderer ein, „bis auf die verschimmelte Frau. Die ist mir selbst in der Woche vor den Christtagen dort unten am Pfade begegnet, wie es eben erst Nacht war.“

„Schiffe und Getümmel hat man vor Alters alle Mächte darin hören können,“ sagte der Soldat.

„Und was sagte denn eure verschimmelte Frau?“ fragte Kronach.
„Herr,“ erwiderte Jener, „sie war so groß und lang als zwei andere Weiber. Wie sie nahe vor mir stand, legte sie die Hand langsam auf's Maul, und winkte, daß ich fort gehen sollte. Sie konnten glauben, daß ich mir nicht zweimal winken ließ.“

„Aber, ihr scheint mir doch ein beherzter Mensch. Ich wäre geblieben.“

„Herr, wenn ich auf guten Wegen gehe, stehe ich auch dem Teufel: aber ich war auf der Holzmause; und wenn ich nicht in meinem Verufe bin, kann mich jede Rake jagen. Und der Teufel hat da nur auch eigentlich Macht über den Menschen.“

Willibalden war nun der Plaz, als ein unheimliches verrufenenes Dertchen, doppelt lieb, und er nahm sich schon vor, hier manche Geisterstunde zu verträumen.

Er aß Mittags in der Grotte, und kam erst spät wie es Nacht wurde nach Haus. Adams mußte bei Tische Pläne mit ihm darüber machen, wie viel Vieh sie wegen der zu hoffenden reichen Züterernte noch anschaffen, wie sie den Klee dürr machen wollten; eine Menge anderer ökonomischer Sachen wurden, zum Theil mit Zurathziehung Hannchens, abgehandelt. Der üppige Wuchs, in dem die Winterfrüchte standen; das hohe Gras auf den Wiesen; die gutgetroffene Sommerfaat, die zum Theil schon hervorgrünzte; die vollen Blüthenbäume, die ein gutes Obstjahr verheißten, alles dies verkündigte schon jetzt den Gutsheeren als einen beglückten Eigenthümer; alles dies erlaubte ihm, bei seiner neuen Schöpfung nun auch Gefühl und Geschmac mit dem äußern gemeinen Interesse zu verbinden.

Die Betrachtung der ländlichen Arbeiten gewährte ihm vieles Vergnügen, und besonders das Säen war ein Geschäft, welches ihn sehr reizte, und wobei er sich immer viel Hoffnung und Segen dachte. Adams hatte es ihn zum Spaß lehren müssen, und pries ihn schon als einen guten Säemann an. Er gestand dem Verwalter überhaupt ein, daß er bald mehr Geschmac am Landleben finden werde, und beruhigte jetzt dessen Besorgnisse über den großen Aufwand, welchen dieses Jahr das Gut weg nahm, durch eine Schilderung von seines Vaters Vermögensumständen, welche jener für weniger glänzend gehalten hatte, als er sie jetzt zu seinem Erstaunen fand.

Adams und die Nichte waren müde. Willibald mochte aber, nach diesem prosaischen Abend, und bei der schönen Nacht, noch nicht zu Bette. Er schlich also den Hügel hinan. Otto's Haus lag friedlich da, und nur hinten war ein einziges Fenster noch schwach erleuchtet. „Vielleicht Mathildens Schlafkammer!“ dachte er. „Viel-

leicht sang sie vorhin über mir; vielleicht haben sie mich erwartet; aber es ist nun zu spät!“ Er ging nah am Hause vorüber. Die Thür war zu, und alles athmete Stille und Ruhe. Das helle Fenster war so niedrig — indessen, er ging vorüber. Doch bewegten sich seine Pulse geschwinder. Je höher er kam, je wärmer und wüßiger wurde die Luft, und wie er sich der Ruine näherte, trat der Mond über das östliche Gebirge herauf. Er setzte sich auf einen Stein, neben das stille Denkmal des Alterthums, und sah über den See hinaus, still bewundernd, wie der Mond eine Masse nach der andern in sein bleiches Licht herauf hob. Die Nachtigallen sangen unter seinen Füßen in der schwarzen waldigen Tiefe. Jetzt war der ganze See erhellte; er bewegte sich sanft, und oben flimmerten die Thauperlén im Mondlichte, wie Funken, an dem zarten Gebüsch. Ein voller Bauerngesang, der fern aus Agnesens Dorfe herüberdrang, tönte ihm jetzt wie eine prächtige Hymne in's Ohr. Das summende Geräusch der vorüberfliegenden Maitäfer gab einen seltsamen Baß zu diesem Gesang; und es gewährte ihm eine ganz eigne Freude, in diesem Summen so viel wunderbare Allgemeinheit zu entdecken, daß fast immer ein richtiger Ton, in reiner Harmonie mit jenem Gesange, herauskam.

Aus seinen Betrachtungen hierüber weckte ihn nach einiger Zeit ein Geräusch und ein flatternder Schein mitten auf dem See. Beim Hinsehen erkannte er sogleich Otto's Kahn, und hörte deutlich die Ruderschläge, die vorher nur sehr leise klingen gethan worden sein; sie hatten die Glanzblicke im Mondschein verursacht. Zwei dunkle Gestalten und eine dritte, welche blendendweiß war, befanden sich in dem Kahne, welcher gerade nach der Grotte unter seinem Sitze zu steuerte, und bald unter den emporragenden Bäumen verschwand.

Indem Willibald eben mit dem Entschlus umging, auf einem ihm bekannten Seitenpfade hinab an's Ufer zu steigen, um zu Otto'n und Mathilden, die er im Kahn vermuthete, zu gelangen, hörte er einige lebhaft Stimmen, worunter er das Schreien eines Weibes zu erkennen glaubte, unter seinem Sitze bei der Grotte; und ebe er mit seinem Entschlusse zu Stande war, sah er den Kahn und die vorigen Gestalten mit hastigen Ruderschlägen, und mit unglaublicher Geschwindigkeit durch den See zurückziehen, bis an das flache ferne Ufer, wo die Dunkelheit der Gegenstände nichts mehr zu unterscheiden erlaubte. Ein lauter durchdringender Pfiff kam jetzt aus der Grotte, und in diesem Augenblicke hörte er drüben ein Geräusch, worin er das Zumachen eines Rutschenschlags und das schnelle Abfahren eines Wagens erkannte, dessen Rollen er noch einige Minuten auf der nah am See vorbeiziehenden Heerstraße genau hören konnte.

Willibald dachte in diesem Augenblick an Otto's Gespenstergeschichte und die sonderbaren Reden des Verwalters und der Bauern; an Otto's Aengstlichkeit wegen des Rahns; an die gestrigen Erzählungen der Arbeiter von dieser Grotte; an Mathilden — kurz an so viele Dinge zugleich, daß er wie ein Träumender dasah. Er mußte dieser verdächtigen Sache auf die Spur kommen, und dies bald; und doch rieth ihm die Klugheit, jetzt, da es Nacht, und er ohne alle Waffen war, nicht in die Grotte zu gehen. Selbst der Pfad, der von hier aus dahin führte, setzte ihn an mehreren Stellen der Gefahr aus, beim Truglichte des Mondes auszugleiten, und in die Tiefe zu stürzen. Er beschloß also, nach einiger Ueberlegung, erst bei Tage die ganze Gegend genau zu besichtigen, und dann seine weiteren Untersuchungen insgeheim fortzusetzen, wozu ihm auch die Achtung für Otto'n bewegte, dessen Mysterien er zu ehren beschloß, wenn sie ihm gleich einiges Mißtrauen einsößten.

Gedankenvoll trat er seinen Rückweg an. Otto's Haus war völlig dunkel; nirgends war eine Spur von Unruhe sichtbar. Das freute ihn, und versöhnte ihn gewissermaßen mit Otto'n, dem er sehr gern seine fernere Freundschaft erhalten wollte.

Nach einer unruhigen Nacht fand er sich des Morgens um nichts klüger. Seine hiesigen Geschäfte waren für jetzt so gut als beendet. Allein er hatte diesmal über Hainberg nicht allein Felsenack, Stadt und Freunde, sondern auch sich selbst und die ganze Welt vergessen; er dachte gar nicht mehr an die auf gestern versprochne Rückkehr nach Felsenack. In dieser reizenden Natur fühlte er auch sich selbst verjüngt. Tief hatte er in Mathildens blaues Auge geschaut. Es war ihm, als wär' in seinem Innern ein neues schöneres Wesen aufgeblüht. Otto und Mathilden betrachtete er als zwei befreundete Wesen, mit denen er in ewiger Nähe und Traulichkeit zu leben wünschte. Der Gedanke aber, daß er von jetzt an Otto, diesen Mann, den er in jeder Rücksicht sich überlegen fand, mißtrauisch beobachtet, daß er selbst Mathilden nicht mehr so offen anblicken sollte, widerstand ihm. Endlich nahm er sich vor, alles in der Lage des seltsamen Orts sogleich genau zu untersuchen, und dann Otto'n geradezu seine Geschichte zu erzählen, und ihn zu befragen, in wiefern er daran einigen Antheil habe.

Er ging sogleich an den See, und zu der Stelle, wo der Rahn gelandet war. Der Rahn stand noch dort, und die Spuren von einem Wagen und vier Pferden, welche lange da gehalten haben mochten, waren sichtbar. Die Fahrt lenkte gerade auf die Chaussee. Nun ging er zu der Grotte, und fand da alles wie er es gestern verlassen hatte. Wenn er auch glaubte, im Sande viel mehr Fußtapfen als gestern zu sehen, so war doch dieses höchst unentscheidend; auch konnte er darunter keinen weiblichen Fuß entdecken. Nur die

Spur von einem außerordentlich großen Fuß, der fast noch einmal so lang und breit als der seinige war, und vor allen übrigen in's Auge fiel, erregte seine Aufmerksamkeit. Er durchsuchte die Grotte in ihren geheimsten Winkeln, fand aber, daß sie im Innern völlig verschlossen war, und das Gestein sich hinten überall endlich auf die Erde senkte. Das ganze Seeufer wurde zuletzt besklettert. Es fanden sich hier einige alte Pfade, welche über steile Klippen hinwegführten. Aber von Höhlungen, Ritzen oder Winkeln war nichts weiter anzutreffen. So stand er endlich oben bei der Ruine, und schaute, ermüdet vom Klettern in der Sonnenhitze, hinab über die hohen Baumgewölbe in den spiegelreinen See. Die Nachtigallen sangen aus ihren Laubhütten so schön in das gellende Geschrei der übrigen Vögel, und Alles um ihn her hatte ein so lachendes Ansehen, daß er wieder ganz froh ward. „Muß denn,“ dachte er, „gerade Otto bei der gestrigen Geschichte im Spiele sein? Die Sache ist ihm vielleicht so fremd als mir selbst!“

Er ging auf Otto's Haus zu, und sah Mathilden mit ihrem kleinen Bruder im Garten. „Es ist Niemand im Hause,“ rief sie ihm zu. „Kommen Sie doch zu uns.“

„Wo ist Ihr Herr Vater?“

„Er ist diesen Morgen sehr früh weggerisest, und wird bald zurückkommen. Michel,“ rief sie dem Knechte zu, der im Garten grub, „du bist ja mit ihm gewesen; wann wollte er wieder kommen?“

„Um zwölf,“ sagte Michel und grub weiter.

„Ist er weit gereist?“ fragte Willibald gespannt.

„Er sagt es mir selten,“ erwiderte sie unbefangen, „wohin er geht. Und (sie erröthete leicht) ich habe auch noch geschlafen. Ich hatte mich gestern zu früh niedergelegt, und konnte nicht einschlafen. Michel, weißt du nicht, wo er ist?“

„Pferdehandelschaft!“ sagte Michel verdrossen, und grub fort.

Willibald ging nicht weiter. Er machte sich schon Vorwürfe, daß er Otto's unschuldiges Kind wie ein Spion hatte ausfragen wollen, und legte sich's zur Buße auf, jetzt sogleich Mathilden, der er so viel hätte sagen mögen, zu verlassen.

Aber sie fragte ihn: „Sind Sie nicht gestern Abend hier oben gewesen? Ich habe Sie, dünkt mich, aus meinem Kammerfenster gesehen.“ Er bejahte es. „Wir sind,“ fuhr sie fort, „gestern so bald schlafen gegangen. Aber mein Vater glaubte, Sie kämen nun nicht.“

„Es freut mich, daß Mathilde sich meiner erinnerte. Haben Sie gesungen?“

„Den ganzen Abend. Es war so schön!“

„O, beklagen Sie mich, daß ich nicht da war!“

„Ja,“ sagte sie erröthend, „ich habe mit aller Macht in die Saiten gegriffen, um Sie heraufzulocken. Sie lieben den Gesang, und hätten wohl mitgesungen und gespielt. Das müssen Sie künftig immer thun; sonst sing' ich Ihnen auch nicht mehr.“

Sie schien in Gedanken, und hatte ihm ihre Hand überlassen. Indem er eine Bewegung machte, sie zu küssen, zog Mathilde sie bestig zurück. „Lassen Sie meine Hand los!“ sagte sie aufgeräumt und wild. „Sehn Sie, ich habe gepflanzt!“ Sie zeigte die schwarze Erde an den weißen Fingern, und verstattete den Kuß nicht, sondern machte eine rasche Biegung von ihm weg.

Er pflanzte ihr einige Blumenstöcke, und verließ sie dann. Raun konnte er die Zeit erwarten, mit Otto'n zu reden. Des Nachmittags ging er wieder hin, und fand ihn zu Hause. „Sie sind,“ rief ihm Otto entgegen, „mit Ihren Verschönerungen um den See her so heimlich gewesen, daß ich darüber erstaunt bin.“ In diesem Augenblicke nahm sich Wilibald doch wieder vor, aufmerksam zu sein. „Eben wollte ich,“ antwortete er, „Ihnen vorschlagen, mich dahin zu begleiten, um Sie über Verschiedenes zu befragen.“

„Mathilde,“ rief Otto, „wir wollen alle in die Grotte. Du mußt diese schöne Stelle sogleich sehen. Ist es Ihnen recht? Ich habe mich heute sehr erhitzt und ermattet; dort wollen wir ruhen.“ „Schön, dorthin tragen wir Kaffee und Kuchen!“ sagte sie fröhlich, und Albert sprang küssend an ihr in die Höhe, und haschte nach ihrem Munde.

„Wie ist es möglich gewesen,“ sagte Otto, „den schönen Platz in zwei Tagen herzustellen! Er macht Ihrem Geschmack Ehre und wird uns allen große Freude geben. Aber, wollen Sie noch mehr Veränderungen in jener Gegend vornehmen?“

„Vor der Hand nicht,“ sagte Wilibald. „Es müßte denn sein, daß mein Vater etwa meiner Anlage keinen Beifall schenkte, sondern lieber das ganze Loch wollte zumauern oder verschütten lassen.“ Er fixirte Otto'n, welcher merklich überrascht schien, und in einen finstern Ernst versiel.

„Mein Vater,“ fuhr Kronach fort, „liebt solche heimliche Winkel eben nicht.“

Nach einer kleinen Pause schien Otto auf einmal von einer gewissen Empfindung stark ergriffen, und sagte lebhaft, indem er die Hand unseres Helden faßte: „Lieber Freund, ich kenne Sie nun einmal als den Mann, welcher wahres Gefühl für fremdes Glend im Herzen trägt. Sie wissen schon, daß Ihr Freund ein Unglücklicher ist. Lassen Sie sich aber, ich beschwöre Sie, durch nichts abwenden, mich für redlich zu halten! Meine Tochter hat mir gesagt, daß Sie gestern Abend hier oben spazieren gegangen sind. Was Sie bei dieser Gelegenheit vielleicht hörten oder sahen, das hatte Bezug auf

mich und mein trübes Schicksal. Es gehörte zu jenem traurigen Geheimnisse, dessen Eröffnung ich Ihrer Freundschaft schuldig bin; und diese Schuld soll in Kurzem abgetragen werden. Was Sie vernahmen, gehörte aber nicht etwa einer gegenwärtigen That an, sondern es war Folge einer thränenwerthen Vergangenheit. Ist es Ihnen jetzt möglich, alle weiteren Veränderungen in der Gegend des See's für dieses Jahr zu verhindern, so trägt dieses einiges zu meiner Ruhe bei. Sollten Sie indessen nach diesem allen noch Ursache finden, irgend ein Mißtrauen in meinen Charakter zu setzen, wozu, ich gestehe das, die Umstände vielleicht geeignet sind, so bin ich auch erbötig, Sie sogleich jetzt mit meiner Geschichte bekannt zu machen, wiewohl der Zusammenhang derselben. . .“

„Nein, mein armer Freund!“ sagte Wilibald, und drückte ihr an's Herz. „Neden Sie erst, wann es Zeit ist, und rechnen Sie ganz auf mich, meine Kräfte und meinen besten Willen.“ Otto ruhete einige Minuten an ihm, und umfaßte ihn mit Festigkeit. So weich hatte ihn Wilibald noch nicht gesehen.

„Es scheint,“ sagte er dann, „daß der Himmel Sie zu meinem Trost und Schutz in diese Gegend geführt hat.“ Sie versprachen sich, unter den zärtlichsten Umarmungen, wechselseitige Freundschaft.

Otto wollte eben zu reden fortfahren, als er aufmerksam durch's Fenster sah. „Wer sind die Fremden?“ rief er. „Ist es nicht Ihr Herr Vater?“ Es war der Finanzrath, August, Mariane, und Fräulein Luise, welche letztere Wilibald schon in Felseneth gesehen hatte. Wilibald war ihnen zu lange weggeblieben. Sie hatten sich aufgemacht, um ihn abzuholen, und suchten ihn, von Haunichen geleitet, hier auf.

„Mit Ihrer Erlaubniß, mein lieber Herr Nachbar,“ sagte der alte Kronach, „wollen wir alle sehen, wo Sie zu Hause sind, wiewohl Ihnen mein ungerathener Sohn schon über dem Halse liegt.“

„O allzutreuer Haushalter!“ sagte Mariane, und schmiegte sich an Wilibalden. „Ich dachte, es wäre Ihnen etwas Schlimmes begegnet, und konnte nicht länger ruhig sein.“ Man unterbielt sich nun einige Zeit über Wilibalds Verschönerungen in Haus und Hof, und der Finanzrath war sehr damit zufrieden. „Das Beste,“ sagte Wilibald, „sollen Sie erst noch sehen, wenn wir auf die Ruine und an den See kommen.“

Eben trat Mathilde herein, und verbeugte sich mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit. Mariane blickte sie einen Augenblick mit dem Ausdrucke des höchsten Erstaunens an. „Ach, die Sängerin!“ schrie sie dann, und slog todttenbläß an ihre Brust. Sie behielt Mathilden am Arme, bis diese mit der übrigen Gesellschaft fertig war, und zog sie dann sogleich in ein anderes Zimmer. Fräulein

Luiſe folgte ihnen, kam aber ſchnell und geſchäftig zurück. „Marianen iſt gar nicht wohl,“ ſagte ſie. „Das arme Mädchen hat ſich alterirt.“

Alles lief zu ihr. Sie ſah wie todt im Armſtuhl. Mathilde kniete vor ihr, ſtrich ſie an, küßte ihr die Hände und weinte bitterlich. Der Finanzrath legte mitten in ſeiner Angſt Mathildens ſanft die Hand auf die Schulter, und winkte Otto'n gerührt zu. Die Kranke erholte ſich ſchnell, und blickte einige Zeit unſern Freund, welcher neben ihr ſtand, ſtarr an. „Es hat mir lange geahnet,“ ſagte ſie. „Aber das iſt ſie wirklich. Ihr Wiederfinden hat mich ſehr überrascht.“ Sie lächelte, lehnte ſich, immer küſſend an Mathilden, und wurde bald wieder ſo munter, daß Jedermann völlig beruhigt war. Dann trank ſie ein Glas Waſſer, und erklärte ſich bereit, ſogleich eine Fußreiſe von mehreren Stunden mitzumachen.

Man beſchloß eine Wanderung, und Mathilde bat ſich aus, die Geſellſchaft in der Grotte traktiren zu dürfen. Mariane wollte aber doch wegen der Hitze nicht mit auf die Ruine, ſondern nachher mit Mathilden an den See kommen. Die Uebrigen ſtiegen hinauf.

Den Finanzrath, welcher noch nicht oben geweſen war, zogen die herrlichen grünen Plätze, das alte Gemäuer und die große Ausſicht ſehr an, und Fräulein Luiſe ergoß ſich ganz in poetiſcher Proſa über die Schönheiten des Landlebens und der Natur. „O gewiß,“ ſagte der alte Kronach, „hier wünſch' ich meine alten Tage zu beſchließen.“ Während ſie hinab nach der Grotte ſtiegen, ſprach er mit Otto'n ſehr lebhaft über das hieſige Gut. Sie fanden Marianen und Mathilden, Arm in Arm, ſchon bewundernd vor der Höhle. Mathilde machte die kleine Wirthin allerliebſt; ſie ſchien eine Pflicht zu fühlen, Jedermann etwas Gefälliges zu ſagen; und dieſe Rolle hatte ihr ſo viel Heiterkeit gegeben, daß ſelbſt ihr Vater bemerkte, die Geſellſchaft thue ihr ſehr wohl. Sie kam aber doch Niemanden nahe, als dem Finanzrath, welcher auch an ihr ein beſonderes Wohlgefallen fand. Uebrigens tobte ſie in feſſelloſer Jugend herum, ſtand keinem Menſchen Rede, und verdarb es mit keinem.

Nach einigen Debatten über Wilibalds längeres Außenbleiben und ſeine Geſchäfte, erklärte ſich der Finanzrath beifällig für die gemachten Anlagen, außer daß er die Grotte für ungesund hielt, und deswegen ſeinen Stuhl heraus in die freie Luſt rückte. „Hier,“ ſagte er, „iſt ſchon ohnehin Schatten genug; und, daß mir ja Niemand in der erſten Stunde aus dieſer Quelle trinkt! Vergleichene unterirdiſche Brunnen ſind entſetzlich kalt und gefährlich; ſchon manche ehrliche Seele hat den Tod daraus getrunken.“

„Es iſt,“ ſagte Mathilde, „als ob dies alles ganz neu geſchaffen wäre. Denn die Grotte war vorher völlig unzugänglich, und den Brunnen hörte ich nur zuweilen rauschen, wann ich auf dem Rahne bis an die Klippen herankam.“

Sie ſaßen jezt eine Zeitlang ruhig, um die Nachtigallen nicht zu ſtören, die hier in die Wette ſangen, und um den ſchönen glatten See mit ſeinen Schattenufern ſtill zu betrachten.

„Wenn es möglich wäre,“ ſagte Wilibald, „durch Singſtimmen oder durch irgend ein Inſtrument die Töne der Nachtigall nachzuahmen, ſo müßte das der ganzen Muſik eine völlig neue Wendung, einen viel höhern, ich möchte ſagen ſüdlichen Schwung geben. Allein ſie hat drei unnachahmliche Töne in ihrer Gewalt: das wollüſtige Schlürfen oder Schwirren, worin etwas Bacchantiſches liegt; das leiſe, ſüßgedehnte Ziehen, welches gewöhnlich auf jenes ſchmachende Girren ſogleich folgt, und in einem einzigen, langen, abgezogenen Tone beſteht, der aber einen Willen rühren muß, der alle Wärme, alle melodische Glut in der Welt umfaßt; und dann den hinterbenden Fall, der die Seele auflöst, der das Herz zur ſüßen Thränenfeier zu laden ſcheint.“ Er ſchwieg, und zeigte auf eine ganz nahe Buche, wo eben eine Nachtigall die kleinen Flügel wollüſtig dehnte, und, im Kampf unvereinbarer Liebesmelodien, ihre zärtliche Qual zu klagen anfing.

Mathilde hatte ihm und den Vögeln ſehr aufmerkſam zugehört. Sie lächelte ihm Beifall, und ſagte ganz leiſe zu Luiſen: „Wenn ich nur auch ſo ſprechen könnte! Wie iſt es möglich, das in Worte zu legen! Und doch — iſt es wahr, oder nicht?“

Luiſe lächelte. „Du haſt Recht, Liebe!“ ſagte Mariane, die es gehört hatte, und reichte nach ihr, und ſeufzte ſchwer.

„Iſt deine Gondel noch nicht fertig?“ fragte der Finanzrath.

„Warten Sie,“ fuhr Mathilde auf, „ich bin der Schiffer.“ Sie hüpfte fort, um den Kahn heranzuſchiffen, und den Alten zu fahren. Wilibald proteſtirt, der Finanzrath verbat ſich alles Fahren, und die Uebrigen waren beſorgt für ſie. Aber ſie ließ es ſich nicht nehmen, ſondern remte fort, wie ein Reh, das Geſtade entlang. Auf Otto's Verſicherung, daß ſie gut fahre, ſagte der Alte: „Nun, ſo laß ich mich auch von Niemand dazu bereden als von ihr.“

Schnell hatte ſie die weite Strecke zurückgelegt, und ſtand mit aller Macht mitten über den See auf die Grotte zu. In der Mitte machte ſie Figuren und Schifferkünſte, ſo daß Mariane laut ſchrie, und Otto ihr zurief, ſie ſolle vernünftig ſein. Nun trat ſie mitten in den Kahn, wankte ſanft darin hin und her, wid ſtoß ſtill heran. Das weiße Kleid mit Roſenbandſchleifen, das bräunliche Haar, das Lächeln der blühenden Lippen, worin eine gewiſſe trokende Sicherheit auf ihre Kunſt lag; der dunkle Kahn, in welchem ſie ſich ſanft bewegte, und der heitere blaue Grund, auf welchem dies alles heranſchwamm, gaben einen unbeſchreiblich lieblichen Anblick. „Glücklicher Nachen, mit deiner reizenden Laſt!“ ſprach unſer Freund am Ufer ihr leiſe entgegen. Wie ſanft wankt du auf der

reinen Blut dahin! Kein Ruderer als Zephyr lenkt jetzt deine schöne Fahrt durch die Wasserkreise; diese Wellenlinien umziehen dich, wie silberne Ketten, mit welchen die Nymphen deine süße Bürde zurückzubalten streben."

"Sehe mir Einer die Kleine!" sagte der Finanzrath mit innigem Wohlgefallen. "Sie haben eine sehr reizende Tochter."

"Schifferleben, Hoffnungsleben!" sang Mathilde herüber.

"Ihr Leben auf diesem See," sagte Mariane, "ist freundlich und rein, wie der sanfte Flug einer weißen Taube durch die blaue Luft."

Wilibald stand unten, wo sie landen wollte, und streckte schon unwillkürlich die Arme nach ihr aus, um sie aufzufangen. Aber sie sprang, ihn täuschend, weit neben ihm vorbei, und zog schnell den Kahn nach sich an's Land. "Nun ist alles zur glücklichen Fahrt bereit!" rief sie; der Finanzrath stieg ein, und ließ sich einigemal von ihr auf dem See herumtragen. Wilibald hatte sich gemeldet, wenigstens zu ihrer Hilfe mitzufahren; aber sie wollte ihn durchaus nicht einnehmen, und nichts von ihm wissen. "Sie verstehen das nicht," sagte sie. Nach glücklich geendigter Fahrt, als ihr der Alte dankte, erbot er sich, nun auch seinen Schifferzoll zu bezahlen. Sie verstand ihn nicht; aber, wie er die Arme ausbreitete, hing sie sich jugendlich fest an den schönen Alten, und überließ sich seinen Küffen mit so gutwilliger Behaglichkeit, daß Otto drohend sagte: "Mathilde, du wirst mir endlich doch wohl ungetreu!" Kronach hatte auch wirklich großen Eindruck auf ihr Herz gemacht, und er selbst bemerkte dabei, er habe gefunden, daß Leute von seinem, nämlich von einem schon sichernden Alter, gewöhnlich bei jungen Mädchenherzen in besonderer Gnade ständen.

Mathilde fuhr nun selbst Hünse von neuem aus, und dies war alles, was der kleine Kahn ertragen konnte. Sie hatte beständig etwas an Wilibalds Rudern auszu sehen, so, daß sie ihren Streit noch eine Zeitlang zu Lande fortführten. Mariane behauptete, sie sei noch nie glücklicher gewesen, als heute, und August war lauter Jubel.

Wie sie sich trennten, bat der Finanzrath seinen Nachbar mit einer herzlichen Umarmung, ihn mit seiner Tochter in der Stadt zu besuchen. "Daß Sie ja bald zu mir kommen!" sagte er zu Mathilden. "Wir wollen dann meine Frau ganz und gar zur Eifersucht bringen, und" — indem er sie umarmte — "nur so, wollen wir uns immer wieder sehen, und so, von einander scheiden." Mariane trennte sich unter heißen Thränen von Mathilden, und diese weinte gutherzig mit. Sie schien überhaupt von dem Neuen der heutigen Vorfälle gespannt und bewegt.

Wilibald verließ zum ersten Male Hainberg höchst ungerne. Vielleicht hätte er, ohne an den Ausbruch erinnert zu werden, noch eine

ganze Woche hier fortgelebt. Beim Abschied sagte ihm Otto leise: "Verwickeln Sie mich in keine große Bekanntschaften in der Stadt."

"Diese werden," antwortete Wilibald, "außer den heutigen, nur noch etliche Freunde sein."

Man brachte in Felsenack den größten Theil des Abends mit Erzählen von Hainberg zu. Der Alte sprach mit Entzücken davon, und lobte Otto und Mathilden; und seine Frau, die ihren Sohn dabei aufmerksam betrachtete, verlangte bald dahin zu kommen, um alles dies zu sehen.

"Ha," sagte Franz, "endlich, endlich haben wir eure Sängerin ausgekundschaftet. Nun seid auf eurer Hut!"

Wilibald sprach wenig zu Mathildens Lobe, weil er, aus einem ihm selbst noch dunkeln Grunde, sich für parteiisch hielt. Desto lauter sprach er zu Otto's Vortheil. Mariane hingegen redete mit inniger Fülle des Herzens von ihrer neuen Freundin, worüber ihr Luise ziemlich lebhaft Vorwürfe machte.

"Nun ich muß doch das Wundermädchen selbst sehen!" sagte Madam Kronach, und blickte mißtrauisch nach Wilibalden, der träumend dasaß, und wirklich nicht an Mathilden, sondern an Otto'n gedacht hatte.

Des andern Morgens befand sich Mariane übel, und kam spät, und sehr blaß zum Frühstück. Je mehr sie sich zur Heiterkeit zwang, je weniger gelang ihr dieses. "Ich habe mich," sagte sie zu Wilibalden, "gestern übernommen." Doch war sie des Nachmittags wieder so wohl, daß sie ihren Vorsatz, zu dem versprochenen Aufenthalte bei der Gräfin die Kronach'sche Familie in die Stadt zu begleiten, ausführen konnte. Man schickte sich zur Reise an, und fuhr gegen Abend, unter dem Drohen eines fernen Gewitters, von Felsenack ab.

Wilibald, der mit Franzen zu Pferde war, trieb den Kutscher zur Eile, weil er die Furchtsamkeit seiner Mutter bei Gewittern kannte. Die Hitze vermehrte sich von Minute zu Minute so, daß alle Gegenstände vor den Augen flimmerten, und die Felder im elektrischen Zitterglanze schwebten. Die blutrothe Klapprose schien von der Glut doppelt entzündet; die blaue Cyane und die blasser Sichorie wankten schwermüthig in der drückenden Stille; und angstvoll krächzten die Finken dem nahen Sturme entgegen.

So schnell auch die Reise vorwärts ging, so nah und immer näher donnerte es doch bald in harten Schlägen hinter ihnen her. Die heißen Luftwellen bekamen schon mehr Leben, und in der Ferne sahen sie einige drehende Staubwirbel, die Vorboten des allgemeinen Aufruhrs. Wie die Stadt jetzt vor ihnen lag, hatte das Donnerwetter sie ereilt, und die schweren Gewölke drohten schon über ihrem Haupte. Der heiße Sturmwind jagte die Staubwolken vor und

hinter ihnen her, so, daß Menschen und Vieh der Athem stockte. Beim Einzug in die Stadt sahen sie sich mit in die graue Zerrüttung der allgemeinen Ruhe gezogen. Das Zuschlagen der Thüren von dem gewaltigen Sturme; das Klingeln der zerbrechenden Fenster; der brausende Lärm des Volks; die gelben Blitze, die sich in den Straßen zu durchkreuzen schienen; alles dies machte, daß die Pferde scheu emporsteigend sich ihren Führern widersetzen, im Erschrecken vor der höhern Kraft des Himmels. Eben stürzten die ersten großen Regentropfen aus der Wolke, wie Blasen, auf das staubige Pflaster, als die Gesellschaft, wie es dämmerte, noch glücklich anlangte.

Wilibald brachte die erschrocknen Frauen in's Zimmer, und betrachtete dann den tobenden Sturm. Es wurde Nacht. Das Wetter war noch nicht völlig zum Ausbruche reif, und brauste, bei wenigem Regen, schnell und mit hohlen, schütternden Stößen über die bange Stadt hin. Er fühlte sich seltsam bewegt, als er mitten in den kurzen ängstlichen Pausen, zwischen den jetzt blaugrünen Flammen und dem krachenden Schläge, zuweilen vom nahen Lindenplatze her eine einsame Nachtigall süß und geschmeidig klagend hörte. „Wie romantisch,“ rief er, „paart sich hier das Härteste und das Mildeste in der Natur! Ach, das Leben im Menschen trifft so oft ein gleiches Loos!“

Bald waren alle Wetterwolken vorüber, und die Sterne funkelten hier und da.

„Es wird ein fruchtbarer, aber ein heißer Sommer!“ sagte der Finanzrath, indem er mit Wilibalden alle Fenster öffnete.

„O, es wird uns wenig helfen,“ sagte Wilibald. „Die Hitze ist draußen noch drückender. Vor der Hitze gibt es eigentlich gar keinen Schutz, als in unterirdischen Kammern.“ Er schaute wieder hinaus in die glühende Luft. Aus der Gegend zwischen Felsenack und Hainberg flammte schon neues Wetterleuchten durch's zackige Gewölk heran.

III. Sommer.

Nachta treibt's, und in der Sommerschwüle
Ist es, wo die zarte Rose glüht.
In der Hitze streitender Gefühle
Ist es, wo der freie Geist erblüht.

Den vielen herrlichen Tagen des Frühlings folgte eine kurze warme Regenzeit. Die Natur tränkte das durstige Land reichlich, und entwickelte brünstig die letzten Keime des Jahres.

Aber unsern Freund besiel in diesen Tagen eine innere Unruhe und ein ängstliches Schwanken zwischen mancherlei in Widerspruch stehenden Pflichten und Gefühlen.

Die Gräfin, bei welcher Mariane während der Abwesenheit des Grafen ihren Aufenthalt nehmen mußte, empfing Wilibalden, nach seiner Zurückkunft in die Stadt, frostiger als sonst. Sie hatt' es doch mit einiger Bitterkeit empfunden, daß er ihrer Einladung dahin erst so spät gefolgt war. Schon dies machte ihn unruhig, und er suchte alles Mögliche hervor, was zu seiner Entschuldigung dienen konnte, wobei ihn auch Mariane aus allen Kräften unterstützte. Die Ministerin schien vertrauter mit dieser zu leben, als sonst, und war durch sie schon von der ganzen Geschichte Felsenacks, Hainbergs und des Wiederfindens der Sängerin unterrichtet.

„Sie sollen mir die Sängerin einmal hereinholen, Mariane“, sagte sie. „Denn nach Hainberg will ich nicht.“

Wilibald bot alle seine Beredsamkeit und landschaftsmalerische Darstellungskraft auf, um ihren Entschluß zu ändern. Es schien endlich doch, als ob dieses gelingen wollte.

„Ehrlich“, sagte sie, „mag ich Ihnen niemals zürnen, so wenig als der verzogenen Mariane. Am Ende zürnt auch ein Weib aus keinem andern Grunde, als aus Furcht oder Angst. Gern hätt' ich freilich bisher einige werthe Menschen um mich gesehen, da die Leere in der Stadt täglich so sehr zunimmt, daß wir selbst die gewöhnlichen Unterhaltungen unserer Gesellschaft schon aussetzen mußten. Und doch liegt es einmal außer dem Plane meines Mannes, diesen Sommer auf's Land zu gehen. Ich habe also wohl Ursache zu murren, wenn meine selbstsüchtigen Freunde jetzt nur ihren Blumen und Launen nachschwärmen, und mich erst in der rauhen Jahreszeit wieder suchen wollen, wie man den Winterpelz hervorruft.“

„Ich selbst“, fiel er bescheiden ein, „kenne die Unbedeutendheit meiner eigenen Person so genau, als den Werth von jenem aus-erlesenen Zirkel, der sich Ihnen als seinem beständigen Mittelpunkt zu nähern strebt. Schon der einzige Umstand sollte mir daher Verzeihung, sogar Mitleiden auswirken, daß ich ja in Hainberg von diesem Zirkel ausgeschlossen war. Außerdem ist auch in den meisten Hinsichten der Einzelne weit schlimmer daran, als die vertraute Mehrheit. Auf dem Lande zum Beispiel bleibt dem Einzelnen mancher tiefe und reiche Quell des Naturgenusses verborgen, wozu ihm des Freundes Blick und Rede den Zugang eröffnen würden; die Mehrheit hingegen findet in der innern tausendtönigen Harmonie ihrer Glieder schon einen eignen hohen Genuß; — so wie ein Solo, welches ich ohne Akkompagnement spiele, erst dann, ja ich möchte sagen nur deswegen, mich entzückt, wann und insofern ich mir die große vollständige Begleitung dazu wirklich denke.“

„D gewiß“, versetzte die Gräfin, „verlangt der am Ende noch großen Dank dazu, oder gar einen gewissen Tagelohn an Geld für seine Leiden in Hainberg.“ Sie reichte ihm zur Versöhnung die Hand. „Aber, vielleicht bin ich auch wirklich ungerecht“, fuhr sie fort. „Der Mensch ist der wahre Rimmerjatt. Und wie kommt es doch, daß besonders die Frauen lieber in Allem Maß und Zahl anerkennen wollen, als in der Freundschaft?“

„Weil die Freundschaft selbst“, rief er gerührt, „nicht, wie die sinnliche Liebe, Zeit und Maß achtet, sondern end- und schrankenlos strömt, wie die Ewigkeit, die ihren Quell der verwandten Seele einst verjüngt wiedergibt.“

Sie blickte hier betroffen auf Marianen, die, im Begriff, sich zu entfernen, nochmals wiederkehrte, um sie schwärmerisch zu umfassen. Sobald er mit der Gräfin allein war, wandte sie sich lebhaft zu ihm: „Unter uns gesagt, ich wünschte doch zu wissen, ob Sie etwa darauf warten, daß man Ihnen die Stelle, welche der Rath Sello versteht, antrage?“ — Wie er nicht sogleich antwortete, fuhr sie fort: „Mir scheint es, ein gewisser Freund wünschte sich wohl recht sehr in die reizende Lage eines guten, braven Landmannes.“ Ihr Blick war fast zornig, und verweilte zuletzt bei dem Worte „Landmann“ spöttisch auf seiner edlen Gestalt und Kleidung. Mariane trat schon wieder herein, und die Gräfin schien seine Antwort, die er eben begann, mit allen Mienen so ernstlich verhindern zu wollen, daß er nicht durchdringen mochte.

Ohne jetzt zu untersuchen, ob die Gräfin im Ernst das Land-leben geringschätze, wovon er auch Gegenbeweise hatte, fand er doch ihr Betragen auffallend, und in mehr als einer Rücksicht beunruhigend für seine geheimen Wünsche. Sie liebte Marianen inniger, und war dabei in ihrer Gegenwart mit ihm fremder als sonst. Mit

Schaudern dacht' er sich zum möglichen Grunde hiervon jene Um-armung seiner beiden Freundinnen im Walde bei Felsenack, die ihm so fürchterlich war. Doch trösteten ihn über das alles Marianens eigne Versicherungen. Aber die Frage wegen Sello's konnte die Gräfin nicht aus sich selbst genommen haben, da sie sich nie in öffentliche Angelegenheiten mischte, welches Wilibald vorzüglich an ihr schätzte. Ohne Zweifel hatte ihr der Minister diese Erkundigung aufgetragen. Und wie nun?

Seinem Grundsatz getreu, daß ein Nachdenkender für jede Gesellschaft ein Langweiliger, und bei der größten Anstrengung doch nur ein Kranker sei, suchte er bald sein stilles Zimmer.

„Gut!“ dacht' er dort. „Die Menschen wollen meine hiesige Laufbahn sehr begünstigen; denn mit diesem Amt eröffnet sich zugleich die Aussicht auf eine ziemlich hohe Stufe, auf der man Sello nicht zu sehen wünscht, da sie bisher nur dem Adel überlassen wurde. Und bis dorthin gehen die Berechnungen meiner Mutter, dort finden ihre Lieblingspläne das gewünschte Ziel. Außer mir und Sello'n wagen sich keine Bewerber heran; und wenn auch meine bisherigen Bemühungen, Jenem eine andere Aussicht zu verschaffen, fruchtlos waren, so wird doch der Minister, da er für die ganze Sache eingenommen scheint, am Ende Rath für Sello schaffen. Dazu kommt, daß mit diesem Amte zugleich auch jene glänzende Aussicht mir für immer entgeht; daß ich dann vielleicht mehrere Jahre lang auf eine weit geringere Stelle warten muß; daß bei der gegenwärtigen, wenn sie gleich sehr mühselig ist, und mir mein schönes Hainberg völlig wegrauben wird, doch viel Ehre zu erwerben sein mag; daß ich durch mein Weigern eine geliebte Mutter tief kränke, welche von mir die Restauration eines eingebildeten hohen Familienglanzes erwartet; daß es überhaupt die Pflicht jedes Geschickten ist, treulich seinem Staate zu dienen; daß manche gebildete Menschen mit der Gräfin mich belächeln werden; und dann, der Müßiggang auf dem Lande, das Verklädeln des Menschen selbst, meinte das die Gräfin? Und hat dies wirklich einigen Sinn? Warum hab' ich hierüber noch keine klaren Ideen, noch so wenig Vertrauen in meine eigne innere Thätigkeit, die mir doch am Ende auch auf dem Lande bleiben muß? Warum würd' ich jetzt sogar erröthen, wenn die Ministerin vor mir stünde, um ihr empfindliches „Landmann“ nochmals auszusprechen?“

Wirklich erwachte ein gewisses Gefühl in ihm, welches er ohne Bedenken „Scham“ nannte, welches sich aber sogleich verlor, wie er einige vertrauliche Blicke auf die andere Seite warf. „Reizendes Hainberg!“ rief er. Du kleiner, stiller Ort, über dessen friedlichen Wohnungen Mathildens Geist wie ein schöner Genius schwebt! Meine Seele hat das süße Leben deines Blütenhügels schon zu tief

gekostet. Otto's Bilder von stiller, aber konzentrierter Existenz, von einfachem, aber vollem Leben, von unverzierter, aber ewig treuer Natur — o, sie sind keine Träume! Otto und meine Eltern dort in ländlichem Frieden vereinigt!"

"Und was ist denn eigentlich diese Geschäftswelt? Was ist euer Staat? Ich hab' ihn endlich ein wenig kennen gelernt. Er besteht in einem ungeheuern Aggregate von Sandkörnern, deren jedes von dem andern gern los will. Seine Diener kehren und treiben die Flüchtlinge wieder zum Haufen, damit er doch aussehe wie ein Ganzes. Ist uns diese saure Arbeit so verdienstlich? Ja, wenn wir den Ritt erfinden könnten, oder dürften, der das alles zum festen Körper vereinigte! Aber da ruft uns die ernste Zeit drohend zu: Laßt ab von dem, was nur meine Verwitterung vermag, und ohne euch verrichten wird! So besteht vor der Hand das höchste Heil des Staats, nach welchem auch der weiseste Diener einzig streben kann, nur darin, daß das Ding gut thue! Ist das so viel?"

"Und wie sieht es mit der großen Welt aus? Die herrlichen Intriguen der großen Zirkel; der Glanz und Prunk der Stände; die kunstreichen Modulationen der schönen Welt; das vielseitige Leben; die alles verwirrende Kultur; diese Dinge zusammengekommen werden für mich, was auch Otto sagen mag, immer viel interessanter bleiben, als das sogenannte Landleben, soweit ich dieses kenne. Doch hab' ich aus jenen großen Verschlingungen zuletzt schon oft sehr gewöhnliche Resultate, ja gemeine Handlungen entspringen sehen, die ich, beim Lichte betrachtet, auf dem Lande weit abgezogener und bestimmter hätte haben können, als in meiner großen Welt; und, daß ich mir von dieser doch vielleicht ein allzu-großes Interesse versprochen habe, werd' ich meinem Freunde bald gestehen müssen. Am meisten täuschte mich bis jetzt die große Welt in Rücksicht des Interesses der menschlichen Leidenschaften. Ich habe die Intrigue gefunden, aber nicht in ihrer rechten interessanten Größe. Bei der Leidenschaft selbst fehlte der Zweck und die Kraft. In der Höhe, es sei in der Nähe des Hofes, oder in großen Zirkeln, scheint die Leidenschaft nur zwerghaft zu wachsen, wie Bäume auf den hohen Gebirgsgipfeln; aber in den Thälern lebt sie kräftig und schön; und da, wo uns ihre Nacktheit beleidigt, nöthigt uns ihre Größe Bewunderung ab. Duellirten sich nicht neulich zwei meiner Freunde vom Militär in meiner Gegenwart aus bloßer Furcht vor der Ehre? Aus bloßer Angst vor der Schande sich nicht zu schlagen? Sah ich nicht, daß sie zuletzt einander Blöße gaben, und annahmen, aus bloßer Bangigkeit, man könnte sagen, sie hätten nicht „brav gethan"? Sah ich nicht bald darauf zwei junge Hainberger sich um ein Mädchen mit Keulen schlagen, und hörte, wie sie, vom Blute triefend, einander noch den Tod schwuren? O gewiß mußte Einer

sterben, wenn nicht die halbe Nachbarschaft sich dazwischen warf! Freilich tödtet sich jene Art Kämpfer eben so oft und vollkommen, als diese! Aber in welchen Kampf würden sich wohl die großen Schatten Achills und Hektors lieber mischen? Ist hier die große Menschheit in der großen Welt? Otto würde mir am Ende wohl noch beweisen, daß die große Welt aus unzähligen kleinen Weltchen bestehe, die aber alle zusammen nicht so viel große Menschheit fassen, als vielleicht eine einzige von seinen Welten, die ich klein schalt; — zumal wann sie zum Handeln käme."

Sein Bruder unterbrach dieses Selbstgespräch mit der Nachricht aus einer sichern Hand, daß Sello sich bereits um das bewußte Amt gemeldet habe.

Gemeinschaftlich trugen die Brüder sogleich das ganze Ereigniß den Eltern vor, und Willibald sagte dann Alles darüber, was er dachte. Selbst das satyrische Lächeln der Gräfin, welches er jetzt schon wieder belächeln konnte, verschwieg er nicht. Freilich äußerte er in Rücksicht Hainbergs nur: dieses werde, bei jener Stelle, für ihn so gut als verloren sein, und der Vater werde viele Beschwerden von den dortigen Besorgungen haben, die er selbst dann nicht mehr übernehmen könne.

"Gut, daß du von Hainberg sprichst", sagte der Alte. "Ich habe dieses Gut für Augusten bestimmt. Du sollst dabei nicht zu kurz kommen."

"Mein Bruder schweigt", sagte Willibald. "Aber ich weiß, daß dies nie seine Sache sein wird. Hainberg ist Ihnen dann nur eine Last."

"So werd' ich selbst hinausziehen", murrte der Vater, "wenn ihr euch so wenig in meinen Willen schicken wollt."

Lebhafter schilderte nun Willibald Sello's Lage, und erklärte, es sei gegen sein Gewissen, daß er, als ein junger Mensch, der warten könne, diesen Mann um sein ganzes Glück bringen solle, da derselbe Familie habe, vielleicht — ein entsetzlicher Gedanke! — durch ihn ruinirt, trostlos, sein Feind, und dann ein gefährlicher Feind werden könne.

"Dafür laß mich ganz allein sorgen", wandte der Alte ein. "Du kannst dich darauf verlassen, daß der Minister dieses Bedenken kennt, dir gut heißt, und wo möglich bald hebt."

Das überraschte ihn, und da er auch den fast unbedingten Willen seiner Eltern sah, so hätt' er sich vielleicht auf der Stelle gemeldet, wenn nicht seine Mutter, die etwas leidenschaftlicher für diese Sache eingenommen war, in der Hitze mit einem Plane herausgegangen wäre, wobei, wie es dem Sohne schien, Fräulein Luise eine Hauptrolle übernehmen sollte. Willibald kannte sie als ein Mädchen aus einer der ersten hiesigen Familien, das in vielem

Betracht für eine sogenannte vortheilhafte Partie galt; sie war ihm aber, wegen eines gewissen steifen Blichertons und ihres übertriebenen Kunstfleißes, unendlich. Wie aus den Wolken gefallen, sah er daher seine Mutter groß an, und schien so eben zu begreifen, daß hier Mutter und Bruder im Einverständnisse darüber lebten, ihn durch dieses Amt an einen Stand zu fesseln, den er seit einiger Zeit lieber in ehrerbietiger Entfernung betrachtete, als in Verbindung mit sich sehen mochte. Seine Ideen über Freiheit glaubte er durch eine solche Erhöhung tief niedergedrückt. Und, schnell, wie ein reiner Lichtstrahl, fuhr in diesem Augenblick Mathildens blühendes Bild durch seine ganze Seele, um auf ewig darin zu wohnen.

Er brach kurz ab, und versicherte, der Befehl seiner Eltern bleib' ihm jederzeit heilig; allein, da der Graf erst in acht Tagen zurück komme, so bitte er, diese Zeit noch in ruhiger Ueberlegung in Hainberg hinbringen zu dürfen, wo seine Gegenwart, wegen der bevorstehenden Heuernte, ohnehin sehr nöthig sei.

August sagte: „Du bist ein unentschlossener Mensch! Ich würde mich ohne Bedenken sogleich melden, wenn ich wirklich Lust hätte.“

„Und die ruhige Ueberlegung“, setzte die Mutter hinzu, „hast du bequemer zu Hause. Ich selbst werde nach Hainberg gehen, um dort das Nöthige zu besorgen. Es kommt mir gerade gelegen, und ich habe meine Ursachen dazu.“

„Das wird nichts“, sagte der Alte bestimmt. „Entweder ich, oder er. — Und ja, er soll auf acht Tage nach Hainberg — gerade nach Hainberg! Mein Wille ist ihm bekannt; aber er soll nicht sagen, ich hätt' ihn gezwungen.“ Hastig ging er nach seinem Comptoir.

„So sind die Kinder!“ sagte Madam Kronach, und biß sich in die Lippe. August schüttelte den Kopf. Wilibald sah an die Decke. Zum ersten Mal seit langer Zeit ging die Familie völlig verstimmt auseinander.

Froh über die erhaltene Freiheit, wieder abzureisen, beurlaubte er sich von seinen Freunden, und zuletzt auch mit einer Art von Triumph von Marianen und der Gräfin. Mariane veränderte die Farbe bei der Nachricht, und bat ihn sehr, noch hier zu bleiben. Dagegen fing er an, ihr die Nothwendigkeit seiner Abreise zu beweisen, und die Schönheiten seiner Ernte mit den hellsten Farben vorzumalen. Die Gräfin lachte endlich. „Wenn er sich einmal vornimmt“, sagte sie, „uns für eine Albernheit zu gewinnen, so kann er mich zuweilen so rühren, daß ich ihm gerade das Tollste verzeihe, um — selbst zu entweichen. Wir kommen also auch nach Hainberg, Wilibald, und was ich Ihnen über das Landleben sagte, hab' ich nicht allein zu verantworten. Es war mir einiges davon angelehrt.“

„Schön, schön!“ rief er. „Auch Pinius und alles will die Ernte sehen!“

Hier war also Jedermann gut. Desto stiller lebte man im elterlichen Hause. Jeder stand allein da.

Aber am Abend vor Wilibalds Abreise trat der Vater noch spät in sein Zimmer. „Wilibald“, sagte er mit sanftem Ernste, „du bist, wie ich hoffe, ein vernünftiger Mann geworden. Wenn ich dir vielleicht zu viel that, so nimm jetzt noch eine Erklärung mit auf den Weg, die dich beruhigen wird. Meine Absicht ist keineswegs, deinem Willen, noch weniger deinem Herzen Gewalt zu thun. Auch hab' ich Manches überlegt. Ich bleibe gewiß dein Freund, auch dann, wenn dein Entschluß nicht nach unserm Wünschen ausfiele. Du beleidigst in diesem Falle mich nicht; und deine Mutter ist eine gute Mutter, und am Ende — meine Frau. Aber einen Entschluß mußt du mit zurückbringen. Ich werde sorgen, daß man in Hainberg dich nicht störe. Dabei hoff' ich, du wirst uns nicht vergessen.“ Er küßte den Sohn, wie er nur selten that, und schied gerührt von ihm.

Zentnerschwer fiel des Vaters Güte auf sein Herz. „August hat wirklich Recht“, sagte er, „ich bin ein höchst unentschlossener Mensch, der seinen Freunden noch viele Sorgen machen wird.“ In abenteuerlichem Gemisch zogen jetzt wieder einmal alle Stände und Klassen seiner Seele vorüber; nirgends sah er das schmerzwerthe Leben. Alles Leben zeigte sich nur vielseitig, oder in kolossalen Bildern; jede entzückende Aussicht zu freien Thaten versank sogleich wieder hinter den Massen der Verhältnisse, und sein ganzes Gemüth war dem Sturme durchkreuzender Gefühle und Leidenschaften Preis gegeben. Es waren die trübseligsten Minuten seines Lebens, vor welchem ihm jetzt zum ersten Mal graute; und die heiße Nacht trieb seine Unruhe auf's Höchste.

Sanft fing es an, von der nachbarlichen Flöte her zu ihm zu sprechen. Leise und rein zogen seltne Töne zur seltner Stunde durch die stille Nacht herüber. Der Hauch eines Windes, der Geist eines zufriednen Unglücklichen schienen sie hervorzubringen; in ihren Armen ruhte unser Freund.

„Du frommes Wesen“, flüßelte er, „wer bist du, daß dein freundlicher Mund mir etwas schenkt, was vielleicht dein armes Herz nie kannte? Die besänftigte Phantasie läßt mich in deinen Tönen Trost und Lobre zugleich finden. Fliehe, rufen sie, flieh doch weg aus aller Ueberfülle des wogenden Lebens. Das Gute wohnt in der Stille. Da bleibt deine Seele rein und friedlich, wie wir. Der uns dich sendet, kennt das Glück des schönen Lebens auch nur aus Momenten, ach einzig aus den Freuden der Melodie! Und nur im Schooße der stillen Natur fand er auch das Lieblichste der Kunst

wieder. Mühe und beglücke nur durch das Schöne, und sei nur glücklich mit der kindlichen Natur, so wirst du in beiden endlich das Leben wieder finden, das du mit der Kindheit verlorst."

Er verschlummerte etliche süße Stunden, und fand sich am Morgen sehr heiter. Auf dem Wege nach Hainberg schien ihm auf einmal in der Seele neues Licht aufzugeben. „Halt," sagte er, „ich will mir sogleich für immer raten! Bald sollst du mich bestimmt sehen, mein theurer Vater! Die Frage ist: passe ich für Hainberg? Genügt dieses mir? Finde ich dort meinen Staat? Findet die freie That dort Raum? Entfernt mich die rohe Natur von der Kunst, oder führt sie mit ihr mich zum Leben ein? Die Antworten können bald gefunden werden. Was hält mich ab, das Unangenehme des Landlebens bis auf die Hefen zu kosten? Ich habe Kräfte genug, um einmal ganz Bauer zu werden. Stellt meine vorige Geringschätzung des Landlebens sich darüber wieder ein, so nehm' ich dies schon für eine Hauptantwort, und dann — fahre wohl, Hainberg!"

Bei seiner Ankunft benachrichtigte er den Verwalter sogleich, er sei entschlossen, alle ökonomischen Arbeiten zu lernen, und eine Zeitlang selbst mit zu verrichten. Zu seinem Lehrmeister suchte er sich einen jungen starken Knecht, und zu seinem Dienst ein Paar große Ochsen aus, da ihm für seinen Plan sowohl der Verwalter als die Pferde viel zu gut und aufmunternd schienen. Adams lächelte, wie er den zarten Herrn sich ordentlich hierzu einrichten sah, und wies ihm endlich, da er heute Morgen sogleich anfangen wollte, ein Paar große braune Ungeheuer mit einem breitschultrigen Kolosse von Lehrmeister nach seinem Verlangen zum beständigen Dienst an. Hans meinte, das sei ein gar schlechter Spaß, der wohl nicht lange dauern werde.

Aber unser Held ergriff muthig die Sense, um den Anfang mit dem Grassmähen zu machen; und Hans mußte bald nach dem ersten Unterricht über die flinke Geschicklichkeit seines Herrn erstaunen, die dieser mit einer nicht gemeinen Stärke verband. Nach einer Stunde führte er schon einen gewaltigen, langsamen Senseschlag, mit welchem er das dicke in einander liegende Gras bis auf das niedrige Moos „todtmähte." Nach zwei Stunden brauchte Hans nichts mehr für seine Beine zu fürchten, sein Hintermann konnte im Mähen, und selbst beim Wegem der Sense, vollkommen mit ihm Takt halten; und nun versagte er ihm seine Bewunderung nicht länger. „Mein Seel," rief er im Umsehen freundlich, „ein Strich, wie man ihn gern hat; eine Mahde wie ein Bocktrog! Sonst stellen sie sich erst viel dümmmer dazu!"

Des Nachmittags fuhren sie zusammen auf einen harten Brachacker. Man band die Pferde mit der Egge an, und nahm zuerst die Ochsen mit dem Pfluge vor. Die seltsamen Namen, die Hans jeder

besondern Furche beilegte, belustigten Willibalden. Bei den einzelnen Bestandtheilen des Pflugs, wovon er schon manches wußte, bedurften die zum Theil sehr bedeutenden Namen eines besondern Studiums. Das Aetern selbst fiel ihm anfangs sehr schwer, und es schien ihm dazu mehr eine feste, stete und tölpische Hand, als ein geschicktes Lenken erforderlich. Hans schonte ihn nun nicht lange mehr. Er trieb ihm die Ochsen nur zwei Furchen lang vor, und gab ihm dann selbst die Peitsche. Jetzt hatte Willibald auf einmal so vielerlei zu bedenken und zu thun, daß er alle Aufmerksamkeit und Kräfte zugleich anstrengen mußte. Das Vieh sollte mit Namen gerufen, die nöthigen Stich-, Schlag- und Kunstwörter nebst Hieben bei denselben angewandt, die Geradheit der Furche in Obacht genommen, die Veränderung des Pflugs zum tiefen oder flachen Aetern nicht versäumt, auf die richtige Haltung der Handfassen und der Hülseninstrumente beim Pflug sorgfältig gesehen werden — und die Sonne stach so gewaltig dazu, daß ihm vor Angst und Hitze der Schweiß über das Gesicht strömte, worüber Hans von Herzen zu lachen anfang. Je ärgerlicher ihm aber dies letztere war, desto mehr strengte er sich an, um bald vollkommener zu werden. Endlich meinte Hans, es ginge nun gut. „Aber," sagte er, „wie wird's mit den Pferden gehen? Die schreiten noch einmal so geschwind, da hat man gar nicht Hände genug." Hierin irrte er aber. Willibald hatte das Fahren gelernt, die Pferde ließen sich leichter von ihm lenken, und verstanden ihn besser als die Ochsen. Weil er nun die Bewegung und Haltung des Pflugs schon einmal kannte, so kamen ihm hier Geschwindigkeit und Geschick wieder zu statten, und er hatte bald die Genugthuung erlangt, daß Hans eingestand, er selbst könne so geschwind nicht aetern. Aber einige harte Stellen warfen den Pflüger von einer Seite zur andern, und ein großer Stein, auf welchen die Pflugspitze stieß, hob Mann und Pflug so ganz aus dem Gleichgewichte, daß beide umfielen. „Das geht alleben so," sagte der trockne Hans. „Man muß nur die Augen in Acht nehmen; das andere ist nicht von Glas."

Willibald hielt das Pflügen für die schwerste und härteste, zugleich aber auch für die wichtigste ökonomische Arbeit; deswegen ruhte er nicht, sondern aderte drei volle Stunden lang abwechselnd mit Pferden und Ochsen. Die Behandlung und der Zweck der Egge waren sodann desto geschwinder begriffen; und an dieser letztern Arbeit, welche zwar das Vieh fast weniger als den Mann angriff, diesen aber bei Raume erhielt, und zuweilen selbst mit fortzog, fand er viel Geschmack, und erklärte sie für eine köstliche Bewegung. „Ich könnt's nicht sagen!" meinte Hans.

Jetzt fuhr er mit seinen Ochsen nach Hause, und der große Hans setzte sich quer auf die Pferde, froh, daß sein Herr nicht zu reiten

begehrte. Wie er oben saß, sagte er wohlgenuth: „Er hätte aber einen tüchtigen Knecht gegeben. Am ersten Tage kann er schon mähen und eggen, und adert eine rasonnable Furche.“

Erbald Wilibald seinen Lehrmeister nochmals gespeiset und getränkt hatte, erwachte seine Arbeitslust von neuem, und da seine Kräfte einmal im Aufruhr waren, so mußten heute noch alle Hauptarbeiten erlernt werden. Adams hatte Kleesamen übrig, dieser mußte sogleich gedroschen werden, und Wilibald lernte das Klappern von Selbender an bis zu Sieben. Das Garbenbinden lehrte ihn Hans in der Scheune am Stroh. „Nun wollen wir auch noch zum Schneiden Rath schaffen,“ sagte Hans. „Im Garten haben wir hohes und starkes Gras mit Schierling. Wer das schneiden kann, bringt gewiß alles Getreide zu Fall.“ Sie schlugen mit ihren Sichel ein, bald ging auch das, und Wilibald verkündigte den Feierabend. „Hm!“ sagte Hans, „der kommt noch nicht an unser Eimen.“ Er verrichtete nun seine gewöhnliche ihm übrig gebliebene Knechtsarbeit noch, mit gleicher Trägheit zwar, aber auch mit ewig gleicher Kraft; und unser Held sah sich endlich genöthigt, ihn zu bewundern, als er von Adams erfuhr, Hans habe von drei Uhr des Morgens bis zu Wilibalds Ankunft bereits Holz gespalten! Und dies Alles jährlich um zwanzig Thaler Lohn, ziemlich schlechte Kost, und zuweilen einen sogenannten Ertrabranntwein in der Erntezeit!

Der Abend war herangekommen, und so sehr auch Wilibald heute seine Kräfte angestrengt hatte, so munter und leicht fühlt' er doch jetzt die Glieder, wie er sich mit Adams und Hannchen zum Abendessen niedersekte; und hätt' ihn nicht ein starker Gewitterregen abgehalten, so würde er noch einen Ausflug zu Otto gethan haben. Dieser hatte aber seine Ankunft erfahren, kam noch selbst herab, und wurde von unserm Helden in seiner kurzen Jacke mit einem lauten Horazischen *Beatus ille qui procul* empfangen.

„Ich lobe Ihren Entschluß,“ sagte Otto, „schon deswegen, weil man weder die Arbeit noch den Arbeiter jemals richtig und gründlich beurtheilen kann, wenn nicht die eigne Erlernung der Arbeiten vorhergegangen ist. Ueberhaupt kann nur der das Gange des Landlebens und sein Interesse vollständig würdigen, welcher mit seinen Mühseligkeiten, Geschäften, Zeiten und Pausen innigst vertraut ist.“ Beide Defonomen konnten übrigens nicht umhin, über den Eifer Wilibalds, und den fast unglaublichen Umstand, daß er an Einem Tage so vielerlei Arbeiten erlernt haben wollte, sich recht jatt zu lachen.

Alle heut' erhaltene Lektionen mit ihren Kunstwörtern, mit allem Schwere, Leichten und Ueberflüssigen, wurden nun mit Otto und Adams durchrepetirt, und als man sich trennte, erklärte Kronach in vollem Ernste: noch nie hab' er an einem seiner Lebensstage so viel

Neues gehört, gesehen, gelernt und gearbeitet, als heute; und nie sei er so wenig ermüdet gewesen, als an diesem Abend. „Bei der morgenden Fortsetzung,“ sagte Otto, „wird die Müdigkeit und vielleicht auch einiges andere sich schon finden.“

Jedermann legte sich früh zu Bette. Mit dem Tage war der angehende Bauer schon wieder auf den Beinen. Zwar fühlte sein Körper die gestrige ungewohnte Arbeit; allein er war und blieb munter. Als die Sonne heiter und funkelnd über die Gebirge herauf trat, fuhr er schon mit seinem schönen Ochsenpaar in das frische Feld hinein, ließ die Thiere Pflug, Egge und Samen langsam hinter sich fortzuschleppen, und klatschte wohlgenuth in künstlichen Doppelschlägen, daß es durch die Thäler schallte. Man säete heute den letzten Lein, und er hatte sich vom Verwalter ein Stück Land anvertrauen lassen, welches er ganz allein pflügen, besäen und den Samen in die Erde eggen wollte. Die schwarzen Länner dampften der Frühsonne das gestrige Gewitterwasser in krausen Dunstwolken wieder entgegen; die kleinen Vögel naschten das sichere Gewürm von der warmen Erde, und die ganze Flur trug das Gepräge des Uebermuths und der angeschwellten Kraft. Sein Acker war rein, dunkel und mild, wie Gartenerde, und es gewährte ihm große Lust, diesen zarten Boden mit dem ausgeruhten Viehe zu pflügen. Leicht schlüpfte das Eisen hindurch, weit und mächtig schritten die Ochsen über die sanfte, lockre Erde hin, während er hinter dem Pfluge mit Wohlgefallen den erquickenden, gesunden Duft einsog, der aus den frischen Furchen drang. Nach einigen Stunden betrachtete er das schöne vollendete Werk, und konnte sich und dem verständigen Vieh seinen Beifall über die krauschollige Fläche und ihre sanften wohlgelungenen Furchenlinien nicht versagen. Drauf warf er seinen Ochsen das auf dem Pfluge mitgebrachte Bündel Heu vor, hing das Sätuch über, füllte es, und bereitete sich wie zu einem neuen großen Werke vor. Nach Adams und Otto's gestriger Vorlesung über das Leinsäen beobachtete er alle Regeln dabei mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit. „Es heißt,“ dacht' er, „du hast den Acker ganz allein bestellt; wie würden sie wohl über einen begangenen Hauptfehler lachen!“

Zum letzten Mal wickelte er das Sätuch um den Arm, als er Mathilden weiter oben am Hügel vorübergehen sah. Sie kam mit einem Körbchen am Arm aus dem Felde, grüßte ihn freundlich, und blieb, wie er zögernd und verlangend nach ihr empor sah, stehen, schlug dann vor Verwunderung die Hände zusammen, und lief schnell nach Hause. — „Was sie wohl jetzt von mir denkt!“ sagte er, und säete sinnig weiter.

Der schöne Same war jetzt gestreut. Er sprach den Segen über den hoffnungsvollen, und wandte sich wieder an seine Ochsen,

die sich unter dem breitästigen Birnbaume gelagert hatten. „Ihr bequemen Brauenen,“ redete er sie an, „verzeiht, daß ich noch einmal eure Ruhe unterbrechen muß. Aber die Zeit entflieht, mich fängt zu hungern an, und einmal hab' ich mir vorgenommen, diesen Acker mit eures Gleichen zu eggen.“ Wie das nichts fruchtete, schenkte er den Mäuden doch noch einige Minuten, brachte erst die Egge in Ordnung und rief ihnen dann sein mächtiges: Auf! zu. Allein die Thiere waren vom Glück der ruhigen Betrachtung und Passivität so sehr überzeugt, daß sie es auf trüftigere Ueberredungsgründe antommen ließen. Er griff also endlich nach der Peitsche.

„O mein guter Alter,“ rief es hier mit süßer, melodischer Stimme, „ich bitt' euch, strengt doch eure Gliedmaßen nicht so sehr an! Seht doch, wie ruhig euer schönes Vieh im Schatten daliegt und mit halbgeschlossenen Augen schlummert, und wiederkaut. Nehmt wenigstens erst einen frischen Trunk von eurer Nachbarin an!“ Es war Mathilde. Sie brachte ihm Frühstück.

Uebervältigt von ihrem Anblicke, warf er die Peitsche weg, und lief zu ihr hin, an den Rain voll blühender Büsche. Süß duftete dort des Bergquendels röthliche Blüthe im Schatten der blauen Feldglocke und des kranken gelblichen Erdrachts; dunkel glühte die kleine Blutnelke dazwischen, und die hochgelbe Kamille vollendete den vielfarbigen Schmuck über dem saftigen Gras des Rains. Dort, unter den Wohlgerüchen des Feldes, krante sie ihre kleinen Gaben aus. „Ach, Mathilde, ich arbeitete ja nicht für Sie!“ rief er und zog ihre beiden Hände mit sanfter Gewalt an sein schlagendes Herz; aber sie floh schon vor seinen zärtlichen Blicken einige Schritte zurück. Wie er traurig darüber ansah, reichte sie ihm wieder die Hand. „Nun essen Sie auch,“ sagte sie, und setzte sich neben ihm in's thauige Gras. Sie aß mit ihm, und ihre Lippen, küßlicher, sobald sie lächelten, kosteten lächelnd seinen Wein. Das Vieh lag im Schatten, behaglich murrend, und ein Taubenflug ließ sich, die Akgung witternd, bei seinem Acker herab, und kostete schon, unter unschuldigem Spiel, zuweilen von der verbotenen Frucht. „Wenn die Tauben während des Säens den Lein lesen,“ sagte Mathilde und erröthete schnell, „so — geräth er.“ Sie hatte sagen wollen: so gibt's eine Braut.

„Aber,“ fing er an, „Sie dürfen jetzt auch meine Gabe nicht verschmähen. Dies Stück Erde hab' ich jetzt im Schweize meines Angesichts bestellt. Gewiß wird es im Segen der Ceres bald herrlich grünen und blühen. Und so blühe und reise dann sein saftiges Kraut als Ihr Eigenthum, für meine wohlthätige Mathilde.“ Die Ueberraschte lächelte erröthend, und er fuhr fort — „sei es für das Strickkörbchen meiner Freundin, oder für Mathildens Brantlinien.“ Glühend wandte sie das Gesicht ab, und wollte fort. „Bin ich denn schon satt, Liebe?“ rief er bittend, und sie blieb wieder sitzen. „Auch

muß ja der müde Ackeremann ruhen!“ sagte er, und legte das Haupt auf ihr Gewand zurück, drei Zoll von der reizenden Rundung ihres Knie's. Zum Fliehen zu fürchtend, athmete sie kaum, und sah nur von der Seite ängstlich nach ihm herab. Sie wußte nicht, daß ihr Freund so eben im Reiche der seligen Träume, an der Schäferküste Arkadiens gelandet war. Aber sein reines Herz theilte bald ihre Angst, und losend mit ihr erhob er sich. Sie sollte ihm die Annahme seines Geschenks zusichern. Er hätte jetzt für einen Kuß seines Vaters ganze Heerde freudig versprochen, so ganz war er in's Hirtenleben versunken.

„Ja,“ sagte sie endlich mit freundlichem Lächeln, „wenn es der Vater erlaubt, so will ich's annehmen; aber, Sie müssen auch nicht mehr so seltsam reden — so — ich weiß es nicht zu nennen . . .“

„Was hab' ich übel's gethan, Beste!“ sagte er rührend, und suchte mit durstigen Lippen ihre Hand, die sie zurückzog.

„Das mein' ich eben.“ Sie war zum Aufspringen bereit.

„Warum verwehren Sie mir, die schöne Hand, die mir Gutes that, zu küssen, wenn mich das nun einmal so glücklich macht?“ „Und warum soll ich's denn nicht wehren?“ sagte sie mit leichter kindischer Wildheit.

„Weil mir,“ sprach er, „diese Hand so sehr gefällt, als Ihre süßen Lieder.“

Das erregte ihre Aufmerksamkeit. Sie schien sich zu besinnen, und wurde wieder roth. „Es beunruhigt mich so!“ sagte sie endlich, und blickte fürchtend, aber klar und forschend nach seinem Auge. Dieser Blick that ihm im Herzen wohl.

„Und meinen Vater,“ fuhr er fort, „haben Sie doch neulich sogar mehrmals geküßt.“ Er blickte so heißverlangend nach dem blühenden Munde, daß sie erschrak und im Ernst fort wollte. Er mußte sich fassen und blieb ruhig. Aber ihre Jugend war nun einmal in Angst gesetzt, und sie hatte, so artig er auch sein wollte, keine Rast mehr, sondern schlüpfte, eh er sich dessen versah, durch das Gesträuch, und rief dann freundlich: „Ich bringe Ihnen nichts mehr!“

„Soll ich denn Mathilden nicht einmal danken?“ bat er wehmüthig, und sie reichte ihm mit einem himmlischen Lächeln die Hände über die blühende Rosenhecke. „Leben Sie wohl!“ rief es sanft herüber, und er fühlte einen leisen, blöden Druck. „Lebe froh, Mathilde!“ sagte er, trunken von ihrem Bilde; sie flog den Hügel hinan, und er küßte noch die wilden Rosen, auf welchen der bläuliche Schnee ihres Arms geruht hatte.

Wie sie verschwabt war, griff er mit zehnfacher Lust das Werk wieder an, welches er zum Eigenthume seiner Auserwählten bestimmt hatte. Alles gelang so trefflich! Die zackige Egge zermalnte auch

die kleinsten Schollen, und ihre Zinken begruben den Samen hinter sich tief in ihren kleinen Streifen. Als endlich das Ganze einem Gartenbeete gleich, zog er noch einige Regenfurchen, damit die Saat seiner Lieben vor den wilden Wassern gesichert sei. Dann überschaute er Alles noch einmal, und rief schwärmerisch zu den blauen Höhen auf: „O ihr himmlischen Mächte! Wenn jemals euern segnenden Händen Fruchtbarkeit entträufelte, so gießt doch gnädig auch alle Fülle über dieses theure Erdreich aus!“

Bei seiner Nachhausekunft machte das lose Hännchen Miene, den neuen Säemann mit Wasser zu begießen. Sie spritzte nach ihm, um — gefangen und geküßt zu werden. Ihr kleiner Plan amüßte ihn zwar, wenn er auch nicht sonderlich versteckt wurde; allein ihr vorgepiegelter Zorn, die erstaunliche Angst, und zuletzt die leise, kispelnde Drohung in der sichern Küche, daß sie sogleich laut schreien werde, stellte ihm mitten in der endlich doch zu Stande gebrachten Küßpartie eine Art Barriere zwischen ihr und Mathilden dar, die ihm eigentlich den ersten Seufzer für die letztere auspreßte. „Nie gibt doch,“ dachte er, „ein Mädchen mehr und schöner, als wenn sie mit rührendem Schmerz wirklich versagt. Nie gibt sie weniger, als wenn sie versagend viel vergibt.“

Unser Wilibald fühlte wohl ein gewisses Dröhnen in seinen Gliedern, welche von der ungewohnten Anstrengung erschüttert waren; doch achtete er es nicht, sondern arbeitete wieder bis zum späten Abend, wo er aber kaum vermochte, den Hügel hinan zu Otto'n zu gehen. Alle seine Gebeine waren wie zerschlagen und zersplittert. Mit jedem Schritte zuckte der Schmerz durch den ganzen Körper. Nur der Geist war munter, und liebte dem Körper, sich wacker zu halten.

Otto nöthigte ihn zum Essen und zu einem alten Weine. „Ach,“ sagte Wilibald, „wer gibt dies Alles dem armen Tagelöhner, nach weit größern Anstrengungen? Oft findet er Abends in der leeren Hütte kaum Brod und Wasser.“

„Das wollen wir,“ erwiderte Otto, „jezt nicht näher beleuchten, weil es uns mißtrauisch gegen unsere Kräfte machen, und unsere Vorsätze schwächen würde. Halten Sie sich nur stark, und setzen Sie die Sache mit Gewalt durch. Gewiß, es geht bald vorüber, und durch die fortgesetzte Anstrengung wird Ihnen eher wieder wohl, als durch mehrere Tage Ruhe.“

„O, nicht das!“ sagte Mathilde, und blickte ihn zärtlich an. „Was Sie heute früh arbeiteten, war mehr, als man einem Knechte zumuthet, und,“ — sie kam ihm näher, um recht flehend zu bitten, — „Sie werden darüber krank und elend werden. Mein Vater arbeitet ja auch nicht selbst mit, und Sie haben es ja nun versucht.“

Des heutigen Geschehens erwähnte sie nicht, und wie er mit

Otto'n allein war, sagte dieser, er habe heute mit ihr darüber gesprochen. „Nicht, daß ich sie getadelt hätte, weil sie, von ihrer gutmüthigen Laune ergriffen, zu Ihnen gegangen war. Aber das Geschenk selbst gab mir Gelegenheit, mit ihr über das Schicksal zu reden, wovon sie, außer dem, was schon ursprünglich in ihrem Wesen liegt, noch wenig weiß. Sie hatte auch nicht gefühlt, daß sie dem Geber dafür Dank schuldig sei. Die Unwissende meinte überhaupt, Sie wären ihr gut, also könne sie Alles von Ihnen annehmen.“

„O, erhalten Sie ihr diesen kindlichen Sinn!“ sagte Wilibald entzückt.

„Ich bin,“ antwortete Otto, „hierin nicht Ihrer Meinung. Es wird überhaupt nach gerade Zeit, ihre unbegrenzte Naivität einigermaßen zu gestalten, und zum Gefälligen zu neigen, weil außerdem auch das reinste weibliche Wesen sehr leicht, zwar nicht lächerlich, aber doch in einem Grade belustigend werden kann, den ich an diesem Geschlechte nicht liebe. Uebrigens lag es allerdings in ihrer Gesinnung, und sie fühlte sich von selbst geneigt, Ihnen, auch ohne schon beschenkt worden zu sein, recht vieles zu geben, worüber Sie Freude empfänden, und was ihr unendlich werth sei! Ich mochte dies nicht tadeln. Aber Gott erhalte ihr Herz so rein!“

„Es bleibt doch,“ — sagte Wilibald, der unwillkürlich mit seinen Gedanken vorausgeeilt war, — „die schändlichste That, eine harmlose, schöne Jugend zu berücken, oder, wie man sagt, die Unschuld zu verführen!“

„Ein beiläufiger Gedanke,“ sagte Otto heiter, „der gewiß aus dem Innern einer trefflichen Menschheit entsprang! Wenigstens, um nicht zu hart in unserm Urtheile zu sein, ist doch das Herz eines Menschen, der dieses mit Absicht und Plan vermag, sicherlich ein dampfender Vorhof der Hölle. Wir haben eben von deinem künftigen Klatsch gesprochen!“ rief er ihr entgegen.

„Mein Vater,“ sagte sie offen, aber erröthend, „hat es erlaubt; und Sie glauben nicht, wie sehr mich das freut. Ich will täglich besser singen lernen, weil Ihnen das so sehr gefällt — und wüßt' ich doch nur, was Ihnen sonst Freude gewährte!“

„Bedenken Sie doch,“ fiel Wilibald ein, der Otto's Lehre ausröthen wollte, „daß ein freundschaftliches Geschenk seinen einzigen Lohn in der freundlichen Annahme findet.“

„Siehst du wohl, lieber Vater,“ rief das erfreute Mädchen, „daß er gerade so denkt wie ich?“

Der Alte lächelte und wollte Wilibaldden drohen. „Sing' uns etwas,“ sagte er darauf.

Sie sang ihnen schauerliche Romangen und Balladen, wobei sie bald so eifrig ward, und mit der tiefmurmelnden Bitter das Roman-

tische in ihrem Gesange so glücklich heraus hob, daß der doppelt kranke Freund erst spät an's Weggehen dachte. Beim Abschied bat sie ihn nochmals, sich doch zu schonen. Aber er wollte morgen, wo die Heuernte anfang, den ganzen Tag mähen. Zu Hause fühlt' er einen Fieberfrost, der ihn mit Gewalt im Bette schüttelte.

Sein Schlaf war fest, aber am Morgen fühlt' er sich noch müder, als am vorigen Abende. Lahm und matt schlich er mit seiner Sense in den Wiesengrund und ärgerte sich doch, daß er hier später ankam, als alle Andern. Dieser Morgen war ihm äußerst beschwerlich. Allein, die gesunde, regelmäßige Bewegung des Mähens bekam seinen Gliedern so wohl, daß er sich des Mittags viel leichter fühlte, und im Stande war, mitten in der rüstigen Mäherschaaer mit fort zu hauen. Die Ruhe in den heutigen Feiertagen, wo er sich in's kühle Gras streckte, war das Erquickendste, was er noch je empfunden hatte, und die klare Quelle, aus welcher er seinen Durst durch tropfenweises Einflößen stillte, erschien ihm als ein begeisternder Musenborn, wenn sie gleich wegen der vielen umherhüpfenden Frösche nur vorsichtig, durch ein dünnes Weizenröhrchen benutzt werden konnte.

Des Abends war er nicht so zerschlagen wie gestern, er fühlte nur eine große reine Müdigkeit. Acht Stunden schlief er ohne Unterbrechung und erstand darauf zum ersten Mal wieder gestärkt.

„Bald wird es gehen!“ sagte er, und, um sich zu prüfen, brachte er mit zwei muntern Pferden den ganzen Tag, und griff sich mehr als je an. Allein, die Kränklichkeit kehrte nicht wieder. Seine Glieder schienen einmal geheilt, und das Del seiner Gelenke war wieder so geschmeidig, daß er am fünften Morgen sich wie neugeboren, von Gesundheit und Kraft glühend, und zu jeder, auch der härtesten Arbeit tüchtig und geneigt fühlte.

„Jetzt stellen Sie mich,“ sagt' er erfreut zu Otto'n, dem er diese Nachrichten brachte, „wohin Sie wollen. Ich stehe meinem Manne.“

„Ach,“ sagte Mathilde, die ihn seit jenem Abend nicht wieder gesehen hatte, „wie frisch und wohl sehen Sie heute aus! Nennlich war mir für Ihre Gesundheit bange. Aber warum wollen Sie durch so harte Arbeiten sich so große Kräfte verschaffen? Ich lobe mir eine leichte Bewegung, die uns froh, aber nicht zu tiefen macht. Sehn Sie doch meine Tauben, wie gesund sie bei ihrem leisen Fluge sind — und wie schön!“ Sie küßte eine Taube, die auf ihrer Schulter saß, und schon lange nach dem rothigen Munde pickte. Wie sie ein Haferkörnchen zwischen die Lippen nahm, flogen noch mehrere zum süßgewohnten Spiele herbei; das sämmtliche sie umgebende Federvieh wurde unruhig, gackerte, schrie, und flog zu ihrem Futtertöbchen empor, bis sie sich erbitten ließ, das Futter zu streuen. Aber die Lieblingstaube kannte eine köstlichere Nahrungsquelle,

und sah nur mit unserm Freunde nach dem röthlichen Munde. „Die hat mich lieb!“ lächelte sie, und nahm und drückte die Grende sanft an's Herz.

„Ich auch!“ sagte Willibald, und lachte seinen Freund elegisch an. Sie reichte ihm die Taube.

„Ich auch!“ sagte der Vater liebevoll, und umschlang die küssende Tochter, während sein Freund die Wange am reinen Gefieder fühlte.

Mathildens Tadel seiner großen Arbeiten fand er zwar erwägungswerth; allein der Emsige mußte doch bald wieder an die Arbeit! Er wollte heute von seinem Hans lernen, wie man ein recht prächtiges Fuder Heu laden müsse. Doch nahm er sich vor, da sein Zweck jetzt erreicht war, und er mit jedem Bauer in die Wette arbeiten konnte, sich nun nicht weiter anzugreifen, sondern nach und nach zum Amte des Aufsehers zurückzugehen. Auch fiel ihm zum ersten Mal wieder die Stadt, und die mögliche Ankunft seiner Mutter mit Schreden ein.

Er fand aber, daß das Laden des Heues eine sehr beschwerliche Arbeit sei. Die stechende Sonnenhitze, die unerträgliche Wärme des Futters, womit er auf dem Wagen umgeben war, und, sobald er sich nicht tummelte, zugeworfen ward, und der feine Grassame und Staub, der ihm durch jede Bekleidung drang: alles das verursachte ihm eine so ärgerliche Empfindung, daß er erst wieder froh wurde, wie das Fuder gebaut war, und er zu Hause im kühlen Bade sich von der Expedition erholen konnte.

Als regierender Herr ergriff er Nachmittags wieder den Kommandostab, und ging zu seinen Arbeitern. Die Ernte war in vollem Zug, und erst jetzt bemerkte er, freilich mit anmuthigerer Ruhe, als bisher, welch ein liebliches Ansehen der bald niedergemähte Grund gewährte. Ein würziger Geruch, den die Gewalt der Sonne aus dem blumigen Gras und aus all den duftenden Kräutern zog, und den die warme Luft auf ihren stillen Wogen umhertrug; die Menschenmenge, in einzelne schöne Gruppen zerstreut, deren einige mit blinkenden Sensen ganze Kohorten von Blumen niederstreckten, andere den würzenden Rummel und die heilende Schafgarbe ausliefen, andere das halbdürre Gras umwendeten, oder in kleine und große Haufen aufthürmten; die Wagen mit ihren hohen Ladungen, welche, sanftschwankend, Wohlgerüche umherströmten; überall Brüllen des Viehes, Geschrei und Lieder der Menschen; — das Ganze vereinigte sich vor seinem Geiste zum heitern, süßen Gelächter, das ihm durch die frohe Seele schallte.

Wie der Grund leer von Menschen ward, stieg er den Hügel hinauf zu seinem Otto. Mathilde setzte eben den Tisch vor dem Hause zurecht, und ihre Arbeiter lagen vor der Thüre, das Abendbrod verzehrend.

„Das ist schön!“ sagte sie leise. „Essen Sie mit uns, und bleiben Sie den ganzen Abend hier. Wir gehen noch spazieren. Warum sind Sie neulich so lange weggeblieben?“ Sie kam ihm näher.

„Haben Sie mich vermist, mein gutes Mädchen?“

„Ach ja!“ sagte sie herzlich, und schlug die Augen nieder. Die Stimmung war sanft wie leiser Harfenton, und die Stelle geheim; denn zwischen ihnen und der Thüre stand ein hoher Wagen voll duftendes Heu. Er zog die weiße Hand zu seinen Lippen, und sie ließ ihn zitternd gewähren. Aber sie blühte hell auf, wie die Rose; und als er dürstend und nimmersatt an dem zarten Leben sog, entschlüpfte die geängstete Kleine. „Mathilde!“ rief er. „Ich will ja nur dem Vater erst sagen, daß Sie gekommen sind. Sie werden aber so sonderbar!“ Sie lief fort, und brachte den Vater mit.

Die Arbeiter waren satt, und gingen heim. Der ganze Himmel war wolkenleer, und die Sonne wollte bald hinabsinken. Unsere müden Freunde setzten sich, und sahen zu, wie Mathilde die Aufsalten zu ihrem Abendbrod machte.

„Nun also,“ sagte Otto, „wie gefallen Ihnen unsere Landarbeiten?“

„Vor der Hand,“ erwiderte Willibald, „muß ich Ihnen einiges mittheilen, worüber ich nunmehr schon völlig berichtigt zu sein glaube. Erstlich: ich hatte mir das Mechanische bei Erlernung dieser Arbeiten weit leichter, dagegen die Verrichtungen selbst, in Rücksicht des dabei erforderlichen Aufwandes von Kräften, doch viel schwerer vorgestellt, als ich sie bei meinem, vielleicht starken Körper gefunden habe. Es ist eben für jeden Mann, der mit einem geschickten Körper Verstand und Aufmerksamkeit verbindet, eine Zeit von acht Tagen hinreichend, um sich im Aeußern zum vollkommenen Bauer zu bilden. Es geht sich bald sehr fest und sicher hinter dem schlagenden Pfluge her, wenn der Wagen mit Speck und schwarzen Klößen gründlich gefüllt ist. In Ansehung des Wissenschaftlichen aber ließ mir der ökonomische Schlandrian der Bauern bisher fast überall viel zu wünschen übrig, und der genossene Unterricht verdiente gar nicht diesen Namen bei der eignen großen Unwissenheit meines Lehrers. So sind mir während des Lernens schon mehr als zwanzig Verbesserungen eingefallen, über deren Anwendung mir keine vernünftiger Antwort konnte gegeben werden, als die: so sei es doch besser.“

„Wir wollen diese Verbesserungen,“ sagte Otto, „bei Gelegenheit prüfen, und es ist wohl möglich, daß Ihre Lehrmeister zuweilen Recht hatten. Sie dürfen nur niemals vergessen, daß der Bauer seine guten Gründe meistens in Petto behält, und selten zu einem andern Disputiren geneigt ist, als zum Kopfschütteln. Er dispu-

tirt auch nur mit Behauptungen, nicht mit Gründen. Die letzteren setzt er, besonders bei einem vornehmen Herrn, stillschweigend voraus, und er selbst dankt sie keinem Menschen.“

„Zweitens,“ fuhr Willibald fort, „ist mir nun die sonst unerklärliche Kaltblütigkeit der Landleute sehr begreiflich, mit welcher sie stets auf die härtesten Arbeiten eben so gefaßt als auf die leichteren zu sein scheinen. Die ewige Anstrengung erhält ihre Kräfte in einem beständigen nachlässigen Gleichgewicht, und dies gibt ihnen eben das Gepräge jener unerträglichen Trägheit, womit sie uns alles, was ihnen befohlen wird, anzugreifen scheinen. Dies hielt ich sonst immer für den Fluch der Tölperei, der auf dem ganzen Staude haften. Allein die eigne Erfahrung hat mich berichtigt. Man kann dieses nur eine beständige Müdigkeit nennen, bei der sich aber der Mensch immer seiner guten Kräfte bewußt ist. Wild und mächtig müssen daher ihre Ergänzungen sein, sobald diese Körper durch kurzen Müßiggang geschmeidig werden. Was mich endlich aber am meisten freut, ist meine jetzige hohe Meinung vom Werthe des Landmanns und seines sauern Schweißes. Die Hauptnahrungsmittel, deren geringen Betrag wir oft mit wenigen Federstrichen erwerben, — welche Anstrengung, welche Aufopferung seiner besten Kräfte kosten sie nicht dem Landmann, eh' er sie dem Schooße der kargen Erde abgewinnt! Mit vollem Rechte muß man diese gute Klasse die arbeitende nennen. Müßten wir alle uns, nur verhältnißmäßig, so plagen wie der Bauer thut, und am Ende doch nur deswegen thut, damit wir Faule wohlfeiler ernährt werden: gewiß, die Erde würde um die Hälfte mehr wahre und mehr eingebilbete Nützlichkeit enthalten! Sorgt nicht eigentlich dieser gute anspruchslose Mensch unter Allen im Staat am meisten, ja was mich innigst rühren kann, zuweilen am ängstlichsten, dafür, daß der Bissen Brod, die nothwendigste Kleidung und so viele andere Dinge, deren erster Herr nur er ist, und die kein Mensch entbehren kann, nicht vertheuert werden? Und was ist sein gewöhnlicher Lohn dafür? Fast einzig seine eigne, kümmerliche Erhaltung. Lieben ihn etwa die übrigen Menschen so sehr? Ehren sie wohl den Vater und urprünglichen Erwerber ihres täglichen Brodes so wie er es verdient? Ich sage Ihnen“, fuhr unser Freund schwärmerisch fort, „ein großer Theil der Menschen hat gar keine Ahnung vom Werthe dessen, was der Landmann thut. Nein, mir bist du ewig theuer und ehrwürdig, du stille Menschenklasse, die das Einfachste denkt, und das Nützlichste thut! An jeder ersten Quelle meiner köstlichsten Genüsse hast du ja schon einst mit blutigen Händen, in lechzender Glut, gearbeitet! Deine matten Seufzer, deine verknöcherten und verbrannten Glieder, deine werthen, bitteren Schweißtropfen — ach, so unbeachtet in die dankvergeßne schallende Zeit verströmt! — sollen meinem

Geist erscheinen, wann der Uebermuth des Lebens mir mit stolzem Lächeln naht, und die Leppigkeit ihr buntes Füllhorn schüttelt! In deiner ruhigen Kraft ringst du mit den Launen der Natur, mit Thal und Höhen, als der strebende Geist im Staate. Selbst dein Murren ist mir ehrwürdig. Es läßt sich ungern, meistens zuletzt hören, und ist mir dann immer der sicherste Beweis von einem begangenen wichtigen Staatsfehler. Denn dein eigener stiller Herd und deine nachbarlichen Hütten verlangen ja selbst die Ordnung, dein Herz kennt den Frieden, und deine Gesinnung ist rauh und gütig, wie deine dir selbst befreundete Natur!"

"O schön!" sagte Otto, "Sie haben schon sehr viel gelernt! Im Herzen und Gewissen hat der edle Mensch einen Lehrmeister, der alle andern Lehrer, sie seien gut oder schlecht, gar bald übermeistert. Allein wir wollen das eigentliche Glück und Unglück des Landmanns, zu dessen Beurtheilung die wohlhabende und arme Klasse und viele andere Dinge erst zu unterscheiden wären, jetzt bei Seite setzen. Es ist nun für Sie Zeit, die Theorie der Landwirthschaft ernstlicher vorzunehmen. Sie haben mit einer gemeinen mühseligen Ausübung den Anfang gemacht, und das ist mir gerade recht. Denn nirgends finden wir beides mit einander so unzertrennlich verwebt, als in der Oekonomie. Von vielen Hauptlehrsätzen derselben müssen Sie jetzt schon überzeugt und durchdrungen sein. Zum Beispiel: Je liberaler, freundlicher und milder wir die Erde behandeln, desto reichlicher ist sie in ihren Gaben, desto lieber schließt sie ihren Busen für uns auf. Diesen Hauptsatz ruft uns aber gleichsam schon jeder Acker über dem Pflügen zu. So sind die ersten Pflichten eines Landwirths, daß er früh aufstehe, sich spät niederlege, überall da selbst zugegen sei, und helfe, wo etwas geschieht, und also am meisten dafür Sorge, daß Etwas geschehe, und daß dies Etwas Gutes sei. Ein Satz, der in der Wissenschaft so wichtig ist, als bei der Maschine selbst. Nun erst wird Ihnen die Theorie wahres Interesse und Gefühl für das Landleben einflößen; und besonders wird Ihnen das Schöne desselben und das herrliche Prärogativ und Glück, welches jeder, doch vorzüglich der wohlhabendere Landmann schon sicher dadurch genießt, daß er der Natur ewig nahe lebt, und selten schlummert, auch selten schlimmer daran, ist, als sie, bald einleuchtender werden."

Außer seinen eignen Erfahrungen besaß Otto auch einen großen Vorrath von gelehrten ökonomischen Kenntnissen, mit der nöthigen Literatur. Er bot sich seinem Freunde zum Lehrer an, und sie wurden einig, daß Kronach so oft als möglich Unterricht im Hause oder Felde erhalten solle.

Ihr Abendessen war unter diesen Gesprächen verzehrt. Sie stiegen den Hügel hinab und traten an den sanften Rand des Wiesen-

grundes, die Tausende von Grasshäufchen überblickend, deren Kräuterdunst und Blumengerüche, in den thauigen Abendlüften gereinigt und zu Nachtviolensbalsam verfeinert, der einathmenden Brust entgegen schwammen. Das kleine friedliche Thal schien sich des heutzigen Getümmels und der ihm geschehenen räuberischen Gewalt nicht mehr bewußt, und sammelte schon seine tiefverborgnen Kräfte zu neuemprossendem Segen.

"Die Heuernte," sagte Mathilde, "ist mir die liebste und schönste von unsern Ernten. Ueberall findet man da noch Blumen, blühende Kräuter und Sträucher. Und ist auch endlich der ganze Wiesen-schmuck verdorrt, so weiß ich im Herzen, daß die ganze Fläche bald noch einmal aufgrünt, ja, daß nun eigentlich die zartesten Blumen erst hervorbüthen werden. Alles füllt sich ja hier und treibt noch einmal zu unserer Freude. Auch steht dann die große Feldernte eben noch im kräftigsten Aufwuchse vor uns da, und die Getreide-äuen fangen erst an sich zu verfärben. Aber, wann nun der beladene Wagen vom Acker abfährt, die Lehrenleser noch das wenige Letzte absuchen, und die Stoppeln so ängstlich im überfahrenden Winde zittern; wann das Herbstfutter von der Wiese gefahren wird, und zugleich, schnell und ungerufen, die bleiche ungesunde Zeitlose aus dem Rasen hervortritt — ach, so naht, so arm und halbtodt, — da kommen mir immer Thränen in die Augen!"

"Aber jetzt," sagte Wilibald, wie sie den Hügel wieder empor wandelten, und es da süßlich wärmer und vom Abendroth glänzender um sie ward, als im Thau des tiefen Grundes, "jetzt ist die Zeit der Rosen." Er sah unschuldig nach den Rosen vor der Brust seiner Schwärmerin.

"Ach ja," rief sie, zu sich kommend, "jetzt ist meine liebe Rosenzeit. Wenn ich die erste Rose sehe, so bewegt sich das Herz vor Freude. Ich weiß nicht, ob es ihr Geruch, oder ihre Schönheit, oder ihre Reinheit ist, was ich eigentlich an der Blume liebe: aber ich liebe sie zuweilen recht schmerzlich, und mit den Rosen wünschte ich einst zu sterben!" Wie ihr Vater sie anblickte, erglühete sie im Abendlicht, und hob den glänzenden Blick zu den blauen Fernen.

Otto betrachtete sie mit väterlicher Rührung. Er wollte etwas sagen, woran aber Wilibald ihn verhinderte, indem er ihn bei der Hand ergriff. "Man könnte," dachte er, "auf solche heilige und glorreiche Ausstellungen der geheimen Bilder ihres innersten Sinnes mit nichts als einer keuschen Umarmung antworten; und wer fühlte sich jetzt in ihrer eignen Nähe dazu wohl heilig genug!"

Sie stiegen nun auf der andern Seite hinab an die Ufer des See's. Hier flossen, sowie sie tiefer kamen, schon ganze Ströme von Kühlung durch die abgefrischte Luft. Der Geruch des Waldes, der Duft des Kalmus, und die fremdartigen Dämpfungen seltner

blühender Wasserpflanzen im See, zogen hier in seltsamer, romantischer Mischung herum. Ueber dem See schwebten hie und da seine Nebelstreifen, wie ein zarter weißer Rauch, welchem die oben, und im stillen Wasserspiegel glimmenden Sterne liebliche Farbenflimmer und Silberblicke zu geben schienen. Die Gebüsche waren vom Perlentau weißblättrig, und Alles träufelte feuchte Kühlung.

Bertieft in die neuen Reize dieser wunderbaren Einsamkeit, standen sie, wie in einem Thaubad, einzeln um die Grotte her, und labten sich nach der Tagesglut, als Otto, in trauriger Stellung an das schwarze Gestein gelehnt, tief und schwer seufzte. Wilibald schlang mitleidig seinen Arm um ihn, und näherte sich seinem Angesicht. Aber sein Freund war in einen unbändigen Schmerz gesunken, und der finstere Blick seiner Seele schien auf ein unübersehliches Elend gerichtet. Mathilde, die nachdenkend da gestanden hatte und jetzt die Stellung ihrer Freunde bemerkte, flog hastig herzu, und schmiegte sich an Otto'n. „O mein theurer Vater,“ rief sie, „was bewegt immer dein Herz so sehr, wann du diese Stelle betriffst?“ Er drückte sie an sich. Sie schluchzte. „Es gibt,“ sagte sie überwältigt, „ach, oder es gab, außer dem deinigen noch einen Namen, der meiner Seele so süß wie ein himmlischer Ton klingt: Aber du willst, daß ihn mein Mund nicht ausspreche. Ach, seine Zeichen wehen jetzt geheimnißvoll aus diesen Wipfeln zu mir herab. O Vater, soll ich ihn unter den Todten suchen, oder noch diesseits im Lande des blühenden Lebens, wo ich den deinigen fand?“ Ihre Stimme glich zuletzt dem Perlenlärm des Bachs, und schien sich in sanften Thränen aufzulösen.

„Ruhig, ruhig, du bestes Kind!“ sagte Otto leise, und hob Alberten, der stehend an ihm hing, auf die Arme, und küßte ihn leidenschaftlich. Sie umfaßte den überraschten Wilibald mit jugendlicher Kraft, und lehnte sich an seine Brust. „O vermögen Sie denn mit Ihrer Freundschaft nicht über ihn, daß er dies düstere tödtende Schweigen breche, woran sein Herz noch bricht?“ Jetzt erst riß sie sich schüchtern los.

„Mein Freund,“ sagte Kronach zärtlich, „ich bin Ihr Sohn. Sie sind es Ihren Kindern schuldig, Ihre Leiden mit uns zu theilen. Wir sehnen uns schon lange darnach, mit Ihnen zu klagen. Selbst am Busen der bedürftigen Ohnmacht fühlt das Leiden sich gelindert; und selbst da, wo der Ohnmacht auch die Worte der Tröstung versagt sind, vermag sie ja noch das Herz des Unglücklichen im trübselnden Thau ihrer armen Thränen reichlich zu erfrischen!“

„Ja, o Gott, Sie sind mein Bruder!“ rief Mathilde und hob betend die Hände zum Himmel.

Aber Otto raffte sich jetzt empor. „Bald,“ sagte er, „bald will ich euch zu Genossen meines Schicksals weihen. Aber warum dies

eher, als ich weiß, ob das Unglück in der Wagschale sinkt, oder ihr entflieht?“ (Die Kinder hingen an ihm.) „Von diesem lieblichen Paare umschlungen,“ sagte er mit fester Stimme und reichte seinem Freunde die kräftige Hand, „und von dieser edlen Seele geliebt, bin ich nicht elend. Und nun, bis ich rede, sei ruhig, mein theures Kind. Versprich es mir. Sei wieder froh. Bleibe so selig, wie du warst!“

„Alles,“ rief sie, „Alles, Vater! Keine Thränen, als die vom Quell der Freude stammen, sollen über das Angesicht fließen, welches du liebst; und durch inniges Gebet will ich selbst meinen ahnungsvollen Träumen gebieten, daß sie mir nur liebliche Stunden deines Lebens verkündigen!“

„Süße, fromme Schwärmerei!“ sagte Otto. „Du führst mich wieder zurück unter die Rosen meiner Kindheit. Auch ich war einst so innig und selig!“ Sein ganzes Herz schien erleichtert, und sie stiegen wieder empor in die warme Nacht.

„Morgen früh,“ sagte er beim Abschiede, „verreise ich, komm' aber Nachmittags bald zurück; und dann wollen wir wieder vereint leben.“

Der folgende Tag war ein Sonntag, und Wilibald freute sich dieses heitern Morgens zum erstenmal recht im ländlichen Sinne, weil er hier in Hainberg noch so ganz der Ruhe und Betrachtung geweiht sein durfte. Still und glücklich saß er unter seinen Linden vor der Morgensonne da, und arbeitete an einem Gedichte, wozu ihn die Rückerinnerungen an den gestrigen Abend und seine wunderbare Schwärmerin begeisterten.

Auf einmal erblickte er Reiter, Wagen und Fußgänger im Hofe, und mit lautem Sturme brachen Minelli, Franz und Pinius auf ihn herein.

„Ich bringe dir die ganze Kapelle!“ sagte Minelli. „Aber wir sind mit trockenem Brode zufrieden. Mache nur, daß du mehr in die Kleider kommst!“

„Und?“ sagte Wilibald erstaunt.

„Das ganze Werk,“ fuhr jener fort, „geschieht Mathilden zu Ehren, deren Gesang meine sämtlichen Gehülfen so entzückte, daß sie heute aus Dankbarkeit unsere Freundin musikalisch traktiren wollen. Dazu hab' ich schon gestern den ganzen See heimlich re-kognoscirt, welcher der Höljaal sein soll. Frühstück und schwachen wollen wir nachher. Jetzt eile nur.“

„Der Alte ist nicht zu Hause,“ sagte Wilibald.

„Tant pis pour lui,“ rief Pinius.

„Tant mieux pour nous,“ sagte Franz. „Denn wir beide, Pinius und ich, sind eigentlich nur gekommen, um, mit deiner Erlaubniß, die süße Sängerin hinlänglich zu erobern, die ihr uns ver-

heimlicht habt. Wir beide bitten also, daß man uns vorher zu frühstücken gebe."

Adams wurde mit der Notice vorgeladen. Beide waren, besonders da sie Minelli'n für einen großen Herrn hielten, weil ihm so viele Leute in prächtiger Uniform gehorchten, sogleich bereit, die Gastfreiheit auf's Aeußerste zu strapaziren. Zum Glück fehlte es nicht an Vorrath.

"Mein guter alter Adams!" sagte Minelli: "Der alte Adam hat meine beiden Freunde so außer Athem gesagt, daß sie sich erholen und um Frühstück bitten müssen. Dafür bringen wir auch Hännchen hier einen Bräutigam mit, der elf Zoll preußisch mißt, und zweihundert Pfund netto nach dem wiener Bleigewichte niederzieht." Er zeigte ihr einen alten schnurrbärtigen Kontrabassagottisten, und Hännchen schrie vor Entsetzen, wie der Uniform mit ihr lachte.

Wo Minelli erschien, da mußte sich alles in unregelmäßigen Kreisen drehen, und selbst sein junger Freund, der doch allein fast alles über ihn vermochte, fühlte sich immer in einer ganz andern Stimmung, sobald ihm der sprudelnde Geist nahte. Er hatte indessen der Sache nachgedacht, und Mathildens Weigern würde ihn sehr geschmerzt haben, da er Minelli's Unternehmungen immer interessant gefunden hatte, und auch diesmal Mathilden und sich selbst Vergnügen versprach. "Wird sie auch mit uns gehen?" wandte er dem Kapellmeister leise ein.

"Welch' alberne Frage!" sagte dieser. "Das ist ja bloß deine Sache, für deren Ausgang du uns freilich übrigens mit deinem Kopfe stehst. Du eilst sogleich zu ihr, und ladest sie zu einem Spaziergang ein. Aber du wartest oben, bis ich meine Anstalten getroffen habe, und mit dem Maler und Assessor dich und sie abhole."

Er überließ also die Fremden der Sorgfalt Hännchens und der Unterhaltung des Verwalters, und stieg hinauf. Mathilde arbeitete vor dem Hause an einer Zeichnung für Alberten, welcher ihr dabei vorlesen mußte. Sie schien bei seiner Ankunft etwas betreten, und sah es ungern, daß er ihre Zeichnung betrachtete. "Der Vater meint," sagte sie endlich, "die meisten Menschen fänden jetzt in solchen Gegenständen keinen Sinn mehr; und ich liebe sie so herzlich." Es war der Traum Jakobs, in welchem er die Engel des Himmels auf- und niedersteigen sieht.

Wilibald machte jetzt furchtsam seinen Antrag; aber sie war sogleich willig ihn zu begleiten, und ging in's Haus, um vorher einige Geschäfte zu besorgen. Während dessen betrachtete er die Arbeit näher, und fand sich bald, indem er selbst fortzeichnete, sonderbar gerührt. Das Stück schien reine Komposition nach der einfachen biblischen Geschichte, und zeigte ein herrliches Talent der Künstlerin. Vorn die dunkle Baumgruppe war scharf und fleißig ausgearbeitet.

Das Gesicht des schlafenden Jakobs unter derselben, an einem moosigen Felsen, trug eine Heiterkeit und ein sicheres, seliges Lächeln, welches von dieser finstern Wildniß einen rührenden Uebergang zu dem himmlischen Bild auf der Lichtseite machte. Hier war alles schwach und zart umrissen. Die Sprossen der Himmelsleiter waren nur leise, wie Lichtabtheilungen, angedeutet. In der Oeffnung des Glanzgewölks verdeckte eine kleine blühende Wolke die oberste Stufe als das Heiligste, und abwärts wurden die seligen Geister nach und nach sichtbar. Unten senkten zwei Engel ihre Palmzweige nach dem Schlafenden, an dessen Lagerstelle im Vordergrunde die Arbeit stehen geblieben war. Aus dem Dunkel des Hintergrunds unterschied man ein fliehendes Tigerpaar.

"Hundertmal," sagte Wilibald zu sich selbst, "hab' ich schon in Bibelwerken und sonst die Idee auf ähnliche Art ausgeführt gesehen. Aber was nimmt mich hier so gefangen? Was ergreift die Seele so sanft, und führt sie in's lachende Thränenthal der seligen Schwärmerei? Umringt von einer wilden Natur und ihren Ungeheuern, liegt hier der Glaube lächelnd in den falschen Armen des Schlafes und seiner Träume. Alle Schrecken des Lebens erscheinen der göttlichen Seele nichtswürdig und verächtlich, wann ein Bild aus der Heimat ihr naht. Hier ist ein milder Lichtstrahl aus dem Weltange auf den Einsamen in der Nacht abgebildet. Ein ewiges Höchstes wacht ja hier, — und welche Mächte könnten wohl nun den friedlichen Schlummer dieser glaubensvollen Heiterkeit zerstören? O Mathilde!"

In seinen frommen Betrachtungen konnte er sich nicht enthalten, folgenden Vers aus einem Kirchenliede, welcher ihm jetzt einfiel und rührend vorkam, mit leisen Zügen unter das Bild zu schreiben:

Wenn ich schlafe, wachst sein Sorgen,
Und erheitert mein Gemüth,
Daß ich alle liebe Sorgen
Schaue neue Lieb' und Gut."

Wie sie jetzt zurückkehrte, reicht' er ihr die Hand und sagte: "Warum hielten Sie mich für unfähig, Ihre frommen Gesinnungen zu fühlen?" Er zog sie sanft zu dem Bilde, während er mit der andern Hand fortzeichnete. Sie schaute und las, und er fühlte auf seiner Hand den Kuß ihrer kindlichen Lippen. Im Innersten gerührt, drückt' er geheim die geliebte Hand, und zeichnete still weiter.

Bald darauf traten seine drei Freunde herzu. Verlegen war sie eben nicht, zumal da ihr auch die beiden Fremden schon dem Namen nach bekannt waren. Doch schien des Vaters Abwesenheit sie zu drücken und in ihren Blick etwas Aengstliches zu legen. Nachdem sie einiges über Marianen und Kronach's Vater gesprochen hatten, bat Minelli seine Schülerin, ihnen an den See zu folgen, wo er

das Waldhorn, welches er am Arme trug, blasen wollte. Während sie hinabwanderten, wurde sie gesprächiger, und man überließ die Unterhaltung Fräuzchen und dem Maler.

Bei der Grotte schlug Minelli Mathilden sogleich vor, mit ihm und Wilibalden den Kahn zu besteigen, wozu sich auch Albert gesellte. Die Uebrigen verließen sich in den Gängen. Wilibald mußte mitten auf den See fahren, und dort, nachdem ihm Minelli die Stelle genau bezeichnet hatte, mit leisen Bewegungen des Ruders nach und nach Halt machen. Er bat darauf Wilibalden, ihn mit Rudern nicht zu stören, und Mathilden, ihn nicht anzusehen. Dann zog er ein Notenblatt hervor, auf welchem aber mehr Pausen als Noten standen. Mathilde setzte sich in freundlicher Erwartung auf ihr Bret am Ende des Kahns.

„Gottuspotus, Truntus, Blemptum, Schallalei!“ faszelte jetzt der Kapellmeister. Er setzte das Horn an, und sandte vier gleiche, volle, rufende Töne hinaus in's Weite. Die Echo gab sie schöner zurück. Dann machte er mit dem emporgehobenen Horn einige Taktanzeigen, und beim Niederschlagen schwamm eine leise choralmäßige Harmonie vom Ufer herüber zum Ohr unserer Lauschenden. Sie schien aus lieblichen Alpenthälern entsprossen, und ihre einfachen Töne flossen wie ferne Hirtenlieder in's selige Herz. So wie sie sich allmählig verstärkte, und den Takt zur Lebhaftigkeit veränderte, murzte zuweilen ein ferner Donner im Ton des Basses drein. Wilibald errieth darin zwar bald den Paukenschall; allein man konnte nicht entdecken, woher er kam; man glaubte, er wohne in allen Felsen. Jetzt hörte man dieselbe Melodie mit vierstimmigem Chorgesang von der einen Seite her wiederholen, und ein zweites ähnliches, aber entfernteres Chor wechselte mit dem erstern auf der Gegenseite. Der Text wurde entweder durch die Entfernung unverständlich, oder mit Absicht verundeutlicht. Wenn es aber ein menschlicher Gesang war, so stammten die süßen melodischen Worte aus Italien, seinem Vaterlande, wie man auch aus des Künstlers eigner Milhrung vermuthen mußte, den Wilibald häufige Thränen vergießen sah. Beim Schluß eines jeden Satzes machte der Kapellmeister mit dem Horne den Uebergang zum nächsten; auch verstärkte er in der Folge die hier und da sich zeigenden Schwächen der Melodie, besonders beim Bass, leise mit dem nahen Horn. Mächtig, wie Oepheus, stand er nun im Kahne da, und beide Hörer erstaunten über seine Allmacht. Jetzt schloß der Gesang in einem achtstimmigen feierlichen Wechselchor, welches schon mit beträchtlicher Stärke tönte. Minelli brach dann in ein leidenschaftliches Recitativ aus, worin das ganze Ufer sich zu mischen schien. Auch kurzabgestoßener Trompeten- und Paukenschall fiel darein. Wilibald bemerkte jetzt, daß diese Instrumente hinter einen Busch unten

an der flachen Seite des Ufers postirt, und gegen die Grotte und die tiefen Felsenritzen gerichtet waren. In dieser Verbindung erregten sie ein schreckhaftes, abenteuerliches Getöse. Das Recitativ schloß im wehmüthigen Moll, und das Horn klagte diesmal im Uebergange so rührend, daß Mathilde, beim leisen Eintritt des ersten sanften Gesanges, ein unwillkürliches Ach! aushauchte, und mit feuchten Augen dasah. Der Chorgesang schloß sich aber nicht, sondern, indem er noch unschlüssig anhielt, und die Instrumente immer noch länger in zweifelhaften Tönen hängen blieben, deren seltsame Disharmonie drohend über dem See zu schweben schien, fiel ein anderes kurzes Schlußchor im Allegro assai ein. Die Echo dieser Spalten war rasend geworden. Der tausendstönige Wiederhall, den die Felsen einander entgegen brüllten, verschlang bald alle Melodie, welche aber gegen das Ende desto romantischer wiederkehrte, wo der gemäßigtere Schluß von einzelnen Tongruppen, die ihn einander immer mitten im nachrufenden Echo abnahmen, crescendo wiederholt wurde, so daß Minelli's Horn von der Mitte endlich die letzten Töne in den Wiederhall sterbend hinausrief.

Die Operation hatte eine kleine Stunde gedauert. Der Kapellmeister und Wilibald klatschten jetzt über den See hin ihren Freunden Beifall zu. Mathilde sprach nicht ein Wort, sie reichte ihm nur innigst gerührt ihre Hand. In komischer Andacht kniet' er vor ihr in den Kahn hin, und bat sie, seines Herzens Dank- und Brandopfer, unter gläubigen Thränen gebracht, sich wohlgefallen zu lassen. Wirklich standen ihm oft Thränen in den Augen, wann er sich in ihrem vollen Anblicke berauschen konnte. Albert zerküßte ihm schon seit dem Schlusse der Musik die Hand, und wollte sie nicht wieder fahren lassen.

Wie sie an's Land stiegen, drängten sich die Tonkünstler herzu, um Mathilden zu sehen und zu grüßen. Dies war Wilibalden wegen ihrer Fassung nicht lieb. Aber sie schlug die glänzenden Augen mächtig auf, und sagte, mit einem Blick und Ton, der jedes Herz rührte: „Ich vermag es nicht, Ihnen meinen Dank auszudrücken; — verzeihen Sie es der Stimmung, in welche mich Ihre Güte und die Macht Ihrer Kunst versetzt hat!“ Sie sprach doch das letzte schon matt aus, und zwei übervolle Krysalltropfen traten spiegelnd in's Blau ihrer Augen heraus, um die ganze furchtbare Mannerschaft zu erweichen. Alles blickte sich leise und stumm, wie vor einer Königin, und der aufmerksame Franz hatte ihr bei den letzten Worten schon mitleidig den Arm gereicht, um sie mit dem Kleinen nach ihrer Wohnung zurückzuführen. Die Musiker sahen ihr still durch die Gebüsche nach.

Wilibald ließ sich nun das ganze Werk erklären, und machte ihnen große Lobspüche.

„Das Schwerste,“ sagte Minelli, „war die Berechnung der Entfernungen und des Echo's, also die Ausmittelung des Brennpunkts; aber ich hatte gestern mit drei Hornisten erst alles vollends berichtigt, und so gelang es denn recht gut. Wenn ich aber nicht gerade auf diesem Punkte des See's dirigiren konnte, so mußte die ganze Partie aus Mischönen bestehen.“

„Besonders konnte dann der Takt unmöglich gehalten werden,“ sagte Piniüs, welcher einmal lange Pausen gehabt, und seltsam verschiedene Klänge gehört hatte, wovon auch einige andere erzählten.

„Da seht ihr aber,“ fuhr Minelli fort, „was man mit Verabredung und Takt vermag. Ich konnte ganz ruhig über das Zusammenreffen der Töne in der Mitte des Sees sein, weil ich wußte, daß jeder scharf auf seine Zeit paßte. Es war übrigens auf alle Fälle die mühsamste Musik, und zugleich, durch sich selbst, die undankbarste, die ich je erlebt habe. Denn vom ersten Ton an mußte man in beständiger Angst über dem Takte wachen, bis zum letzten, und keine Gruppe, außer uns auf dem Centralpunkte, hat von den Tönen der andern etwas genießen können, als — zur unredlichen Zeit. Und eben dies hat auch mir selbst den Takt außerordentlich erschwert; ich mußte in ganz anderer Zeit leben als ihr, worüber ich zuweilen in Gefahr kam, irre zu werden, da die ganze Takt-partitur vor mir lag. So konnte z. B. kein Anderer das Recitativ singen als ich, weil dem Sänger alle Parteien gleich fern sein mußten. Ich verspreche aber, daß ich in meinem Leben kein See-Drahtorium wieder sehe. Der Kopf war mir seit acht Tagen immer voll musikalischer Rechenerempel!“

„Ohne genaue Kenntniß der Gegend,“ sagte Willibald, „war ohnehin alles unmöglich; auch konnte eine geschwinde Musik sich hier nicht ausnehmen, wie wir am letzten Geprassel gehört haben. Schade aber, daß das ganze Werk nur für diesen Naturpunkt geschaffen ist, und für die Kunst im Allgemeinen verloren gehen muß, wie Lobgedichte oder Satyren auf unbedeutende oder bald vergängliche Individuen.“

Franz schien sehr gerührt wie er zurückkam. „Ich soll Ihnen,“ sagte er seufzend, „den Dank unserer Sängerin schildern; aber, nach den wenigen Worten, die sie Ihnen selbst sagte, unternehme ich es nicht. Gewiß ist keiner unter uns, den seine heutige Mühe reute!“ Es äußerte sich ein allgemeiner Beifall, und jeder wünschte sie noch einmal singen zu hören. Willibald speisete und trankte seine Freunde, welche sich bald wieder auf den Weg machten, um Nachmittags zum Konzert in der Stadt zu sein. Er fragte noch den Maler nach dem Befinden der Gräfin. „Schick dich auf morgen,“ sagte dieser. „Sie kommt mit Marianen nach Hainberg. Mit dem Kapellmeister

ist sie förmlich gespannt. Franz und ich sollen sie begleiten, und Minelli soll nichts davon wissen.“

„Das Mittel ist zu hart,“ sagte Willibald. „Ich will ihn bitten. Und Mariane?“

„Sie lebt so fort,“ erwiderte Piniüs. „Ihr Schutzgeist, scheint es, hat sie längst dem Reiche der Schatten geweiht.“

Es fuhr ihm durch die Seele. „O,“ rief er, „nimm dies klägliches Wort zurück!“ Der Maler zuckte mitleidig die Schultern. Sie war seit einiger Zeit vertrauter mit ihm geworden, als mit den Uebrigen.

Als sie weggingen, bat Willibald den Kapellmeister auf morgen zu sich. „Du redliche Seele!“ antwortete er. „Ich weiß es schon, und habe mich heute im Voraus an ihr gerächt. Aber ich komme — ich muß kommen!“

Willibald erhielt gleich darauf einen Boten aus der Stadt. „Morgen,“ schrieb ihm sein Vater, „kommt die Gräfin nach Hainberg, und wir alle, und noch drei oder vier Freunde mit uns. Ich wünsche, daß es der Gräfin gefalle, und will dir alles Nöthige hinaus schicken. Bitte uns auch Otto'n mit seiner schönen Tochter zu Gast. Deine Mutter will sie sehen.“ — Unserm Freunde hing das Herz an zu schlagen.

Hannchen erhielt nun sogleich Aufträge über Aufträge für morgen. Das arme Ding schien wegen der heute versäumten Musik etwas verstimmt, und Willibald fand Gelegenheit, seine Ueberredungs- und Beruhigungskunst bei ihr anzuwenden, welche denn auch endlich anschlug. Sie war bald wieder das vorige gefällige Mädchen.

Wie er glaubte, daß Otto wieder da sei, ging er hinaus. Aber Mathilde saß allein und las. Der Eindruck der heutigen Musik zeigte sich merklich auf ihrem Angesicht. „Wollen wir sehen, ob er kommt?“ sagte sie.

Sie gingen hinaus zur Ruine. Auf dem Wege dahin entdeckte er ihr, was sein Vater ihm geschrieben hatte, und machte sie mit den neuen Personen bekannt, die sie morgen sehen sollte. Besonders genau schilderte er ihr seine Mutter, und bat sie mit einer fast zu wenig gemäßigten Wärme, ihre Freundschaft zu erwerben, weil ihm dies so wichtig schien. „Ich war ihr,“ sagte sie unschuldig, „bis jetzt schon so gut, daß ich ihr entgegen fliegen möchte; aber ich fühle auch wohl, wie wenig ich von dem, was mein Vater Lebensart nennt, bestehe; es wird mir vor morgen sehr bange, und Ihre Schilderung von der Mutter hat gemacht, daß ich vor ihrem ersten Begegnen zittern werde.“

„Nicht doch, Liebe!“ sagte er erschrocken. „Sie haben mich mißverstanden. Sie ist die beste Frau von der Welt — nur, daß sie

eben nicht so ist, wie wir sind.“ Er brach bald ab, und sprach von der Gräfin; mit dieser hoffte sie schon besser auszukommen.

Sie saßen jetzt oben neben der Ruine, und spähten mit Alberten nach allen Seiten. Aber auf dem ganzen Wege, woher Otto kommen sollte, war noch nichts zu sehen. Mathilde blickte lange schwärmerisch über den See hin. „Von all der Herrlichkeit,“ sagte sie, „von all der Melodie, die am frühen Morgen gastlich in diesen Büschen lebte, ist nun am Abend nichts mehr übrig, als das einzige werthe Andenken in der Brust. Und — hören Sie nur auf den Gesang der Vögel! Sie bekommen jetzt wieder Muth zu singen. Aber ihr Gesang ist nicht wie sonst. Es liegt etwas Nachahmendes darin. Sein Wechsel scheint vervielfacht; aber, es ist ihren freien Kehlen doch Gewalt geschehen. Sie freuen sich in schwermüthigen Tönen.“

Sie hatte Thränen im Auge, und Wilibald selbst fühlte sich melancholisch gestimmt. „So ist,“ dachte er, „die süße Elegie entstanden. Sie jetzt keineswegs voraus, daß der jetzige Zustand schlimmer sei, als der vorige. Sie jetzt nur voraus, daß der vorige Zustand uns wohl that, und — dahin ist! Aber der neue Zustand, in dem wir uns wirklich befinden, kann uns eben so werth sein, und eben weil er uns rührt, und weil er doch anders ist, als der vorige, an den er uns erinnert, so klagt das unergründliche Menschenherz süße Klagen. Die heutige nun verschwundene Harmonie ließ eine an sich langweilige Veere zurück; das melancholische Chor dieser Vögel füllt sie; es versetzt uns vielleicht in eine seligere Stimmung, als die Kunst vermochte; es spricht aber unser Herz ganz anders an, und weil es eine Verknüpfung des vorigen Zustandes erregt, der den jetzigen zum Theil bewirkt hat, so entspinnt sich ein schwärmerischer Kampf zwischen Natur und Kunst, welcher das Herz meiner Freundin in seligen Thränen auflöst.“

Während der Mittheilung ihrer Wechselgefühle waren sie einander näher gekommen. Vertraulich hatte er seinen Arm um sie geschlungen, und das theure Haupt ruhte an seiner Brust. Die Pulse der Herzen, von der Glut des Tages zu Funken erwärmt, schlugen liebend in einander über, und die Jugend wiegte sich stolz in sicherem Spiel. Sanft bog er sich, und berührte mit leise fließenden Lippen die Mitte der heitern, schönen Stirn. Sie sah wie ver-schmachtend empor in den Blick des blühenden Jünglings; aber dort glüht ihr die Liebe in ihrer vollen Frühlingspracht entgegen, und — wie ein aufgeschrecktes Reh fuhr sie zusammen. Lebend hielt er sie an sich zurück. „Einen Kuß!“ flüsterte er, „Einen einzigen, süßen Kuß aus dem Kelche dieser freundlichen Lippen!“ „Nein, nein!“ rief sie. „O lassen Sie uns gehen! Mir ist so heiß, so bange — o lassen Sie mich — vergeben Sie mir, mein Freund!“

Ihr hüpfendes Herz pochte hörbar, und das Mädchen war in eine so heftige Angst gerathen, daß er sie nicht besänftigen konnte. Wie sie schon entflohen war, streckte er noch sehnend die Arme nach ihr aus. Sie wandte einen Augenblick mit schmerzlichem Lächeln zwischen Liebe und mädchenhafter Wildheit, — zwischen verlangen-dem Wiederkehren und Flucht. Aber schnell drehte sie sich nach der Seite, athmete tief, und rief nach Alberten.

„Ja, dort kommt etwas,“ sagte der Kleine, und sie erblickten einen Reiter, in welchem sie bald Otto'n erkannten. Langsam und zitternd stiegen sie den Hügel hinab.

„War es recht, Mathilde?“ sagte er mit wahrer Feindseligkeit, und drohte ihr.

„Ach!“ sagte sie, und fuhr leicht mit der Hand nach dem Herzen; dann sprang sie vor ihm hin. Er fand in dieser Anrufung so viel Bärtlichkeit, und in ihrem Betragen doch so viel freie Jugend-stärke, daß er ihr verzeihen mußte, ohne versöhnt zu sein. Er bat um ihre Hand, — aber das ging nun nicht mehr! Das Vertrauen war verschwunden. Die Freundschaft schien auf ewig verschleut. Ein fremdes Wesen hatte die Erbitterung dafür eingeschoben. Bald war es ihnen, als ob sie nun nie wieder Freunde werden könnten; bald fühlten sie einen abendswollen Wind zu künftiger Versöhnung; und der Zeitpunkt dazu schien unserm Freunde sicher und nahe, Mathilden aber dunkel und fern. Sie waren für heute so völlig entweit, daß sie sogar in einiger Entfernung von einander gingen, und auf verschiedenen Wegen bei Otto's Hause ankamen, als dieser schon abstieg und Albert zu ihm hinsprang.

Otto schien sehr heiter und entschuldigte seine lange Abwesenheit mit der glücklichen Beendigung eines wichtigen Geschäfts. Mitten in der Freude über das anhaltende schöne Wetter, welches dem eifrigen Landwirth das Ende seiner Heuernte auf morgen versprach, brachte Wilibald die Einladung zu seinem Vater vor.

„Ich habe,“ erwiderte er, „meinen Freund schon gebeten, mich in keine neuen Bekanntschaften zu ziehen. Unvermerkt werden Sie mich dem Strome der Welt wiedergeben. Ich dachte, wir benutzten unsere Ernte zum schicklichen Vorwand, um mich und meine Tochter zu entschuldigen.“

Wilibald bat, und erläuterte unter andern, daß die Gräfin vielleicht, nur um Mathilden zu sehen, komme, und wahrscheinlich, wenn diese nicht erschiene, sie doch aussuchen werde. Er gab endlich nach, und fragte nach dem Familiennamen der Gräfin, die er im Konzert nicht bemerkt hatte. Aber Wilibald konnte sich nicht auf ihren Namen besinnen. Nun wurde Mathilde über die heutige musikalische Partie abgehört, bei deren Beschreibung sich ihr liebender Freund auf's neue hingerissen fühlte. Der Alte bebauerte seine

Abwesenheit, bewunderte Minelli's Kunst, schalt auf seine wilden abenteuerlichen Unternehmungen, und gerieth endlich in Sorgen über das Benehmen seiner Tochter in einer so großen Gesellschaft, worüber ihn aber sein Freund bald beruhigte.

„Und Nachmittags?“ fragte er weiter, und drehte sich zum Glück abwärts, wie sie in hoher Röthe bekannte, Kronach habe sie und den Kleinen auf die Ruine begleitet, um des Vaters Ankunft zu erspähen.

Wilibald fühlte sich hier in einer Stimmung, die ihm völlig neu war. Er selbst und Mathilde erschienen ihm in einer Art von Vereinigung, von Mitschuld, wegen eines Vergehens; sein Herz schlug der verschämten Beichtenden gegenüber so mächtig, und ihre Schönheit, deren höchsten Glanz er jetzt zu schauen wäunte, als sie ihn während des Bekenntnisses einmal mit matten Blicken ansah, ergriff ihn so ganz, daß er im Begriffe war, sie, bei all' seiner Bussfertigkeit, zu umschlingen. Dabei betrachtete er seinen Freund mit einer gewissen Ehrfurcht oder Scheu, die an Abhängigkeit, ja Furcht grenzte. Der besorgte Vater konnte auf ihn zürnen, wenn er wußte, was — beide ihm verhehlten! Zum ersten Mal fühlte er, was Vatersorgen sind. Zum ersten Male fand er einen Vater, den er, außer dem seinigen, Vater zu nennen begehrte, von welchem er sogar in diesem Augenblicke Scheltworte und Strafe erduldet hätte. „Heiter kehrte mein Freund zurück, und mit freudiger Angst überzählt jetzt der Hausvater alles Zurückgelassene, was ihm theuer ist. Fehlt ihm nicht ein Herz? Hat ihm nicht wenigstens die Liebe zum ersten Mal ein Vertrauen geraubt? Und, er drückte den Räuber so warm an seine Brust! Welche furchtbare Gewalt besitzt die Liebe, daß sie dort so plötzlich die heiligsten Bande löst, während sie mich selbst eben so plötzlich in neue verschlingt, die mich in die Kindheit zurückziehen, um mich zum Unterthan eines Fremden zu machen!“

Aber Otto ahnete nichts von einem neuerworbenen Unterthan, sondern wurde bald wieder freundlich, und zog unsern Wilibald in ein lebhaftes ökonomisches Gespräch, welches diesem um so lieber war, da er jetzt der Zerstreuung sehr bedurfte.

Mathilde nahm diesen Abend nur selten Antheil an ihrem Gespräch. Sie arbeitete still, und vermied seine Nähe, wo sie konnte. Aber, wiewohl sie ihn nicht suchte, schien sie doch an ihm zu suchen, und gab sich Mühe, sobald man sie mit in's Gespräch zog, anderer Meinung zu sein als er. Sie fühlte, daß er auf sie zürnen müsse, und legte es doch darauf an, ihn durch Widerspruch noch mehr zu erbittern. Nur ihr öfterer schwülter Blick auf ihn zeugte von einer gewissen Ahnung, daß sie einst dafür noch büßen werde. Er hingegen schien zu fühlen, daß er der beleidigte Theil, daß sie ihm Abbitte schuldig sei. Er kam ihr nicht entgegen, aber im Wonne-

schauer dacht' er sich zuweilen den Zeitpunkt, wo sie einst ihn wieder suchen werde.

Es war schon Mitternacht, als er weg ging. Sie grüßte ihn kalt, und begleitete ihn mit dem Lichte bis vor die Thüre. Aber ein langer zitternder Seufzer folgte dem Scheidenden nach. „O liebes Weib,“ stöhnte er in der dunkeln Einsamkeit, „wißt ich doch, ob heute in den Büschen jener Ruine auch deine Brust vom Geschoß des unsterblichen Gottes so tödtlich verwundet ward, als die meinige!“ Er schlich träumend seiner schlaflosen Nacht entgegen.

Mit der Morgenröthe war Minelli bei ihm, und verlangte zu trinken. Ihr erstes Gespräch war Mathilde. Er bemerkte, daß Wilibald sehr verändert sei, und fand sogleich die Ursache hiervon auf, die ihm sein Freund auch nicht verhehlte. „Ich hätte nie geglaubt,“ sagte er, „daß ein Weib mich bis zu diesem Grade fesseln könnte.“

„Doch bist du zu kalt!“ sagte Minelli. „Sieh, Bruder, ich nahe mich diesem reinen Tempel der Götter nie mit besleckten Gedanken; auch sind ja ihre keuschen Blicke der Unschuld so ähnlich, wie zarte Maiblumen dem jungen Frühling; aber,“ fuhr er mit einer edeln Schwärmerei fort, „bei der heiligen Jungfrau, von der meine Seele Gedanken des ewigen Trostes erfleht, ich möchte dir zu deinem Leben mein Herz schenken! Ohne dieses Herz wirst du ihrer nie werth! Möglichs wohl, daß die Liebe selbst bald den lebendigen Keimpunkt in's todte Ei deines Charakters legt, woraus der schöngehaltete Adler nun hervorbricht: aber hüte dich wohl, etwas zu genießen, dessen du noch nicht würdig bist; denn unter dieser zarten Jugend schlummert ein Liebesfeuer, welches dich vergehren würde.“

„Immer die Sinne!“ antwortete Wilibald. „Du suchst an ihr, was ihr fremd ist. Ich kenne sie besser. Dieses ruhige Gleichgewicht, diese naive Gesinnung der holdesten Kindheit, zog mich selbst schon längst wieder zu den milden Gezeiten reiner Natur zurück. Ihr Leben ist so spiegelhell! Ihre Seele liegt offen da, wie eine harmlose schöne Lu.“

„Wie ein Schneemann!“ rief der Italiener ärgerlich. „Ich sage dir, sie ist nicht für diesen Himmelsstrich geboren, — vielleicht gar nicht unter ihm.“

Dies brachte sie auf Otto's Geschichte. Aber Minelli wußte davon so wenig als sein Freund. Er wußte nur, daß Otto's Vaterland weit entfernt sein müsse, daß er seit wenigen Jahren erst hier hause, und daß Mathilde vollkommen deutsch, französisch und italienisch rede. Aus Otto's Sprache wollte Kronach doch auf einen Franzosen schließen, weil er das Deutsche zuweilen gesucht, und zu sehr in der Völkersprache rede.

„Dann müßte er,“ meinte Minelli, „als kleiner Knabe aus seinem Vaterlande gekommen sein, wie ich. Und wirklich spricht er viel besser als ich, ja fast so richtig als du. Doch vermag freilich ein ernstliches Studium der Sprache sehr viel; und die französische Nation wäre dann die einzige, zu der ich ihn rechnen möchte, besonders wegen der schönen, behenden Stellungen seines Körpers, und wegen der liebevollen Augen seiner Tochter, und ihres üppigen Gliederbaues.“

„Ich gestehe dir,“ sagte Wilibald, „weil du doch ewig wieder auf ihren Körper zurückkommst, daß dieser mich völlig bezaubert hat. Ich finde besonders in ihrer Farbe einen gewissen Reiz, der mich aus dem Kreise des Heiligsten zu ihr reißen würde. Schon an andern Frauen fand ich schwächere Zeichen dieses Reizes, den ich aber nicht näher zu erläutern vermag.“

„Da triffst du gerade das Rechte,“ versetzte Minelli: „Der höchste Reiz des weiblichen Körpers besteht in einem gewissen schimmernden Schmerz, der sich um das ganze Bild schmiegt. Das Aeußerste der Glieder endigt sich in einem unbeschreiblich süßen, wunden Hellroth. Ihr könnt stolz darauf sein, daß vorzüglich im Norden das Vaterland dieser wunden Blüthe ist. Denn, wenn man auch bei Raphael, der übrigens wohl in Rücksicht auf's Leppige im Fleische das Höchste hätte leisten können, einige Andeutungen hiervon findet, so versteht sich dies doch nur vom Schmerz, nicht aber von der Farbe, welche bekanntlich in Italien fehlt, und die er nur von nordischen, hauptsächlich von deutschen Originalen hätte nehmen können. Hätt' er diese besser studirt, oder seinen Italienerinnen diesen höchsten Reiz kaufen können, so wäre er der größte Maler aller Zeiten geworden. Hättest du gestern Mathilden da betrachtet, wie wir sie oben bei dir fanden, du würdest mich jetzt ganz verstehen. Sie ist mit der reinsten Pracht dieses Reizes geschmückt, und in jenem Moment schien ihr Leben gerade noch erhöht. Ihre Augen waren klare Funken, und doch mußte man bei ihrem glänzenden Wasser und der blassen Röthe der Augenlider sie „verweint“ nennen. Ihre Lippen lächelten offenbar, aber dies Lächeln konnte eine zärtliche Pein des Herzens nicht überwältigen, deren doch vielleicht ihr Inneres sich nicht bewußt war. Die Gräfin lebt in derselben Morgenröthe zärtlicher Schmerzen; nur daß diese bei ihr als voller Morgenglanz, bei Mathilden aber noch als blödes Frühroth schimmert. Von Unverständigen hast du die ganze Erscheinung gewiß schon „einen schwärmerischen Zug um Augen und Lippen,“ nennen gehört. Es ist ein röthlicher Anwurf von Schmerz; es ist der Schmerz unter dem Bilde einer Rose; es ist das fränkelside Lächeln eines unter liebender Hand blutenden, oder der homerische Jchor, der aus dem Innern einer süßgeängstigten Menschheit her-

vorbrennt. Dieser Reiz, welchen gewöhnlich die Liebe oder die Andacht verstärkt, lebt nun freilich zunächst in Augen und Lippen. Aber beim Anschauen denken wir uns zugleich den ganzen Gliederbau in diesem leisen liebevollen Roth, welches der Hauch der Götter den Mäandern eines lieblichen Lebens anfliegen ließ; und es ist daher für uns das Leppigste und Gefährlichste, was uns am Leben des Weibes sich darstellen kann, wann uns eine Gestalt in dieser schmerzenden Glut des Fleisches erscheint. Sprichst dich, mein Freund, vollends die Liebe aus solchen Zügen an, schaut ein solches Weib mit zärtlichem Verlangen auf dich herüber, o dann besitze die ruhigste Seelenstärke, sei ein glücklicher Weise, ein Gott, — und du wirst sogleich unmittelbar zum Verschmachtenden, dessen entzündetes Sehnen nichts mehr auf Erden heilen mag, als der erschöpfte innigste Genuß, der jene Anlage zum Schmerz nun in's wirkliche schmachtende Leben bringt; der ihr jene Schmerzen körperlich erzeugt, gestaltet und mehrt, um im Mitleiden sie dann zu den Deinigen zu machen.“

„Deine Leidenschaft,“ fiel Wilibald ein, „lehtz wieder einmal, wie der Löwe, wann er Blut sieht. Dieser Sommer erhitzt auch dein unglückliches Herz immer mehr.“

„Schweig!“ rief Jener. „Solche weibliche Bilder sind die Königinnen, der Adel unter den irdischen Leibern, und ihrer Allmacht über die Sinne und Geister widersteht nichts. Wollten wir nur deine zarten Landsmännchen folgen, und, statt sich wie Truthähne zu bemalen, die Gesundheitsregeln des Alterthums besser benutzen! Deutschland könnte das Land der Schönheit sein, da ihr doch auch einen Ueberfluß an herrlichen Formen habt. Aber ich gehe zu Mathilden, um ihr Unterricht zu geben; und wenn die Gräfin irgend artig ist, so sollst du heute beide mit Marianen singen hören. Das sei der Lohn für deine gestrige Einladung; du bist ein so ehrlicher Junge, als jemals vor und nach der Sündflut einer Athem geschöpft hat. Was soll ich Mathilden sagen? In fünf Minuten steht eine Welt voll Schönheit an dem kleinen Klavier unter meinen Befehlen!“

„Geh,“ sagte Kronach gutmüthig, „und lerne aus ihrem eignen reinen Blicken, daß es doch noch etwas Höheres gibt, als die verweltliche Blume irdischer Schönheit. Ach, ein Schönes, das ewig fortblühend in jener furchtbaren Ernte der Zeit dasteht, die über alles Fleisch kommen soll.“

„Ein großes Wort!“ sagte Minelli erschüttert. „Und schade, mein treuer Freund, daß diese Blüthe dem Menschen nur aus der Ferne duftet, wenn er sich einmal der schönen Sünde hingab! Vor zehn Jahren mußte ich dich finden, um —“ die Sprache versagte ihm, und er schied mit einem Händedruck.

Mit ängstlicher Freude sah Kronach an diesem Morgen seine Eltern ankommen. Der Alte war sehr freundlich, gut und heiter; er bezeugte seine Zufriedenheit über den guten Fortgang der Wirthschaft, und wollte auch in Hainberg bei seinem Sohne übernachten. Madam Kronach schien noch ernst und streng gegen unsern Freund gestimmt. Sie hielt seinen langen Aufenthalt für unnöthig; dann waren ihr seine heutigen Anstalten zu ländlich, zu wenig geschmackvoll; sie fand sogar, daß er heute nicht gut gekleidet sei, und bemerkte mit Bitterkeit, die Sonne habe ihn während seines Hierseins erschrecklich geschwärzt.

„Nun, es steht ihm nicht übel,“ sagte der Alte. „Der Bursche sieht aus wie Absalom, oder David, bräunlich und schön.“

„Ich kann das unmöglich finden, lieber Freund!“ sagte sie mißvergnügt.

„Und laß ihn auch!“ rief der Vater und schlug ihn sanft auf die Schulter. „Er sieht aus wie ein braver Kerl!“

Sie gab ihm die Hand zu küssen, und lächelte, wie heimlich, mit dem ungerathenen Liebling.

„In vierzehn Tagen, liebe Mutter, ist alles wieder weiß. Dafür hab' ich auch recht viel gelernt.“

Jetzt bekam er vollauf zu thun. Denn die Ministerin, Mariane, August, Luise, Kronach's übrige Verwandte, Binius, Franz und Salens von Felsenack her, alles kam auf einmal an. Beim Aussteigen sagte die heitere Gräfin: „Die Hainberger Sonne hat Ihre Bildung vollendet. Wir kommen auch in der Absicht, um uns bei Ihnen zu wärmen.“ Mariane schien zufrieden, und das Wiedersehen ihrer Eltern und die allgemeine Heiterkeit brachte sie bald auf ihren gewöhnlichen hohen Gipfel des Vergnügens.

„Wo ist der gute Minelli?“ fragte Wilibald verabredetermaßen die Gräfin, im schmelzendsten und wohlwollendsten Tone, den er finden konnte. „Ich habe die treue Seele gestern besonders eingeladen.“

Sein vorwerfender Blick machte sie doch betroffen. „Wir vermuteten ihn hier,“ sagte sie, und setzte leise hinzu: „Bin ich denn wie Ratin, daß man mich so zu fragen wagt? Ist's nicht eine Noth, wenn ich einmal meine übermüthigen Freunde züchtigen und bessern will! Wenn Sie ihn schon hier haben, so lassen Sie ihn kommen.“ Ihre Heiterkeit vermehrte sich merklich, und sie schien mit Wilibalden sehr zufrieden. „Er ist,“ sagte sie zu seiner Mutter, „hier viel hübscher geworden.“

Bald darauf öffnete sich das Zimmer, und die beiden Bergbewohner traten mit Minelli'n herein. Otto trug eine bekannte Militäruniform, und Wilibald gerieth in Verlegenheit. „Ach!“ rief die Gräfin erstaunt, indem sie auf Otto'n zuging, und ihm im

Vorüberschreiten die Hand reichte, „Sie hier? Und dies Ihre Tochter? Willkommen, schöne Sängerin! Mein Gott, wie ähnlich! — Ich bin die Gräfin Sina.“ Sie schloß Mathilden herzlich in ihre Arme, und führte sie zur aufstehenden Hauswirthin. „Das ist Madam Kronach, unsere gute Wirthin,“ sagte sie, ohne dieser Mathilden zu nennen; denn der ungeduldige Kapellmeister trat schon auf sie zu. Madam Kronach hatte sich auf einen ganz andern Empfang Mathildens vorbereitet. Indessen beschloß sie bei der glücklichen Nachlässigkeit der Gräfin, Mathilden zu umarmen. „Wamsell Otto,“ sagte sie feierlich, „ich freue mich, in Ihnen die Bekanntschaft einer so bewunderten Künstlerin zu machen.“ Die arme geschonte Taube schmeigte sich, aus Furcht vor der stolzen Seele, innig an den stolzen Körper, und in ihrem Antlitz lag so viel Ehrfurcht und Zärtlichkeit für die schöne alte finstere Frau, daß diese unwillkürlich ihre Wienen zum mütterlichen Lächeln auflären mußte; und eben streckte der Finanzrath seiner lieben Schifferin die Arme schon entgegen, in welche das gute Mädchen froh, wie in ein besseres Land, einging.

Dies alles lief also noch hinlänglich gut ab. Wilibalds Aufmerksamkeit war aber jetzt nach einer andern Seite gerichtet. Otto hatte beim Anblick der Gräfin Zeichen des höchsten Erstaunens gegeben, und Wilibald fand wieder einmal Gelegenheit, sein ausdrucksvolles Gesicht dabei zu bewundern. So wie aber Otto die Gräfin bei seiner Tochter gewußt hatte, so gleich war seine Fassung zurückgekehrt, und als Wilibald ihn zu seiner Mutter führte, flüsterte er ihm schnell zu: „Hauptmann Otto!“ Aber während unser Held ihn vorstellte, behielt er beständig die Gräfin im Auge. Diese gab jetzt dem Italiener einen Verweis wegen seiner gestrigen nachsichtigen Emancipation, die sie im Innersten gekränkt hatte; aber zuletzt wurde die völlige Begnadigung nicht verjagt. So wie sie sich zur Gesellschaft wandte, um Otto'n anzureden, machte dieser eine rasche Bewegung nach ihr, und zog sie in's Fenster.

Der Kapellmeister glühte von Seligkeit, und drückte seinem Wilibald immer fester die Hand. Dieser war nun vollkommen beruhigt, da er jetzt seine Mathilde bei Marianen wußte. Er bemerkte, daß die Gräfin am Ende des Gesprächs mit Otto'n diesem die Hand gab, welche er ehrerbietig küßte, und ihr sodann noch einige Worte sagte, von denen sie tiefgerührt schien; worauf beide sich wieder still zur Gesellschaft wandten.

Bei Tische nöthigte die Ministerin Mathilden, sich zwischen sie und den Finanzrath zu setzen; Wilibald saß, zwischen Luise und seiner Mutter, jenen gegenüber. Mathilden war jedes Wort der Finanzrathin merkwürdig, und diese schien nach gerade gern die Niede an sie zu richten. Doch beobachtete sie das Mädchen so genau

und mit so wenig Schonung, daß diese zuweilen von ihrer Lage gedrückt schien, und mit ungewisser Stimme sprach. Die Gräfin wurde zuletzt aufmerksam, und sah einige Mal die Alte an, um diese Sache zu untersuchen, beobachtete auch Mathilden und unsern Freund scharf gegen einander. Natürlich konnte sie aber wegen der seit gestern zwischen beiden herrschenden Spannung, die heute einige Mal in's Bittere überging, auf nichts Sicheres schließen; auch blieb unser Held, da, wo es einmal galt, so ziemlich Herr über seine Mienen.

Die Luft war still; blau und rein der Himmel. Die Ministerin zog die hiesige Gegend jener von Felsenec noch vor, und wählte, da man nach dem Essen sogleich in's Freie wollte, unter den vorgeschlagenen Plätzen den höchsten, die alte Ruine, wo man dann die Wirthschaft einrichtete. Beim Hinaufsteigen drängte sich Mathilde an Madam Kronach, und diese war so gütig, ihren Arm zu nehmen. Das Mädchen ließ keinen Herrn dazu, sondern führte ihre Beini-gerin hinauf. Oben war auch Albert. Dieser gewann bald die Zärtlichkeit der Gräfin in einem hohen Grade. „Welche Kinder!“ sagte sie zu Otto'n. „Sie sind doch immer ein glücklicher Mann!“ Albert, ein bildschönes Kind, welches Mathilden auffallend ähnlich war, mußte ihr beständiger Gesellschaftler bleiben, und sie konnte sich oft, wann er seine naiven Reden vorbrachte, nicht satt an ihm küssen.

Die Musik ward nicht vergessen, und Minelli hielt seinem Freunde Wort. Damit hatte es folgende Bewandtniß. Wilibald war vor einiger Zeit mit der Dichtung eines Terzetts beschäftigt gewesen, worin er den hohen tragischen Flug Marianens, die leuchtende Wärme der leichten Gräfin, und das kindliche Gemüth Mathildens anzudeuten versuchte. Unzufrieden mit seiner Arbeit, hatte er es seinen Freunden zur Kritik mitgetheilt. Minelli fand die Portraits wohl gezeichnet, und beschloß, seinen Wilibald durch eine Komposition des Wechselgesanges, welche die Frauen selbst ihm singen sollten, zu überraschen. Damit die Sängerinnen keinen Verdacht auf Anspielung schöpften, mußten die Worte vorher in eine ihnen fremde Sprache übersetzt, und dann erst mit der Tonkunst vereinigt werden. Hierzu wählte er die spanische Sprache, die seines Wissens alle drei nicht verstanden.

Alles das hatte Minelli nicht nur insgeheim gefertigt, sondern auch Marianen und die Gräfin ihre Singrollen, sowohl in Rücksicht auf die richtige Aussprache des Spanischen, welches er ihnen nach Gutmüthen übersetzte, als den Gesang selbst, schon gelehrt. Heute, als er auch mit Mathilden ihre Stimme durchging, ward er überrascht, weil sie die Worte sogleich sehr richtig sang und verstand, ihn auch versicherte, der Vater habe schon mehrere spanische Dichter-

werke mit ihr gelesen. Er verschwieg indessen seinem Freunde diesen Umstand, um seinen Genuß nicht zu stören.

Während die Gesellschaft um die Ruine und den See herum-schweifte, und die Weiber im hohen Schattengebüsche sich einander gegenüber setzten, wurden Instrumente aus den Ruinen gebracht, und verschiedene Kleinigkeiten ausgeführt. Endlich legte Minelli die spanische Neuigkeit vor. Er gab vorher Wilibalden das Textblatt, und dieser erkannte aus der spanischen Uebersetzung sogleich sein Gedicht wieder, wovon wir hier das Original geben.

Gesinnung.

Mariane.

Sehnend schwing' ich meines Blickes Flügel
Hin zu euch, ihr weiten blauen Hügel.
Bergt ihr dort mit blassem Farbenspiel,
Ferne Berge, meiner Wünsche Ziel?

Julie.

Wann im Blüthenhain die Nachtigallen
Liebeweiche Klageslieder lallen,
Wiegt mich ihre süße Threnodie
In der Liebe warme Phantasie.

Mathilde.

Unter Blumen, an geheimer Stelle
Lispelt meine kühle Silberquelle.
Melodien perlt sie durch's Gefild;
Keiner Born, sei meines Lebens Bild!

Mariane.

An des blauen Hochgebirges Säume
Schließt der Himmel seine ew'gen Räume.
Ahnungsvoll hebt sich der trunkne Sinn
In das Fabelland der Frommen hin.

Julie.

Selig Leben, wann die Blüthendüfte
Wärzig wogen durch die Frühlingslüfte,
Wann das Herz, von Melodie umschwebt,
In der Liebe Doppelschlägen bebt.

Mathilde.

Laßt mich, süße Blumen, kleine Scherlen,
Mit euch schlürfen eure Tropfenperlen.
Blumen, euern Farbenwiderschein,
Fischchen, euern Goldblick trink' ich ein.

Mariane.

Alles Leben ist ein liebend Sehnen,
Aller Liebe Lust zerrinnt in Thränen.
Dorthin will ich! Sprengt den Abschiedswein,
Schwestern, in der Lyndariden Hain!

Julie.

Alles Leben quillt in sel'gen Trieben,
Selbst der Liebe Schmerz zerrinnt im Lieben,
Cypria, in deiner Herrlichkeit
Hebt das Herz sich über Maß und Zeit.

Mathilde.

Blumenblüthe ist ein lieblich Leben,
Leben gleicht des Baches sanftem Streben;
Alles labend auf der Blumenbahn,
Lenkt er still zum ernstestn Ocean.

Chor.

Göttlich ist's, dem Raume zu entfliehen,
Liebe lebt und stirbt in Melodien,
Doch die Blume reiner Lebenslust
Blüht, Natur, an deiner vollen Brust.

Minelli's Uebersetzung war im Ganzen völlig treu. Doch hatte er die Rolle Mathildens, seiner Lieblingsidee von ihr gemäß, noch merklich erwärmt, wobei ihn die spanische Sprache sehr unterstützte.

Durch den Umstand, daß Wilibald hier nicht eigentlich sein selbstgeschaffenes Werk, sondern eine Umbildung wiederfand, die er seinem Gedicht in manchen Stellen vorzog, erhielt der Gesang schon ein eignes Interesse, und verschaffte ihm einen unparteiischen, liberaleren Genuß. Die ihm theuer waren, sangen und sprachen sich selbst aus, ganz nach seinem Willen und Herzen, während er das Wagestück seiner Charakterzeichnerie und seine Autorschaft durch die Erfindsamkeit seines Freundes sicher versteckt sah, und die Betrogenen sich unbesorgt auf den Wellen der Harmonie wiegten. Aber die Musik selbst setzte ihn außer sich. Wenn ihm seine Zeichnung immer noch matt vorkam, so mußte er über Minelli desto mehr

erstaunen. Die Höhe, auf welche dieser die Bilder getrieben; das eindringende Genie, womit er seinen Vorgänger ganz errathen, dessen Leeren ausgefüllt, und neue, unaussprechliche Kriterien und entscheidende Züge beigelegt hatte; die auffallende Gleichheit ihrer Gedanken, die doch außer der Tonkunst so ganz von einander abwichen: alles vereinigte sich, ihn unwiderstehlich hinzureißen. Die Worte waren ihnen zwar richtig, aber immer nur ohne den wahren Sinn angelehrt; und doch schien es ihm, besonders bei Mathilden, daß die Melodie mit ihren Biegungen hier selbst an die Stelle des Bewußtseins getreten sei, und als Verstand auf das Gefühl wirkte. Das Mädchen sah einmal, wie er so ganz an ihren Zügen hing, und eine schöne Röthe überflog ihr Angesicht. Minelli, dessen Blicke sonst ewig zwischen den Noten und der schönen Julie getheilt waren, hatte jetzt nur Sinn für die Kunst, in der er sich verlor, und welcher die Leidenschaft unterlag. Erhielt sah er hinter seinem Baß, und schoß nur zuweilen triumphirende Blicke auf seinen tiefbewegten Freund. Dieser sprang beim Schlusse wie in einer Entzückung auf ihn zu, und drückte ihn an's Herz. „Du bist ein großer Künstler!“ rief er, und machte auf die Damen zugleich das lebhafteste Dankfeuer, welches die Gräfin um so närrischer fand, da man sonst gar keine Exclamationen an ihm gewohnt war.

Aber Mathilde suchte bald nachher einen Augenblick auf, wo sie ihn bei Seite nahm, und mit einem unruhigen Lächeln fragte: „Wer ist denn wohl der Verfasser Ihres spanischen Textes? Soll ich ihn errathen?“

Er staunte sie an. „Ach, Mathilde“, sagte er außer sich, „von Ihren Lippen flossen Töne aus dem Lande des ewigen Friedens zu mir herüber!“ Er bewegte sich sehnend gegen sie. Indem sie sich rasch und aufgebracht von ihm wandte, bemerkte er, daß sie beide von Marianen aufmerksam betrachtet wurden, deren Gesicht im Moment erbläute. Sie rief ihn aber sogleich zu sich, als Mathilde zur Gesellschaft zurückgekehrt war, und sprach freundlich, doch ohne Zusammenhang, mit ihm; dabei versicherte sie, es sei heute herrlich in Hainberg.

„Sollte uns etwa Mathilde errathen haben?“ sagte er nach einiger Zeit zum Italiener, und dieser theilte ihm die heute bei ihr gemachte Entdeckung wegen der spanischen Sprache mit. „Wenigstens“, setzte er hinzu, „wird sie uns nicht verrathen.“

„Doch, doch!“ sagte Wilibald. „Denn schon flüsterten die Frauen zusammen, und im Augenblicke rief die Ministerin herüber: „Bemühen Sie sich doch hieher, meine Herren!“

„Diablo!“ rief der Kapellmeister, und sprang hinzu. Wilibald folgte ihm langsamer, um sich auf eine List zu besinnen, die ihm aber nicht einfiel, während er das Textblatt noch immer in der Hand

hielt, und durch Minelli's Winke, es zu verstecken, nur noch mehr außer Fassung kam.

„Ich will euch lehren“, sagte die Gräfin, „wie man die Kunst zur Selbstkopistin mißbraucht. Meine Rache soll ausgezeichnet sein! Geben Sie mir dieses Blatt den Augenblick — ich will es übersehen lassen.“

„Gottlob, daß Alles geschehen ist!“ sagte Wilibald lachend, und zeigte dem Kapellmeister das Blatt von der Seite.

„Wir danken unterthänigst!“ fuhr dieser heraus, riß ihm das Blatt aus der Hand, raffte mit unzugänglicher Eile Partitur und Stimmen zusammen, und . . .

„Um Gotteswillen, was wollt ihr beginnen!“ rief Pinus, der noch von der Musik entzückt da saß.

„Eher Alles verschlingen“, sagte Minelli, „als es herausgeben.“

„Nein, wir wollen lieber Alles verzeihen, als es vernichten sehen, lieber Freund!“ sagte die Gräfin mit unwiderstehlichem Schmelz, und ging zwischen Marianen und Mathilden bittend auf ihn zu. Aber Wilibald drängte jetzt selbst den Schwachen mit sich fort. Sie flogen zum Kamin in der Ruine, und im Nu loderte das Werk die schwarze Esse des alten Gemäuers hinauf.

„Verrätherin!“ rief Wilibald Mathilden tragisch zu. „Um welche Melodie bringen Sie uns?“

„Ich hätte wohl lieber das gute Geschlecht an das schlimme verathen sollen?“ sagte sie. Aber das Mädchen war erschrocken, weil sie ihn beleidigt glaubte.

„Ihr habt auf alle Fälle recht gethan. Opfer war diesmal besser als Gehorsam“, bemerkte der bibelfeste Franz.

„Alles hätten wir Ihnen vergeben —“ sagte die Gräfin weich.

„Ja, Alles, für diese Melodie!“ setzte Mariane hinzu.

„Betrachten Sie unsern Fall näher“, sagte Wilibald. „Es konnte nicht anders sein. Verzeihen Sie uns!“

Der Friede kam endlich unter der Bedingung zu Stande, daß Minelli morgen früh sogleich die Melodie von neuem setzen sollte. Wilibald aber versprach nur, einen schicklichen Text dazu zu liefern. Der Vorfall gewährte ihnen, sobald die Ruhe hergestellt war, eine sehr interessante Unterhaltung.

Mathilde war seit einigen Stunden in merklicher Gemüthsbeziehung, und unserm Freunde gegenüber völlig verstimmt. Die Abwesenheit und Gegenwart des Liebenden schienen ihr gleich unerträglich. Seitdem die Gesellschaft im Freien hauset, hatte Wilibald sich gegen Luise sehr zuvorkommend betragen, um der Mutter gefällig zu sein. Da er aber von Minelli'n wußte, Luise sei, wie man sage, „in ihn verliebt“, so that er dies mit möglichster Unbefangenheit und seiner gewöhnlichen vorsichtigen Artigkeit, ohne

sich ihr eigentlich zu nähern. Auch war sie selbst klug genug, kein näheres Verhältniß mit ihm zu affectiren, da sich hierzu noch so wenig Ansehen bei unserm Freunde fand. Mathilde suchte Luise jetzt bei jeder Gelegenheit auf; sie schien auf die Fortsetzung dieser Bekanntschaft mit einer Unruhe und einem Eifer erpicht, wovon sich Wilibald, bei Luise's Mittelmäßigkeit, keine Ursache denken konnte. Sie hing an Luise, ohne sie zu lieben; dabei wies sie ihn selbst von sich zurück, ohne ihn doch verlassen zu wollen. Er wußte aber freilich nicht, daß seine Mutter Mathilden auf dem Wege nach den Ruinen Luise's Laune und Charakter lebhaft gerühmt, und erklärt hatte, „sie wünsche sehr, das gute Mädchen auf immer um sich zu sehen, und finde auch Hoffnung dazu.“

Gedankenvoll hatte er sich von der Gesellschaft entfernt, als Mariane zu ihm kam, mit welcher er einige Zeit über die Schönheit der heutigen Musik sprach. Nach einem vergeblichen Versuch, ihn zur Mittheilung des Textes zu bewegen, gerieth sie auf einmal wieder in eine ihrer feierlichen Stimmungen. „Gute Nacht“, sagte sie, „jetzt wollen wir wieder zur Gesellschaft. Adieu, mein einziger Freund, Vester — gute Nacht, Bruder!“ Sie umschlang ihn heftig und grub sich in seine Lippen. Ihr ganzes Leben hing gebrochen an ihm. „Wann kommen Sie wieder in die Stadt?“

„Uebermorgen“, sagte er. „Aber, gute Schwester, wie bist du schon wieder?“

„Uebermorgen?“ fiel sie ein. Gut — aber auch gewiß nicht eher und nicht später, als übermorgen Abends um neun Uhr! Gute Nacht, Lieber! Noch einmal, lebe wohl!“ Sie hing auf's neue an ihm, die Seele wollte ihren Lippen entfliehen, ihre Blicke ruhten sterbend auf ihm, und die heiße Quelle ihrer Thränen strömte auf sein Angesicht.

„Was ist dir?“ sagte er außer sich. „Großer Gott! Mariane, entdecke mir, was dein Herz bekümmert!“ Er hielt sie mitleidig in seinen Armen.

„Nichts“, rief sie, „es ist ja vorbei — alles ist vorüber. — Du kennst ja“, setzte sie küßend hinzu, „meine Nerven schon. Ich bin recht wohl.“ Sie ging heitern Gesichts mit ihm zur Gesellschaft zurück.

Wilibald erstaunte, als er hier die Ministerin mit seinem Vater in einem komischen Streite darüber verwickelt fand, ob Mathilde und Albert bei ihr, oder bei ihm wohnen sollten. „Ihr eigener Sohn soll entscheiden“, rief sie endlich. „Wir beide haben so eben, mit großer Anstrengung, für Mathilden von ihrem Vater die Erlaubniß ausgewirkt, daß sie mit dem Kleinen auf einige Zeit in die Stadt darf. Jetzt entscheiden Sie: sollen beide zu mir, oder zu

Ihrem Vater? Aber merken Sie wohl, ich stelle Sie auf die Probe."

Ohne sich zu bedenken, sagte er freundlich: „Zu Ihrer Erzeulenz! und beehlt seine Fassung sehr gut. Otto sah ihn an. Sie klatschte in die Hände, und sagte Mathilden als ihr Eigenthum bei der Hand.

„Sie wissen nicht, alter Freund, was das heißt“, sagte sie zum Finanzrath, mit einem Seitenblick auf Wilibalden. „Das nenne ich schön gedacht!“

Man konnte es Otto'n ansehen, daß ihm etwas mißfiel, was er doch nicht ändern mochte. Sie wollte schon morgen die Kinder abholen. „Nun hab' ich sie doch, die Kinder!“ sagte sie wieder, und drückte den Kleinen an sich. Wilibald sah ihre Augen glänzen. Sie war vier Jahre vermählt, und kinderlos.

Auf Marianens dringendes Bitten ward noch ausgemacht, daß ihre Eltern morgen auf etliche Tage in die Stadt kommen sollten. Dann brach man auf.

„Morgen sehen wir uns wieder!“ sagte die Gräfin fröhlich zu Wilibalden. Auch Mariane hüpfte lustig zum Wagen, aber ihre Hände waren kalt. Noch lange grüßte sie unsern Freund aus dem Wagen. Alles jagte der Stadt zu. Otto verlangte nach seiner Heuernte zu sehen, und Mathilde, nachdem sie den Finanzrath beredet hatte, diesen Abend bei ihr hinzubringen, flog ihren Hügel hinan.

So blieben Vater und Sohn allein übrig. Beide gingen friedlich zu ihrem Bauwesen, dann in den Wiesengrund. Der Finanzrath hatte seine herzliche Freude an dem hier herrschenden Fleiß und lustigen Treiben durch einander. „Morgen“, sagte Wilibald, „wird hier alles leer sein, und dann wünscht' ich unsern Fluren wieder einmal Regen.“ Der Vater behauptete dagegen: da die Früchte sehr wohl ständen, so sei ein Regen noch nicht besonders nothwendig. Allein unser Held bewies ihm dies an seinem selbst zubereiteten Acker, für dessen Gedeihen er in großen Sorgen war. Bei dieser Gelegenheit erzählte er dem Vater die Geschichte seiner ökonomischen Praxis, die den Alten sehr anzog; auch verschwieß Wilibald ihm nicht, daß er einst, gerührt von Mathildens gastfreundlicher Laune, ihr den Ertrag dieses Ackers geschenkt habe. Bei Erzählung der interessanten Geschichte klärten sich die Mienen des Alten sichtbar auf.

„Das ist nicht übel“, sagte er. „Ich wollte, du könntest mir diese Geschichte als einem Fremden, so recht mit aller Treue erzählen. Ich liebe solche Begegnungen der Jugend gar sehr. Allein, mich dünkt, du hast Lust, in der Folge noch mehr von meinem Hab und Gut, ja von meinem theuersten Eigenthum, an dieses artige Ding zu verschwenden, und zwar hinter meinem Rücken?“

Die freundliche Biederkeit seines Charakters legte in den letzten Satz so viel zärtlichen Vorwurf für Wilibalden, daß dieser empfindlich gerührt ward. „D“, sagte er, und ergriff die Vaterhand, „wenn ich so unglücklich wäre, Ihr Mißfallen zu erregen — ich würde nicht wieder froh, besser Vater!“

„Wer sagt das?“ lächelte der Alte. „Diesen Abend mehr davon! Jetzt laß uns zu Otto's gehen.“ Weder dem Sohne, noch dem Vater graute vor diesem Abend; allein die Wendung des Gesprächs wirkte doch auf beide Wandler so geheim und tief, daß keiner ein Wort sprach, bis nah an Otto's Hause Mathilde ihnen entgegen kam. „Lieber Vater!“ rief sie den Hügel hinab, und Otto, der eben ankam, verdoppelte seine Schritte. An ihrer Brust prangten frische Rosen, und das schöne bräunliche Haar war von allem fremden Schmucke befreit. Sie trug in ihrer Hand grüne Kräuter für die Küche, und durch die Thür sah man schon auf dem Herde der emsigen Jungfrau das wirthliche Abendfeuer flammen.

„Ich will Ihnen hier im Freien Quartier machen“, sagte sie, „da der Abend so still ist.“

„Ja, hier“, sagte der Alte, „unter der herrlichen Linde. Mache alles, wie du willst“, fuhr er schmeichelnd fort, „und du wirst in deinem Leben nie etwas wollen, was mir nicht wohlgefällt, gutes Töchterchen.“ Sie erröthete, und er küßte sie. Der arme Wilibald bekam weder Blick noch Rede, sondern nur eine halbabgewandte freundliche Verbeugung.

Otto mußte seinen Gast herumführen, und mit seiner ganzen Besichtigung genau bekannt machen. Der lebhafteste Wunsch des Finanzrathes, sein eignes großes Gut mit der Zeit in eben so schöner Ordnung zu sehen, wie Otto's blühendes Reich, sollte, wie dieser versicherte, bei Wilibalds fortgesetztem Bemühen schon nach wenigen Jahren in Erfüllung kommen. Man dankte sich wechselseitig für gute Nachbarschaft, Rath und Hülfe, und schloß ein für unsern Freund sehr reizendes nachbarliches Bündniß.

„Es freut mich“, sagte der Finanzrath, „daß ich einmal wieder einen vernünftigen Freund des Landlebens finde. Mir bleibt es zwar immer ein reizender Gedanke, wenn der müde Mann, im Alter und nach den Lasten des Weltlebens, in der Stille seines Landhauses ruhen kann und will. Allein erstlich finden wir diese Sache so selten in ihrer rechten Wahrheit ausgeführt! Wie mancher verabschiedete Minister, der seine Dimission wegen der schwärzesten gegen ihn gespielten Kabbalen (wie man das gewöhnlich nennt), forderte, nachdem er sie längst in den huldreichsten Ausdrücken schon wirklich erhalten hatte, versicherte mich, wenn ich ihn zum ersten Mal auf dem Lande wieder sah: das Landleben, in welchem er nun zu leben und zu sterben hoffe, habe für ihn große, unendliche Reize,

während ich schon aus bessern Nachrichten wußte, wie sehr er sich aus dieser faden, langweiligen Wüste zurück nach den Fleischtöpfen Egyptens sehnte. Und zweitens, lieber Freund, will mir der Gedanke von Ruhe, Zurückziehen, oder Abgeschiedenheit hierbei weder genügen, noch überhaupt gefallen."

"Sie verlangen," erläuterte Otto, "daß der Mensch, der sich dem Lande weihet, jung oder alt, auch für dieses Leben wirklich Kräfte sammle, mitbringe und aufwende. Und das ist auch meine Forderung. Das Landleben ist äußerst wichtig. Hier zeigt sich ja das Leben in seiner bürgerlichen Kindheit, in seiner philosophischen Kleinheit und Größe. Hier soll der radikale Wohlstand des Reichs geboren und erzogen werden. Hier treiben die edelsten Reime zur Kraft des Vaterlandes; so wie auch hier eigentlich das wahre, innere, heilige Vaterland, jener theure Herd sich befindet, für dessen Verteidigung die Fahnen unserer kraftvollen Söhne getreu dem Tode sollen entgegen wehen; — jenes Vaterland, welches von der Wissenschaft erleuchtet, von der Kunst gebildet werden soll, um sich dann zu seiner Besserung durch die Religion zu erheben. Von hier aus wird alle errungene Kraft in den ganzen Staat umher geliebt. Selbst alle Gewerbe sind kindliche Zweige dieses Kapitals, dessen Zinsen durch die Sicherheit, Freiheit und Ordnung so reichlich entrichtet werden müssen, daß die große Volksklasse seine Heimzahlung nimmermehr wiederfordern kann. Wann dieses Herz des Reichs erkrankt, dann leidet der ganze Körper; und wider Jeden, welcher diesen zarten, an sich hüßlosen Theil beleidigen will, er sei Fremder oder Mitglied, empören sich endlich alle übrigen Staatskräfte, eingedenk ihres alten, ewigwerthen Ursprunges. Mit dem Landbau steigen und fallen alle Wagschalen, alle innere und äußere Verhältnisse, ja selbst alle Launen in den Kabinetten, am Throne, und in den Sälen der Künste und des Vergnügens. Ein schädlicher Thau macht nicht uns allein Sorgen; er vergiftet auch zugleich die Blüthe des Handels in der mächtigen Seestadt, und macht ihre großen Spekulantten übel aufgeräumt. Endlich ist es ja auch gerade hier, wo das Leben selbst noch in seiner Vollständigkeit, der Mensch in schmuckloser Wahrheit erscheint; wo die bestimmte, unvermischte Leidenschaft und Gesinnung des Herzens, wo die Massen einer blühenden Natur den Künstler am schönsten und sichersten leiten, daß er die Welt in ihrer freien Jugend schaue, um dann durch die Kunst auch die Veralterte wieder zu verjüngen; — hier, wo selbst die Zeit noch in wechsellosem Frieden und Einverständnis mit der Natur sanft dahin rinnt, und wo das Herz sich so oft von der Treue jener göttlichen Verheißung wunderbar gerührt fühlt: „Es soll nicht aufhören Sommer und Winter, Saat und Ernte, Frost und Hitze, Tag und Nacht.“" Denn, bedenken Sie doch, Freund, wie sehr

alle diese Dinge in den übrigen Abtheilungen des bürgerlichen Lebens durcheinander gewirrt sind!"

"Zum Exempel Tag und Nacht in der großen Stadt!" sagte der Finanzrath. "Aber weiter, weiter, lieber Nachbar!"

"Bei dieser Wichtigkeit," fuhr Otto fort, "bei dieser einfachen und erhabnen Schönheit des Landlebens, muß der Mann, welcher sich ihm hingibt, Kraft und Liebe mitbringen. Träge Schwächlichkeit macht ihn bei der Ansicht der reizendsten Natur und in ihren schönsten einfachsten Genüssen sehr bald Langeweile. Geringschätzende Vorurtheile gegen dieses Leben verschließen den Eingang zu seinen edelsten Freuden. Ich habe schon Menschen auf dem Lande zur höchsten moralischen und ästhetischen Kultur aufblühen, andere am Hofe verländeln sehen! Jene hatten das Glück gehabt, im Leben auf dem Lande das Leben für ihr Land, den ächten, thätigen Sinn für's Vaterland zu finden; diese hatten den Hof nur für die Höflichkeit zu benutzen gewußt, während Herz und Geist an den Bettelstab gekommen waren. Man lasse sich ja nicht von der Meinung derer bethören, welche glauben, die Einförmigkeit des Landlebens verlange wenig Mühe und Nachdenken, der Wirkungskreis sei zu klein, verhindere daher den Menschen, viele Erfahrungen zu machen, und verschiedene Ansichten von der Welt zu gewinnen; weshalb auch besonders das Landleben für eine zweckmäßige Erziehung der Kinder nicht geeignet sei. Unsere Kinder werden, wenn wir sie in die Welt senden, zwar immer dem Erstaunen und der Täuschung einige Zeit unterworfen sein. Aber gewiß nur auf kurze Zeit. Denn, stark an Leib und Seele, bringen sie gerade jenen richtigen, landfremden Beobachtungsgeist mit sich, der die Entwicklungen und den blauen Dunst der großen Welt am leichtesten durchsieht, und ihre verwirrten Bilder auf seine einfachen und wahren Begriffe sehr bald zurückzuführen weiß. Allein, dies bringt uns von unserer Materie ab."

"Ich bin," sagte der alte Kronach, "vollkommen Ihrer Meinung darüber, daß die Landwirthschaft eins der bedeutendsten Geschäfte sei. Gewöhnlich gilt sie nur für ein einträgliches Geschäft. Allein sie ist ein besseres. Ich halte sie seit einiger Zeit nicht allein für das sicherste, sondern auch, nach meinen leidigen Erfahrungen im Geschäftsleben, für eins der ehrenvollsten, zu welchem sich noch gar mancher große edle Mensch herab- oder vielmehr hinaufstimmen wird." Für unsern Wilibald war die weitere Auseinandersetzung dieser Sache zwischen einem gutmüthigen Wechsler und einem scharfsinnigen Denker, in hohem Grade belehrend, und sein Vater ließ sich ihr mit großer Begehrlichkeit.

Mathilde rief sie endlich zum Essen, welches Albert indessen bewacht hatte. Das Abendroth erbläute schon, die Vesperglocken tönten, und der Storch kehrte im niedrigen stillen Flug aus seinem

Froschgründe zum friedlich-kloppernden Weibchen zurück. Dem Alten wurde von Herzen wohl unter diesem freien Himmel. Die Kinder mußten sich zu ihm setzen. Schmeichelnd hielt er den Knaben an seiner Brust, und pries die Kindheit selig. „Sie ist,“ sagte er, „die höchste Wohlthat für ein Herz, welches der Kindheit zum zweiten Male naht. Ja,“ fuhr er nach einer Pause fort, „auf diesem schönen Silande will ich Wohnung machen. Gott lasse mich alt werden. Ich fühle noch Muth zu leben. Ich habe Lust, mit meinen Enkeln hier zu spielen! Viel hab' ich in der Welt gearbeitet, auch hier will ich nicht müßig sein. Was meinen Sie, Freund?“ sagte er schwärmerisch zu Otto'n.

Während Otto ihm mit Rührung seinen Beifall hierüber bezeugte, waren Mathildens Blicke fest an die Erde geheftet, und Wilibald, der fast bewußtlos an ihren Brüsten hing, glaubte in diesen nur einen leisen, ihm unbekannten Schmerz zu finden. „O,“ dachte er, „wie selig hätte mich jetzt ein einziger zärtlicher Blick gemacht, — und die Unempfindliche hat keinen für mich! Ihr Herz fühlt ein fremdes Weh, welches nicht das meinige ist. Ihre Gedanken sind nur irgendwo in der Welt; aber fern von dieser liebenden Brust!“

Er wußte sich nicht länger zu fassen, und während die Alten über ihren Lebensmalereien wärmer wurden, sagte er leise und verdrießlich zu ihr: „Mathildens Gedanken sind schon mit meinen lustigen Freunden in die ferne Stadt gezogen.“

Jener Blick der gekränkten Liebe, welcher im gemeinen Leben eigentlich Verachtung bezeichnet, hier aber nur bitteren Schmerz enthalten sollte, traf jetzt den Frevler aus dem sonst so milden Auge. Sie sagte nicht ein Wort.

„An wen dachten Sie?“ stammelte er zornig. Der Assessor beunruhigte ihn seit heute.

„Ich dachte wirklich in die Stadt,“ sagte sie aufrichtig, aber betreten über seinen Blick: „Ich dachte an Fräulein Luise,“ setzte sie mit halber Stimme hinzu.

Er fühlte sich ahnend erschüttert, aber die Unruhe seiner Leidenschaft verstattete ihm keinen tiefen Blick in den Abgrund seines Glückes.

„Und Sie?“ fragte Mathilde ihren Freund, kaum hörbar. Ihr Innerstes pochte in einer neuen unbekannten Glut, und ihr Auge füllte sich.

„Ich dachte,“ — sagte er jetzt mit jenem leisen Feuer, womit die Zärtlichkeit der wilden Jugend Hohn spricht, — „und ich denke nur an die, deren Bild alle Räume meiner Seele füllt, an die, welche mich kränkte, und flieht!“ Sie stand rasch auf, und ging in's Haus. Die Alten waren noch im lebhaften Gespräch. Träumend sah er da, bis sie zurückkam. Ihre Augen waren matt, und sie lächelte.

Jetzt lief Albert um den Tisch her, und sie setzte sich an dessen Platz, entfernter von Wilibalden. Zwar wagte sie ihm gegenüber keinen freien Blick, aber es schien doch als sei ein besseres Verhältniß hergestellt. Entzückt betrachtete er jetzt ihr Gesicht. Die Sonne der Liebe hatte es erwärmt, ihr Mund lebte in sehndem Schmerz nach süßgeahneten Vereinigungen. Die ganze Rosenknospe nahte sich der Entfaltung. Des Vaters Zärtlichkeit stillte ihre Sehnsucht nach dem Sohne. Sobald aber die graue Nacht eintrat, die alle vorrätberischen Blicke in ihrem Dunkel birgt, sprach sie wieder oft und sanft mit Wilibalden, und im Ton ihrer Stimme lag ein unverkennbares Streben nach geheimer Versöhnung; eine Bitte an den Geliebten: ruhig und verschwiegen zu sein; ein stilles Versprechen, alles willig zu gewähren, was seine Liebe fordere, nur nicht auf Kosten ihrer Jungfräulichkeit und Freiheit, damit sie nicht genöthigt werde, ihn durch neue Flucht zu kränken: — ach, was lag nicht alles im Tone dieser süßen nächtlichen Stimme!

Wilibald bat sie, dem Vater einige ihrer schönsten Lieder zu singen. Willig holte sie die Guitarre, stellte sich dem Alten gegenüber und sang. Balsamische Düfte stiegen aus den Blüthen der Linde liebend hernieder, um sich mit ihrem tönenden Hauche zu mischen; und mit freundlichem Licht umspielten die kleinen Feuerwürmchen das Gewand der Unschuld, um durch ihre wunderbare Glut das Dunkel von der sanftwankenden Gestalt zu verschleichen. Der Abendwind lag stille.

Als sie geendigt hatte, umarmte der Finanzrath die süße Jungfrau, und ging gleich, ohne ein Wort zu ihrem Lobe zu sagen, mit Wilibalden weg.

„Es ist eine liebe Familie!“ sagte er zu Hause seinem Sohne.

„Kann man wohl,“ antwortete Jener, „sie betrachten, ohne gerührt zu sein?“

„Du hast vollkommen Recht,“ sagte der Alte. „Aber jetzt gib Rechenschaft von deinem innern Haushalten. Unsere acht Tage sind längst vorüber. Was gedenkst du zu thun, Herr Sohn!“

Ernst schaute der Sohn einen Augenblick vor sich nieder. Dann sagte er feierlich: „Geht nicht meines Vaters ausdrücklicher Befehl auf das Gegentheil, und ist es möglich, die Mutter zur Einwilligung zu bewegen, so melde ich mich nicht.“

„Und?“ sagte der Vater schonend, aber gespannt.

„Wohnen Sie in Hainberg; nehmen Sie mich hier zum ewigen Hausgenossen und Diener an!“ Er schloß den Vater in die Arme, und fühlte mit Entzücken, daß Jener es erwiderte. Dann fuhr er fort: „Diese kleine treuerherzige Welt hier zu bessern und zu beglücken; meines Vaters Eigenthum zum blühenden Garten zu bilden; Vater und Mutter ehren; ihrem fernen Alter Blüthenbäume pflanzen,

um einst auf väterlicher Flur selig im Arm der Liebe zu sterben — das sei mein Leben!"

"Du schwärmst!" seufzte der Alte. "Da stehen uns große Hindernisse entgegen, mein lieber Sohn! Die Mutter ist durch ihre Ordnung und meinen Fleiß sehr reich geworden und — hat hier eine gar wichtige Stimme! Hast du das wohl bedacht? Vor allen Dingen, wer ist dieser Otto?"

"Gott, ich weiß es nicht!" Er warf sich an seines Vaters Brust. Der Alte verstand ihn, und schwieg. "Aber," fuhr er fort, "ich werde es in sehr kurzer Zeit ganz bestimmt erfahren."

"Gut," sagte der Finanzrath, "das wird entscheidend sein. Bis dahin vergiß uns nicht." Dieser Ausdruck war ein Lieblingswort seines Vaters bei wichtigen Dingen, und unserm Freunde drang es immer bis in die Seele. Er reichte dem Alten die Hand. "Vater!" sagte er mit aller Fülle eines Kindes. "Mein warmes Herz, ein Leben voll Glück, und Ihre Erziehung gewährten mir schon theure Genüsse. Aber einen heiligern, als das werthe Andenken an diese väterliche Treue, kenn' ich noch nicht!" Er schlich von ihm, um sich die Augen zu trocknen.

"Ich glaube dir," sagte der Finanzrath zärtlich. "Ihr seid ein Paar gute Jungen, jeder nach seiner Art. Also, du meldest dich nicht, sondern wartest, ob man dir etwa die Stelle anträgt, an welche wir ja am Ende auch dann nicht gebannt sind. Nur theile mir alle Entdeckungen über deine Familie hier sogleich mit."

Er sprach von andern Dingen, und wünschte besonders lebhaft, daß der neue Bau bis zu Augusts Hochzeit fertig sei, und er diese hier recht feierlich begehen könne.

Sobald des andern Morgens der Finanzrath abgereiset war, stieg Wilibald auf die Ruine, um sich ungestört seinen Gedanken zu überlassen. Unter seinen Füßen lebte rings umher das heitere Geräusch der Emsigkeit. Vor ihm lag in der Ferne die Stadt; eine unübersehbliche Schaar von Palästen. Darin lebte die Mutter, und all ihre großen Zirkel. "Was treibt ihr denn dort so Großes," rief er, "was drängt ihr euch so ängstlich, ihr dickaufgeschichteten Menschen? Kommt doch heraus, wir lieben euch ja! Wir betrachten euch immer als unsere vornehmeren Brüder! Kommt auf unsere Fluren! Da ist Platz, da wehen reine Lüfte, da bauen wir Brod, da ist liebliche Freiheit und Stille. Vertheilt euch, und bringt eure überflüssige Kultur mit auf's Land; wir werden dann alle genug haben!"

Dieser Gedanke ergökte ihn eine Zeitlang. Allein an ein ruhiges Nachdenken über seine Zukunft kommt' er jetzt bei aller Anstrengung nicht kommen. Er fühlte es mit zu lebhafter Freude, daß der Vater für die Wünsche seines Herzens gewonnen war; und die

Unruhe über Otto's Geschichte, welche der Alte mit einer gewissen Bangigkeit zum Entscheidungsgrunde für die Mutter aufgestellt hatte, war zu groß, als daß unser Freund sich jetzt einer verständigen Betrachtung hätte weihen können. Er beschloß endlich, sogleich seinen Otto aufzusuchen, und sich geradezu von ihm die nöthigen Aufschlüsse zu erbitten.

Nähe an Otto's Wohnung sah er die Equipage der Gräfin den Hügel herausschleichen. Sie bemerkte ihn, winkte, und stieg aus, um vollends hinauf zu gehen. "Armer Mann!" sagte sie mit boshaftem Lächeln. "Für Ihre gestrige musterhafte Redlichkeit muß ich Sie heute zweimal betrügen. Denn eben führen wir Mathilden in die Stadt, wo ich alles anwenden will, sie Ihnen abgeneigt zu machen. Und den zweiten Betrug erfahren Sie erst morgen."

"Wenn es etwas dazu beitragen könnte," sagte er nach einigen Scherzen hierüber, "Sie für Otto's Schicksal, von welchem Sie gestern unterrichtet zu sein schienen, freundlich zu machen, so erlauben Sie mir zu versichern, daß er mein Freund ist, und daß sein Schicksal . . ."

"Ich verstehe!" sagte sie aufmerksam. "Kommt denn dieser Gedanke von Otto'n?"

"Ich habe meinen Freund seit gestern noch nicht gesprochen," sagte er mit offenem Blick.

"Also von Ihnen?" erwiderte sie lachend. "Wie kommt Ihr Männer doch immer zu solchen albernen ehrenrührigen Propos! und doch muß man auch wieder sein gutes Herz beklatschen. Nun, hier ist meine Hand! Sie haben Ihre Schuldigkeit an Ihrem Freunde gethan, und ich will die meinige thun." Sie drückte ihm heftig die Hand. "Der Beste von euch ist nicht werth, daß ihn ein edles Weib durch ihre Handlungen Lügen straft!"

"Ich ahne wohl," sagte der Betroffene, "was ich jetzt verbrochen habe." Er kniete vor ihr hin.

"O, daß wir zum Verzeihen geboren sind!" sagte sie, legte seine Hand flüchtig an ihr Herz, und trocknete sich dann die Augen. Er war heftig bewegt.

"Und," fing er wieder an, "ich leugne nicht einmal die Größe meiner Schuld! — Ich selbst weiß noch nichts von Otto's Schicksal."

"Nein," sagte sie, und hob sanft an ihm, "das spricht für Sie. Das macht alles wieder gut. Aber halt! — Es beweist auch eben, daß Sie hierbei noch ganz andere Motive hatten, als Freundschaft. Ein Freund kennt ja sonst die Geheimnisse des andern."

Er schwieg. Sie hatte ihn ganz in ihrer Gewalt. "Er glaubt," sagte sie wieder, und blickte matt und zärtlich auf ihn, "man kenne die Liebe nicht. — Nun, es sei! Wir sind versöhnt, und alles ist vergessen."

„Göttliches Weib!“ rief er.
 „Ich betrüge Sie ja heute zwei Mal!“ Sie öffnete die Arme, und er empfing sie, wie der Freund den Freund. Aber der Schwärmer überließ sich seinen Gefühlen mit einem Feuer, in dessen Ergüsse das zarte Weib erzitterte. Bittend und ängstlich beruhigte sie ihn, um dann wieder über ihn zu lachen.

Sie gingen heiter vollends hinan. Hart an Otto's Wohnung sagte die Gräfin, als eben Vater und Tochter aus dem Hause traten: Sie dürfen nicht mit zu Otto's. Ich will Sie entschuldigen. Adieu!“ Sie lachte und er ging. Verwundert sah es Mathilde mit an, daß er sich nur in der Ferne verbeugte; das Mädchen winkte ihm, ehe sie in der Thüre wieder verschwand, ein freundliches Lebewohl zu.

Nach einiger Zeit rief ihn ein Bedienter der Gräfin an die Straße. „Kommen Sie nur,“ sagte sie. Wer weiß, ob man sich so jung wieder sieht!“ Er mußte einsteigen, um eine Strecke mit ihnen zu fahren. Seine Lage war peinlich. Das unbarmherzige Weib lächelte nur immer, und sprach nicht ein Wort. So oft er Mathilden, die geweint hatte, ansah, trat ihn die Gräfin leise auf den Fuß. Sie veränderte keine Miene, und schien weder Mathilden noch ihn selbst dabei anzusehen.

Er mußte endlich über seine eigne Lage lachen, und das hatte sie gewollt. „Vorüber mögen Sie doch heute lachen!“ sagte sie. „Ich dachte, der Tag verdiente mehr ernstliches Nachdenken. Sieh' einmal, Albert, wie weinerlich Herr Kronach da sitzt, und lacht!“

„Du siehst so närrisch aus,“ rief der Kleine und küßte ihn. „Aber du siehst doch nun auch bei uns!“

„Es gibt,“ sagte Wilibald, „ein Geschlecht, dem nichts unmöglich ist.“

„Hauptsächlich,“ fiel sie ein, „das geschickte männliche!“ Sie nöthigte ihn zum Aussteigen. „Sonst erbitzt er sich,“ sagte sie zur stillen Mathilde, „so sehr, daß er morgen nicht in die Stadt kann, und krank wird. Adieu dann, einsamer, armer Freund! Auf Ihren Fluren werden sich nicht Hörner, Flöten und Schalmeien genug finden, um das Geschrei Ihrer gerechten Klagen würdig zu begleiten.“ Sie bot ihm mit vieler Umständlichkeit ihre Wange. „Mathilden dürfen Sie nicht küssen. Das schickt sich nicht. Ich will es aber besorgen.“ Mathildens Hand griff ängstlich nach der seinigen, aber die Ministerin hielt sie ab. „Kind,“ sagte sie, „wir dürfen auch dies in seiner jetzigen bedenklichen Stimmung nicht wagen, sonst schreit er vor allen Göttern des Waldes öffentlich aus, wir hätten ihm gar die Hand gedrückt; — und was würden die Herren davon denken!“

Sie hatte ihn schon zum Wagen hinausgepredigt. Mathilde mußte jetzt selbst lachen; aber ihre Augen schlossen sich sanftwinkend zum unaussprechlichen Grusse für ihn, und als sie den Blick wieder hob, glaubte er in ein blaues Meer voll stutender Liebe zu schauen, und breitete seine Arme aus.

„Ich gebe dann,“ sagte er, „um mein Herz und seine Klagen vor den Göttern jenes Waldes auszusüßten.“

„Und da bitt' ich,“ rief die Gräfin zärtlich heraus, „nicht indiscret zu sein.“

„Bringen Sie ihnen meine Grüße!“ sagte Mathilde mit melodischer Stimme, und blickte noch durch eine halbvollendete Thräne nach ihrem Freunde.

„Das war also der erste Betrug!“ rief die Gräfin, wie der Schlag zugemacht wurde. Adieu, Wilibald! — Geben Sie Acht, Mathilde, er kommt uns sogleich nach. — Freund, wen sucht ihr? Dorthin geht der Weg nach der Stadt!“

— Und strengt, als er seine Ritter fand,
 Mit Noß und Troß über Land und Sand.
 Ich gab ihm Weisheit, wann er mich frug,
 Mit Rath und That, ohne Lug und Trug.

„Auf, laßt uns folgen der schönen Maid
 Durch Korn und Dorn, über Au und Gau!
 Meiner Kasse laß ich fest vertrau
 Durch Moor und Moos über Wald und Haide —“

„Apropos! Diesen Abend kommt der Graf zurück.“ — Die Pferde zogen an, und Mathilde war seinen Augen entschwunden.

„Was machen denn die Weiber seit diesen wenigen Tagen aus dir?“ sagte unser Zurückgebliebener, der nicht wußte, wie ihm geschehen war. „Ich bin wie ein Romanheld. Sobald ich mir vornehme zu handeln, handeln Andere mit mir. Nichts bleibt mir übrig, als mich hier und da gegen meine kleinen Begebenheiten zu stämmen. Und was will am Ende diese schöne Julie mit mir? Wie entzückte sie mich heute durch ihr edles, weiches Herz! Und wie kindisch leichtfertig betrug sie sich wieder zuletzt! Was kümmern wir beide sie, — Mathilde und ich? Sollte sie wirklich uns trennen wollen, durch diese fatale Reise nach der gefährlichen Stadt? Uns, deren Vereinigungsmorgen erst im schönen Werden dämmerte? Sollte sie mich etwa wirklich lieben, wie einst Minelli argwohnte?“

Er bildete diesen letzten Gedanken jetzt zum ersten Male aus, und sein liebendes Herz führte ihn in eine tiefe Besorglichkeit darüber. Aber sein guter Glaube an die Frauen befreite ihn auch bald wieder von diesen Sorgen. Er war es ja, welcher das Geschlecht immer so warm gegen Franz und Minelli in Schutz nahm; und hierzu hatten ihn seit einiger Zeit des Malers fast gleiche Ge-

sinnungen noch mehr befeuert. Dieser sanfte, hellblickende Geist kannte die Liebe in ihrem ganzen Umfange, in ihren gefährlichen Tiefen, und war doch ein sehr warmer, aber vorsichtiger Weiberfreund geblieben. Seinem Urtheile traute Willibald fast unbedingt.

„Wenn ein liebes Weib,“ hatte ihm Pinius einmal gesagt — „dich mit einem süßen Blicke, Händedruck oder Kusse beschenkt, so sei verschwiegen, und genieße es in dankbarer Andacht. Du selbst mußt zu vergessen suchen, was du empfangen hast. Je mehr du empfingst, je besser! Du kannst hier bis in's Unendliche annehmen. Du darfst und mußt sogar, insofern die Grundsätze nicht dagegen streiten, im Stillen nach Vielem streben. Aber, ihren Gaben lege nicht sogleich Absicht bei! Es wäre falsch und verwegen, zu glauben, daß sie dich schon liebe oder gar deinetwegen pflichtvergessen sein wolle, wenn sie dir einmal vergönnte, ihren weichen Arm heimlich zu berühren, wann sie deine heißen Blicke, deinen Kuß duldet, ja selbst erwiderte. O nein! Sie liebt dich deshalb noch nicht! Es war, so mußt du vermuthen, nur ein harmloses, gütevolles Bewußtsein ihrer beglückenden Reize, daß sie deine Kühnheit nicht bestrafte, sondern geheim hielt. Es war auch vielleicht bloße Laune des Moments, oder jene stillvorübergehende Neigung, schmelzend zu sein, welche die Frauen so liebenswürdig macht. Der Zufall, die Götter, oder dein Glück schufen dich zu einem Gefäß, worin sie Rosen, von ihrer eignen Schönheit gebrochen, gütig legen wollte. Morgen belächelt sie vielleicht witzig dies Gefäß und sich. Freilich aber hast du, da sie dich hierzu einmal würdig fand, nun auf immer ihr Wohlwollen, wenn du stumm und glücklich sein willst. Sie ist dir insgeheim gewogen, und du bist auf dem Wege, ihr stiller Freund zu werden. Je klüger und bescheidner du dich hierbei benimmst, desto lieblichere Genüsse werden dir blühen, sobald die Frauen dich erst einmal als erotisch rechtschaffen kennen. Solche Genüsse dürfen wir in der Stille vom Geschlechte im Allgemeinen ernten; keine Pflicht wehrt uns ja, das Schöne da, wo wir es finden, zu lieben, und liebend ihm jene zarten Blüthen zu entlocken, welche ein freundlicher Gott gerade zu uns hinneigte.“

Durch die Rückerinnerung an diese Lehren seines Freundes wiegte sich Willibald in Ruhe. Seine Gedanken kamen wieder in einen regelmäßigeren Gang. Er beschloß, für jetzt zu seiner Heuernte zu gehen, wo er dann den ganzen Tag darüber nachsann, was er diesen Abend Otto'n sagen wollte. Allein, des Nachmittags brachte ihm der lange Michel ein Billet von diesem, worin er ihm meldete, daß er sich auf einige Tage entfernen müsse, und ihn bat, in der Stadt ein aufmerksames Auge auf Mathilden zu richten, und alles Mögliche zur Verkürzung ihres dortigen Aufenthaltes anzuwenden. Er war schon fort.

Dies tränkte unsern Willibald sehr, und als bei seiner Nachhaufkunft Hannchen ihm gestand, sie habe vergessen zu sagen, daß Otto ihn diesen Morgen, als er mit der Gräfin weggefahren sei, habe sprechen wollen, ärgerte ihn diese Vergessenheit so, daß sein voller Unwille über Hannchen auszubrechen drohte.

„Tummle dich, Mädchen!“ sagte in diesem Augenblicke der Verwalter. „Siehst du nicht, daß die Leute kommen?“ Sie lief fort, und sah Willibalden erst flehend an. „So geht es mir,“ sagte sie wehmüthig, „den ganzen Tag!“

Schnell besann sich unser Freund auf etwas, womit er ihr Freude machen könnte, und die Ankunft des neuen Rahns am See fiel ihm ein. Im Hinausgehen sagte er zu Hannchen: „Der Rahn ist da, und morgen früh wollen wir beide ihn einweihen.“ Sie hatte geweint, und schrie nun wieder vor Freuden laut auf.

Mit größter Artigkeit fuhr er sie auch des andern Morgens eine ganze Stunde auf dem See herum, ohne über die Sonnenhitze und ihr ewiges Wonnegeschrei zu murren.

Seine Abreise verspätete sich durch mancherlei zurückgebliebene Geschäfte mit Adams so sehr, daß er erst eine Stunde nach Anbruch der Nacht in der Stadt ankam.

Er staunte schon, als er das ganze elterliche Haus erleuchtet sah, und als der festliche Ton von Geigern und Pfeifern ihm von ferne daraus entgegenschallte. Hier kündigte alles ein großes Nachfesten, oder einen Ball von Starken und Gewaltigen an. Allein, wie seltsam ward er durch die Nachricht überrascht, sein lieber Bruder sei heute — getraut worden! Im ersten Erstaunen vergaß der Zerstreute, daß er von der Reise kam, und wollte sogleich hinein. Sein Vater trat ihm aber lachend entgegen, und hielt ihn durch seine Umarmung zurück.

Mariane hatte ehegestern Abend plötzlich den Tag ihrer Verbindung auf heute angesetzt. Alle Einwendungen der Mütter, alle Einwürfe in Rücksicht der Zeit und Schicklichkeit waren durch ihre Ueberredungskunst, die Bitten der Gräfin, und Augusts grenzenlose Freude beseitigt worden. Sie hatte es dabei zur heiligen Bedingung gemacht, daß Willibald nichts davon erfahren, sondern Abends damit überrascht werden solle. Madam Kronach hatte, bei dem warmen Antheil, welchen die Gräfin am Ganzen nahm, endlich nachgegeben, und der Alte lebte in einer herzlichsten Freude über das gewaltige Rennen und Treiben in seinem Hause.

„Aber nun eile auch!“ sagte der Finanzrath, welcher während der Erzählung der Geschichte mit Willibalden auf sein Zimmer gekommen war. Dort half ihm alles schnell in die Kleider. In fünf Minuten war er fertig, und trat mit Blicken, die von freudigem Erstaunen funkelten, in den väterlichen Saal.

Es war ein allgemeiner Aufruhr, in dem man Zucht und Ordnung völlig vergaß. Viele sprangen von der Tafel auf, um dem Schauspieler, welches einen jungen Mann außer sich bringen mußte, näher zu sein. Der Graf führte ihm die Brautleute zur Umarmung entgegen.

„Ist es möglich, ihr geliebte Zwei!“ rief er, und vermochte kein Wort weiter. An seiner Brust weinten die Geschwister. Auch der Graf umarmte ihn lebhaft, und schien von der Gruppe gerührt. „Folgen Sie Ihrem guten Bruder bald nach; denn wir lieben diese Menschenart!“ sagte er leise, und stellte dann die allgemeine Ruhe wieder her.

Wilibald brauchte einige Minuten Zeit, eh' er im Stande war, sich an die Gesellschaft zu wenden, und fühlte sich fast erschöpft, als er die Runde gemacht, und seine ganze Kraft hatte aufbieten müssen, um nur in der Geschwindigkeit seinem Plaze, den ihm die Gräfin zwischen sich und der Braut anwies, einige Ehre zu machen, und all den blühenden Anspielungen und witzigen Einfällen würdig zu begegnen, womit man sich längst gerüstet hatte, und jetzt von allen Seiten her, wie mit Blumen, nach ihm warf. Der Glanz und Wohlgeruch der reichbesetzten Tafel, die prächtige Beleuchtung, eine festliche Musik und die umherziehenden Düste so vieler lieblichen Kränze und Blumenschnüre eraltirten bald seine Phantasie. Noch hatte er von der Gräfin kein Wort gehört, als bei seinem Eintritte den Ausruf: „Das war der zweite Betrug!“ Jetzt, da er wieder Athem schöpfen konnte, wandte sie sich zu ihm, und meinte, er habe sich heute Abend bis diesen Augenblick zu ihrer völligen Zufriedenheit betragen; und gestern doch so steif, wie ein alter Orientalist. „Aber wie kam das?“ fragte sie Mathilden, die ihr gegenüber zwischen dem Assessor und Italiener saß. „Imponiren wir beide denn so sehr?“

„Allerdings,“ sagte diese freundlich, „da Sie so gütig sind, mich jetzt zu Ihrer Nähe zu rechnen.“

Mit einem komischen Seufzer bemerkte Wilibald leise gegen die Gräfin: „So würde Mathilde vor einigen Tagen noch nicht gesprochen haben!“

„Gehen die Moralen schon an?“ rief sie, und lachte hierüber so ausgelassen, als es nur in dieser Gesellschaft möglich war. „Das muß ich Ihnen doch nachher sogleich erzählen,“ sagte sie zu Mathilden. „Ich wette, daß Sie mit lachen.“

„Und ich,“ widersprach Wilibald, „ich wette, daß Sie weinen, wenn ich nämlich selbst meinen Satz erläutern darf.“

„Dociren Sie doch jetzt sogleich weiter!“ bat das neckende Weib. „Ich habe heute Fassung für fünf Alphabete Vorlesungen.“

Mariane sprach fast einzig mit ihrem August. Sie saß da und

glühte, und ließ sich doch von der Gräfin überreden, etwas Wein zu trinken. Selten, und nur im gleichgültigsten Gespräche blickte sie den Schwager an. Die Gräfin stand, wie es schien, mit ihr im innigsten Bunde, und leitete alle Scherze, die man wagte, sogleich sanft von ihr ab.

Aus Kronachs finstern Keller traten heute die geheimsten tiefvergrabenen Schätze des Alterthums an's Licht, deren Untersuchung die modernen Geister allzusehr erwärmte. Der Graf, welcher das Ganze mit der ihm eigenen Feinheit belebte, trug jetzt, um das Trinken in Regel und Ordnung zu erhalten, darauf an, daß Niemand mehr allein und umsonst trinke, sondern jeder sich dazu durch einen schönen Trinkspruch legitimire, welchen man sodann gemeinschaftlich nach alter deutscher Sitte, unter Trompeten- und Paukenschall, abtrinken müsse. Wilibald freute sich hierüber besonders des Assessors und Kapellmeisters wegen, die für die ängstliche Mathilde schon eine gefährliche Nachbarschaft zu werden anfangen.

Franz hegte einen Empfindsamen, der den Buchstaben N wie L aussprach, mit einem reichen Gutsbesitzer, dessen Aussprache den umgekehrten Fehler hatte, zusammen, verwickelte sie in Wortspiele, um Mathilden zu belustigen, und entlockte so dem Erstern die Ausrufung: eine schöne Musik zu hören, sei für ihn wahre „Himmelswolke,“ während der Andere noch von der Hoffnung sprach, im nächsten Jahre seine sämtliche spanische „Wonne“ recht theuer, das Bündel zu 100 Thaler, zu verkaufen. Beim Gelingen dieses Unfugs ward der weinschwere Franz immer dreister, und behauptete nun selbst zur Aufmunterung des lehtern Herrn, im nächsten Franziskanerkloster seien alle „Mönche“ einig geworden, daß jeder sich in einen „Schapenz“ kleiden solle, u. s. w.

Alle Welt durch die praktische Anwendung der unbedeutendsten, elendesten Scherze und Anzüglichkeiten mit Gewalt zum Lachen zu nöthigen, dies war eine eigne Gabe des Assessors, sobald er bei der Flasche saß. Zum Glück waren beide Männer bereits in Rücksicht auf die Flasche mit ihm in gleicher Verfassung, und stimmten ohne Bedenken in seinen boshaften Jubel selbst mit ein. Wilibald äußerte daher nur nach einiger Zeit die Bemerkung, daß Franz seine Nachbarn auf eine sonderbare Art unterhalte.

„Strafen Sie ihn doch Lügen!“ muthete Jener Mathilden zu. „Du verstehst das gar nicht so gut als ich! Ein schönes Weib verlangt eine ganz andere Unterhaltung, als zum Exempel ein Chemiker, der nur von Stickstoffgas und überaus saurer Kochsalzsäure hören will; oder ein Seelapitän, ein Schiffsrittmeister, der nur Erzählungen von Luftschlachten liebt, vom Ritter Sankt Wurm, der den Lind-Georg erstach . . .“

„Sahaha!“ fabelte der lallende Kapellmeister. Er will sagen: vom Ritter Sanct Stich, der den Lindgürten erwurmt, oder vielmehr den Lindstich ergürte.“

„Oder doch so etwas ähnliches!“ fiel der verzweifelte Willibald ein, und ergriff das Glas, weil er befürchtete, das Neben möchte noch verderblicher werden, als der Wein selbst. „Heil unserer Braut!“ rief er. Dem theuern Weibe zur Seite, blühte ihm die Bruderseele mächtig auf, und als das Geräusch der Instrumente einfiel, wandte er sich zärtlich zu ihr hin, das treue Herz auf den Lippen. Aber die Ministerin zog den Gerührten leise, und bat ihn, Marianen, die heute so sehr bedrängt sei, nichts zu sagen. Auch bemerkte er so eben, daß diese die Farbe veränderte. Sie reichte ihm still die Hand. Er fühlte die seinige kurz, zitternd und bestig gedrückt; dann wandte sie sich wieder an August zum leisen Liebesgespräche, während die Gräfin unser Willibalds Herzensergießungen mit schöner Nührung für ihre Freundin aufnahm.

Mit Jubel schüttelte die Freude jetzt ihre Schwingen über dem Gastmahl. Keine Seele blieb unberührt. Jedem war von Herzen wohl an der Festtafel eines braven deutschen Mannes. Als aber endlich doch, aller Sorgfalt des Grafen ungeachtet, der Wein heftiger zu glühen anfang, stand plötzlich die Gräfin von der Tafel auf, und rief auch sogleich nach ihrem Wagen. Dies erregte nun einen allgemeinen Tumult, in welchem sich Willibald, als Sohn vom Hause, so gewaltig angreifen mußte, daß ihm die Sorge und Thätigkeit für das Schicksale während des Auseinandergehens der Gesellschaft auch nicht die kleinste Betrachtung anzustellen erlaubten; und eh' er wieder zu Gedanken kam, waren Braut und Bräutigam, Vater und Mutter schon verschwunden; ihm hatten sie den Verschluss des leeren Saales überlassen. Und als er nun versuchte, sich die Geschichte der drei letzten Tage ruhig in's Gedächtniß zurückzurufen, endeten seine Ueberraschungen und Träume damit, daß der Träumende, ohne überrascht zu sein, auf einmal sich gähmend wieder finden, und gestehen mußte, er liege wirklich schon zu Bett und sei im Begriff, einzudämmern. Nur wenige Augenblicke lang konnten Phantasia, Phobos und Morpheus ihre wunderbaren Spiele an dem Müden üben. Bald schmolzen die vielgestalteten Bilder friedlich in einander, und jede Farbe zerrann in sanftem, alles auflösendem Del des Schlafs.

Es gehörten mehrere Tage dazu, ehe er von dem Neuen, was ihn umgab, ein Vertrauter werden konnte. Seine Aufmerksamkeit war von jetzt an hauptsächlich auf Marianen gerichtet. Ihr Herz schlug seit dem Augenblick ihrer Vermählung, wie es schien, viel ruhiger als vorher. Bei dem Rausche der Sinne, in welchem sie mit einem jungen, sehr feurigen Manne lebte, fand unser Held diese

Ruhe und Abspannung auch sehr natürlich. Nur that es ihm leid, Marianen nach und nach in eine Art von Pflichtgefühl versinken zu sehen, wobei sein Bruder eine viel zu unumschränkte Herrschaft über ihr Aeußeres erhielt. August war ein Mann, den ein solches Weib im Aeußern völlig beherrschte, in seinen anhaltenden Arbeiten oft irre machen, abhalten und zerstreuen; dem sie überhaupt in Sachen des gesellschaftlichen Vergnügens nie nachgeben mußte. Aber auf einen leisen Wink von ihrem Manne hatte Mariane sich wochenlang in sein Bureau mit eingeschlossen. August selbst hingegen befriedigte die Wünsche seines Bruders weit besser. Der Besitz einer so edlen Schönheit, und die Genüsse ihrer Liebe machten ihm das Leben werth und selig. An der vollen Brust des Glücks gewann sein dankbares Herz die ganze Welt und ihre Bürger lieb. Es galt ihm gleich, ob ihn die Ruhe zur Arbeit, oder die Arbeit zur Ruhe stärken sollte, wenn ihn nur beides nicht hinderte, seine Geliebte zu beglücken, ihrem Leben Rosen zu streuen. Er liebte wie ein edler Mensch liebt. Das eigne Leben, sein ganzes Ich, hatte nur noch Werth für ihn, insofern es der Geliebten theuer war, und zu ihrem Glück gehörte. Aber das Leben schien ihm zu kurz, zu gering, um ihre Liebe zu vergelten. Er wollte ihr nicht durch Pflächterfüllungen gefallen. Aber es machte ihn glücklich, wenn er etwas mit einer gewissen Strenge gegen sie durchsetzen konnte, wovon er einmal überzeugt war, es müsse zu ihrem Glück beitragen. Daher glaubte Willibald, sein Bruder bringe mehr warmes Leben und Reiz in die eheliche Verbindung, als Mariane.

Gegen ihren Schwager betrug sie sich seit ihrer Verheirathung äußerst zärtlich, gefällig und zuvorkommend, wie eine liebende Schwester; aber, die alte Vertraulichkeit war verschwunden. Im Ganzen stellte sich ihr Leben und Handeln jetzt so exemplarisch rein und edel dar, daß selbst der Gott des Tadels beschämt die Augen vor ihr niedergeschlagen hätte. Von ihrer eigentlichen innigen Anhänglichkeit schien, unter allen sie Umgebenden, doch Mathilden der größte Theil anzugehören. Schmerzlich liebte sie das junge Mädchen, und ihr allein wehte sie zuweilen einen Theil ihrer Zeit, auf die sonst nur August Anspruch machen durfte. Jenes Unmeßbare, was ihre schwärmerischen Thränen und ihr leidenschaftliches Feuer für Willibalden so oft erregt hatte, war jetzt, wie es schien, von diesem auf Mathilden übergegangen. Kein Mensch außer ihr sah Marianen nach ihrer Verbindung weinen. Nur wenn Mathilde sich ihr ganz überließ, und sie innig an die jugendliche Brust drückte, dann öffnete sich der geheimste Quell ihres Herzens. „Ohne dich,“ rief sie einmal mit Thränen aus, „mag ich nicht leben; du bist meine zweite, bessere Mariane; und könnt' ich doch alles, was an meinem Leben gut ist, in einer einzigen Thräne ausweinen, und mit dieser

nach in deine Seele träufeln! Dein Busen würde mein Grab, und wir wären auf ewig vereinigt!" Die gefällige Gräfin überließ ihr Mathilden oft, und sie suchte diese mit großem Eifer vollends zum Umgange mit der Welt auszubilden, wofür unser Freund die Schwester segnete.

Mathilde selbst fand sich, zu seinem Erstaunen, sehr leicht und gut in ihre jetzige Lage, die ihr doch so ganz neu war. Der Hauptgrund hiervon lag freilich darin, daß die Liebe Marianens und der Gräfin, so wie die Eminenz der Letztern in allem, was man Ton und Betragen nennen konnte, sie über jene kleinlichen, und oft desto beschwerlicheren und drückenderen Verlegenheiten, Gefahren und Thorheiten, die ein junges Weib beim Eintritt in die Welt zu überwinden hat, mit mächtiger Hand emporhob, und daß sie fast keinen Schritt that, ohne in der Gesellschaft der Einen oder der Andern zu sein. Im Hause der Ministerin trieb sich die schöne, und zugleich die große Welt konzentriert herum. Mathilde konnte hier so manche Stufe überspringen. Ihr Eintritt in die feinsten Zirkel mußte aber leichter und angenehmer sein; er mußte besonders mit mehr Glück geschehen, als bei weniger gebildeten Gesellschaften möglich gewesen wäre, weil sie keine gewöhnliche, gute oder schlimme, Erziehung, sondern eine Art von Bishererziehung in der freien Natur genossen hatte. Daher fand auch Wilibald, daß die häufigen, ihr ebenfalls neuen Zusammenstellungen mit der männlichen Jugend, die öffentlichen Assembléen, Komödien, Bälle und alle glänzenden Bilder der großen Stadt, die sie jetzt, gleichsam aus ihren Büchern in's Leben gezaubert, um sich herzaubern und wieder verrauschen sah, wenig Eindruck auf ihr Gemüth machten, noch weniger aber sie in Befremdung oder Verlegenheit setzen konnten. Bald mußte er Otto's lechte Bitte an ihn für völlig überflüssig erklären. Denn seine Freundin schien ohnehin an ihrer jetzigen Welt überall die Wahrheit und ächte Naivetät zu vermissen; deswegen blieb ihr Herz immer ungerührt. Sie sehnte sich aus dieser Wirklichkeit in ihre reiner glänzende Poesie zurück. Nur in Juliens und Marianens Gesellschaft glaubte sie zuweilen den einfachen Kreis ihres schönen Lebens auf einmal wiederzufinden. In solchen Augenblicken fühlte sich die entzückte Julie unwiderstehlich zu ihr hingezogen, und Mariane hielt die süße Gestalt dann fest in ihren Armen, und wählte ein plötzlich wieder erscheinendes Ebenbild Gottes zu sehen.

Gegen Fremde von ihr zu reden, vermied die Gräfin nach Möglichkeit. Sie hatte nicht nur auf Marianens Hochzeit, sondern auch nachher in einigen bestimmteren Gesellschaften sie mit den Worten: „Eine Freundin vom Lande, Fräulein Otto!“ vorgestellt. Aber alle ihre Antworten auf genauere Fragen, an denen es, bei Mathildens Schönheit und der Liebe ihrer Beschützerin für sie, nicht

fehlen konnte, waren sehr kurz und zurückweisend. Uebrigens liebte sie das Mädchen mit einer Schwärmerei, die sie nicht verbarg, und welche ihr bei Jedermann, vorzüglich aber bei unserm Wilibald, sehr zum Vortheil gereichen mußte. Dem Letztern war die Gräfin, seitdem Mathilde um sie lebte und von ihr geliebt wurde, ein verehrungswürdiges Weib; ihr ganzes Wesen schien ihm noch verfeinert, noch höher kultivirt, und doch auch zu einer einfachen, unaussprechlich milden Natur zurückgebracht und erwärmt. Noch nie hatte er eine lebhaftere Freundschaft für die Gräfin gefühlt, als jetzt. „Kein Wesen“, sagte er, „ist so fähig, das sanfte Licht von fremden, schöneren Umgebungen einzufangen; kein Wesen schmiegt sich so lieblich in die Form des Edeln, und neigt sich so gern und leicht zu allem Schönen und Guten, als das bildsame, das bessere weibliche Herz, womit auch Julie von der Natur reichlich ausgestattet ist!“ Von ihrer Besserung und Beredlung durch Mathilden war er vollkommen überzeugt. Und wenn sie ihn auch wegen seiner Moralen oft genug züchtigte, wegen seiner liebevollen Blicke nach Mathilden häufige, und dieser zuweilen in seiner Gegenwart überlaut sagte, er sei mit Luise so gut als versprochen, und sie selbst finde diese Verbindung sehr vortheilhaft für ihn: so sah er doch immer hinter Allen solchen Glaukomen so viel Liebe für Mathilden hervorschimern, ihre Art, wie sie diese schützte und leitete, war so untadelich; Mathilde selbst blieb ihm so gewogen, und schien in Rücksicht Luise's von seinen Ab- und Zuneigungen doch so gut unterrichtet, daß er in solchen Augenblicken, wo ihn die Ministerin von Herzen quälte, sich oft gerade am lauteften zu ihrem Lobe ergoß. Dann lachte sie über sein Feuer, drohte auch wohl, „seine allzuzärtliche Wärme für sie dem Grafen zu verrathen!“

Albert, dieser beständige liebliche Schatten Mathildens, war jetzt im gräflichen Hause der Mensch, welcher unumschränkt herrschte. Um sich seiner alleinigen Liebe zu bemächtigen, würde die eifersüchtige Ministerin den Knaben völlig verzogen haben; aber mitten unter ihren zärtlichen Liebkosungen flog er doch immer in Mathildens Arme. Der Graf liebte es, mit ihm zu spielen, und warf oft einen sehnsuchtsvollen Blick nach seiner Gemahlin, der sie auf eine Zeitlang ernst machte. In solchen Momenten hob sich ihr Auge, und ihre Mienen drückten einen zweifelhaften Zerkampfung aus.

So wohl aber unsere Mathilde sich bei ihren Freundinnen befand, so sehr schien ihr eine andere Sache zu Herzen zu gehen. Madam Kronach betrug sich äußerst gefällig und verbindlich gegen sie; allein die Mutter ihres wärmsten Freundes blieb dennoch auffallend kalt. Sie betrachtete nun einmal Mathilden als ein Wesen, dem sie fremd zu bleiben wünschte. Den guten Eigenschaften, die Jedermann an ihr anerkennen mußte, ließ auch sie scheinbar volle

Gerechtigkeit widerfahren; aber die Vorzüge, welche z. B. die Gräfin Mathilden gab, dienten bloß dazu, die stolze Kaufmannsrau noch mehr von ihr zu entfernen, obgleich sie nur zu deutlich sah, daß das holde Bild ihrem Sohne werth, daß es die Ursache seiner geheimsten Seufzer sei. Alle Versuche Wilibalds, mit ihr über Mathilden zu reden, waren vergebens, und die Mutter hatte seit seiner Zurückkunft ein Betragen angenommen, nach welchem sie, wie es schien, absichtlich kälter gegen ihn, als gegen den Kabinetssrath sein wollte. Marianen und hauptsächlich Luise, — denn die letztere war jetzt oft bei der jungen Frau, und schien alle Reichthümer ihrer dürftigen Natur aufzubieten, um unsern Freund endlich zu ihren Füßen zu sehen, — behandelte die Finanzrätin mit einer recht mädchenhaften Zärtlichkeit, und wenn einer von beiden Erwähnung geschah, strömte ihre beredsame Liebe hervor; sobald die Rede auf Mathilden kam, schwieg sie gleichgültig. Wenn Mathilde sich an sie schmiegte, ihre Hände küßte, ihr die ärgerlichsten Arbeiten abnahm, kurz, alles that, was nur ein Gemüth vermag, das die reinste Kindlichkeit fühlt und aushaucht, so war und blieb sie ihr fremd. Noch weiter zu gehen, und ihre eigentliche Eroberung zu beabsichtigen, litt aber Mathildens Naturell und Freiheitsgefühl nicht, da die Alte ihr noch nicht interessant genug war, und nur durch Wilibalds Schilderungen Anspruch auf ihre Achtung erlangt hatte.

„Sollte der Charakter meiner Mutter nicht ohne Flecken sein?“ dachte er einmal, als sie das liebe Mädchen so bestimmt von sich wies; und ungern, aber nothgedrungen wollte er diesen Gedanken verfolgen. Allein bald darauf sang zufällig Mathilde zur Gitarre, und er sah, daß seine Mutter einen gewissen Blick heimlich auf sie richtete, den er sehr wohl kannte, und für welchen er ihr im Herzen alles abbat, was er von ihr zu denken gewagt hatte. „Sei mir gesegnet“, rief seine Seele aus, du holde Musike! Preisen will ich eure Macht, ihr beseligenden Künste. Euch sandten die Himmlischen hernieder, um das Göttliche im Menschen wieder herzustellen, um ihr Bild in aller Verderbnis des Erdensohns doch ewig unverlöscht zu erhalten, und in solchen Momenten der Wahrheit mit neuem Glanze zu erfrischen!“ Aus inniger Nührung hatte der Ueber rasche schon die Mutterhand gefaßt, die er ungewöhnlich lebhaft küßte. Die Finanzrätin erröthete ein wenig, lächelte, und entfernte sich bald.

Desto zärtlicher ging sein Vater mit der Geliebten um. Wann auf ihrem Antlitze, über der Rede oder im Gesang, die stille Freude hervorklühete, dann konnte er niemals verbergen, wie lieb sie ihm war, wie viel glücklicher sie ihn machte, als seine theure schwermüthige Mariane.

Unter den erwähnten Umständen war das gegenwärtige Leben unsers Freundes zwischen Freuden und Unruhe getheilt. „Warum gehst du jetzt nicht nach Hainberg!“ fragte ihn einst sein Bruder lächelnd. Ehrlich genug antwortete Wilibald, er wünsche hier um Mathilden zu sein; zugleich entdeckte er ihm das, was Otto ihrentwegen ihm aufgetragen hatte.

„Um!“ sagte August, „Mariane wäre vielleicht ein besserer Aufseher, als du. Ich wüßte auch nicht, was die Kleine im Hause der Gräfin zu besorgen hätte. Es müßte der lustige Affessor sein, der in ihren Blicken immer ein Surrogat von Essen und Trinken finden will?“

Diese hingeworfenen Reden seines zerstreuten Bruders machten merkwürdigen Eindruck auf unsern Mann. Von Minelli'n, den er „die fromme Sünde“ nannte, und im Herzen beweinte, besorgte er nichts. Den Maler hielt er für seinen ächten warmen Freund, der ihn auch, so wie Minelli, längst mußte errathen haben. Die gesammte übrige Jugend, welche sich um Mathilden drängte, fand er völlig unbedeutend. Franz war der Einzige, auf welchen er jetzt den Blick richtete. Immer rief es ihm zu: es ist unmöglich, daß sie Neigung für diesen fühle! Eine andere Stimme sagte: wenn es aber doch so wäre? Es schien wohl, daß sie des Affessors Reden nicht liebe; allein sie sprach doch oft und viel mit ihm; auch war er jetzt, so oft es nur der Wohlstand erlaubte, im Hause des Ministers, und wann Wilibald ihm begegnete, kam er meistens dorthin, oder ging dahin. Zwar wußte man, wie strenge Franz von der Gräfin behandelt ward, und Wilibald vermuthete, sie werde, als die freundliche Schutzgöttin Mathildens, ihn jetzt in deren Nähe noch kürzer als bisher halten; aber Franz war feurig und klug; was blieb ihm nicht alles übrig, wenn er, unter der Begünstigung so großer Zirkel, seine Absichten verfolgen wollte? Unsers Freundes Unruhe vermehrte sich.

Zu rechter Zeit fiel ihm jetzt eine Warnung ein, die der Maler noch kürzlich dem eifersüchtigen Italiener gegeben hatte. „Wer sein Herz der Eifersucht zur Zerstörung hingibt“, sagte er, „der ist ein Selbstmörder, ein feiger Niederträchtiger, der allen Menschenstolz, ja den eignen Glauben an jeden selbstständigen Werth und innern Kraftgehalt aufgibt. Die Eifersucht ist eine kleine mordlustige Krüppelgeburt. Der Stolz zeugte sie, als er betrunken war; von der Liebe wurde sie in Ohnmacht empfangen, und im Schrecken geboren; der Unglaube reichte ihr die Brust; der Kleinmuth hat sie groß gezogen; mit Kultur und Würde ward sie von der Nichtswürdigkeit ausgestattet. Sie beging schon in früher Jugend ihren Probemord an Vater und Mutter, weil beide die Gespenstermärchen verboten, womit Amme und Erzieher die kleine furchtsam und blaß

machten. Ihre Züge deuten auf den Tod. Selbst der Tod reicht ihr zuweilen Lebensnahrung. Sie ist seine beste Blutsfreundin; er schenkt ihren Mord, und schont sie, wie der Hund den Wolf."

In brennenden Farben trat jetzt dieses schreckliche Bild vor seine Seele. Er fühlte sich zu gut, zu stolz, um je von der wahren Eifersucht ergriffen zu werden. Allein, Mathilden jemals zu entsagen — es überließ ihn eiskalt! Und doch schwur er heilig: auf den Fall, daß sie ihn nicht liebe, zu rechter Zeit unter das Panier einer männlichen Resignation zurückzutreten.

Des andern Morgens ging er über die Straße, vertieft in eine Sache, wovon der Minister gestern mit ihm gesprochen hatte, und wozu er jetzt die nöthigen Papiere einsehen wollte. Eben fuhr die Equipage der Gräfin von einer andern Seite an, und hielt vor des Ministers Palais. Franz sprang heraus, und hob die Gräfin mit Mathilden und einer andern weiblichen Figur aus dem Wagen. In der Halle, deren Thor noch offen stand, empfahl sich Franz. Willibald konnte sehr deutlich sehen, daß er die Hand der Gräfin küßte, und daß Mathilde ihm, nach einer ziemlich langen Pause, den Mund oder doch die Wange zum Kusse bot. Die dritte Person war bereits verdunkelt. Es schien unserm Freunde, als ob Mathilde jetzt ihm selbst gerade in die Augen sähe. All sein Blut wollte sich auf einmal nach dem Herzen und Kopfe drängen, und unwillkürlich wich er von seinem bestimmten Wege ab. Bald kam Franz auf ihn zu, und, indem er in einiger Entfernung vorüber ging und ihm einen Kuß zuwarf, rief er mit vergnügtem Gesicht: "Die Gräfin und Mathilde haben dich gesehen, und lassen dich hier mit grüßen." In diesem Augenblicke bemerkte er Mathilden schon hinter einem Fenster des Palastes. Ihre Miene und Bewegung, womit sie sich rasch entfernte, schienen ein gewisses Erstaunen auszudrücken.

Er hatte bereits den Assessor mit abgezognem Hut ungemein tief und höflich salutirt, und schritt, ganz in Gedanken verloren, auf das Palais zu. Dort fragte er die Schildwache, wer mit der Gräfin gefahren sei. "Das schöne junge Fräulein", antwortete der Mensch, "und die Frau von Salen mit ihrem Sohne." So eben machte man über seinem Haupt ein Fenster zu. Im Gesichte des ehrlichen Schnurrbarts sah er ein mit Mühe unterdrücktes Lachen grinsen, und erst jetzt bemerkte der Verwirrte, daß er noch immer seinen Hut in der Hand hielt, und in einer sehr verbindlichen Stellung vor der Schildwache dastand. Rasch empfahl er sich ihr. Kaum war das gräßliche Haus passiert, als ihn ein kleiner schöner Knabe anhielt. "Sind Sie Herr Kronach?" probirte er furchtsam, und war zum Weglaufen bereit. "Ich weiß es nicht", dachte er, "ich denke wohl!" sagte er, und gab dem Jungen, der ihm einen Brief überreichte, ein großes Stück Geld. "Es ist gut!" sagte er, steckte den Brief zu sich,

und der Knabe sprang, außer sich vor Freude, davon. "Er zieht keinen Hut mehr vor uns; er ist jetzt verliebt!" riefen zwei Frauen einander zu, und zeigten auf einen still vorüberreitenden Kutscher. "Wohlgelprochen!" dachte Willibald, und nahm erschrocken seinen Hut vor ihnen ab. Doch beschloß er jetzt ernstlich, auf seiner Hut zu sein; und wann unser Freund dies that, dann konnte er sich gewöhnlich auch die ernsthaftesten Dinge bis zu einer bestimmten Zeit aus dem Sinne schlagen, oder doch sich ihrer erwehren. Auch jetzt gelang ihm dies, und erst Nachmittags, als er einsam auf seinem Zimmer saß, ergriff ihn die heutige Geschichte wieder mit Macht. Er beschloß, vor der Hand mit Mathilden zu brechen; wenigstens wollte er sich selbst hiervon zu überzeugen suchen, damit er ihr Herz desto freier untersuchen und beobachten könne. "Wer mir", sagte er, "unter den günstigsten Umständen, in einer zärtlichen Stimmung, und vor keinen andern Zeugen als dem Himmel und den stillen Zweigen des Waldes, einen Kuß versagt, — hartnäckig versagt; — wer dann mich sieht, und unter meinen Augen Franz küßt, im Beisein seiner Mutter küßt, und mir dieses durch ihn selbst hochmüthig sagen lassen kann, — ja die richtige Bestellung einer solchen Post, in Person, hinter dem Fenster versteckt, mit anzusehen vermag: der kann mich nicht lieben; den darf ich nicht lieben! — kaum achten!"

Er entschuldigte auch Mathilden. Es konnte sein, daß der schöne, lebhafte und eitle Assessor durch ihre Weigerung beleidigt ward; daß das Ganze ein Scherz sein sollte; daß die Gräfin an allem Schuld war. Aber bald rief er wieder: "Nein! nach dem, was zwischen uns vorgefallen war, durfte dies schlechterdings kein Mädchen thun, die mich liebte. Julie hätte ihn nicht zudringlich werden lassen; sie wird mich vielmehr aufrichtig bedauern, so bitter scherzt Julie nicht mit ihren Freunden; nein, sie selbst war es, die Flatterhafte!"

"Höhnest du mit solchen Scherzen
Meine Schmerzen?
Mit dem Herzen
Treibt das Herz
Keinen Scherz!"

So sang er, und fühlte sich im Innersten gekränkt und beleidigt. Dann überdachte er nochmals seine heutige Situation; und, um von dieser bis zur Gegenwart einen schicklichen Uebergang zu machen, rief ihm sein Gedächtniß auch einiges von den ihr nachgefolgten Lebensvorfällen zurück. Der heutige Brief fiel ihm ein, und er griff begierig darnach.

Eine unbekannte Hand bat ihn, heute Abend in eine Vorstadt, wo er wenig Bescheid wußte, zu kommen. Man beschrieb ihm einen gewissen Garten als den Zusammenkunftsort sehr genau. Willibald

kannte diesen nicht; da es aber im Briefe hieß, er könne dort Gelegenheit finden, ein großes Elend zu lindern; da die Schreibart keinen gewöhnlichen Bettler ankündigte, und da er nicht glaubte, daß in jener Gegend für persöhnliche Sicherheit etwas zu fürchten sei, so beschloß er, sich hinzubegeben. Beim Beggehen kam Mariane, um ihm zu sagen, daß Matilde bei ihr sei, und eben nach ihm gefragt habe. Er entschuldigte sich aber mit Geschäften, und ging sinnig fort.

Der Abend war außerordentlich schwül; doch fingen eben die unreifen Gewitterwolken an, vor der Annäherung der kühleren Nacht sanft wieder in die Atmosphäre zu verschmelzen. Seine Väckerin war hinter ihrem Fenster in der Sonnenhitze eingeschlafen, und hatte das reiche Angesicht den Fliegen Preis gegeben; der Schuster war auch matt, und erwiderte seinen gewohnten Gruß gähmend.

Als er, selbst gähmend, eine gute Strecke fortgegangen und am Ende der Vorstadt war, bemerkte er endlich bei einem Plaze, welchen er als das Lustwäldchen eines Kaufmanns wieder erkannte, und mit einem geschmackvollen Stacket umgeben sah, eine weibliche Figur, die ihn zu erwarten schien; sie sah sich im Wandeln zuweilen um, öffnete dann eine eiserne Gartenthür, und verschwand im Garten, ohne die Thür zu verschließen. Er folgte ihr sogleich, und trat in ein angenehmes Bosquet, dessen hohe kühle Schatten für den erhitzten Fußgänger heute doppelt einladend sein mußten. Die Sonne sank bereits, als das schöne Dichtig ihn aufnahm.

Dort hatte er nicht lange zu suchen nöthig. Die erwähnte Gestalt trat ihm sogleich entgegen. Es war ein wohlgebildetes Weib von etwa zwanzig Jahren, die einen stillen Kummer in ihren Zügen trug. Sie bat ihn, sich zu ihr auf eine Gartenbank zu setzen, und trug ihm dann mit rührender Verlegenheit ihren Fall vor. Dieser bestand in einer gewissen Liebesgeschichte mit einem Verwandten des Grafen. Wilibald kannte sie schon zum Theil, und bezeugte ihr seine aufrichtige Theilnahme. „Man habe ihr,“ so beschloß sie ihre Rede, „ihn als einen wahren Freund des Grafen, und zugleich als einen Freund der Unglücklichen genannt. Da nun selbst ihre mächtigsten Gönner sich weigerten, in dieser Sache etwas zu thun, so würde sie, wenn auch Wilibald Bedenken trage, sich bei dem Minister für sie zu verwenden, jede Hoffnung zur Hilfe aufgeben müssen.“

Nach einigem Ueberlegen fand Wilibald, daß er, als ein fremder, unbefangener Mann, es allerdings wagen müsse, sich dieser Person anzunehmen. Er sicherte ihr jeden Beistand zu, der durch Vorstellungen bei dem Grafen möglich sei, ließ sich alles vollständig erklären, und gab ihr einen Ort an, wo sie die Nachricht vom Erfolge seines Unternehmens finden werde. Beim Abgehen wandte sie sich

nochmals um, und rief leise: „Wenn es Ihnen einerlei ist, so bitte ich, mir nicht sogleich zu folgen, sondern durch das Haus den Rückweg zu nehmen.“

Sie verschwand. Er beschloß indessen, hier noch eine Zeitlang zu verweilen, und ihr dann auf demselben Wege zu folgen, weil ihm dieser der amuthigste schien. Mit Wohlgefallen durchstrich er das lustige Hölzchen, labte sich an seiner Kühlung, und fand beim Hervortreten aus demselben einen duftenden Blumengarten von sehr beträchtlicher Größe, ringsum mit wilden Gebüsch eingeschlossen, die auch das vorn liegende Gartenhaus halb verdeckten. Es fing schon an zu dämmern, und der schöne Raum war menschenleer. Er hatte einen öffentlichen Garten vermuthet, und es that ihm jetzt leid, daß er vergessen hatte, seine Begleiterin hierüber zu befragen. Da indessen der Garten Reichthum, und die unverschlossene Thür Gastfreundlichkeit des Besitzers zu beweisen schien, so hoffte Wilibald, im Betreffungs-falle werde ihm der Wirth diesen Genuß nicht mißgönnen. Sein Vergnügen vermehrte sich, als er beim Ausgang aus dem Bosquet eine kleine weiße Tafel, in die Rinde einer majestätischen Buche gedrückt, entdeckte, und darauf noch mit Mühe die Worte: „*Patet amico*,“ erkennen konnte. Nicht weit von dieser Stelle, da, wo der Blumengarten sich öffnete, war ein weicher, einfacher Rasensitz in der Form eines halben Kreises angelegt, von welchem, wie von einem Stern die Strahlen, alle Pfade in die köstlichen Blumenstücke hinausliefen, und an dessen beiden Seiten viele Lorbeer-, Drangen-, Myrthen- und Citronenbäume, unbeschnitten, und zum Theil von großer Höhe, in die Erde gesekt waren. Der ganze Garten stand in schwellender Blüthe, und zeugte vom edeln Geschmack des Herrn, aber auch von der Unachtsamkeit des Gärtners; denn einige der Blüthenbäumen entfallene überreife Früchte lagen auf der Erde.

Wilibald streckte sich auf die schöne Bank, deren zartes Gras schon vom kommenden Thau kühl war. Vor ihm murmelte melodisch ein kleines Bassin, aus welchem die abendliche Frische in leisen Wellen stieg, und durch die heiße, düstschwere Blumenluft bis zu ihm floß. Der üppige Sitz war von Rosen umblüht; eine graue Stille hatte sich über alle Wesen gegossen; leise drang nur das allgemeine Geräusch der Stadt, wie eines fernen Meeres, herein; unhörbar flüsterte der hohe Alhorn vor der hochrothen Flamme des Abendlichts; kein naher Laut unterbrach dies wunderbare Schweigen, als das einschläfernde Geschwätz des Springquells; das treuerberzige Locken der Wachtel, in liebliche Pausen zerseht; der süße schmerzlichgirrende Ruf des bühlerischen Rebhuhns aus den benachbarten Fruchtfeldern, und der zärtliche Nachtgesang des Rothkehlchens,

der zuweilen in jenen hohen, sanftschimmernden Tönen, die dem Freunde der stillen Nächte so lieb sind, die dunkle Stille erhellte.

„Hat mich ein Gott an die Ufer Italiens oder Griechenlands versetzt?“ fragte er seufzend, als eine Citrone bei ihm niederfiel. „Diese warmen Luftvögel, vom feinsten Dufte jener Früchte eines bessern Himmelsstrichs mit fremdem Reize durchwebt; diese nächtlich glühende Sternenvelt mit ihren zarten, leisechwimmenden Wolkenbildern! O, lieber Traum, du trägst die Seele hin zur klassischen Erde und ihren Gestalten!“

Eine Umarmung weckte unsern Freund. Von glänzendem Weiß umflossen, schwebte eine süße weibliche Gestalt, die Arme sehnend nach ihm gewandt, hinter den Rosen hervor, und schmiegte sich, wie ein Traum der Liebe, zu ihm nieder. Ihr Gewand war nur ein zarter Nebel, und glich den warmen Bogen der Mailäfte. Vor den heißen Schlägen ihres Busens war schnell aus dem seinigen das frostige Staunen geflohen. Willig in ihren Armen ruhend, fühlte er die Wange von einem leisen, zitternden Athem angehaucht, von heißen Thränen geneckt. Bald erschlossen ihre Lippen, brennend und in unaussprechlichem Geflüster, die seinigen. Trunken von Lieblichkeit, dunkelte ihm schon das Auge unter diesen seuchtesten Schlangenküssen. Sie entzündeten eine neu aufglühende Ahnung in ihm. Sein Blick erlosch in der Fülle unbekannter Thränen, und seine ganze Seele verlor sich endlich in nie empfundenen Träumen, aus welchen ihn nur die zärtlichbittenden Klagen der verwundeten Göttin weckten, um ihn von neuem einzuwiegen.

„O, ihr seligen Himmel, schonet!“ schluchzte sie zuletzt gebrochen, wie im Innersten des Lebens an seligem Morde verblutend, — und eben trat der sichelförmige Mond aus einer Wolke, und erleuchtete die blühende Welt, als sie sich in wildem Entzücken seinen Armen entwand, und mit abgewandtem Antlitz floh.

Aber Wilibald streckte noch flehend die Arme nach ihr aus: „O, weile noch,“ rief er mit der Stimme einer nie zu stillenden Sehnsucht; „weile noch, du himmlische Gestalt! Wer bist du! Werde ich dich wiedersehen?“ Es rief sanft: „Ach, nein — vielleicht nach morgen — niemals wieder!“ — und sie wollte wiederkehren, und er wollte ihr entgegenliegen; aber schnell verrauschte das anmuthige Bild in den blühenden Hecken, und nur der kühle Nachtduft von den zarten Gebüschern troff auf sein glühendes durstiges Gesicht und auf die suchenden Hände labend in silbernen Thaufunken herab.

Der Gedanke an seine Sicherheit war der erste, der ihn wieder zum gewöhnlichen Leben zurückrief. Hell erleuchtete jetzt der Mond das Bosquet, und leitete ihn bis zu der Thüre, die er noch unvergeschlossen fand. Er schlüpfte eilig hinaus, aber tiefsaufliegend verließ er das blühende Labyrinth, welches ein beständiger Zeuge seiner

unwillkürlichen Verirrung in die Gewalt der Sinne blieb. Bald sah er sich wieder in besuchteren Gegenden der Stadt, und nahm, nach einigen Umwegen, den Rückzug in seine Wohnung. Als er ankam, fuhr eben die Gräfin von seinem Hause weg. Seine Verwandte waren in einiger Unruhe über den Nachtschwärmer gewesen. Mathilde hatte sich mit dem Kabinettsrath unterhalten müssen, weil Mariane noch spät zu der unpäßlichen Luise war gerufen worden. Die Gräfin hatte Abends Mathilden abgeholt.

Jede Unterhaltung war ihm für diesen Abend unerträglich. Er suchte sein Lager, um sich dort den seltsamsten Träumen zu überlassen, die jemals einem Sterblichen, als das bunte Gefolge einer überraschenden, schnell entfliehenden Wirklichkeit, erschienen sind.

Man weckte ihn des Morgens aus einem irren Schlummer, weil ihn der Minister bitten ließ, heute bald zu ihm zu kommen. Dort ward er für den ganzen Vormittag in Geschäfte verwickelt, deren Beendigung auch einen Theil des Nachmittags forderte. Dabei hatte er aber das Glück, den Grafen in einer so passenden Stimmung zu treffen, daß er das Anliegen seiner gestrigen Supplikantin nicht nur vortragen konnte, sondern es auch auf eine für sie unerwartet vortheilhafte Art befriedigt sah.

Erst Abends war er im Stande, über die gestrige Begebenheit in einigem Zusammenhange nachzudenken. Seine gefährliche Selbstvergessenheit und jenes Hingeben seines ganzen Wesens an eine fremde zarte Gewalt, würde ihm große Unruhe gemacht haben, wäre er noch unbekannter mit dem großen Leben gewesen, und hätte er weniger frei, im Sinne des Welttons, gedacht. Daher brachte nur der Entstehungsgrund, die Person, und die Folgen des Ganzen, sein Gedankenspiel zum lebhaften Umlauf.

Es kam ihm sehr unwahrscheinlich vor, daß seine Supplikantin einigen Antheil an der Geschichte des Abenteuers haben sollte, da sie sich ihm durchaus unbefangenen gezeigt hatte. Den Gedanken, daß sie seine schöne Göttin selbst gewesen sei, konnte er kaum denken; denn er war ihr so unbekannt gewesen, als sie ihm; der Stolz fühlte sich ihr auch noch jetzt so fremd, daß er jede Harmonie abzuleugnen mußte; und bei allen Vergleichen dieser Frau mit jenem leichten, himmlischen Wesen, wandte er immer, wegen des geringen Grades ihrer Bildung und Schönheit, sogleich den Blick mit einer Art von geringschätzendem Lächeln von ihr ab. Wer konnte aber jenes Wesen sein, von dessen erwärmenden Umschlingungen seine Seele noch jetzt in Flammen aufloderte? „Es war keine Bühlerin!“ rief er leidenschaftlich aus, und hätte in diesem Augenblicke die naivsten Schwüre auf ihre Tugend abgelegt. „Es war ein liebendes Weib — ach, sie war kein Weib! Laßt mich, selige Griechen, wie ihr, in dem süßen Traume leben, daß die Unsterblichen sich gnädig

den unwürdigen Menschen nähern; daß sie in Umarmungen dem Stoffe der Menschheit das Göttliche beimischen; daß die liebende Göttin als entzündete Jungfrau zur Erde herabschwebt, um an der Brust des Menschen zu ruhen, um ihm, als Weib, die Idee des Schönen in Götterküssen mitzutheilen, vor deren himmlischer Glut seine Seele vergeht! Bist du denn etwa auf ewig abgeblüht, du götterverwandtes Volk? Sollten deine duftenden Haine sich nimmer beleben? Nimmer die Mysterien ihrer kühlen Schattennächte, jene zärtlichen Töne der gottbeglückten Menschheit, wiedererzählen? Nein, dein Wonnелеben konnte nicht auf ewig versinken! Noch lebt die Gottheit, und endlos haucht sie das Schöne über die Welt; noch blüht der Mensch in den Auen der Zeit; entgegen blüht er dem Wiedersehen!"

Allmählig zog ihn der Stoff wieder zur Erde herab. Dann betrachtete er ihr Scheidewort. „Ach nein," hatte sie ihm zugewispelt, — „vielleicht nach morgen — ach, niemals wieder!" Im Ton dieser süßen Stimme, den er sich jetzt zurückrief, lag für ihn eine bogenlange Uebersetzung. „Nein, wollte sie sagen, die Liebe hat mir Pflicht, Glück und Leben aus der Seele verlöscht; ihr habe ich alles geopfert; ich habe geliebt: aber nur dies eine Mal wagte ich's, ihr zu folgen, — und die Grausame ruft mich Arme, die, schwächer als je, wider ihre Bande kämpft, von neuem in das seltsame Labyrinth. Du, den ich, ohne zu dürfen, liebe, o, zieh mich nicht zur zweiten Verirrung hin! Ich wäre jetzt zu schwach, dir ein ewiges Lebenwohl zu sagen, da du, von gleicher Härtheit ergriffen, das deinige mir versagst. Wolltest du meinen theuersten Willen brechen, meine Ruhe, vielleicht mein Leben und mein Alles an eine Stunde setzen, deren dunkles, halbes Glück du nie ganz kennen darfst, um nicht seiner Fülle zu erliegen: o, dann würdest du mich vielleicht — ach leider würdest du mich wiederfinden!"

Bei allen bekannten Frauen blieben seine Gedanken verweilend und prüfend stehen. Selbst die Gräfin, Marianne, Luise, und endlich gar die arme Mathilde ließ er seinen Nachforschungen vorüberziehen. Aber nirgends waren die Umstände passend. Auch hielt er es für unmöglich, das Original eines Bildes, von dessen geheimsten Gedanken er seine Seele göttlich befruchtet fühlte, sich heute ohne das Gefühl der innigsten Annäherung und Wiedererkennung vorzustellen. Er empfand es, daß er Mathilden heißer als je liebe, und daß, vor allen, ihre Gestalt sein gestriges Bild ausfülle; allein, diese erhöhte Liebe gründete sich auf seine gestern erregte Sinnlichkeit, und darauf, daß er an diesem Tage zum ersten Mal die Qual der Eiferjucht empfunden, daß er beschlossen hatte, mit der Geliebten zu brechen, und daß er sich für ungeliebt hielt. Lauter Gründe, warum in seiner Liebe eine Art von Leidenschaftlichkeit entstehen mußte.

Nach einigen ruhigeren Betrachtungen fiel ihm auf einmal Luise's gestrige angebliche Krankheit im Schrecken ein. „War sie erkrankt?" rief er. „Hat man dich betrogen? Sie liebt das Romantische, und ist dabei doch eine gemeine Seele. Welche Möglichkeit! Welche Folgen! Welches unabsehbare Elend! Und Mathilde — o, ich Verlorner! Mariane! Unglückliche, du warst gestern bei ihr, — konntest du deinen Freund verrathen?"

Das letzte schien ihm wenigstens unmöglich; und er machte, um nicht ungerecht zu sein und nicht unedel zu werden, seinen Betrachtungen ein Ende. Nach irgend einem Umstande zu fragen, der ihm hätte Aufschluß geben können, dazu hatte er nicht Muth. Die Hoffnung, man habe ihn in der Nacht erkannt, schien ihm angenehm, aber trügerisch. Darüber, daß er morgen nicht zum zweiten Mal hingehen wolle, war er mit sich vollkommen einig, und hoffte, dies auch für morgen und immer zu bleiben. Er glaubte ja in ihren letzten Tönen ein sanftes Abmahnend zu finden. Auch konnte ein zweiter Schritt zu nichts Gutem führen. Der Gedanke an die reine, unschuldige Mathilde und seinen bisher so treu bewahrten Vorsatz, alle unordentlichen Liebeshändel zu vermeiden und den Frieden seiner Seele zu sichern, stärkten seinen Entschluß. „Die Folgen," so endigte er sein Selbstgespräch, „mögen hier sein, welche sie wollen, so werde ich immer viel Entschuldigungsdes auf meiner Seite haben. Ich will das Abenteurer in's Geheimste meiner Brust verschließen, bis vielleicht der Zukunft Morgentlicht über dem reizenden Dunkel aufgeht."

Gegen Mathilden, die er des folgenden Tages bei der Gräfin sah, war er so freundlich und gefällig, wie es einem Manne, den die Weiber zu lieben pflegen, geziemt; beschäftigte sich aber mit ihr gerade nur so viel, als nöthig schien, um sich dieses Bestandes beim schönen Geschlecht überhaupt nicht unwürdig oder verlustig zu machen. Er war ein Liebenswürdiger des stolzen Geschlechts; den Liebenden barg er vor ihren Blicken in die Tiefe der stolzen Brust. Diese Art von Qual, die Mutter unendlicher Liebesfreunden, welche liebende Seelen gegen sich und den Geliebten für die Verursachung aller gegenseitigen zärtlichen Schmerzen so erfindungsreich macht, um nur ihre Kinder desto schneller groß zu ziehen, sollte Mathildens einzige Strafe sein, falls sie ihn noch liebte, oder jemals geliebt hatte. Und war dies nicht, dann wollte er sein Betragen nach und nach zu einer Ueberlegenheit emporheben, zu einer stolzen Werthschätzung spannen, die ihr manche bittere Stunde verursachen sollte; vorausgesetzt nämlich, daß bei dieser zu früh gemachten Rechnung auch der Wirth, sein gutes Herz, und andere Umstände ihm das Letztere erlauben würden.

Hierbei fiel ihm aber gleich anfangs sehr auf, daß Mathilde seit diesen zwei Tagen eine gänzliche Veränderung, und ihre Heiterkeit einen merkwürdigen Verlust erlitten hatte. Die schönen Augen leuchteten matter als sonst, und sie blickte selbst ihren Freund nur mit einem gewissen verweinten Lächeln an, welches ihm durch die Seele drang. Sie war genöthigt, die Dame vom Hause zu machen, weil die Ministerin sich nicht wohl befand. Doch ließ diese aus ihrem Kabinet ihm öfters allerlei tadelvolle Reden und strenge Sittensprüche über sein Betragen gegen Mathilden herausfagen, so, daß er endlich bitten mußte, sich persönlich vor ihr verantworten zu dürfen. Das wurde aber hitzig abgeschlagen, und ihm zugleich überhaupt angethan, seinen Besuch für diesmal abzukürzen, da gestern und heute sich noch kein Mensch so weit herein gewagt habe, als er. „Ich werde es Ihnen sagen lassen,“ rief sie endlich heraus, „wann ich wieder wohl sein will!“ Er hörte sie lachen.

Wiewohl bei diesen Zwischenklatschereien auch manches über Mathildens Verhältniß zu ihm und ihre sonstigen Neigungen vorgekommen war, so hielt doch Wilibald an, und vermied alle Anspielungen auf Franz mit einer Feinheit, die ihm selbst vielleicht das größte Vergnügen machte. Mathilde blieb einsylbig. Als er wegging, blickte sie ihm eine Zeitlang ernst und traurig in's Auge; dann sagte sie leise: „O machen Sie, daß ich meinen Vater bald wiedersehe!“ Sie sprach das Wort „Vater“ in einem unbefreiblich kindlichen Ton aus. „Treue Schweizerseele,“ sagte er gerührt, „sehnst du dich endlich nach deiner kleinen Alpe zurück?“ Aber er verschloß geschwind das plauderhafte Herz wieder, versprach ihr, noch heute dem Vater zu schreiben, und bat sie in den gewähltesten Ausdrücken des vornehmen Tons, sich zu beruhigen. Sie wendete das Auge schmerzlich ab, und schien von seinen Dienen und Reden getäuscht. Doch der Verräther behielt seinen höfischen Anstand, und hatte noch dazu die Grausamkeit, in seiner trefflich ausgeführten Abschiedsverbeugung lächelnd ein taubes Fräulein hinter ihr zugleich mitzunehmen; ja nicht einmal darauf zu achten, wie sehnd die Geliebte während dieser letztern, größern Hälfte des Kompliments nach einer Hand blickte, die ihr sonst bei jeder Trennung so treuherzig gereicht ward. „Sie hat Mitleiden mit meiner Liebe,“ sagte er im Fortgehen; „denn sie weiß vom Assessor, was Liebe ist! Vom Assessor?“ wiederholte er fast laut, und drückte den Hut in's Gesicht.

Der Abend kam, und Wilibald beschloß, weder zu essen, noch auszugehen, damit nicht irgend ein neues Abenteuer ihn in jene gefährliche Vorstadt verschlagen könne, wo heute Abend das hoffnungsvolle Morgenroth jenes unvergeßlichen „nach morgen“ süß und verführerisch heraufglühete. Aber — es war ein heißer Abend!

Keine Arbeit wollte gelingen. Seine ganze Männlichkeit schien heute in Lieb' und Unruhe aufgelöst. Er war so glücklich, so selig gewesen, daß auch das Beste von seinem bisherigen Leben gegen jene Stunde weit zurückblieb! Lebhaft gestand er sich dies jetzt, und sah ängstlich und schwerseufzend nach der Uhr. Er trat an's Fenster, und schaute, wie glücklich seine Bäckerin in unzerstörbarer Apathie vegetirte, und wie ernst der Schuster auf den Hafen des Feierabends losstach, wo ihm die Zeitungen bald neue politische Glut im Herzen ansachen sollten. Diese guten Menschen kamen ihm heute nur abgeschmactt vor. „Hat denn,“ zürnte er, „dieses Volk wohl je die leiseste Ahnung vom Zuge nach jenen Wonne gefühlt, deren Wüde jetzt die Kammern meines Herzens zu sprengen drohen?“ Er spazierte in seinem Zimmer hin und her, mächtigen Schritts, wie ein Gewaltiger. „Jetzt ist vermuthlich Franz bei ihr, und spöttelt mit seinem faden Witz über die zu Boden gedrückte Kraft meiner treuen Liebe.“ „Seine Zärtlichkeit,“ spricht er jetzt zu ihr, „geht nur in den stillen Hainen umher, wie ein brüllender Löwe.“ Sie lacht, und sagt dann mit glänzenden Augen: „O, er ist doch eine redliche Seele!“ Und er küßt sie wieder! Zehnmal küßt er sie, zur Strafe dafür, daß sie sich unterstanden hat, einen andern Gedanken, als ihn, zu denken. Und die Gräfin ruft zwischen die Scene aus ihrem Kabinet: Recht so! damit will ich ihn höhnen, wann er wieder kommt! Und du, Wilibald? du versagst dir die schönsten, geweihtesten Freuden, über welchen jemals der zärtliche Mond aufging?

Unser Freund sah wieder auf die Uhr. Es war die höchste Zeit, und unter dem blassen Himmel schlug schon die Dunkelheit ihr alles verhüllendes Gezelt auf. Er nahm seinen Hut, blies einige Stäubchen davon ab, und legte ihn wieder weg. „O Mensch,“ rief er aus, du Traum der Zeit! du Bild der Eitelkeit! Will der Mensch dem Herzen und den Sinnen folgen, gut! Wo nicht — warum macht er sich reisefertig?“ Er bemerkte, wie seine hastigen Schritte unwillkürlich sich verdoppelten; im Busen tochte das Blut; sein Herz klopfte der nahen Seligkeit brünstig entgegen, und das Auge füllte sich mit schweren Thränen. „Was ist denn,“ fing er wieder an, „Tugend, Pflicht und Hochgefühl? Können wir wohl Eigenthümer von dem allen sein, wenn wir uns selbst erst dazu zwingen müssen? wenn wir Verzicht darauf leisten sollen, es aus friedlicher Selbstneigung, aus zu eigen gewordenem Geschmact zu üben? Und muß ich nicht mich selbst geringschätzen, wenn ich jetzt Thränen — lächerliche, aber glühendere Thränen vergießen möchte, als je ein Glockengießer Metall vergoß?“

Er hatte sich bisher für viel besser gehalten, als er jetzt bei der Untersuchung fand; und sein Unmuth über diese Entdeckung machte,

daß der Aufruhr seiner Sinne nach und nach in Elegieen über diese Verderbtheit des menschlichen Geistes zerfloß. Er ergriff seine Geige, und noch nie hatten so klagende, wehmüthige Töne den Raum seines Zimmers gefüllt, als an diesem stillen Abend. Aber das eigne Herz saugte begierig die zarten Töne wieder ein, und allmählig verlor sich sein ganzer Mensch im sanften Strome der Harmonie, in der Fülle jener stillwallenden Akkorde, welche die Bogen eines unruhigen Lebens so unvermerkt mit dem heiligen Del der Kunst zu ebnet vermögen.

Als die Stille zunahm, unser Freund sich selbst vergaß, und die Saiten endlich mit dem Herzen ruhten, da weckte ihn ein seltsamer Ton. Sein Nachbar hatte lange Zeit geschwiegen; jetzt fing die Flöte weich und kraftlos an zu spielen. Es war eine höchst traurige Melodie; Wilibald beantwortete sie mit Nührung, ging aber bald, emporgehoben durch den größern Umfang des Saitenspiels, in eine Idealisirung über, in einen volltönigen Aufschwung von den Tiefen der irdischen Wallfahrt in die Regionen der Form. Er hörte so gleich seinen Satz, zwar abermals schwach, aber in einer Höhe und Reinheit erwiedern, vor welcher sein gerührtes Herz erbebt. Es war der stillblühende Schall des heiligsten Friedens in der Seele; die siegreiche Anzeige von einer herrlichen Resignation. Mitten in einem Satze, dessen ganz ungewöhnliche Höhe Wilibald mit Staunen hörte, stand auf einmal der Ton verlöschend still, und er glaubte drei sanfte Schläge an der Scheidewand zu hören, die zwischen ihm und seinem Freunde war.

Ein Schauer ergriff ihn. „Bist du unglücklich, armer Freund?“ rief er empfindlich aus. „Bedarfst du meiner Hilfe? Bist du krank?“ Erst in diesem Augenblicke reute es ihn, daß er nicht längst den Mann besucht hatte; er wollte sogleich hinüber; aber alles im Hause schlief schon; auch hörte er beim Nachbar mehrere Stimmen, die seinen nächtlichen Besuch theils unnötig, theils aber zwecklos zu machen schienen, da es ihm eigentlich um das Zutrauen des Menschen zu thun war, mit dem er, statt ihm Gutes zu erweisen, bisher nur sein sanftes Spiel getrieben hatte.

Des andern Morgens kleidete er sich früh an, und wollte eben hinüber eilen, um seinen neuen Freund zu sehen, als ihm der Bediente meldete, gestern Abend sei der Nachbar Weber — gestorben! Wilibald sah den Menschen starr an. — „Er hat mir,“ sagte dieser, „einmal vor dem Konzertsaal ein Glas Wein eingenötigt, damit ich ihm Ihre Violine beschreiben sollte.“ Der Bediente, welcher in der Stille manches vom Verhältnisse seines Herrn zu diesem Weber errathen hatte, konnte, da er Wilibalds Erschrecken sah, kaum die Thränen zurückhalten, und ging hinaus.

Wilibald überließ sich ganz seinem Gram. „So war es dein Schwanenlied, du edler Freund, was du gestern noch so leise in himmlischen Tönen aushauchtest? So nimmst du mit jenen sanften Schlägen Abschied von dem Bruder, der dich so sehr liebte? Gewiß wolltest du diesen drei Abschiedsworten irgend einen Sinn geben! O, so laß mir deinen Geist ihren geheimnißvollen Sinn noch zuwinken! ich will ihn bewahren! Ach, wie war es denn möglich, daß der Tod dich so heimlich und bübisch, vielleicht nur drei Spannen weit von meinem Nachtlager, mordete!“

Mit nassen Augen kam der Bediente zurück, und ließ die Thür offen. „Die Frau des Nachbarn ist draußen,“ sagte er, und ging wieder.

Eine junge, reinlich gekleidete Frau trat, mit trübem Blick, langsam und zitternd ein. Sie trug ein kleines Mädchen im Arm, und, indem sie mit erzwungener Freundlichkeit sagte: „Wir bringen Ihnen ein Geschenk!“ reichte das Kind ihm lächelnd — eine Flöte entgegen; dann legte die Mutter ihre Hand auf das brechende Herz, zum Zeichen, daß sie nicht weiter zu reden vermöge, und um die Günstigste, in eine erbärmliche Klage ausbrechen zu dürfen. Er theilte redlich ihre Thränen, und bat sie dann, ihm die vornehmsten Lebensumstände des Verstorbenen zu erzählen, wozu sie nach und nach Kräfte sammelte.

Ihr Mann hatte sie wider den Willen seiner und ihrer Eltern geheiratet. Von allen Seiten hatte man ihnen Liebe und Unterstützung gänzlich versagt; der Verstorbene hatte daher ein sehr mühseliges Leben geführt, und fast übermenschliche Kräfte zu Erhaltung seiner Frau und ihres Kindes anwenden müssen. Seit einem Jahre waren zwar die Eltern wieder gut, sie selbst aber sahen sich dadurch vor Nahrungsorgen nicht viel mehr gesichert, weil die elterliche Unterstützung nur dürftig ausfallen konnte, und weil des Mannes nie stark gewesene Gesundheit sich jetzt sehr zu verschlimmern anfing. Das arme Weib bekannte unter bitterm Neuzähren, sie selbst habe ihn oft durch Widerspruch und andere Unarten gekränkt, und sein sanftes Herz mit ihrem Starrsinn verwundet. „Ach,“ sagte sie, „er war so gut! Er hat mir alles verziehen. Nie habe ich einen Vorwurf über meine hitzigen Reden von ihm gehört! Er ging dann nur in seine kleine Stube, hier neben an; und da hat er immer des Abends Flöte geblasen; und stets kam er heiter zurück. Vor erlichen Wochen sagte der Arzt endlich, es sei ein schleichendes Fieber, er werde wohl sterben. Und so war's auch. Ach, von Ihnen, lieber Herr, sprach er immer mit Lächeln, und bedauerte dann gewöhnlich, daß er nicht bei der Musik geblieben sei, die er in der Jugend gelernt hatte. Er sagte mir oft, in seiner Flöte und in Ihnen liege der größte Trost seines

Lebens; und, Gott verzeih' mir's, ich lachte darüber, und stellte ihm vor, er solle Sie lieber einmal um Vorschuß von zwanzig Thalern bitten. Aber dazu hatte er nicht Muth. Gestern Abend litt er noch einen harten Kampf, als er merkte, daß ihn Gott von der Welt abrufen wolle. Ich stirbe gern, sagte er, und du könntest arbeiten, und dich ernähren; aber unser Mädchen macht mir meinen Tod sauer. Für euch beide wirst du nicht genug verdienen können; ihr werdet Noth leiden; sie wird so wild aufwachsen; du hast weder Verstand noch Zeit, um ein Kind zu erziehen; und das macht mir das Herz so schwer, daß es nicht brechen will! O, Herr, ich weinte über diese Worte ohne Maß; und er lag bei der Abendsonnenhitze in einer schrecklichen Angst da, die sich gegen die Nacht immer vermehrte. Ach, da fingen Sie hier an Musik zu machen, und er wurde bald stiller, und verlangte seine Flöte. Ich weigerte mich; aber er bat so sehr, daß ich sie ihm gab. Ich will ihn noch etwas lehren," sagte er freundlich; denn er hat mich auch genug gelehrt. Dann blies er, und sah dabei auf einmal so heiter aus — ach, so schön, bester Herr, daß mich ein Grauen ankam. Aber er mußte bald aufhören. Es ist vorbei! sagte er, und pochte lächelnd an die Wand, daß sein guter Freund, wie er meinte, ihn nicht unrecht verstehen solle. Er ruhte sanft aus, that aber, als wenn er aufmerksam auf andere Töne horchte, von denen ich doch nichts hörte. Diese Klänge, sagte er, gleichen dem Ruse des Posthorns, wann im Frühjahr die ersten Reisenden wieder vorüberzögen, nach den warmen Ländern, wo es schon Sommer sei. Nun drückte er erst mich, dann das Kind, und zuletzt auch die Flöte an's Herz, und gab sie dem Kinde. Morgen früh, sagte er schon sehr matt, wann ich nun todt bin, nimm die Kleine, und laß sie dem Herrn die Flöte bringen. Sag' ihm, — aber weine nicht dazu — (die Frau stämmte die Hände gegen die Brust, und schluchzte heftig) sag' ihm dann, er möge zu meinem Andenken die Flöte von meiner Kleinen annehmen, und mich und sie dabei nimmer vergessen. Sag' ihm — o, wie wunderbar drückte er sich doch aus! — sag' ihm, ich wünschte, er hätte die Töne hören können, die ich jetzt beaufacht habe. Mein Herz sei unter ihrem süßen Frühlingsglocken gebrochen. O, es wird nicht ewig Winter sein, meine Liebe! — Da reichte er mir ruhig die Hand, und im Nu war es aus mit ihm. Ach, mein Herr, ich habe kein Wort von seinen letzten Reden vergessen!"

Sie besann sich. „Hat er nicht noch etwas gesagt?" — „Heiliger Gott, nein! Er hat nun nichts mehr gesagt!" Ihr Thränenquell floß unaufhaltbar von neuem hervor.

„Gute Nacht, mein Freund! Deiner will ich nimmermehr vergessen!" sagte Wilibald sanft, und nahm das Kind, welches die Flöte noch hielt, in seine Arme, und drückte es, wie auf ewig, an

sich. Die Kleine fing an bitterlich zu weinen, und schlug die Arme um seinen Hals.

Eben trat der Finanzrath, der die Geschichte von dem Bedienten erfahren hatte, mit Marianen in die Thür. Mariane fing an zu schluchzen, und der Alte sah ihn einen Augenblick still an; dann sagte er leise: „Komm jetzt!" und führte Marianen weg.

Wilibald bat nun die Frau, ihm das Kind so lange hier zu lassen, bis sein Freund unter die Erde gebracht sei; und falle es ihr dann zu hart, sich von der Kleinen sogleich zu trennen, so wolle er weiter mit ihr über die Sache reden. Die Frau ging endlich, die Hände im stummen Danke ringend, weg, und das arme Kind schien der bisherigen Nahrung von bitteren Thränen so überdrüssig, daß es unter seinen Liebkosungen bald freundlich ward. Er trug es sogleich zu Marianen, bei welcher der Finanzrath nachdenkend saß. „Dieses ist," sagte er zu Marianen, „der theure Nachlaß einer schönen, uns befreundeten Natur; — eines meiner Vertrauten, den der kalteblütige Tod dahinstreckte, eh' ich noch in sein leidendes Angesicht sah. Ich vertraue dieses Pfand einer blinden, aber glaubensvollen Freundschaft Ihrer Pflege; und, — es gehe mir in der Welt wie es wolle, — das nachgelassene Kind soll auch zu meinem Nachlasse gehören."

Sie sank ihm an's Herz. „O du Edelster," rief sie, „nimmst du mich auch in deinen Frieden auf, der dich jetzt wie eine Glorie umgibt? In diesem kleinen Wesen liegt für dich ein Himmel! Und einzig dein Herz hat ihn dir erworben!"

„Du gutes, geweihtes Kind!" sagte der Finanzrath, und liebte die Kleinen, um seine Nahrung zu verbergen. Sie zog ihn nach der Thür, und der Alte ging geduldig mit ihr aus dem Zimmer. Mariane wollte sie selbst warten und erziehen, und konnte keine Worte finden, um dem Schwager ihren Dank auszudrücken. „Sie ist," sagte sie, „mit den geistigsten, geheimsten Banden durch dich an unser ganzes Haus geknüpft. Sie soll auch selbst an unsern Schicksalen Theil haben, und Genossin unserer Familie sein."

Eben führte die Kleine den Finanzrath wieder herein; er gab unserm Wilibald die Flöte, zu welcher ihn das Kind hingeführt, und sie ihm aufgedrungen hatte. Das Kind war zufrieden, als der jüngere Vater ihr Erbtheil wieder zu sich nahm und setzte sich still auf Marianens Fußschemmel. Zu Marianen hatte es bis jetzt am wenigsten Zutrauen, weil ihre Mienen noch zu leidenschaftlich, und ihre Liebkosungen zu heftig waren. Und doch nannte es sie: schön.

„Wenn du jetzt dazu im Stande bist," sagte der Alte, „so erzähl' uns doch diese Geschichte, von der ich noch so wenig weiß." Wilibald sammelte seine Fassung, und gab ihnen umständliche Nachricht von seiner geheimnißvollen Freundschaft. Er befehlt die einfache

Erzählung der Weberin, worin sie den letzten Willen des Verstorbenen so ängstlich zu erfüllen strebte, fast wörtlich bei. Mariane versloß in Wehmuth.

„Du bist ein glücklicher Mensch, Willibald!“ sagte jetzt der Finanzrath. „Oder soll ich sagen: Du bist ein guter Mensch? Oder war dieser Weber ein so edler Mensch? Lieber Sohn, mich dünkt zuweilen, unser Richter wird einst nicht bloß fragen: was thatest du? sondern auch: was warst du? — Wie? Verstehst du mich?“

Der Sohn ergriff seine Hand. „Und dann, guter Vater, wird manches schöne Herz, was jetzt, ungünstig verhält, unter den hohen, heißen Dachlammern dieser prächtigen Straßen sehnend schlägt, und thatenlos verschmachtet, hervorleuchten, wie die ewigen Sterne.“

„Ja, einst,“ sagte Jener, „so meinte ich's. — Wie abgeschmachtet und sündlich kommen mir doch in diesem Augenblick alle jene vornehme Mitleidsbezeugungen gegen verschämte Unglückliche vor, von denen ich so oft Zeuge war, die höchstens so viel heißen, als: Einen halben Gulden gab' ich dir allenfalls, wenn ich wüßte, daß du's nicht übel nimmst; acht Groschen hing ich wohl dran, wenn ich dich retten und glücklich machen könnte! Ich wette, sie thun dem Menschen, seinem Bruder gegenüber, wenig besser, als Arm und Beine entzweischlagen! Du hast aber Recht: Es ist allerdings etwas Großes um — die Kunst. Sie ist ein herrlicher Thronhimmel, unter dem sich die Menschheit wieder versammelt und begrüßt. Vergib mir, wenn erst heute der rechte Sinn für deinen Kunstsin in mir erwacht! Durch die Kunst spricht Gott zu uns.“

„Durch die Religion,“ fuhr Willibald fort, „werden wir Gottes Kinder, durch die Kunst seine Freunde.“

„Uebrigens,“ sagte der Alte, „wagte der Nachbar doch gar nichts, daß er zuletzt ruhig starb, über sein Kind. Und doch hatte er Keinen von uns gesehen! Nein, er wagte dennoch viel für diese Welt! Aber er hielt uns für Etwas! Und wir? Wir mögen uns nicht fragen, was wir thun wollen; wir wissen nur, was wir thun werden.“

„So lang wir uns nämlich der Leidenschaften erwehren!“ sehte der Sohn mit einem Seufzer hinzu, welchen ihm die Erinnerung an seinen gestrigen Abend auspreßte.

„Am Ende,“ sagte der Finanzrath, „muß doch alles Thun immer der Dienstknecht des Seins bleiben, wenn sich auch der faule Knecht eine Zeitlang sträubt! Aber selig sind doch die Reichen — und die Menschen!“ beschloß er, dankbar zum Himmel aufblickend, und mit Lust zog er sich zu seinem Bureau zurück. „Verderbt nur die Kleine nicht!“ rief er noch zur Thüre herein.

Unser Freund erfuhr zu seiner Beruhigung vom Arzte, daß dem Verstorbenen durch nichts hätte geholfen werden können, als durch den sanften Tod, der ihn nahm; und daß der Keim zu diesem schon von früher Jugend an in seinem Körper müsse gelegen haben.

„Morgen früh komm zum mir!“ sprach er zum Kapellmeister, der das Verhältniß kannte. „Man begräbt einen deiner Genossen, und es schießt sich, daß ihm das schöne Handwerk zu Grabe folge.“

Er wandte den ganzen heutigen Tag für seinen todtten Freund an, veranstaltete seine Beerdigung, und entwarf einen Plan zur Erziehung des Kindes, welchen seine Eltern und Geschwister von Herzen billigten. Man beschloß, die Sache vor dem Publikum in ein anderes Gewand zu kleiden, da sie in der wahren Form Aufsehen gemacht hätte. Allein Mariane gestand, sie habe bereits die Geschichte der Gräfin und Mathilden insgeheim vertraut.

Des Morgens, als der Tag noch nicht graute, erschien Minelli, und sie gingen hinüber. Feierlich, wie zu einer neuen großen Bekanntschaft, näherten Beide sich dem Sarge. Der gewesene Mensch lag einsam, und von Niemand als der Todtenmutter und der Wittve bewacht, in seinem weißen Gruftgewande da. Willibald hatte sich seine Züge viel weniger interessant gedacht, als er sie im Tode fand. Zu spät erfuhr er jetzt, wie viel Beider Leben durch das Anschauen der Person würde gewonnen haben. Die Nase des Todten war vorzüglich schön, und der ganze Kopf hatte eine gefällige Form. Willibald vertiefte sich in Betrachtungen, und ergriff ihn dann leidenschaftlich bei der kalten Hand. „Mußte denn,“ rief er über ihn hin, „unsere Bekanntschaft erst an deinem Sarge geschlossen werden, du Freundesgestalt! Mußte ich erst jetzt deine Augen sehen, da ihre milden Lichter verlöscht sind, da man dich hinträgt, deine Hülle tief in die Erde zu verbergen, wohin kein Flötenton noch Glockenschall mehr dringt! Warum kannst du meinen Vorwurf nicht mehr vernehmen: Wenn du mich mehr liebtest als ich dich, warum ersiehst du mir nicht zuerst? Waren wir nicht Brüder? Doch du gedachtest meiner noch, als der Ton aus dem Lande der Freiheit sich zu dir herniedererschwang. Aber da hattest du keine Rast mehr; die lusterfüllte Seele mußte ja ihrem Sommer nachfliegen!“

Er fing an, sich sehr zu erhitzen, und Minelli hatte große Mühe, ihn zur Gelassenheit abzuspannen.

Als der Morgen kam, erschienen die Träger und das Leichengefolge. Man trug ihn fort, und unsere Freunde begleiteten den Sarg bis zu seiner Ruhestelle.

„Mein Herz,“ sagte Minelli, „wird doch nicht eher Ruhe finden, als bis es so mit kühler Erde überschüttet wird, wie unser Freund hier. Diese polternden Schollen rufen es mir prophetisch zu!“

Die Sonne ging auf, wie sie von ihrem traurigen Gange zurückkamen. Noch zwei andere Leichenbegleitungen begegneten ihnen. Aber unsern Willibald war nun wohl, als er seinen Freund unter der Erde wußte; zwar trauerte sein Herz noch darüber, daß er ihn verloren, und nie gesprochen hatte; allein im übrigen war jetzt das Andenken an ihn mit einer gewissen Heiterkeit verbunden, welche die Erinnerung an sein nachbarliches Leben erzeugte, und der Gedanke an das Kind sehr erhöhte. Das Mädchen schien vollkommen gesund, und trug in seinen Zügen Anlage zu künftiger Schönheit.

Schon gestern hatte die Gräfin ihre Wiederherstellung melden lassen, und Willibald ging heute mit Minelli'n zu ihr. Morgen sollten die Kinder wieder nach Hainberg zurückgebracht werden. Unser Freund hatte dieses damit bewirkt, daß er durch ihren Vater die Gräfin um die Entlassung Mathildens dringend bitten ließ. Kronach und Minelli waren ernst, und Marianens Erzählung hatte auch ihre Freundinnen so lebhaft gerührt, daß diese sich in einer sehr weichen Stimmung befanden. Die Ministerin nahm Willibalden bei Seite in ihr Kabinet. „Ich weiß,“ sagte sie dort, „warum Sie heute so ernst sind. Das ist eine rührende Geschichte.“ Sie drückte ihn sanft an ihr Herz. „Ich wünschte,“ seufzte er, Sie hätten seine Melodien gehört. Aber diesen Morgen haben wir ihn nun schon zur Ruhe für jenen Tag hingetragen!“ Die Gräfin weinte still, und fragte ihn dann wegen der Wittwe um Rath. Zum Besten dieser hatte sie schon mehr gethan, als in Willibalds Plan, nach dem er sie nothdürftig, aber nicht zu reichlich unterstützen wollte, für die Erhaltung ihrer Arbeitsliebe paßte. Allein die Ministerin wußte einen Mann für sie, und dieser Gedanke erhielt seinen ganzen Beifall, da es ihm bedenklich schien, die junge Frau auf ihre Lebenszeit sich selbst zu überlassen. Er übergab also, auf dringendes Bitten, diese Hälfte seines Vermächtnisses der Gräfin einziger Fürsorge, worüber sie die lebhafteste Freude empfand. Ihr Aussehen war blaß, und er fragte besorgt nach ihrem Befinden. „Wohl, wohl!“ sagte sie, und blickte ihn so lange zärtlich an, bis der holde Blick sich in einen langen Kuß gestaltete. „Kommen Sie, Freund, wir wollen heiter sein!“ sagte sie dann im Hinausgehen. „Ich lasse heute den ganzen Tag die Kinder nicht mehr von meiner Seite.“ Sie ergriß zugleich den Kleinen, küßte ihn, und wandte sich endlich mit glänzenden Augen von ihm ab. Mathilde, welche mit dem Kapellmeister über die Leiche gesprochen hatte, stand wehmüthig da, und Minelli bat die Gräfin, ihren Klavierunterricht zu nehmen.

Willibald mußte der Gräfin versprechen, sie mit den Kindern morgen nach Hainberg zu begleiten, wohin er schon heute Abend hatte reisen wollen. Gern hätte er Mathildens Abschied in seinem Hause beigemohnt; allein des Abends kam Mariane mit verweintem

tem Gesicht, um ihm zu erzählen, daß die Ministerin nur einen Augenblick mit ihr da gewesen sei.

„In Wahrheit,“ sagte sein Vater bei Tisch, „es thut mir weh, daß die Engelskinder weggehen!“

„Es sind zwei liebenswürdige Wesen,“ erwiderte die Finanzrätthin, etwas wärmer als sonst.

„Wann kommen wir zum Bruder Willibald?“ fragte Mariane lebhaft und stehend.

„In den ersten Tagen, dent' ich,“ sagte die Mutter, und „Recht so!“ rief der Alte: „Ich bin wohl auch dabei, und wir bleiben vielleicht einige Tage dort.“

Als unser Held des andern Morgens in das gräßliche Haus trat, kam Mathilde eben aus den Zimmern des Ministers. Ihre Augen waren naß, und sie reichte ihm die Hand, wie ein Mensch, der Frieden schließen will. „Bald werden wir wieder beim Vater sein!“ sagte er im kühlen Trösterton. Sie hatte reden wollen, aber sie ließ jetzt die Rede wieder in einem tragischen Lächeln zerfließen.

Jedermann war schon reisefertig. Franz und seine Mutter hatten mit gefrühstückt. Beim Abschied, der von Niemand als ihnen zu nehmen war, umarmte die Frau von Salen Mathilden mit warmer Zärtlichkeit, und ihr Sohn stellte sich erwartend gegenüber. „Ich habe —“ sagte er endlich langsam, als man seiner nicht achten wollte, — „meinen Lohn einzufordern!“ Er breitete die Arme aus, und Mathilde entbrannte in glühender Röthe.

„Eigentlich gerade das Gegentheil!“ sagte die Gräfin: „Zudeffen, wir trennen uns ja heute, Mathilde —“

In diesem Augenblick umarmt' und küßte er das Mädchen lebhaft, und sagte dann: „Wir sehen uns bald in Hainberg!“ Sie floh aus seinen Armen, und sprang, indem sie einen schmerzlichen Blick auf unsern Freund warf, wie außer sich nach dem Wagen.

„Sie hat mich geliebt!“ dachte er, und bat den Assessor laut und höflich, bald nach Hainberg zu folgen, während er die Hand am Busen trampfhaft zusammendrückte, und sich mit freundlicher Gleichgültigkeit der Gräfin gegenübersehte. Zwar leitete er sogleich ein interessantes Reisegespräch ein; allein die Frauen waren schon von der Trennung geängstigt, und die Gräfin schien melancholischer gestimmt als sonst.

den um so mehr wohl that, da er jenen kaum für fähig dazu gehalten hatte. „Ich werde es Ihnen nie vergessen,“ sagte die Ministerin, „wie glücklich Sie mich gemacht haben. Ich bringe Ihnen die Kinder unverdorben wieder, und hoffe, daß sie noch vollkommen das sind, was sie waren; vorzüglich mein kleiner Albert. Uebrigens

habe ich Ihnen bald etwas zu sagen, wozu für heute die Zeit mangelt. — Es ist aber etwas Gutes!"

Sie verweilte nur eine Viertelstunde in Hainberg, und versprach, bald mit dem Grafen wiederzukommen.

Wilibald wollte Vater und Kinder ihrem Wiedersehen überlassen, zumal da er seinen Freund zu Mathilden sagen hörte, sie komme gerade recht, denn er müsse heute noch ein Geschäft in der Ferne abthun, und werde erst spät zurückkommen. Dürster und schwermüthig schlich er zum alten Adams, um sich einzurichten.

Als er in den Hof trat, stand das Gesinde um einen Menschen her, welcher lärmte und Schimpfreden ausstieß, worüber alle lachten. „Es ist der tolle Fritz," erläuterte der Verwalter: „Er schwärmt zuweilen in dieser Gegend umher." Wilibald nahte sich ihm, und fragte, wer ihn beleidigt habe. Der Mensch zog seinen Hut. „Allen Respekt, Herr," sagte er freundlich grinsend, „aber sie haben mir dort im Stalle mein Mädchen eingesperrt, und ich muß mich doch morgen noch tausend Meilen Wegs von hier kopuliren lassen. Und, Herr, wenn er der Platzmeister bei der Hochzeit in dem Hause da ist, so muß er die Bettelleute auch plägen, oder —" Er hob seinen Pfahl gegen Wilibalden, und dieser, dem vor solchen Menschen graute, befahl den Knechten, ihn zufrieden zu stellen. Aus dem Stalle brachte man jetzt eine zerlumppte Puppe, welche sie ihm versteckt hatten. Er ergriff sie mit einem hohlen, düstern Freuden- geschrei, und schlug sie einige Zeit mit der Faust. „So!" sagte er dann lachend. „Ich habe sie einmal recht bluträndig geschlagen. Sie hieß Lieschen, als sie mir noch treu war. Aber du Balg!" brüllte er, und schlug von neuem auf die Lumpen los. Dann küßte er sie, und lief unter schallendem Gelächter, die Puppe an's Herz gedrückt, zum Hofe hinaus.

Das Gesinde lachte sich recht satt, und schalt ihn einen Narren und Taugenichts. „Wenn mit ihm etwas wäre anzufangen gewesen," sagte der grobe Hans, „so hätt' ihn die Liese wohl nicht sitzen lassen. Sie hat jetzt einen recht hübschen Bauer, sechs Stunden von hier, geheiratet, und es geht ihr grunderdenwohl."

„Nu, nu," sagte eine Magd, „ich machte mir doch an Liesens Stelle ein Gewissen daraus! Er ist sonst wohl ein rechtlicher, ordentlicher Bursche gewesen, der über ihr allein doch einmal Hab und Gut und Verstand war." — sagte Hans: „Er hat erst keinen gehabt. Wenn ich ein Mädchen mit einem Andern erwische, so muß ich wissen, woran ich bin; aber ihrentwegen rupf' ich mir wahrlich die Haare noch nicht aus."

„Aber," sagte Wilibald, „warum läßt man ihn so herumlaufen?"

„O," hieß es, „der bleibt an keinem Ort; aber er thut keinem Kind etwas zu leid; er droht nur immer mit Prügeln."

Er stellte ihnen vor, wie unmenschlich es sei, einen so armseligen Mann zu verlachen, und sich mit ihm zu belustigen, da doch Jeden von ihnen ein ähnliches Schicksal treffen könne.

„Ja, der Herr hat Recht!" sagte die junge Magd. „Man sollt' es mein Seel nicht thun." Sie warf einen strafenden Blick auf Hans.

„Schläge," sagte dieser, und schüttelte den Kopf, „Schläge gehören ihm. Alle Tage Schläge mußte er haben. Ich wollt' ihm die Pöffen schon vertreiben, dem Tagdieb!"

„Gut, Hans, daß ich weiß," sagte der zornige Wilibald, „um wieviel besser deine Handlungen sind, als deine elenden Reden. Du würdest mir außerdem ein unerträglicher Mensch sein!" Er ging mißvergünstigt von ihnen, und rief in der Stille seufzend aus: „O du armes blutendes Opfer verrätherischer Liebe! Dieser rohe Haufe verabscheut dich obendrein; er mißgünst dir auch noch deine erbärmliche Lumpengeliebte, und mißbraucht sie und dich zu seinen groben Scherzen!"

Den größten Theil dieses Tages verbrachte er, trüb und in sich gefehrt, am See. Der Gedanke an seinen Verstorbenen; die quälende Liebe zur ungetreuen Mathilde, mit allen Sorgen über seine Anlage zur Eifersucht; die schreckliche Episode vom tollen Fritz; das Romantische seines schönen nächtlichen Abenteuers: — alle diese Bilder pflanzte jetzt die Phantasie mit so seltsamer Mischung in die Räume seiner Einsamkeit, daß ihre schnell emporwachsende Saat seine Besonnenheit zu ersticken drohte.

Er ließ noch spät fragen, ob Otto zurück sei. Hans brachte die Nachricht: die Jungfer habe gesagt: „ja, sie erwarte ihn jede Minute." Nach einigem Ueberlegen beschloß der Stolz, heute dennoch nicht zu den Bergbewohnern zu gehen, sondern noch einen starken Spaziergang zu machen. Durch den Wiesengrund strich er allmählig den Hügel hinauf, und betrachtete den Segen, welcher die schon weißgefärbten Getreidefelder erfüllte. Sein Herz stimmte sich zur Heiterkeit.

Es wurde Nacht. Die Kühle trat ein. Bald mußte der Mond aufgehen. In der milden sternhellen Dunkelheit schlich er um den Hügel her. So schön war jene Nacht, in der ihm Mathilde das erste Mal zur Guitarre sang! So traulich jene, da sie ihn Bruder nannte und umschlang! So reizend umhüllte ein warmes Dunkel noch vor kurzem seine nächtlichen Liebesmysterien! Ach, welche köstlichen Nächte traten jetzt aus der Vergangenheit vor ihn hin!

Bei Otto's Hause wollte er vorüber, weil schon alles verdunkelt war. Wie er das Gebäude beinahe im Rücken hatte, glaubte er in Mathildens Kammer einen blassen Schein zu sehen. Erstarrt, wie ihn die Phantasie gearbeitet hatte, trat er herzu, und bemerkte bald, daß dieser Schimmer sich sonderbar bewegte und veränderte. Die Pulse seiner Natur setzten aus, und in heißem Zittern stellte er sich unter das große niedrige Fenster, um hinein zu schauen. Das erste, was ihm in die Augen fiel, war das völlig erhellte blühende Gesicht der schlafenden Mathilde. Sorglos und glücklich schlummernd, hatte sie dem Schooße der kühlen Sommernacht die Fülle ihrer Jugend anvertraut; sanft und friedlich schien der warme Hauch des Lebens die halbgeöffneten Lippen zu theilen. Der linke Arm lag mit lieblich gekrümmter Hand über das Haupt her, in Ruhe — weiß und rein, wie ein belebter Marmor. Der rechte war am Lager herabgesunken, und schien, bis an die Spitzen in der Glut der Morgenröthe brennend, zuweilen von der Ueberfülle des zuströmenden Blutes ängstlich zu zucken. Vor der Schlummernden stand eine hohe weibliche Figur mit der hellsprühenden Blendlaterne, welche die Ursache jenes seltsamen Schimmers war. Hinter dieser Gestalt, welche Mathilden still zu betrachten schien, stand im Dunkel noch eine andere, die er für Otto's Gestalt hielt. Jetzt bog sich das Weib, und küßte die Schlafende auf Mund und Brust. Wilibald sah nichts von ihr erhellt, als einen Theil der Nase und der gespitzten Lippen; aber er glaubte zu sehen, daß Mathilde im Traume lächle, daß ihre Lippen sich süß und sehnend öffneten, und die schwelende weiße Brust unruhiger und höher athme. Aber kaum hatte er im Wonneschauer den Blick nach diesem Himmel gewandt, als Otto die kühne Figur zurückzog, und die Seligkeit seines Freundes in Nacht hüllte. Dagegen ward es bei einer spanischen Wand helle, hinter welcher er des kleinen Alberts Schlafstelle vermutete. Nach einigen Augenblicken sah er deutlich, daß Otto die rückwärts sinkende Gestalt in seinen Armen auffing. Es ward hell, und plötzlich verlöschte man das Licht. Wilibald entfloß schnell, wie das böse Gewissen aus dem Kerker. Man hätte ihn sehr leicht entdecken können. Denn eben trat der Mond herauf, und goß über alle Gesilde seinen geheimnißvollen Schimmer. Es war ihm, als wenn er ein dumpfes Gepolter in Otto's Hause vernehme. Mit starken Schritten stieg er bis zur Ruine empor, und beobachtete dort den See. Es zeigte sich aber nichts auf demselben; und bald überließ er sich auch dem Gedanken an die schlafende Jungfrau und an Minelli's Schilderung von ihr so ganz, daß er wenig mehr von allem, was außer ihm vorging, hörte und sah.

„O du undantbares Weib!“ rief er außer sich: „Warum verwarst du mich, ehe du mich kanntest, — mich, der Blut und Leben

für einen süßen Blick von dir wagst; — der jeden Moment bereit ist, sich und sein Alles für dein Glück hinzupferen! Aber wo ist der Andere, der dich so heiß liebt, der dein Glück so heilig hält, als ich? und ich, wie soll ich denn leben ohne deine Liebe? Wird nicht das Leben ein ewiger Jammer sein, ohne dich? Ach, daß diese röthlichen Lippen einen Andern suchen! Daß dieses Busens reine Glanzwellen sich für einen Andern bewegen!“

Eben drang das Wiehern eines Rosses, lustig und vom vielstimmigen Schall der Echo zertheilt, über den See herauf, und er hörte den schon bekannten Wagen fortrollen. Das Ereigniß schien ihn jetzt wenig mehr zu kümmern. „Es ist des unglücklichen Otto's unglückliche Geliebte,“ dachte er: „Es ist vielleicht Mathildens Mutter! Alles will ich aufbieten, um sie mit meinem Freunde zu vereinigen. Aber, sie sei, wer sie wolle, ich mißgönne ihr diese Küsse, welche mir zugehören, und welche jene Wilde selbst mir vergebens vorenthält! Denn sie soll mein, und keiner andern menschlichen Seele sein!“ Sein Herz war durch das Anschauen Mathildens zum schäumenden Liebestrom aufgelöst worden, der sich jetzt mit ihm in den bodenlosen Abgrund der Sinnlichkeit stürzte.

„Nein!“ rief er am Morgen nach einem kurzen, unruhigen Schlummer aus: „so darf es nicht bleiben! Der Geist soll nicht ertrinken in der flutenden Fülle des Lebens!“ Mit Tages Anbruch nahm er sein Ochsenpaar, fuhr in's Feld, und arbeitete sich bis zum Umsinken matt; und da dieser Tag einer der heißesten des Sommers war, so äußerte Adams, als er endlich gegen Mittag nach Hause kam, seine Besorgtheit für ihn und das lechzende Vieh. Allein er ergriff bald wieder den Spaten, und arbeitete noch einige Stunden im Garten. Dann kühlte er sich ab, und ging Nachmittags zu Otto'n, um diesem die Eröffnung seiner Geschichte dringend anzuschmeißen. „Es muß bald anders werden,“ sagte er, „oder mein Untergang ist unvermeidlich. Noch fühle ich zuweilen die Möglichkeit einer vernünftigen Resignation in mir; und diese Möglichkeit soll mir nicht die Leidenschaft vor der Entscheidung entreißen!“

Otto war so heiter, als ob ihm ein großes Glück begegnet sei. Auch schien es, daß er seinen Freund schon früher erwartet habe. „Wir bleiben heute beisammen,“ sagte er, „denn wir haben viel, viel zu reden.“

Sie schlichen um den kühlen See herum, sprachen von den Anstalten zur Ernte, kehrten dann zurück, um sich unter einem Nußbaum an der lustigen Höhe niederzusetzen, wohin Mathilde ihnen zu trinken brachte. Diese überließ sich heute der frohen Laune so ganz, daß der Vater ihr einige Mal Einhalt thun mußte. „O, bester Vater,“ rief sie, „laß mich froh darüber sein, daß ich dich und all mein schönes Leben hier wieder mein nennen darf! Ich habe

gestern schon diese Bäume umarmt — diese Blumen geküßt und alle Singvögel bewillkommt. Ach, die Menschen waren in der Stadt so gut; — aber (sie erröthete) doch nicht so gut, als hier! — Es war doch nicht mein Reich! (Sie zeigte um sich her.) Sei nur recht freundlich mit mir, wie du sonst warst, und immer bist!“ Sie fiel ihm um den Hals, und reichte dann in ihrer Entzückung unserm Freunde die Hand. Er drückte sie lebhaft, und enthielt sich mit Mühe, das Mädchen an die Brust zu schließen. Sie war ihm jetzt unwiderstehlich; bei ihrem Anblick vergaß er selbst seinen Nebenbuhler. Er erkrankte in neuer Liebe; das durstige Herz wollte sich nur an den Spiegeln ihrer zärtlichen Augen laben, in die sie ihn, selbst liebend, willig schauen ließ. Albert spielte um sie her, und alles war in einer so heitern Stimmung, daß Niemand den Druck der Hitze und die Annäherung eines schweren Gewitters achtete. Als Mathilde ihren Geschäften nachging, zog Otto seinen Freund wegen ihres Betragens in der Stadt zur Rechenenschaft, und dieser konnte so viel zum Lobe seiner Tochter sagen, daß der Alte ganz warm für sie ward. Von seinem Verdachte wegen des Affektors schwieg Wilibald zwar noch; allein er nahm sich vor, heute, wenn er erst mit Otto'n vertrauter sein werde, ihm alles, und selbst seine eignen Gefinnungen gegen Mathilden, offenerherzig mitzutheilen.

„Wir müssen doch für das Haus sorgen,“ sagte jetzt Otto, da das Gewitter brausend und krachend heraufzog. Sie gingen hinein, befestigten die Läden, Thüren und Fenster. Otto sah nach seinem Gesinde, fragte nach dem Vieh, und gab einige Befehle. Es war bald alles in Ordnung. Nur Albert fehlte. Michel sagte, er habe seine kleine Jagdtasche mit glatten Steinen so voll gefüllt, daß er sie kaum ertragen können, und sei an den See gegangen, um Hüpf-schlangen auf dem Wasser zu werfen. „Warum erschrickst du?“ sagte Otto: „Ich habe ihm ja nicht verboten, dorthin zu gehen; auch darf er im Rahne fahren, denn er ist ein vorsichtiger Knabe.“

Michel, welcher den Kleinen sehr liebte, lief hinab an die Ufer, und alle übrigen suchten und riefen um den Hügel herum. Kein Albert meldete sich, und schon that das Gewitter ganz nahe Schläge und der Orkan beugte die Baumspitzen zur Erde. Auch Mathilde rief nun wehmüthig und ängstlich nach ihrem Bruder; Wilibald und Otto gingen daher ebenfalls hinab zum See, wo ihnen aber Michel leuchtend entgegen kam, und sagte: „Da unten ist er auch nicht!“ Sie umliefen nochmals das ganze Ufer, während der Sturm über sie hereinbrach. Alles Suchen war vergebens.

Da trieb der wüthende Wirbelwind Otto's Rahne an's Land. „Seht dort!“ schrie Otto, zeigte auf den Rahne, und sank um.

Wilibald sprang dem Unglücklichen zu Hülfe, und Otto's weinender Knecht schrie mit schrecklichem Tone: „Ach, großer, allmäch-

tiger Gott! dort am Rahne hängt sein kleines Schimpftüchel. Das gute Kind ist im See ertrunken!“

„Wasser, Wasser!“ rief Kronach, und entblöhte das gesunkene Vaterhaupt den Strömen des Himmels. Er befahl in seiner Angst Micheln, schleunig den Verwalter und die Knechte mit Stangen und Haken herbei zu rufen.

Otto erwachte bald; allein er erhobte sich desto langsamer. Als er die Augen wieder öffnete, blickte er Wilibalden starr in's Gesicht, und fing vor der Wirklichkeit heftig zu zittern an. „Ich weiß es wohl,“ sagte er schwach, „ich weiß mein ganzes Unglück, worüber ich eingeschlafen bin. Mein kleiner Sohn spielte im Rahne. Er war nicht unvorsichtig, und verstand recht gut zu schiffen; aber der Wind riß ihn um, und die Last der Steine zog ihn in den Abgrund. — Bleiben Sie nur — bleiben Sie doch hier! Wir finden ihn nicht — darüber können wir nun ruhig schlafen!“ Er schnappte nach Athem und sprang empor, mußte sich aber von Wilibalden wieder zu einem Sitze führen lassen. Das Wetter schlug eben in eine alte Eiche, die in Stücken zerbrach; es stürzten Wasserfluten über die Felsen herein; den schwarzen Himmel zerrissen Flammen.

„Er wird nicht verloren sein!“ rief Wilibald, so stark er konnte: „Wir werden ihn finden; es müssen sogleich Leute kommen! Auch ist's noch gar nicht entschieden, ob er im Wasser liegt!“ Leider fühlte er aber nur zu tief, welchen guten Grund Otto's Meinung habe.

„Mein Freund,“ sagte der schwache Otto mit gedehnter feierlicher Bitterkeit: — „die Welt ist eine Truggestalt, ein Schein, ein glänzendes Glend — und das Leben ist falsch! Traut doch den schönen Stunden des Lebens nicht, mein Freund! Ich habe sie geprüft. — Wie spiegelrein war noch vor zehn Minuten die blaue, stille Flut dieses See's. Wie reizend die segenvolle Flur im Sonnenschein und Gesang der Vögel! Unsere Herzen, wie heiter und sanftgestimmt! Und jetzt, seht doch diesen allgemeinen Aufruhr! Die Wasserspiegel sind in wenigen Augenblicken trüb geworden. Die rothen Wellen, vom Morde gefärbt, brechen sich mit wilder Gewalt an jenen Felsenzaden. Die Ufer zittern unter unsern Füßen, und der Donner brummt hohl durch das schütternde Geheul der Brandung. Wie scheu die gelben Blitze diese gräßliche Verwüstung erleuchten! Der Forst zerplittert im Sturm. Ungeheure Wasserkumpen Geiße des Sturms vor der gewaltigen Scene? Und, wieder in wenigen Minuten ist alles vorüber — und — (fuhr er mit einer Langsamkeit fort, die seinem Freunde durch die Seele schnitt) mein Herz hat sein köstliches Kleinod verloren! Das lächelnde Kind ist in die finstere Tiefe versunken, — dort hinunter, wo jetzt die kalten

Bewohner dieses Abgrundes sich zum Mahle von meinem Herzblut anschicken, und schmalzend jenes schöne Gesicht anfreffen . . ."

Das Gift des Lebens begeisterte den zerrütteten Mann. Er konnte jetzt aufspringen, und rannte nach dem Rahne. Aber Willibald ergriff seinen Arm mit Macht, und begleitete ihn. "Ein solches unterirdisches Gemälde," sagte er, "steht wohl dem Schmerz an; allein, ein Schmerz, der keine Schranken kennt, ist einer großen Seele unwürdig! Und, soll ich meinen Freund vor dem Selbstmord hüten?"

"Fürchten Sie nichts!" sagte er, und nahm das Tuch vom Rahne, an welchem einiges Blut hing. "Er hat mit dem Rahne und den Wellen redlich gekämpft! — Fürchten Sie nichts — ich ertrag's! Aber — es ist ein Schmerz!"

So eben kamen die Leute, und Mathilde drang durch das Geheul des Sturmes mit fliegenden Haaren herzu. "Habt Ihr ihn gefunden?" rief sie, schrecklich erhist, und warf sich über ihren Vater.

"Mathilde!" sagte er sanft: "Du bist vielleicht noch mein einziges Kind — (sie erhob ein erbärmliches, fremdtönendes Geschrei) — Sorge für dein Leben, damit dein armer Vater nicht auch erblasse! Sei keine Wilde! Ich habe dich zur Menschheit erzogen! Aber doch — was ist der Mensch! — bleiben Sie bei ihr, mein edler Freund!"

Sie ließ sich zu einer Bank führen, und saß still da, ohne zu murren. Der Vater war ihr Alles; und vom Tode hatte sie seit einigen Tagen die ersten klaren Begriffe erhalten. Thränen konnte sie so wenig vergießen, als Willibald. Sie bat diesen nach einiger Zeit, den Bruder suchen zu helfen, und er stieg mit der Verzweiflung hinab. Aber da sie, um nach einer Felsenrinne zu spähen, sogleich bis an die Brust in's Wasser trat, so zog er sie mit Gewalt zurück. Schon vorher war sie vom Regenwasser durchnäßt, und jetzt zitterte die Arme heftig. "Wollen Sie sich und uns um's Leben bringen?" sagte er bebend, und bestand darauf, sie solle sich nach Hause führen lassen. Geduldig ging sie mit; aber nach den ersten zehn Schritten war ihr zarter Körper auf einmal so völlig erschlaft, daß er sie auf die Arme nehmen mußte. Er trug sie den steilen Weg hinauf. Sie athmete nicht mehr, schloß die Augen und ließ das schöne Haupt sinken. Unser armer Freund war der Verzweiflung nahe. Da *hegegnete ihm ein* *gutes* *W.* erhob sich, und bat ihn, sie gehen zu lassen. "Ich werde immer kälter!" sagte sie; und er stellte sie, an seine Brust gelehnt, empor. Von der Magd unterstützt, führte er das Mädchen eine Strecke, und sie bat, daß man heftig mit ihr laufen möge. Bald raffte sie sich vollends empor, ward stärker, entließ ihnen, und sprang nun so

schnell und absichtslos auf Nebenwegen umher, daß die Magd fürchtete, ihre Gebieterin sei wahnsinnig geworden. Aber Mathilde war eher im Hause angekommen, als ihre suchenden Begleiter. Sie lag schon zu Bett, und ließ unsern Helden sagen, sie habe sich mit Gewalt erwärmt, liege jetzt ruhig, und fürchte nicht das Geringste für ihre Gesundheit. Alles, was sie noch von ihm erbitte, sei, daß er sogleich ihrem Vater Beistand leiste.

Berwundert ging er fort, und erfuhr unten, daß bereits alle Ufer vergebens durchsucht waren. Otto schien gefaßt, und gab sehr angemessene Befehle. "Ich sagte es Ihnen wohl," rief er Willibalden entgegen: "er liegt vermuthlich mitten in der Tiefe, die fast unergründlich ist. In seiner vorigen Gestalt sehen wir unsern Kleinen nie wieder am Tageslicht."

Viele Bauern, die das Kind geliebt hatten, fingen bei diesen Worten an zu weinen. Dies stimmte den Vater so ganz um, daß alle seine Züge sich zur Klage legten, und häufige Thränen zur allgemeinen Trauer aus seinen erweichten Augen rannen.

Als endlich die Nacht alles weitere Suchen vergebens und gefährlich machte, bat Otto Jedermann, ruhig heim zu gehen. "Ich danke euch," sagte er, "für eure Liebe; aber er — er ist dahin, und kein Mensch bringt ihn mir wieder!"

Stumm, aber mit starken Schritten, ging er neben Willibalden seiner Behausung zu, und ließ dort von diesem sich in andere Kleider bringen. "O, nur noch einen Augenblick gehen Sie zu ihr!" sagte er dann stehend, und öffnete eiligst seinen Schreibtisch.

"Nein," rief die Magd, "ich soll sagen, sie schlafe, und lasse den Herrn bitten, bei Ihnen zu bleiben."

Nachdem Otto geschrieben hatte, hörte Willibald, daß er zu Micheln sagte: "Reite, so sehr du kannst! Die Nachricht wird sich schnell verbreiten." Er bat unsern Freund, nun für seine eigne Gesundheit zu sorgen, wegen der seinigen aber nichts zu fürchten, da diese von großer Festigkeit sei. Er ging darauf still zu seiner Tochter, Willibald aber nach seiner Wohnung, wo er kurze Zeit verweilte, und dann in das Haus der Trauer zurückkehrte, um bei seinen Freunden zu wachen.

Otto gab ihm, als er aus Mathildens Zimmer kam, gute Nachricht von ihrem Befinden. "Ich bin ärmer geworden," sagte er weinend, "aber noch nicht verarmt. O, was soll der Vater sagen, wenn ihn das Kind so zu trösten versucht, wie Mathilde mich! Sie dankt Ihnen. Und, sonderbar ist's, wie sehr die weibliche Scham in ihrem Gemüthe herrscht! Sie konnte daran denken, daß sie Ihre Würde gewefen sei! — Uebrigens bin ich wegen ihrer Gesundheit beruhigt."

Allmählig brachte Wilibald ihn zum Sprechen, und weinte mit ihm über den Verfunkenen. Das Vaterherz ergoß sich dem Freunde gegenüber, und der Freund verlor sich selbst in diesem großen schönen Strom. Auf einmal sah Otto auf die Uhr, und sagte: „Schlummern Sie doch auf dem Sopha hier, damit meine Tochter, wenn die Magd schlafen sollte, nicht ohne Hülfe sei. Ich selbst,“ setzte er seufzend hinzu, „muß noch eine Stunde der Ruhe weihen.“

Er ging hinaus, und es ward still im Hause. Wilibald blieb ohne Bewegung sitzen, um keinen Ruf seiner Mathilde zu vernehmen. Allein die Magd kam nach einiger Zeit heraus, und versicherte, sie schlafe jetzt wirklich fest und athme ruhig. Dieses gute Mädchen schien ihre Thränen für den jetzigen Augenblick aufgespart zu haben. Sie setzte sich nieder und ließ ihnen freien Lauf.

Im Hause war die Hitze noch groß; draußen wallte reine Kühlung durch die Nacht, und Friede säufelte nach dem Sturme wieder in allen Zweigen. Wilibald machte daher einen kurzen Gang um das Haus, und nach dem See zu. Da drangen aus dem nahen Gebüsch leise Stimmen durch die Nacht zu ihm herauf, wovon ihm Otto's Stimme kenntlich schien. Ach, dort wachte noch das Unglück, und der bittere Schmerz wollte den Jammer trösten! — Ein Weib wimmerte so rührend, so unbeschreiblich, daß ihre leisen Töne auch unsern mitleidenden Freund zu neuen häufigen Thränen hinrißen, und er zu sich selbst sprach: „So vermag nur die Mutter über ihre Jungen zu wimmern! Ihren Schmerz will ich ehren!“ Leise ging er zurück, und fand seine Magd noch wachend. Der Mond schien jetzt heiter in's Zimmer, und Wilibald setzte sich ihm gegenüber, um — dem Grame zu leben.

Bei allem eignen Schmerz hatte ihm doch auch Otto's heutiges Betragen eine neue Ansicht vom Charakter dieses Mannes gegeben. Im Ganzen fand er seine Haltung, und vorzüglich die Gemüthung des Vaters gegen die Tochter, und umgekehrt, sehr edel, und der unendlichen Liebe Beider zu einander vollkommen würdig. Er vertiefte sich hierbei in die Betrachtung von Mathildens fest und tren zusammengehaltenem Leben, und ihrem natürlichen Gemüth, wodurch sie sich zu einem Grade von Besonnenheit erhoben hatte, zu dem wohl wenige Frauen der großen Welt fähig gewesen wären. Otto hatte ihn übrigens wegen seines Rationalcharakters wieder zweifelhaft gemacht. Das Materielle seines heutigen Betragens paßte allerdings völlig auf die französische Nation, da der Franke so geneigt ist, sich ein bestimmtes Bild von seinem eignen Schmerz, mitten im Schmerz, selbst und laut zu entwerfen; und dies Bild, bei allem Hange, prosaisch zu sein, doch in recht lebhaften Farben und mit Leidenschaft auszumalen strebt. Allein die Form in Otto's Betragen kam ihm vollkommen deutsch und stark vor. Von der

Seelenstärke beider Menschen hoffte er jetzt, daß der Friede ihres Lebens nicht ganz zerstört sei, sondern wiederkehren werde.

Wie der Morgen graute, nannte Mathilde zweimal mit kläglichem Tone Alberts Namen, und verlangte von der Magd bald nachher zu trinken. Zu gleicher Zeit hörte Wilibald ein Geräusch im Hause. Es war Michel, und kurz darauf erschien auch Otto wieder, der seinen Freund dringend bat, sich nun heim zur Ruhe zu begeben.

Er that's, und erstand nach einigen Stunden wieder neugestärkt für die traurigen Geschäfte des Tages, erfuhr aber leider, daß man frühe die gestrigen Nachsuchungen wieder fortgesetzt habe, ohne den Ertrunkenen zu finden.

Als Wilibald mit Anordnung einiger Reparaturen beschäftigt war, die das gestrige Ungewitter nothwendig gemacht hatte, meldete man ihm die Ankunft seiner Mutter in Begleitung des Kapellmeisters. „O, Wilibald,“ rief sie ihm herzlich weinend entgegen, „wo ist unser schöner Albert hin! Komm, und laß mich mit der unglücklichen Mathilde weinen!“

Durch des Sohnes Erzählung wurde ihr Herz noch empfindlicher getroffen. „Wundre dich nicht darüber,“ sagte sie, „daß wir allein kommen. Mariane ist nicht wohl.“

„Auch noch?“ seufzte Wilibald. „Und du, Minelli, siehst heute so blaß aus!“

„Frage nicht nach mir!“ erwiderte Jener verstört. „Schaff' uns das Kind wieder! O, ich will Mathilden nicht sehen!“

„Ich glaube,“ fuhr die Mutter leiser fort, „daß Mariane schwanger ist. — In diesen Umständen wird mir ihr Kränkeln äußerst bedenklich. Wir alle sind in großen Sorgen.“ Wilibald athmete tief. „Ach,“ setzte sie mit einer Flut von Thränen hinzu, „wenn du einen Begriff von meiner fürchterlichen Angst hättest!“

Er war zu bekümmert, als daß ihn diese Worte jetzt besonders hätten ergreifen oder befremden können. Er schwieg.

„Wann geht unsre Ernte an?“ fragte sie im Fortgehen, als Minelli starr auf die weißen Felder hinsah.

„Morgen!“ sagte der Sohn traurig, und zeigte in die Ferne nach einer langen Schaar Menschen, die, gerade im düstern Schatten einer kleinen dicschwarzen Wolke, an der Ernte standen, und eben zu ruhen schienen. „Ach, Mutter! ist nicht hier eine frühe Ernte bereits gehalten? der Tod hat unsere jüngste Blume, halbaufgeblüht, schon abgestrichelt!“

Die Mutter nahm seine Hand, und sie stiegen den Hügel hinauf.

Minelli ging langsam nach den Ufern des See's zu.

„Geh' nicht zu jener ungetreuen Flut!“ sagte Wilibald.
 „Doch!“ erwiderte er: „Ich will vor diese grausame Natur hintreten, und die falsche schelten, daß sie unsere friedlichste Blüthe in ihrem Schooße so mörderisch zerknicken ließ! Bruder! Das eisende Jahr erblickt sein Ziel in der Tiefe, und rollt schon abwärts. Der Mensch soll sich erinnern, daß das Leben vergeht!“
 „Guter Minelli!“ rief ihm sein Freund sanft nach.

IV. F e r b s t.

Golbne Geste, deine Sichel schallen;
 Doch die Flur umweht schon Todesluft.
 Ach warum, ihr Lieben, müßt ihr fallen
 In die früherrung'ne finstre Gruft!

Wilibald und seine Mutter trafen die trauernden Bergbewohner beim Frühstück an, welches beide still betrachteten. Mathilde saß im weißen Morgengewande blaß und ruhig da. Auf ihren Wangen blühte noch eine sterbende Röthe fort; ihr Auge schimmerte aus seinen verweinten Lidern glanzlos hervor, wie das erblassende Vergißmeinnicht zwischen seinen röthlichen Knospen, und aus allen ihren Zügen schien das Feuer der Jugend so ganz verlöscht, daß die Aufkommenden vor ihrem Bild erschrafen. Sie stand kraftlos auf und warf sich in die Arme der weinenden Alten. „O, wie sehen wir uns wieder!“ schluchzte sie.

„Es ist hart,“ sagte Otto nach einigen Anstrengungen, „sehr hart ist es für mich, daß der Strom des Unglücks so früh die Saat meiner Hoffnungen fortgerissen hat! Aber die arme Schwester ist mehr zu beklagen, als ich! Jeder heitere, tröstende Gedanke macht ihr Herz nur matter, wie der Schlaf den Menschen auf dem Sterbebette. Niemals hat wohl eine Schwester ihren Bruder so innig geliebt und so mütterlich gepflegt, als Mathilde ihren Gespielen. Sie konnten sich kaum gewöhnen, nur stundenlang getrennt zu leben. Diese seltsame Liebe hat mich oft geheim und tief gerührt. Und darin liegt nun eben das Unausprechliche ihrer Thränen, — im Gedanken an jenes beständige Beisammensein, und in der unerträglichen, gewaltthätigen Ueberzeugung, daß es doch nicht mehr so ist!“

Mathilde hob jetzt ihr verhülltes Gesicht, und schaute freier.

„Ja,“ sagte sie, und rang die schönen Hände im vollen, reinsten, menschlichen Schmerz: das alles ist mir oft minutenlang unmöglich, unwahr — und dann fällt's auf einmal wieder so schwer und unbittlich auf mich, daß das Herz in der Brust zittert. Er war so jung, und so schön wie ein Engel! Wäre mir nur sein Grabhügel bekannt, daß ich meine Thränen mit seinem Staube mischen könnte! Aber, diese bitteren Tropfen zerrinnen in der ungeheuern Wasserfläche! Sie dringen nicht zu seinem finstern Aufenthalt hinab!“

„Muß nicht der Mensch,“ sagte Otto, „die Reise durch's Leben oft in viel kürzerer Zeit machen, als Albert? Und ist er nicht gerade dann beneidenswerth, meine Tochter? — Denke dir das glückliche Kind meiner Freundin, deren Brief ich dir neulich vorlas! Es ward in der Morgendämmerung geboren. Die Frühsonne grüßte lieblich seine Wiege zum ersten Mal. Es verschlummerte die Hitze des Tages. Im nächsten Abendthau langte es schon bei seinem kleinen Grabe an.“

„Wir wollen unserm Bruder einen Denkstein errichten,“ sagte Wilibald, „um ihn dort zu beweinen. Das wird uns wohl thun!“

Mathilde sagte den Gedanken auf, und fuhr mit wehmüthiger Schwärmerei fort: „Kennen Sie ein kleines Bächlein unten am See? Es quillt nur zehn Schritte vom Ufer. Das Börnchen ist so hell und rein, sein Wasser so lieblich und lau, daß beinahe durch's ganze Jahr gelbe Bachblumen und Vergißmeinnicht an seinem lustigen Rande blühen. Ich bin fast niemals ohne ein Blümchen davon weggegangen. Jedermann lobt und liebt seine süßen Perlen. Aber, es ist gar kein Bach; der Landmann nennt es nur: „den kurzen Quell!“ Sein Lauf endet in so wenigen Schritten, als mein kleiner Bruder Jahre zählte. Kaum hörbar fließt es still und geduldig hinab über die Felsen in den See; und begierig verschlingt die dunkle Flut das junge Leben. Dort am Quell will ich ein niedriges steinernes Kreuz aufpflanzen. Jenes frische Wasser will ich mit meinen heißen Thränen ermatten.“ Ihr Schmerz ergoß sich von neuem.

Der gerührte Wilibald hatte den Quell erkannt. Seine Mutter wendete den Blick ab, und sagte schluchzend: „Gehen Sie jetzt mit meinem Sohne zu diesem Quell. Die reine freie Luft wird Sie stärken. Ich besorge hier Ihre Geschäfte.“

Sie reichte still ihrem Freunde den Arm, und ging mit ihm fort. „Wir wollen den See vermeiden, meine Liebe,“ sagte er, und führte sie nach der Ruine zu: „Dort unten ist alles verschlemmt, und eben sind meine Leute damit beschäftigt, die Pfade wieder herzustellen. Aber ich selbst setze Ihnen den Stein ganz so, wie Ihr Wille war, und morgen soll alles fertig sein. Sie haben jetzt nöthig, für Ihre Ruhe zu sorgen. Ich bewundere die feste Gesund-

heit Ihres Körpers, die ich gestern in großer Gefahr glaubte.“ Willig folgte die Arme.

„Ihrer Hülfe und Stärke verdanke ich mein Leben!“ sagte sie, und die Verschämtheit blühte wieder in ihrem Antlitz auf. „Hinzugesunken war' ich im Walde — vielleicht jetzt todt oder todtkrank! Aber ich fühle Leben und Gesundheit durch Sie vollkommen gerettet. O, bleiben Sie unser Freund, edler Mann! Wie viel elender wären wir ohne Sie!“ Ihr Blick richtete sich auf, und sie legte seine Hand sanft an ihr Herz. „Könnst' ich Ihnen doch sagen, wie tief Ihre Güte mein Herz rührt — wie werth mir Ihre Nähe ist!“

„Das Unglück,“ erwiderte er mit dankbarem Händedruck, „führt getreue Seelen einander näher zu.“

Sie war noch matt, und er setzte sich jetzt mit ihr vor die Ruine. Doch, da lag der fürchterliche See schon wieder vor ihnen, trüb, und vom frischen Winde gekräuselt. Sie sah lange stumm auf die Tiefe hinab. „O Gott!“ rief sie dann überwältigt, und sank an seine Brust. Ihr Schmerz ward hier so heftig, und ihm selbst wurde so weh, daß er es bereute, mit ihr an diese Stelle gegangen zu sein.

Aber aus der Ruine drang jetzt der leise Ton einer Gitarre; und Minelli's Trostlied, welches er sie einst selbst gelehrt hatte, schwebte mitleidig in schwachen Klängen zu ihnen herüber. Ihr Stöhnen aus der Tiefe des Herzens mischte sich in den Gesang; aber das Herz ward erleichtert, und beim Schluß näherte sie sich der Ruine. Er trat ihnen entgegen. „O Minelli, Gott lohne es Ihrer Liebe!“ sagte sie und umarmte ihn. Doch er vermochte nicht ein Wort zu sprechen, und sah verstört aus. Sie gingen nun wieder hinab, Mathilde sprach heiter, und fast immer von ihrem Vater. Ihre Schritte hatten wieder Kraft, und sie wanderte allein.

Die Finanzrätthin und Otto schienen in einem lebhaften Gespräch unterbrochen zu werden. Minelli's Ankunft machte Otto'n wieder düsterer; der Italiener hatte den armen Kleinen so zärtlich geliebt!

Aber Wilibald raffte sich jetzt empor, verlangte ernstlich, daß man etwas essen und trinken möge, und wollte in seinem Hause dafür sorgen. „O,“ sagte die Mutter, „auch hier bei unserer Freundin ist alles in Ordnung.“

Wie sie sich zu Tische gesetzt hatten, sprang die Thür auf, und — Albert flog auf seinen Vater zu! — Otto blieb starr sitzen. Mathilde ward so leichenblau, daß Wilibald ängstlich seinen Arm um sie schlug. Nur die Finanzrätthin und Minelli konnten ein Freudengeschrei erheben. — Seine Kleider waren trocken, aber ganz zerissen, und an der Hand sah man einen großen blutigen Fleck.

„Er hat mich mit Gewalt fortgerissen, und hat mich immer geschlagen!“ sagte er ängstlich. — Otto hatte noch keine Worte gefunden.

„Wer denn?“ fragte Wilibald.

„Der tolle Frit!“

Mathilde sprang jetzt hinzu, und theilte den Wiedergefundenen mit dem zitternden Vater. Keine Sprache erzählt diese Scene wieder.

„O lieber erst waschen und anziehen!“ sagte er zu Mathilden, als er erzählen sollte. Die Keinlichkeit hatte den Kleinen auch hart am Grabe noch nicht verlassen.

„Er wird gleich auch kommen!“ sagte er, als Vater und Schwester ihn hinausstrugen.

„Wer denn?“ fragte Wilibald.

„Der Herr Maler!“

Nach einigen Minuten trat Pinius herein, welchen Wilibald sogleich mit Fragen bestürmte. „Wir wollen,“ sagte er, „den Kleinen selbst hören! Ich traf ihn heute sechs Stunden von hier auf einem Dorf an, und nahm ihn in meinem Wagen mit. Mein Postillon hält noch unten, und ich bin Willens, erst morgen zu Fuß nach der Stadt zurückzugehen.“ Man meldete sogleich die Sache Marianen, um dem Gerüchte vorzuzukommen.

Die Familie trat herein. Eine bessere Welt sprach aus ihren Zügen; jeder Blick war ein Spiegel des Himmels, der in ihnen wohnte. „Wer Mathilden jetzt malen könnte!“ sagte Pinius.

Wilibald setzte Alle in Ordnung, und stellte den Knaben zwischen sich und den Maler. „Nun erzähle deinem Vater da über den Tisch weg, wie es war.“

„Ich stand,“ erzählte der Kleine, „auf dem Kahn und es war eine rechte Lust, wie die Steinchen und Scherben auf dem Wasser hinflogen. Da kam Frit an's Ufer, und sagte, er hätte mir's schon so oft verboten, auf dem Kahne zu fahren. Ich sagte, das wäre nicht wahr! und darauf wurd' er böse, und wollte in's Wasser springen, wenn ich nicht den Augenblick herausginge. Nun weißt du wohl, Vater, wie dumm er ist; ich dachte, er ersäuft, und fuhr gern zu ihm. Da küßt' er mich, und sagte, ich wäre sein Mädchen, und hieß mich Lieschen, und ich sollte mit ihm gehen, zur Hochzeit; es wurde mir ordentlich bange, wie er seine Puppe nun in's Wasser warf! Ich wollte aber nicht mit, und sagte: Frit, sei doch nicht immer so albern, dort kommt ja ein großes Gewitter; geh lieber mit mir nach Hause; du sollst wieder mit mir vespere; ich bin ja Albert! — Und Mathilde gibt ihm auch immer zu essen, wenn er kommt. — Aber, er zog mich mit Gewalt hinter sich her, und schlug mich immer, wenn ich nicht fort wollte. Es that mir aber

nicht sehr wehe, und er weinte auch dazu; und ich auch, weil er mich doch dauerte. Da sagte ich endlich: Sei nur gut, Fritz, ich will ja mitgehen; du mußt mich aber nicht todt schlagen, sonst gibt dir meine Mathilde nichts mehr zu essen, und mein Vater wird recht böse auf dich, und — ich habe dir doch auch nichts gethan. Aber, lieber Vater, nun kam ein großes, großes Gewitter, wir wurden ganz naß, das Feuer fuhr kreuzweis über uns hin, und auf einmal riß mich das Wasser um, und ich sah nichts mehr. Fritz haßte mich aber heraus, und das war doch recht von ihm; sonst wäre ich vollends ertrunken. Ich habe mich auch bedankt. Aber er prügelte mich auch wieder, weil ich ihm hätte fortzuschwimmen wollen, und weil ich sagte, es sei recht garstiges Wetter, und er behauptete doch, das Wetter sei recht schön. Du weißt ja, wie er's macht, Mathilde! Es war gut, daß du mir gesagt hattest, ich sollte ihn niemals anlachen. Gewiß hätt' er mich todt geschlagen. Er ist doch recht grob! — O, wir sind weit, weit gelaufen. Immer zog er mich durch das lange Getreide und über die dornigen Raine. Sieh nur, meine Hände bluten wieder, lieber Vater! — Und es wurde auch Nacht. Da fiel ich immer hin, und er wollte sich todtlachen. Ich wußte nicht, wo ich war; aber er sagte, wir wären in einem großen Wald, und nun kämen wir in's Hochzeithaus. Es war aber nur ein häßliches tiefes Loch in der Erde, worin Laub und dürres Waldgras lag, welches ganz abscheulich roch. Fritz legte sich hinein, und ich mußte ihm nach. Er hatte doch Brod und Brantwein, und gelbe Wurzeln von Mathilden — ich hatte aber nichts, und es hungerte mich erschrecklich. Immer sagte er, ich wäre satt, und hätte ja eine Schwester — endlich steckte er sein Brod wieder weg — ach, und wie ich ihn recht, recht sehr bat, war er schon eingeschlafen! Da fing's auch an mich zu dürsten — ach, das war ein Durst! Aber ich konnte Fritz nicht mehr erwecken — und heimlich durfte ich ihm doch nichts nehmen; das ist gestohlen!“

Der Knabe sah jetzt, wie Mathildens Augen von einer heißen Thränenflut überströmten. Das zurückgehaltene Mitleiden drohte die Kraft ihres Lebens zu zerbrechen. Albert wollte zu ihr, und unser Freund ließ ihn gehen. „Ach, Mathilde,“ fuhr er dann zwischen ihren Knien fort, „ich habe recht oft an dich gedacht, und an die Geschichten, die du mir erzählt hast, von den Raben, die dem alten Mame Brod gebracht haben, und von dem Engel, welcher der armen Magd die rieselnde Quelle gezeigt hat — es war mir immer, als hörst' ich sie rinnen! Aber die Nacht wurde finsterner, und es hörte mich kein Engel und kein Kabe. Da kam mir endlich in die Gedanken, daß der Vater einmal sagte: wer ein edler Mensch sein wolle, der müsse sehr viel leiden können. Ich

legte mich zu Fritz. Der redete aber im Schlaf, und das Klang so fürchterlich! Er rief immer: Hoho, fort, du treuloser Balg! und trat mich gar sehr auf die Hand. Siehst du? — Er hat's nicht gern gethan, sondern nur im Schlaf. — Ich kroch unter seinen Kettel, so, daß er mir nichts mehr anhaben konnte; und da ging der Mond auf; und wie er durch den Wald schien, sang eine Nachtigall dazu — ach, so schön, daß mich nicht mehr hungerte; sondern, ich fing an zu beten — das Liedchen, was du unter den Traum von der Himmelsleiter gemalt hast. — Du gute Schwester! (Er drückte die Lippen auf ihre Stirn, und versuchte ihre Thränen mit seinem Tuche zu trocknen.) Nun schlief ich ein. Aber, als ich wieder erwachte, fror mich entsetzlich, und ich schüttelte tüchtig an Fritz. Der fuhr auf einmal auf und fragte mürrisch, ob ich noch da wäre? Ja, sagte ich, Fritz; aber wenn ich weiter mit dir gehen soll, so mußt du mir erst zu essen und zu trinken geben, und meine Kleider müssen trocken gemacht werden. Wenn ich ein großer Mensch wäre, so wollt' ich dich so lange schlagen, bis du mir etwas von deinem Brode gäbst; aber ich bin viel kleiner als du. — Denn, lieber Vater, es fuhr mir immer durch den Leib hin, wie Messer!“

Das Gefühl der großen Menschheit und Freiheit glühte in den Zügen des königlichen Knaben, und seine Stimme erhob sich zur Männlichkeit während der letzten Worte.

„Da fing er auf einmal an zu heulen und zu schreien, und sagte, sein Lieschen sei noch nüchtern; und nun mußte ich all sein Brod mit Gewalt hinterzwingen, und er goß mir Brantwein in den Mund, — da wurde mir gewaltig heiß. Er sagte, wir wollten nun die Gäste laden, und riß mich wieder über Stock und Stein fort. Aber es hatte jetzt gute Wege! der Tag kam bald, meine Kleider wurden vollends trocken, und es dauerte kaum zwei Stunden, so waren wir in einem großen Dorf. Und der Herr Schulze im Dorf ist ein gar guter Mann. Er gab uns gleich zu essen, und sagte, ich müßte nicht auf einmal so viel trinken, und das wäre Lieschen. Aber Lieschen weinte sehr und küßte mich, und der Herr Schulze sagte, ich solle nicht mehr mit dem tollen Fritz gehen, und er will ihn einsperren — aber nicht prügeln. Er wollte auch mit mir zum Herrn Pfarrer gehen; aber da begegnete uns eben Herr Pinius, und sagte, er wolle mich mitnehmen, und ich könnte auch in seiner Kutsche schlafen. Nicht wahr, ich habe recht geschlafen?“

„Ich traute kaum meinen Augen!“ sagte Pinius: „Aber Albert hatte mich sogleich im Wagen erkannt, und versicherte, ich kenne seinen Vater, und der Schulze könne ihn mit mir fahren lassen, weil ich nicht so dumm sei als Fritz. Der Schulze hat mir versprochen, den Wahnsinnigen, entweder dort, oder in seiner Heimat, sicher unterzubringen.“

„Er ist,“ sagte Otto, „aus unserm Kirchspiel, und ich habe schon längst prophezeit, daß es kein gutes Ende mit ihm nehmen werde.“ Er schloß den Kleinen fest an sich, und rief: „O du Sohn des Unglücks! Wer von uns hat sich wohl je in einem bejammernswürdigeren Zustande befunden, als du armes Kind, da du, vom Zufall aus dem freundlichen Gebiet der menschlichen Hülfe verstoßen, einem heulenden Ungeheuer zur Beute wurdest!“

Die Finanzrätthin war von der Erzählung Alberts so erschrocken, daß sie zitterte. „Aber wer mag wohl an der göttlichen Fürsorge zweifeln?“ sagte sie jetzt.

Mathildens Herz war noch zu voll. Sie mußte die Gesellschaft verlassen, und winkte dem Lieblichen, der mit ihr in den Garten lief. Nach ziemlich langer Zeit kamen sie heiter zurück. „Sie verzeihen mir gewiß,“ sagte sie, „meine heutige große Nachlässigkeit in der Sorge für Sie. Schmerz und Freude haben meine ganze Fassung zerrissen.“ Sie slog wieder unter ihrer Gesellschaft herum, und Jedermann fühlte sich von dem mit ergriffen, was aus ihren Augen glänzte. Selbst Wilibalds Mutter war heute nicht vermögend, ihr zu widerstehen. Sie überließ sich Mathildens Liebe mit der größten Zärtlichkeit. Zwar sprach sie von ihrer Rückreise nach der Stadt; allein daran war heute nicht zu denken! „Bei mir, bei mir müssen Sie schlafen!“ sagte Mathilde. „Sie theilten unser Unglück so großmüthig, und doch wollten Sie uns in unserer Freude verlassen — diese nicht mit ertragen helfen? Nein, unter dieses Dach ist die Ruhe wiedergekehrt!“ Sie hatte auch der Alten nun auf einmal so viel zu zeigen, zu erzählen, und von ihrer interessanten Wirthschaft vorzureden, daß diese sich endlich gefangen gab, und von Marianens Gesundheit auf Zureden Aller das Beste hoffen wollte.

Nach einiger Zeit ward indeffen die letztere Besorgniß völlig gehoben. Mariane selbst kam mit Franz nach Hainberg. Sie schien sich wohl zu befinden. Die Nachricht von Alberten hatte sie zwar sehr ergriffen. „Aber der Schrecken und die Freude,“ sagte sie, „haben mich wieder stark gemacht.“

Man weihte nun den Rest des Tages dem Entzücken über den wiedergesunden Sohn, und überließ es der Kraft des Weins, einen so schnellen Uebergang vom Schmerz zur Freude unschädlich zu machen. Selbst Mathilde wollte sich Kräfte trinken, um mit ihren Gästen wieder froh zu sein. Ihr Gesicht gewann an Interesse durch die demselben noch eingedrungenen Spuren von jenen gewaltsamen Erschütterungen. Zwar schien sie froher, flüchtiger und wilder als sonst, und weder Franz noch ein Anderer vermochte sich einen zärtlichen Blick, eine sanfte Antwort, oder einen Händedruck von ihr zu erwerben, da sie alle Zärtlichkeit nur an Alberten, Marianen und

der Finanzrätthin ausließ; allein Wilibald sah doch, daß seine Freundin mitten in den heitersten Ergießungen zuweilen heimlich den Blick nach dem Himmel richtete, und demselben tiefe, zitternde Seufzer der Rückerinnerung zusendete. Dann blickte sie immer still herüber nach ihm, lächelte ihn liebevoll und schwermüthig an, und schien mit dem Schmelz ihres zärtlichen Auges ihm zu sagen: „Du allein, mein Freund, weißt doch nur, und fühlst es, was meine Seele litt. Du allein würdest mich verstehen, wenn ich dir jetzt in einem zärtlichen Augenblick ohne Zeugen sagen dürfte, wie mir ist!“ Wilibald fand sich im Gedanken an diese geheimnißvolle Mittheilung unaussprechlich glücklich.

Was ihm aber die höchste Laune, und zugleich die schönste und dankbarste Stimmung für Mathilden gab, war ein Gespräch mit dem Assessor, welches er mit der entscheidenden, gespannten und auf Alles gefaßten Frage eröffnete: wie Franz mit Mathilden stehe?

„Bist du bei Sinnen?“ sagte dieser verwundert. „Habe ich jemals an so Etwas gedacht? — Aber in einigen Tagen wird es freilich richtig zwischen uns beiden — nämlich zwischen mir und Luise; — vorausgesetzt, daß du wenigstens dies erlauben willst!“

„Angern so schnell!“ rief unser Held mit freudigem Erschrecken. So froh nämlich die unerwartete Wendung ihn selbst machte, so besorgt ward er doch wegen dieser übereilten Wahl seines Schwagers, der einen eigensinnigen Geschmack mit einer sehr übeln Meinung von den Weibern verband. Er bat ihn, nicht so unbedachtiam zuzugreifen.

„Warum nicht?“ sagte Franz: „Von meiner Frau verlange ich gerade nicht viel — nicht einmal so viel als mir Luise offenbar liebert! Sie ist schön, reich und anständig. Dabei speist sie gern Gekochtes, und gehört zu der großen Partei derer, welche behaupten, wer lange Suppe esse, lebe auch lange. Uebrigens ist sie wenigstens nicht kannibalisirt gesinnt. Du wirst an mir als Ehemann ein Muster von Treulichkeit zu bewundern haben!“

Das Mißverständniß zwischen Mathilden und Wilibalden in der Stadt berichtigte Franz, nach einigen listigen Schwenkungen, und nachdem er den Verliebten hinlänglich gemartert hatte, folgender Gestalt: Die Gräfin hatte damals Wilibalden schon beim Aussteigen aus dem Wagen kommen sehen, und Mathilden vorgeschlagen, ihrem theuern Gutsheeren durch den Assessor einen Kuß zu senden. Nach einer Abhandlung über die Pflicht eines Mädchens zum Küssen, war es ihr endlich geglückt, Mathilden dazu zu bereben. Franz hatte von der Gräfin, zum Lohn für seine Bestellung, das Versprechen eines eignen Kusses erhalten, welchen das arme Mädchen bei ihrer Abreise in so großen Angsten abzahlen mußte. „Die Sache,“ fuhr Franz fort, „mag unter den Frauen Aufsehen gemacht

haben. Denn einige Tage darauf, nachdem ich den Kuß unterschlagen hatte, hörte mich die Gräfin, — vermuthlich auf Verlangen deiner Vielgetreuen, welche Verrath merken mochte, — förmlich darüber ab, auf welche Art ich meinen Kuß an den Mann gebracht habe, und wie es herauskam, daß die Sache brevi manu, durch einen flichtigen Wurf an den Kopf, abgethan worden, sagte sie mir einige sehr ernstliche und harte Sachen darüber, daß ich so wenige Ehrfurcht für das Buchstäbliche in dem Befehl einer Dame gezeigt habe. In der Folge versöhnte ich die Gräfin wieder, und sie verschaffte mir, vielleicht nur um dich zu plagen, doch noch meinen Kuß. Dich selbst aber hatt' ich nicht für so abergläubig gehalten!"

Jetzt küßte unser Freund auf einmal Mathildens damalige Lage, ihre zarte Angst, ihre gekränkte geheime Liebe, und ihr Bedürfniß, sich ihm in einer traulichen Stunde zu entdecken. Er fühlte tief sein eignes Unrecht, und die traurige Möglichkeit, daß Mathildens Verschämtheit ihr vielleicht niemals verstattet haben würde, ihm, selbst oder durch die Gräfin, jenes Mißverständniß zu lösen, welches der unartige Franz bis diesen Augenblick unterhalten hatte. Daher ihre damalige Neigung zu Thränen; daher ihre Sehnsucht, jene böse Welt zu verlassen, von der sie sich verkannt sah; und daher ihr Streben nach dem treuen und wahren Herzen des Vaters. „O," dachte er, „wie viel zarte Schonung verdient doch ein solcher Engel, der sein liebendes Herz eher verkannt und hart behandelt sehen, als die holde Scham beleidigen will! Und wie ungestüm und lieblos war ich!" Von Herzen verlangte ihn nach der seligen Zeit, wo er sich ihr schuldig bekennen, wo er das Sünderhaupt zu ihrem Busen neigen werde, um Buße zu thun.

Doch Abends, als sie stillflüsternd im traulichen Dunkel neben ihm stand, ließ er auf gut Glück einige anspielende Winke, über das Leben in der Stadt, über den unartigen Assessor, über die Kurzsichtigkeit des Menschen, und über die tiefe Neue ächter Liebe nach begangenen Uebereilungen, fallen. Sie hatte schon seit seinem Gespräche mit Franz eine wichtige Veränderung an ihm bemerkt, und die jetzigen Reden ließen sie nicht mehr daran zweifeln, daß hier ein heimlicher Sünder in der tiefsten Buße begriffen sei. Ihr dankbares Lächeln bewies, daß sie ihn verstand; und jetzt fand sein Herz sich vom Strahl des seligsten aller Augenblicke seines bisherigen Lebens getroffen, als er seine Hand von der ihrigen zum ersten Mal mit geheimem Zittern leise umspannt, und heiß und zagend gedrückt fühlte.

Jeder liebende Jüngling, und jedes zärtliche Mädchen, die einst die gütliche Göttin würdig ersand, den Himmel ihrer alles durchglühenden Nähe in den zukünftigen Wonneshauern des ersten heimlichen Händedrucks zu ahnden, sind fähig, das Glück unsrer Lieben-

den nachzufühlen, und mögen unserm Freunde verzeihen, daß ihn die Macht desselben überwältigte, und er in Mathildens Ohr die sanften Worte, nur für leise Liebe hörbar, flüsterte: „Ewig, ewig Dein! — und keine Zunge spricht mir den Werth dieses Moments aus!" Die nie gehörten, ängstigen Töne einer mächtig flammenden Leidenschaft verschreckten die noch stumme Liebe ihrer blöden Jugend. Sie flog wieder dahin, und vermied ihn für den ganzen Abend; nur nicht mit ihren lieblichen Blicken. Er war ja ihrer Liebe gewiß, und seine ganze Seele war längst ihre Beute. In stummer Entzückung umarmte er Marianen einigemal, weil sie an ihrer Brust gelegen hatte; und das verblühende Weib nahm ihn mit einem himmlischen Lächeln auf.

Otto machte die Gesellschaft auf den langen Michel, der unter allen Hausgenossen seine Freude über Alberts Rettung am lauteften bezeugte, aufmerksam. So oft er des Knabens habhaft werden konnte, hob und schwenkte er ihn über dem Kopf, und bat einigemal um Erlaubniß, Fritzen bei Gelegenheit mit einem Stein am Halse im See versenken zu dürfen. Er meinte, es werde der Obrigkeit nicht darauf ankommen, wenn er ihr und Fritzen selbst diesen Dienst leistete. Franz gab ihm vollkommenen Beifall.

Nachdem ihn Otto endlich mit Mühe von seinem Vorhaben abgebracht hatte, sagte er: „Es ist freilich wahr, was sein soll, geschieht doch, und ich wußte ja das ganze Unglück schon ehe es geschah. Und nun will ich Ihnen auch sagen, warum ich gestern gleich so sehr erschrak, wie Sie mich nach Alberten fragten. Es war, als wenn mich Jemand an den Kopf schlug —"

„Ich wette auf einen Aberglauben!" sagte Otto, und nickte Michel freundlich zu. „Nur heraus damit!"

„Das Lachen haben Sie umsonst!" rief Michel. „Daß ein Unglück passiren werde, wußte ich so gut als ein Anderer. Die Nacht vorher träumte mir, wir schnitten Korn. Ich war der Vorderste, und stand an einem heißen steilen Raine. So oft ich einen Schnitt auswärts that und mit der Sichel einschlug, um das verwirrte Getreide auseinander zu zerren, schien dieses nur immer dicker und verwirrter zu werden. Die Aehren hingen mir von oben herein in die Augen; die hintern Schnitter trieben mich; je mehr ich schnitt, je weniger konnt' ich mich des Korn's erwehren; ich ängstigte mich in einem erschrecklichen Schweiß ab, und konnte immer nicht auf die Höhe gelangen. Und Albert saß oben an der Höhe, wo ich hinan mußte, auf einem großen schwarzen Hund, und weinte über mich. Und der Hund machte gerade so glühende Augen wie Frit, wann er brüllt; und schnüffelte und blies immer, und wann er blies, hing das Korn immer mehr über mich herein. — Nun, das war doch etwas?"

Albert fand sich durch den Traum sehr gerührt, und fühlte über Michels Angst, die dieser mit Händen und Füßen ausmalte, das lebhafteste Mitleid. „Du armer Michel,“ sagte er, „ich müßte gewiß weinen, wenn ich dich in deiner Angst an dem heißen Raine säh. — Aber hör' — könntest du mir nicht einen solchen Hund verschaffen?“

Man scherzte mit Micheln über den Traum. Jedermann athmete Fröhlichkeit und launige Lust. Spät suchten sie die Ruhestelle.

Wilibald mußte des andern Morgens den Kapellmeister von neuem über die Gräfin phantastiren hören. „Ihr Auge,“ so klagte er, „hat keinen Sonnenschirm mehr für den finstern Regen meiner Thränen. Recht wie ein funkelnder Sonnenregen, ergoß einst das Licht ihrer Blicke sich über mein dürstendes Leben. Erst zog sie mich zu sich hin, mit magischer Gewalt, der auch ein Weiser nicht widerstanden hätte; — ach, wie oft ließen mich ihre sanften Küsse Alles hoffen, was sie mir nun doch eine bange Ewigkeit hindurch versagt hat! Einmal sank sie mir ermattet an's Herz, und schwur, sie könne so großer Liebe nicht mehr widerstehen. „Aber,“ sagte sie dann traurig, „dem Manne, dem ich Alles gewähre, für den ich Heil und Gewissen auf's Spiel setze, muß nicht die Ruhe fremd sein. Alles, was ich bin, könnte ich mir rauben, ihn zu beglücken, — nicht einzig das Leben; für den Freund wage ich auch die Sünde; aber, den Frieden seiner eignen Seele darf und will ich ihm nicht selbst hinopfern, — und dies würd' ich!“ — Ach dann hat sie mich, zu fliehen!“

„Wie schön!“ sagte Wilibald: „Wie wahr! Und bist du wohl der Mann, der ihren vollen Besitz vor den Augen der Welt wie ein Mann zu ertragen vermöchte?“

„O,“ seufzte Minelli, „ich fühle wohl, — was du nicht ahndest — welch entsetzlicher Schall mich in deinen sanften Worten durchfährt! Aber, ist es so: dann, ach ihr himmlischen Mächte, laßt mich noch am warmen Strahle dieser Herbstsonne zerschmelzen, laßt mein Herz schon in der lockeren Erde ruhen, ehe sie der erste Nord wieder härtet.“

„Wenn der Mensch,“ sagte Wilibald freundlich, „sich stark machte, wenn er recht ernstlich wollte, so könnte er oft viel. Es gibt eine Resignation, die von der starken Seele mit mächtiger Hand erbauet wird, ohne deshalb Uebereilung in ihren Grundsteinen, oder Spuren der Gewalt in ihrem vollendeten Riesenwerke zu tragen. Aber, wer ein schwächendes Herz im wirbelnden Strome der Sinnlichkeit zu heilen versucht, der wird es bald in die erstickende Tiefe gezogen sehen. Du athmest in einer schwülen Lust. Kömmt' ich sie doch in frische, ruhigströmende Lebensluft umwandeln! Nicht dir,

sondern der Kunstwelt gehört dein Leben — und du vergeudest es im Sprudel der Unordnung!“

„Zeige mir das Bild außer ihr,“ erwiderte Jener, „was meine Seele zu füllen vermag!“

Wilibald rief: „Die Kunst, und ein liebes, reines Eheweib!“ Minelli wurde nachdenkend; dann umarmte er seinen Freund, und sagte: „Ich habe eine Art von Bündniß im Werk.“ Er nannte ihm ein Mädchen. „Sie ist engelrein und gut. Aber, sie ist schön und kalt — und es gibt für mich in der ganzen Natur nichts Langweiligeres als dies!“

Da sein Freund fortfuhr, ihm brüderlich zu rathen, so gab er endlich die besten, erfreulichsten Versprechungen. Minelli's Hauptklage über die Gräfin war die, daß sie seit einiger Zeit so sehr am Grafen hange! Mit Mühe machte Wilibald ihm endlich die Lächerlichkeit dieser Eifersucht begreiflich.

Als er den Assessor über Marianens gestriges Uebelbefinden befragte, runzelte dieser die Stirn. „Deine Mutter,“ sagte er, „will es gern verschweigen. Mariane ist mit einer Art von Einbildung befallen worden, die sich schon vor ihrer Verheirathung ein Mal geäußert hat. Nämlich: Ein Fräulein aus meiner Familie, deren Bild, unter dem Namen der Cousine Bertha, wie ein fürchterlicher Dämon in unserm Hause Unglück stiftet, starb vor zehn Jahren, — oder sie wurde vielmehr in einer gewissen fernen Stadt lebendig begraben, — oder ihr Leichnam wurde ausgewühlt, oder gestohlen, — oder er verschwand: kurz, man kann der Sache nicht auf die Spur kommen, und wir halten sie in der Familie sehr geheim! Durch eine Unvorsichtigkeit bekam Mariane damals einen Brief, der diese Geschichte enthielt, in die Hände, als sie noch ein Kind, und gerade fieberkrank war. Sie fing darüber an zu phantastiren, und der Brief ließ einen so seltsamen, unauslöschlichen Eindruck zurück, daß sie in einer Krankheit, die sie einige Jahre nachher überstand, glaubte, und in der Fieberhitze fest behauptete, sie selbst sei die begrabene Cousine Bertha. Diese Phantasie hat sich gestern zum zweiten Mal, doch schwächer, an ihr gezeigt. Ihre gegenwärtigen Umstände, die wohl dem Leben und ihrem so garten Körper eine ungewöhnliche Spannung geben mögen, haben wahrscheinlich dies üble Ereigniß bewirkt, welches mit ihnen sich ändern wird.“

Wilibald erschrak, und erzitterte im Innersten vor dem tiefen Grame, der seinem und dem Herzen seiner Freunde drohte. Doch des Assessors Hoffnung, die der Arzt bestätigt hatte, daß die Schwangerschaft diesen traurigen Umstand heben werde, mäßigte seine Besorgniß; und Marianens große Heiterkeit, und ihre eignen

zärtlichen Versicherungen eines vollkommenen Wohlsseins, stellten ihn einigermaßen zufrieden.

Man zog hinaus, um die Ernte zu begrüßen. Endlich wogten ihre goldenen Halmen der Sichel entgegen, und das freundliche Anschließen der Menschen an einander wies auf jenen großen, göttlichen Zeitpunkt hin, da einst die allbeglückende Ceres die wilde Menschheit mit Jubel durch das freundliche Thor der Gesellschaft zuerst einführte. Das rege Leben in den Feldern, die Reihen der eifrig arbeitenden Menschen, die friedlichen Gruppen der Ruhenden, das Jauchzen der muthwilligen Jugend in der Nähe und aus den weiten Fernen her, das freudige Lächeln so mancher ehrlichen Physiognomie, deren Mund sich im voraus zum Loblied auf die lang-ersehnte, endlich erlangte Ernte öffnete, und im Geiste schon das neue Brod anbiß, — und der Genius des Reichthums und Wohlstandes, der jetzt über den Fluren schwebte, begeisterte Jedermann, und verjagte auf eine Zeitlang den traurigen Gedanken, daß nach wenigen Tagen über alle die segenvollen Gefilde eine öde Leere sich lagern werde, von nichts mehr erheitert, als vom seltenen Tone weitzerstreuter Hirten und vom Geläute der einsamen Schafheerden.

Die jungen Schnitterinnen brachten der Gesellschaft Erntekränze, steckten ihr große Sträuße an, und puzten sie mit bunten Bändern aus, um beschenkt zu werden. „Wer Kränze liebt,“ sagte Mariane, „dem empfehle ich vor allen den Erntekranz! Er hat für mich etwas besonders Rührendes. Seine ganz eigne Zusammensetzung aus allen Arten von Getreide, Vogelbeeren, Knospen, Blüten, Blumen, Obst und Bändern, thut, bei der grellsten Farbmischung, doch dem Auge sehr wohl. Jeder neue Tag stellt ihn in einer andern Farbe dar. Eine frische Farbe nach der andern verbleicht; sein Unverwelkliches, im Kontraste mit dem verdorrenden Laub und Blumenwert, erregt täglich eine neue Betrachtung in mir. Nur das Reife daran hat Dauer, und froht bläsfarbig, aber kräftig hervor. Alles Blühende legt sich endlich fahl und welk an die Schnur an. Zuletzt geht eins nach dem andern unter. Selbst die Bänder wehen nicht lange so lustig. Die feuchten Säfte des Kranzes durchziehen sie, und die zehrende Herbstluft bleicht ihre Farbe aus. Da hängen wir endlich den Kranz seufzend und muthwillig über die Thorhalle; die Spinnen wohnen darin; die Goldammer kernen ihn aus; im ersten Sturme des Winters ist er schon zerflattert!“

Mittags nach dieser Kranzoperation zog alles jubelnd und schreiend in Hainberg zum Schnittermahl ein, und Nachmittags fuhrn Willbalds Freunde sämmtlich wieder nach der Stadt zurück, mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen. Nur Pinus blieb noch, um auf der Ruine einige angefangene Zeichnungen zu vollenden.

Des Verwalters Ernte war im schönsten Zuge, und Willbald ging daher bald weiter, um zu sehen, wie weit sein Nachbar Otto schon vorgeückt sei. Es war ein warmer Tag; den Himmel bedeckten einzelne kleine Wollenstreifen, weiß wie Milch, durch welche die Sonne mit halber Gewalt schimmerte; ein wahrer schöner Erntetag!

Otto saß auf einem Hügelchen, und überblickte heiter das lange Getreide, hinter dem seine Schnitter kaum sichtbar waren, und welches stehend noch weiß, liegend aber goldgelb schimmerte. — „Sehn Sie doch,“ rief er dem Kommenden zu, und blickte gen Himmel: „Sehn Sie nur dieses herrliche Getreide! Wie gnädig ist doch das fürchterliche Gewitter über unserm Haupte und unsern Augen hingeflogen! Wir sammeln eine sehr reiche Ernte ein. Das weiß ich nun schon seit einigen Stunden. Und ach, mein Kind!“

Sie setzten sich traulich neben einander und drückten sich die Hände. Nach einiger Zeit that Otto selbst den Vorschlag, ihm in wenigen Worten das Vorzüglichste seiner Geschichte mitzutheilen. Sein Freund, dem nichts erwünschter sein konnte als dies, umarmte ihn, und Otto fing an.

„Wenn Sie Frankreich für mein Mutterland hielten, so irren Sie nicht. Mein Name ist Saint Alban. Der Letzte außer mir von diesem einst berühmten Geschlechte, mein Bruder, fiel noch vor wenigen Jahren als eins von jenen traurigen Opfern unter jenen Tausenden, die der erwachte Geist meines Vaterlands mordlustig zur blutigen Sühne forderte. Ich selbst kam schon in meinem fünfzehnten Jahre in deutsche Kriegsdienste, nachdem ich einige Zeit vorher meine Eltern verloren hatte, durch deren Testament mein älterer Bruder dazu ansersehen war, die väterlichen Güter, die in der Gegend von Marseille lagen, zu übernehmen.“

Ich hatte meine militärische Laufbahn sehr jung betreten; eine einnehmende Gestalt, ein äußerst lebhafter Geist, und eine glänzende Erziehung, wodurch damals meine Landsleute sich fast vor allen übrigen Nationen auszeichneten, führten mich schnell weiter, und stellten mich in den Sonnenschein großer Konnexionen. Unter der Leitung eines würdigen Generals, und bei der Begünstigung so vieler Stunden der Muße, die einem Offizier zu Theil werden, legte ich mich mit möglichstem Fleiß auf die Sprache des Landes, und bald auch selbst auf die höheren Wissenschaften und Künste. Meine große Jugend hatte mich noch keine Vorurtheile wider Deutschland annehmen lassen, und da überhaupt mein Geist in einer ernstern

Richtung fortschritt, als man gewöhnlich bei jungen Franzosen findet, so machte ich sehr bald die deutsche Gründlichkeit zu meinem Ideal, und ging hierin so weit, daß ich gegen die damalige Oberflächlichkeit der französischen Philosophie, und die leichten Formen der Kunst in meinem Vaterlande, einen wahren Widerwillen schöpfte, und oft bei manchen literarischen Notizen aus Frankreich ein mitleidiges Achselzucken nicht zurückhalten konnte.

Ich hatte das Glück, die beste Gelegenheit zur Auszeichnung in meinem Dienste zu finden; und die Kriegsgöttin begünstigte mich so sehr, daß ich in meinem fünf und zwanzigsten Jahre bereits eine Compagnie erhielt.

Wenn gleich die Kriegswissenschaft nicht mein Lieblingsstudium ausmachte, so hatte ich doch darin große Fortschritte gethan; und diese Kenntnisse erwarben mir einen sehr eifrigen Freund an einem jungen Grafen von Reinalt, welcher als Hauptmann bei meinem Regimente stand, und fast gleiche Karriere mit mir gemacht hatte. Er suchte mit edler Unruhe mir ähnlich zu werden, um sein schnelles Avancement, welches er zum Theil den Verdiensten seines Vaters, eines der vornehmsten Offiziere der Armee, verdankte, vor der Welt und seinem eignen Gewissen zu rechtfertigen, da er sich in mancher Rücksicht noch hinter mir glaubte. Wir fühlten uns bald von den Banden der innigsten Freundschaft umschlungen, und eilten der Vollkommenheit entgegen.

Ein Gut des Grafen, wo seine Mutter mit ihrer einzigen Tochter wohnte, lag nur wenige Stunden weit von unserm Standorte. Durch die Bekanntschaft dieses liebenswürdigen Mädchens füllte sich schnell eine Leere in mir aus, deren Dasein ich erst im Moment ihres Verschwindens empfand, wo das reizende Frauenbild mir gegenüber erschien, um mit süßer Gewalt in mein Herz zu dringen. Wie hat wohl die Liebe ihre Opfer schneller gefesselt! Wie hat sie mächtiger auf zwei Wesen gewirkt, als auf Sophien und mich! Warum hätten wir auch ihrem beglückenden Rufe nicht willig folgen sollen! Die Mutter erklärte mir täglich, daß mein Umgang eine Hauptfreude ihres Lebens ausmache. Der Vater, dem ich einige Mal nahe gewesen war, hatte gegen seinen Sohn geäußert: wenn ein Mensch im Stande wäre, ihn von seinen Vorurtheilen gegen meine Nation völlig zu heilen, so sei ich es; und er rathe seinem Sohne, meine Freundschaft zu suchen. Dieser Sohn hing mit ganzer Seele an mir. Stand, Geburt und ein beträchtliches Vermögen berechtigten mich ebenfalls zum Besitze der schönen Gräfin. Daher gaben wir uns einer unbegrenzten Liebe hin, und unsere heißen Küsse und theuern Schwüre ewiger Treue ließen uns ein niegeahntes Glück fühlen, dessen höchster Gipsel in reizender Nähe vor uns zu liegen schien.

Unerwartet sahen wir dieses Glück durch einen Brief des Grafen plötzlich zerstört, worin er seiner Familie meldete, und ziemlich trocken erklärte, er habe eine eheliche Verbindung zwischen Sophien und einem Baron Falland völlig abgeschlossen, welches er Sophien zu ihrer Nachricht bekannt mache. Dieser Baron war bereits ein hoher Vierziger, seinem Innern und Aeußern nach ein unangenehmer, für Mutter und Tochter sehr widriger Mann. Er hatte vorher noch eine Reise von mehreren Jahren zu machen, ehe er seine Verbindung vollziehen konnte. Auf Sophiens Reizung, auf ihre zarte Jugend und das Alter des Barons, welchen sie überdies nur ein einziges Mal gesehen hatte, nahm der Brief nicht die geringste Rücksicht; er führte nur die Sprache eines rauhen Kriegsbefehls. Einzig durch den unermesslichen Reichtum des Barons konnte der Graf, der ihn sonst wenig geschätzt hatte, zu dieser unnatürlichen Verbindung verleitet worden sein.

Die erblaßte zitternde Geliebte theilte mir diese Nachricht in ihrem Garten mit, wo ich ihrer Umarmung unter den Rosen entgegen harpte. Die Schilderung, die sie mir dabei vom Unwerth ihres Bräutigams, und vom Starrsinn des Grafen in Rücksicht seines einmal gegebenen Wortes, machte, erschütterte mich so, daß ich ihr trostlos an's Herz sank. Wir überließen uns der traurigen Verzweiflung um so mehr, da die Möglichkeit einer Zerstörung unserer Liebe uns nie in den Sinn gekommen war. Desto mächtiger zog jetzt die Leidenschaft zum ersten Mal gegen das Werk ihrer Störung in's Feld. An der Hand einer neuen, durch die Treue erzeugten Hoffnung, siegte bald die Härlichkeit über den Schmerz. Unsere Küsse trockneten unsere Thränen; die Macht der Sinne vereinigte die Unglücklichen — und wir ahneten nicht einmal, daß wir gefallen waren!

Einem Träumenden gleich, in Liebe und Sehnsucht verloren, und im Innern ergrimmt, wie ein Löwe, dem man die Kinder rauben wollte, kam ich in die Stadt zurück, als eben der Graf, mein Freund, im Begriffe war, mit andern Offizieren nach einem benachbarten Lustorte zu reiten. Man ließ nicht ab, bis ich von der Gesellschaft zu sein versprach. Unser ziemlich langer Hinweg brachte mich wieder mehr zu mir selbst. Ich beschloß, mich morgen sogleich meinem Freunde und dessen Mutter ganz zu entdecken, und ihre Hülfe zu ersehen. Diesen Gedanken faßte ich jetzt fest; und doppelt wohlthätig war meinem Herzen jede Aeußerung der Härlichkeit, die mein Reinalt mir bewies. Die Hoffnung, daß alles gut werden könne, ließ mich meine Fehler übersehen.

Unsre Gesellschaft, welche aus lauter Freunden bestand, ergab sich einige Zeit der frohen Laune in schöner Eintracht. Allein die Hitze des Tages lud zum Trinken ein, und der Graf that, was er,

im Bewußtsein einer ihm eigenen außerordentlichen Hefigkeit, sonst immer sehr sorgfältig vermied, er betrank sich, und gerieth bald mit einem seiner vertrautesten Freunde in Streit. Vom Hader erglühete der Wein, und aus der Glut des Weins schlug endlich die zischende Flamme der Wuth empor. Da sein Freund völlig schuldlos war, und ich mir gleich Anfangs vorgenommen hatte, den Grafen heute nicht in Händel gerathen zu lassen, so nahm ich mich des Gegners mit möglichster Wärme an, und wie sie schon die Degen zogen, hielt ich den Grafen fest. Dadurch leitete ich seine ganze Wuth auf mich selbst. Er ließ von Jenem ab, und nachdem er mich mit den unbilligsten Vorwürfen überhäuft hatte, verlangte der Ungeflume, daß ich ziehen solle. Niemand vermochte mich jetzt zu schützen; denn die Vernunft war unter uns schon zum Fremdling geworden. Ach, das giftige Ungeheuer des Trunks brach über uns herein, und die Mordlust, die ihre Opfer aus der menschlichen Gesellschaft in diese Einöde entführt sah, weckte den Zahn auf das hilflose Freundesleben. Meine Thränen waren sein Gespötte. Mehrere von der Gesellschaft wollten ihr Heil an einander versuchen, und schalten mich einen Feigen. Dadurch, daß ich weder dieser Verspottungen noch die schimpflichen Namen achtete, die der Graf wider mich ausstieß, erbitterte ich den letztern so sehr, daß er, lechzend nach meinem Blute, mich durch den linken Arm stach. Ich blickte ihm ernst und wehmüthig in's Gesicht, zog, und stellte mich zu meiner Vertheidigung. In diesem Augenblicke stürzte sein erster Gegner, erschrocken über meine Miene, herzu; und indem er mit dem Degen zwischen uns fuhr, ramnte sich der Graf, wie ein wüthendes Thier, den meinigen in die Brust, und sank um.

Mit Gewalt verband man mir den Arm nothdürftig, und riß mich hinaus und auf's Pferd. Es war mehr Zufall als Vorsatz, daß ich die Grenze glücklich erreichte. Dorthin brachte mir mein Bedienter Geld und die Nachricht von meinen Freunden, daß der Graf ohne Hoffnung auf dem Sterbebette liege. So lange sich sein Leben oder Tod noch nicht entschieden hatte, war auch mein eignes Schicksal zweifelhaft. Bis zu dieser Entscheidung beschloß ich in dem Dorfe, wo ich an meiner Wunde krank lag, zu bleiben. Schnell verschlimmerten sich meine Nachrichten, und bald kam die Todespost. „Unser Freund,“ so schrieb man mir, „hat noch vor seinem Tode selbst die kräftigsten und rührendsten Zeugnisse von deiner Unschuld abgelegt und seinem Vater zugeschrieben. Allein, weder diese, noch die Aussage aller Anwesenden vermögen etwas gegen die wüthende Rache des Vaters, und gegen die Macht seiner wichtigen Familie. Dein Vertheidiger hat bereits erklärt, das Höchste, was man erlangen könne, werde sein, daß die Sache liegen bleibe; an Rückkehr aber sei vor der Hand nicht zu denken.“

Während dessen hatte mein beherzter Diener sich auf das gräfliche Schloß gewagt, und brachte mir auf mehrere Briefe an Sophien eine Antwort, die meinem ganzen übrigen Leben die entscheidendste Richtung gab. Sie schrieb mir, daß sie ihren unglücklichen Bruder noch gesprochen habe. Durch die Schwester sende er mir seinen theuern Todesgruß, und die flehende Bitte, ihm zu verzeihen. Auch die Mutter spreche mich von aller Schuld frei, und weine sanft über mich und ihn. Sie selbst werde, und könne niemals aufhören, den unschuldigen Mörder ihres Bruders zu lieben; und wenn gleich die Schwester mit ihrer Liebe mich nicht mehr wahrhaft glücklich zu machen vermöge, so sei und bleibe sie doch mein unumschränktes Eigenthum, und fordere auch von mir ausdrücklich die unwandelbarste Treue bis in den Tod. Das holde Mädchen! Aus Liebe für meine Sicherheit wollte sie mir nicht wieder schreiben, und befahl mir, sogleich meinem Vaterlande zuzueilten. Doch bat sie mich, ihr auf sichern Wegen Nachricht von meinem Leben mitzutheilen, und ihrentwegen so lange ruhig zu sein, bis sie mir eine Aenderung unseres Schicksals melden werde.

Der ruhige Ton ihres Briefs, der eine hohe Zärtlichkeit, eine ewige, festgegründete, unermessliche Liebe aussprach, begeisterte mich zu nie gefühltem Muth, und schuf im Innersten meiner Seele den festen Entschluß, das Leben mit seinen Kämpfen tapfer und treulich fortzusetzen, und nach dem Besitze dieses erhabenen Weibes so lange muthig fortzuringen, bis das Schicksal meine Kräfte lähmen werde. Ich empfahl den Freunden meine Sache, nahm mir aber vor, nicht zuerst nach Frankreich zurückzukehren, sondern unter dem angenommenen und bis jetzt geführten Namen Otto, eine große Reise zu machen. Die nöthigen Treffungspunkte gab ich vorher meinen Freunden an, und bat diese, mir nur dann zu schreiben, wann in meinem oder Sophiens Schicksale sich etwas Weiteres ereignen werde. Mein Bruder mußte mir hierauf die Reisegelder anweisen, und ich trat meine Wanderung mit beruhigtem Herzen an.

Aber meine Ruhe, welche einzig das große Beispiel meiner Freundin bewirkt hatte, verließ mich bald, und keine Reise vermochte das Bittere des Andenkens an den gemordeten Freund und die verlorne Geliebte zu mildern. Schon bei jedem Zusammentreffen mit Militärs, ja in allen großen Gesellschaften, in jeder großen Stadt, kurz überall, wo ich an mein voriges Leben erinnert ward, fiel sogleich der Kummer zentnerschwer auf mein Herz zurück. Doch am unglücklichsten fühlte ich mich Anfangs in Gesellschaft schöner Weiber, wo der Schmerz über die verschwundene Liebe mich gewöhnlich bald wieder in die Einsamkeit trieb.

Bei dem allen fand ich, daß meine Reise für die Erweiterung meiner Kenntnisse von großem Nutzen sei; und was insbesondere

die Menschenkunde betrifft, so hatte wohl selten ein Reisender bessere Gelegenheit zur unbefangenen Ansicht des Menschen überhaupt gehabt, als ich, bei meinem jetzigen gänzlichen Mangel an Sinn für menschliches Vergnügen, wodurch sonst gewöhnlich die Beobachtungen der Reisenden eine große Parteilichkeit und leidenschaftliche Einseitigkeit erhalten. Ueberhaupt scheint mir für eigentliche Reisebeobachtungen eine ernste Stimmung des Gemüths weit geschickter als eine üppig strömende Lebenskraft, da das Reisen schon an sich den Menschen so sehr zerstreut.

Meine Freunde ermahnten mich noch immer zur Geduld, und hielten mich mit schönen Trostgründen hin. Ich war bereits im sechsten Jahre meiner Reisen begriffen, als ich zu Toulon landete, um meinen Bruder zu sehen; und dort fand ich endlich einen Brief von Sophien, worin sie mir meldete, daß ihr Vater die Kriegsdienste verlassen habe, um auf seinen Gütern zu leben. Der Baron hatte seine Reise noch immer nicht geendigt. Man erwartete ihn erst nach einem Jahre zurück, wo ihm dann Sophie angetraut werden sollte. Der alte Graf hatte seit einiger Zeit mit größerer Ruhe von mir gesprochen; und da von seiner Gesinnung fast einzig der Gang meiner Sache abhing, so glaubte Sophie jetzt einen heitern Punkt in unserm Schicksale zu sehen. Desto schrecklicher war ihr die herannahende Ankunft des Barons. Sie fühlte, daß seine Gegenwart sie zu Grunde richten werde, und kämpfte mit allerlei verzweifelten Entschlüssen. Dieses und andere Umstände hatten sie auf den Gedanken gebracht, mir am dritten Orte, bei einer Verwandten, eine Zusammenkunft zu gewähren.

In ein neues Leben riß mich dieser Brief wieder empor; und das schöne, noch nicht erloschne Streben nach Glück, flammte lebendiger im Herzen auf. Da die Zeit der Zusammenkunft noch ferne war, so reiste ich vorher zu meinem Bruder, um meine Geschäfte zu berichtigen.

Das Vaterland umgab jetzt den Wiederkehrenden; seine klärenden Kluren und köstlichen Lüfte waren noch die alten; aber der Geist hatte sich verummunt und geschwärtzt. Alles schien im Todesschlummer begraben; aber jedes Auge schielte nur, betrügerisch und kassend gespannt, nach dem Nächsten hin, ob er endlich die Wortschneiderei ballte. Rings um den verfinsterten Horizont des Staats leuchteten schon die Zeichen der schrecklich heranstürmenden Zeit, und wie ein ferner Donner murrten der Freiheit Kriegesstöße über die Nation hin.

Mit dem bittersten Schmorze betrachtete ich die Veränderungen, die auch mein Bruder vom herrschenden Zeitgeist erlitten hatte. Wir kannten zwar von jeher einander nur als verträgliche Verwandte und Kinder Eines Vaters, nie als vertraute Freunde; allein

seine jetzige Denkungsart mußte uns vollends von einander entfernen. Seine Industrie und große Kommerionen hatten ihn in jener Gegend zum reichen und bedeutenden Manne gemacht. Sein Aristokratismus war völlig bestimmt; und sein Hang zur wüthendsten Parteilichkeit schien so schrankenlos, daß ich ihn für verloren gab, sobald ich mir den Sturm im Ausbruche dachte. Er ahndete kaum das Unglück, dem das blühende Frankreich bald unterliegen sollte; und alle meine Prophezeiungen und Warnungen, alle Rathschläge zu seiner Sicherheit, waren umsonst.

Mein guter Genius ließ mich hier das Beste erwählen! und leider hat die Folgezeit meinen Konjekturen das Siegel der Bewährung aufgedrückt. Da des Bruders Gesinnung es mir unmöglich machte, ihn zu retten, so ergriff ich desto begieriger die Mittel zur eignen Rettung, und beschloß, mich um jeden Preis mit ihm auseinander zu setzen, wobei ich dann keiner Schwierigkeit und keines Verlusts achtete. Und wohl mir! Ich erreichte meinen Zweck; ja ich war so glücklich, mein Vermögen nach kurzer Zeit bei einer deutschen Handelsstadt in vollkommene Sicherheit zu bringen. Mit blutendem Herzen rief ich mein Lebenswohl über Frankreich. Ach, noch im jetzigen Augenblick ist das schallende Hohngelächter, welches mein unglücklicher Bruder über meine Abhandlungen bei unserm Scheiden aufschlug, die fürchterlichste Rückerinnerung, die mein Gemüth kennt. Uebrigens bezeugt es auch sehr richtig die damalige Stimmung der meisten Franken.

Der ersehnte Tag unserer Zusammenkunft nahte nun heran, und ich flog auf den Schwingen der Liebe dem bezeichneten Orte zu. Meine Sophie war mir vorgeeilt, und der Zufall ließ mich sie nah am Schloß ihrer Freundin in einem kleinen Lustwalde überraschen. Thätigkeit, unruhig bewegtes Leben, und die Lüfte verschiedener Himmelsstriche hatten mich zum Mann ausgebildet. Sophie war zur vollendeten Schönheit aufgeblüht. Wir flogen einander in die ausgebreiteten Arme — ach, mit einer Liebesglut, die uns alle Schmerzen einer sechsjährigen Trennung, ihren ganzen, ewigen Zwischenraum, den Inhalt unserer verlebten Tage, und alles, alles vergessen ließ, was noch außer unserer Liebe existierte. Stundenlang blieben unsere Reden unzusammenhängend. Nur die Töne wiedererfundener Liebe und die Schwüre der Erene drängten sich in Ausrufungen, Seufzern und Küssen von unsern Lippen; und hier weichte die Liebe ihre Unglücklichen abermals zum Opfer der Lust.

Mit diesem Augenblicke hebt unser ernstes Leben und ein beständiges Leiden an.

Unter heißen Mutterthränen entdeckte mir Sophie auf dem Wege nach dem Schlosse, daß durch unsere ersten Umarmungen einem Schmerzenskinde das Dasein gegeben worden, — daß ihre Frucht

Mathilde gewesen sei. Sie hatte sich ihrer Mutter entdeckt, und diese war unsere Freundin geblieben. Ihre Schwangerschaft war verheimlicht worden und die Niederkunft sehr glücklich auf einem weit abgelegenen wüsten Schlosse geschehen, wo jetzt eine gute Alte, unter der Leitung eines würdigen Priesters, Mathilden erzog. Aus Sorgfalt für meine Ruhe hatte mir das liebende Weib alles verschwiegen.

Mein starrer Schrecken über dieses nicht geahnte Ereigniß, über unsere neuen Verirrungen und alle jenen fürchterlichen Bilder, die jetzt aus der Zukunft sich mir entgegen drängten, konnte die Freundin nur auf kurze Zeit zum gemeinschaftlichen Jammer herabstimmen. Das große Weib! Bald trocknete sie ihr schönes Auge wieder zum heitern Blick. „Geliebter!“ rief sie, und drückte mich Verbrecher fest an ihr treues, von neuem entzündetes Herz: „Dein Weib war zu glücklich — o, sie ist zu selig, als daß sie den theuern Verirrungen unserer Liebe fluchen könnte! Mißgönne mir es nicht, die Last unserer Schuld allein zu tragen. Sie macht ja mein einziges Glück aus! Die Folgen seien auch die schrecklichsten — ich fühle keine Reue, als die deinige! Laß mich auch deine Reue allein tragen; mit ihr wird doch ewig ein reines Glück im Busen wohnen, — das Glück, dein zu sein! Dieser Augenblick stärkt und veredelt die Kräfte meines Lebens. Was kann unsere Liebe erdulden, das ihr nicht zum Voraus schon tausendfach erjest wäre? Und irdische Verhältnisse, und menschlicher Wille sollen und können ja doch das Bessere von uns nimmer trennen!“

Wer könnte ein liebendes Weib, die, fern von allem Leichtsinn, nur in die stille, tiefe Flut ihrer eignen Liebe sich versenkt, nur in ihrem Geliebten athmet und fortlebt, — wer könnte sie so herzerhebende Worte reden hören, ohne sich in ihre Begeisterung mit einzumischen? Wir schwuren aller Verzweiflung den Tod. Wir weihten einander das Leben zum Eigenthum, und gelobten uns feierlich, in immerwährender Lebenslust auszuharren, der sinnlichen Liebe zu entsagen, alles willig zu dulden, was über uns ergehen werde, und getrennt oder vereint, unser übriges Leben so lange als eine Handlung der Reue zu betrachten, bis die himmlische Macht alle Folgen unserer Fehltritte mit gnadenreicher Veröhnung werden lassen.

Es war ein edler Schwur, mein Freund! Und bis diesen Augenblick, wo das Schicksal jene Veröhnung zu winken scheint, haben wir ihn redlich gehalten. Sophie führte mich zu ihrer Mutter, die uns mit Thränen an's Herz nahm und segnete. Ach, sie wußte nicht alles, was sie uns zu verzeihen hatte! Aber, lassen Sie mich bei diesen Scenen vorübergehen!

Der Graf liebte Sophien, als sein einziges noch übriges Kind, mit einer grenzenlosen Zärtlichkeit, die sich aber freilich nur auf eine egoistische Art, und einzig in der Sorge für ihr äußeres Glück zeigte. Indessen schöpften wir hieraus doch einigen Muth, und beschloßen, daß ich mich nahe an der Grenze aufhalten, und von dort aus einen schriftlichen Versuch machen sollte, ihn zu versöhnen. Im Fall des Gelingens, und sobald man hoffen durfte, daß der Graf meinen Anblick ertragen werde, wollten dann Mutter und Tochter ihn hierauf vorzubereiten, sein Herz zur Verzeihung zu bewegen suchen, und ihn nach und nach mit unserer Liebe bekannt machen.

Ich reiste ab, um meine Mathilde zum ersten Mal an's Herz zu drücken. Das zarte üppig aufblühende Bild der Mutter erschien mir im schönsten Wachsthum, unter der besten Pflege. Ihren Lippen entlockten meine Liebesworten den süßen Vaternamen, dem meine Seele in niegeahntem Entzücken lauschte. Aber, lange hier zu verweilen, war bedenklich; ich mußte mich mit Geduld dem Schicksale fügen und nach dem Orte meiner Bestimmung abreisen.

Es verging fast ein Jahr, ehe ich Nachricht von meiner Sophie erhielt. Sie meldete mir, daß mein Brief an ihren Vater leider nur die schlimme Wirkung gehabt, den alten Schmerz wieder heftiger zu entzünden; der Graf habe gebeten, ihm meinen Namen niemals wieder zu nennen, wenn man nicht seinen früheren Tod herbei führen wolle. Er sei seit einiger Zeit schwach und kränklich. Uebrigens waren unsere damaligen Besorgnisse nur allzugegründet gewesen. Bald nach unserer Trennung hatte Sophie sich schwanger gefühlt. Ihre und der Mutter Leiden und Besorgnisse schilderten Beide mir mit einer Schonung für mich, die mein geängstetes Herz noch empfindlicher traf, und die meine Neigung gegen die Mutter zur tiefsten Verehrung, und die Liebe für Sophien bis zum religiösen Gefühl erheben mußte. Das Verbergen jener Umstände vor dem Grafen war sehr schwer geworden, und nur mit größter Anstrengung hatte Sophie die Erlaubniß, zu ihrer Freundin zu reisen, erhalten, wo sie dann glücklich, doch diesmal nach unsäglichen Leiden, mit unserm Albert niedergekommen war, und diesen der Sorge ihrer edeln Freundin übergeben hatte. Gesund, und gestärkt durch die Liebe zu ihren Kindern, war sie in das väterliche Haus zurückgekehrt, wo sie bei dem kranken Vater — den Baron antraf. Der Graf, der eine große Beruhigung darin fand, seinen Geschlechtsnamen unverlöst zu erhalten, hatte indessen den Baron dazu vermocht, mit diesem Namen den seinigen zu vertauschen; und der eigenmächtige abgelebte Wollüstling ging jede Bedingung willig ein, unter welcher er des Grafen Erbe werden konnte. „Alle Versuche,“ schrieb sie, „meinen Vater von dieser Verbindung zurückzubringen, sind mir mißglückt. Selbst die Mutter bittet mich nun mit Thrä-

nen, meinem unvermeidlichen Loos zu folgen. Bekenntniß der Wahrheit, Flucht, ja schon eine längere Weigerung, würden meinem schwachen Vater den Tod bringen. Schrecklich nah ist der Augenblick gekommen, wo ich, um keine Vätermörderin zu sein, dir, mein Freund, und allem, was ich liebe, auf immer körperlich entjagen; von meinen Kindern mich auf ewig trennen, und dem Manne angeheftet werden soll, den ich nur verachten kann!" Sie schwur mir beständige Treue, ergoß aber zuletzt ihr überwältigtes Herz in den bittersten Klagen. Das meinige erstarb in ihrem Schmerz — doch nur, um reiner wieder aufzuleben!

Ich faßte mich; und, mit vollem Bewußtsein, und aus dem Innersten meiner Seele äußerte ich ihr das unbedingte Verlangen, daß sie gehorham sich fügen und des Vaters Willen vollziehen möge, da unser eignes Glück doch einmal zerrissen sei. Dabei versprach ich, mich niemals zu verhebelichen, sondern mein ganzes Leben nur unsern Kindern zu weihen, und im Andenken an unsere Liebe meine einzige Freude zu suchen. Alles, was nur die Liebe Ueberredendes hat, bot ich auf, um sie über meine Gemüthsverfassung und die Zukunft ihrer Kinder zu beruhigen. Als ich meinen Brief abgeschickt hatte, fühlte ich mich ruhiger als seit langer Zeit; und nun trug ich sogleich Anstalt zu neuen Reisen, welche theils eine bequemere Disposition über mein Vermögen bezwecken, theils mich einen Ort finden lassen sollten, wo ich künftig mit meinen Kindern wohnen könnte. Vor meinem Ausbruche hatte ich noch das Glück, Mathilden und ihren Bruder durch die Veranstaltung jenes rechtschaffenen Geistlichen unter Einer, und zwar der vortrefflichsten Pflege zu wissen, die mir wegen der Erziehung der Kinder keine Sorge übrig ließ.

In Venedig erhielt ich Briefe von ihr. Es war geschehen. Vor der Trauung hatte sie sich mit dem Baron erklärt, und Ursache gefunden, mit seinem Betragen völlig zufrieden zu sein. Die Sache selbst konnte und wollte er zwar nicht ändern; allein er ging sehr gern den sonderbaren Vertrag ein, daß beide Eheleute in keiner andern als in schriftlicher Verbindung stehen, übrigens aber sich, so weit es möglich, niemals sehen wollten. Wirklich war er eine Stunde nach der Trauung zu einer von seinen ältern Freundinnen abgereist, und Sophie befand sich, nach wie vor, im elterlichen Hause, froh darüber, daß es nun endlich in ihrer Macht stand, mir ewig treu zu bleiben.

Die Geschichte meiner ferneren Reisen, und meine eigne Seelengeschichte während derselben, übergehe ich, weil sie nur zwei wichtige Ereignisse enthalten, die Hinrichtung meines unglücklichen Bruders, und den Tod von Sophiens Eltern, die binnen wenigen Wochen nach einander starben. Dies letztere bewirkte zugleich einen guten Ausgang meines Prozesses, indem ich nun durch die Verwendung

eines Bruders der Ministerin von Sima, der in unsern Diensten stand, sogleich meinen Abschied, ja selbst das Anerbieten zu ferneren Diensten erhielt, welches ich aber ausschlug, um ganz meinen Kindern zu leben. Durch die Bekanntschaft mit unserm Gesandten in Wien gelangte ich endlich zum Besitze des kleinen Landstückes hier, zu dessen Anbauung und Einrichtung der Rest meines Vermögens gerade zureichte, nachdem ich den größten Theil desselben für meine Kinder sicher angelegt hatte. Ich fand die Schilderung des Gesandten von Hainberg bei eigner Ansicht noch weit übertroffen von der Wahrheit selbst. Und gewiß, wer sich von der Welt zurückziehen will, der gehe, um in Hainberg zu wohnen! Die Natur hat wohl wenige Plätzchen herrlicher ausgeschmückt und begünstigt, als dieses. Sie selbst, mein Freund, wissen, wie wahr das ist.

Als ich zum zweiten Mal hierher kam, um mich von dem mürbischen Adams in mein Eigenthum einweisen zu lassen, sah ich mich Anfangs genöthigt, mein Nachlager immer in dem Dorfe, welches wir dort liegen sehen, zu suchen, bis ich den Verwalter über mein Unternehmen so weit auszuföhnen vermochte, daß er mir Quartier gab. Einst ging ich sehr spät in der Nacht am See vorüber, als mir eine ungeheuer lange weiße Gestalt in den Weg trat, die allerlei drohende und fürchterliche Gebehrden machte. Wie ich drauf los ging, schien es zwar zu stinken, beantwortete aber mein Anrufen nur mit einem hohlen, düstern Geheul, und drohte mir mit einem mächtigen Hebel entgegen. Es blieb mir hier keine Wahl, ob ich fechten wollte, oder nicht. Ich war so glücklich, meinen Feind, den ich schnell unterließ, nach einem lebhaften Kampfe zu Boden zu werfen und fest zu halten. „Ach, lieber Herr Amtsknecht,“ schrie er auf einmal kläglich, „so geht's, wenn man vom rechten Wege abgeht! Ich bin aber nur ein einziges Mal dabei gewesen. Der dürre Gabriel liegt auf dem Tod, und will hier etwas geholt haben.“ Es wurde mir jetzt klar, daß ich unbekannter Weise hinter ein böses Gewissen gerathen war; und ich bediente mich meiner Uebermacht dazu, das Geheimniß vollends an's Licht zu ziehen. Dieser Mensch war der Genosse eines Diebs. Beide hatten hier einen geheimen Schlupfwinkel, der ihren Raub verbarg, und woraus der Vermummte Lebensmittel für seinen kranken Kameraden hatte holen wollen, dessen Namen ich schon mehrmals in der Gegend höchst unrühmlich erwähnen hörte. Dieser Gabriel war das berühmte Seegepenst, dessen Form sein Freund bei heutiger Gelegenheit trug, um den schon einige Mal hier gespürten Nachtwanderer auf immer zu vertreiben. Da er aus dem nämlichen Orte gebürtig zu sein behauptete, wohin mein Weg ging, so nöthigte ich ihn vor mir her bis in dieses Dorf, und versprach

ihm, für seine Rettung bemüht zu sein, im Fall ich die erzählte Geschichte wahr, und seine Neue aufrichtig finden würde.

Michels Geschichte, denn es war mein langer Michel, bestätigte sich vollkommen; und er selbst erschien des andern Morgens bei mir in Hainberg, um sich von der Angst seines Herzens zu befreien, die heute noch dadurch sehr erhöht war, daß er bei seiner gestrigen Zureckkunft den dürrn Gabriel schon todt hatte finden müssen. Er erzählte mir nun seine ganze Geschichte. In der verborgnen Höhle am See, womit ihn Gabriel bekannt gemacht, sollten von diesem schon große Vorräthe aufgehäuft worden sein. Die Schauer dieser Höhle, und einige darin gefundene Todtengerippe waren Ursache, daß der abergläubige Michel noch ein weniger beslecktes Gewissen trug, als es mir Anfangs schien. Beide hatten übrigens die Sage, daß in vorigen Zeiten eine große Mörderbande hier gehaust, und daß noch jetzt zuweilen die Geister der Erschlagenen des Nachts erscheinen und heulten, dazu benutzt, um die Vorübergehenden durch allerlei nächtlichen Unfug in der nöthigen Entfernung zu halten. Er schwur mir hoch und theuer, daß er bis diesen Augenblick eigentlich noch nichts gestohlen habe, als eine Gans, die er nächstens essen wolle. Mit Thränen klagte er den Mangel und Hunger als seine einzigen Verführer an, und bat mich um Arbeit, damit er im Stande sei, künftig seine Nahrung ehrlich zu erwerben. Ich hatte einen starken Knecht nöthig, und beschloß daher, Versuche mit Micheln anzustellen, worüber er sehr erfreut war. Hierauf ließ ich mich von ihm mit den Eigenschaften meiner Besitzung und mit der ganzen umliegenden Gegend näher bekannt machen. Wie erstaunte ich aber, als er mir unter den nächsten Güterbesitzern auch einen Baron Faland auführte, der sich jetzt Graf Reinalt nenne, und dessen Schloß bei Michels Geburtsorte, wo ich übernachtet hatte, lag!

Die Untersuchung der großen Höhle machte mir Vergnügen. Sie besteht eigentlich nur in einem langen gemauerten Gang mit mehreren von der Natur gewölbten großen Kammern, der von meinem Hause an nach dem See hin läuft und in der Grotte seinen Ausgang hat. Beide Zugänge sind mit sehr künstlichen steinernen Thüren verschlossen, die man ohne Fackelschein nicht leicht entdecken kann. Das Ganze scheint ein Werk des alten Erbauers der Ruine.

Wir reinigten die Höhle von ihren Greueln und von Michels sogenanntem Raube, der in wenigen, meist verdorbenen Lebensmitteln bestand. Dann verschlossen wir alles sorgfältig, Michel mußte den obern Eingang zum Kellergrunde einbrennen, und ich baute nun mein Haus über diesen Schlund.

An Ort und Stelle wird Ihnen die Geschichte unserer großen und gefährlichen Arbeiten mehr Interesse gewähren, als in meiner jetzigen Erzählung, zu deren Ende ich nun eilen kann.

Ich führte meine Kinder bald in mein Haus ein, um mich nie wieder von ihnen zu trennen. Es war natürlich, daß ich alles anwandte, um Sophien zum Aufenthalt in jenem benachbarten Schlosse zu bewegen. Nach einigen abschlägigen Antworten ihres Mannes glückte es ihr endlich, die Erlaubniß des Mißtrauischen hierzu zu erlangen, während er selbst zu seinen Verwandten nach England abreiste.

Es ist unglaublich, wie schnell die Richtung des Menschen vom Bösen zum Guten wechseln kann, so lange nur der eigentliche Charakter noch keine Flecken hat. Michel war bald ein ganz anderer Mensch. Nie hat ein Knecht seinem Herrn treuer gedient, und klüger gerathen, als er, der mir noch oft mit Thränen seine Rettung dankt, und dessen wahrer Schuldner ich doch jetzt zu sein bekennen muß. Er war es, dem ich mich entdeckte, der mir zu einem geheimen Briefwechsel mit Sophien, und endlich zu unserm ersten Wiedersehen am Ufer des Sees, half. Er bewachte den gefährlichen Punkt an der Heerstraße, wann ich Sophien heimlich über den See durch die Höhle zu ihren Kindern führte, die meine arme Freundin nur im Schlafe sehen durfte, da außer diesem, bei einer so seltenen Aehnlichkeit zwischen Mutter und Kindern, die plötzliche Wiedererkennung unvermeidlich gewesen wäre, übrigens auch jede öffentliche Erscheinung Sophiens, wegen dieser Aehnlichkeit, sogleich hätte Verdacht erregen müssen, welchen wir doch selbst von Mathilden entfernt halten wollten, um ihre glückliche Unwissenheit nicht zu stören.

Bei meiner Gespensterverzählung im Krüge hatte der lustige Michel eben einen Brief in der Grotte abgeholt, und durch die alberne Idee eines Weihnachtspopanz mich in einen Schrecken gesetzt, der den Bauern gelten sollte, mich aber ein Unglück ahnen ließ, und den er sich lange nicht hat vergehen können.

Am Abend vor jenem schrecklichen Tage, an dem wir unsern Kleinen ertrunken glaubten, brachte mir Sophie die Nachricht, daß ihr der vermuthliche Tod ihres Mannes aus England gemeldet worden sei, weshalb sie schnell zu einem Verwandten abreisen, vorher aber die Kinder noch einmal sehen wollte. Die Trennung von dem kleinen Albert fiel ihr so schwer, daß sie beinahe in Ohnmacht sank. Und gewiß fühlen Sie selbst jetzt alles tiefer, mein Freund, was ich bei Alberts Unglück gelitten habe! Heute ist Sophie abgereiset, und in einigen Tagen wird ihr die Entscheidung unseres Schicksals bekannt sein."

"Und bis diese Sache sich entschieden hat" — rief Wilibald, und umfakte seinen Freund — „und bis Sie am Herzen Ihrer

Sophie ruhen, kenn' ich selbst keine Ruhe, sucht meine Seele keine Freuden, ist auch sogar mein Höchstes, der Gedanke an Mathilden, nur ein unvollkommenes Glück für mich!"

Gerührt betrachtete ihn Saint Alban einen Augenblick, und Wilibald, der erst jetzt den Verrath seines Herzens erschrocken bemerkte, warf sich von neuem in seine Arme. "O Mann," rief er außer sich: "Pfleger der lieblichsten Blume, die mir auf dieser Erde blüht! Werden Sie es der allzuoffnen Freundschaft verzeihen, daß sie, — mächtiger als die Liebe in diesem Augenblicke, — jene Geheimnisse verrieth, welche die Liebe blöd und ängstlich — ach, vielleicht noch ungeliebt, verbergen wollte?"

"Edle Seele," sagte der Alte weich: "Ich fand deines Gleichen noch wenig in dieser Welt! Einem Herzen, in dem solche Freundschaft lebt, wird die Liebe Rosen streuen. Aber, meine Kinder sind nicht mehr mein. Meine Stimme über sie ist nicht mehr wichtig. Ich habe sie dem heiligen Mutterherzen übergeben. Lang genug entbehrte die arme Geliebte ihre süßen Rechte. Dafür muß sie diese nun desto unumschränkter ausüben. Wie grausam wäre es, ihr den Besitz eines Glücks, ehe sie ihn noch angetreten hat, schon streitig zu machen! Ach, wer mißt die Wonne, mit der ich bald Mathilden sagen werde: du hast eine Mutter!"

Wilibald bat ihn, dieses noch heute zu thun, weil es grausam wäre, ihr das schöne Verhältniß länger zu verhüllen. "Nein," sagte St. Alban, "es wäre grausam, ihr ein Glück zu verkündigen, welches während dessen vielleicht von neuem, und auf ewig für sie untergeht. Aber bald, — morgen vielleicht, werde ich mein Loos wissen."

"Der Zug Ihres Schicksals gehe wohin er wolle," sagte Krosnach, "so weiß ich, daß das meinige ihm folgt." Sie umschlossen sich fest, als eben Mathilde und Albert kamen, die sich in ihre Umarmung mischten. Mathilde war in einer sehr frohen Laune. Auf Bitten des Vaters hatte sie nochmals geschlafen, und ihr Gesicht trug die Spuren des Schreckens, die man noch heute früh an ihr bemerkte, nicht mehr. Die Augen waren wieder hell geschlummert, und glänzten wie Metallspiegel. Unsere Freunde freuten sich ihrer blühenden Gesundheit, und Alberts unschuldiger Luft.

Während ihre Schnitter, denen Mathilde zu trinken brachte, ruhten, schnitt sie mit Wilibalden ein Stück in's Korn hinein. So sehr er sich auch bemühte, ihr gleich zu kommen, so weit blieb er doch Anfangs zurück. Bei größerer Anstrengung erreichte er sie aber wieder, und hierüber ward das Mädchen sehr erbittert. Sie zankten mit einander; und, wie er, alles mit Kraft niederstreckend, eben an ihr vorüber schnitt, und Otto und Michel anfangen sie auszulachen, griff sie ihm in den Arm, um ihn durch Neckerei irre zu

machen, und aufzuhalten. Er war aber in einer raschen Bewegung und schnitt sich über die ganze Hand. "O weh, meine Hand, Mathilde!" rief er, und ließ die Sichel fallen.

"Hoho, das ist kein Spaß, Jungfer!" sagte Michel und sprang herzu. "Die Dinger sind scharf." Er rupfte Schafgarbe ab, um ihren Saft in die Wunde zu drücken, die sehr stark blutete. Mathilde war vor Schrecken außer sich. Sie wand ängstlich ihr Tuch um die blutende Hand, und konnte die Thränen nicht zurückhalten. Während des Verbindens lachte er, und fragte sie spöttisch, wer am besten schneiden könne? Als er aber sah, daß sie die Farbe veränderte und anfang zu weinen, wollte der Frevler sie durch die Versicherung beruhigen, seine eigne Ungeschicklichkeit sei die einzige Ursache gewesen; sie habe ihn gar nicht stoßen können, weil sie schon längst weit hinter ihm zurückgeblieben sei; der Schnitt sei nicht der Rede werth, und er wolle sogleich nochmals mit ihr in die Wette schneiden, um ihr nur zu zeigen, wie man eigentlich mit der Sichel umgehen müsse!

Sie glühte vor Aerger, Zorn, Mitleid und — Liebe. Wie er die Sichel wieder ergriff, weigerte sie sich weiter zu schneiden, und ging in einer Art von Wehmuth zu ihrem Vater; der hielt ihr noch obendrein eine Strafpredigt über den Leichtsin und die Unvorsichtigkeit. Wilibald schnitt munter noch eine Strecke weg, und kam dann auch wieder zu St. Alban, wo er sich Micheln gegenüber stellte, und dessen ungeheure Füße mit Verwunderung betrachtete, welche ihn an die großen Fußstapfen in der Grotte erinnerten.

"Es macht sich doch alles nach und nach herbei!" sagte Michel, indem er das bunte Feld überschaute: die Gerste färbt sich; mancher Flachs hat schon abgeblüht; die Störche sind aber auch gestern schon fortgezogen." Mathilde seufzte.

"Wollen wir zu unserm Flachs?" sagte Wilibald. Unwillkürlich machte sie eine bejahende, aber schmerzliche Bewegung mitzugehen. Der Acker war in der Nähe. Nach den ersten zehn Schritten sagte sie aber schon: "Ich gehe allein; — nicht mit Ihnen!" "Gut, gut," erwiderte er empfindlich: "Sie gehen also jenen Weg, und ich bleibe auf diesem." Sie trennten sich Beide, sehr erhist von der hurtigen Arbeit und innern Bewegung. Wilibald war heute wegen ihrer Liebe ängstlicher als jemals. Otto's Erzählung hatte ihm die Furcht eingejagt, daß die erste Erkennung der Mutter, mit all' ihren neuen heiligen Gedanken, Mathildens ganze Seele viel zu mächtig ausfüllen werde, um einigen Raum für die Geschlechtsliebe übrig zu lassen. Er besorgte, daß seine Zärtlichkeit, gegen dieses neue, große Gefühl gehalten, ihr nur ein alltäglicher, langweiliger Gegenstand bleiben werde. Trübsinnig ging er dem Acker zu.

Der Flachs war ellenhoch, und seine glänzende blaue Fläche gewährte einen reizenden Anblick.

„Er geräth!“ rief Mathilde von dem einen Ende des Ackers her. „Er ist schon gerathen!“ rief Wilibald von der andern Seite ihr entgegen. Sie gingen langsam auf einander los, wie zwei Mißtrauische.

„Wann der Flachs blüht,“ sagte sie, „dann schiebt er noch neun Nächte.“

„Ein bloßer Aberglaube!“ rief er; und Beide bemerkten mit Erröthen, daß sie an der Stelle ihrer ehemaligen Zusammenkunft standen. Mathilde blickte zur Erde nieder, und schwieg. Ein Taubenflug schwirrte jetzt lustig, und wie Gesang tönend, über die Liebenden hin.

„Sie waren gewiß seit unserer Saat noch nicht hier!“ fing er wieder an, und reichte, seiner nicht mehr mächtig, nach ihrer Hand. Mathilde verweigerte sie ihm, und trat jetzt aufglimmend in den Schatten des Birnbaums. „Gewiß, ich kam jede Woche zweimal hieher!“ sagte sie, und setzte leiser hinzu: „Man hat Sie nie wieder in dieser Gegend gesehen.“

Er fühlte sich von ihrem Vorwurfe getroffen, und das Andenken an jene Minuten ergriff ihn nun mit neuer Gewalt. „Damals, Mathilde,“ sagte er sanft, „damals waren Sie gut!“

„Bin ich's nicht?“ Sie reichte ihm erbebend die heiße Hand, und legte die andere auf seine Schulter! „Warum sagten Sie vorhin: unser Flachs? Ist er nun nicht mehr allein mein?“

„Nun?“ wiederholte er: „Nun nicht mehr? Nein, nimmer, seitdem du mir die Seele geraubt hast!“ — Ihr Puls setzte aus, und das arbeitende Pochen des jungen Busens schwellte selbst die mitleidende männliche Brust zu bangen Seufzern an. Aber sein ganzer Mensch sprach nur das Verlangen nach einem Kusse mächtig aus. Sie war in reiner Glut entbraunt, und hielt mit beiden Händen schwach und zitternd noch den Geliebten von sich ab, dessen Arme sie schon fest umstrickt hatten. „Ach ich kann nicht — Ihnen kann ich nie einen Kuß geben!“ küßelte sie flehend; und aus den blauen Augen, die sie im letzten sanften Kampfe bald gebrochen gen Himmel schlug, traten zwei große Thränen. Dürstend trank er ihre Thränen, siegreich erbrach sein sehnender Mund zum ersten Mal das blühende Schloß ihrer Jungfräulichkeit, und heilend und freundlich sog er den süßen Schmerz aus der Tiefe ihrer Lippen, wie die Biene ihre Süßigkeit aus dem Saftkelch der Blüthe zieht. Brust an Brust, lehnten sie da, und auf den Schwingen ihrer Seufzer sandte die Liebe geschäftig der fliehenden Freiheit und Jugend das letzte Lebenswohl nach. — „Ach Wilibald!“ tönt' es melodisch in die Vogelstimmen des Gesträuchs. „O schone mich!“ rief sie leise aus der innersten Seele, und drückte ihn unter heißen Zähren an das tieferwundete Herz. — Er hörte endlich den zarten Ruf, und

nahm ihre Hand. Still vereinigt, und versunken in die Seligkeit der ersten Liebe, gingen sie langsam neben einander fort; die Abendsonne goß ihre milde Glut wohlgefällig über sie; das leichte Gewölk zerfloß in's alte, beständige Blau, und aus allen Büschen dieses lieblichen Hügels drang tausendtönig ihr süßes Brautlied.

„O, daß ich dich endlich gefunden habe!“ rief er jetzt schwärmerisch, und umschlang sie: „Daß du schönes, theures Mädchen, mit allem, was du bist, endlich mein bist!“ Sie barg ihr glühendes Gesicht an seiner Brust. „Nur diesen einzigen Abend kommen Sie nicht!“ sagte sie, und drückte ihn jetzt mit Innigkeit und Jugendkraft an den Busen. Und wie sie den Schnittern nahten, sagte sie wieder mit dem letzten Händedruck: „Aber Sie kommen doch gewiß heute Abends?“ Sie fürchtete den Geliebten, und konnte ihn doch nicht lassen.

Saint Alban hatte sich eben mit Micheln tief in die Materie vom Ruhen und Schaden der Stoppelhut verwickelt, und ahnete nicht, wie sehr bei unsern Liebenden binnen wenigen Minuten die Zeiten sich geändert hatten. Mathilde ging langsam und träumend von ihnen weg, ohne ihren Freund zu grüßen. Sein liebendes Auge hing einzig an ihr, und folgte ihrem Bilde nach. Aber sie wagte es nicht, ihre zärtlichen Blicke zu erheben. Erst in der Ferne wandte sie das Antlitz nach ihm, und verdoppelte dann ihre Schritte noch, um der verfolgenden Liebe zu entfliehen, an deren Banden sie sich gehalten fühlte.

Er umarmte seinen Freund, wie sie fort war. Aber, der Mann war ihm jetzt zu kalt. Er suchte bald das Weite. In die Büsche rief er seinen Jubel; mit den hohen, freien Bergklüften zog die Anzeige von seinem Glück über die Welt. So stürmte er auf die Ruine zu, vor welcher Pinius still da saß, um seine Phantasieen in der Abendröthe zu baden, deren Wellen schon über's ferne Waldgebirge heraufrollten. Er stand auf. „Du bist froh?“ rief er ihm entgegen, „diese Ruine ist ein ernsther Gegenstand. Ich blicke wehmüthig mit ihr hinab, über den Strom hin, über die stürmende Flut der neuen Zeit weg; zurück, in ihre alte redliche Epoche.“

Wilibald schloß ihn an's Herz. „Sie ist mein“, rief er entzückt, „ich habe auf ihren Lippen die Götterkost der ersten Liebe getrunken. Du liegst im Arm eines seligen Geistes!“ Sein Glück strömte über, und die bilderreiche Wärme seiner Schilderung ergriff auch seinen traurigen Freund.

Pinius hatte nämlich auf dem Wege nach der Ruine einen Brief gefunden, welchen Mariane verloren haben mußte. Die Unterschrift war von ihrer Freundin Eugenia, welche Marianen einige mitgetheilte Fragmente aus deren Tagebuche zurücksandte, über das Schicksal ihrer Freundin jammerte, und ihren hohen Entschluß pries.

Diese Fragmente bestätigten nur zu sehr, was Pinius längst befürchtet hatte: — Marianens Leidenschaft für unsern Helden, ihren Kampf, und den stolzen Entschluß, alles durch den gewaltthätigen Vollzug eines Ehebündnisses zu endigen, dessen Hintertreibung, schon bei Wilibalds erster Erscheinung, ihrem empfindlichen Ehrgefühl nicht mehr erträglich geschehen hatte. Doch, auch wir wollen den Schleier dieses unglücklichen Geheimnisses nicht gänzlich heben. Erschrocken über die zu vernünftende tödtliche Unruhe Marianens bei Entdeckung dieses Verlusts, hatte er seiner Freundin alles durch einen Eilboten nachgesandt, sich zum Vertrauten ihres Herzens selbst geweiht, und ihr eine ewige Verschwiegenheit zugesichert. Jetzt überfiel ihn neue Traurigkeit, als unser Glücklicher auf ihn zu trat, und er bedurfte Zeit zur Fassung, um nicht einen zweiten Frieden zu stören.

„Du Bester!“ sagte er gerührt: „Mein Herz fühlt dein Glück, und wehe dem, welcher es dir jemals zu verbittern fähig wäre!“ — Kronach fuhr fort zu schwärmen. „Aber“, sagte er zuletzt mit großer Mangellichkeit, „warum bin ich denn so selig! — Und warum ist sie nur so innig, immer so schmerzlich und versagend?“

„Glaube mir“, erwiderte der Maler, „nicht der erste Kuß, — nein, die erste Sehnuchts Thräne, von der Bärtlichkeit gegeben und von der Jugend in süßem Schmerz vergossen, verkündigt den Silberblick der ersten Liebe, so wie in der ersten Liebe ein Silberblick der schönen menschlichen Frühlingszeit aufspringt, rein, wie ein Bild der Götter! Soll nicht die Holde still und tief über ihre verlorne Freiheit trauern? Laß sie ruhig. Ihr Schmerz ist in der schönen Menschennatur gegründet. Die ersten Thränen der Liebe entscheiden völlig über Geschlecht und Leben. Lange kämpft die Sehnucht mit dem Stolz, die Bärtlichkeit mit der Wildheit und unbändigen Jugend. Aber mitten im heftigsten Kampfe bildet sich schon die zarte weibliche Natur, und öffnet zum ersten Mal diese köstlichen Schleusen, — und mit ihnen ein Leben voll Gefühl, eine neue Welt des Schönen und Zarten. Mit diesen Thränen ist es um die Jugend geschehen. Alles schmiegt sich in die Schranken des Geschlechts, in die Bestimmung des Weibes. Die Jungfrau hört auf, Mädchen zu sein; sie mag den Sinnen noch widerstehen oder unterliegen, so behält sie doch von diesem Ereigniß ewig etwas Mildes, Verweintes; eine Spur von Amors Siege, die dem Blicke des Weibertümmers nicht entgeht. Die Liebe hat ihr Auge schon gebrochen; seine Flammen strahlen von nun an feucht; sein Feuer brennt nur unter dem Wasser der Bärtlichkeit fort. Es ist lächerlich, wenn ein Weib, selbst das geistvollste, zu verbergen hofft, daß sie schon geliebt hat.“

Bei allen Trostgründen, die ihm jetzt der Maler über Mathildens blöde Neigung gab, fürchtete er insgeheim stets ihre baldige

Bekantschaft mit der Mutter, die er übrigens doch so sehr wünschte. Ueberhaupt hatte seine Liebe sich nie besorgter gefühlt, als jetzt, da sie am schönsten getront war. Indessen dauerten diese Sorgen immer nur wenige Augenblicke; dann fiel er wieder entzückt seinem Freunde um den Hals.

Zu Hause fanden sie eine Einladung Otto's, und als sie hinauf gehen wollten, kam eben Franz schon wieder aus der Stadt zurück, um zu berichten, daß der Finanzrath und ihre Freunde den morgenden Sonntag hier zubringen wollten. Des Morgens vorher sollten Wilibald und Pinius erst eine Jagdpartie im benachbarten Salen'schen Walde mit dem Assessor machen, wovon dieser sich sehr viel versprach. Sie sagten es ihm zu, und gingen auf den Berg.

Mathilde war ungewöhnlich weich und furchtsam. Es schien ihr erst jetzt recht leid zu sein, daß sie ihrem Freunde, der sie so mächtig liebte, und im Unglück ihr treuer Beistand und Trost gewesen war, eine nicht unbedeutende Wunde beigebracht hatte. Des Assessors Scherze hierüber gaben ihr zwar Laune und Wit; allein die Freimüthigkeit fehlte ihr, und die liebenden Blicke des Geliebten machten sie scheu.

Saint Alban meinte, die Anart, sich durch das Uebertroffenwerden von Andern beleidigt zu finden, sei ihm heute an Mathilden um so mehr aufgefallen, da sie sonst gewöhnlich nur Kindern, und sehr lebhaften jungen Männern eigen sei.

Pinius labte sich jetzt mit innigem Wohlgefallen an Mathildens Seelenzustande. Er ergriff ihre Hand und sagte lächelnd: „Vielleicht war Ihr Gemüth heute eben in einer nur Ihnen bekannten, besonders lebhaften Bewegung; und dann erscheint mir Ihr Angriff auf meinen unglücklichen Freund als eine bloß körperliche, unwillkürliche Handlung.“

Sie antwortete, gegen Wilibald gewandt, in tiefaufseufzendem Tone: „Ich hoffe, Sie haben mir schon verziehen; aber ich muß es doch bekennen, daß ich Sie mit Vorsatz stieß, und so lange auf Sie erboht war, bis ich Blut sah. Ich hatte wahres Verlangen, Ihnen weh zu thun.“ Sie sah ihn zornig an.

„Und wünschten's wohl noch?“ sagte Pinius: „Und was hat Ihnen denn der arme Unschuldige, seitdem Sie ihn kennen, noch je zu Leid gethan?“

„O — was weiß ich!“ fuhr sie heraus, und wandte sich mit Schmerz von ihm, um hinauszuweichen. Wilibald winkte dem Maler, daß er von ihr ablasse. „Es war mir“, sagte ihm dieser im Fenster, „als hörte ich die Stimme der Göttinnen Homers, wenn sie sich über den siegreichen Amor so bitter beklagen, daß er ihren Götterleib den Umarmungen eines sterblichen Mannes erliegen ließ.“

„Es ist aber doch sonderbar,“ erwiderte Franz, auf St. Albans Bemerkung, über die er während dessen nachgedacht hatte, „daß der Mensch so Etwas übel nimmt! Wie viele Leute gib's, die es schlechterdings nicht aushalten können, wenn man sie im Springen, Reiten, Heben, Wähen, Fechten, Ringen, Tragen, Schwimmen, Brügelhalten oder Geben übertreffen will! Sie werden ungezogen, ja sie können sich darüber duelliren, wenn Gesellschaft dabei ist.“

„Besonders,“ fiel Pinius ein, „wenn weibliche Gesellschaft dabei ist, und hauptsächlich im Beisein schöner, oder geliebter Mädchen.“

„Indessen,“ fuhr St. Alban fort, „wird man dies nur bei Leibesübungen finden, welche eine besondere Muskelkraft, Gewandtheit oder Behendigkeit des Körpers erfordern. In der eigentlichen Kunst hingegen zeigt sich der Mensch schon als ein freieres und liberaleres Wesen, welches nur die Gejeße des Schönen anerkennt, und sich gern unter ihre Macht schmiegt. Wer kann wohl ganz sein Vergnügen unterdrücken, wenn er in der Dichtkunst, Malerei oder Musik seinen Meister findet? Wer erkennt ihn nicht gern an?“

„Ganz richtig,“ sagte Franz, „und mich dünkt, im Felde der Wissenschaft herrschte wieder eine andere Denkungsart.“

Dies zog die Gesellschaft in einen weitläufigen Streit über Selbstsucht und Liberalität, der mit Lebhaftigkeit den ganzen Abend fortgesetzt ward. Unser Freund nahm wenigen Antheil daran. Er wiegte sich, der Geliebten gegenüber, auf den Blüthenzweigen seines heutigen Traums; er wählte von Neuem die Schläge ihres Herzens zu fühlen, und der Geist ihrer Lippen flüsterte immer noch kühlend zwischen den seinigen. Dann blickte er wieder hinauf zum Heer der freundlich glänzenden Sterne, die mit ihm zu lächeln, und funkelnd sich von seinem Glücke zu unterreden schienen. Und so mancher süße Blick aus Mathildens Augen voll Licht goß ihm neue Seligkeit in's Herz.

Als die Geliebte verschwunden war, zog St. Albans heutige Erzählung und die besondere Manier, womit dieser Mann jetzt einen gelehrten Streit führte, seine Aufmerksamkeit auf sich. Er hatte in St. Albans Geschichte nur Poesie und romantische Wunder erwartet, und, so wie immer, nur kalte Entwicklung und gut-französische Prosa, in deutscher Form erzählt, gefunden. Schon längst beschuldigte er seinen Freund insgeheim eines gewissen Bestrebens, prosaisch zu sein; und hierüber war er dann immer am ärgerlichsten, wenn St. Alban sich selbst zuweilen über einem scharfen, leidenschaftlichen, imposanten oder poetischen Satz ungern zu betreffen schien, und nun sogleich bemüht war, sich recht rund, ruhig und prosaisch auszudrücken, so, daß er auch die gemeinsten Wendungen in der Rede nicht verschmähte. Ueberhaupt, schien ihm St. Alban jetzt wieder zu jenen Menschen zu gehören, die uns nur selten

durch ihre Handlungen, und niemals durch die Verfahrungsart, genialisch erscheinen. Von ihren Aussprüchen hält man sich beständig viel zu erwarten berechtigt, ohne je befriedigt zu werden. Wenn sie einmal ihr vollständiges Urtheil herauszulegen müssen, so spizen wir die Ohren darauf; es erscheint uns unzulänglich und oberflächlich, gerade wenn es am gründlichsten ist; wir möchten es nicht so gleich unterschreiben, und können es doch hinterher nicht tadeln, weil am Ende auch unsere Meinung ebenfalls so ziemlich darauf paßt. Immer glauben wir uns in unserm hohen Glauben von ihnen getäuscht, und doch fahren wir fort, an sie zu glauben; und die Unbekanntschaft mit den Ursachen zu ihrer kühlen und leichtgehaltenen Verfahrungsweise erpicht uns warme Menschen nur immer mehr auf die nähere Kenntniß von ihnen.

Am folgenden Morgen waffnete man sich sehr früh, und nachdem Willibald das Nöthige zum Empfange der heutigen Gesellschaft mit Händchen angeordnet hatte, zogen unsere Freunde zur Jagd aus. Diese dauerte aber viel länger, als man vermuthet hatte. Der Finanzrath mußte sich Mathilden zu seiner Wirthin erbitten, und murrte gewaltig, als er sich mit seiner Gesellschaft ohne Willibalden zu Tische setzen sollte. Niemand vermochte die Unterhaltung, die er eigentlich liebte, so leicht zu finden und zu leiten, als Willibald, der sein Herz am genauesten kannte. Noch mehr verdroß es ihn, daß auch St. Alban heute abwesend war.

August führte Nachmittags die jungen Leute auf die Ruine, wo sie bald anfangen, leichtfertig zu werden. Schon bei Tische war viel getrunken worden, und um die Tageshitze zu tödten, schlürfte man jetzt oben wieder kühlen Wein. Mathilde hatte sich geweigert, mit herauf zu gehen, weil sie sich heute in einer ängstlichen Lage befand. Ein junger, lebhafter Offizier, Marianens Verwandter, war den ganzen Tag über etwas zudringlich gegen sie gewesen, und wurde es jetzt im höchsten Grade, da ihm der Wein zu Kopfe stieg. Mit Ungeheißern verlangte er, sie solle ihn küssen, und schwur, sie sei das reizendste Weib auf Erden, für die er alle Martern leiden wolle. So wie sie sich fortzusteblen suchte, machte er Miene, sie nach Hause zu begleiten. Minelli und der Cabinetsrath thaten ihm eben ernsthafte Vorstellungen, als die bange Mathilde schnell nach dem See hinab in den Wald entschlüpfte. Der Unsinnsige folgte ihr mit Gewalt. Minelli winkte dem Cabinetsrath, und Beide liefen ihm nach. Erschrocken entschloß sich die übrige Gesellschaft zu folgen. Das alles dauerte aber einige Zeit; und ehe Alle sich im Walde wieder zusammenfanden, hörte man schreien, lärmern und Degen klirren; und auf einmal eilte alles nach einer Stelle, wo eben Willibald, ringend mit dem Offizier, den Degen desselben zerbrach, und

im Begriffe war, ihn bei der Brust zu fassen. Minelli flog dazwischen, und man trennte sie.

Die stehende Mathilde war gefallen, und an einem Dornenstrauche hängen geblieben. So hatte der Offizier sie ereilt, und während er versuchte, die Schreiende mit Gewalt zu umarmen, rief ihn der eben zurückkehrende Wilibald ziemlich unsanft an. Mit Wuth zog der Trunkene sogleich den Degen und unser Held sein Couteau. Dem letztern gelang es aber, Jenen zu entwaffnen; der Offizier drang herzu, um seinen Degen wieder zu erbeuten, und in diesem Handgemenge war die Klinge zersprungen.

Mathilde fiel jetzt, halbtodt vor Entsetzen, in Marianens Arme. Pinius und Franz, die eben auch herzukamen, standen da, wie aus den Wolken gefallen. „Das war der Schrei,“ rief ihnen Wilibald zu, „weßhalb ihr mich so plötzlich vom Wege ab in den Wald springen laßt!“ — Der Offizier sprach von einer unsamen Behandlungsart, und verlangte Degen. „Ich weiß nicht, mein Herr,“ sagte unser Held in der größten Hitze, „wozu ein Mann, ja ein Soldat, der einer Dame Gewalt thut, einen Degen verlangen könnte; aber zum Glück gibt es hier eine kleine Gewehrkanne! Sie sollen sogleich einen haben, um mich nur geschwind von neuem in den Stand zu setzen, Ihre Verdienste zu belohnen und Ihre Tapferkeit abzukühlen.“ Er grüßte erst jetzt die Gesellschaft, und bot den Kapellmeister heimlich, das Nöthige zu besorgen.

Es waren jetzt mehrere Männer da, und die Achtung für die Frauen wurde schnell hergestellt. Franz übernahm den Vortrag bei Untersuchung des Streits. Die Gesellschaft konnte nicht anders, als zu Kronachs Vorthail entscheiden.

„Allerdings sind Sie ein Ehrenmann; — ich ein Nasender!“ sagte der Offizier, den der Vorfall nüchtern gemacht hatte, und wandte sich zu Mathilden. „Wenn ich mir schmeicheln dürfte, mein Fräulein, daß Sie mich für unfähig hielten, nüchtern eine so wahnsinnige Handlung zu begehen, wie jene war, in die mich vorhin der gemüßbrauchte Wein gestürzt hat, so würde ich es wagen, um Ihre Verzeihung zu flehen. Allein ich darf wohl erst in der Folge auf diese Günst Anspruch machen. Mein Vetter Kronach wird es mir indessen bezeugen, daß ich mich lange geweigert habe, zu trinken. — Und Sie, mein Herr,“ sagte er zu seinem Gegner, „waren mir leider so völlig unbekannt, wie ich Ihnen; und daß unser erstes Zusammentreffen, wovon ich mir vor wenigen Stunden das größte Interesse versprach, ein so gehässiges Licht auf mich werfen mußte, das habe ich allein zu bejammern! Inzwischen läßt mich mein bisheriger guter Ruf, welcher zum Glück dem Herrn von Salen bekannt ist, doch hoffen, daß Sie, nach dem, was zwischen uns vorgefallen ist, wenigstens nicht abgeneigt sein werden . . .“

„Erwarten Sie alles von mir,“ sagte Wilibald mit einem verbindlichen Händedruck, „was ein Mann sich zur Pflicht machen kann, auf welchen man den Degen gezogen hat. Unschuldig und unwissend habe ich das Gastrecht in einem Verwandten beleidigt. Eine süße Gewohnheit meines Bruders, die Leute zum Wein zu nöthigen, hat mich seit einigen Minuten schon die Sache anders betrachten lassen; und so tief ich selbst Ihr Unglück fühle und bedaure, so sehr fühle ich mich doch auch zu der Bitte gedrungen, daß wir die Sache für heute ruhen lassen, und uns harmlos in Hainberg willkommen heißen. Wir befinden uns übrigens jetzt nur unter jungen Leuten und unter Freunden im besten Sinne des Wortes.“

Verwirrt drückte ihm der Offizier die Hand, und entfernte sich mit den übrigen Männern. Wilibald begleitete die Frauen in die Ruine, und schalt dort auf die Thorheit seines Bruders. Keine hatte das Herz, ein Wort zu reden, oder sich vor Entscheidung der Sache wegzubegeben. Nach einiger Zeit wurde Wilibald hinausgerufen, und die Freundinnen erblickten. Als die Männer sich von der Ruine entfernten, wollte die zitternde Mariane ihnen nach; Mathilde weinte laut, und rief, die Hände ringend: „Ich unglückliches Mädchen, was habe ich gethan!“ Nur Luise blieb ruhig, und rechnete auf den Affessor.

Nach wenigen Minuten führte ein Gegner den andern herein, und der Friede wurde verkündigt. Der Offizier war landfremd. Der Vorfall hatte sich unter vertrauten Freunden zugegetragen. Daher war das Aeußere völlig dazu geeignet, die Sache zu verheimlichen. Ein Duell konnte außerdem auch leicht größere Feindschaft zur Folge haben, und dieser mußte gerade der Offizier, im Bewußtsein des begangenen Fehlers, ein freundschaftliches Verhältniß weit vorziehen. Franz hatte ihnen also vorgeschlagen, sich als Männer von Ehre anzuerkennen, und, wie es Verwandten gezieme, allen Groll abzuschwören. Dieser Vorschlag hatte sogleich Eingang gefunden. Man gelobte sich eine tiefe, allgemeine Verschwiegenheit an, die auch von den Frauen erbeten ward, da der Vorfall sogar den Alten verheimlicht, und überhaupt wie eine ärgerliche Spielerei unter jungen Leuten angesehen und vergessen werden sollte.

„Mit diesem letzten Trunk,“ — sagte der beschämte Soldat, — „indem er mit zwei vollen Kömern auf seinen neuen Vetter los ging, — „den ich Ihnen auf eine herzliche Versöhnung zubringe, sage ich dem Wein auf ewig gute Nacht!“ Er hatte Thränen in den Augen, die ihm zur Hälfte der Bohn und Aerger, zur Hälfte aber der Abschied vom Wein auspreßte.

„Um Gotteswillen, mein Herr,“ schrie Minelli, und lief eilig herzu, „wer wollte nicht trinken, so lange die milde Erde noch einen

Tropfen Nebenjaft liefert! Sie sind im Begriff eine Todsfünde zu begehen; und wer bitten kann, der helfe mir!"

Wirklich brachte man ihn mit vereinigten Kräften von seinem Entschluß ab, und des Kapellmeisters feurige Lobrede auf den Wein stellte sogar ein unerwartet fröhliches Verhältniß wieder her, dem sich zuletzt auch der bekümmerte Kriegsmann nicht ganz entzog, da nicht nur Wilibald selbst, sondern auch jedes andere Glied der Gesellschaft sich bemühte, ihm Achtung zu zeigen. Aber Mathildens Güte brach ihm vollends Stolz und Herz. Sie bewegte sich auf einmal rasch nach ihm hin, und drückte, leicht vorübersehend, einen Kuß auf seine Lippen. Weit von ihm, neben unserm Helden stehend, rief sie dann lächelnd herüber: „Ich bin Ihnen jetzt recht gut!“ Er gerieth außer sich, und wollte ihr danken, und behauptete, erst jetzt fühle er seine Ehre vollkommen gerettet. Man freute sich seiner Gesinnung; die Nähe der Schönheit ergriff ihn, das Gefühl vom nachbarlichen Werthe seiner eignen Menschheit erhob sich wieder, und es ward dem feurigen Jüngling wohl unter so edlen Gestalten, denen er sich versöhnt fühlte.

In Mathildens Stimmung hatte diese Begebenheit eine Veränderung bewirkt. Mit ihrer Liebe war es Ernst geworden, und sie hielt sich jetzt gern zu ihrem Freunde. Einmal nahm sie seine Hand, und als er die ihrige lange an's Herz drückte, blickte sie ihm freundlich, aber mit einer gewissen ängstlichen Sehnsucht in's Auge, welche dem Blick der Gesellschaft kaum entging. Sie erschien als ein ihm untergeordnetes, zu seiner Partei gehöriges Wesen, und mochte selbst dann nimmer aus seiner Nähe weichen, wie sie schon wieder zu der größeren Versammlung gelangt war, wo ihr unter einer Menge froher Menschen auch der rüstige Vater zur Seite stand. Alle Welt außer dem Geliebten bestand in ihren Augen aus kleinen Nebenpersonen, nur eines flüchtigen Anschauens werth, aber ihm dankte sie feierlich für jeden zärtlichen Blick; und jedem der ihrigen wünschte sie ihre ganze Seele mitzugeben. Als ihm der Finanzrath und Mariane auferlegten, daß er zur Strafe für sein langes Ausbleiben auf einige Tage mit in die Stadt reisen solle, und er sich nun hierzu anschickte, und ihren Vater dringend bat, ihm zu schreiben, sobald er gewisse Nachrichten erhalten werde, und dann von unbestimmter Zukunft nach Hainberg sprach, und endlich die Arme gegen sie zum Lebewohl ausbreitete, da schwoll die junge Brust zum ersten Mal von niegefühelter Sehnsucht auf, und ihre schmachtenden Lippen baten selbst wehmüthig um den Abschiedskuß.

Auf Marianens und ihres Mannes Erinnern, daß man bis jetzt in Hainberg noch viel zu wenig verzehrt habe, wurde einmüthig beschloffen, im Herbst hier noch recht oft zu haushalten. Auch hatte der Graf von einer Reise nach Hainberg so bestimmt gesprochen

daß man sicher auf diesen Besuch rechnen konnte. „Und da muß mir," sagte Mariane, „noch etwas Beträchtliches drauf gehen. Es ist ja fast so, als wenn unser Finanzminister von den Jahresrevenue immer noch die Begräbniskosten unserer hiesigen Lust und Herrlichkeit zurückhalten oder sparen sollte!"

Unserm Freunde fuhr der sonderbare Ton, mit welchem sie das sagte, durch die Seele. Ach! Er hatte schon bemerkt, daß sie blaß aussah, und ihre Gestalt bei weitem nicht mehr so frisch und vollkommen war, als sonst. „Mariane gefällt mir nicht!" sagte er auf dem Wege zu Minelli'n. „Das macht wohl," antwortete dieser, „daß der heutige Schrecken auf der Ruine noch in ihren Zügen liegt. Aber," setzte er ernsthaft hinzu, „wenn Mariane und ich uns vor zehn Jahren gefunden, und, wie mir wahrscheinlich ist, geliebt hätten — glaube nur, wir wären ein seliges Paar! Auch strömt unser Leben mit gleicher Flüchtigkeit, nur in verschiedenen Ufern. Die Gutwilligkeit unserer Welt vermag uns nicht zu helfen. Denn im Kern des Herzens arbeitet der Wurm. Unsere Hülfe bringt die Zeit. Ihre Posten schleichen schon aufmerksam an uns vorüber, und fragen, ob wir zum Ausbruche bereit sind."

Das waren Bilder, deren Vorstellung den fühlenden Freund tief verwunden mußte. Mit schwergepreßtem Herzen kam er in die Stadt zum väterlichen Hause. — Aber, da trug ihm Mariane schon wohlgenuth sein kleines liebes Mädchen entgegen, und die Mutter rief ihm freundlich zu: „Wie geht's unserer guten Mathilde?" — Wie heiß liebte er seine Mutter für ihre Frage, und für ihr hoffnungsvolles „Unser!" Fröhlich erzählte er noch diesen Abend seinem Vater St. Albans Geschichte. „Laß das alles noch zwischen uns Beiden geheim bleiben," sagte der Finanzrath: „Aber der Himmel wende es zu unser aller Bestem; denn ich muß dir sagen, daß mich die Sache sehr zu interessiren anfängt."

Als Wilibald des andern Tages zur Ministerin wollte, war ihr Gemahl eben im Begriff, in den Wagen zu steigen. „Fahren Sie mit mir zu meiner Frau!" rief er ihm zu, und Wilibald setzte sich ein. Der Wagen hielt nach einiger Zeit vor einem prächtigen Pavillon. Die Gräfin flog ihnen entgegen, und war erstarrt, Wilibalden beim Grafen zu sehen; oder vielmehr, sie ward über und über roth, als er sie grüßte.

„Wir besuchen dich," sagte der Graf unter Küssen, „in deiner stillen Oede, und wollen im Garten noch Eins zusammen trinken, wenn es dich nicht stört."

„Jetzt?" fragte sie verwirrt: „Guter Sima, du erlaubst mir wohl deinen Wagen. Eben wollte ich nach dem meinigen schiden. Der Abend wird so schön, und ich wünschte noch weit weg zu fahren;

— auf den Wiesen am Strome hinab, — wo die alten Trauerbirken stehen.“

„Dann muß dich aber Kronach begleiten!“ wandte er ein, und es entstand ein kleiner Streit, worin die Ministerin zu bewirken suchte, daß ihr Gemahl und Wilibald beide sie begleiteten. Sie schien dieses mit einiger Aengstlichkeit zu wünschen. Er hingegen war einmal zum Trinken im Garten aufgelegt, und bat sie, lieber ihnen Gesellschaft zu leisten. Die Ankunft des Assessors entschied. Der Graf hatte nun Aussicht auf einen bessern Trinker, die Gräfin auf einen lieberrn Gesellschafter, und so reichte sie schnell, und sichtbar froh, Wilibalden den Arm, und flüsterte mit einem tiefen Seufzer: „dem Himmel sei Dank!“

Sobald sie im Wagen saßen, ward sie ernst, und sagte mit rührender Stimme: „Bleiben Sie mein Freund!“ — „Theure Gräfin!“ rief er aus, und küßte ihre zitternde Hand. „Aber schwören Sie mir das,“ fuhr sie wieder fort, „bei allem, was Ihnen werth ist!“ — „Beim Himmel!“ sagte er erstaunt; und milde Thränen entfielen ihren Augen.

Nach einigen vergeblichen Versuchen, zu reden, brachte sie endlich die Worte vor: „In diesem Garten durften Sie nicht bleiben; — Sie dürfen nie wieder hin!“ Sie sank zurück, und verhüllte das Gesicht. Wilibald blickte um sich, erkannte das Lustwäldchen, und blieb starr neben ihr sitzen.

Er hatte geschworen, ihr Freund zu bleiben, und was ersann er nicht, sie zu entschuldigen! Aber vergebens! Die Beleidigerin des Grafen, dessen Liebenswürdigkeit ihm jetzt recht lebendig vor der Seele schwebte, mußte eine große Sünderin sein. Immer hatte sie ihn so herrlich geküßt, indem sie unter ihren leichtsinnigen Worten schöne Handlungen verdeckte; immer hatte er geglaubt, ihr zarter Stoff sei nicht an die Sinne gebunden, und längst habe ein guter Gott ihrem Innern das Siegel vollendeter Güte und Heiligkeit aufgedrückt. Aber jetzt — da saß sie ja neben ihm, die Repräsentantin des ewig sinnlichen Geschlechts, um seinen Glauben an dieses zu vernichten! Er hörte schon mit Schmerz des Assessors Hohnlächler, wovon die Gefallene vergeben mußte! Die Zeit ihrer Täuschungen war vorüber, und die bittere Wahrheit strömte aus ihrem schönen Auge.

So weit sprach das Gefühl des Rechts und der Pflicht. Allein, sie selbst sah an seiner Seite, — die Arme, deren Bekenntniß sein Mitleiden forderte, indem es sanft auf seine Mitschuld hinwies, — die gute Seele, welche für seinen seligsten Genuß im bisherigen Leben, einzig sich selbst verurtheilte; — das theure Weib, dessen Leben durch jene Nacht mit dem seinigen innigst verwebt, ja ein Theil von diesem geworden war; das schöne Gemüth, in dessen Vollgenuß

er sich so unabhängig von den Sinnen gefühlt hatte, daß das Andenken an jene Augenblicke ihm ewig werth bleiben mußte! Fesselte ihn nicht eine dankbare Freundschaft auf immer an das holde Wesen!

Ergriffen vom Bilde der genossenen Freuden, legte er seine Hand sanft an ihr Herz. „Ich habe nur ein Gefühl,“ sagte er endlich; „es ist das Nachgefühl einer Wonne, zu deren Genuß ich das Menschenherz weder fähig noch würdig glaube, ehe mir jene Götterstunde schlug. — O, warum muß die Pflicht sie uns verdammen!“

Er ward wieder düsterer, und sie verhüllte das Antlitz tiefer. Schweigend fuhren sie jetzt zwischen lieblichem Gebüsch unter den weißen Birken hin. Der Wagen hielt, weil sie hier gewöhnlich umherzuwandeln pflegte. Beim Aussteigen gab sie ihm ein Zeichen, sich von ihr zu entfernen, und ging langsam durch das Geträuch. Aber ihre Angst marterte sein Herz zu sehr; er mußte bald wieder zu ihr, und fand sie auf einer steinernen Bank am Flußufer, wo sie mit gefalteten Händen saß und weinte. Als sie ihn entdeckte, winkte ihm das reuige Weib, und sank herab auf ihre Knie. „O geliebter Freund (rief sie, und beichtete dann, die Augen und Hände zum Himmel gewandt), meine Seele kannte die Sünde nicht. Aber mein Herz, zwischen den Stürmen der Liebe und einer heißen Sehnsucht nach Mutterfreuden herumwogend, ergab sich einmal den Sinnen, — wenn die Liebe Sinnen kennt, — doch du, Gott, der nach Jahrtausenden noch im weiblichen Herzen die alten Triebe erforscht, wovon einst Rahel und Lea glühten, du weißt es: mein Herz wollte sich nicht ergeben — es ergab sich, um dann auf ewig geliebt, auf ewig tren zu sein!“

„Julie!“ rief unser Freund der Büssenden zu, „die himmlische Macht, die dir nicht verzieht, hätte nie Barmherzigkeit geübt! Sie zürnt nicht ewig über jene Stunden, über jene Träume, in die uns das irre Herz wiegte!“

„Uns?“ wiederholte sie. „Habe Dank, du Edler, daß du dich als meinen Genossen nennst. Aber ach, das ist nicht so — du warst nur die Beute meiner That. Folgst du jenem letzten Worte, jenem Wink auf Uebermorgen?“

„Ja,“ erwiderte er mit treuherziger Sehnsucht nach Theilnahme an ihrer Schuld.

„Nein, ich folgte nicht!“ sagte sie heiter. — „Aber wer in meinem Fall aus der Natur heraustreten konnte, war ein Engel; ich — ein Weib. Ach, daß der zärtlich geschaffene Mensch sein Verbrechen nicht zu hassen vermag! Ich fühle nur Thränen. Sind es Thränen der Reue, o so ist die Reue süß. Geh und laß mich Buße thun!“

Er ging am Gestade hinab. „Sie hat Recht,“ rief er aus. „Man bekleide Moses und Homers weibliche Gestalten mit der modernen Intrigue und Kultur, so werden die unsrigen, und immer die alten, dastehen. Der Mann hat sich verändert; die Kultur hat ihn feig und weichlich gemacht: der Charakter des Weibes aber bleibt sich in jedem Wechsel der Zeiten getreu; das heißt: seine wunderbaren Neigungen und Postulate sind, trotz aller Zeit und Bildung, immer noch dieselben. Aber, will man die Philosophie aller verschiedenen sich widersprechenden Sekten in einem einzigen Bilde darstellen, so male man nur ein ächtes Weib. Glaubt ihr aus einem ihrer Züge den Cynismus hervortreten zu sehen, so hat, ehe ihr noch darauf sinnen könnt, ihn zu tadeln, der folgende Zug schon einen Beleg zum Platonismus, Realismus, zur Skepsis und allen übrigen, an seinen Nachbar sanft angelehnt, und mit diesem innig verschmolzen. Ihr werdet verwirrt, starrt das Ganze an, und ruft bewundernd aus: das ist ein Weib! Und wer bin ich, dir gegenüber, schöne Julie? Kann ich je aufhören, dich zu bewundern und zu lieben? War ich nicht durch dich ein Hochbeglückter, in jenen Stunden, deren zarte Bilder, in rosiges Blut getaucht, jetzt auf's neue meinem Herzen vorüberziehen? O gewiß, der Himmel hört deine Reue, dein Gebet! Der Schöpfer selbst sprach ja einst das Wort der Verzeihung über die ersten Geschlechter: Ich will ihn nicht mehr vertilgen, den geliebten, bösen Menschen, der mein Geschöpf ist; das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf, und immerdar. Weine nur, theure Betende! Dort sieht Hambergs Gemäuer sonnig und freundlich zu dir herüber. Dort lebt Etwas, schön und engelrein. An jenem Bilde stärke dich! Und du, deren schuldlose Brust dort athmet, — könntest du wohl je den schönen Vertrag brechen, welchen Mann und Weib, frei und herzlich, mit dem heiligen Willen unterschreiben, sich den Folgen der Treue, sie seien auch Entbehrung, Leiden und Tod, willig zu unterwerfen? Nein, auch du wirst eben so innig, so treu und ewig lieben können, wie deine herrliche Mutter!“

Julians sanfte Stimme drang jetzt aus jenem Dickig herüber. Ihre Augen waren roth, aber ihre Mienen ruhiger. Sie lehnte sich an seine Brust, und indem sie zum Himmel empor sah, stießen ihre Thränen wieder häufiger. Magdalena lag an seinem Busen.

„Schwöre mir Treue gegen deine Pflichten!“ sagte er sanft, und sie hob schwärmerisch die Hände hoch gen Himmel. „Wahrlich, du bist versöhnt!“ rief er aus, und hob auch seine Hand, um Treue zu schwören.

„Für Mathilden,“ schluchzte sie, und zeigte nach der Ruine über den Strom hin. „Ihre und deine Reinheit haben meine Seele gerettet. Und so laß uns mit einem Kusse von der Sünde scheiden!“

„Du süßes, vollkommenes Bild deines Geschlechts!“ sagte er und drückte sie an's Herz. „Du treuer und voller Inbegriff des Weibes, wie es überall und immer war und sein wird! Wer vermag deiner Reue zu widerstehen, die du in diesem heiligen Kuss ausschaffst!“

Sie blickte ihn heiter an. „Du bist schuldlos und gut,“ sagte sie. „Denke du, daß ich wieder glücklich sei. Auch will ich wie sonst froh und ruhig leben, und wartete meiner eine Welt voll wohlverdienter Strafe. Die Strafe ist mir kein Uebel, sondern die Schuld — und diese, o mein Freund, diese ist ja nun vorüber! Meine Seele kennt die Sünde nicht mehr.“

Sie bewegte die schönen Glieder mit neuer Leichtigkeit, und ließ sich, unter heiteren Gesprächen über die Pracht des Abends, zum Wagen führen, welcher sie aber nicht zum Gartenhause, sondern geradezu in die Stadt bringen mußte. Unsern Freund entließ sie mit einem dankbaren Händedruck.

Wilibald hütete mehrere Tage lang sein Zimmer, und der seit einiger Zeit ihm vorgekommene vielfache Stoff über das weibliche Gemüth drängte seinen Kopf so gewaltig, daß er sich nicht enthalten konnte, seine Gedanken in einen schriftlichen Aufsatz zu bringen, der manches Gute enthielt, für unsere Geschichte aber zu vielen Raum wegnehmen würde. Uebrigens fühlte er sich im Innern ziemlich ruhig, und in Rücksicht auf das Neuere seiner Geschichte wünschte er sich Glück, daß ihn der Zufall zum Opfer eines edeln und gebildeten Weibes gemacht hatte, die nicht von gemeiner Leidenschaft brannte, sondern nur von leichtflutender Liebeswärme belebt war. „Wer sich einmal,“ sagte er zu seinem Freunde Pinius, „einer ungerechten Liebe überläßt, dem wünsche ich wenigstens einen Gegenstand, der in Rücksicht auf Herz und Denkart eine gewisse Höhe behauptet.“

„Gemeinheit,“ sagte der Maler, „ist hier das Allerfurchtlichste. Ein edles, stolzes Weib bleibt, wenn du auch ihrer Liebe längst entflohen bist, doch deinem Leben noch getreu, und sie ist ewig geheim wie das Grab. In ihrer edeln Brust welkt die Blüthe deiner Liebe nimmer. Die stolze Seele ehrt mit ihrem Geheimniß auch dich, für den sie einst schwach war. Deine Gefahr hält sie für die ihrige, dein Leben liebt sie wie einen abgeschiedenen Freund, und ihr treues Herz vergift des Wortes nicht: „Er war einst mein.“ Aber die gemeine Seele liebt nur sich selbst in dir, und wenn du sie fliehen mußt, wirst du ihr zum Fremden, mit dem sie nur der Rache wegen noch in Verbindung steht. Sie verplaudert deine zärtlichen Sünden, zur Schande für sich selbst, ihrer Nebenbuhlerin in's Angesicht. Sie gibt sich, mit unbegreiflicher Albernheit, dem öffentlichen Gelächter Preis, um nur mit ihrer Feindin auch dir zu schaden, um dein für sie selbst verlorenes Herz den Strafen einer rachbegierigen Eifer-

sucht in die Hände zu spielen. Ja, sie schließt Freundschaft mit ihrer Feindin, um nur dieser ihre eignen Thorheiten zu entdecken, um ihr von größern Verweisen deiner Liebe zu erzählen, als du jemals dieser Lächerlichen gabst."

Seine philosophischen Untersuchungen über die Frauen wurden von einem Briefe St. Albans unterbrochen, der ihn auf den Gipfel des Entzückens hob. Sophie hatte bei jenem Verwandten auch ihren Vormund gefunden, und von diesem eine Abschrift des Testaments ihres Mannes erhalten. Der Baron war schon seit einem Jahre todt, aber seine Verwandte und Erben in Deutschland und England hatten es für rathsam gehalten, vorher sich selbst zu vereinigen, ehe sie Sophien mit seinem Tode bekannt machten. Sobald der Vormund gewisse Nachricht in Händen hatte, drohte er wegen dieser Verheimlichung mit einer gerichtlichen Klage, um so mehr, da dem Testamente, nach welchem die Wittve, außer dem im Ehekontrakt festgesetzten lebenslänglichen Gehalt, ganz leer ausgehen sollte, einiges in der richtigen Form abging. Sie hatte endlich ihren Vormund berebet, dem Prozesse zu entsagen, und einen angebotenen Vergleich einzugehen. „Kommen Sie nun," schrieb Otto, „bald in unsere Arme. Noch heute sollen die Töne dieses Glücks Mathilden zu Ohren dringen, und im Herzen meines Alberts eine neue schöne Welt hervorrufen. In wenigen Tagen werden wir getraut. Meine Sophie grüßt sie zum Voraus."

Die Sohlen brannten ihn, weil er nicht sogleich nach Hainberg konnte. Denn Mariane befand sich nicht wohl, und man mußte bei ihrer zunehmenden Schwangerschaft jeden Umstand hervorsuchen, der zu ihrer Aufseiterung beitragen konnte.

Eben theilte Willibald seinem Vater St. Alban's Brief mit, als er einen Antrag zu Sello's Amt erhielt. — „Entscheiden Sie jetzt über mein ganzes künftiges Leben!" sagte er zum Finanzrath und gab ihm ruhig das Dekret. „Sie kennen mein Herz und alle seine geheimen Wünsche."

„Mein Sohn!" sagte der Alte nach einer langen Pause: „Es scheint, wir werden glücklicher in Hainberg sein, als hier; und mich dünkt, wir müßten dort mit einander leben. Mein Wille ist, daß du ein Ablehnungsschreiben entwirfst." Entzückt umarmte er seinen Vater; und eine Stunde nachher war schon sein Schreiben an die Behörde abgeschickt. Dem Grafen meldete er in einem Handbriefe ganz offenherzig seine Gründe, und entdeckte ihm mit seinem Lebensplan auch seine Liebe. Er bekam sogleich in einigen sehr verbindlichen Zeilen die Antwort, daß der Graf dieser Sache wegen nächstens nochmals mündlich mit ihm reden wolle.

Gleich nach dem Abgange seines Schreibens erhielt er folgendes Billet:

Mein edler Freund!

Nach meiner Kenntniß von Ihrer schönen Denkart und Menschenfreundlichkeit vermuthe ich, daß die nähere Bekanntschaft mit meinen Umständen Sie zur Verzichtleistung auf die bewußte Stelle, mir zum Besten, bewegt hat. Nehmen Sie dafür den Dank und die Segnungen einer zahlreichen Familie an! Allein, die Saat Ihrer Wohlthätigkeit wird, ohne Früchte zu tragen, in den Dornen der Kabale erstickt! Ich habe so eben von hoher Hand in Erfahrung gebracht, man werde Ihnen heute über vier Wochen einen Antrag zufertigen. Ich ehre den Minister dafür, daß er dies bewirkt hat. Ein Freund aber versichert mir, daß dieser Antrag bereits ausgefertigt sei, und daß in dem Augenblick, wo Sie die Bedienung ausschlagen, sie dem jungen unwissenden Herrn von F. übergeben werden solle. Bis zu diesem Punkte habe der edle Graf gestern endlich nachgeben müssen. Ich benachrichtige Sie schleunigst hiervon und bitte dringend, die Stelle anzunehmen, damit man wenigstens außer Stand gesetzt werden möge, nebst uns Beiden auch den Staat zu betrügen.

Sello.

Es war jetzt zu spät, um den gethanen Schritt zurückzunehmen. Willibald fühlte sich voll Unwillen, da er den geistlosen F. selbst kannte. „O, ihr falsches Otterngesüchte!" rief der Finanzrath aus. Er versammelte sogleich seine Familie. August und Mariane äußerten ihre Mißbilligung einer solchen Verfahrungsart, und jedermann bemitleidete den armen Sello, welcher nun auf einmal wieder, vielleicht auf lange Zeit, in seine vorhinige Lage zurückgestoßen ward. Aber die Finanzrathin erhob sich jetzt zornig, und schien zu einer Strafpredigt für ihren Sohn gerüstet, wobei sie gewöhnlich langsam zu Werke ging.

„Mein erstes Verlangen," sagte der Vater, „war, daß Ihr hierher kämet; das zweite ist, daß Ihr mich Alle jetzt geduldig zu Ende hört, da ich allein es war, der das, was Willibald gethan hat, befohl. Wer sodann einen andern und bessern Plan für unser gemeinschaftliches Wohl hat, der soll ihn mir nachher unter vier Augen mittheilen; aber unsere Familienruhe soll durch kein Gezänk unterbrochen werden."

Er trug nun kurz und bündig den schon ausgesprochenen Plan vor, sich und seiner Gattin für die Zukunft ein ruhigeres Leben zu bereiten, im Winter mit ihr bei Augusten, und des Sommers in Hainberg zu leben, welches er unserm Helden zum Eigenthum übergeben wollte. Das Personal seines Comtoirs sollte verabschiedet, sein Vermögen fixirt, und letzteres, zu Verhütung künftiger Zwistigkeiten, schon jetzt unter beide Söhne gleich getheilt werden. Zur Unterhaltung der Eltern und Entrichtung des Kostgelds an seine

Söhne, befielt er nur wenig zurück, weil er sich immer noch als einen Mann fühlte, der seine und der Mutter Bedürfnisse auch ferner selbst zu erwerben wissen werde, da er ohnehin seinen alten Kassirer lebenslang behalten mußte, und ein kleines Haus in Gesellschaft mit diesem von neuem zu etabliren Willens war. Er entfernte sich darauf mit der Erklärung, daß, wenn binnen drei Tagen Niemand von seiner Familie etwas hiergegen einwende, er dann sogleich seinen Plan ausführen werde.

Wilibald näherte sich der Mutter. Aber sie folgte schnell dem Alten. Dieser gute Mann mußte heute einen harten Kampf bestehen. Ihr bitterster Vorwurf war der, daß der Vater ihr liebste Kind mit Gewalt dahin gebracht habe, sich zum Bauer herabzuwürdigen, und, statt nach erhabner Größe im Staate für seine Familie zu ringen, diese zu beschimpfen. Aus Zorn hierüber, und weil sie keinen seiner Gründe achtete, verschwieg er ihr St. Albans Geschichte. Wilibald theilte diese während dessen seinen Geschwistern mit. Mariane schwur unter Thränen, sie wolle so lange vor der Mutter knien, bis sie ihres Sohnes Leben und Liebe segnen werde; und selbst August interessirte sich auf's wärmste für seinen Bruder. Die Geschwister wiederholten sich jetzt nochmals den Plan ihres Vaters, und fanden ihn ihren eignen Gesinnungen so angemessen, und im Munde eines alten redlichen Vaters so rührend, daß sie alle fest beschloßen, diesem schönen Willen durch nichts entgegen zu handeln, und die zärtlichste Sorgfalt für die Eltern ihr erstes Geheiß sein zu lassen.

Mariane und August wollten sogleich zur Finanzrätin; aber Wilibald verhinderte es, und ging selbst zu ihr. Sie hatte geweint, und kam ihm mit finstern Blicken entgegen. „Wilibald!“ sagte sie heftig, und verweigerte ihm ihre Hand. „Du thust mir einen Gefallen, wenn du heute auf deinem Zimmer bleibst, und etwa morgen frühe zu deiner Ernte nach Hainberg reise. Dein Vater und mein Sohn sollen dir das Uebrige sagen.“ — Unser Freund erblagte, und wollte ihr zu Füßen sinken. Aber sie ergriff schnell seine Hand, führte ihn schweigend nach der Thür, und schloß sich ein.

Da saß er nun still auf seinem Zimmer! Es war schon Nacht, man brachte ihm Licht und deckte für eine Person. Er sollte heute zum ersten Mal das Thränenbrod essen. — Auf einmal trat sein Vater herein. „So?“ sagte er, und schickte den Bedienten weg. Wilibald klagte ihm mit kindlichen Thränen sein Leid, und bat ihn, der Mutter nachzugeben. Er wollte sogleich zum Minister, und war entschlossen, auch übrigens alles zu thun, was sie von ihm verlangen werde. Eine Lage, wie die heutige war, hatte er sich nie als möglich gedacht, und er fand jetzt, daß er vielleicht alles ertragen könne; aber unmöglich den Haß seiner Mutter.

Der Alte küßte ihn, und besann sich dann. „Vor allen Dingen, Herr Sohn, thue, was dein Vater verlangt. Du machst hier jetzt nur übel ärger. Also, du setzest dich sogleich auf, und reitest nach Hainberg. Das wird der Mutter am angenehmsten sein. Es ist sternhell. In Hainberg kannst du noch essen, ausschlafen, und dort bleiben, bis wir alle kommen. Denn bald richten wir nun das neue Haus auf, und halten da ein Fest, wozu ich schon den Grafen gebeten habe. Schlag dir nur alle Grillen aus dem Kopf, und verlaß dich auf deines Vaters Wort: morgen ändert sich's! Wir alle sind morgen wieder gute Freunde. Adieu, und tummle dich, und nimm von keinem Menschen Abschied, und, hörst du, gehorche pünktlich meinen Befehlen!“

Wilibald bestieg muthig sein Roß, und sprengte aus der Stadt, zwar besorgt über den Unwillen seiner Mutter, aber getröstet durch den Gedanken, daß ihm sein Vater nie etwas versprach, was er nicht wörtlich hielt.

Noch nie hatte er die Stadt mit so großer Sehnsucht nach Hainberg verlassen, als heute. Väterlich wandte er sein Pferd und blickte nach den tausend Lichtern zurück. „Ihr freundlichen, geselligen Flämmchen!“ rief er ihnen zu: „Wie viele Intriguen und Bosheiten werden wohl jetzt bei eurem süßen Scheine geschmiedet! Lebe wohl, du unfreundliche Welt, die nur sich zu täuschen, nicht zu lieben versteht. Meine Seele komme nicht mehr in deinen Rath! Lebe wohl, du holdes Weib, die dort vielleicht jetzt über ihre Schuld weint, wo unzählige Andere lachend nach immer tieferer Sünde ringen! Lebe wohl; auch wir dürfen nicht wünschen, uns wieder zu sehen! Selbst von dir möchte ich getrennt sein, du edler Mann, der seine theuersten Kräfte dem Staat opferte, während das, was er liebte, ihn durch mich betrog! Fahre hin, du unsicheres, regelloses Menschengewühl, du unzuverlässiges großes Leben! Alles will sich in jenen Mauern mit Gewalt umschaffen: der Frohe zum Weinenden; der Böse lügt sich zum Edeln; der Gute lernt mühsam die Falschheit; der Alte spielt den verliebten Gecken; der Jüngling wandelt sich zum schwächlichen Greise um; der Mensch wird zum trügerischen Gemisch von Widersprüchen aller Art, und widerstrebt der regelten Natur. An deine Brust will ich fliehen, Natur, du Truglose! Wie sicher ist mir die Hoffnung, welche ich mitten im starren Frost von der Wiederkehr des Frühlings hege! Wie ruhig harret die Weichentnospe tief unterm Schnee ihrer Blüthenzeit entgegen! Der treue Bach auf meiner Flur, — er wird mir nicht versiegen; die freundlichen Gestirne kehren ewig wieder; und selbst im ungetreuen Meere wird doch der Mensch immer schauen, daß die ebe Ebbe nach Gezeiten mit der triumphirenden Flut sich jagt! Ja, von deiner leitenden Hand will ich mich nicht mehr entfernen, du sanfte Mutter des Menschen! Dir will ich treu bleiben, um treu zu sein wie du!“

Mit einer gewissen Inbrunst fühlte er sich seinem Dörflchen näher und näher. Es war ihm, als hätte er nach einer sehr langen Reise so eben die letzte Station zurückgelegt. Rückwärts mochte er nicht wieder, da lag es grau und düster hinter ihm; vorwärts zog er mit behaglicher Langsamkeit, wie Einer, der sich das Freudengeschrei des „Willkommens“ noch gern aufspart. Er wünschte sein Hab und Gut mit sich zu führen, und wie ein neuer Einwohner dort einzuziehen, wo sein Liebstes lebte. Es fiel ihm ein, daß die guten Hainberger sich bis jetzt keiner seiner gemeinnützigen Anstalten und Neuerungen widerseht, sondern seine Vorsicht dabei mit wahrem Zutrauen belohnt hatten; daß die beträchtlichen Vorschüsse, die er Einigen von seinem Vater verschaffte, von wirklichem Nutzen für ihre Rettung schienen; daß er schon so manchen dankbaren Händedruck eingeerntet, sich so mancher erheiterten Miene gefreut hatte. Er fand es sogar für die Welt sehr nützlich, daß künftig hier ein Gelehrter, Kunstfreund und praktischer Landwirth, in seiner Person vereinigt, eine Heimat aufschlagen sollte. Im Geiste sah er sich schon (mit St. Alban, Adams und seinem Vater in Streitschriften vergraben, und von eignen Resultaten umringt) an einem großen klassischen Prachtwerk über die Landwirthschaft arbeiten; erblickte schon die einzelnen Kapitel, von der Jagd, Fischerei, Leinwand und allen Arten von Viehzucht, mit den prächtigsten Kupfern und Bignetten verziert, — ein wahres „adeliges Landleben!“ Er durchblätterte schon seine künftigen ländlichen Gedichte, schöner als Virgil sie zu dichten vermochte; seine philosophischen Gedanken über das Landvolk, wie noch keine waren gedacht worden. Kurz, die große Welt sollte für seinen Entschluß reichlich entschädigt werden; und des eignen Glückes Räume schienen ihm unermesslich!

So kam er in das kleine Dorf, welches zu schlummern schien. Kein Licht brannte, keine Menschenstimme war laut. Nur in einigen Ställen hörte er das müde Vieh im Schlafe seufzen, und hier und da ein Schellenhalzband leise läuten. Selbst die Mühle stand still; die Hofsunde, im ersten Schlafe, begnügten sich, den wohlbekannten Reiter mürrisch anzuknurren, und von den Häusern tönte das nächtliche Pipen aus den Schwalbennestern freundlich zu ihm herab. Leise verplauderten die Hähne den dumpfen Hufschlag seines Rosses, und überall schien eine friedliche Welt, halb im Schlummer, seine Ankunft zu begrüßen. Der Kampf des Tages war gekämpft; das ängstliche Fortleben in der Nacht war dem glücklichen Hainberg noch unbekannt; volle Ruhe hatte sich über seinen Wohnungen gelagert.

Aber vom Gutshause her schimmerten jetzt noch die vornehmen Richter ihm entgegen. Dort drängte sich die größere und

manchfaltigere Arbeit auf einen Punkt hin, und die Menschen mußten noch wachen und leben, um dem Einzelnen Ruhe zu gewähren.

Herr Adams hatte sich's bequem gemacht. Er saß im besten Herrschaftszimmer auf weichen Polstern bei seiner Pfeife, und leerte mit der Nichte eine Flasche Wein. Die Nichte las, und der Onkel schrieb emsig in ein großes Buch. Jedes hatte sein besonderes Licht vor sich. Ein schönes Stüd Kuchen lächelte auf Dresdner Porzellan vom Tische herüber, und die Fenster waren mit den duftenden Blumensträußen der Nichte besetzt. Wilibald grüßte sie mit einer Art von Ehrerbietung, und umarmte dann die beiden reinlichen, weißgekleideten Menschen recht herzlich. Es gefiel ihm, daß sie die Gutsheerrschaft so schön zu repräsentiren verstanden.

„Sie dürfen sich nicht wundern,“ sagte Adams, „daß Sie uns in einem so sardanapalischen Leben antreffen. Wenn wir einmal des Tages Last und Hitze so recht mit Macht überwunden haben, dann weiß ich immer des Abends nicht, wie ich es mit Händchen und mir selbst gut genug machen soll. Am Schlafe liegt uns dann weniger, als an einer recht netten Pflege. Da lebe ich immer gern noch ein Bißchen bei Licht. In meinen Gedanken ist mir dann keine Bequemlichkeit zu vornehm; nichts ist mir zu gut; für das Herrlichte, was ich genieße, ist's mir nicht schade. Ich kann die Leute nicht leiden, die nach der Arbeit sogleich alles, wie es kommt, ver-schlingen, und dann zum Schlafen umfallen. Immer bereite ich mich erst zu meinem Paar Stündchen Schlummer ordentlich vor.“

Wilibald lobte das verständige Paar, und sah in des Alten Buch. Er hatte so eben eine recht artige Bemerkung über die Behandlung der Bienen eingetragen: „Wenn Sie mich einmal todtegefüttert haben,“ sagte Adams, „so bekommen Sie an diesem Buch einen wahren Schatz. Ich habe es bloß Herrn Otto's wegen angefangen, und wenn er auch viel besser zu reden und zu schreiben versteht, als ich, so muß ich doch bekennen, daß ich in vielen Stücken gar nicht seiner Meinung bin. Doch habe ich ihn überall mit Liebe zu widerlegen gesucht.“

Das war ein schöner Fund für den jungen Gutsherrn, wenn gleich das Ganze nur aus einzelnen, nicht geordneten Gedanken bestand. Adams mußte ihm sogleich die Mittheilung des Werks zusichern.

Indessen hatte die Nichte auch unserm Freunde zu den nöthigen Lebensmitteln verholfen, und legte nun ein Zeichen in ihr Buch, um noch ein Bißchen mitzusprechen. Er erbat sich das Buch, und erblickte den Siegwart. „Warum wählen Sie sich nicht neuere Schriften aus unserer Büchersammlung?“

„O, ich habe schon lange nach dem Siegwart gestrebt. Das Buch hat mich schon vor vielen Jahren einmal sehr angenehm ge-

rührt; daher lese ich es jetzt so gern wieder, und werde es immer und ewig lieb behalten. Es geht doch überall so fromm und gefühlvoll und redlich darin zu. Und wenn es auch jetzt viel schönere Bücher gibt, so hatte ich doch einmal an diesem meine Lust, und bleibe dem Verfasser immer dafür verbunden.“

„Im Grunde sagen Sie da etwas sehr Gutes,“ versetzte Willibald: „Gegen Niemanden betragen wir uns gewöhnlich undankbarer und menschenfeindlicher, als gegen einen Autor. Das Gute und Schöne, was uns während seiner Unterhaltung so herzlich und innig vergnügte, vergessen wir zuweilen am Ende des Buchs, sobald dieses nämlich nicht recht auf unsere Wünsche paßt; sobald das Buch einige bedeutende Fehler enthält, oder von einem bessern verdrängt wird. Dadurch, daß es ein Anderer noch besser macht, entbindet uns ja dieser doch nimmer von der Dankpflicht gegen den Vorigen, dem wir gut waren, der uns Gutes that! O gewiß, der Mensch ist ein sehr undankbares Geschöpf gegen seinen Autor! Er weiß seine Fehler nicht zu ertragen, hat kein Mitleiden mit seinen schwachen Stellen, verhöhnt ihn in öffentlichen Gesellschaften, und sieht es recht schadenfroh mit an, wenn die Kritik mit der unbilligsten Strenge dem armen Manne den Rücken zerhaut, der doch alles, was er konnte, that, um seine Mitwelt zu vergnügen. Wie duldjam sind wir nicht gegen die nicht gelehrten Schwächen der Menschen! Ist nicht auch der Autor, als solcher, unser Nächster? Nein, wer etwas Gutes oder Liebliches in einem Buche fand, der muß nie vergessen wollen, daß es in diesem Buche stand; sonst nenne ich ihn einen Lieblosen! Was aber nun Ihren Siegwart betrifft, Hannchen...“

Hannchen ermunterte sich und gähnte ihm so herzliche Versicherungen ihrer Aufmerksamkeit zu, daß er die angefangene Materie abbrach, und die Ruhezeit seiner müden Freunde schneller herbeiführte, als Herr Adams gestatten wollte. Wie er sich niederlegte, dachte er wieder mit einem tiefen Seufzer in die Stadt zurück. Hätte ihm sein Vater, ehe er ihm nach Hainberg zu reiten befahl, entdeckt, daß er bereits ganz andere Nachrichten durch den Kabinettsrath wußte; daß dieser geschmeidige Geschäftsmann in einem wohlautsudirten Vortrage der Mutter nicht allein St. Albans Geschichte ausführlich erzählt, sondern ihr auch entdeckt hatte, Franzens Verlobung mit Luise werde nächstens gefeiert werden, wie Mariane von ihr selbst erfahren habe; daß die Mutter durch diese Umstände und Marianens Bitten schon völlig umgestimmt war, und nur, als eine strenge Mutter, ihren einmal dem Sohne gegebenen Befehl nicht schnell zurücknehmen, sondern erst des Abends spät den Verstoßenen auf seinem Zimmer besuchen, und zu Gnaden annehmen wollte; daß dieses ihr Betragen gegen Willibalden den Finanzrath

in große Hise gebracht, und er sich vorgenommen hatte, ihr durch Willibalds plötzliche Abreise eine unruhige Nacht zu machen; hätte nicht sein Vater das alles ihm verschwiegen, gewiß, er wäre viel ruhiger dem Schlaf entgegen gegangen! Doch trösteten ihn seines Vaters Worte. Er fühlte sich schon in Mathildens Nähe, und von ihrem süßen Bild umschwebt, dämmerte er allmählig ein.

Früh weckte ihn Adams. Es war ein Bote von seiner Mutter gekommen. „Du bist,“ so schrieb sie, „noch gestern in der Nacht weggeritten; dein Vater ist zum erstenmal in meinem Leben zornig über mich gewesen. Du wolltest mir zutraunswoll etwas entdecken, was du mir erst später durch deinen Bruder mußt sagen lassen, weil ich dich verstieß. Ich habe deinen Vater beleidigt, und auch dich, mein lieber Sohn, gekränkt. Der Wille meines Mannes soll mir heilig sein, und ich lege gern und willig das theure Glück meines Kindes in seine und des Himmels Hand. Ich verlange, daß du in Hainberg bleibst, bis ich zu dir komme. Aber sage mir schriftlich, daß du mich wieder liebst. Dann erst werde ich ruhig sein, und deinen Vater durch deinen Brief versöhnen. Mögest du nie so starke Leidenschaften mit in's Alter bringen, wie deine ewig treue Mutter!“

Unter Freudenthränen antwortete er ihr; in reiner Dankbarkeit ergoß sich des Kindes Herz gegen die Mutter. Er beklagte es rührend, daß ein Mißverständnis sie eine lange Nacht hindurch über sein Herz in Zweifel habe setzen müssen, und lieferte ihre eignen Zeilen, die ein Sohn zu behalten Sünde thun würde, wieder zurück.

Lange war ihm nicht so innig wohl gewesen, wie an diesem schönen Morgen. Er fühlte sich mit dem Himmel und der ganzen Welt verbrüderet, und triumphirend wie ein Kind des Glücks flog er jetzt den Hügel hinauf. „Der Herr,“ rief ihm Michel zu, „ist diesen Morgen verreist.“ Er sah so froh aus, daß ihm Willibald die Hand schüttelte. Mathilde sollte im Garten sein.

Er schlich sich hinein, hinter die Kirichensträucher. Da saß sie auf der steinernen Bank zwischen zwei Haselnußbüschen; still und selig. Sie betrachtete einen halb fertig gebundenen Strauß, und sah zuweilen ernsthaft in die Höhe. „Mathilde!“ rief er leise, und breitete, wie sie ihn entdeckte, die Arme weit aus. Sie sprang auf und schloß ihn an sich. „Ach endlich,“ rief sie, „kommst mein Freund! Sie wissen es — ach, ich habe eine Mutter!“ — Melodisch drangen jetzt der Kindlichkeit geheimste Töne aus ihrem schönen Herzen hervor. Er stand vor der blühenden Gestalt wie ein Entzückter, und die Geliebte wiegte sich selig in seinen ausgebreiteten Armen. Sie schien die feurigen Bilder ihrer Phantasie an der Frühsonne anzufinden; er küßte die Freudenthränen von den

kunkelnden Augen, und raubte ihr die süßen Töne, ehe sie den verklärten Lippen entflohen.

„Aber, o mein geliebter Freund,“ rief sie, „du weißt nicht, daß sie in diesem Augenblicke schon auf ewig vereint sind; — daß sie noch heute diesen Hügel herauf kommt, um in mein Herz einzuziehen! Ach, wie soll ich sie würdig empfangen, die mich einst freundlich küßte, als sie mich unter bitteren Thränen gebar! Ich habe ihr Haus geschmückt, wie einen schönen Garten. Ach, könnt' ich Arme auch mein Herz mit ihren Tugenden ausschmücken, wie einen Himmel! Mit diesem Strauße will ich an ihr niederstinken. Aber unsere Frühlingsblumen sind, wie die Blüthe ihres Lebens, schon vorüber. Nur beständiger sind die Kinder des Herbstes. Wären die ihrigen doch ewig, wie meine Liebe und Treue!“

Seine Hand immer an ihr freudig klopfendes Herz gedrückt, zog sie ihn fort in das Haus, welches einem wohlriechenden Buxschränke gleich. Albert tummelte sich frohlockend unter den Blumenkränzen herum. „Eine Mutter,“ rief er wehmüthig, und schlang sich um Willibalden; — „die Mutter kommt! Weißt du, was das heißt? Sie ist aber viel schöner als deine; — sie ist verloren gewesen; — der Vater hat sie wieder gefunden, und bringt uns heute die Mutter!“ Unbekannte Freudengefühle zogen den kleinen Mund zu sanftem Jammer.

Allein, unser Freund ward still, und blickte ängstlich nach Mathilden. Ihr zärtlicher Händedruck vermochte ihn nicht mehr zu trösten.

„Nicht so still, mein Freund!“ rief sie: „Aus allen Blumen meines Lebens blühen ja heute noch neue, höhere empor!“

„Geliebte,“ seufzte er, „vielleicht ist mein Gedanke Thorheit, — aber sage mir, wird im Zuge dieser neuen Seligkeit das Andenken an die Liebe deines Freundes nicht vergehen? — sein Bild nicht verwaschen?“

„O, ich verstehe dich!“ sagte sie: „Sind denn die Räume dieses Herzens so klein, daß dein liebes Bild je von mir scheiden müßte?“ Sie drückte ihn schmerzlich und innig an die Brust, und gab sich freiwillig seinen heißen Küßen hin. Der trunkne Geist blinkte selig auf den Thränen ihrer Liebe. Albert schmiegte sich ängstlich an die Schwester. Doch sie nahmen den besorgten Kleinen mit in ihre Umarmung auf.

„Aber du darfst,“ — sagte sie auf einmal wieder, und wurde glühend roth, — „nicht wahr, Sie dürfen wohl nicht hier bleiben? Wenn die Mutter einen Fremden bei ihren Kindern sieht.“

„Fremd?“ sagte er. „Ach, ich wußte es wohl — und doch soll ich nicht zagen!“ Sie gerieth in Angst, und in ihrem Herzen wußten sich Liebe und kindliche Scheu nicht vor einander zu retten. Er

überließ aber der Lectern freiwillig das Feld, und versprach, sich zu entfernen, weil es so sein müsse. Ihre Zärtlichkeit kostete auch bald seine Sorgen weg. Er ging, und nahm sich vor, die Wonne dieser Menschen auch nicht von ferne zu stören. Zu seiner Ernte trat er hin, band Garben, und zog mit den segnenbelasteten Wagen in die Scheunen ein, deren weite Gerüste sich immer höher füllten, und ihm auf den Winter eine reiche Ausbeute versprachen.

Für den Nachmittag beschloß er einen Spaziergang in die Ferne, um seinem geliebten Hügel nicht allzu nahe zu kommen. Der Himmel war blau, und nach Osten zu herbstlich gestreift. Die Schwalben, der bessern Heimat eingedenk, schienen ihren Schwung eifriger nach Süden zu richten, und schon versammelten sie sich in Schaaren zum zwitschernden Abschiedschor. Er schweifste über Berg und Thal, und machte endlich in einem kleinen grünen Vergessell Halt, wo er sich der Länge nach ausstreckte, und hinauf in den blauen Raum sah. Sobald er sich hier emporhob, lag rings um ihn her eine große herrliche Welt, und zu seinen Füßen murmelte tief im Dickicht ein Bach vorüber, dessen weiße Schaumflocken er sanft durch die dunkelgrüne romantische Nacht dahinschiffen, bald schneller ziehen, bald an schwarzen Basaltblöcken scheitern und sich vervielfältigen sah, während die Sonne zuweilen durch das flüsternde Laubdach einen Blitz in die vielen Spiegel hinab, und nach unserm Freunde wieder heraufschickte. Dort stimmten die erfrishten Singvögel freundliche Danklieder für die Majade an, und das lustige Eichhorn schmackte schon so abendlich, und hüpfte auf den vergoldeten Eichenwipfeln von Zweig zu Zweig, und harrete seinem Liebbling, der Abendröthe, entgegen. Ueberall spielte das Leben in lieblicher Lust. Sobald er sich hingegen zurück in seine Tiefe legte, hörte und sah er von dem allen nichts. Ringsum war er eingeschlossen in ein Ufer von künmerlichem Verggras, und über ihm lag es blau und endlos da; tief und steil, als läge es unter ihm.

Wie mag es kommen,“ rief er aus, „daß Keiner, der irgend ein scharfer Denker ist, diese Lage und diesen Anblick lange erträgt? Warum fühlt sich der Mensch so angst und bang vor diesem Raume? Man sagt: *) Da, wo der Raum des Sternsehers endlich in blasse Nacht verlischt, — wo der arme Herschel, seufzend, und erschrocken vor der ewigen Flucht des Grenzenlosen und Undurchdringlichen die optischen Fühlhörner einzieht, und, verlassen von allen Grenzen sich nach einer Insel der Beschränkung umsieht, die ihn vom Sturz in's Endlose rette: da beginnen erst die poetischen Räume; das unbegrenzte Reich menschlicher Phantasien. Aber, welcher Gedanke umgibt denn das All noch außer jenen Regionen? Wessen Wagen

*) So viel ich weiß, sagt unser J. P. S. Richter etwas Aehnliches.

rennt über den Spiken des Fabellandes ohne Zeit dahin? Wessen Auge erspäht das Atom meiner Menschheit freundlich, als einen Schimmerpunkt im alten Lichtmeer? Wessen Stimme, gebieterisch und erfreulich, zischt durch das Endlose hernieder, und zuckt in meinem Busen? — Gott. — Wer saßt Ihn? — Einzig das Herz mit der mächtigen Religion, die da glaubt, der bange Mensch und seine kindlichen Gedanken sollen in all dieser furchtbaren Größe nicht zum Untergang aufgelöst werden, nicht verloren gehen in der bodenlosen Flut! Was ist wohl mächtiger, was erhabener, als des Menschen Herz? Durch das Herz allein ist der Mensch wahrhaft mit der Gottheit verwandt. Auch mein Sinn ging jetzt von der Beschränktheit aus; in der Endlosigkeit verlor sich mein Verstand, selbst die Vernunft: aber im Herzen find' ich Alles wieder, Stille, Ruhe, Trost! Nehmt dem größten aller Menschen das Herz; er wird zum Gemeinen, zum Verzweifelnden, zum Selbstmörder, der seine Hand nach dem Abscheulichsten ausstreckt!" Er sprang empor, und schaute um sich. Die Welt schien ihm schöner zu blühen, und das Leben lieblicher zu tönen. Denn in seinem Herzen fühlte er Raum, das Alles zu umfassen, Alles zu lieben.

Die Sonne bereitete sich schon zum Scheiden, und im Westen flogen kleine Gewölke auf. Eilig sprang er hinab, um noch den Gipfel des nahen höheren Berges zu erklimmen. Als er die Mitte desselben erreicht hatte, stand der Wald am östlichen Hange neben ihm halb im Schatten. Unten ruhten die Bäume in dunkelm Grün, während oben die zitternden Wipfel von der Abendsonne zu Goldtanten erglühten. Ueber Hainbergs Hügel hing jetzt die Sonne. Neben ihr entdeckte sein Auge eine weiße Gestalt — ein Weib — es war Mathilde! Sie bewegte sich; sie mußte es sein! Es war ihr Lieblingsort, — das Uebermaß des Glücks hatte sie in die freie Natur getrieben! Eine sonst üppig blühende große Bergwiese überzog an jener Stelle den ganzen lieben Hügel. Dunkel umgrünte jetzt die zarte Lu jene weiße Gestalt, und schoß, so wie sich die Sonne beim Scheiden auf dem Rande niedergulassen schien, auf allen Seiten die Farbenstrahlen des Herbsthaues, wie Pfauengefieder, von sich. Aber Mathilde, langsam fortwandelnd, stieg den wohlbekannten Pfad empor, und blieb neben ihrer Nachbarin, der Sonne, stehen. Er machte sich seitwärts höher hinauf, um sie in der Sonne selbst zu schauen, die jetzt schon den Hügel berührte, und dort Mädchen und Wiese zu küssen schien. „Ich sehe dich nicht mehr,“ rief er, vom Glanz überwältigt, „mein Auge wird schwach! Aber ich weiß — ich weiß doch, daß jetzt dein werther Schatten mich hier trifft, da du, meiner Seele Licht mir vor dem Licht der Sonne schwebst. Geheimnißvolle Mittheilung! Noch nie war meine Liebe mir so nahe, wann sie mir fern war. Das mitleidige Licht des

Himmels strömt den reizenden Bildumriß von ihrem Herzen aus bis her an das meinige, zur magischen Vereinigung. Ich lebe und athme hier ganz im Schattenreich ihrer Gestalt. Der Himmel selbst hat ihr Bild über mich ergossen. Haltet euch wacker, gute Augen! Ja, in der Sonne seh' ich ein rosiges Feentind; ihr weißes Kleid verdunkelt sich. O schonet mein, ihr göttlichen Flammen! Wehe mir, es wird zum schwarzen Punkt —“

Er war erblindet, ein grauer Nebel schwebte vor seinen Augen, die er schließen mußte. Erst nach einiger Zeit vermochte er die grüne Wiese wieder zu erkennen, wo jetzt die Sonne verschwunden war, und die Gestalt sanft abwärts wandelte und in die Büsche tauchte.

Aber oben, über seinem Haupte, brannte noch alles im Abendfeuer. Mit großer Anstrengung klimmte er zwischen den Felsen empor, und erreichte glücklich den allerhöchsten Gipfel dieser Gegend. Dort strömte noch die himmlische Kugel den Schlagshatten über eine ferne spitze Waldduppe herüber, an deren unterm Hang die Feldbäume zum letzten Mal in räthselhaftem Rosenlicht ausglühten, und lange strahlige Schattenarme nach unserm Freunde zu reichten. „Bergebens,“ rief er aus, „vergebens rollt das Abendgewölk neidisch seine Wellenmassen der Königin und mir vorüber! Denn die göttliche hat einen Tropfen ihres Bluts in jene himmlischen Wasser geträufelt — und, entflammt zu blutigen Goldwogen müssen sie nun den Abglanz ihrer ewigen Schönheit tragen, und über alle Lande des Abends ausbreiten. Dort färbt sie noch ein kleines buschiges Wiesenthal mit hellem Saftgelb, während die andern Thäler schon zum glanzlosen Weißgrün einer nebligen Dämmerung erblaffen! Wunderbarer Sonnenstrom! Fandest du denn dort die Hütten der Unschuld und des Friedens, daß du jenes kleine Thal vor allen liebst? Ha, noch einmal tritt sie, frei und groß, aus dem Gewölk, um die Dämpfe dieser Welt zum himmlischen Brande zu entzünden. Ehrerbietig fliehen die Wolkenheere auseinander. Zu spät flieht ih! Schon berührt sie die hohe Waldspitze; — sie sinkt — o weile noch, du lebendiges, heiteres Licht! — Seltsam! Von beiden Seiten seines Abschiedsgipfels her wirft noch der Sonnengott seine Flammenpfeile über die goldne Welt mir vorüber; — nur ich stehe in dem magischen Dreieck von Schatten da, und traume hinaus in die rothe Ewigkeit, wie der entzückte Paul Gerhard staunte, als er sang:

Nach, denk ich, bist du hier so schön,
Und läßt du's uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden?
Was soll es erst nach dieser Welt
Dort oben in des Himmels Zelt,
Im goldenen Schlosse werden!

Ehrlicher Letzte, oder Schlesiener! Gewiß, du schautest da in dein rechtes Vaterland, als das heilige Land der Abendröthe sich vor deinem Auge ausbreitete! Schnell, wie ein Blick, wachsen jetzt, mir zur Rechten und Linken, jener Kuppe die Schattenflügel, bis in unabsehbare Fernen haben sie schon das fliehende Licht verjagt; — ach, es ist versunken! Weilsenblau schießen noch einmal die dunkleren Speichen des halben Strahlenrades an dem flimmernden Gewölkt herauf; welcher Menscheng Geist wagt es zu ahnen, wohin sie eilen, wo sie im großen Ringe des Raums ihr Ziel finden, wie fern der geheimnißvolle Kranz liegt, in den sich diese Speichen fügen müssen?"

Es verfinsterte sich jetzt vor dem müden Auge unseres Freundes ein Wolkenbild nach dem andern zu dunkeln Blutroth, — und auf einmal war die Welt erkaltet.

Abends hatte er keine Ruhe mehr. Er mußte die Bergbewohner sehen. Blöb und langsam trat er hinein, als die Familie das Abendbrod aß. Sophie sah ihn und der Thüre zugewandt. Die Kinder, auf beiden Seiten, und St. Alban, vorn, lauschten ihrer Rede. Mit Erstaunen betrachtete er das Weib. Es war Mathilde, die vollkommene Mathilde, wie sie am Morgen nach Alberts Verschwinden da saß. Ueber ihre Züge hatte das Unglück nichts vermocht. Nur Blut und drängende Fülle mangelten ihr, und die Schwärmerei der ersten Liebe, um ganz Mathilde zu sein.

Alle sprangen, wie bei einer erwarteten lieben Erscheinung, auf und umarmten ihn. Er mußte sich setzen. Sophie sagte: „Alles, was mir im Leben lieb und theuer ist, hat mir schon das Bild meines neuen Freundes vorgehalten, und meine Augen sehen es nun endlich rein und getreu wieder. Ich würde Sie diesen Abend selbst an jedem andern Orte, wie jetzt erkannt haben. Willkommen, guter, treuer Mann!"

St. Alban reichte ihm von Zeit zu Zeit mit stummem Lächeln die Hand. „Der Himmel," sagte er endlich mit schwächerer Stimme als sonst, „hat heute vier selige Menschen auf diesem Hügel zusammengeführt, der mir nun wie das heilige Gebirge Ararat erscheint. Aus seiner Arche schauen wir, nach den verronnenen Fluten des Unglücks, entzückt über die neuaufrühende Welt hin! Um das Glück dieser vier Menschen zu fassen, sind Sie, mein Freund, vielleicht auf Erden der Einzige!"

„Der Fünfte!" sagte Wilibald, mit weichem Tone, weil er sah, daß Mathilde vor Wonne das Gesicht verhällte. „Und dieser," fuhr er sich fassend fort, „fühlt es wohl, daß der Antheil an diesen Stunden, den er für sich raubt, ihm nicht gebührt; allein der Moment Ihres ersten Erkennens, verehrte Frau, war meinem Herzen

zu theuer, um ihm den Zügel der Verhältnißregeln anzulegen. Nehmen Sie auch mich in das Reich Ihrer Liebe auf!"

Mit innigem Wohlgefallen an seiner Nührung, und in den Worten der reinsten Güte sicherte ihm Sophie diese Aufnahme zu. Man wurde von Herzen froh. Aber, so schön auch Alles von Einem Geiste belebt war, und so sehr man ihn bat zu bleiben, so fest fühlte doch Wilibald eine gewisse Pflicht, sich zu entfernen. Er ging bald fort. Seine Freundin begleitete ihn mit dem Licht. „Mathilde, Mathilde!" sagte er beim Abschied: „Auch uns darf nichts mehr trennen! So führe auch ich, Geliebte, dich bald heim, daß du mein ewig treues Weib seist!" Das zarte Kind wandte sich erschreckt von ihm. Aber sein brünstiger Kuß fand ihren liebesgeheuchelten Mund; und leichtes Herzens flog der Glückliche hinaus in die schöne Herbstnacht.

Ohne bei Mathilden zu sein, konnte er nun nicht mehr in Hainberg leben. Er beschloß also am andern Morgen, zu seiner Mutter nach der Stadt zu reisen. Dort lächelten ihm zufriedene Gesichter entgegen, und alle Wogen der Familienunruhe hatten sich schon zur vorigen stillen Fläche geebnet. Seine Mutter sagte: „Ich will dich nun nicht mehr tadeln, da auch dein guter Vater dich für verständig hält, und weil ich weiß, daß dir deine eigne Ruhe nicht lieber ist, als die meinige. Glaube auch nicht, daß mich hierbei gewisse neuere Gründe hauptsächlich leiteten. Genug, ich bin zufrieden mit dir!"

Seine Erzählung von dem, was er in Hainberg gehört und gesehen hatte, machte Jedermann sehr begierig auf die Bekanntschaft der Neuangekommenen. Unter Allen aber freute sich doch der Finanzrath am herzlichsten und lautesten über Wilibalds Erzählung, und darüber, daß nun bald der Tag seines Hainberger Baufestes anbrach, an welchem er dort ein großes Mahl bereiten und alle seine Freunde dazu einladen wollte.

Auch dieser Tag erschien endlich. Wilibald war mit dem frühen Morgen dort. Er fand aber noch so viele Vorkehrungen zu treffen, daß ihn die Gesellschaft überraschte, ehe er noch seinen theuern Hügel besteigen konnte. Für ihn war dieser Tag sehr wichtig. Heute sah er zum erstenmal die Gräfin wieder. Heute erkannte diese nebst ihrem Gemahl in Sophien eine ehemalige werthe Bekanntschaft. Heute näherte sich die Mutter Sophien mit liebevollem Zuorkommen, und auch Mathilde blühte endlich zum ersten Mal in einer ächtmütterlichen Umarmung der Finanzrätthin schöner für ihren Geliebten auf, welcher alles zehnfach ehrte, was der stolzen Mutter nahen durfte. Mathilde selbst war überrascht, und fühlte sich mit Entzücken geliebt. Aber unser unruhiger Freund fand leider seine Furcht gegründet. Das Mädchen schien ihn selbst nur selten zu bemerken, und einzig für ihre und seine Eltern da zu sein.

Vollendet stand jetzt der Bau vor ihnen, und der Meister brachte seine Einladung zu der gewöhnlichen Zimmermannspredigt an, die einer seiner Gesellen abhalten mußte. Sie zogen Alle feierlich hinaus; und vom hohen Dachsparren, neben einem behänderten Fichtenwipfel, ließ der gute Junge seinen Spruch herabklingen. Er schilderte in endlosen Gassenalexandrinen des lieben Handwerks Brand und Rauf, von Noah's Arche bis zum Hainberger Bau. Der Graf, welcher eine solche Operation noch niemals gesehen hatte, fand sich durch die Baupredigt sehr erbaut. Der Bauherr selbst war, ungeachtet des gemeinen Außern der Predigt, doch recht im eignen Innern gerührt, und hielt seine liebe Matbilde an der Hand, welche ihm die Bedeutung des Ganzen wehmüthig nachzufühlen schien. Der junge Mensch bekam am Ende manches schöne Stück Geld, und Franz bemerkte: „für den elenden Samen, welchen er vom Dache herab auf die Steine gestreut habe, sei seine Ernte nur allzureichlich ausgefallen.“

„Führen Sie mich in Ihren Garten!“ sagte die Gräfin, und ging mit Willibalden bis zu einer Laube. Dort umschlang sie ihn in stummen Thränen. Ihre Lage ergriff ihn mächtig. „Nicht mehr so!“ sagte er erschüttert. „Es ist vorüber, theures, gutes Weib!“

„Willibald,“ sagte sie jetzt: „wir wollen uns nicht lange mehr sehen. Schriftlich melde ich Ihnen noch meinen Entschluß, der schon gefaßt ist. Fürchten Sie nichts für meine Ruhe. Ich weiß zu bereuen, nie aber soll meine Seele verzweifeln. Nur die Fortdauer Ihrer Freundschaft und Achtung — einzig dieses ist's, was mich zuweilen noch beunruhigt. Ich kam, um dich noch einmal zu bitten. Halte Wort! — bleibe, getrennt bis in den Tod, mein Freund! und wenn ich einst des Trostes bedarf, so stehe mir bei! — Der Himmel belohne dich dafür aus dem Füllhorne goldner Zeiten!“ Freudig schwur er ihr sein Herz auf ewig zu, und eine eigne Heiterkeit leuchtete aus allen ihren Mienen, wie sie mit ihm zur Gesellschaft zurückging.

Aber jetzt nahm ihn der Graf bei Seite, um ihm seiner ausgeschlagenen Stelle wegen Vorwürfe zu machen. „Ich hatte,“ sagte er, „ganz allein auf Sie gerechnet, und wiewohl ich im Ganzen mit Ihren Gründen einverstanden bin, so hat doch Ihr Weigern der Sache nun eine Wendung gegeben, die ich längst fürchtete, und nur mißbilligen, keineswegs verhindern konnte. Ich selbst habe an Ihnen wohl am meisten verloren; mein herzlichster Wunsch ist aber, daß Sie, den ich auch hier wiederfinden, desto weniger an mir verlieren mögen.“

Willibald setzte ihm die Sache noch einmal vollständig auseinander, und sein Feuer dabei bewirkte, daß der Graf zuletzt ganz gleich-

stimmig mit ihm zu sein schien. Nach einigem Besinnen sagte er aber mit Bedeutung: „Sollte Sie Ihr Entschluß gereuen, lieber Kronach, so wüßte ich allenfalls noch heute ein Mittel.“

Er dankte dem Grafen für seine Güte, beharrte aber fest auf seinem gefaßten Entschlusse.

„Kennen Sie ganz die Lage Ihres Herrn Vaters?“ sagte der Graf mit einer gewissen Schonung, und mit verhaltenem Lächeln.

Willibald erschrak, und sein Auge suchte ängstlich den Vater, welcher mit verschränkten Armen ihm gegenüber stand, und in diesem Augenblicke starr auf den Boden niedersah. „Um Gotteswillen,“ rief er mit Entsetzen, „was ist vorgefallen!“

„Mein Freund!“ sagte der lächelnde Minister mit einem recht liebevollen Händedruck, „sind Sie ein Mann?“

Er erhob sich. „Es war,“ sagte er mit festerem Ton, „immer mein eifriges Streben, ein Mann zu sein. Ich will doch sehen, was aus mir geworden ist!“

„Dann gehen Sie zu Ihrem guten Vater!“ beschloß der Graf, und ließ erst jetzt seine Hand los.

Der Finanzrath erschrak vor dem Schrecken seines Sohnes, und sagte düster: „Hat der Graf mit dir gesprochen?“ — „Ja.“ Der Alte zog ihn in ein Nebenzimmer, wohin ihnen der Graf nach einigen Augenblicken folgte.

„Ich habe Alles verloren!“ fing er an: „Morgen schließe ich Buch und Thüre zu. Verzeihst du einem Vater, der dich betrog?“

Er fiel seinem Vater in die Arme, und drückte ihn einige Zeit stumm an sich. „Und wie lange trugen Sie das Elend schon allein im Herzen? War ein treues Kind Ihres Vertrauens nicht werth?“

„Laß das jetzt! Ich bin ein Lügner! Und was konnte dir das helfen? (Der Graf trat herzu.) Aber hättest du doch die Stelle noch zu hoffen!“

„Alles, Alles!“ seufzte unser Freund, und sah bitter einige Minuten zur Erde nieder. Aber Alles drängte ihn zu dem einzigen schmerzlichen lauten Ausruf: „O Hainberg!“

Der Finanzrath ward über den Ton dieses Wortes sehr weich, und sagte mit halber Stimme: „Hainberg wird mir bleiben; aber auch das nicht ohne große Schuldenlast.“

Willibald schwieg eine Zeitlang, und wandte sich darauf zum Grafen: „Dann, großmüthiger Mann, bleibt mein Entschluß der vorige! Und,“ sagte er zu seinem Vater, „warum sollten wir denn die Flügel sinken lassen, so lange Hainberg noch unser bleibt? Hainbergs größte Reichthümer liegen noch in seinem Boden vergraben. Wo ist unser Elend? Wie mag uns der Mangel drohen, so lange mein Kopf, mein Arm noch kräftig ist? O, mein theurer Vater...“

„Das Uebrige,“ sagte der Alte, „kannst du dir sparen; — denn nun tritt, — ich weiß das schon, — der Poet zum Fenster herein!“ Er öffnete lachend die Arme. „Willibald, du bist ein braver Kerl! wir haben dich belogen!“

„Verzeihen Sie mir!“ sagte der Graf. „Ich habe Ihnen diesen Schrecken oder blinden Lärm höchst ungern gemacht; allein mein alter Freund ist nun ruhiger, und ich selbst bin überzeugt, daß Ihr Entschluß das Werk einer verständigen Ueberlegung, und nicht etwa auf romantische Säulen gebaut war, wenn ihn gleich Liebe und schöne Schwärmerei zuerst veranlaßten.“

„Ich will dir's mit wenigen Worten erklären,“ fiel der Finanzrath ein: „Ich war weit davon entfernt, dich für ein Kind zu halten. In allen Punkten trante ich dir, außer in Rücksicht deiner Meinung vom eigentlichen Leben auf dem Lande und der Neigung zu diesem. Wie war es dir recht abzuhorchen, ob du mehr Widerwillen gegen arme Krautjunker, oder gegen reiche Städter begiebst. Daher mußte ich wissen, ob du etwa ein „adeliches Landleben“ hier nur für einige Zeit zu spielen Lust hättest, um den Klassen in der Stadt aus dem Wege zu kommen, oder ob das Land und die Natur selbst dich reizten. Und so schlage ich denn nun von Herzen in deine Hand ein!“

Der Getäuschte begriff jetzt kaum, wie er sich, ohne eine kurze Erwägung der Umstände, und bei dem ihm so genau bekannten Charakter seines Vaters, von einem Angeben habe bethören lassen können, wozu die beiden Herren nur auf der kurzen Herreise den Plan gemacht hatten. Allein seine große Bestürzung hatte ihm zu bald die Ueberlegungskraft geraubt. Und noch jetzt fühlte er sich in einer bänglichen Stimmung, und war so stille, daß dem Grafen der gutgemeinte Scherz leid that, seine Mutter aufmerksam ward, und selbst Mathilde ängstlich nach dem Freunde sah. Dies Alles kam indessen bei Tische nicht nur in's vorige Gleichgewicht, sondern es trug auch nach einiger Zeit dazu bei, ihn in eine besonders frohe Stimmung zu setzen, welche seine beiden Versucher von ganzer Seele mit ihm theilten.

Der Hauptammelpfad unserer Gesellschaft für den Nachmittag war der gewöhnliche in der Ruine. Man durchstreifte den Wald, fuhr auf dem See, spähte nach reifen Weintrauben, und trieb allerlei lose Künste, wobei Mathilde sich unter den Mädchen am muthwilligsten zeigte. Die Jugend ward aber endlich so ausgelassen, und Kleidung, Haarputz und Gliedmaßen wurden so wenig geachtet, daß man den Mädchen aufgeben mußte, sich still in der Ruine zu halten, wo die älteren Damen saßen. — Hier konnte man aus den Fenstern den übrigen Theil der Gesellschaft auf dem See schiffen sehen, und der Felsen, worauf das Gemäuer stand, ragte so weit

in den See hinaus, daß man die Rähne nicht bei der Grotte landen sah, sondern es schien, als wenn sie tief in die untern Felsen hineinschiffen. Man konnte mit einem Sprung aus dem Fenster sich über den senkrechten Felsen, seine kümmerlichen Sträucher und die bei der Grotte stehenden Bäume hinweg, bis weit in den See stürzen. So schien es wenigstens, wenn gleich die Felsen auch in der Mitte so viele Kinnen und Abschlüsse hatten, daß sie fast überall gangbar waren. Mathilde trat an's Fenster und sprach mit dem draußen stehenden Willibald. Die Vergangenheit preßte ihr einen Seufzer aus. Wenn sie auf die dunkle entseßliche Wasserfläche sah, die unter ihr lag, so fühlte sie einen Schwindel, und die Festigkeit der dicken Mauer, innerhalb deren sie sich befand, schien ihr kaum Sicherheit vor der Gefahr eines Sturzes in den Abgrund zu gewähren. Sobald sie hingegen den Blick über den weiten See weg nach dem flachen Lande hin erhob, fand das Auge auf einmal wieder Trost. Während Willibald unter dem Fenster herumkletterte, theilte sie ihm diese Empfindung mit, und beide riefen sich einiges in's Gedächtniß zurück, was ihnen hier denkwürdig geworden war. Aber eine Bangigkeit ergriff Mathilden, als er jetzt bis zum obersten Gipfel klimmte, und, um sich dem Fenster zu nähern, fast unter ihren Füßen stand. Sie bat ihn so zärtlich, von dieser Stelle wegzugehen, und zu ihr in's Zimmer zu kommen, daß er es versprach. In dem Augenblick wie er Anstalt dazu machte, wankte er auf die Seite, blühte sich über den schrecklichen Abhang hinaus; — sein Fuß schien fehl zu treten, — er that den ungeheuern Sprung; — sie sah ihn in der Luft zwischen der Felsenspitze und dem Wasser sinken; — er verschwand in der Tiefe, und mit einem Schrei fiel die Arme ohne Bewußtsein zurück.

Alles sprang erschrocken zu ihr. Die Ohnmacht war fest und tief. Man leistete ihr alle mögliche Hülfe, und als man eben mit neuem Schrecken an die Ursache ihres Unsinkens dachte, schlug sie die Augen auf, und zu gleicher Zeit trat Willibald, einen schönen Vogel in der Hand haltend, herein, um ihr diesen zu bringen. „Gott,“ rief er, „ist sie über meinen Sprung erschrocken?“ Er hatte den seltnen Vogel unterm Felsen im Nest entdeckt, und ihn mit einem Sprunge glücklich erhascht. Der Sprung war an sich nichts weniger als gefährlich; allein, da er in der Ueberraschung ihr die Ursache desselben zu sagen vergessen hatte, so mußte ein tödtlicher Schrecken die Folge sein.

Sie hielt ihm kraftlos die Arme entgegen, und zog sie sogleich schnell wieder zurück, als sie sich begann, und ihre weinende Mutter vor sich sah. Ihre Gemüthsbeziehung war äußerst heftig, und Blut und Blässe wechselten schnell in ihrem Gesichte ab.

„Es ist mir wohl!“ versicherte sie die besorgte Mutter; aber Willibald mußte ihr sogleich in die zitternde Hand angeloben, niemals wieder von dieser Stelle hinab zu springen, so lang ihm ihr Leben werth sei. Sie sahen hinaus, und ließen sich die Stelle zeigen. Mariane fand die Ohnmacht sehr natürlich, da ihr schon vor dem bloßen Gedanken schwindelte und elend ward. Mathilde gab sich zwar alle mögliche Mühe, um wieder hinaus zu sehen; allein, so stark auch ihre Natur war, trat sie doch bei jedem Versuche blaß und zitternd wieder zurück, und man rieth ihr ab.

„Aber, gutes Kind, wie war dir wohl?“ sagte Mariane, und schloß sie an sich.

„Ich will dir sagen,“ antwortete sie, „was ich noch davon weiß. Sie kamen,“ — sagte sie zu Willibalden mit einem zärtlichen Blick, — „von der Stelle herauf, wo wir neulich mit Marianens Vetter standen. Ich sprach, und war in Gedanken. Wie Sie zu klettern angingen, fühlte ich mich schon beklemmt, und je näher Sie der gefährlichen Stelle kamen, je schwerer ward mein Herz. Ich ward zornig auf Sie, weil Sie mich in so vergebliche Angst setzten. Ach, ich hätte alles hingegeben, um Sie von dieser Stelle wegzuzaubern, und dann recht hart zu bestrafen.“ Sie wandte sich erröthend zu Marianen. — „Wie er sprang,“ fuhr sie fort, „glaubte ich in der schwarzen Tiefe die Wasserkreise zu sehen, die über ihm zusammen schlugen. Allein mich dünkt, daß zwischen dem Sprung und der Empfindung dieser Kreise vor meinen offenen Augen eine gewisse schwarze, fürchterlich lange Pause war. Denn der Felsen ist so schrecklich hoch und dann der See wieder so grundlos! Ich sah die Felsenzacken seinem Sturze nachbluten. Zertrümmert kam er bei der Tiefe an. Das letzte, dessen ich mir bewußt bin, weiß ich nicht eigentlich zu nennen. Es war mir, als würde nun auch der Grund der Ruine hinter mir herauf und über den See hin gehoben; er senkte sich mit mir langsam und dröhnend in die Tiefe. In diesem Augenblick fühlte ich etwas Angenehmes — o, es war mir wohl! — Ein milder Thänenquell schien im Innern meiner Seele aufzuspringen. Gewiß, es löste sich ein heißer Tropfen im Herzen ab! so war mir — und da muß ich wohl gefallen sein.“

Sie holte tief Athem, und unter Marianens Küssen lebte sie bald wieder auf. Willibald erinnerte sich eines ähnlichen Gefühls auf dem Straßburger Münsterthurme, wo ein Freund über ihm am obersten Geländer stand, und, um nach Etwas zu sehen, sich plötzlich weit über das Geländer hinausbog. „Sein großer Offiziershut,“ sagte er, „kam mir in diesem Augenblick so ungeheuer und schwer vor, daß ich glaubte, er müsse den Gebückten längst aus dem Gleichgewichte gezogen haben.“

Mathilde konnte diese Geschichte im jetzigen Augenblick nicht anhören, ohne beide Hände vor die Augen zu halten. Die Finanzrätin fürchtete, Willibald habe durch seine Unvorsichtigkeit Mathilden auf immer dem Schwindel ausgesetzt. Das ließ diese aber nicht auf ihren Vielgeliebten kommen. Sie zog ihn zum Fenster, strengte sich an, und beschrieb ihm die Punkte, wo er gestanden hatte. Aber sie drängte sich sanft an ihn und ließ seine Hand nicht von ihrem Herzen los. „Du bist mir,“ kispelte sie ihm zu, „wie ein theuer erkauftes Eigenthum. Töbte mich, oder erhalte dir mein Leben — ich bin dein!“ Sie weinte.

Mit diesem Augenblick war ihre Liebe zu Willibald nicht nur in die alten Rechte eingetreten, sondern auch in einen leidenschaftlichen Schwung empor gehoben. Eine Zerrüttung hatte das schöne Herz unmittelbar bedroht. Die kindliche Liebe verlor das Empathische, und die Geschlechtsliebe behielt den Sieg. Ungern ließ sie ihn von ihrer Seite, und selbst aus den Umarmungen ihrer Mutter blickte ihr Auge immer noch nach ihm, und hing oft minutenlang, wie trauernd, über seiner Gestalt.

St. Alban hatte für den folgenden Sonntag die ganze Gesellschaft zu sich geladen. Auch der Graf wollte wieder kommen. „Weißt du schon,“ sagte Minelli zum Freunde, „daß da Mathildens Geburtstag ist? Wir alle haben uns dazu ausgerüstet. Thue desgleichen.“

„Ihr boshaften Seelen!“ rief Jener. „Was soll ich nun in dieser kurzen Zeit beginnen?“

„Du schenkst ihr einen Ring!“ sagte Minelli freundlich. „Ich gebe dir endlich meine Einwilligung. Auch sieht man ja wohl, wie die Sachen nun bei euch stehen. Weißt du, daß ich versprochen bin?“

Keine Nachricht hätte jetzt seinem Freunde erfreulicher sein können, als diese. Wie warm umhalste er ihn, welchen er nun für immer gerettet glaubte! Aber Minelli hatte Thränen im Auge, und fragte düster nach Marianen. Willibald gab ihm die Versicherung, daß mit ihrer Schwangerschaft auch ihre Gesundheit zunehme. „Herrlich!“ sagte Minelli. „Gerade so, wie mit der wachsenden Liebe zu meiner guten Braut auch meine Ruhe zunimmt! Du glaubst nicht, wie dankbar ich dem Himmel bin. Sollte nicht am Ende noch alles gut werden in der Welt?“

Willibald bat seinen Vater, ihn in die Stadt begleiten zu dürfen, wo er einen Ring für Mathilden bestellen wollte. „Um!“ sagte dieser. „Du willst wohl dort meine Bücher einsehen, Herr Sohn? — Nun, ich that dir heute weh. Dafür habe ich auch etwas Neues für dich. Die Mutter und ich haben deinetwegen mit St. Alban und Sophien gesprochen. Der Tag war so schön dazu. Das neue Haus schien

sich nach Bewohnern zu sehnen. Die Sache wird wohl gethan; aber sei heute nur still."

Der Alte hatte vollauf zu thun, um sich der Liebesföschung des Sohnes zu erwehren. Dieser wußte Abends nicht, wie er in die Stadt zurückgekommen war. Er entdeckte es Marianen. Sie schwieg einige Augenblicke, und sagte dann mit einer heiligen Thräne: "Gottlob, Bruder, daß endlich dein Glück vollendet vor mir da steht!" Sie hatte etwas Fieber, und mußte sich niederlegen. Am Morgen sah sie todtensblau aus, bald verstärkte sich das Fieber, sie durfte das Bett nicht verlassen, und konnte bei Luissens Verlobung, die an diesem Tage vor sich ging, nicht gegenwärtig sein.

Willibald hatte heute seine besondern Betrachtungen über Franz anzustellen. "Dieser Mensch will glücklich sein, und hat doch in der That ohne sein Herz, ja ohne wahre Zuneigung gewählt! Nur aus guter Bekanntschaft, und weil die Sache wohl gut thun könnte, schließen sie sich an einander an, wie zu einem Spaziergang, auf welchem man sich mit einem begehrenden Bekannten zu amüsiren hofft. Da ist weder Liebe noch Verachtung! Ohne auf das Glück der ehelichen Zuneigung Anspruch zu machen, scheinen doch Beide in Rücksicht auf das Anständige ihrer Verbindung, und bei der Aussicht auf ein sicheres Neuhere, sich sehr wohl zu befinden. Sie fürchten keine Langweile, da Er zum Scherze, Sie zum Sprechen geneigt ist. Die Leidenschaft kann Beide nicht beunruhigen, weil Seine Heftigkeit an Ihrer Kälte verzweifeln mußte. Und tritt ein kleiner Zwispalt ein, dann geht Er eine kleine Zeit hierhin, Sie dorthin; denn sie können ja einander entbehren. Die wahre Ehe in der großen Stadt! Ihrer sind viele Tausend. Ihre Theilhaber lachen gewöhnlich überlaut, wenn man die Kälte ihrer Verbindung tadelt, und finden in allen liebenden Seelen nur empfindsame Märrchen. Denn ihr Leben soll ihren Satz beweisen; und es geht ja vortreflich immer weiter fort. Aber nun bricht einmal plötzlich das Unglück, die eigne oder fremde Leidenschaft herein, und bläst das grundlose Glück hinweg, wie leichten Schaum. Schnell entflieht der niebewährte Glaube; und die alles schützende Gottheit der Ehe, die mächtige Liebe, hört nicht mehr auf die, welchen sie von jeher ein Fremdling war!"

Franz errieth einen Theil seiner Gedanken, und sagte: "Du wunderst dich sicherlich über die Possierlichkeit, mit der ich meine Braut liebe! Ein weiser Mann legt seinem Glücke Zügel an, und nimmt sie selbst in die Hand, sonst läuft es mit ihm davon. Ich beginne freilich ein wenig prosaisch; aber frage mich, und sieh uns in etlichen Jahren einmal wieder! Du sollst dann ein Stückchen Poesie von meiner Fabrik sehen!"

Er hatte sich jede Feierlichkeit, jede Ueberraschung erpreßt verboten, um nur die ganze Sache recht in Prosa abzutun, welches Bestreben unser Held tadelte, und für ein affectirtes Wesen erklärte.

Des Abends war Souper bei Kronachs, wo die Gesellschaft bis tief in die Nacht versammelt blieb. Die Gäste waren zahlreich, und unterhielten sich lebhaft in bunten Gruppen. Der größte Zirkel versammelte sich um den Grafen, welcher einige Erläuterungen über eine gewisse Spulgeschichte gab, die seit Kurzem allgemein geworden war, und großes Aufsehen machte. Der Graf meinte, es seien einige Umstände dabei, welche schlechterdings nicht erklärt werden könnten. Er gab diese Umstände an, und Viele aus der Gesellschaft beeiferten sich, das Unbegreifliche derselben zu heben, welches aber nur durch gezwungene und fast eben so seltsame Voraussetzungen möglich war, als die Geschichte an sich zu fordern schien.

Zulezt bemerkte der Minister selbst: die so gewöhnliche Sucht der modernen neugierigen Welt, allem Unbegreiflichen sogleich auf die Spur kommen zu wollen, falle sehr leicht in's Kindische, und oft sei ihm eine so unberufene Erklärung viel lächerlicher vorgekommen, als zehn zu erklärende Unbegreiflichkeiten. Dies führte bald auf Ahnungen, und nach und nach füllte das Geisterreich den ganzen Saal. Man stritt, widerstritt, wurde stiller, und sah es gern, daß die Kerzen düsterer brannten.

Aber welch ein fürchterlicher Schrecken bereitete sich indeffen für unsern Freund! Zufälliger Weise richtete er während dieses Streits den Blick in ein entferntes Fenster, und sah immer starrer hin, weil er dort eine lange hagere weibliche Figur bemerkte, die ihm vorher nicht unter seinen Gästen vorgekommen war. Ohne Bewegung blieb die Figur stehen; von Jedermann entfernt lehnte sie an der Mauer, nahe bei der Thüre eines Speisegewölbes, welche zu lassen schien. Indem er seinen Nachbar aufmerksam machte, der so wenig davon zu denken wußte, als er, wandte die Gestalt nach der Thüre des Gewölbes zu, und öffnete sie. Erschrocken sprang Willibald auf, und rief: "Ist das ein Geist?"

In diesem Augenblicke wandte sich die Frau, und die ganze Versammlung sah mit Erstaunen, daß sie verschleiert war. "Habt ihr noch keinen Geist gesehen?" rief es laut und hohl unter dem Schleier hervor, und sie wandte langsam auf die erstarrte Gesellschaft los. "Ich bin nur ein Name," schrie sie gedehnt und hell. "Mein Andenken ist längst aus dem Buche der Zeit verlöscht. Es schreit nur noch aus dem Schlunde der Vergessenheit herauf: Bertha, Bertha!" — Sie hob, indem sie zusammensank, den Schleier, und Willibald war schon mit Entsetzen auf die todtensbleiche — Mariane zugestürzt, um die Unglückliche in seinen Armen aufzufangen. Sie zitterte im

Fieberfrost, und sagte, indem sie ihm aufmerksam in's Gesicht sah: „Wahr, und wahrhaftig, ich bin die Cousine Bertha!“

August und seine Mutter, welche jetzt athemlos hereinstürzten, hatten die Kranke allein bei ihrem Mädchen gelassen, weil sie sich wohl zu befinden schien. Aber in einem Fieberanfall hatte sie das Mädchen beredet, sie in unkenntliche Kleidung zu hüllen, und durch das Gewölbe bis an den Saal zu bringen, wo sie die Gesellschaft sehen wollte. Da sie aber nicht wieder zurück zu bringen war, so hatte des Mädchens Mutter und Sohn zu Hülfe rufen müssen. Die angehörten Geistergeschichten hatten das beklagenswürdige Weib auf ihre fixe Idee von der Cousine Bertha zurückgebracht.

Die wirkliche Erscheinung eines Geistes hätte kaum einen kälteren Schauer über die Versammlung bringen können, als diese fürchterliche Entdeckung. Die Frauen zitterten und ergossen sich in Thränen der Wehmuth über die Arme und ihr hartes Schicksal. Der furchtbare Geist des Unglücks hatte sich der Gäste so ganz bemächtigt, daß, selbst bei den besten Versicherungen des anwesenden Arztes, fernerhin an keine ruhige Miene mehr zu denken war. Alles ging in bangem Grausen auseinander.

Am folgenden Morgen befand sie sich zu Jedermanns Freude sehr heiter, und der Arzt erklärte nochmals, er halte ihre Krankheit nicht für lebensgefährlich, wiewohl die Natur damit umzugehen scheine, sich von dem unreifen Keime zu entlasten. Sie befand sich auch einige Tage darauf wieder so wohl, daß sie den Vorschlag that, ihre Verwandte nach Hainberg zu St. Alban zu begleiten. Da man ihr dies versagen mußte, so ließ sie doch nicht ab, bis Willibald mit seinem Vater St. Albans Einladung zu folgen versprach, da ihr Mann und die Mutter sich nicht von ihr trennen wollten. Sie hatte die Form von Mathildens Trauring selbst gewählt, und beim Abschied von ihrem Schwager übergab ihm die Geopferter den Ring mit den zärtlichsten Küssen für Mathilden. „Wenn du unsern Maler siehst,“ sagte sie, „so bitte ihn, daß er, wegen des Inhalts eines bewußten Briefes, bei unserer Verabredung und seinem Versprechen einzig und für immer beharren möge. Grüße deine Braut, du lieber, seliger Mensch. Sage ihr, ich würde gewiß auch bald zu euch kommen.“ Sie schickte ihr ein goldenes Herz, mit der Aufschrift: Ich bin ewig bei euch.

Willibald fand St. Albans Haus noch leer, und überreichte bei seinem Glückwunsche Mathilden einen Blumenstrauss und seinen Ring. Sie betrachtete diesen eine Zeitlang mit Erörthen. Dann schlug sie die Augen zum Himmel, und helle Thränen strömten hervor. Ahnend traten die Eltern herzu, und die Familie umarmte sich in stummer Nührung. Marianens bedeutende Krankheit, ihr Geschenk mit der auffallenden Schrift, und Willibalds Besorgnisse ihrentwegen, gaben

Mathilden neue Thränen, und die Stimmung Aller war ernst und traurig. Erst als Franz, welcher spät kam, neue gute Nachrichten von Marianen und die Bitte von ihr überbrachte, man möge heute auch auf ihre Gesundheit trinken, wurde die Gesellschaft heiter. Graf und Gräfin ließen sich durch den Maler entschuldigen.

Pinius übergab Mathilden ein Geburtstagsgeschenk, welches für unsere Freunde von großem Werthe war. Es bestand in einem Delgemälde, dem Werk einer reifen Kunst und Ueberlegung, welches ihre drei Freundinnen darstellte. Mariane lehnte an einer Säule, auf Mathildens Gesang horschend, die mit der Zitter vor ihr stand. Die Gräfin, seitwärts, schien sich zum Duo mit Mathilden zu rüsten, oder zu pausiren. Beide waren liebevoll gegen Marianen hingewandt. In dem Ganzen zeichneten sich überall lebendige und reine Farben aus. Das Edelste hatte der Künstler in Marianens Figur gelegt. Es war ihm gelungen, in einem tragischen Lächeln den Moment ihrer geheimnißvollsten Trauer aufzufassen. Ihre ganze Form lebte harmonisch im plastischen Zeitmaße. Sie trug einen dichten, schwarzen Flor über Rosenfarb. Hier und da schienen der Faltenbruch romantisch. Eine kleine Kniebeugung war sichtbar. Ihr dunkelndes Gewand, das verdrückte Feuer im Auge, und das Hingefunkene der ganzen Figur ließen den Charakter nirgends zweifelhaft; überall blieb die tragische Bedeutung herrschend. Der Gräfin Bild war vollkommen reich. Sie schien gereizt, beinahe erhibt, und ihr schönes Fleisch glühte im Gepräge des höchsten Lebens. Das Gewand war glänzende Seide, die Gewandwerfung Licht, fast bis zum Blendenden, der einzelne Faltenwurf flüchtig, und an einigen Stellen beinahe überladen. Eine bescheidene Durchsicht der Schenkel und Kniee erhöhte die Lüsternheit. Sie trug Tropfenperlen, und das Haar war mit Gestein durchflochten. Alles deutete auf Leben und Glut. Mathildens Bild zeichnete sich hauptsächlich durch die reine Farbe des Fleisches aus. Das Nackende, welches der Künstler, vom Gedanken einer kühnen fessellosen Jugend geleitet, hier am wenigsten gespart hatte, war überall sanft, aber die Anatomie desselben doch fest und sicher angegeben. Sie trug Musfelin, und das braune Haar in griechischem Kostüm. Die Faltenpartieen und die ganze Gewandwerfung war ruhig, aber in den Schenkeln kräftig. Dies mit der Zartheit des Fleisches zusammengehalten, und das Ganze in einem so warmen Kolorit, riß unwiderstehlich hin. Die Beiwerke bestanden in einem Baum und wenigen Büschen von dunkelm Grün um die Säule. Der Schatten bezeichnete die Mittagszeit. Im Vordergrund sprang eine Felsenquelle in schöne Blumenränder. Mathilde trug einige dieser Blumen.

Außerdem hatten Franz, Winelli und der Maler noch einen Wechselgesang gedichtet; — eine Art Duodram, welches vor einigen

aufgezogenen Teppichen, hinter die etliche Musiker gestellt waren, aufgeführt wurde, dessen Mittheilung wir aber, des Raumes wegen, bis zu einer andern Zeit versparen. Ein Mädchen sang zuerst in süßer, kunstloser Melodie. Es trat darauf ein Mann in griechischem Gewande zu ihr, und sang: wie er aus fernen Landen komme, bessere Lüste gekostet habe, und einer würdigeren Vorwelt nahe gewesen sei. Sein Gesang gefiel ihr, und sie glaubte, Töne aus einem ihr unbekannten Vaterlande zu vernehmen. Sie verlangte, daß er ihr Wegweiser werden, und sie zu jenen Ländern führen solle. Er wurde nun ihr Freund, und klagte, daß er dem Vaterlande, wovon sie so sehnsuchtsvoll gesungen, auch unter jenen Zonen nur im Bilde, im Herzen und Gesange näher gekommen, daß aber die wirkliche edlere Welt längst zum Himmel geflohen sei. Zuletzt vereinigte ihre schöne und gleich einfache Gesinnung beide Sänger zu gemeinschaftlichem Leben auf einer reizenden stillen Flur. Das Ganze wurde zu einer sehr leise gehaltenen Allegorie auf Wilibalds Zusammenreffen mit Mathilden.

Unsere Freunde lebten übrigens heute in einer stillen Heiterkeit. Selbst Minelli war ruhig und trank weniger als sonst, ritt auch des Nachmittags bald nach der Stadt zurück. Der einzige Wilibald übernachtete in Hainberg, und wollte erst des andern Morgens wieder zu Marianen.

Als Pinus sich von ihm trennte, gab er ihm ein Billet von der Gräfin, welches er erst dann eröffnen solle, wann er allein sei. Sie hatte folgendes geschrieben: „Ich habe endlich über mich selbst gesiegt. Mein edler Gemahl weiß mein ganzes Verbrechen. Er sah meine Reue, und hat mir alles großmüthig verziehen. Ach, alles, bis auf den ersten flüchtigen Gedanken der Untreue, der mir schon längst durch den Busen fuhr! Ihnen hatte er nichts zu verzeihen; aber er kennt Ihr schuldloses Herz, und liebt den, der ihn nie täuschen wollte, wie zuvor. Ich habe mich freiwillig vom Angesichte meines Ludwigs auf ewig verbannt. Die große Seele hat um mich geweint! — ja, mit heißen Thränen hat er mich, an seiner Seite fortzuleben. Das tröstete, das versöhnte mich! Wilibald, mein Herz ist wieder rein, ich bin wieder ein edles Weib; — denn dieser Treßliche hat vor mir gekniet, er hat die Niedrigkeit wieder geadelt. Er hat die Untreue beschworen, ihm treu zu bleiben! — In wenigen Tagen reise ich ab, auf ein kleines Landhaus, was ich am Genfersee besitze. Da, wo Julie liebte und litt, da will ich bereuen. Ich habe ihm endlich mein Scheidungsbekennniß, unter Drohungen gegen mein Leben, aufgenöthigt. Er versagt mir das seinige, was ich nie verlangte, ich, die sich selbst so sündlich von ihm schied. Aber auch dies tröstet mich, daß er es mir versagt; so kann ich, geschieden, ewig ihm treu sein. Vielleicht darf ich einst seine

Kinder sehen, sie erziehen, und dann über ihren Anblick edlere Thränen vergießen, als mir jetzt die Schuld auspreßt. Suchen Sie ihn zu bereuen, daß er Urlaub zu einer Reise nach seinen Gütern nimmt; und retten Sie unsern armen Minelli. Mein Herz bricht von den Tönen seiner Leidenschaft! — Lebe, dann froh, gute Seele — halte mich für glücklich — denn ich werde nie elend sein — aber denke oft von deinem See her an jene Ufer, wo deine Julie lebt.“

„O Gott,“ rief Wilibald aus, „warum mußte denn gerade ich Aermster die unglückliche Veranlassung sein, ein so schönes Band zu trennen! Zwei Herzen von einander zu reißen, welche insgeheim noch viel seliger lebten, als ich selbst jemals ahnete!“ Er konnte sich nicht gerade als den eigentlichen Verbrecher anklagen; aber sein Zartgefühl maß ihm doch einen so großen Antheil an diesem unglücklichen Ereignisse bei, daß er eine gewisse Unruhe nicht unterdrücken konnte, die ihm auch seinen Schlaf raubte. Nur in der einzigen unsichern Hoffnung glaubte er einigen Trost zu finden, daß es vielleicht, bei der Denkungsart des Grafen, und dem leichten Blute seiner Gattin, noch möglich sei, die Getrennten nach einiger Zeit wieder zu vereinigen; und dann, hoffte er, war die liebenswürdige Gräfin sicherlich das Weib, welches das Unmögliche selbst möglich, und alles vergessen machen konnte. „Wie viele andere Thorheiten wollte ich mir verzeihen,“ — sagte er, und warf sich ängstlich auf seinem Lager hin und her — „wäre ich doch nur jenes einmal mehr als ein Weiser gewesen, als ich mich den Regungen der Sinne so sorglos schlummernd überließ!“

Wie es Tag ward, drang ein furchtbarer Unglücksbote von seinem Vater zu ihm herein. Mariane war diese Nacht gestorben, und Minelli hatte gestern bei seiner Nachhausekunft einen Blutsturz überstanden, der keine Hoffnung für sein Leben übrig ließ. Er rang die Hände in thränenlosem Schmerz und befahl, zu satteln. Aber noch ehe dies geschehen konnte, kam ein zweiter Bote vom Vater, der ihm einen Brief des unglücklichen Minelli überbrachte. Helle Thränen eines niegekannten Jammers stürzten ihm aus den Augen, als er den Brief überflog. Er schrie wie wahnsinnig nach seinem Pferde.“

„Am Werke meines Lebens“, so schrieb sein sterbender Freund, „ist die Feder gesprungen, und das beste Blut des Herzens ist verströmt. Die Kunst ist lang, das Leben so kurz! Meine Seele lebte in Melodien, während das Leben in wilder Dissonanz hinabschäumte und endlich verklang. Ich fühle, daß mein Blutsturz zurückkehren wird, — und dir, der mein wärmster und reinsten Freund war, will ich meine letzten Augenblicke weihen. Du allein fühlst es mittheilig, daß mein Herz zu warm war, um Hestia's Götterbild zu verehren. Groß und Himeros zerrissen es unerbittlich. Gestern

hatte ich noch einige schwere Stunden, als mein Zufall vorüber war. Ich fürchtete besonders meinen Tod in der Zeit des Zwielichts. Du kennst selbst die fesselnden Empfindungen, die mich immer ängstigten, wann die Sonne hinabgesunken ist, der holde Tag entfliehen will, der graue Flügel des Abends so fröstelnd mit einemmal über die Natur hinsfährt; wann die Fieberschauer sich wieder auf den Krankenbetten lagern, das Nachtgeflügel erwacht, das Wild sich anschickt, die Saaten seines Feindes, des Menschen, zu verderben, und die Bosheit scheu und hämisch aus ihren Höhlen hervorsteht: ach, wie graute fürchterlich vor diesen Minuten! Meine Sterblichkeit stand wie ein blaßes Gespenst vor mir. Alle Systeme durchkreuzte die wilde Phantasie. Was werde ich sein? rief sie. Soll ich zahllose Leiber pythagorisch durchirren? Von Vernichtung zu Vernichtung flattern? Oder soll alles auf einmal vermodern; die Materie mit dem Geiste wieder den Elementen einverleibt werden; als Pflanze aus der dunkeln Erde hervorstechen? ach, in kurzer Zeit nicht einmal das Kinkeln in der Flamme des Herdes, nicht mehr ein Theil des milden Regens sein, den der Himmel träufelt, ja des leisen Windes, der den Liebenden durch die Blüthen entgegen weht, — nur gestaltlos fortrinnen auf der allgemeinen schrecklichen Flut, bis das letzte Atom wie die Wasserblase zersprengt und vertilgt ist? Oder, wie soll der Mensch bestehen, wann nun einst die Erde wiedergebirt, was in der Stille ihres Staubes ruhte, — wann der Erzengel mit Posaunenschall das klingende Feldgeschrei der großen Auferstehung anhebt, — wann das Thor der Ewigkeit aus den Angeln der Zeit springt, und der erste Strahl vernichtend hereinzischt, und die Welten im Goldblick des heiligen Morgenroths zerschmelzen: — was soll aus dem Sinder werden, wann die Natur sich auflöst? — So, Willibald, fuhr ich fort, und stürzte endlich auf mein Angesicht, als die Sonne bald scheiden wollte. Aber Pinius ergriff mich, und mahnte mich, an's Fenster zu treten, und nach der untergehenden Sonne zu schauen. Es wurde mir bald wohl. Zitternd stand ich vor den großen Waldwellen des Parks da, und die Blätternacht schien über mich zu trauern. Aber vor dem Walde blühte jetzt noch ein wunderbarer Frühling über den Teich zu mir herüber. Da standen niedrige Weidenbüsche, die mit ihrem weißen Laube die Blüthen des Haindorns nachahnten; Gruppen von Silberpappeln bildeten mit schneeigem Gipfel die reizenden Wellen der Birnbäume; rother Hollunder und hochblühende Sommergewächse dazwischen äßten eine täuschende Frühlingsfarbe nach; hinter dem allen die majestätischen Buchengewölbe, — Eichen dunkelten dazwischen, — Ahorn und Birke hingen ihr mannichfaltiges Grün, Gelb und Roth über das Walddunkel gekräuselt herab; und das Ganze ward jetzt von der Abendsonne zu tausend grellen Lichtern angezündet,

und konnte wirklich für einen Moment in meinem Gemüthe die Zeit um vier Monate verjüngen. Aber mit Thränen flog ich bald aus der wiedergeträumten Kindheit des Jahres zurück, und rief bittend in die Wirklichkeit hinüber: o täusche mich nicht in dieser Stunde, holde Natur! Deine Blüthen dort sind nur Blätter und Früchte; deine Laubgewölbe hat schon der Reif des Todes gerührt! Darum erröthen sie in der scheidenden Sonne, wie Sterbende vom kalten Brand! Dieses Gelb wird nimmer ergrünen, — ach, nimmer, wie jene zartfarbigen Sprößlinge des Frühlings! Ergrauen wird es bald, und dann in braunen goldgefleckten Blättern, an Farbe giftigem Gewürme gleich, auf mich herabfallen! Diese armseligen Nester von lachendem Hellgrün sind nur verspätete unreife Säfte, die sich bald in verbranntes Schwarz hüllen. Aber mit Pracht legt du deinen sanften herrlichen Schmuck nieder, du Müde! Geh' zur Ruhe, Natur! Ich weiß ja einen Odem des Frühlings, über den Sternen wehend, welcher der Natur den Kreislauf der Wiedergeburt verheißt, der alle Zerstörung ewig wieder vertilgt. Nach diesem kurzen Schlummer wird sein belebender Sturm über die Erstarrte hinausgehen; im Chor der Auferstehung werden die zahllosen Reime wieder herausbrechen; Frühling wird ertönen, und des Blüthenlebens soll kein Ende sein vor dem Herrn der großen Flur! — Und du, o Mensch, wolltest allein ein Fremdling in der Natur sein — du, ihr eigenstes, schönstes Glied? — Nein, willkommen! Mit dem Laube falle auch der Mensch! — Ha, Mariane läßt mich grüßen — Mariane ist schon frei, wie ein Adler. Pinius weinte nur, und wollte mir es verhehlen. Ihre letzten Worte waren: „Ich bin ewig bei euch.“ — Fahre wohl, holdes Weib! Mein Flug ereilt dich noch! — Höre jetzt auch meinen letzten Willen, Bruder. Ich bitte dich, laß mich in Hainberg neben die Grotte begraben. Ich vermache Mathilden meine Leibgitarre; meine musikalischen Manuskripte meiner Braut; mein Violoncell der guten Julie, und meine Litteralien dir. Für Pinius mein Geld, und Franz soll alle übrigen Instrumente haben. Sieh, nun bin ich ja frei und los! — Gib Mathilden meinen Todengruß. Sie war mein Glaube, du mein Helfer. O, meine Mathilde! Auf dich lebte ich — auf dein süßes Bild will ich nun sterben. Nein, die Schönheit ist ein Theil des Himmels, und nicht ein vergängliches Erbe der Zeiten. Dies Anliß ist ein Tempel, worin die Hoffnung eines bessern, ewigen Lebens gepredigt wird. Bruder, ich ließ diese Nacht zwei Geistliche rufen; einen Priester, der mich verjah, und einen Lutherevaner. O, es waren zwei würdige Abgesandte, und Gott lohne ihren Trost. Und nun kehre ich zu meiner eben so kräftigen Predigerstimme zurück, zu Mathilden! Ihre Rufe rufen mir jetzt mit vollem, heiligem Schall in die Seele: Es blüht eine Unsterblichkeit,

und endlos windet Gott ein helles Grün des Lebens um die mystische Schlange der Ewigkeit! Drum, bange Menschenbrust, verzage nicht in deiner letzten Noth! Nur ein höchster, einziger, wahrer Gott konnte diese Züge gestalten, deren Schönheit wie ein freundlicher Gast auf Erden erscheint, — deren Blick auf den kurzen räthselhaften Traumbildern unserer Maß- und Zeitform nur gütig weilet; aber kein Gott kann sie wieder vertilgen! Oder, mag etwa der Ewige den klaren, unendlichen Tropfen wieder vernichten, welcher einmal mit dem Vorn der Schöpfung aus seinem Herzen sprang? Höchster über den Sternenvelten! erst jetzt erkenn' ich dich, — und nur aus deinem Geschöpf, nur aus deinem Abbild erkennt man dich, — und einzig das Herz vermag dich zu ergründen! Du allein sandtest mir dies Engelsbild, welches jetzt Trost in meine letzten Stunden herüber weht! Du wirst nicht zugeben, daß das Schöne der Verwesung zum Raube werde. Alles, was mit dem Siegel deiner Herrlichkeit gezeichnet ward, das wird dem Staube wieder entblühen. Wonne, Wonne sonder Maß! auch ich bin dein Geseigelter. Es erkohr sich ja das Schöne, und mit ihm alles Höchste oft auch diese schwache, arme Brust zur Wohnung. Wonne! Nun werden die Schwächen der Erde bald verblutet sein. Was der Erde gehörte, fahre hin! Auch der Himmel hatte immerdar seinen Theil an mir. Darüber jubilirt jetzt die beseligelte Seele. Dort, Vater — ja, du hast wahrlich ein Dort bereitet, ein heiliges Land, wo die hohen Seelen sich wieder versammeln, wo das Schöne endlich dem Schönen himmlisch vermählt wird! Ich sehe die Flammen alles Lebens verzischen, im Wirbel der Elemente; langsam und blaß zieht dann der große Strom von Asche dir vorüber; aber, ach Liebender! du sammelst die göttlichen Funken aus dem verbrannten Welttschaum in deine Urne, und bildest liebliche Sterne daraus — und über dem Strome rauscht es im ewigen Frühlingschor: Herr, deine Todten werden leben! — Da zieht mich das Leiden noch einmal zur schönen Erde nieder. Ich fühle, Bruder, es kehrt zurück, bald zum letztenmal! denn die bange irdische Natur sieht nach Hülfe umher; im Herzen wird es so warm, — so lieblich — so voll! — Ich will siegeln und zu dir senden. Gern sah ich dich noch einmal! — Du warst ja mein liebster, mein allertreuester Freund! O weine nicht, daß du mir nicht beistehen kannst, wann nun die Todesangst zu früh über dies junge Leben hereinbricht. Denk, daß dein Freund wie ein Mann gestorben sei. Und das will ich! — Aber lebe wohl, und vergiß dieses Lebenswohl einer treuen Seele ewig nicht! Pinius mahnt mich zu schließen. Leb wohl, Allerbesten, du Bruder! Es scheidet sich auch alles zum letzten Kampfe an. Ich will ihn treulich ringen! Er kommt. Mutter Gottes, heilige Maria, seliger als Keine war, bitte, daß die große Stunde sanft über mir

hinziehe; daß der göttliche Mittler auch mich liebend sammle zu seinen geweihten Sündern! Cäcilia, du Himmlische, vertritt deinen treuen Sohn! Laß die Seele sanft hinüberschweben auf den Schwingen deiner Töne, — hin in jene ewigen Melodien am Throne der Ebenedeten."

Wild sprengte unser Freund nach der Stadt, um das theure Leben noch zu ereilen. Ach, er fand in Minelli's Wohnung einen Todten, in seines Vaters Hause eine Leiche.

Mariane hatte verlangt, daß man ihren Leib, und auch in einem besondern Behältnisse ihr Herz nach Hainberg bringen möge. Sie war sehr ruhig gestorben. Der Arzt fand einige Hauptgebrechen in der Brust. Ihre Leibesfrucht war schon seit längerer Zeit todt.

Der Schmerz lag schwer und hart auf unserm Willibald. Aber, wann er seine Eltern weinen sah, oder den ganz hingesunkenen, trostlosen August, oder Minelli's verwaiste Braut; dann riß er sich mit Kraft empor, und er und Pinius behaupteten ihre Stärke. Die arme Gräfin saß Stundenlang mit gefalteten Händen sprachlos da, und zwischen ihren Lippen schwebte immer ein wehmüthiges M., zum Ausrufe jener theuern Namen bereit. Die Anstalten zu ihrer Reise, und zu einer andern, welche der Graf unternehmen wollte, wurden jetzt bekannt gemacht und beschleunigt.

Nach einigen Tagen führte Pinius, welcher die Leichenanstalten besorgte, beide Lieben, die, bis in den Tod sich immer fremd, doch in einer so geheimnißvollen Verbindung gestanden hatten, nach Hainberg. Man begrub sie zu beiden Seiten der Grotte in zwei schöne Felsengräber. Alle Hainberger gingen mit zum Grabe, und streuten ihnen gutwillig eine stille Saat von Thränen.

Am folgenden Morgen setzte man ihre Leichensteine. „Laßt uns wieder zu ihnen gehen!“ sagte Willibald. Es war ein rauher Tag. Man sah schon Blätter fallen, ein scharfer Wind rauschte über die Haferstoppen, und der Landmann eilte, um den Weizen in die Erde zu bringen. Der Künstler, welchem Pinius die Steine gegeben hatte, begegnete ihnen, und hatte seine Arbeit geendigt. „Ach, Sie haben für unsere Freunde die allerlezte Arbeit verrichtet!“ rief Mathilde ihm entgegen, und Alle brachen wieder in Thränen aus. Aber Willibald eilte voraus, und — blieb starr vor der Grotte stehen. Denn zwischen den Gräbern kniete ein Weib. Es war Julie, in Kleider aus. Unwillkürlich breitete er seine Arme gegen die Betende aus. Doch sie stand langsam auf, legte ihren Finger auf den Mund, und zeigte auf die Gräber, dann in die Wolken. Ihr Herz wollte brechen. Sie verschwand in dem Gebüsch, aus welchem es noch leise zu ihm zurückschallte: Lebe wohl!

Auf Marianens Grabstein war ihr Liebling, die Harmonika, auf Minelli's Mal aber die romantische Guitarre abgebildet. Beider Namen prangen oben darüber.

Lange sahen die armen Zurückgebliebenen stumm hin nach der aufgelösten Herrlichkeit. Dann erhob sich unser Freund, wie ein Held, und rief begeistert, in die Saatsfelder hinausehend, aus: „So bildsam, wie das Weizenkorn, ist auch der Kern des Menschen! Des Todes Genius hütet diese Steine, und verschleucht alles Leben aus ihrem traurigen Raum. Aber, es wird eine Zeit kommen, wo wir nicht mehr schwermüthig von ihren Gräbern Rosen brechen, wo keine Nachtigall melancholisch hier klagt, wo die, welche jetzt mit der Natur einschlummerten, sich ermuntern, und zwischen den Blüten eines ewigen Frühlings hervorrauschen, — eine Zeit, wo keine Zeit mehr sein wird! Heilige Hoffnung, unter deinem Banner will ich treulich fortleben; will ich glauben, daß all dies Theure, Werthe nicht vergebens dahin gesät sei, in die Flächen der Zukunft. Ja, es wird nicht ewig Winter sein!“

„Das wird es nicht. — Dein Vater ahnete es, meine Kleine!“ sagte Pinus. Er hob Wilibalds Pflgetochter, die ihrer zweiten Mutter Grab besuchen wollte, zu seiner Brust empor, und zeigte ihr Etwas auf einem dritten Denksteine, der noch aus den Büschen ragte. „Was ist das, Liebe?“ sagte er weich. Mathilde weinte laut im Hinsehen.

„Eine Flöte,“ sagte das Kind, und blickte mit Augen, in welchen die Geister künftiger Thränen glänzten, nach dem Denkmal ihres Vaters.

Sie gingen. Ueber den See herüber hörte man Juliens Wagen abfahren, dessen Rollen sich bald nach Süden hin verlor.

Aphorismen.

Das ist ein königlicher Mann, welchen nichts besiegt, als das Schöne und Göttliche, dessen Knie nichts beugt, als die Andacht.

Laß die Kinder der Phantasie erst Greise werden, ehe du sie zu deinen Vorsätzen machst; aber zwischen dem Vorsatz und der That vertilge jeden Raum durch das Feuer deiner Kraft.

So oft die Sinnlichkeit der Liebe Mutter ist, wird sie auch ihr Grab.

Verzage nicht, wenn das Leben stürmt. Aus dem Verworrenen geht Ordnung und Schönheit hervor. Erst mußt du ja die Schreckensstimme des finstern Winters vernehmen, ehe dein Ohr sich in jenem milden Tone berauscht, den die Zunge des Maies in Blüthengewölben kispelt.

Es muß man glauben, daß die Frauen nur mit dem Herzen denken, oder gar mit den Sinnen. Der Mann denkt in ernster Tiefe, aber hoch im wärmsten Lichte fühlt er.

Vergebens hoffst du, die Charis durch Streben, That, Wissen oder Muth hernieder zu bannen! Nur das Große läßt sich erinnern; das Schöne ist und bleibt himmlisches Glück.

Wer einmal mit der Albernheit im Bunde steht, der läßt sein Leben für sie. Er jagt lieber den treuen Hund Verstand gar aus dem Hause, ehe er ihn das Leibkäschen Dummheit auswittern und sich vom Schooße wegbeißen läßt.

~~~~~  
Selbstkenntniß! Viel zu wenig streben die Menschen nach ihr! Ich kann viele deshalb nicht tadeln; denn, lieber Gott, wie gar wenig verlohnen doch gar manche dergleichen Bekanntschaften die Mühe!

~~~~~  
Es gibt nichts Heiligeres als die reine Liebe, wenn sie zur Leidenschaft wird. Ihre Göttlichkeit flammt, wie strahlende Religion, zum Himmel auf.

~~~~~  
Liebet euer Leben, aber nicht mehr als Alles. Die allzugroße Liebe zum Leben hat schon oft das Abscheulichste erzeugt. Blickt empor, wie freie Geister, wann die ernste Wahl sich nähert! Und — betrachtet doch das Leben! Ist es nicht eine unheilbare Krankheit, an welcher Jeder, und der Gesündeste nur am langsamsten, stirbt?

~~~~~  
Der freie Mensch weicht gern der Gewalt der Gründe; er ist ja der Sohn des Schicksals. So gehorcht der edle Kaiser dem guten Rathe des Bauers. Wer aber Willkür zu seinem einzigen Handlungsgrunde macht, der ist ein feiger Knecht seiner Sinne und zugleich ein Tyrann seiner Gesellschaft, der er Gewalt anthut.

~~~~~  
Nur dem reinen Herzen thut die Erscheinung der Wahrheit Gutes: so wie Hyperions allervärmende Klüfte hier den Dufteleis der gefleckten Schlüsselblume schmeichelnd aufschließen, und dort vom schmelzenden Schneegebirge tosendes Verderben in die Abgründe senden.

~~~~~  
Willst du die schöne Jungfrau in ihrer höchsten Anmuth schauen: — sieh die Keusche, wann sie im Rosenschein der ersten Liebe schimmernd dasteht, bis an das Stirnhaar in Scham getaucht.

Die Feigherzigkeit ist gefellig; sie lebt und gedeiht am besten in Haufen. Da schielt und horcht Jeder aus seiner Beängstigung hervor, und immer auch noch auf die Gespenster des Andern so lange hin, bis Nachdenken und Fassung gänzlich vertilgt sind, ja die ganze Menschheit zum Fremdling geworden ist.

~~~~~  
Alle Frauen, die einmal zu einer gewissen Rohheit gesunken sind, oder noch darin zu leben scheinen, sind — ich kann ihnen nicht helfen! — viel grausamer, als Männer von dem nämlichen Bildungsgrade. Man beobachtet sie nur, wenn z. B. vom Urtheil oder Plane wider die feindliche Nachbarin die Rede ist; oder wenn die Unbarmherzigkeit ein armes hungriges Hündchen mit Prügelein oder mörderischen Würfen aus der Küche jagt. Die Weiblichkeit (so wie ich sie das Herz der ganzen Menschheit nennen möchte) macht das Edelste vom Innern des Weibes aus; eine Auflösung der edelsten Theile aber zieht auch die Zerstörung der ganzen Menschheit nach sich.

~~~~~  
Im Menschen wohnt ein himmlischer Ton, durch den er der Gottheit selbst ähnlich wird. Es ist die Stimme der Barmherzigkeit, wann sie mild, wie Gesang des Himmels im Frühlingshauche, herabweht in des Elends giftige Schauerhöhle. Seht, Menschen! dort hebt der langgequälte Mensch sein Haupt nach dem süßen Schall empor; alle Warten sammlet sich noch einmal in seinem Blick, um in einer einzigen Freudenthräne zu verrennen!

~~~~~  
Die Hitze des Lebens blendet unsern Geist, wie die Sonnenhitze eines heißen Tages das Auge. Erst am kühlen Abend schaut die Seele in den Tiefen der stillheraufziehenden Nacht die ewigbrennende Kerze der Unvergänglichkeit, gleich einem freundlichen Sterne, der im Abgrunde der Finsterniß leuchtet.

~~~~~  
Im größten Drange des Lebens reißt uns oft die Liebe am mächtigsten zu sich; so wie die Sirenen im Sturm am lieblichsten singen.

Zwischen Zorn und Trunk laß die ganze Macht deiner Klugheit sich lagern. Der Zorn ist nur ein dummes Ungeheuer, das vor dem Lichte der Besonnenheit flieht. Der Wein ist nur ein lustiger Bechbruder, den wir beim Wirths hereinnöthigen und mit schwerem Gelde dafür auslösen, daß er uns zum Besten hat und dem Verstand ein Bein stellt. Aber Zorn und Trunk lieben stets einander in sträflicher Begierde, wie Vater und Tochter, und ihr blutschänderisches Bündniß zerreißt alle Bande der Menschheit. Oft zeugen sie plötzlich den Schreckensohn Mord mit einander, und Jeder mußte immer noch zuletzt an der Neue sterben.

Die erwachsene Jugend muß nur in's geheim getadelt, das Kind dagegen nicht öffentlich in seinem Vorsein gelobt werden. Gewöhnlich aber erziehen wir durch öffentliches Lob den Knaben zum heuchlerischen oder frechen, — oder durch allzuvielen Tadel unter vier Augen zum scheuen oder furchtsamen Jüngling. Insbesondere ist es einer unserer häufigsten und größten Erziehungsfehler, daß wir unsere Kinder in der Stille häuslicher Erziehung zu wenig lieben und loben. Gegen Andere mußt du in Beurtheilung deines eignen Kindes streng und gerecht sein, damit diesem die öffentliche Meinung achtungswerth, unumgänglich und unerbittlich erscheine. Zu Hause darfst du seines Gleichen sein; da stärke seine Selbstachtung durch warmes und freundliches Anerkennen jedes seiner kleinen Verdienste, damit es innere Ehre und Wahrheit und eignes Bewußtsein doch noch höher achten lerne, als den Schein und das Urtheil der Welt. Wie selten loben wir unsere Kinder mit eigentlichem Enthusiasmus! Immer, und hätte auch das Kind Alles gethan, was seine Kräfte verstaten, sagen wir nur höchstens etwa mit einem gewissen mürrischen Wesen: „Nun, nun, fahre nur so fort — es sollte freilich noch besser sein!“ u. s. w. Niemand zieht mehr Nutzen aus der reinen Wahrheit, als das Kind; warum wollen seine besten Freunde sie ihm verweigern, zumal die angenehme Wahrheit?

Jede Gefahr erkennt einen königlichen Gebieter an. Er heißt Muth.

Willst du deine Liebe treu bewahren, so fliehe im Lieben die Ueppigkeit. Das Leben der Sinne ist der Tod der Liebe; und schon der Wörder Vollgenuß allein tödtet der Liebe oft so schnell die schöne Gefährtin Anmuth!

Menschengröße hebt dich auf Jahrtausende über die gewöhnlichen Menschen empor. Aber schöner Sinn macht dich zum Sohn und ewigen Erben der Götter selbst, und diesen ähnlich. Frei sein kannst du; aber die irdische That stammt selten von dir her, hängt seltener von dir allein ab, und oft trübt der Schlamm des Zufalls ihre ersten Silberquellen. Selbst der größte Mann, — und wäre er von den Menschen bis an die Stirne in Größe gekleidet und bis an die Fersen in Unsterblichkeit getaucht, — er ist doch nur ein Spielwerk der Zeit und ihrer unbeständigen Kinder! Darum tröste dich, schöne, edle, thatendurstige Seele! Denn es gibt noch Räume für dich außer dieser kleinen Weltgeschichte.

Die Vorsätze zur Thätigkeit und zum wirklichen Arbeiten müssen niemals verschoben, sondern sogleich ausgeführt werden. Besser, es mißlingt Manches, als daß Alles unterbleibt. Wer etwas thut, hat dadurch an sich schon ein gewisses Verdienst; wer sich immer gegen das Handeln wehrt, gar keins. Die Menschenklasse der leßtern Art ist ungeheuer groß. Das sind die langweiligen, furchtsamen und faulen Träumer, die dennoch und eben deswegen niemals des Lebens froh werden.

Das Schöne schmiegt sich gern dem Schönen an; und wenn die reine Jungfrau sich schon vor einem einzigen kühnen Blicke des Lasterhaften beleidigt verbirgt, so lockt ihr süßer Blick den Mann mit der schönen Seele von selbst an ihr Herz. Dieser, wenn sein Gemüth bis zu einem gewissen Grade rein poetisch ist, bleibt in ihren zarten Gedanken immer noch Eudämon, er wage auch zehnmal mehr als Jener. Vor Jenem schließt sich, wie vor einem unbescheidnen Fremden, ihre ganze geheime reizende Welt unerbittlich zu; aber dieser lebt mit ihren zärtlichen Augen im tiefen, gnostischen Verständnisse. Er ist ja der Schönheit vertrauter Mystagoge, und die Küsse seiner geweihten Lippen dürfen wohl einmal auf der Wusens Bitte bis zur Busenmitte ungestraft gelangen. Und, glaubt es nur, ihr sogenannten Sittenrichter! dies ist der schönen, im Schatten der reinsten Mysterie und unter dem Schutze keuscher Gedanken ruhig spielenden Menschheit vergönnt. Doch, ihr haltet unstreitig den lezten Satz für gewagt, weil euch seine Bedingungen unmöglich scheinen, da euer Glaube an schöne Seelen nicht größer sein darf als ein Sensform.

Vorsichtigkeit beim Wohlthun bleibt immer ein Zeichen menschlicher Kälte. Wer nicht gern gibt, stellt gewöhnlich erst ein langes Gramen, mehr über die Geschichte als die Würdigkeit des Leidenden an, und thut allerlei tröstliche Vorschläge. Der eigentliche Wohlthäter untersucht nur die Noth. Er fragt nicht lange nach Stand und Namen; seine Tröstungen sind stille Thränen; und überall, wo er die Ebbe der Armuth erblickt, da bricht die Flut seiner Barmherzigkeit schwellend herein.

Haft du die Geliebte deines Herzens gefunden, dann gib ihr dein ganzes Wesen willig hin. Laß ihre Wünsche deinen eignen Busen mit Sehnsucht aufschwellen und ihre Gedanken sich in deine nächtlichen Träume einstehlen; ihre Augen laß dein Elxium sein; ihren Kuß deine Götterkost, und ihr Gedächtniß sei deine Ewigkeit! Die wahre Liebe behält nichts für sich zurück. Aber wohl dann dir, du seliger Jüngling, wenn du ein solches Weib liebst, wie einst ich liebte! Wann mein brennender Blick um ihr Kostbarstes flehte, dann kam schnell über ihr Angesicht ein holder Glanz, dann verwilligte ihr scharfes Erröthen Alles, aber ihre Sehnsucht schien um Aufschub zu bitten, die Keuschheit gab sich der Liebe willig gefangen, aber die Armuth siegte still über das wallende Blut meines Herzens!

Wir wissen, daß es Empfindungen und Gefühle gibt, die uns und allen Menschen ewig so dunkel bleiben, wie etwa das Heimatlische dem lange pilgernden Fremdlinge wird. So die stille, ächte Feier eines schönen Sonntagsmorgens, der Blick über's Weltmeer oder in den Sternenhimmel, das Schauerliche in gewissen Tonsätzen großer Symphonieen oder Chöre oder des Vogelgesanges zc. Aber, warum glauben noch so wenige Menschen, daß diese Empfindungen und Gefühle nothwendig ein Vaterland haben müssen. Daß es doch irgendwo andere und höhere Wesen, als wir sind, geben muß, denen dieselben eigen angehören, welchen sie gewöhnlich und in der höchsten Klarheit erträglich und deutlich sind? Und daß wir diesen Wesen innigst verwandt sein müssen?



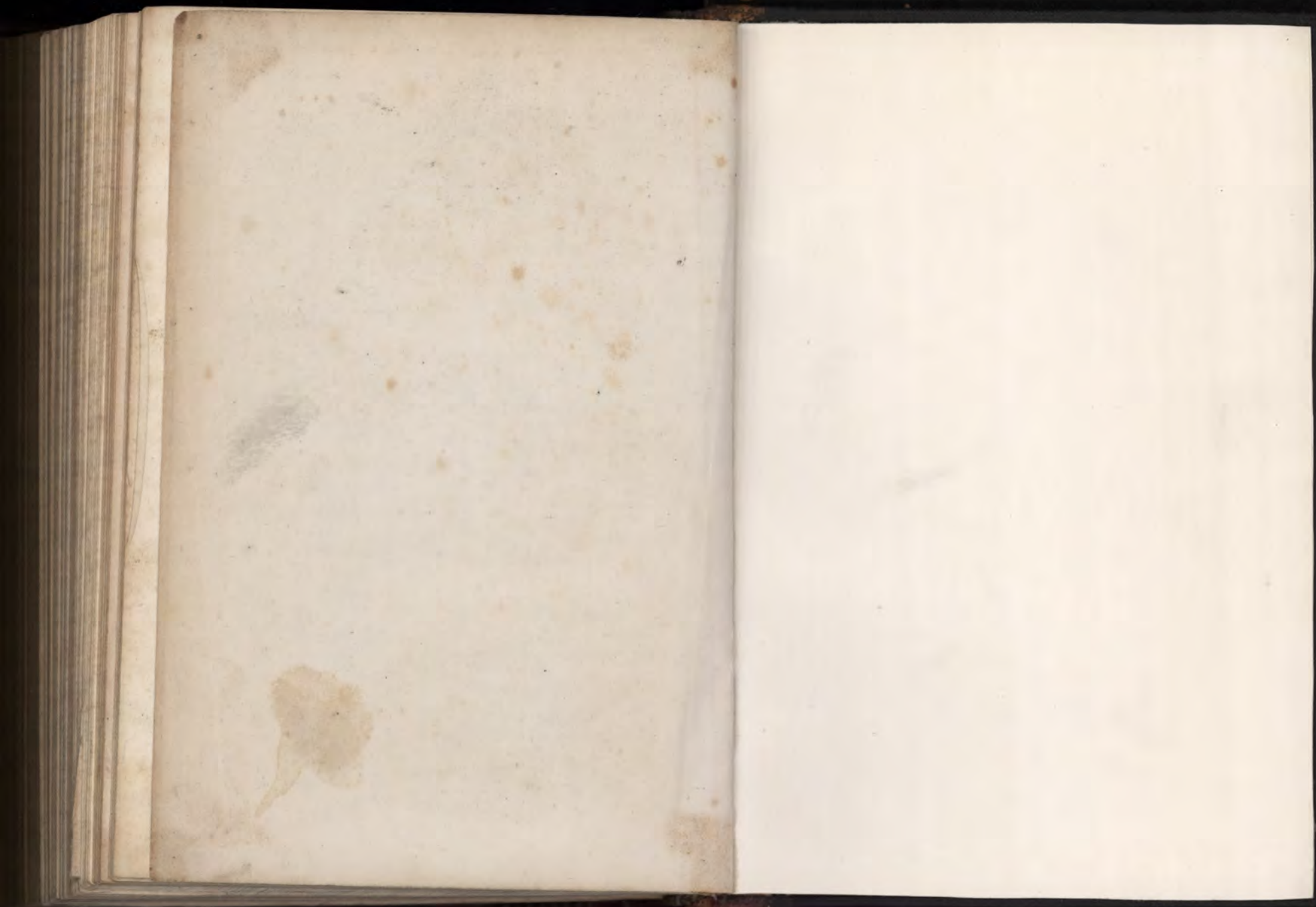
Inhalt.

Johann Gottlieb Fichte.		Seite
Biographie	7	
Reden an die deutsche Nation	13	
Vermischte Aufsätze	101	
Zacharias Werner.		
Biographie	147	
Der vierundzwanzigste Februar	151	
Die Tempel auf Cypern.	182	
Scene aus den Kreuzbrüdern	283	
Ziel des Menschen	295	
An den Arzt Massatti	296	
Heinrich von Kleist.		
Biographie	299	
Michael Kohlhaas	303	
Der zerbrochene Krug	382	
Das Rätchen v. Heilbronn		441
Prinz Friedrich von Homburg		522
Epigramme		584
Das Erdbeben in Chili		585
Gedichte:		
Der Schrecken im Bade		598
Das letzte Lied		602
An die Königin von Preußen		603
Germania an ihre Kinder		604
Heinrich Joseph von Collin.		
Biographie		609
Regulus		611
Ausgewählte Gedichte		688
Ernst Wagner.		
Biographie		723
Wilhelm's Ansichten des Lebens		725
Aphorismen		1001

Handwritten text, likely bleed-through from the reverse side. The text is mirrored and difficult to decipher.

Handwritten text, likely bleed-through from the reverse side. The text is mirrored and difficult to decipher.

Handwritten text, likely bleed-through from the reverse side. The text is mirrored and difficult to decipher.



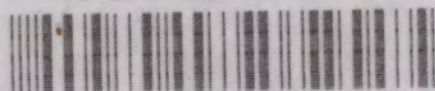


Bibliothek
d. deutschen
Klassiker
15.



Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

4073/XV S



001-004080-15-0